LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF ILLINOIS

015.43
B612
1881

Return this book on or before the
Latest Date stamped below.
Theft, mutilation, and underlining of books
are reasons for disciplinary action and may
result in dismissal from the University.
University of Illinois Library

JUN — 1936

L161— O-1096

Blätter für literarische Unterhaltung.

KAUFMÄNNISCHE RESSOURCE
Breslau

Jahrgang 1881.

Erster Band.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1881.

KAUFMÄNNISCHE RESSOURCE
Breslau

Erster Band.

Januar bis Juni.

(Enthaltend: Nr. 1—26.)

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

—

1881.

Digitized by the Internet Archive
in 2019 with funding from
University of Illinois Urbana-Champaign

https://archive.org/details/blatterfurlitera1881unse

D15.43
B612,
1881

KAUFMÄNNISCHE RESSOURCE Breslau

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

KAUFMÄNNISCHE RESSOURCE Breslau

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 1. — 1. Januar 1881.

Die **Blätter für literarische Unterhaltung** erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 7 M. 50 Pf. vierteljährlich, 15 M. halbjährlich, 30 M. jährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Literarische Unterhaltungen. Von Ernst Wichert. — Lyrisch-epische Dichtungen. Von Rudolf von Gottschall. — Zur Ethnographie. — Ein Trauerspiel von Adolf Wilbrandt. Von Heinrich Bulthaupt. — Feuilleton. (Deutsche Literatur; Theater und Musik; Aus der Schriftstellerwelt.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Literarische Unterhaltungen.

Daß das Verlangen vollkommenster Objectivität der Darstellung, welches man durch das antike Epos für befriedigt hält, sich für den modernen Roman nicht durchaus rechtfertigt, wird heute auch von denen nicht bezweifelt werden, die den Roman für das Epos der Gegenwart erklären und von diesem Standpunkt aus seinen Werth bemessen. Unter Objectivität der Darstellung kann allerdings zweierlei verstanden werden: einmal die rein gegenständliche Schilderung der Begebenheiten und Aeußerungen der handelnden Personen ohne jede Zuthat von Reflexion seitens des Dichters, dessen eigene Meinung also sich nirgends direct erkennbar machen soll; dann auch die völlig unparteiische und gleichmäßige Behandlung des Gegenstandes in allen seinen Theilen, die sämmtlich in gleicher Entfernung von dem Erzähler, in derselben Weise außer ihm bleiben. Ich will hier nicht den alten Streit erneuern, ob und wieweit der Romandichter für befugt erachtet werden dürfe, in eigenem Namen zu sprechen; für die verschiedenen Gattungen des Romans werden sich da wesentlich verschiedene Resultate ergeben, und der Inhalt der Dichtung wie deren Tendenz kann einmal das subjective Eingreifen des Dichters nothwendig erscheinen lassen, ein andermal ausschließen. Aber auch ganz abgesehen hiervon kann ein Roman, in dem der Autor principiell gar nicht reflectirt, in jenem andern Sinne mehr und weniger objectiv gehalten sein, und darauf vornehmlich soll sich die folgende Untersuchung richten.

Der Dichter kann sich gänzlich außerhalb der Welt stellen, die er schildert. Er ist dann als Schöpfer nicht nur der Allwissende, sondern auch der Allgerechte. Er weiß alles, was geschieht, und schildert es lediglich aus dieser seiner eigenen Wissenschaft heraus; für ihn sind aber auch alle handelnden Subjecte nur Objecte der Darstellung, und er hat so wenig zu dem einen oder andern derselben ein intimeres Verhältniß, sodaß keins sich vor dem Leser rühmen kann, ihn selbst zu vertreten. So weiß Vater Homer, was im Himmel und auf der Erde, was im Lager der Griechen und in Troja vorgeht, und er schildert jede Begebenheit so, daß man ihn selbst ganz gleichmäßig in allen Betheiligten erkennt, welcher Partei oder Partie sie auch angehören mögen. Soll nun der moderne Roman darin nacheifern? Er hat vorweg andere Aufgaben zu lösen. In den seltensten Fällen schildert er das öffentlich Geschehene oder Geschehende, dem nur noch die dichterische Form zu geben ist. Er hat seine Fabel zu erfinden und von Grund aus klar zu legen. Er bewegt sich nicht nur auf dem Markt des Lebens, sondern tritt überall in die privatesten Gemächer ein. Er erzählt, was sich in der Familie ereignet, er sieht seinen Geschöpfen ins Herz und beschäftigt sich oft viel mehr mit ihrem Denken und Empfinden als mit den Aeußerungen ihrer Thätigkeit, mehr mit ihrem innern als offenkundigen Handeln. Schon dadurch wird meist eine andere Behandlungsweise bedingt. An sich steht freilich nichts entgegen, auch hier die Dinge für sich selbst sprechen zu lassen, aber es genügt nicht mehr eine plane Darstellung, bei der gleichmäßig von außen das Licht auf alle Theile fällt, sondern es wird eine künstliche Leitung erfordert, die dem Leser eine Thür nach der andern eröffnet, bis er zuletzt Mitwisser aller Geheimnisse ist, und die ihn bis zum Schluß durch sorgsame Vorenthaltung des Eintritts in gewisse reservirte Räume in Spannung erhält. Der

1161669

Dichter muß von seiner Allwissenheit einen beschränkten Gebrauch machen, sich gleichsam so stellen, als ob er den Roman erst mit dem Leser erlebe. Unser Publikum ist nicht so naiv wie das der alten Epiker: es traut dem Dichter nur zu, das zu wissen, was sich nach der Sachlage von den Dingen und Personen wissen läßt, und das um so mehr, als der Roman eine, wennschon idealisirte, Wirklichkeit schildert, in der sich der Leser zu Hause fühlt. Die Frage: kann das der Dichter erfahren haben oder in diesem Moment aus eigener Kenntniß mittheilen? läßt sich nicht umgehen.

Der Dichter beschreibe z. B. einen Schiffbruch. Es steht an sich nichts im Wege, das Schiff mitten auf dem Ocean mit Mann und Maus untergehen zu lassen. Wenn dann aber Personen mit untergehen, für die sich der Leser lebhaft interessirt hat, wird er nicht das Buch unbefriedigt zuschlagen, weil er sich um die Illusion gebracht sieht, daß das alles wirklich so geschehen sei, wie er es geschildert fand? Wenn wirklich keiner gerettet wurde, wenn keine Kunde von dem Unfall ans Land gelangte, woher hat der Dichter seine Wissenschaft? Und wenn es somit offenkundig ist, daß er nur fabelte, wie schnell kühlt sich unsere Theilnahme ab? Jedenfalls thut er gut, einen Zettel beschreiben und die Schrift in einer Flasche irgendwo ans Land spülen zu lassen. Damit eröffnet er sich die Möglichkeit, glaubhaft berichten zu können, und man gestattet nun auch gern seiner Phantasie, die Scene auszumalen und viel mehr mitzutheilen, als was auf dem Zettel gestanden haben kann. Der Dichter muß dafür sorgen, einen Zeugen zu haben, und dieser Zeuge muß innerhalb des Romans selbst stehen.

Der Dichter darf wissen, was in der Seele seines Helden vorgeht, doch nur solange er uns in der Täuschung zu erhalten versteht, daß er mit demselben eins sei, d. h. solange er ihn zur leitenden Figur im Roman macht. Und auch dann darf sein Wissen nicht über das des intimsten Freundes hinausgehen, der die Gedanken vom Gesicht abzulesen versteht. Wo jede Möglichkeit aufhört, von dem innern Leben Kenntniß zu erhalten, bleibe auch der Dichter, wenn er glaubhaft schildern will, an der Schwelle stehen. Man stelle sich vor, eine seiner Personen werde für todt gehalten, sei aber nur von einem Starrkrampf befallen, vernehme was um sie her geschieht, reflectire darüber, könne aber kein Lebenszeichen geben. Die Schilderung dieses entsetzlichen Zustandes wird von spannendster Wirkung sein können. Was empfindet ein Mensch, der lebendig begraben werden soll? Er werde nun auch wirklich in seinem Sarge ins Gewölbe gebracht oder in das Grab hinabgelassen. Dann aber im letzten Augenblick muß der Sargdeckel gesprengt werden, der Todtgeglaubte zum Leben erwachen, wenn auch nur, um nun vor den Augen der Umstehenden zu sterben. Der Dichter hätte auch weiter gehen, den Irrthum nicht entdecken, den Scheintodten in seinem Grabe erwachen und nun langsam verhungern oder ersticken lassen können. Geschähe das aber, so überschritte er die Grenze seiner Glaubhaftigkeit; das Grausige, das keinen Zeugen haben konnte, würde sich um seine beste Wirkung bringen.

Es sind dies einige besonders markante Beispiele. Will man aber darauf genauer achten, so wird man oft zu bemerken Gelegenheit haben, daß der Romantiker von feinem Gefühl sich in der rein objectiven Darstellung Schranken setzt, der Wissende zu sein aufhört und es der angeregten Phantasie des Lesers überläßt, das nicht Mittheilbare, weil nicht Aeußerungsfähige, zu errathen oder weiter auszumalen. Gerade durch dergleichen Rückhalt, besonders auch bei Schilderung der intimsten psychologischen Vorgänge, steigert sich die Glaubwürdigkeit und das Interesse.

Am meisten beschränkt sich in dieser Weise der Romandichter, wenn er durchweg in der ersten Person erzählt. Dies kann auf mannichfache Art geschehen. Entweder der Dichter führt sich selbst ein, erzählt ein wirkliches oder vorgegebenes Erlebniß. Er kann auch ein anderes, erfundenes Ich erzählen lassen. So in dem Roman, der die Form der Selbstbiographie hat, oder in der Novelle, die damit eingeleitet wird, daß in einer Gesellschaft jemand als Erzähler auftritt und nun etwas mittheilt, das ihn selbst einmal nahe berührt hat. Alle diese Fälle haben das Gemeinsame, daß hier der Leser nichts erfahren kann, als was der Erzähler persönlich erfahren hat und erfahren konnte, daß die Objectivität der Schilderung nur so weit reicht, als das Subject des Erzählenden etwas von den Dingen außer sich zu begreifen vermag. Der Erzähler selbst, wer er auch sei, ist hier die leitende Figur. Wäre er ein Blinder, so könnte er nichts mittheilen, was nur durch das Gesicht wahrnehmbar ist; wäre er ein Tauber, so könnte seine Erzählung nichts Dialogisches enthalten. Beobachtet er aber auch mit den schärfsten Sinnen, so kann er doch nichts erfahren, als was diesen zugänglich ist, also auch von den Seelenzuständen anderer nicht mehr wissen, als was sich durch Geberden oder Worte kenntlich macht. Immer von sich her muß er schildern. Allerdings verfügt er auch über einige Hülfsmittel, die ihm unter Umständen seine Aufgabe erleichtern können. Er erzählt, daß ein Dritter etwas erzählt; dann gibt er zeitweise die Leitung an diesen ab und ist selbst nur Zuhörer, um demnächst das Gehörte wieder wie etwas Erlebtes zu behandeln und in seine eigene Erzählung zu verflechten. Er kann auch über Briefe, Tagebücher oder sonstige schriftliche Aeußerungen anderer Personen, die in seiner Erzählung mitwirken, verfügen und uns durch Mittheilung derselben in die Erlebnisse dieser Personen oder in ihre rein innerlichen Zustände einführen. Doch ist Vorsicht in der Benutzung anzurathen. Auf die Motivirung der Kenntnißnahme ist hier besonderes Gewicht zu legen, und wenn etwas der Art lediglich aus dem Gedächtniß mitgetheilt werden soll, wird dessen Fähigkeit, Aufgenommenes nach seinem Wortlaut zu bewahren, nicht übersetzt werden dürfen. Romane und

Novellen dieser Form haben andererseits den Vorzug, daß sich wenigstens das erzählende Ich psychologisch aufs Subtilste zu erkennen geben kann. Hier werden in diesem Sinne größte Subjectivität und größte Objectivität identisch.

Aber auch in dem Roman, in dem weder der Dichter selbst, noch eine von ihm zu diesem Zweck eingesetzte Person sich erzählend einführt, ist die leitende Figur nicht gut zu entbehren. Der Dichter bleibt außerhalb seines Werks stehen; er schreibt keine Zeile in eigenem Namen; er schildert ganz objectiv, was durch andere geschieht. Und doch nimmt er den Leser nicht selbst an die Hand und führt ihn durch die verschlungenen Pfade seiner Dichtung; sondern er theilt, wenn er seine Kunst versteht, fast unmerklich diese Rolle der einen oder andern seiner Figuren zu. Er erweckt die besondere Theilnahme des Lesers für dieselbe und hat es nun leicht, sie selbst zum beobachtenden Centrum zu machen und den Kreis ihrer Erlebnisse und Erfahrungen mehr und mehr zu erweitern. Er will zunächst selbst gar nicht mehr wissen und mittheilen können, als was sich aus dieser Leitfigur heraus wissen und mittheilen läßt. Und sie äußert sich dann objectiv, ihre ganze Umgebung in den Beziehungen zu ihr als Subject. Durch diese Mischung wird der Reiz der Erzählung verstärkt, die Exposition klar gelegt, Spannung hervorgerufen, das Interesse concentrirt.

Es ist aber durchaus nicht nothwendig, daß die leitende Figur den ganzen Roman hindurch dieselbe bleibt. Der Dichter hat es in der Hand, ihr zur rechten Zeit diese Rolle abzunehmen und sie auf eine andere Figur zu übertragen. Nur wird der Uebergang mit besonderer Feinheit behandelt werden müssen. Das einfachste Mittel ist freilich, wie im Drama die Scenerie zu verändern, plötzlich abzubrechen und an einem andern Ort andere Menschen auftreten zu lassen, unter denen sich dann die neue leitende Figur entwickeln kann. Aber damit ist nicht immer zu helfen. Oft ist es gerade Bedürfniß, die Leitung auf diejenige Figur übergehen zu lassen, die der ersten leitenden Figur am nächsten rückte, und dann bleibt nur übrig, ganz allmählich und unmerklich neben das eine Centrum ein zweites zu setzen und die Kreise ihres Einflusses sich schneiden zu lassen. Soweit das geschieht, stehen dann zwei leitende Figuren nebeneinander, bis die Einwirkung der einen so stark wird, daß der Leser sich ihr mit überwiegender Theilnahme zuwendet, wo sie dann dauernd oder zeitweise allein die Leitung übernehmen kann. Der Eindruck der ersten Leitung bleibt nun aber doch so stark, daß der Leser nicht verwirrt wird, wenn später wieder ein Wechsel erfolgt, oder die mehrern Centren so lange nebeneinander wirksam bleiben, bis sie dicht zueinander treten und dadurch bewirken, daß auch ihre Kreise sich decken. Diese vollkommene Vereinigung muß am Schluß des Romans erfolgen, wenn die Composition nicht verfehlt erscheinen soll. Zuletzt, wenn die leitenden Figuren aus sich heraus nichts mehr aufzuklären finden, sich in ihrer Beeinflussung erschöpft haben, muß doch der Dichter selbst den Zügel in die Hand nehmen und — nun gleichmäßig in allen seinen Gestalten wirksam — das Schlußwort sprechen.

Es lassen sich auch von Anfang an mehrere leitende Figuren denken, so namentlich in dem sogenannten Roman des Nebeneinander. Dann complicirt sich freilich die Kunst der Führung ungemein, und es gehört die sicherste Hand dazu, auseinanderzuhalten und zu vereinigen. Es gewährt aber auch dem kritischen Beschauer ein nicht geringes Vergnügen, hervorragende Leistungen auf diesem Gebiet, z. B. die beiden großen Romane von Gutzkow, auf diesen Punkt hin zu untersuchen. Jüngere Romanschriftsteller namentlich, die für ihre Technik etwas profitiren wollen, sollten dies nicht unterlassen.

Ernst Wichert.

Lyrisch-epische Dichtungen.

1. Tannhäuser. Ein Minnesang von Julius Wolff. Mit Porträtradirung nach einer Handzeichnung von Ludwig Knaus. Zwei Bände. Berlin, Grote. 1880. 8. 6 M.
2. Heinrich von Ofterdingen. Eine Mär von Gustav Kastropp. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1880. 8. 6 M.
3. Kain von Gustav Kastropp. Mit einem Titelblatte von Karl Gehrts in Holzschnitt ausgeführt von A. Cloß. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1880. 8. 9 M.

Der Glaube an die Genußfähigkeit des Publikums gegenüber poetischen Werken muß bei unsern Dichtern und Verlegern keineswegs erloschen sein, wenn noch solche umfangreiche Dichtungen wie die vorliegenden im Buchhandel erscheinen. Der „Tannhäuser" von Julius Wolff umfaßt zwei eng gedruckte Bände von zusammen 540 Seiten. „Heinrich von Ofterdingen" von Gustav Kastropp 407 Seiten, „Kain" 376 Seiten. Wir freuen uns über diese Vertrauensseligkeit der Poeten: Julius Wolff darf von seinem Renommée nicht blos eine bedeutende Anziehungskraft, sondern auch eine nicht leicht ermüdende Ausdauer seitens der Leser erwarten; weniger günstig stehen die Chancen für einen jungen Poeten, der mit so großen Dichtungen zuerst die Herzen der Zeitgenossen zu gewinnen sucht.

Merkwürdigerweise haben mit der Dichtung Wolff's die beiden Kastropp'schen Dichtungen eine unleugbare Verwandtschaft. Denn er hat nicht nur in „Heinrich von Ofterdingen" sich denselben Helden gewählt wie Julius Wolff; auch sein „Kain" kann in mancher Hinsicht als ein vorsündflutlicher Tannhäuser betrachtet werden.

Wenden wir uns zuerst dem Minnesang „Tannhäuser" zu: er schlägt im Grunde einen andern Ton an, als die frühern Dichtungen Julius Wolff's, die nach der Stoff-

wahl und dem Erzählungston mehr an den Meistersang erinnerten, denn die Stoffe waren durchaus volksthümlich, die Behandlungsweise naiv, oft derb; die reizenden Liederchen von seltener Frische, sowol wo sie ernsten als auch wo sie heitern Ton anschlugen. Julius Wolff gehört zur Schule Victor Scheffel's, „Der Trompeter von Säckingen" war sein Vorbild; doch auch jetzt, wo er ein höheres Genre sich wählt, wird er der Schule des Meisters nicht untreu: auch Scheffel hat ja eine „Frau Aventiure" gedichtet im Stil des mittelalterlichen Minnesangs.

Tannhäuser ist eine sagenhafte, Heinrich von Ofterdingen eine historisch dunkle Persönlichkeit: Julius Wolff hat beide mit einem kühnen Griff verschmolzen. Für Tannhäuser ist die Liebe zur Venus in Bergestiefen die Hauptkrise seines Lebens, für Heinrich von Ofterdingen der Sängerkrieg auf der Wartburg. Da der Hörselberg und die Wartburg nahe beieinander liegen, so war auch die Verlockung nahe genug, an die Einheit des Ortes auch die Einheit der Handlung anzuknüpfen. Daß indeß bei dieser Verschmelzung der beiden Sagen ein Residuum im Topfe zurückblieb, welches sich poetisch nicht recht lösen läßt, werden wir später sehen.

Wir begegnen dem Helden zuerst als einem Genossen des alten Klausners im Walde. Heinrich von Ofterdingen erzählt diesem, daß sein Vater bei einem Kreuzzuge im Heiligen Lande umgekommen sei; in der Nähe des Kürenberges stand sein Stammschloß: die Mutter kannte Heinrich nicht; sie war nicht des Vaters Gattin und starb nach seiner Geburt. Der achtjährige Knabe wurde zum Ritter Friedrich von Hausen gebracht, wo er zusammen mit Erwin von Kürenberg als Bube diente. Zu Knappen herangewachsen, begleiteten sie die Väter und Ritter zu Friedrich Barbarossa, der sich zum ersten Kreuzzug rüstete. Der junge Ofterdingen befreite beim Heimritt einen Spielmann, der mit andern Fahrenden von den Pilgern vertrieben, und als er sich widersetzlich zeigte, verhaftet und dem Tode geweiht worden war. Noch abenteuerlicher war das spätere Unternehmen der beiden Knappen, Richard Löwenherz zu befreien; dabei nannte Ofterdingen, der im Kampfe einen Knecht erschlug, seinen Namen, mußte daher flüchtig werden, war anfangs in einer Waldschmiede thätig, wurde dann in das Gefolge eines Grafen aufgenommen; doch da auch hier jener kecke Streich ruchbar geworden, so floh er in die Wildniß zum Klausner, dem er noch seine Liebe zu Irmgard, des alten Kürenbergers Enkelkind, beichtete.

Das ist die Vorgeschichte: jetzt geht der Vorhang auf. Der Klausner sendet Heinrich zur Buße für seine jugendlichen Sünden ins Kloster zu Aamunth, wo er sich an das Klosterleben, die Regel Sanct Benedicti, die Kutte, das Bücherschreiben zu gewöhnen suchte. Hier geriethen ihm die classischen Dichter in die Hand, selbst des Ovidius „Ars amandi". Diese Lektüre sowie eine zufällige Begegnung mit dem von ihm geretteten Fiedelvogt bestimmten ihn, nachdem er seine Zeit als Novize hinter sich hatte, dem Klosterleben nicht treu zu verbleiben, um so mehr, als der Abt Isenrikus selbst, ein weitblickender Herr, ihm erklärte, er sei nicht zum Mönch geboren. So ritt Heinrich fröhlich von dannen.

Auf das Kloster folgte der Minnehof zu Avellenz. Das ist eine bunte Schilderung: an diesem Minnehof walten Lust und Liebe in unumschränkter Freiheit, wie an den provenzalischen Liebeshöfen, und es herrscht auch die französische Kunstsprache; es wird hier von Liebe parlirt, über Liebe debattirt, schwierige Probleme der Galanterie gelöst, und der Theorie geht die kecke Praxis zur Seite. Diese Schilderungen sind originell; es handelt sich hier nicht um eine keusche blonde Minne, von der nur „Gott im Himmel weiß"; es ist eine treue, a gewagte Darstellung jener oft sehr sinnlichen Minne der Ritterzeit. Schon im Walde begegnen dem Ritter zwei holde Schönen, welche ihren nom de guerre führen, so gut wie die neuesten abenteuernden Schönen der Seinestadt: Helwibis und Audisie. Die erstere wird von der princesse bestimmt, dem Ritter Unterricht zu ertheilen in der Liebe Pflichten. Er wird zuerst von zwei schönen Mädchen zum Bade geführt:

In spiegelhellen Marmorwänden,
Bedient dabei von ihren Händen.
Er fühlt sein Blut ein wenig wallen,
Allein statt daß er widerspricht,
Läßt er sich alles gern gefallen
Und denkt: das ist so Minnepflicht.
Die beiden Fräulein aber pflegen
Im Bade nun, das schnell bereit,
Den ritterlichen jungen Degen
Mit frohgelaunter Sorgsamkeit.
Ihm scheint, es dauert etwas lang,
Und manchmal wird dabei ihm bang,
Sie aber sind nicht blöde,
Nicht schüchtern und nicht spröde,
Nicht langsam und auch nicht geschwind,
Und wie sie endlich fertig sind,
Da dankt er ihnen frei und froh
Und meint, wenn alle Tage so
Der Minne Dienst sich füge,
So ließ' er's ohne Rüge.

Der Minnesang ist nicht gerade prüde, wie diese Probe beweist. Auch im übrigen geht es sehr flott zu am Minnehofe: es wird Hazard gespielt, ganz so wie in einem pariser Tripot, auch allerlei andere Spiele; es wird gesungen und getanzt. Auch Ofterdingen singt und erobert sich damit ganz das Herz der schönen Deliam, die nicht zögert, ihn zur Nacht in seiner Kemenate aufzusuchen, wo ihm der Liebe höchster Preis zutheil wird. Zum Herbst löst sich der Minnehof auf: Tannhäuser-Ofterdingen beginnt von neuem seine Wanderung; auf der grazer Burg lernt er das Trinken kennen; um die Stimmung der Ritter bei dem Streit zwischen Papst und Kaiser zu prüfen, macht er einen Ritt von Burg zu Burg im Murthal; dann treffen wir ihn auf der Burg Seben an der Eisack:

hier lernt er ein schönes Familienleben kennen und in der Winzerin Otta den Reiz einer „verhohlenen Liebe", von der nur Gott im Himmel weiß. Am glänzenden Hof des Babenbergers, von dem uns allerlei anekdotische Schnurren erzählt werden, geräth Tannhäuser in die Gewalt einer koketten Schönen, Jucunde, die ihn noch zum Besten hält und während sie ihn ausschickt, ihr im Odenwald zauberkräftiges Bergwasser zu holen, seinen Nebenbuhler Turs begünstigte; die Folge dieser Koketterie war ein Zweikampf, dem Turs zum Opfer fiel. Tannhäuser, der schon die Hauptschlacht gegen die Ungarn mitgekämpft, beschloß nun, an dem neuen Kreuzzug sich zu betheiligen. Auf dem Wege dahin winkt ihm noch ein Liebesabenteuer „in den Lagunen"; eine wiener Schöne, Ricchezza, die er gegen Jucunde zurückgesetzt, folgt ihm in einer Gondel nach; er erkennt sie, und sie gewährt ihm in den sichern, seegewohnten Planken ein volles Liebesglück.

Damit endet der erste Band: der zweite beginnt mit lustigen Spielmannsscenen und -Liedern im Stil jener Genremalerei, in welcher der Dichter sich in seinen frühern Werken als Meister bewährt hat. Der Held ist inzwischen aus dem Kreuzzug zurückgekehrt, wo er sich am Bosporus und in Antiochia ausgezeichnet hatte. Heimgekehrt, hatte er sich im Kriege der beiden Könige für Philipp geschlagen. Die Lektüre des „Parcival" macht auf ihn einen bewältigenden Eindruck; er beschließt, Wolfram von Eschenbach aufzusuchen und sich mit ihm im Dichterstreit zu messen. So reitet er nach Thüringen auf die Wartburg.

Endlich betreten wir den Boden, auf welchem die Sagen von Heinrich von Ofterdingen und Tannhäuser sich begegnen. Der Sängerkrieg auf der Wartburg bildet den Mittelpunkt dieser Gesänge: der oft mit schöner Prägnanz ausgeprägte Gegensatz von Heinrich von Ofterdingen und Wolfram von Eschenbach gleichsam die geistige Achse, um welche sich hier die Handlung bewegt. Die alte Sage hat Wolff dahin umgedichtet, daß Wolfram zwar den Kranz des Siegers erhält, diesen Kranz aber selbst Heinrich auf die Stirn drückt und zuletzt beide sich voll gegenseitiger Liebe in die Arme sinken. Wie aber kommt der Sänger in den Hörselberg? Er hat die Geliebte seiner Jugend, Irmgard, wiedergefunden: sie wohnt auf einer benachbarten Burg, sie ist vermählt, doch der Gatte weilt seit langer Zeit in der Fremde, und sie weiß nicht, ob er noch lebt. Tannhäuser's glühende Liebe erwidert sie, doch sie versagt ihm die höchste Gunst. Da beschließt er, die Frau Venus im Hörselberg zu besuchen. Dann tritt er die Pilgerfahrt nach Rom an: ein topographisches Bild des mittelalterlichen Rom schiebt sich breit in die Handlung ein. Im Lateran begegnet er dem Papst: ihm erzählt er, was er im Hörselberg erlebt hat; der Papst verflucht ihn, bis der Stecken, den er in der Hand hält, wieder grünen werde. Der Verfluchte begibt sich auf Burg Kürenberg; dort erfährt er die Mär von dem in der That neugrünenden Stecken, von seiner Entsühnung durch den Papst; hier dichtet er das Nibelungenlied und verschwindet dann spurlos.

Wir haben also in der neuen Wolff'schen Dichtung eine umfassende Biographie in Versen vor uns, eine Reimchronik, welche uns alle Erlebnisse des Ofterdingen-Tannhäuser von Jahr zu Jahr vorführt. Der Minnesang gibt Vorbilder für solche biographische Behandlung, das echte Epos kennt sie nicht. Die gerade fortgehende Linie der Biographie ist nicht die Wellenlinie der Schönheit: das Epos schneidet einen Sector aus einem größern Kreis heraus, ohne Sprünge über Raum und Zeit; in sachter, gemessener Bewegung führt es uns von einer Handlung zur andern, während alle in den gleichen Rahmen eingeschlossen sind.

Doch man mag auch der poetischen Erzählung ihr Recht lassen: der Dichter wollte ein großes Liebesepos dichten; die Abenteuer seines Helden sollten nur dazu dienen, die Liebe in allen ihren wechselnden Gestalten zu schildern: das erste Empfinden der Jugend, die kecke Sinnlichkeit und Frivolität, die zarte verschwiegene Minne einer jungen Mädchenseele, die Koketterie, die mit leidenschaftlicher Zuneigung ein herzloses Spiel treibt und, das romantische Liebesabenteuer im Stil des Boccaccio, den Kampf zwischen Treue und Untreue im Herzen der vermählten Frau, den Dithyrambus und die Apotheose der Sinnlichkeit im Cultus der vom Olymp in den Hörselberg verschlagenen Venus: gewiß, hierin liegt der gedankliche Mittelpunkt der Dichtung.

Doch ohne Frage verästelt sich diese zu weit, hat zu viele dürre Zweige; der Strom der Erzählung verliert sich gleichsam in todte Arme und der einheitliche Grundton geht oft verloren. Der Dichter hat zu viel in seine Dichtung aufnehmen wollen; sie leidet dadurch an einem schwächenden Aneurysma. Der ganze erste Band und auch die große Hälfte des zweiten sind eingerahmt von einer Geschichtschronik der Hohenstaufenzeit, die in ihrer Darstellungsweise nicht über die epische Historie hinausgeht. In der ersten Hälfte der Dichtung und noch über dieselbe hinaus herrscht ein Realismus, der das Genrebildliche gelegentlich bevorzugt, nirgends aber die volle Lebenswahrheit verleugnet. Nirgends ein geheimnißvoller magischer Zug, ein Hereingreifen gespenstiger oder überirdischer Mächte; selbst das Wartburgfest ist in helles Tageslicht gerückt; die Magie Klingsor's, welche die Sage an die Hand gibt, spielt dabei keine Rolle. Und nun auf einmal der Hörselberg, die Venus, das Unerhörte, Wunderbare, und später der grünende Stecken! Der Dichter hat es versäumt, uns von Hause aus in die Stimmung zu versetzen, in welcher wir für das Wunder empfänglich sind; das Dämmerlicht der Sage schwebt nicht über seiner Dichtung; sie ist mehr Geschichtschronik als Romanze; und als wir dem Wunder gegenüberstehen, rufen wir mit Faust: „Die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube!" und sind geneigt, es rationalistisch zu erklären und die im Berge hausende Heidengöttin nach ihrem Paß zu fragen.

Und nun gar dies Amalgam von drei Dichterpersönlichkeiten, dies gleichsam dreiköpfige Sagenbild des Tannhäuser-Ofterdingen-Kürenberger! Gegen den Schluß hin wird diese Verschmelzung am bedenklichsten; denn Julius Wolff läßt seinen Tannhäuser das Nibelungenlied verfassen. Was wir von dem Minnesänger, dem Tannhäuser, wissen, beschränkt sich darauf, daß er aus dem Salzburgischen stammte, ein eifriger Ghibelline war, am Hofe des letzten Babenbergers in Wien lebte, als fahrender Sänger an mehrern Höfen herumzog und einige feurige, ja üppige Liebeslieder dichtete. Wenn die Sage vom Tannhäuser auf ihn bezogen wird, so gibt sein poetischer Venuscultus wol Anlaß dazu. Julius Wolff macht nun diesen Tannhäuser zu dem leibhaftigen Heinrich von Ofterdingen und läßt ihn als solchen in dem Sängerkrieg auf der Wartburg auftreten. Dann aber läßt er ihn auf Burg Kürenberg das „Nibelungenlied" dichten. Einigen Kritikern galt früher Heinrich von Ofterdingen für den Verfasser des „Nibelungenliedes"; den neuern Germanisten Pfeiffer und Bartsch gilt der österreichische Ritter von Kürenberg dafür; dieser ist also gewissermaßen ebenfalls in dem Helden Wolff's incarnirt.

Wir gönnen der poetischen Erfindung ihr volles Recht, wenn sie dasselbe nur in eigener Consequenz behaupten kann, wenn die innere Wahrheit des Charakters dabei bewahrt bleibt; doch der Tannhäuser, dieser ritterliche Don Juan, der sich bei allen Mädchen und Frauen über die Liebe orientirt, dessen qualité maîtresse, um mit Taine und Zola zu sprechen, doch die Wollust ist und der nicht einmal als ein Mars im Netz der unterirdischen Venus gefangen ist, als Dichter dieses großen Nationalgedichts, dieses keuschen Epos, dem gerade jener Zug üppiger Sinnlichkeit fehlt: das ist eine zu willkürliche Erfindung des Dichters; dieser Tannhäuser-Ofterdingen, in so ritterlichen Kämpfen er sich nach der Schilderung Wolff's auch bewegt haben mochte, hat nichts in seinen Lebenserfahrungen, in seinem Wesen, was in jenem Epos sich spiegeln konnte. War dies die Pointe der Dichtung, so mußten uns die Kriemhilden und Brunhilden in ihr begegnen, nicht die Venus und ihre Gevatterinnen außerhalb des Hörselbergs.

Das sind die Einwendungen gegen die Erfindung, gegen die Architektur des Gedichts; in der Ausführung hat es anerkennenswerthe Schönheiten: lebendige Schilderungen, sinnige und prägnant ausgedrückte Reflexionen, allerliebste Genrebilder von köstlicher Naivetät und reizende Lieder. Der Vers der Erzählung ist ein wechselnder: gereimte vierfüßige Jamben, reimlose fünffüßige sowie reimlose vierfüßige Trochäen, auch daktylische Metren: ein Wechsel, der bei der großen Ausdehnung des Gedichts entschuldbar ist, wenn er auch meist willkürlich eintritt, ohne gerade durch den Inhalt bestimmt zu sein.

Zu den Schönheiten der Dichtung gehört besonders das Wechselgespräch zwischen Ofterdingen und Eschenbach. Auf die „schauernden" Gedanken des letztern erwidert der erste:

„Wer dringt in Gottes Heimlichkeiten?
Ein weiser Engel könnte nur",
Sprach er, „die Antwort dir bereiten,
Doch keiner, der auf ird'scher Flur
Einherstürmt ohne Zaum und Zügel,
Vom Trost des Augenblickes lebt
Und mit dem staubbedeckten Flügel
Dem Falter gleich um Blüten schwebt.
An allem haft' ich, was die Erde
Schmückt und umkränzet lebensvoll,
Und frage nicht, woher das Werde
Am ersten aller Tage scholl.
Hier mit gewachsnen Wurzeln stehen
Die Blumen, wo die Quelle springt,
Hier mit geschwinden Schritten gehen
Die Menschen, wo der Vogel singt.
Hier trägt mich hochgemuth zum Streite
Mein Roß, hier winkt mir Dank und Lohn,
Hier klirrt und klingt mir an der Seite
Des Schwertes Wucht, der Harfe Ton.
Ich freue mich der goldnen Siegel,
Die auf das dunkle Blau gedrückt,
Wie ihres Glanzes holder Spiegel
In schönen Augen mich entzückt.
Und jedes freundliche Begegnen,
Womit das Glück die Stunde ziert,
Und jede Freude will ich segnen,
Die mir ein Erdentag gebiert.
Hier, wo die Bäume Schatten geben,
Und nicht auf luft'gem Wolkensteig
Ruft mich die Kunst, grüßt mich das Leben
Und grünet in der Sinne Zweig."

Doch wenn Ofterdingen meint, wer entscheiden solle, ob der recht habe, der hier entsage, oder der in der Frau Minne Zauberland wandle, entgegnet Wolfram:

„Das wird entschieden an dem Tage,
Da laut der Engel Blasen klingt
Und jeder seine Schuld und Klage
Vor den langmüth'gen Richter bringt.
Dann hörst du seine Stimme sprechen,
Die überbraust der Hörner Schall,
Vom Gegenstoß die Felsen brechen,
Die Wolken donnern Widerhall.
Ein Feuer kommt, die Luft verbrennet,
Und Stürme rasen durch das Rund,
Die ganze Erde wird getennet,
Die Berge stürzen in den Grund.
Doch ruhig stehen die Gerechten,
Die seiner Lehre nach gethan,
Dem Allbarmherzigen zur Rechten
Und schaun des Himmels Wonne an.
Dann wehe, wenn du ausgeschieden
Und bei der Seligkeit Verlust,
Von allen Heiligen gemieden,
Des Urtheils Spruch vernehmen mußt:
Daß du in Ewigkeit verdammet,
Weil du die Welt zu sehr geliebt,
Dein Herz in Sünden hast entflammet,
Für die es keine Buße gibt!"

Oft schlägt auch der Dichter einen leidenschaftlichen Ton an, so wenn Tannhäuser von seiner Begegnung im Venusberge dem Papst erzählt:

Verführerisch glänzte die schöne Schlange,
Dehnte und wand sich zum listigen Fange,
Regte und reckte zum leisen Umschlingen
Lilien und Rosen in gleißenden Ringen.
Jede Bewegung von Kopf zu Fuß
War wie ein schmachtender Sehnsuchtsgruß,
Liebängelnd lächelnd sah sie mich an:
Hast du nicht Augen, glückseliger Mann?

Und plötzlich trug sie — ich sah es genau —
Die Züge von der geliebtesten Frau,
Die mir das Glück auf Erden hieß,
Und die ich allein um sie verließ!
Sie schaute erröthend und süß verwirrt
Wie alles gewährend, um was ich gegirrt,
Dann wieder mit einer verzehrenden Glut,
Daß mich umzüngelte feurige Flut,
Davon ich durchrieselt ward, durchrollt, —
Bis sie mich hatte, wo sie gewollt!
Bis ich von ihren Künsten besiegt
Endlich lag ihr zu Füßen geschmiegt,
Daß ich mit Händen ihr Knie umschlang
Und mir der Ruf aus dem Herzen drang:
„Venus! vom Himmel sag' ich mich los
Und von Weibesliebe auf Erden,
Nur ruhend in deinem blühenden Schos
Will einzig ich selig werden.
Den Göttern da oben, Vater und Sohn
Und dem Geist will den Rücken ich kehren,
Wenn du hier unten der Minne Lohn
Mir gibst nach meinem Begehren.
Ich fluche der Jungfrau mit Engelsleib,
Der Satan mag um sie werben,
In deinen Armen, unsterbliches Weib,
Soll meine Seele verderben.
Venus! o Venus! dich bete ich an,
Allmächtigste aller Frauen!
Laß mich in Ewigkeit fortan
Dir in die Augen schauen,
Laß endlos in unsäglicher Lust
Deines Mundes Küsse mich trinken,
Laß schwelgend an deiner wogenden Brust
Mich trunken von Wonnen versinken,
Und schwöre mir strahlenden Angesichts,
Daß du mich zum Gesellen erlesen,
Tannhäuser's Liebe gleichet nichts,
So liebt kein sterbliches Wesen!"

Rudolf von Gottschall.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Zur Ethnographie.

1. Ein verschlossenes Land. Reisen nach Corea von Ernst Oppert. Nebst Darstellung der Geographie, Geschichte, Producte und Handelsverhältnisse des Landes, der Sprache und Sitten seiner Bewohner. Deutsche Originalausgabe. Mit 38 Abbildungen und 2 Karten. Leipzig, Brockhaus. 1880. Gr. 8. 8 M.

„Ein verschlossenes Land"! Mit völligem Recht klagt der Verfasser über diesen leidigen, aber wahren Titel, den er seinem Werk geben muß, mit den Worten:

Ein Land, das kein Fremder zu betreten wagen darf, ohne sich für seine Kühnheit der sichern Todesgefahr auszusetzen! Eine Expedition folgt auf die andere zur Erforschung des Nordpols, unerschrockene Reisende sind bis weit in die dunkeln und unbekannten Regionen Centralafrikas vorgedrungen und erforschen noch heute diesen Erdtheil, um ihn dem Handel und der Wissenschaft zugänglich zu machen, und hier stehen wir — nur eine Tagereise per Dampfer von der nächsten chinesischen Küste entfernt — an der Schwelle eines Landes mit einer viertausendjährigen Geschichte, welches wir nicht zu betreten wagen, weil eine halb barbarische Regierung, gegen den Wunsch und den Willen des eigenen Volks, es für gut befunden hat, über ihre Pforte: Verbotener Eingang, zu schreiben und der ganzen civilisirten Welt Hohn und Trotz zu bieten.

Demgemäß ist auch die Kenntniß von Corea bisjetzt überall sehr dürftig, und es ist gewiß nicht übertrieben, wenn unser Ethnograph in der Vorrede beklagt, es seien ihm vielfach Fälle vorgekommen,

daß Personen, die es sehr übel vermerken würden, nicht zu den Gebildeten gezählt zu werden, kaum eine Ahnung von der wirklichen Lage des Landes hatten, während andere dasselbe entweder in der Nachbarschaft des Himalaja, unter den Inselgruppen des Stillen und Indischen Oceans oder selbst in Afrika suchen zu müssen glaubten.

Die günstige Gelegenheit, dieser Abgeschlossenheit des Landes einmal ein Ende zu machen, ist im Jahre 1866 in fast unglaublicher und unverantwortlicher Weise von den Franzosen vorbeigelassen worden. Im Frühling dieses Jahres war eine Anzahl französischer Missionare, welche schon längere Zeit, zwar unter vielen Schwierigkeiten und Gefahren, aber auch mit bedeutendem Erfolg an der Christianisirung und Erschließung des unbekannten Landes gearbeitet hatten, von der coreanischen Regierung hingerichtet worden, und an dieses Blutbad hatte sich eine grausame Verfolgung der einheimischen Christen und eine überaus energische Abwehr alles Fremdländischen angeschlossen. Vom französischen Chargé d'Affaires in Peking war auf diese Brutalität mit gewaltigen Drohungen und dann mit Inscenirung einer großartigen kriegerischen Demonstration geantwortet worden. Aber diese Machtentfaltung, welche in Corea selbst panischen Schrecken erregte, und welche in der That mit leichter Mühe reiche Lorbern hätte heimbringen können, machte schmählich Fiasko. Admiral Roze ließ sich durch einen kleinen Verlust, den seine in einen Hinterhalt gerathene Mannschaft erlitt, derart erschrecken, daß er, seiner bombastischen Drohungen vergessend, sofort einen in der That schmählichen Rückzug antrat. Damit überraschte er am allermeisten die Regierung von Corea selbst, erreichte es aber auch, daß diese in dem stolzen Bewußtsein, daß sie vor den Waffen der Westmächte sich nicht zu beugen nöthig habe, daß überhaupt

„keine Macht der Erde ihr überlegen oder im Stande sei, ihr etwas Ernstliches anzuhaben", nur bestärkt wurde und von da an um so hochmüthiger gegen alles Fremde sich verschloß. So erfolgte in Corea ein Verbot

der Einfuhr aller fremden, namentlich europäischen Waaren, mit Androhung der Todesstrafe für alle Zuwiderhandelnden, und eine systematische Unterdrückung aller Industriezweige, die nicht unumgänglich zu den Lebensbedürfnissen gehörten. Ein junger Coreaner wurde auf besondern Befehl des Regenten getödtet, lediglich weil er eine große Lernbegierde zeigte und sich durch eine besonders schöne Handschrift auszeichnete.

Daß einem solchen Absperrungssystem von Europa aus ein Ende gemacht werden sollte und auch leicht gemacht werden könnte, zeigt unser Buch, und es kann auch in seinem Theil dazu wesentlich beitragen durch das reiche Interesse, das es für dieses ferne unbekannte Land erwecken muß. Die verschiedenen Reisen, welche Oppert in das verschlossene Land hinein machte, mögen in der interessanten Erzählung selbst nachgelesen werden. Wir wollen hier nur über Land und Volk noch einiges mittheilen.

Was zunächst die ethnographische Eingliederung des coreanischen Volks betrifft, so ist nach Oppert jedenfalls „die bisher ziemlich allgemein verbreitete Ansicht, nach welcher die Coreaner als mit den Chinesen verwandt und von denselben abstammend betrachtet werden, eine irrige", wofür die ganz verschiedenen Sitten und Gebräuche einen genügenden Beweis geben. Die Coreaner selbst sagen, sie wissen nicht und haben ganz vergessen, woher sie stammen. In den Gesichtszügen der Coreer aber lassen sich genau die Charaktere zweier Volksstämme erkennen: einerseits findet sich der mongolische Typus, andererseits der kaukasische. Oppert sagt:

Unter den vielen Tausenden, die mir während meiner Reisen im Lande zu Gesicht gekommen, habe ich sehr viele von so edelm und charaktervollem Gesichtsausdruck gefunden, daß man sie, wären sie nach unserer Sitte gekleidet gewesen, für Europäer hätte halten können. Auch unter den Kindern war eine große Anzahl durch ihre schönen, regelmäßigen Züge und rosige Hautfarbe, ihr blondes Haar und die blauen Augen so auffällig, daß sie von europäischen Kindern kaum zu unterscheiden waren.

Und dies fand der Reisende tief innen im Lande, wo eine Abstammung der Kinder von Europäern völlig ausgeschlossen war. So spricht er die ihm ziemlich sichere Vermuthung aus,

daß der Ursprung des einen Stammes, der sich später in verschiedene theilte, in der Mongolei zu suchen ist, daß derselbe sich von dort nomadisirend durch China nach Corea durchgeschlagen und endlich daselbst niedergelassen hat; während jene Stämme, die die unverkennbaren Anzeichen der kaukasischen Rasse an sich tragen, aus dem westlichen Asien herrühren, von wo aus sie, durch Krieg und innere Umwälzungen vertrieben — wahrscheinlich Abkömmlinge der Alanen —, ihren Weg nach Corea genommen haben.

Wieweit diese Vermuthung berechtigt ist, wird sich vielleicht später einmal aus genauern Studien über die Sprache beurtheilen lassen. Oppert gibt eine kurze Skizze hierüber mit Sprachproben, bezeugt aber, daß die Sprache dem Erlernen sehr große Schwierigkeiten entgegensetze, weit mehr als das Japanische, ähnlich wie das Chinesische, weil besonders die Aussprache, „die etwas unbestimmt Schlürfendes an sich hat", schwer nachzuahmen sei. So viel aber ist sicher, daß die coreische Sprache ganz verschieden von der japanesischen und chinesischen ein eigenes Idiom für sich ist, das bisjetzt unbekannteste des nordöstlichen Asien. Bedauerlicherweise gingen, als nach Ermordung der Missionare ihre Wohnungen niedergebrannt wurden, die von denselben nach jahrelanger Mühe und Arbeit verfaßten Grammatiken und Wörterbücher der coreischen Sprache ebenfalls verloren wie so manches andere, was für die Kenntniß von Corea wichtig gewesen wäre.

Von Eigenthümlichkeiten in Sitten und Gebräuchen kann jedoch auch unser Reisender manches als in sichere Erfahrung gebracht nennen. Die Bevölkerung Coreas scheidet sich durch eine strenge Kasteneintheilung, die aber hier nicht auf religiösen Motiven ruht, sondern lediglich politischen Ursachen entspringt. Merkwürdig sind die sogenannten verächtlichen Kasten, die zwar in pecuniärer Beziehung durchaus nicht am unvortheilhaftesten gestellt sind, aber in socialer Beziehung unter dem eigentlichen Volke stehen. Zu diesen verächtlichen Kasten zählen unter andern auch, und zwar auf der niedrigsten Stufe der gesellschaftlichen Rangleiter, die Priester oder Bonzen. Dies bedeutet aber nach Oppert nicht Geringschätzung der Religion überhaupt, sondern rührt von der tiefen sittlichen Verkommenheit her, in welche der Priesterstand, und zwar seit langer Zeit, versunken ist. Oppert behauptet geradezu,

daß von allen asiatischen Volksstämmen keiner leichter einem wahren Religiositätsgefühl zugänglich gemacht werden kann als der coreische, und daß der einmal zum Christenthum bekehrte Coreer ein bei weitem tieferes und innigeres Verständniß dafür entwickelt und mit größerer Treue und Festigkeit daran hängt als z. B. der Chinese.

Der Regierung von Corea aber wirft Oppert vor, daß sie geflissentlich alles thue, einen bessern Culturzustand im Volk zu verhindern, und dasselbe in jeder Beziehung niederzuhalten suche, um für die Fortdauer ihres Despotismus nichts fürchten zu müssen.

Denn den Charakter des Volks im allgemeinen schildert er wesentlich vortheilhaft:

Der Coreer, selbst der untern Stände, ist von Natur ernst und gelassen, ohne daß dadurch eine offene Munterkeit und Freiheit ausgeschlossen wird. . . . Sie sind durchgehends ehrlich, treu und gutmüthig, schließen sich, sobald sie sehen, daß man es gut mit ihnen meint, mit fast kindlichem Vertrauen an Fremde an. . . . Schwere Verbrechen, wie Mord und Diebstahl, kommen verhältnißmäßig nur wenig vor; Diebstahl namentlich wird sehr streng geahndet.

Das Los der Frauen wird durch die herrschende Polygamie bestimmt. Die Anzahl der Frauen richtet sich nach dem Wohlstand des Mannes. Die Frauen der bessern Stände sind aufs strengste abgesperrt; auf dem Lande, wo ihnen die Feldarbeit obliegt, haben sie etwas mehr Freiheit und sind ungenirter in ihrem Thun und Treiben. In den Städten aber ist es gegen die gute Sitte, wenn

Frauen sich während des Tages auf der Straße blicken lassen. Oppert sagt:

Um die Frauen indeß für diese Absperrung während der Tageszeit zu entschädigen, ist folgende merkwürdige Einrichtung getroffen. Im Sommer um 9 Uhr abends, im Winter zu einer frühern Stunde werden in Saoul (der Hauptstadt) und andern Städten auf ein Zeichen die Stadtthore geschlossen; sobald dies geschehen, müssen sich sämmtliche Männer aus den Straßen entfernen, und die alleinige Benutzung derselben wird dann den Frauen für mehrere Stunden zum Zweck der Erholung in der freien Luft und zum Spazierengehen eingeräumt. Passirt es dann auch wol manchmal, daß ein Nachtschwärmer sich über die festgesetzte Zeit hinaus verspätet hat und sich noch auf der Straße befindet, so wird er sich, ohne aufzublicken, so schnell als möglich in seine Wohnung begeben, und es würde jedem schlecht bekommen, der es wagen würde, trotz des strengen Verbots die Frauen auch nur im geringsten zu molestiren. Die gute Sitte erfordert sogar, und sie wird auch allseitig befolgt, daß jeder Mann, der sich während dieser Zeit noch im Freien befindet, sobald er irgend spazierengehenden Damen begegnet, seinen Fächer vor das Gesicht hält, um nicht erkannt zu werden, und sich auf die entgegengesetzte Seite der Straße begibt, um die weiblichen Spaziergänger nicht zu stören oder zu erschrecken.

Ob hier der Reisende nicht zu viel oder zu wenig gesehen und gehört hat? Was er uns noch sagt von verschiedenen sonstigen Gebräuchen, z. B. den Ceremonien der Trauer, von dem Stand der medicinischen Wissenschaft oder vielmehr Pfuscherei, von Lebensmitteln und Lebensweise, von Musik und Tanz, von Handel und Industrie, von Waffen und Kriegskunst — z. B. die Coreer sind im Besitz von selbsterfundenen Kanonen, die „nach einem rohen, aber ganz richtigen Princip als Hinterlader construirt sind“ — oder was mitgetheilt wird über die Producte des Landes, namentlich den großen Reichthum an Edelmetallen u. dgl.: das möge man in dem Reisebuch selbst nachlesen, zu dessen genußreicher Lektüre wir bestens einladen möchten. Wir haben es hier mit einem in vieler Beziehung höchst interessanten Land und Volk zu thun, das gewiß noch eine wichtige Zukunft hat. Wie wäre es, wenn die in der Luft schwebenden Gedanken auf deutschen Colonienerwerb sich dorthin richten wollten?

2. Ethnographische Parallelen und Vergleiche von Richard Andree. Mit 6 Tafeln und 21 Holzschnitten. Stuttgart, Maier. Gr. 8. 6 M.

Ein überraschender Reichthum von Aehnlichkeiten und Berührungen in allerlei Gebräuchen, Mythen, Traditionen, abergläubischen Vorstellungen bei den verschiedensten Völkern der Erde ist in dem vorliegenden Buche zusammengetragen und übersichtlich geordnet vorgeführt. Das Nächstliegende beim Anblick solcher frappanten Aehnlichkeiten ist, an specielle ethnographische Verwandtschaft der Völker zu denken, bei welchen dieselben vorkommen, eine Entlehnung und Uebertragung der betreffenden Vorstellungen von einem Volk auf das andere anzunehmen. Das kann dann zu allerlei kühnen Schlüssen auf einstige, vorhistorische Zusammenhänge dieses und jenes Volks verleiten. Aber eine genauere Erwägung zeigt in vielen Fällen die völlige Unmöglichkeit eines solchen Zusammenhangs; vielmehr ergibt sich dem Ethnographen: „daß zur Erläuterung derartiger Uebereinstimmungen, bei denen Entlehnung ausgeschlossen ist, auf die psychologischen Anlagen des Menschen zurückgegangen werden müsse“. Wie die körperlichen Eigenthümlichkeiten und Thätigkeiten der Menschen im wesentlichen überall die gleichen sind, so sind auch die geistigen Anlagen und Functionen in den wesentlichen Zügen überall dieselben, und so erzeugt der menschliche Geist analoge Ideen, bildet übereinstimmende Sitten und Gebräuche aus, wobei verschiedenes Klima und dadurch bedingte Lebensweise und Lebenscharakter oft nur untergeordnete Variationen mit sich bringen. Ja selbst die Verschiedenheit der Civilisation macht oft geringen Unterschied, und es ist nicht wenig beschämend, daß z. B. so mancher Aberglaube, wie derjenige der Wahl bestimmter Tage, des bösen Blicks u. dgl., bei uns Europäern mit ebenso drastischen Beispielen vertreten ist wie etwa bei irgendeinem armen uncivilisirten Völkchen Asiens oder Australiens. Der alte Aberglaube unserer germanischen Vorfahren, wonach Mittwoch und Donnerstag, als den Hauptgöttern Wuotan und Donar geheiligt, für besonders günstige Tage gelten, während Dienstag und Freitag Unglück bringen, hat sich bis auf den heutigen Tag weithin erhalten.*)

Nur ungern verläßt am Freitag der deutsche Matrose den sichern Hafen, da er für den Erfolg der Fahrt fürchtet. . . . Im Jahre 1840 berechnete man, daß Freitags die Omnibus in Paris nur 35—40 Frs. einnahmen gegen 65—70 an andern Tagen, weil es unheilbringend erschien, an jenem Tage zu fahren.

Die russische Bauersfrau — vielleicht kein Volk Europas hängt mehr an der Tagewählerei als das russische — entwöhnt ihr Kind nur an zwei bestimmten Tagen im Jahr, von denen einer in den Juli, der andere in den Januar fällt. Derselbe Aberglaube findet sich überall. Andree macht mit dem Leser einen höchst interessanten Rundgang durch alle Länder und Völker. Madagascar trägt dabei die Palme davon; dort

dehnen sich die Unglückstage zu förmlichen Unglücksmonaten aus, unter deren Druck die ganze Bevölkerung zu leiden hatte. Früher wurden Kinder, die an Unglückstagen dort geboren wurden, umgebracht, und die Verringerung der Bevölkerung war aus diesem Grunde keine kleine, da fast die Hälfte des Jahres für unglücklich galt.

Ganz dasselbe ist es mit der weiten Verbreitung des Glaubens an Schicksalsvögel und an Vogelgeschrei, an gute oder schlimme Vorbedeutung, welche das Begegnen dieses oder jenes Thieres hat u. dgl.

Weniger bekannt als das eben Angeführte dürfte bei uns der Aberglaube sein, welcher die Einmauerung von unschuldigen Kindern oder wenigstens — zur Substitution — von gewissen Thieren in die Fundamente von Häusern,

*) Leicht wird jeder Leser die von Andree genannten Beispiele aus der eigenen Erfahrung vermehren können. Referent hat z. B. einen sonst sehr freundlichen und dienstbereiten Nachbar dadurch in sehr unangenehme Stimmung versetzt, daß er unglücklicherweise an einem Freitag, an welchem Tag man „nichts entlehnen darf“, ihn um ein Werkzeug zur Benutzung auf ein paar Augenblicke bitten ließ.

Brücken u. s. w. gebietet, damit dem Bauwerk größere Festigkeit und Dauerhaftigkeit eigne.

Im Museum für Völkerkunde zu Leipzig wird die Mumie einer Katze aufbewahrt, die man 1874 beim Abbruch des 1635 erbauten Elbthorthurms zu Aken über dem Portal eingemauert fand.... Als man 1877 bei einem Bau auf die Grundmauern des ehemaligen Kunstpfeiferhauses in Berlin stieß, welches im 16. Jahrhundert errichtet worden war, fand man darin das Gerippe eines Hasen und ein Hühnerei.

Dem Aberglauben an den „bösen Blick" begegnet man schon in frühester Zeit, und mit überraschender Uebereinstimmung bei den verschiedensten Völkern pflanzt er sich durch den Lauf der Jahrhunderte bis auf die Gegenwart fort. Der Wunsch, sich gegen die Schädigung durch denselben zu schützen, erzeugt wieder die absonderlichsten, zum Theil recht unappetitlichen abergläubischen Gebräuche, worunter das Anspucken eine wesentliche Rolle spielt. Ein sonderbares Beispiel für den Aberglauben an geheimnißvolle Uebertragung von allerlei Uebeln und Krankheiten berichtet der Reisende von Wrede aus Hadhramaut im südlichen Arabien:

Als er einmal über die Beine eines am Boden liegenden Arabers schritt, überhäufte ihn dieser mit Vorwürfen, da er hierdurch alle Krankheiten Wrede's, gegenwärtige und zukünftige, auf sich übertragen bekommen habe. Um die Sache auszugleichen, legte sich nun Wrede auf den Boden, der Araber schritt über ihn weg und war zufrieden, nun seine Krankheiten auf den Fremdling übertragen zu haben.

Noch mancherlei Ergötzliches enthält unser Buch. Da werden die Vorstellungen verfolgt, welche die verschiedenen Völker sich vom Erdbeben machen. Weit verbreitet ist die Ansicht, daß gewaltige im Innern der Erde eingeschlossene Wesen, welche die Oberfläche tragen, an den Grundfesten rütteln und so die Erschütterungen hervorbringen. Auch hier frappirt die Aehnlichkeit der Vorstellungen bei Völkern, die diese Anschauungen nicht voneinander entlehnt haben können, sondern dieselben original erzeugt haben müssen. Nach den Vorstellungen der Juder entsteht Erdbeben, wenn einer der acht Elefanten, die den Erdball tragen, seiner Last müde, einmal das Haupt schüttelt. Die Japaner sagen, wenn die Erde bebt: es ist wieder ein Walfisch unter unserm Lande fortgekrochen. Bei den Mohammedanern findet sich die Ansicht, daß die Erde von einer Kuh getragen werde, welche sie gelegentlich von einem Horn aufs andere werfe. Bei den Kamtschadalen ist der Geist Tüil, der mit seinem Hunde Koseia auf einem Schlitten fährt, der Urheber des Erdbebens: er fährt unter der Erde hin, und wenn sich der Hund die Flöhe oder den Schnee abschüttelt, so wird die Erde davon bewegt.

Eine andere Anschauung ist es freilich, wenn auf Neuguinea 1857 nach einem Erdbeben die Hauptzauberer zu den dort ansässigen italienischen Missionaren kamen und sie dringend baten, ihnen — das Recept zu den Erdbeben mitzutheilen.

Wir könnten noch anderes aus dieser reichhaltigen Sammlung anführen: z. B. von der Werwolfsage, die über den ganzen Erdboden verbreitet und ein den meisten Völkern gemeinsames Erbtheil ist. Oder etwas von dem, was über Speiseverbote, über Schädelcultus und Trauerverstümmelung, über Personennamen und damit verbundene Seltsamkeiten, über den bösen Ruf der Schwiegermütter, die von den Anschauungen der verschiedensten Völker gar übel mitgenommen werden, andererseits was über Geld und Werthmesser, über roheste und rohe Anfänge der Kartographie bei niedrigstehenden Völkern hier zusammengetragen ist. Doch wir wollen uns auf eine kurze Anführung aus dem Kapitel „Der Schirm als Würdezeichen" beschränken. Daß der Schirm einst im Orient — wie auch jetzt noch — ein Privilegium für Große und Herrscher bildete, erscheint schwer erklärlich. Ursprünglich war er allerdings ein Würdezeichen. Von den Thälern des Nil, des Euphrat und Tigris aus verbreitet er sich. In Afrika und Asien behält er die erwähnte ursprüngliche Bedeutung, in Europa wird er demokratisirt, „wenn es auch nicht an Anzeichen dafür fehlt, daß er auch hier noch eine Zeit lang ein Privilegium hochgestellter Personen war". Als Rohlfs 1866 auf seiner Reise nach Kuka südlich von Mursuk in Medrussa seinen Sonnenschirm aufspannte, ärgerte sich ein Tibbufürst nicht wenig darüber, da dort der Schirm ausschließliches Privilegium der Sultane ist. Ja selbst in Konstantinopel „darf kein Schirm vor dem Palast des Sultans geöffnet werden, weder in den Straßen noch auf dem Bosporus, wenn man nicht einen Flintenschuß von den Schildwachen riskiren will". In Marokko darf nur der Kaiser einen Sonnenschirm gebrauchen, dem übrigen Volk ist er versagt, und der Reisende Lemprière (Ende des vorigen Jahrhunderts) führte die dort herrschenden Augenkrankheiten auf diese unpraktische Etikette zurück. Die Könige von Ava führten seinerzeit in ihrem langen Titel auch die Bezeichnung „Herr der 24 weißen Sonnenschirme", weil kein Unterthan Schirme von dieser Farbe tragen durfte.

Uebrigens ist der Schirm in Europa, wie es scheint, etwas ziemlich Modernes. Aus Glasgow ist eine Notiz erhalten, daß dort 1781 der erste Schirm bewundert wurde. In Paris dagegen trug man Schirme schon allgemein in der Mitte des vorigen Jahrhunderts.

So ist's eine Fülle von Interessantem, was der Verfasser uns bietet, nicht etwa anekdotenhaft untereinander gemischt, sondern zusammengeordnet; manches scheint unwichtig und bedeutungslos und gewinnt doch unter der Hand des Ethnographen seine lehrreiche Beziehung. Auch ist das Verdienst des Sammlers, das der Verfasser bescheiden allein für sich in Anspruch nimmt, gewiß kein leicht erworbenes und kleines, wenn man auf die zahlreichen Noten und Belege blickt, die bald aus Homer oder andern Alten, bald aus einer längst vergessenen Reisebeschreibung, bald aus den neuesten Jahrgängen ethnographischer und geographischer Werke oder Zeitschriften genommen sind.

Darin hat der Verfasser gewiß recht, daß jetzt die höchste und letzte Zeit sei, derartige interessante, für ethnographische Forschungen werthvolle Sammlungen anzulegen, ehe die modernen Verkehrsmittel vollends alles nivellirt und verwischt haben. In kurzem wird es nicht mehr so leicht sein, irgendeine Eigenthümlichkeit, die sich bei einem Volk findet, als dessen ursprüngliches Eigenthum sicherzustellen. Bald wird die Wahrscheinlichkeit überwiegen, daß schon europäische Einflüsse sich geltend gemacht haben.

Ein Trauerspiel von Adolf Wilbrandt.

Der unermüdliche Adolf Wilbrandt, der sich, wenn es so fortgeht, bald den Platen'schen „Helden an Fruchtbarkeit", Calderon und Lope, zugesellt, tritt soeben wieder mit einem neuen Drama:

Robert Kerr. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Adolf Wilbrandt. Wien, Rosner. 1880. 8. 3 M.

an die Oeffentlichkeit. Der sich der dramatischen Behandlung geradezu aufdrängende geschichtliche Stoff gibt — mit der Antinousgestalt des schönen Günstlings und seinem Hadrian König Jakob I., dem ehebrecherischen Verhältniß des inzwischen zum Viscount Rochester emporgestiegenen Robert Kerr zur Lady Essex, der Vermählung des leidenschaftlichen Paares, der Vergiftung Overbury's, dem Proceß des Grafen und der Gräfin Somerset — der eigenartigen und glänzenden Begabung des Dichters für das Starksinnliche und Sensationelle die erwünschte Unterlage, die Wilbrandt denn auch in seiner Art vortrefflich auszubeuten verstanden hat.

Der geschichtliche Robert Kerr (Carr) kam mit zwanzig Jahren an Jakob's Hof, der, von der Anmuth seiner jugendschönen Gestalt und seines unbefangenen, liebenswürdigen Wesens gefesselt, in kurzer Zeit alle erdenklichen Ehren auf ihn häufte. Als der übermüthig gewordene Günstling sein Auge auf die Gräfin Essex richtete und eine Scheidung seiner Geliebten von ihrem Gatten durchzusetzen bemüht war, begegnete er dem Widerstande seines väterlichen Freundes Sir Thomas Overbury, der, wie er bislang Kerr's Einfluß in günstige Bahnen zu lenken bemüht gewesen, auch in diesem Falle der geplanten Verbindung seine sittlichen und weltklugen Gründe entgegensetzte. Statt seinem weisen Rathgeber zu folgen, war Kerr-Rochester erbärmlich genug, seine Macht gegen Overbury zu gebrauchen, ihn wegen angeblichen Hochverraths gefangen setzen und im Tower vergiften zu lassen. Seine Vermählung mit der geschiedenen Lady Essex war mittlerweile (zwischen Overbury's Gefangennahme und seiner Vergiftung) erfolgt. Mit diesem Ziel seiner Leidenschaft und der ihm am Tage der Hochzeit verliehenen Würde eines Grafen von Somerset war Kerr's Bahn auf ihrem Culminationspunkt angelangt. Mit seiner Schönheit verlor er auch die königliche Gunst. Der ungeschickt ins Werk gesetzte Giftmord wurde entdeckt, Kerr und seine Gattin peinlich processirt und zum Tode verurtheilt, vom König jedoch begnadigt. Mit der Mitschuldigen seiner Verbrechen entzweit, starb er 1645 im Alter von 55 Jahren seinen Sturz um mehr als die Hälfte seines Lebens überdauernd. *)

Diese außerordentlich reiche und doch in der Kürze der Zeit, in der sich Kerr's glänzende Laufbahn bis zu seiner Verurtheilung zusammendrängt (1610—1616), fast schon dramatisch concentrirte Handlung ist nun von Wilbrandt mit einer Ueberfülle von Motiven versehen und dem entsprechend, mit einer an und für sich natürlich vollkommen erlaubten poetischen Licenz, umgestaltet worden. Bei Wilbrandt kommt der junge Robert (als ein leiblicher Vetter des Marcus in „Arria und Messalina", nur mit dem Unterschied, daß sich Marcus auf seine Mutter, Robert auf seinen Vater beruft) gerade in dem Augenblick an den Hof, als Sir Thomas Overbury, der sich mit einem boshaften Epigramm auf die Königin Jakob's Ungnade zugezogen, rath- und trostlos nach einem Strohhalm sucht, an dem er sich zur Erhebung von seinem Fall anklammern könnte. Der Zufall führt die beiden zusammen; Overbury wittert in dem schönen, offenherzigen Jüngling sofort auch den künftigen Mignon des Königs und hat die Genugthuung, seine Hoffnungen rasch erfüllt zu sehen. Jakob verliebt sich in den wahrheitsuchenden und -liebenden jungen Schotten, versichert ihn seiner Gunst, bescheidet ihn zu sich und begnadigt Overbury, den Vermittler dieser neuen Neigung. Gleichzeitig knüpft sich auch schon, noch weich und lose, das Band zwischen Robert und der Lady Frances Essex. Auch hier vermittelt Overbury, solange er in der Liebe der beiden nur ein leidenschaftliches Cicisbeat erblickt, das neben der Ehe der Lady mit ihrem nun schon seit vier Jahren auf Reisen befindlichen Gatten ganz wohl bestehen könne. Er hat sogar allen Grund, eine derartige Verstrickung der Gräfin zu wünschen, weil er selbst (natürlich ohne Wissen Robert Kerr's) ihre Gunst genossen und sie dann verlassen hat; liebt die Gräfin den Emporkömmling, so stumpft sich vielleicht der Haß ab (so muß er calculiren), den sie gegen den treulos gewordenen Räuber ihrer Ehre nährt. Seine Hülfe ist allerdings die für eine Tragödie wunderbarste. Lady Essex hat dem jungen Kerr zu verstehen gegeben, daß nur „ein hoher Geist, ein edler zarter Sänger sie

*) Wir erwähnen an dieser Stelle, daß in dem Trauerspiel des Herausgebers d. Bl.: „Arabella Stuart" („Dramatische Werke", Bd. 10), Robert Kerr und Lady Frances die Helden einer tragischen Handlung sind, die sich allmählich mit dem Geschick der Hauptheldin verwebt. D. Red.

gewinnen könne"; Robert selbst versteht aber die Kunst, seine Seufzer zu messen, nicht — so muß denn der Dichter Overbury aushelfen. Nach einigem Widerstreben gegen die Lüge versteht sich der rasch begreifende Jüngling allen Ernstes dazu, Lady Frances mit einem Gedicht Overbury'scher Muse zu besingen und die Verse für die seinen auszugeben. Das Mittel verfängt. Die Liebenden erschließen sich ihr Herz, Frances sinkt dem Geliebten an die Brust — da überrascht sie der König. Der ersten Lüge folgt die zweite. Auf Jakob's Frage: „Lieb' im Herzen?" leugnet Kerr: „Nur Ehrerbietung", ohne zu ahnen, daß dem gutmüthigen Jakob nichts erfreulicher kommen könnte als ein Bündniß seiner beiden Protégés, seiner „Kinder", Kerr's und der Gräfin. Von nun an geht es in wilder Flucht und Kreuzung kleiner und großer Lügen vorwärts und zu Ende. Sobald Kerr erfährt, daß der König die Ehe der Gräfin mit dem inzwischen zurückgekehrten Essex so lange zu scheiden im Stande sei, bis diese re vera noch nicht vollzogen ist (was in der That nicht der Fall zu sein scheint), faßt er auch den festen Entschluß, die Lady als sein Weib zu besitzen. Overbury, ins Vertrauen gezogen, räth ab und bekennt offen, welche Rolle er „durch seine Schuld", wie er ehrlich genug ist hinzuzusetzen, bei der Gräfin gespielt. Da Frances aber, die in dem seltsamen Gedanken befangen ist, ihr Bund mit Kerr könne ihr „Erhebung, Rettung, Ehr' und Seligkeit" bringen, diesen Makel ihrer Ehre mit der Dreistigkeit einer abgefeimten Verbrecherin in Abrede stellt, ist Overbury's Untergang beschlossen. Seine auf Robert Kerr's Rath noch vor dem Geständniß dem König schriftlich mitgetheilte Weigerung, als Gesandter nach Moskau zu gehen, wird die Schlinge, in der er sich fängt. Kerr läßt den Freund einkerkern, tödten; der Entdeckung des Mordes setzt er ein beharrliches Leugnen entgegen, um, als ihm das Todesurtheil schon verkündet ist, zu erfahren, daß Overbury recht gehabt, daß Lady Essex nicht die „flücht'ge, keusche Frances" war, wofür er sie nahm. Dies Bekennen der Wahrheit vereint die durch die Mordthat einander entfremdeten jungen Gatten, und ehe noch die erwartete Begnadigung des Königs eintrifft, leeren sie gemeinsam ein Giftfläschchen, das eine mit der Handlung kaum verflochtene Zofe der Lady ihrer Herrin heimlich zuzustellen gewußt hat.

Es ist nicht zu leugnen, daß Wilbrandt, der sich dem Reiz eines solchen Stoffs unmöglich verschließen konnte, hier aufs neue mit den eigenartigen Farben gemalt hat, die nur ihm gehören. Es gibt heutzutage keinen Dichter, der das Knabenhafte und Unmännliche, das Nervöse und die alle Fesseln sprengende leidenschaftliche Sinnlichkeit interessanter zu verkörpern vermöchte als er. Wie aber die größten Künstler des Burgtheaters, denen man bei Wilbrandt in leibhaftiger Gestalt auf Schritt und Tritt zu begegnen glaubt, die Wolter, Sonnenthal, Hartmann (vor Jahren gehörte bekanntlich auch des Dichters eigene Gattin zu ihnen), keine eigentlich tragischen Schauspieler sind, so sind auch die bedeutenden Qualitäten, welche die künstlerische Persönlichkeit Wilbrandt's ausmachen, nicht eigentlich tragischer Natur. Er ist der geborene Novellist, das Genre ist sein eigenstes Gebiet; feine, überfeine psychologische Probleme behandelt er mit bestrickender Grazie; aber die große Bahn der Tragödie vermag er nicht zu durchlaufen, ohne unruhig zu werden, vom Wege abzuirren und seine Kräfte zu zersplittern. Ob der geschichtliche Vorgang, dem in seiner einfachen Motivirung eine gewisse fast tragische Würde innewohnt, auf anderer als der historischen Basis aufzubauen gewesen wäre oder nicht, mag dahingestellt bleiben. Aber was ist bei der Wilbrandt'schen Motivirung aus den Helden des Dramas geworden, und welcher Art sind diese Motive selbst? Als Robert Kerr nach London kommt, ist er trotz seiner zwanzig Jahre noch ein vollkommener Knabe. Seine Liebe zum Vater könnte rührend sein, wenn sie dem Helden nicht einen Zug von Unfähigkeit gäbe. Er liebt die Wahrheit, aber er liebt sie als ein akademisches Dogma, das ihm nicht in Fleisch und Blut sitzt, wie ein Schüler, der sich bei dem Abfallen von seiner Pflicht auf eine Züchtigung gefaßt machen muß. Für den tragischen Helden aber gibt es keinen Unterschied zwischen seinem Wollen und einem äußerlichen Gebot; er ist eins mit seinen Gefühlen und Entschlüssen, und was ihm widersteht, widersteht ihm in der eigenen Brust. Der Zuschauer würde dem scrupulösen Helden gewiß eine Lüge gern vergeben; was er ihm aber nicht vergeben kann, das sind gerade die Lügen, die Robert Kerr zur Erreichung seiner Zwecke wählt. Wenn er dem Rath Sir Overbury's: „Wahrheit für die Freunde, ein wenig Falschheit für die falsche Welt", zu folgen sich nicht entbrechen kann, so hätte ihn doch seine tragische Ehre vor einem Mittel, wie es das Unterschieben der Overbury'schen Verse ist, bewahren sollen. Kann es etwas Kleinlicheres geben als dieses Benutzen des „Briefstellers für Liebende"? Dieser niedern ersten Lüge entsprechen seine übrigen, wenn auch nicht an genrehafter Winzigkeit, so doch an moralischer Würdelosigkeit. Das Ableugnen seiner Liebe zur Gräfin Essex, das feige Preisgeben eines Mannes wie Overbury, der ihm so viel gewesen, der ihm (auch ein kleinliches Motiv) so unentbehrlich ist, und nun gar das ehrlose Leugnen vor Gericht! Ein Mensch, der den, wenn auch nicht gerade großartigen, aber doch nichts weniger als teuflischen, sondern einfach weltklugen Rath eines Overbury so auffaßt und anwendet, ist und bleibt ein großes Kind, dessen Charakter und moralische Anschauung einer gründlichen Correction bedarf, ehe es sich vermessen kann, tragische Erregungen hervorrufen zu wollen. Männliches Wollen in diesem Kopfe nimmt sich wie ein Vollbart um das Kinn eines Fünfzehnjährigen aus. Man traut diesem Robert Kerr wol eine Menge übereilter Handlungen zu, aber keine einzige große. Dem Zwiespalt seiner reichen Natur mit den Lasten, die er selbst auf seine Schultern wälzt, fehlt es nicht an ergreifenden rührenden Zügen; aber um tragisch zu bleiben, hätten sie nicht gemein werden dürfen. Auch Lady Frances leidet unter der Klein-

lichkeit und Künstlichkeit ihrer Motive. Auch sie verbündet sich mit der Lüge, um zu genießen und zu gewinnen. Auch ihre Leidenschaft nimmt nicht den freien großen Flug, der jede Rücksicht überwindet, sie hängt an allen möglichen Bedingungen: an dem poetischen Talent dessen, den sie erhören soll, an dem Verschweigen des Bündnisses der Liebenden, an dem Schein ihrer Jungfräulichkeit, den sie zu Overbury's und ihres Geliebten Verderben mit ausgesuchtem Raffinement aufrecht erhält, an der Sanction des Priesters. Ist dies alles aber wenigstens möglich, so untragisch und undramatisch es auch ist, so ist dagegen aus dem Overbury in der Wilbrandt'schen Umgestaltung eine geradezu unmögliche Figur geworden. Wenn schon bei dem Carlos des „Clavigo" die Mischung des reinen Weltverstandes mit wahrer Freundschaft geistreicher als wahr ist, so treffen in Sir Thomas Overbury, der in einigen Zügen an den Goethe'schen Carlos erinnert, zahlreiche widersprechende Eigenschaften zusammen, die schwer auf eine gemeinsame Quelle zurückzuführen sind. Derselbe Overbury, der den Hof mit seinen spöttischen Epigrammen verfolgt, sinkt fast in Ohnmacht, als er in Ungnade fällt; der kalte, fast cynische Weltverächter ist in zwei Minuten im Gespräch mit Kerr (im ersten Act) ganz Wärme und Herzlichkeit; der vorsichtige Politiker läßt sich von seinem unfähigen Schüler im Handumdrehen zur Ablehnung der russischen Gesandtschaft beschwatzen — auf die Gefahr der sicher zu erwartenden königlichen Ungnade hin. Selbst zur Falschheit gegen die falsche Welt rathend, ist er doch von größerer Offenheit als Robert und Frances und nennt sein Betragen gegen diese unumwunden eine Schurkerei. Offen gestanden: ich glaube nicht, daß irgendjemand an diesen Overbury glaubt. Und diese ganze widerspruchsvolle Figur nur darum, damit seine Ermordung plausibler wird und der Graf und die Gräfin Somerset menschlicher erscheinen!

Diesen erheblichen Mängeln stehen nun freilich, wie es sich bei einem Dichter wie Wilbrandt von selbst versteht, helle Vorzüge gegenüber. Die Charakteristik des Königs, diese ungemein difficile Aufgabe, verräth die feine Discretion der Wilbrandt'schen Hand. Einige kleine Rollen, Overbury's Bruder Lidcote, sein Neffe Villiers, der Towerlieutenant Elves, der Diener Weston sind sichere, klare Zeichnungen. Der äußere dramatische Apparat ist verhältnißmäßig einfach und immer glaublich. Nur eins erscheint mir mehr als bedenklich: daß eine ganz unbedeutende Persönlichkeit, die obenerwähnte Zofe, die tragische Katastrophe herbeiführt. Das ist, als wenn die Kammerjungfer in „Kabale und Liebe" Ferdinand und Luise vergiftete, oder der Köhlerbube die Jungfrau von Orléans tödtete. Die Sprache hat den dem Dichter eigenen sinnlichen Glanz und Schimmer, aber auch die metrische Unruhe, die der Handlung entspricht. Nur einige male fällt sie aus ihrer poetischen Wolke in die ganz gemeine Wirklichkeit zurück, in der man von dem kräftigen Druck einer Menschenfaust blaue Flecke bekommt. So bei der Stelle, in der die von Lady Frances heftig geschüttelte Kammerfrau Mistreß Turner erklärt: „Ihr habt mich sehr gedrückt", und Lady Frances erwidert: „Das thut dir nichts." Diese Worte fallen zuverlässig bei der Aufführung des Stücks fort. Im übrigen können die Bühnenleitungen den Weisungen des Autors ganz, so wie sie dastehen folgen. Denn wenn das neueste Drama Wilbrandt's ein Lob verdient, so ist es das, ein vortreffliches Theaterstück, voll der bestechendsten Wirkungen und ausgezeichnet in der Oekonomie zu sein. Der phantastische, süße Reiz der Schlußscene des ersten Acts, in der Lady Essex dem im Garten träumenden Robert, der „von süßen Früchten, lieblich von weißen Feenhänden dargebracht", redet, von ihrer Dienerin wortlos ein Orangenkörbchen reichen läßt, ist ebenso echt und in bestem Sinne theatralisch wie die Hochzeitfeier des vierten Acts, die mit der Entlarvung der Mörder endet. In der erstgenannten Scene, einer der schönsten des Stücks, entfaltet sich die ganze Liebenswürdigkeit des Dichters, der in der Schilderung jung erblühender Sinnlichkeit Meister ist. Aus der letztern sei hier, statt aller weitern Worte, eine Probe mitgetheilt:

Robert.

Ich lebe rasch! — An fünfundzwanzig Jahr'
Ging's ruhig, langsam; dann zum Waldstrom engt sich
Der stille See zusammen, thalwärts jauchzend —
Und nun am Fels hinab, dem Abgrund zu,
Braust uferlos der Katarakt hinunter. —
O Fassung! — Nicht mehr denken. Geh. Dort wartet
Ein schönes Weib — mein Weib — im Nachtgewand.
Sie windet ihre Locken ungeduldig
Um ihre feine weiße Hand, und zittert
Und fragt: „Er kommt nicht?" — Warum komm' ich nicht?
Ist sie nicht meine Frances? Schön und üppig;
Der Hals so weiß; die Schultern wonnevoll?
Das Haar wie Seide? — Doch ihr Blick ist ruh'los.
Ihr Auge liegt so tief. Gespielte Freude
Lacht von bemalten Lippen! Lächelt sie,
So friert mein Blut, ich kann sie nicht umarmen ...
O wär' die Geisterstunde nur vorbei!
Mein Vater, denk' ich, steht vor dieser Thür,
Im schottischen Kleid, die langen Locken schüttelnd; —
Und noch, noch Einer. Der im Leichentuch,
Mit glasigen Augen, seine gelbe Hand hebt:
„Du kamst aus Schottland, Robert Kerr mit Namen!
Warst gut und redlich; nun veracht' ich dich,
Verfluch' ich dich, den Mörder Somerset" —

(Die Eckthür öffnet sich, Frances erscheint, in weißem, reich mit Spitzen besetztem Nachtgewand. Robert stößt einen Schrei aus und taumelt zurück.)

Frances (erschüttert).

Ich bin's. Die Frances. Hat mein Anblick dich
So sehr erschreckt —

Robert.

Mir schien's — ein andrer —
Du bist's!

Frances.

O fürchte nichts. Ich will kein Wort
Der Liebe; nichts von Lieb' und Zärtlichkeit.
Nur bei dir bleiben laß mich; denn es thut mir
Nicht gut, allein zu sein ... Zu Bett ist alles.

Unklare Töne wandern durch die Nacht;
Gedanken kommen ... Laß mich niedersitzen,
Und geh' nicht fort — doch bleib dort, wo du bist,
Und sprich ein Wort zu mir!

Robert.

Ich geh' nicht fort;
Wie sollt' ich (betrachtet sie; beklommen, nach Worten suchend). Weiß!
— So sah ich dich noch nie.
(Will scherzen.) Weiß wie ein Schwan ... Wie sagtest du mir damals?
„Ein neues Leben leb' ich dann mit dir!
Wie lichte Schwäne, die auf dunklem Wasser
Schneeweiß vorüberziehn" ... Schneeweiß! — O Gott!

Frances.

Denk' nicht an ihn!

Robert.

An wen?

Frances.

O Robert —

Robert (mit wildem, fragendem Blick).

Frances!
Du ruhtest nie an Overbury's Herzen —

Frances.

Wie sprichst du! (Steht auf.) Denkst du —?

Robert.

Nein; mir kam's nur so.
Vergib! — Das ist das Jagen der Gedanken ...
Mir fehlt der helle Tag; die Sonne fehlt mir,
Das Licht des dunklen, sorgenvollen Hirns!
(Horcht.) Draußen der Wächter ruft —

Frances (in tiefer Bangigkeit.)

Ich höre nichts. —
Nur hier im Saal den Holzwurm hör' ich bohren.
Er bohrt so laut. Doch das bedeutet nichts —

Robert.

Nein, das bedeutet nichts.

Frances.

Doch bohrt es fort und fort.
(Nach einem Gedanken suchend.)
Wie ist dir's? Könntest du die Laute spielen?
Daß holdre Klänge durch die stille Nacht —

Robert.

Ich will's versuchen. Der Gedank' ist gut.
Dort liegt sie ... Doch ich muß dich bitten, starre
Mich gar so todt, so leichenhaft nicht an.
Dann kommt mir das Gesicht, als stünde noch
Ein andrer hinter dir, so weiß wie du —

Frances (bebend).

Narrheit! — Wer sollte —

Robert.

Und mit dreistem Finger
Berührt' er deinen Nacken —

Frances (selbstvergessen).

Overbury —

(Wendet voll Grausen das Gesicht nach hinten. In diesem Augenblick pocht es laut. Frances schreit auf, stürzt zu Boden.)

Dieser ergreifenden Scene folgt der Aufzug des Königs, der mit seinem Gefolge den Gatten ein lustiges Ständchen bringen wollte, dann die Entdeckung des Mordes durch Overbury's Neffen George Villiers, und die Verhaftung der Schuldigen. Von der Kunst des Dichters gibt das Mitgetheilte gewiß eine überzeugende Probe.

Heinrich Bulthaupt.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Die unermüdliche Productivität hervorragender deutscher Gelehrten, ungebrochen durch hohes Alter, bewährt sich gerade bei unsern großen Historikern. In wie vielen literarischen Spätlingen bewies der Geschichtschreiber der Hohenstaufen, Friedrich von Raumer, seine durch neunzig Lebensjahre nicht abgestumpfte große Regsamkeit, und mit noch bedeutendern Leistungen erfreut Leopold von Ranke in hohen Jahren die deutsche Nation. Die Herausgabe seiner „Sämmtlichen Werke" (Leipzig, Duncker u. Humblot) ist bis zum siebenundvierzigsten Band vorgeschritten, welcher den zweiten Theil des Werks: „Hardenberg und die Geschichte des preußischen Staats von 1793—1813", enthält. Es ist dies die zweite Auflage der in den „Denkwürdigkeiten des Staatskanzlers Fürsten von Hardenberg" den eigenhändigen Memoiren Hardenberg's beigegebenen historischen Darstellung des Herausgebers. Dem Bande beigefügt ist eine interessante Notiz über die Memoiren des Grafen Haugwitz, der von dem Historiker gegen die Anklage diplomatischer Landesverrätherei in Schutz genommen wird, von dem Ranke aber am Schluß sagt: „In allem, was wir von Haugwitz haben, spricht sich eine unbedingte Hingebung an das königliche Haus und eine lebendige Application für das Wohl des Staats aus. Aber ein Steuermann, der das Schiff des Staats in den schwersten Stürmen in sichern Port bringt, ein Geist, der einem Napoleon hätte widerstehen können, das war Graf Haugwitz nicht; wer aber hätte von allen Lebenden diesem Giganten widerstehen können? Einer der ersten, der durch seine Annäherung, welcher dann bald eine feindselige Entfremdung folgte, zu Grunde ging, war Graf Haugwitz." Während die Sammlung der Werke Leopold von Ranke's mit seltener Rüstigkeit gefördert wird, werden wir durch die Nachricht überrascht, daß der greise Historiker noch eine „Weltgeschichte" herausgibt, von welcher die erste Abtheilung in zwei Theilen vorliegt: „Geschichte des alten Orients und der Griechen" (Leipzig, Duncker u. Humblot). Ein solches spätes Geschenk des gefeiertsten Geschichtschreibers, das sich an das ganze Volk wendet, konnten wir nicht mehr von ihm erwarten.

— Soeben ist von der trefflichen „Geschichte des Alterthums" von Max Duncker (Leipzig, Duncker u. Humblot) der vierte Band erschienen, der die „Arier Ostirans", „Die Herrschaft der Meder" und das „Reich der Perser" bespricht, die Geschichte von Kyros, Kambyses und Dareios im fesselnden Zusammenhang vorträgt und über das damalige persische Reich mit seinen Einrichtungen und Sitten und seiner ganzen culturgeschichtlichen Grundlage ein willkommenes Licht verbreitet.

— Hermann Hettner's „Geschichte der französischen Literatur im 18. Jahrhundert" (Braunschweig, Friedrich Vieweg u. Sohn) ist bekanntlich in einem Separatabdruck erschienen, von dem die vierte Auflage vorliegt. Die geistreich ausgeführten Charakterköpfe von Voltaire, Montesquieu, Diderot und Rousseau haben in erster Linie dieser Geschichte so großen Erfolg gesichert.

Theater und Musik.

Die Hälfte der Theatersaison liegt hinter uns: sie hat uns keine einzige bedeutende poetische Novität gebracht. Die Hofbühne in Berlin und neuerdings auch die in Wien verzichten auf die Vorführung moderner Tragödien: sie glauben sich mit Melpomene hinlänglich abgefunden zu haben, wenn sie den Shakspeare'schen Historiencyklus aufführen, was für eine deutsche Nationalbühne doch eine sehr problematische Herrlichkeit ist. Das Publikum ist der Tragödie entwöhnt; sie macht keine vollen Häuser: damit rechtfertigen die Bühnenleiter ihre Abneigung gegen alle poetischen Schöpfungen. Was hat die wiener Burg in dieser Saison gebracht? „Das Haus Lonei" von Adolf L'Arronge und „Krieg im Frieden" von Gustav von Moser und E. von Schönthan, beides Repertoirestücke des berliner Wallner-Theaters: das erste gewiß ein sehr achtbares Product der pädagogisch lehrhaften Muse von L'Arronge, das zweite ein wahrhaft lustiger und harmloser Schwank; doch wenn das wiener Burgtheater ohne jedes Gegengewicht ernster poetischer Novitäten sich mit Vorliebe in den Gleisen des berliner Wallner-Theaters bewegt: so mag dies für den glänzenden Bestand der Kasse gewiß sehr vortheilhaft sein, ob aber der Würde des Instituts angemessen: das ist eine andere Frage. Wenn die ernstere Dichtung auch aus dieser Position vertrieben wird, wo ihr eine lange Tradition und hervorragende Schauspielkräfte einen festen Halt gewähren müßten: welche Zufluchtstätte bleibt ihr dann noch übrig? Eine nicht geringe Schuld daran, daß das Burgtheater diese Richtung mehr und mehr einschlägt, trägt jene wiener Kritik, welche jedes größere Dichtwerk, wenn es auf den Bretern erscheint, rücksichtslos zerfleischt, in einem harmlosen und anspruchslosen Stücke aber wie das Moser-Schönthan'sche Lustspiel sogar eine culturhistorische Bedeutung zu finden weiß. Welch ein wunderbarer Tiefsinn der neunmal Weisen an der blauen Donau, die über einem Moser'schen Stück brüten wie der Brahmane über der Silbe Om, während sie über ein neues dramatisches Dichtwerk mit einem kritischen Purzelbaum sich hinwegschwingen.

Die ernste Muse, von den Hoftheatern verbannt, deren tonangebendes Beispiel sonst der Tragödie doch die Runde über eine Zahl von Bühnen sicherte, taucht mit ihren Kindlein nur sporadisch hier und dort auf. Wir erwähnten schon, daß „König Erich XIV." von Joseph Weilen in Manheim mit Beifall zur Aufführung gekommen ist; wie es heißt, wird die Burg diesem Stücke noch ihre Pforten öffnen. Eine „Maria Stuart" von Fritz Dannemann ist in Bremen mit Beifall zur Aufführung gekommen: die Heldin ist die schöne Sünderin der Muse Swinburne's, die schottische Liebeskönigin, nicht Schiller's Büßerin. „Amy Robsart" von dem Herausgeber d. Bl. kam in Straßburg mit gutem Erfolg zur Aufführung.

Der große Treffer der Saison ist „Krieg im Frieden": in Wien, München, Dresden, überall macht dies Stück volle Häuser; „Haus Lonei" von L'Arronge folgt in zweiter Linie, wenn auch der sich ins Wasser stürzende Abiturient weniger interessirt als der hineinfallende Lieutenant; Paul Lindau's „Verschämte Arbeit" macht ebenfalls die Runde, doch mit ungleichem Erfolg.

Aus der Schriftstellerwelt.

Am 13. December 1880 fand unter äußerst zahlreicher Betheiligung eines kunstsinnigen Publikums zu Dresden in dem mit der Kolossalbüste Gutzkow's, einer schönen Arbeit des talentvollen Bildhauers E. Andresen, geschmückten Saale des dortigen Gewerbehauses eine Feier zum Andenken an Karl Gutzkow statt. Den ersten Theil der Festlichkeit bildete ein größeres Concert, dessen Gelingen dem ebenso bereitwilligen wie uneigennützigen Mitwirken hervorragender künstlerischer Kräfte zu danken war, in erster Linie dem Professor Dr. Joseph Joachim aus Berlin, dem Hofkapellmeister Dr. Wüllner, der Frau Marie Niemann-Seebach und der Kammersängerin Fräulein Therese Malten. Der von Dr. G. Häbler gedichtete schwungvolle Prolog wurde von Frau Marie Niemann-Seebach gesprochen. An das Concert reihte sich ein Bankett, bei welchem als Ehrenpräsident Regierungsrath von Criegern-Thumitz (auch als Schriftsteller bekannt) den Vorsitz führte und die Begrüßungsrede hielt, welche mit einem Hoch auf König Albert von Sachsen schloß. Nachdem Hofrath Dr. Pabst einen mit Begeisterung aufgenommenen Toast auf Kaiser Wilhelm ausgebracht hatte, widmete der Schriftsteller Dr. Rudolf Doehn in ernsten, weihevollen Worten dem Andenken Karl Gutzkow's einen Trinkspruch. Anknüpfend an die erste Strophe des von Hermann Kletke an Gutzkow gerichteten Gedichtes:

> Wer steht so hoch, daß über ihn hinaus
> Kein Unheil gipfelt? Wessen Haus
> Ist so in Fels gegründet, daß kein Schlag
> Es je zerspalte? Wessen Tag
> Ist so durchsonnt von ewig jungem Licht,
> Daß es die dunkle Stunde nie durchbricht?

gab der Redner in gedrängten Zügen eine Schilderung der Veranlassung der Feier, des Lebens und Wirkens Gutzkow's, seines Charakters und des innersten Wesens seiner Poesie. Er bezeichnete ihn als einen stets kampfbereiten Sohn der Mark, kampfbereit für Recht und Wahrheit, als einen wahren „Ritter vom Geiste". Gutzkow sei ein hervorragender Bannerträger der modernen Ideen als Romandichter, als Dramatiker, als Kritiker und als Publicist gewesen; er zähle zu denen, die dem Jahrhundert seine Signatur aufgedrückt haben. Den Vorwurf H. Heine's und Immermann's, Gutzkow habe kein Herz gehabt, wies Redner mit aller Entschiedenheit zurück. Der Dichter des „Uriel Acosta" könne kein Mann ohne Herz gewesen sein, wenn ihm auch die Wahrheit vielleicht höher gestanden als die Liebe. Sein Unglück sei es gewesen, daß er sich zu oft und zu sehr verkannt wähnte; dieser Wahn bilde den tragischen Zug in seinem Leben. Kein Dichter der Neuzeit überrage Gutzkow an geistiger Kraft und Größe, keiner an Ueberzeugungstreue; auf ihn selbst fänden die bekannten Worte seines „Uriel Acosta" ihre vollste Anwendung: „Die Ueberzeugung ist des Mannes Ehre." Ferner Toaste auf die Damen, auf die Gäste, auf die Stadt Dresden und auf alle, die zum Gelingen der schönen Feier künstlerisch mitgewirkt hätten, wurden ausgebracht von Dr. Franz Koppel-Ellfeld, Dr. Häbler, Dr. Friedrich Friedrich aus Leipzig und Dr. Schramm-Macdonald. Zu erwähnen ist noch, daß eine große Anzahl von Vertretern der sächsischen Regierung und der städtischen Behörden an der Festfeier theilnahm, deren nicht geringer Ertrag zur einen Hälfte für das zu errichtende Gutzkow-Denkmal, zur andern für den vom Allgemeinen Deutschen Schriftsteller-Verbande gegründeten Pensionsfonds deutscher Schriftsteller bestimmt ist.

Bibliographie.

Kastropp, G., Kain. Mit einem Titelbilde von C. Gehrts, in Holzschnitt ausgeführt von A. Closs. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1880. 8. 9 M.

Palmié, F., Rufus. Eine Erzählung aus dem 1. Jahrhundert nach Christi Geburt. Nordhausen, Greiner. 1880. 8. 5 M.

Scartazzini, J. A., Abhandlungen über Dante Alighieri. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 1880. Gr. 8. 5 M.

Schäffer, S. G., Adolf Kolping, der Gesellenvater. Ein Lebensbild. Münster, Nasse. 1880. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Tegnér's, E., Frithjof-Sage. Aus dem Schwedischen übersetzt von O. v. Nordenskjöld. Mit 12 Compositionen von K. Ekwall in Lichtdruck und 50 Vignetten in Holzschnitt. München, Bruckmann. 1880. Gr. 4. 20 M.

Anzeigen.

Im Verlage von **Eduard Avenarius** in **Leipzig** erscheint auch für das Jahr 1881:

Literarisches Centralblatt für Deutschland.

Herausgegeben von Professor Dr. Friedr. Zarncke.

Wöchentlich eine Nummer von 2 bis 3 Bogen gr. 4. Preis vierteljährlich M. 7.50.

Das „Literarische Centralblatt" betrachtet es als seine Hauptaufgabe, einen **Gesammtüberblick über das ganze Gebiet der wissenschaftlichen Thätigkeit Deutschlands** zu gewähren, und bespricht in fast lückenloser Vollständigkeit die neuesten Erscheinungen auf den verschiedenen Gebieten der Wissenschaft, der Geschichte, der Technik, des Militärwesens, der Kartographie u. s. w. Diese Besprechungen haben sich allgemein den Ruf der Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit erworben, und diesen Ruf seit nunmehr 30 Jahren ungetrübt erhalten.

Ausser den Besprechungen neuer Werke bringt das „Literarische Centralblatt" eine Angabe des Inhalts fast aller wissenschaftlichen und der bedeutenderen belletristischen **Journale**, der **Universitäts- und Schulprogramme** Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz, die **Vorlesungs-Verzeichnisse** sämmtlicher Universitäten und der landwirthschaftlichen Akademien; eine **Bibliographie** aller wichtigern Werke der in- und ausländischen Literatur; eine Uebersicht der in andern Zeitschriften erschienenen ausführlichern und wissenschaftlich werthvollen **Recensionen**; ein Verzeichniss der **antiquarischen Kataloge**, sowie der angekündigten **Bücher-Auctionen**; endlich **gelehrte Anfragen** und deren Beantwortung, sowie **Personal-Nachrichten.** Am Schlusse des Jahres wird ein vollständiges Register beigegeben.

Probe-Nummern sind durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zu erhalten.

Verlag der Buchhandlung von Johannes Kriebel in Hamburg, Steindamm 1.

Neu:

Hermann Borneck.

Schauspiel in fünf Aufzügen.

9 Bogen. 8. Elegant geheftet 3 Mark.

Deutschlands Dichtern und Schriftstellern gewidmet.

Zu haben in allen Buchhandlungen.

Im Verlag von **L. Brill** in **Darmstadt** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Völkerkunde Osteuropas

von

Lorenz Diefenbach.

Zweiter Band, 2. Halbband (als Schluß.)

Die Finnische Familie. Zigeuner (Rom). Armenier oder Hajer. Kaukasier. Nachträge und Berichtigungen.

Durch alle Buchhandlungen:

Fitger, Die Hexe.

Trauerspiel in 5 Aufzügen.

2. Auflage. 2 M., Prachtband 3 M.

Fahrendes Volk.

Gedichte.

2. Aufl. 4 M., Prachtband 5 M.

Oldenburg. Schulzesche Hof-Buchhdlg.

Einladung zum Abonnement auf:

Unsere Zeit.

Deutsche Revue der Gegenwart.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

In Monatsheften von 10 Bogen. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf.

(Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.)

Diese angesehene und weitverbreitete Zeitschrift, welche die hervorragendsten Schriftsteller zu ihren Mitarbeitern zählt, ist seit 1880 wesentlich umgestaltet und erweitert worden, indem sie außer zeitgeschichtlichen Aufsätzen auch Novellen, Erzählungen, Reiseskizzen, literarische und culturgeschichtliche Essays den Lesern darbietet.

Das erste Heft des neuen Jahrgangs ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben. Es enthält: Hart am Rande. Novelle von Levin Schücking. — König Georg von Hannover und seine Umgebung. Von Oskar Meding (Gregor Samarow). — Aus der Landschaft Athens. Von Ferdinand Gregorovius. — Der poetische Naturalismus in Frankreich. Von Rudolf von Gottschall. — Der große Altar zu Pergamon. Von Adolf Trendelenburg. — Ober-Albanien und die Gegen. Von Spiridion Gopčević. — Der Pariser Chiffonnier. Von Wilhelm Ritter von Hamm. — Meerfahrt. Zwei Gedichte von Friedrich Bodenstedt. — Literarische Revue. — Politische Revue.

Unterzeichnungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

KAISERLICHE UNIVERSITÄTS- UND LANDESBIBLIOTHEK Breslau

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 2. — 13. Januar 1881.

Inhalt: Beiträge zur Trinkliteratur. Von Richard Schmidt-Cabanis. — Lyrisch-epische Dichtungen. Von Rudolf von Gottschall. (Beschluß.) — Neuere philosophische Literatur. Von Konrad Hermann. — Feuilleton. (Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Beiträge zur Trinkliteratur.

1. Jus potandi oder Deutsches Zechrecht. Commentbuch des Mittelalters. Nach dem Original von 1616; mit Einleitung neu herausgegeben von Max Oberbreyer. Vierte Auflage. Heilbronn, Henninger. 16. 1 M.
2. Von dem schweren Misbrauch des Weins. Nach dem Original des Justus Moyß von Aßmannshausen vom Jahre 1580; mit Einleitung neu herausgegeben von Max Oberbreyer. Heilbronn, Henninger. 16. 1 M.
3. Golias. Studentenlieder des Mittelalters. Aus dem Lateinischen. Von Ludwig Laistner. Stuttgart, Spemann. 8. 3 M.
4. Carmina burana selecta. Ausgewählte lateinische Studenten-, Trink- und Liebeslieder des 12. und 13. Jahrhunderts aus dem Codex buranus, mit neudeutschen Uebertragungen, geschichtlicher Einleitung, Anmerkungen und Beigaben. Eine literatur- und culturgeschichtliche Studie, zugleich ein Liederbuch von Adolf Pernwerth von Bärnstein. Würzburg, Staudinger. 8. 2 M. 40 Pf.
5. Carmina clericorum. Studentenlieder des Mittelalters. Edidit Domus quaedam vetus. (Herausgegeben von „einem alten Hause.) Supplement zu jedem Commersbuch. Vierte vermehrte und berichtigte Auflage. Heilbronn, Henninger. 16. 1 M.

Wir Deutschen sind ein trinkhaft Volk, von je an, das muß uns der Neid lassen, und unsere Feinde selbst haben nicht umhin gekonnt, das Siegel der Bestätigung unter das wohlverdiente Zeugniß zu setzen, welches wir uns im Schweiß des Angesichts für unsere Verdienste um die Pflege der edeln Trinkkunst erwarben: hat doch der Franzose unser klangvolles deutsches Wort „trinquer" hinübergenommen in seine Sprache, um überhaupt eine Bezeichnung für den Begriff des „Trinkens" zu besitzen, da sein eigenes „boire" sich kaum mit dem unsers „Nippens" deckt. Und der Ausdruck „Trinkeswain" galt schon vor langer Zeit dem Welschen als angestammter Name für jeden Sprossen deutscher Nation.

Aber der Deutsche trinkt nicht nur, er versteht auch zu trinken, und Hamlet's Tadelwort:

> Dies schwindelköpf'ge Zechen macht verrufen
> Bei andern Völkern uns in Ost und West —,

das böswillige Gemüther nicht minder auf uns als auf den Dänen gemünzt wissen wollen, an den es gerichtet, hat in der That dem Deutschen gegenüber so gut wie gar keine Berechtigung mehr. Denn was heißt „schwindelköpf'ges Zechen" anders als Trinken ohne Regel und Ordnung, ohne Grundsätze und Selbstbewußtsein, mit einem Wort: ohne Logik?!

Nun, kann sich der Deutsche auch nicht zu dem höchsten Gipfel zoolyrischer Trinkerweisheit emporschwingen, da ihm Mutter Natur die unschätzbare Gabe eines Giraffen versagte, so ist er dafür auch nicht auf den wässerigen „Kathedergenuß" beschränkt, der Deutsche hat seine Studien — in majorem Bacchi et Gambrini gloriam — an edlern Stoffen absolvirt, und zwar Studien umfassendster und gründlichster Art, die aus ihrer ursprünglichen Planlosigkeit gegen Ende des 16. Jahrhunderts zu vollkommen systematischer Regelung gelangten.

„Jus potandi oder Deutsches Zechrecht" (Nr. 1) hieß die im Jahre 1616 zum ersten male im Druck erschienene Trinker-Gesetzsammlung; ihr Verfasser nannte sich „Blasius Multibibus, utriusque V. et C. (i. e. vini et cerevisiae) Candidatus", und sie war „zu finden in Culmberg bei Pilz Paul und Schwamme Heintzen". Das Verdienst aber, dies culturhistorisch und potatorisch gleich interessante Büchlein nach etwa einem Vierteljahrtausend dem Staube bibliothekarischer Vergessenheit entzogen und der deutschen Leserwelt in weiterm Sinne zugänglich gemacht zu haben, gebührt Max Oberbreyer in Magdeburg, der in einer von der Verlagshandlung sehr

zierlich und sauber ausgestatteten Form uns eine wort- und schriftgetreue Wiedergabe des Originals bietet.

In der Einleitung zu seinem Büchlein gibt uns Oberbreyer zunächst ein scharf skizzirtes Miniaturbild von der codexlosen, der schrecklichen Zeit, in welcher sich der Deutsche aus dem Stadium der „Schwindelköpfigkeit" noch nicht zur schönen Klarheit eines Principientrinkens hindurchgezecht hatte.

Der Autor knüpft dabei an Martin Luther's (1541 erschienene) Streitschrift „Wider Hans Worst" an, darin es heißt: „Es ist leider ganz Deutschland mit Saufen geplagt. Wir predigen und schreien darüber, es hilft aber leider nicht viel. Es ist ein alt böses Herkommen in deutschen Landen, wie der Römer Cornelius schreibt, hat zugenommen und nimmt noch zu"; und an einen andern Ausspruch des großen Reformators, den er gelegentlich seiner Auslegung des 101. Psalms thut: „Es muß ein jeglich Land seinen eigenen Teufel haben — unser deutscher Teufel wird ein guter Weinschlauch sein und muß «Sauf» heißen!"

Das war durchaus keine Uebertreibung (fährt Oberbreyer fort). Die deutsche Welt trank zu dieser Zeit wie von einer brennenden Seuche ergriffen, allenthalben, namentlich aber im Norden und Osten, Wein und Bier in Strömen. Vornehm und Gering zechte, daß sich die Balken bogen; Weltlich und Geistlich diente dem bösen Geiste im Fasse mit Saus und Braus; Jung und Alt half den Keller leeren, soweit der Beutel reichte und der Wirth borgte ...

An den norddeutschen Höfen, vorzüglich am wittenberger und später während des Dreißigjährigen Kriegs am dresdener Hofe, verschlang der hier fast nie schwindende Rausch eine Menge höchst nothwendiger Thatkraft und zeitweise allen Verstand.

Als Kurfürst Friedrich von der Pfalz seinen Sohn Ludwig nach Neuburg zu einer Kindtaufe gehen läßt, spricht er die Befürchtung aus: „Wenn mein Sohn nur vor Herzog Albrecht zu Bayern und Herzog Christoph zu Württemberg, beiden meinen Vettern und Brüdern, des Trunkes halber kann gesund bleiben; denn diese beiden Fürsten sollen auch dorten sein." Für den andern Bruder Hans Kasimir aber fürchtet die Mutter, als er sich zu Ansbach aufhält: „Habe nur Sorge, der Markgraf werd' mir ihn krank saufen!"

Der Adel eiferte seinen Fürsten soviel er konnte und mit bestem Erfolge nach. Ein guter Theil der gelehrten Welt, mit Einschluß mehrerer von den berühmtesten Humanisten, that nach Kräften desgleichen. Selbst viele von der Geistlichkeit machten keine Ausnahme von der Regel, und es kam vor, daß Pfarrherren ihre Amtswohnungen in Bierschenken verwandelten.

Ueberall war der Dämon des Zechens ein willkommener Gast und anerkannter Vorsitzender. Bei den Commersen der Studenten hörte man ihn singen:

Codre, caput tibi fumat,
Ne quis ignis te consumat,
Stingue mero citius!

In die Rathskeller und Trinkstuben der Bürger rief er mit dunkelrothem Gesicht und heiserer Stimme hinein: „Ein Märtenstrunk! Ein pommerscher Trunk!" Den Bauern gab er Bierkrüge mit in die Kirche, aus denen sie einander während der Predigt zutranken und deren Deckel sie dem Pfarrer klappend ins Wort fallen ließen. Ja an hohen Festen schrotete er ihnen ganze Fässer voll Wein und Bier in das Haus des Herrn: eine Unsitte, gegen die noch im Jahre 1624 in Sachsen ein Synodaldecret erging.

Selbstverständlich eiferten die bessern Geistlichen ebenso wie die Behörden ganz energisch gegen diese „feuchte Unsitte", ja sogar der damalige Deutsche Reichstag konnte nicht umhin, Beschlüsse gegen das „übermäßige Trinken und Zutrinken" zu fassen, die allerdings eine Bindekraft für die Ewigkeit nicht zu besitzen scheinen; denn sonst würde der Deutsche Reichstag von heutzutage nicht in der heikeln Lage sein, sich demnächst wiederum mit einer vom Fürsten Bismarck projectirten „Trunkgesetz-Vorlage" beschäftigen zu müssen!

Wie sollten aber auch Verordnungen von einer Jahrhunderte überdauernden Tragkraft sein, die schon in der Zeit ihrer Publicirung mehr zum Bruch als zum Brauch gegeben schienen?! Denn wie es trotz jener Reichstagsbeschlüsse in den „alten großen Trinkländern" des Nordens (und des Südens wol also nicht minder!) aussah, davon gibt Oberbreyer Beweise durch ein Citat aus der um 1552 in Leipzig erschienenen Schrift „Wider den Saufteufel". Es heißt in derselben unter anderm:

Es üben solche Laster jetzund nicht allein die Mannspersonen, sondern auch die Weiber, nicht allein die Alten, sondern auch die jungen Kinder, die können allbereits einander ein Halbes zutrinken. Die Aeltern lehren's auch wol ihre Kinder. „Nun laß sehen", spricht der Vater zum Söhnlein, „was du kannst; bringe ihm ein Halbes oder Ganzes."

Und ist's in dieser Beziehung etwa heutzutage besser? möchte ich hier parenthetisch bemerken; heutzutage, wo wir den „kneipfesten" Bürgerstand nachts um die zwölfte Stunde oder noch ... früher, mit Weib und Kind, mit Kegel und Rind — wie weiland die Patriarchen und Erzväter von Weideplatz zu Weideplatz — von einem Bierlocal zum andern pilgern sehen, und wo der jüngste trinkhafte Sproß der Familie geflissentlich daran gewöhnt wird, den schäumigen Stoff aus dem schwechater oder dem münchener Hofbräuhause als naturgemäßen Ersatz für die Muttermilch anzusehen?

Und über das alles (fährt die „Saufteufelei" fort) hat man solches Lasters der Trunkenheit kein Hehl, sondern man kitzelt sich damit, als hätte man gar wohl gehandelt. Ja, rühmen's auch herrlich und sagt einer zum andern: „Lieber, ich wollte, daß du nächtens bei uns gewesen wärest. Wir waren recht fröhlich, da ließen wir das Rädlein herrummergehen, es durfte keiner nüchtern davonkommen. Ich soff sie endlich alle darnieder, der fiel auf die Bank, jener fiel ganz hinunter. Da solltst du Wunder gesehen haben!"

Nach Beendigung obigen Excurses sagt Oberbreyer weiter:

Die kräftigsten Bannsprüche der Kanzeln, die strengsten Verbote der Obrigkeiten und des Reichstags, die Warnungen und Mahnungen wohlmeinender Schriftsteller — nichts verfing gegen den greuelvollen Spuk, mit dem die große Masse immer tiefer im Krug und Faß versank. Man kehrte sich nicht an die Moralprediger, man lachte der angedrohten Strafe und lebte lustig fort nach Paragraph Elf. Es wurde ein förmlicher Saufordeu gestiftet, man pries in tollen Dichtungen, wie Koch's „Ars bibendi", das Zechen geradezu als edelste Kunst und die Trunkenheit als empfehlenswerthesten Zustand; es entstand eine Reihe der wildesten deutschen und lateinischen Trinklieder, und für die Trunksucht ward eine Menge von Bräuchen, Satzungen und Ceremonien erfunden, aus denen sich zuletzt ein vollständiges Zechrecht entwickelte. „Darnach fangen sie an", sagt bereits Geiler von Kaisersberg von den damaligen Studenten, „saufen einander zu, und wer am besten saufen mag, der wird Magister oder Doctor gar." Ferner waren schon früh „Zechturniere" im Schwange, bei denen man sich auf ein bestimmtes, meist sehr großes Quantum Wein oder Bier herausforderte, und bei denen es nichts Ungewöhnliches gewesen sein wird, wenn einmal, wie Hans Sachs uns nach eigener Anschauung erzählt, zwölf „Bierhelden", nachdem sie „sechs Studen mit Stutzen und Kannen zusammengeritten", eine Tonne Bier ausgetrunken hatten. — Erst gegen Ende des 16. Jahrhunderts indeß scheinen sich unter Studenten, Bürger und Adel Regeln des Trinkens ausgebildet zu haben, die bei Strafe zu beobachten waren, und erst 1616 (wie schon oben bemerkt) erschienen dieselben gesammelt und geordnet im Drucke.

Was nun das überaus selten gewordene Büchlein anbetrifft, das in der stattlichen Reihe von sechzig Kapiteln zunächst eine kurzgefaßte Geschichte des Trinkens selbst gibt, um dann die Mysterien der Ausübung dieser achten unter den sieben freien Künsten systematischst zu enthüllen, so dürften einige Proben aus dem reichen Inhalt am leichtesten und sichersten über dessen Bedeutung orientiren.

Aus den ersten neun, den salva venia „trinkgeschichtlichen" Paragraphen scheint mir der vorletzte ganz besonders der Erwähnung werth. Derselbe lautet:

Die Materia oder der Stoff, so darzu (zum Zechen nämlich) gehöret und von Nöthen, ist Bier und Wein, derer beydes für sich selbst auff viel und mancherley Art unterschieden ist. Und ist kein Zweiffel, daß, wann man fragt, welches unter diesen beyden Getränken das beste sey, ob der Wein nicht unbillig und mit allem Recht den Vorzug haben und behalten solte? Jedoch wenn Bier oder Wein jedes in seiner Art betrachtet und man fraget, welches Bier vor dem andern den Vorzug habe und besser sey, kan einer allein nicht wohl melden und anzeigen, denn gleich wie man saget: viel Köpffe, viel Sinne, also seynd auch viel und mancherlei Geschmacks, welches auch daher genugsam erscheinet, indem ihrer nicht wenige gefunden werden, die da wol das liebe lautere Brunnenwasser, Milch, Molcken und dergleichen auch wohl dem alleredelsten und besten Weine weit vorziehen und besser achten, welches mir dann in meinem Kopff gewaltig Spannisch und lächerlich vorkömmt, sintemal mir das Rostocher, Hamburger, Dantzger Duppelbier, Preußing, Braunschweigische Mumme, Kniesenack, Hannoverscher Broyhan, Englisch Bier, Zerbster oder Calvinisch und Torgauisch Bier viel und viel tausendmahl besser schmeckt, als etwan der Wittenbergische Kukkuck, Büffel oder das Leipziger gekräuterte, bauchzerreißende Rastrum, wäre es auch gleich der allerstattlichsten Frauen Gebräu und von ihrer alten fuchsschwänzenden und abgereiffelten Muhme, oder durch einen dickbackichten, ums Geld gemietheten Sackpfeiffer bis an Himmel hinauf erhoben und gelobet. Achte auch einen Rheinischen Wein: Klingenberger, Muskateller, Rebs, Hambacher, Malvasier, Peter Simens, Allekanten, Riesfelder, Nothalter und Bacharacher viel edler, besser und werther, als etwan einen geringen Francken oder Hessischen Landwein.

Nächst diesem staunenswürdigen Orakelspruch gibt auch der §. 9, wennschon in anderer Beziehung zu denken:

Die Forma, Art und Weise des Zechens erscheinet aus den unterschiedlichen Arten, Manieren und Weisen, dadurch solches verrichtet wird, selbsten. Derer etliche sind totales und partiales. Totales — wenn man zu gantzen trinkt; und das geschicht nun entweder continue, wenn man auff einen Trunk oder schmalen Zug austrincket, und das wird nun verrichtet, entweder floricōs oder hausticōs. Floricōs: wenn man die gantze Labaschke (von labrum, Lippe) oder Waffe oben um des Glasses Orificium oder Mundloch herumzerret (!), und auf einen Satz den gantzen Trunck in die Gurgel geust, durch welches ungebärdiges Beginnen (also doch!) das Glaß mit weißen Gischtblasen, die man flores nennet, gefüllet wird. Hausticōs: wenn der gantze Poeal oder Glaß auff einen Zug oder Athem evacuiret und geleeret wird.

Daß das Zechrecht — die Grundlage auch unsers modernen Kneipcomments — eigentlich gar kein allzu mildes Verfahren, sondern unter Umständen in die Kategorie der peinlichen Hals-Gerichts-Ordnung rangirte, dürfte aus §. 12 zur Genüge erhellen:

Wie aber, wenn einer auch nicht hausticōs oder auff einen Trunck könne Bescheid thun? — Ey, das wäre eine grosse Schande, dasjenige, was alle und jede können, nicht können. (Illa est lata culpa, non novisse id, quod omnes tenent.) Das wird nicht unbillig einem hinterlistigen Betrug compariret und gleich gerechnet. Derowegen wird der Herr auff dißmahl nicht können entschuldiget werden, sondern mag vielmehr ansetzen und mit einem starken Zuge so lange anhalten, biß ihm die Augen glitzen und das klare Wasser von dannen tröpffelt.

So hart wird denn doch heutzutage selbst auf der „schneidigsten" Corpskneipe beim „Vor- und Nachsteigen" nicht mehr verfahren, namentlich schon in Anbetracht der geringern Raumverhältnisse unserer gewohnheitsgemäßen Trinkgefäße, gegenüber denen unserer Altvordern.

Der kneipgesetzgebende Körper hält nicht eben viel von den auf der Bierbank oder am Weintisch eingegangenen „Seelenverwandtschaften", sondern scheint in dieser Beziehung mehr auf dem Boden der Anschauungsweise des Polonius zu stehen, und dessen dem Laertes ertheilten weisen Rathschlag:

> Leutselig sei, doch keineswegs gemein;
> Den Freund, der dein, und dessen Werth erprobt,
> Mit eh'rnen Haken klammr' ihn an dein Herz,
> Doch härte deine Hand nicht durch Begrüßung
> Mit jedem neugeheckten Bruder —

für maßgebend zu erachten. Wenigstens geht dies aus dem einundzwanzigsten Paragraphen ziemlich deutlich hervor, in welchem auf die Frage:

was doch von einer solchen Brüderschafft, die durch einen Suff geschicht, eigentlich zu achten und zu halten sey,

ganz unumwunden geantwortet wird:

Was ein wenig klügere und mehr verständige Leute seyn, achten solches gar vor ein sandiges und unbeständiges Wesen,

und ist gantz gewiß, daß solche ja, so leicht als sie ist gemacht worden, wiederum resolviret und über ein Hauffen gestoßen werden kan.

Als Beweis, bis zu welchen Ungeheuerlichkeiten die Zechkumpane der „untersten Bälge" sich in der guten alten Zeit ab und an wol müssen verstiegen haben, darf der §. 26 gelten, demzufolge sogar aus Filzhüten und Speiseschüsseln getrunken ward.

Nicht minderes culturgeschichtliches Verdienst als durch die Wiederherstellung des „Jus potandi" in seiner ursprünglichen Form hat Max Oberbreyer sich durch die Neuherausgabe des Büchleins „Von dem schweren Misbrauch des Weins" (Nr. 2) erworben, das Justus Moyß, Pfarrherr zu Aßmannshausen, unter folgendem ausführlichen Titel veröffentlichte:

Von dem schweren Mißbrauch des Weines, darin vermeldet wirdt, wie wir Gott so höchlich erzürnet, vnd er vns so hart gestraffet hat: Auß H. Schrifft vnd Exempeln der Heiden, Darauß wir lehrnen Mäßigkeit an zunemmen, dargegen Trunckenheit als das höchste laster vnd grewel Gottes zuuermeiden. In Reymen Weiß gestelt, Durch Justum Moyß Pfarherrn zu Haßmanshaußen. Augustinus in Sermone. Ebrietas est blandus Daemon, dulce venenum, suaue peccatum, quam qui habet, se ipsum non habet: quam qui facit, peccatum non facit, sed ipse totus est peccatum. Getruckt zu Coln, durch Maternum Cholinum. M. D. LXXXI. Mit Röm. Kayſ. Maieſt. Freyheit —

einem Titel, dessen laute Lesung allerdings schon allein die menschliche Kehle in einen Zustand der Trockenheit zu versetzen vermag, der fast unwiderstehlich zu „klaftertiefem Ehrentrunk" herausfordert.

Ueber die Entstehungsursache dieses interessanten Büchleins wäre kein Wort weiter zu verlieren, nach dem, was bereits oben zur Charakterisirung jener Culturzustände gesagt wurde, die dem Erscheinen des „Zechrechts" zu Grunde lagen; doch dürfte auch hier dem Leser vom Werke selbst „ein Schlückchen wohl behagen", und so lasse ich denn Max Oberbreyer ... oder vielmehr Ehren Moyß, den Pfarrherrn von Aßmannshausen, eigenmündig seine Vorrede halten:

Undern andern schweren und unverschampten Lastern und Sünden, so diese letzte und gefährliche zeitten, leider bey vielen oberhand genommen, ist die Trunckenheit sampt allerley unreinigkeit, in wüsten worten und wercken nit die geringste. Dan sie ihren embsigen gebrauch daher bekompt, das man nun fort hin alles was Gott unnd seinem lieben Wort zuwider, nit fur Sünde achtet und halte. Wie dan jetzundt die Trunckenheit fur ein lieblicher Teuffel, ein süße gifft und ein angeneme Sünd. Darauß man leichtlich spurt, das der Menſch sich zu diesen leichtfertigen, und der welt wolgesellige dingen, gern offt, dick und durch des leidigen Sathans listige anreitzung (wie er dan von natur darzu geneigt) befleisset und uberreden lest.

Nach Anführung einiger Bibelstellen, welche die Trunkenheit verdammen, fährt der Verfasser fort:

Es wirdt ja, zweiffels ohn, diese und andere grewliche laster und Sünde, mehr, an vielen ortheren und Stedten offentliche gestraffet und geprediget. Aber dieweil nun mehr, leiders, die bößheit under dem Volck erwachsen, unnd die Predigen wenig und leichtlich achten, zu einem ohren ein, zu dem andern auß lassen gehn, dieweil auch das schreiben lenger und weiter geht und werdt, alß das reden und manen, hab ich durch bewegung solcher ursachen, diß gering gedicht von der truncken-heit gesamelt unnd zusamen bracht, furnemlich zu verkleinerung und abgang deß grewlichen weinsauffens, sampt deren nachfolgenden Lastern und schanden, Wiewol ich der geschicklichkeit, verstandt und weißheit nit bin, das durch mich etwas publicirt oder gelehret sol werden, Auch diß werck-lein des namens nit werdt, Jedoch gut habender meinung den grewlichen Mißbrauch des weins darmit auffzuheben, nit haben bleiben lassen.

Daß es gerade ein Pfarrer von Aßmannshausen sein mußte, der den Weinschläuchen in seinen gereimten Episteln so scharf zu Leibe geht, darf nicht wundernehmen: ist doch der rothe Aßmannshäuser ein gar süffiger Tropfen, an dem sich das Dichterwort wie selten an einem andern edeln Naß bewahrheitet:

Zu viel kann man wol trinken,
Doch trinkt man nie genug.

Und der gestrenge Herr Justus Moyß hat augenscheinlich genau gewußt, mit welch einem gefährlichen Gegner er den Kampf aufgenommen; denn die Waffen, deren er sich gegen denselben bedient, lassen an Schärfe und Wucht, der Streiter selbst an Schwungkraft nichts zu wünschen übrig. Als Beweis dafür mag hier das „Fünffte Capittel" eine Stelle finden, in welchem „Von der vollen Menschen wesen" die Rede ist:

Wo ist doch zucht vnd Erbarkeit,
Da Wein regiert vnd Trunckenheit?
Da man lebt wie ein volle Khü,
Da ist weder Tag noch Nacht rhü,
Vnd da auch ist die Trunckenheit,
Die Witz gröss noth vnd mangel leidt,
Der Mensch der sinnen ist beraubt,
Klagt immer whe in seinem Heubt,
Verliert die Witz mit großem saußen,
Wie wasser thun die ohren braussen,
Sein Glieder seindt jhm all erschlagn,
Ein voller Mann ein elendt Mann,
Sein Hendt vnd Füß seindt gauz beschwert,
Will jmmer fallen auff die Erdt,
Ligt dort im kaht voll wie ein Saw,
Bey ihm ist wenig hulff vnd traw,
Ein Wasser fluß die augen seindt,
Sie werden roth, vnd auch bald blindt,
Der Mund jhm ubel stincken thut,
Ein voller boltz thut nimmer gut.
— — — — — — — — —

Und lassen sich nun wol, wie ich es gethan oder doch zu thun gedenke, mit den beiden vorbenannten Werken: dem das regel- und zuchtlose Trinken in feste Gesetzesformen weisenden Zechrecht, und dem gegen ziel- und maßloses Schlemmen eifernden Priesterwort — lassen sich hiermit die drei andern eingangs verzeichneten Bücher, Sammlungen mittelalterlicher Studentenlieder, wol in logischen Zusammenhang bringen?! Ich meine: ja; und wollte man sich dabei auch nur auf das vorm Moral-, wie vorm Justizgesetz gleich gültige audiatur et altera pars berufen.

Gewissermaßen stehen das „Jus potandi" und der „Schwere Misbrauch des Weines" zu den Golianden- und Studenten-

liedern des Mittelalters im Verhältniß von Wirkung und Ursache; was in diesen (vorwiegend wenigstens) als Endziel menschlicher Weisheit gepriesen wird: der Genuß, von dessen Uebermaß wird dort, als von dem Urgrund menschlicher Narrheit, abgemahnt. Und wenn ich demnach bei meiner Besprechung die Verkehrtheit beging, die Wirkung der Ursache voranzuschicken, so geschah es mit dem guten Bedacht, daß in diesem Fall die letztere der erstern bei weitem vorzuziehen, d. h. das Trinklied dem physischen und moralischen Katzenjammer, nur daß man, einer alten Volksregel gemäß, sich das Beste immer zuletzt versparen solle.

In der heiligen Dreizahl liegen jene Neuausgaben studentischer Trink- und Liebeslieder des 12. und 13. Jahrhunderts vor uns: a) als „Carmina Clericorum" von „einem alten Hause" herausgegeben (Nr. 5) und zwar in lateinischer Sprache, also nur für den wahren Kenner berechnet; b) als „Golias. Studentenlieder des Mittelalters" (Nr. 3), nur deutsch und zwar von Ludwig Laistner, der in seiner geistvollen und gediegenen Vorrede ein interessantes Bild von dem Wesen mittelalterlichen Studentenlebens, dem Wirken und Walten der Fahrenden Schüler entwirft; endlich c) als „Carmina burana selecta", von Pernwerth von Bärnstein edirt (Nr. 4), welcher, das Nützliche dem Angenehmen einend, dem lateinischen Urtext die deutsche Uebersetzung beigesellt und durch eine umfassende historische Einleitung und genaueste Angaben über directe und indirecte Quellen seinem Buche gleichzeitig den höhern wissenschaftlichen Werth zu verleihen weiß.

Dem geschichtlichen Theil der letztgenannten Sammlung möchte ich — „für die, so es angeht" — folgende kurze Notizen und „nöthige Winke" entnehmen. Bei der allgemeinen Klosteraufhebung des Jahres 1803 fand man in der alten Abtei Benedictbeuren (Bura) in den bairischen Voralpen eine Handschrift aus dem 13. Jahrhundert, die aus einer bunten Mischung von etwa zweihundert bis dahin meist ganz unbekannten lateinischen und deutschen Gedichten theils ascetisch frommen, theils heitern, ja geradezu höchst lasciven Gepräges bestand. Schon bei flüchtiger Durchsicht erwies sich dieser „Codex buranus" als ein literarischer Fund von bedeutendem poetischen Werth, von hohem antiquarischen Interesse — nach Jakob Grimm als „ein Schatzkästlein der alten Literatur"; man schaffte denselben nach München und verleibte ihn der (spätern) k. k. Hof- und Staatsbibliothek ein. In den Jahren 1803—7 begannen Freiherr von Aretin, der Vorstand der kurfürstlich bairischen Hof- und Nationalbibliothek, und J. Docen, deren Beamter, jenen literarischen Fund durch die Herausgabe einer „Anthologie aus der benedictbeurer Handschrift" auch weitern Kreisen zugänglich zu machen, bis im Jahre 1847 J. Schmeller, Director der Hof- und Staatsbibliothek, die erste Gesammtausgabe desselben unter dem Titel „Carmina burana" veranstaltete.

Nach Schmeller's systematischer Eintheilung zerfallen diese Poesien in zwei große Hauptgruppen: 1) „Seria"; 2) „Amatoria, potatoria, lusoria". Die deutschen Stücke, etwa 50 an der Zahl, gehören durchgängig dem im 12. und 13. Jahrhundert in Deutschland blühenden Minnesang an und sind theilweise nachweislich den Liederschätzen verschiedener berühmter Minnesänger entnommen. Von den lateinischen Stücken, etwa 150 im ganzen, war ein kleiner Bruchtheil schon früher bekannt. Es sind dies jene Lieder, welche man seit Jahrhunderten fälschlich dem Engländer Walter Mapes zuschrieb, die aber Jakob Grimm für den deutschen Archipoëta, das Prototyp der Fahrenden Schüler, erfolgreich reclamirt hat.

Leider vergönnt der knappbemessene Raum einer Zeitschrift nicht, dem Herausgeber weiter auf dem Gebiet seiner historischen Erörterungen zu folgen, die, wie schon angedeutet, namentlich interessante Streiflichter auf das damalige Studentenleben werfen, diesen „Spiegel der jeweiligen Culturperiode eines Volks".

Was den Geist und den dichterischen Werth der lateinischen Stücke des „Codex buranus" betrifft, so sei nochmals kurz erwähnt, daß die „Seria" meist geistlichen, oft streng ascetischen Inhalts sind, dabei aber charakteristischerweise der beißenden Satire gegen die Verderbtheit und unersättliche Habsucht der höhern Pfaffheit keineswegs entbehren.

In den Trink- und Spielliedern, soweit sie deutschen Verfassern zugeschrieben sind, documentirt sich das ungeschwächte Fortbestehen der beiden altgermanischen Hauptleidenschaften: Trunk und Spiel.

Die Liebeslieder endlich, welche numerisch den größten Theil der ganzen Sammlung ausmachen, bewegen sich im weitesten Rahmen von der zartesten, duftigsten Liebesregung des unverdorbenen jugendlichen Herzens bis zur Ausmalung der wildesten Sinnenlust und des nacktesten Genusses.

Schwer ist es, aus der Fülle sothanen altakademischen Sangeshorts eine Probe zu bieten, weil in der That fast jedes dieser frischen Lieder der Wiedergabe würdiger scheint als sein Vorgänger oder Nachfolger.

So sei denn, zur Rettung aus diesem embarras de richesse, eins der bekanntesten gewählt: das „Meum (oder mihi) est propositum", und zwar hauptsächlich weil es Gelegenheit zur Vergleichung dreier Umdeutschungsversuche bietet, deren erster bereits aus dem Jahre 1777 von Bürger herrührt.

Bürger ist jedenfalls von den drei Uebersetzern am freiesten verfahren, indem er aus den fünf Strophen des Originals deren sieben formte:

Ich will einst, bei Ja und Nein,
Vor dem Zapfen sterben.
Alles, meinen Wein nur nicht,
Laß' ich frohen Erben.
Nach der letzten Oelung soll
Hefen noch mich färben,
Dann zertrümm're mein Pokal
In zehntausend Scherben!

Jedermann hat von Natur
Seine sondre Weise;
Mir gelinget jedes Werk
Nur nach Trank und Speise.

Speis' und Trank erhalten mich
In dem rechten Gleise.
Wer gut schmiert, der fährt auch gut
Auf der Lebensreise.

Ich bin gar ein armer Wicht,
Bin die feigste Memme,
Haben Durst und Hungerqual
Mich in Angst und Klemme.
Schon ein Knäbchen schüttelt mich,
Was ich mich auch stemme;
Einem Riesen halt' ich Stand,
Wenn ich zech' und schlemme.

Echter Wein ist echtes Oel
Zur Verstandeslampe,
Gibt der Seele Kraft und Schwung
Bis zum Sternenkampe.
Witz und Weisheit dünsten auf
Aus gefüllter Wampe.
Baß glückt Harfenspiel und Sang,
Wenn ich brav schlampampe.

Nüchtern, bin ich immerdar
Nur ein Harfenstümper,
Mir erlahmen Hand und Griff,
Welken Haupt und Wimper;
Wenn der Wein in Himmelsklang
Wandelt mein Geklimper,
Sind Homer und Ossian
Gegen mich nur Stümper.

Nimmer hat durch meinen Mund
Hoher Geist gesungen,
Bis ich meinen lieben Bauch
Weiblich vollgeschlungen.
Wenn mein Kapitolium
Bacchus' Kraft erschwungen,
Sing' und red' ich wundersam
Gar in fremden Zungen.

Drum will ich, bei Ja und Nein,
Vor dem Zapfen sterben.
Nach der letzten Oelung soll
Hefen noch mich färben.
Engelchöre weihen dann
Mich zum Nektarerben:
„Diesem Trinker gnade Gott,
Lass' ihn nicht verderben!"

Unter Benutzung der nämlichen Originalstrophen, die der Dichter der „Lenore" dem obigen Text zu Grunde legte (eine Ausgabe von Fink's „Musikalischem Hausschatz" vom Jahre 1843 nennt noch Gualterus de Mapes als Verfasser des lateinischen Originals), gibt Pernwerth von Bärnstein das Lied in folgender Verdeutschung, die er, seiner eigenen Angabe nach, etwa im Jahre 1855 fertigte:

Danach steht mir all mein Sinn:
Will im Wirthshaus sterben,
Rings ums Todtenbänklein Wein,
Wein in edeln Scherben;
Daß die Engel selbst für mich
Bei dem Herrgott werben:
„Diese Trinkerseele, Herr,
Laß sie nicht verderben!"

Aus dem Becher quillt mir Licht
Zu des Hirns Laterne,
Nektarselig fliegt mein Herz
Ueber Mond und Sterne.
Süßer däucht mir reiner Wein
Hier in der Taberne —
Als dein Mischwein, Herr und Fürst,
Der, der bleib mir ferne!

Jedem Menschen schenkt' Natur
Seine eigne Gabe:
Schreiben könnt' ich nimmermehr,
Wenn ich Durst noch habe;
Bin ich nüchtern, schleudert mich
Hin der kleinste Knabe.
Durst und öde Nüchternheit
Hass' ich gleich dem Grabe.

Wie mein Wein ist, also wird
Mir mein Reim gelingen;
Ohne Schmaus da könnt' ich nicht
Dichten oder singen,
Und es wär' wol eitle Müh',
Wollt' ich's nüchtern zwingen;
Voll — werd' ich den Sangespreis,
Naso, dir abringen.

Und des Dichters Ahnungsgeist
Kann ich niemals fühlen,
Konnte ich zuvor nicht Wein
Brav hinunterspülen;
Spür' ich aber in der Brust
Bacchus' Geister wühlen,
Dann spricht Phöbus hell aus mir
Auf Prophetenstühlen.

Ludwig Laistner endlich benutzte für seine „Golias"-Uebersetzung den Wortlaut des Originals, wie er in den „Carmina Clericorum edidit domus quaedam vetus" enthalten ist, und der (mit Ausnahme der ersten Strophe) nicht unerheblich von jenem Text abweicht, an den die beiden andern Verdeutscher sich hielten.

Diese erste Strophe theilen wir nachstehend mit; sie bilde den Schluß meiner potatorisch-literarischen Skizze:

Mein Begehr und Willen ist:
In der Kneipe sterben!
Nah den Lippen sei der Wein,
Eh sie sich entfärben!
Und der Englein Sterbechor
Möge für mich werben:
Laß den wackern Zechkumpan,
Herr, dein Reich ererben!

Richard Schmidt-Cabanis.

Lyrisch-epische Dichtungen.

(Beschluß aus Nr. 1.)

1. Tannhäuser. Ein Minnesang von Julius Wolff. Mit Porträtradirung nach einer Handzeichnung von Ludwig Knaus. Zwei Bände. Berlin, Grote. 1880. 8. 6 M.
2. Heinrich von Ofterdingen. Eine Mär von Gustav Kastropp. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1880. 8. 6 M.
3. Kain. Von Gustav Kastropp. Mit einem Titelblatte von Karl Gehrts, in Holzschnitt ausgeführt von A. Cloß. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1880. 8. 9 M.

Eine Probe des trockenen dürren Chronikstils in Wolff's „Tannhäuser" geben folgende Verse:

Als Urlaub von Tirol genommen
Tannhäuser zu dem Ritt nach Wien,
Sah er, bis Judenburg gekommen,
Dort reisig Volk die Straße ziehn.
Den Ungarn galt es; König Emrich rächte
Den Schutz, den Andreas, sein Bruder, fand
Bei Herzog Leopold in Wien, und schwächte
Oestreichisch Grenzgebiet mit Raub und Brand.
Da gab es Krieg; doch Streit und Orlog kannte
Friedrich von Pettau, ein erfahrner Held.
Tannhäuser's Herz in Kampfeslust entbrannte,
Und ungeduldig zog er mit ins Feld.
Er stritt und stach sturmkühn mit seiner Lanze
Und ward ein Sanct-Georg dem Heere werth,
In Sprüngen flog sein Hengst zum Waffentanze,
Und helle Feuerschläge schlug sein Schwert.
Stets leuchtete voran den tapfern Scharen
Sein hoher Helm im wildesten Gewühl,
Dem Freunde helfen und den Feind nicht sparen —
War in der Schlacht sein einziges Gefühl.
Als bei Großsonntag in dem Peßnitzthale
Des Krieges blutige Entscheidung fiel,
War er es, der gleich einem Wetterstrahle
Der Ungarn Reihn durchbrach zum letzten Ziel.

Auch die Topographie Roms ist im Grunde nur ein versificirter Wegweiser. Desto frischer blüht der Liederfrühling auf: die Gesänge auf der Wartburg, besonders das Lied Wolfram's von Eschenbach haben hohen Stil und dichterischen Schwung, doch auch die andern Minnecouplets, die Lieder von Lenz und Liebe, sind wohlgelungen:

Der Lenz ist gekommen
Ins harrende Land,
Hat um sich genommen
Sein Blumengewand.
Es schallt von den Zweigen
Der Vögel Gesang,
Nach Trauern und Schweigen
Ein grüßender Klang.
Da regt sich ein Sehnen, da blühet die Lust.
Heraus, du mein Lied, aus der klopfenden Brust!

Es dränget zur Ferne,
Was frei und geschwind,
Es wandern die Sterne
Und Wasser und Wind.
Es wallen und weben
Die Wolken im Raum —
Mit ihnen zu schweben,
Mein seligster Traum.
Ihr greifet den Blitz nicht am schmetternden Schaft,
Mich haltet ihr auch nicht in Fessel und Haft.

Ich habe getragen
Den heimlichen Schmerz,
Nicht länger in Klagen
Vertröst' ich mein Herz.
Den Speer will ich schwingen
Auf schnaubendem Pferd,
Und singen und klingen
Soll Harfe und Schwert.
Ich fahre wie Sturm, der die Eiche zerspellt,
Hinaus in die Freiheit, hinaus in die Welt!

Auch an neckischen und drolligen volksthümlichen Weisen fehlt es nicht: das Spottlied auf den Küchenmeister am Hofe der Babenberger, dessen erste Strophe lautet:

Herr Hiltigrim ist, wie er geht und steht,
Die Krone der Küchenmeister;
Wie keiner, wo immer ein Spieß sich dreht,
Beherrscht er die Bratengeister.
Dafür gendelt und gespickt
Ist er mit Sorgen und Plagen,
Daß er die Tafel recht beschickt,
Sonst geht es ihm an den Kragen.
Doch mundet, was er buk und briet;
Heil, hochversippter Suppenschmied,
Herr Hiltigrim von Grauscharen!

Oder das Lied des Spielmanns, mit der ersten Strophe:

Itzt hört ein neues Liedlein an,
Gar eine frumme Weise,
Und wenn's nicht stehn und gehen kann,
So dreht es sich im Kreise.
Voll loser Lieb' und festem Haß
Klopft mir das Herz im Leibe
Wie junger Wein im alten Faß,
Dem ich die Bände treibe
Um und um
Frumm und krumm,
Sitzt du gut, so bleibe!

Als Liederdichter nimmt der Autor einen hohen Rang ein, den er in diesem Werke fest zu behaupten weiß. Ueber die großen Dichtungen „Parcival", „Tristan und Isolde" finden sich viele sinnige kritische Randglossen: doch es ist überhaupt ein Zuviel des Stoffs, womit der Dichter sein Werk beschwert hat; es fehlt die Meisterschaft der Beschränkung.

Was die sprachliche Form betrifft, so stören uns, nicht blos in dem deutsch-französisch-spanischen Radebrechen des Minnehofs, sondern auch sonst viele mittelalterliche Wendungen, welche dem Lesepublikum der Neuzeit unverständlich sind.

Gustav Kastropp hat sich durch ein Drama: „Suleika", bekannt gemacht, welches in d. Bl. eingehend und anerkennend in Bezug auf dichterische Schönheiten besprochen worden ist (Nr. 11 f. 1878): gegenwärtig tritt er mit

zwei großen Dichtungen vor das Publikum, „Heinrich von Ofterdingen“ und „Kain“: die erstere ein Minnesang wie der „Tannhäuser“ von Julius Wolff, die zweite ein Mysterium im Ton der Byron'schen Dichtungen, nur nicht in dialogisirter Form.

Kastropp's „Heinrich von Ofterdingen“ (Nr. 2) schließt sich an die sagenhafte Kunde an, die uns von diesem Dichter erzählt. Ofterdingen hat sich am Sängerkrieg auf der Wartburg betheiligt und einen Kreuzzug in das Gelobte Land mitgemacht. Das sind die zwei Thatsachen der Ueberlieferung, welche der Dichter in den Mittelpunkt seiner „Mär“ gestellt hat. Hier ist nicht davon die Rede, daß Heinrich von Ofterdingen und Tannhäuser eine und dieselbe Gestalt sind, ebenso wenig davon, daß der erstere der Dichter des „Nibelungenliedes“ sei; alle diese Erfindungen und Verschmelzungen Julius Wolff's, welche seiner großen Dichtung Mannichfaltigkeit verleihen, aber auch den einheitlichen Charakter des Helden gefährden, fehlen hier. Heinrich von Ofterdingen lernt bei einem Ritt durch das thüringer Land die Gräfin Klara von Gleichen kennen; die flüchtige Bekanntschaft führt zu gegenseitiger Liebe. Doch dieselbe Klara von Gleichen wird von dem ungarischen Grafen Klingsohr geliebt, und ihr Vater Erwin gibt diesem den Vorzug vor dem Landstreicher Ofterdingen. Der Landgraf hat beide und auch die Gleichen auf die Wartburg eingeladen: es entspinnt sich hier ein Streit der Nebenbuhler, der zuerst zum Wettkampf des Gesanges, dann zu einem Turnier mit Waffen führt. Vor demselben sucht Klingsohr seinen Gegner durch einen Ueberfall aus dem Wege zu räumen; doch Heinrich schlägt die Sendlinge des ungarischen Grafen zu Boden und erscheint, wenn auch verspätet, auf dem Turnierplatz. Der Kampf selbst wird durch Glockenläuten unterbrochen und durch das Einschreiten des Klerus, welcher alle Ritter auffordert, statt den innern Zwist zu pflegen, ins Heilige Land zu pilgern, wo an den Christen wiederum schwere Unbill verübt worden.

In der That betheiligen sich die Thüringer am Kreuzzug. Klingsohr will dort Heinrich von Ofterdingen an Sultan Saladin verrathen: doch dieser begnadigt die Gefangenen und schlägt dem Verräther das Haupt ab.

Durch den Magier Klingsohr kommt ein Element des Wunderbaren in die Dichtung; doch ist dieser keineswegs ein Faust von genialem Streben, wodurch die Dichtung wesentlich gewonnen hätte, sondern ein heimtückischer Bösewicht, der übrigens mit seinen Geistern sehr unglücklich experimentirt, obschon Lucifer in seinem Bann ist; er weiß mit ihnen nichts Rechtes anzufangen. Als er sie Heinrich von Ofterdingen zuschickt, werden sie dem Dichter zwar anfangs sehr lästig; doch er braucht ihnen nur das Kreuz entgegenzuhalten, und sie verschwinden. Im Heiligen Lande beschwört Klingsohr den dienstbaren Geist Lucifer herbei; dieser muß ihm wahrsagen und zwar sehr Unerfreuliches, was er aber nicht zu ändern vermag.

Die Sage des Sängerkriegs auf der Wartburg hat Kastropp in einigen Zügen umgewandelt. Einmal handelt es sich nur um einen Wettgesang zwischen Ofterdingen und Klingsohr, dann steht auch der Henker nicht daneben, um den Unterlegenen dem Tode zu weihen, und überdies, was wir am wenigsten glücklich finden, verwandelt sich das Sängerturnier in ein Turnier mit den Waffen: ein Kampf, der nicht einmal zum Austrag kommt.

Trotz dieser Erweiterung des überlieferten Stoffs bleibt derselbe doch auf einige Hauptzüge beschränkt, ist nicht entfernt so reichhaltig wie der große Liebesroman des „Tannhäuser“ von Julius Wolff, und die Dichtung konnte nur zu so großem Umfang anwachsen durch eine Behandlungsweise, welche den Minnesang von Anfang bis zu Ende hindurchtönen läßt und außerdem in der unerschöpflichen Spruchweisheit des Narren, der sich am Schluß auch als ein geheimer Liebhaber der Gräfin von Gleichen entpuppt, den Fonds für eine Gnomik besitzt, welche unermüdlich den Rosenkranz der Lebensweisheit herunterbetet.

Wir müssen bekennen, daß wir selbst an dem Minnesang an und für sich nicht sonderlichen Geschmack finden... es sind ein paar Empfindungen und ein paar Gedanken, die immer hin- und hergewendet werden, in wechselnder Rhythmik, in wechselnder Beleuchtung, die aber doch auf die Länge eintönig werden. Die Sammlung enthält viele hübsche Lieder im echten Ton des Minnesangs, und doch ermüdet das fortwährende Singen und Klingen; der Dichter setzt uns gleichsam immer seine Harfe auf die Brust. Man kann auch des Guten zu viel thun. Als Proben dieser anmuthigen Lyrik theilen wir das folgende Frühlingslied mit:

Sei mir gegrüßt, du Waldesduft,
Du seliges Sinnen und Träumen!
Im Sonnenglanze zittert die Luft,
Es singt und klingt in den Bäumen,
Und die Blumen dringen allüberall
Aus den Knospen hervor und entfalten sich frei.
Willkommen, willkommen, du herrlicher Mai!
Ich grüße dich freudig mit Sang und mit Schall
Und mit Wonnegeschrei.

Es blieben hinter mir im Thal
Die sorgenschweren Gedanken,
Nun, Waldesfrieden, erlöse einmal
Mich aus den beengenden Schranken
Und erfülle die Brust mit Klang und mit Licht,
Komm mit Nachtigallsang und mit Blumen herbei,
Beglücke die Seele und mache sie frei,
Daß weithin der Jubel die Stille durchbricht:
Willkommen, du Mai!

Und das folgende Abschiedslied:

Der Rose, der ohnegleichen,
Bist ähnlich du, die duftig schön
Herniederblühte vom Felsenhang.
Wie könnte dich erreichen
Auf deines stolzen Schlosses Höhn
Mein Minnesang!
Des Nachts nur, wenn die Sterne all
Am Himmel auf- und niedergehn
Und aus dem Wald der Nachtigall
Verlockend schöne Lieder wehn,

Dann will ich singen und jubeln laut:
Du holde Braut,
Meine Hoffnung, mein Sehnen bist du!

Wie schnell ist der Lenz verschwunden!
Blüht noch die stolze Rose auch
In tiefem Purpurschein,
Bald wird mit tiefen Wunden
Verwelkend sie vom Glutenhauch
Gemordet sein.
Du zarte Rose, ach so bald
Wie Abendroth am Himmelssaum,
Wie Windesrauschen in dem Wald
Verweht des Lebens schönster Traum! —
Meine Lieder rufen verklingend dir zu:
Du Süße, leb wohl! — und es zittert bang
Der Abschiedssang —
Meine Trauer, mein Schmerz bist nur du!

Die Weisheit des Narren bringt den Ton des Meistersangs in das Minnelied; freilich klingt vieles an die neuen westöstlichen Aneignungen an. Manches ist epigrammatisch treffend und nicht ohne Prägnanz, z. B.:

Gib nichts aus der Hand,
Wenn sich Bessres nicht fand;
Deinen Löffel nit verleih,
Bevor du selbst verzehrt den Brei;
Und ob auch einmal eine Mücke sticht,
Sitzest du gut, so rücke nicht!
Freilich ist kein Glück so groß,
Es liegt ein Aber in seinem Schos,
Und bei den Menschen ist zumeist
Der eine des andern böser Geist.
Will nicht alles sogleich gelingen,
Das darf dich nicht in Verzweiflung bringen,
Und suche, es kann dir niemand wehren,
Die beste Seite hervorzukehren.
Ein Jägersmann, der schlecht geschossen,
Ist selten um gute Ausred' verdrossen,
Wenn auch mit Aber, mit Fast und Beinah
Noch keinem Wild ein Leids geschah.
Willst du Bedeutendes schaffen,
Mußt die Kräfte zusammenraffen
Und lieber in Einem Großes vollbringen,
Als herumzupfuschen in allen Dingen.
Ein Blumengarten durch Fleiß geräth;
Das Unkraut wächst auch ungesät.
An den Früchten muß es sich zeigen;
Der Schlehenbusch trägt keine Feigen.

Daneben findet sich aber auch viel Triviales, Alltägliches, oft schon Ausgesprochenes in nicht hinlänglich erneuerter Form, z. B.:

Besser in schlechtem Gewande
Als in Unehr' und Schande!
Du brauchst dich der Armuth nicht zu schämen,
Die kann dir den innern Werth nicht nehmen.

Bei der atomistischen Gnomik, die wie ein endlos plätschernder Springbrunnen niedertropft, sind ja gelegentliche Alltäglichkeiten unvermeidlich.

Die eigentliche Erzählung selbst ist in ein Versmaß gekleidet, das bisweilen an die Makamen erinnert; es sind Reimverse, oft länger gestreckt, oft kurz, ja ganz kurz bis auf ein Wort beschränkt, z. B.:

Herr Heinrich schweigt
Und neigt
Sein Haupt.
„Nun weiß ich, daß ich alles verlor,
Mein Ruhm ist geraubt!
Vorn
War der Zorn,
Die Reue kommt nach
Mit Elend und Ungemach!
Zerronnen ist mein Glück,
Es kommen Schmach und Qual zurück!"

Diese Versart ist beweglich, aber doch zu wenig getragen und stilvoll; bisweilen klingt sie hackbretartig, und die dicht aufeinanderfolgenden Reime lassen kein weitverzweigtes Bild, keinen sich vertiefenden Gedanken zu; diese Kurzathmigkeit führt bisweilen zum Klingklang. Wir bedauern dies um so mehr, als Kastropp in der chinesisch-indischen Märchenerzählung, welche Klingsohr auf der Wartburg vorträgt, beweist, daß er die schwierige Form der ottave rime vollständig beherrscht und sehr schöne, tadellose Stanzen dichten kann.

Die zweite Dichtung Gustav Kastropp's: „Kain" (Nr. 3), ist bedeutender, an Byron's Dichtung erinnernd. Der Held erscheint als ein Faust-Don Juan der Urzeit oder, wenn man will, als ein Tannhäuser, der eine Zeit lang in der Grotte bei der talmudistischen Lilith haust, einer sagenhaften Gestalt, mit welcher die neuern Poeten gern die sonst etwas einförmige Zeit der ersten Menschen interessant zu machen suchen. Denn die dämonische Weiblichkeit darf in einer modernen Dichtung nicht fehlen, und die gute Eva war doch nur eine brave Familienmutter, nachdem sie einmal in ihrer von Hause aus vollerblühten Jugend durch den Apfelbiß gesündigt hatte. Die Tochter Ada aber war von paradiesischer Unschuld trotz des unvermeidlichen Incestes, auf den sie im Interesse der kommenden Geschlechter angewiesen war.

Abgesehen von der Form, besteht der Hauptunterschied in der Conception der beiden Dichtungen darin, daß die Byron'sche eine Gedankendichtung ist, für welche alles andere von untergeordneter Bedeutung bleibt. Wie Lucifer der himmlische, so ist Kain der irdische Titane, der unter der Leitung seines Meisters die kosmische Runde macht; es ist die Empörung über die Weltschöpfung überhaupt, es ist die verwegenste Skepsis, mit welcher der erstgeborene Sohn Adam's und Eva's die himmlische Macht zur Rede stellt. So ist es consequent, daß der Streit zwischen Kain und Abel und der erste Brudermord nur aus dem schroffen Gegensatz der Weltanschauung hervorgeht, daß der von Lucifer's Geist entflammte Kain den frommen Bruder zu Boden schlägt. Es sind zwei Gedankenwelten, die bei ihrem Aufeinanderstoßen sich zerschmettern, zwei geistige Sphären, welche vorbildlich den großen Gegensatz im Denken der Menschen, der durch die Jahrtausende geht, zur Anschauung bringen.

Wie ganz anders ist dies bei Kastropp! Hier ist es die Liebe, welche die Entscheidung bringt, die Liebe zum

Weibe. Kain ist ein „übersinnlich-sinnlicher Freier"; mit der Leidenschaft der Sinne hängt er an der heimatlosen wilden Schönheit Lilith, der ersten Demi-Monde-Dame in des Wortes verwegenster Bedeutung; denn sie gehört zur Hälfte nur dem Reiche der Sterblichen an. Daneben aber liebt Kain mit seinem Herzen die Schwester Ada; er glaubt, daß sie Abel bevorzugt, und so spielt bei dem ersten Brudermord die Eifersucht bereits eine wichtige Rolle. Byron hält seine Dichtung im zeitlosen Reiche des Gedankens; Kastropp verlegt sie in die Welt der Gefühle und Leidenschaften, die bisweilen im Costüm der Urwelt fremdartig gemahnen; denn sein Kain erinnert uns an Helden moderner Novellen, deren Herz bald nach der leidenschaftlichen, bald nach der zarten Weiblichkeit hin gravitirt, und an ihre Eifersuchtsconflicte mit Nebenbuhlern, die begünstigter sind oder die sie für begünstigt halten. Und so war die Verlockung nahe, daß der Dichter allzu moderne Gedankengänge und Empfindungsweisen in jene urweltlichen Zustände verlegen würde. Und in der That klingt besonders der erbauliche Ton in einzelnen Stellen allzu modern homiletisch.

Dagegen enthält die Dichtung auch viel Schwunghaftes und manche großartigen Züge. Der ganze Wurf derselben geht über den blutigen Conflict in der ersten Menschenfamilie hinaus. An Milton's „Verlorenes Paradies" erinnert der Sturm der Höllenmächte, Satan an der Spitze mit dem abfallenden Lucifer, gegen die himmlischen Gewalten: der Dichter schreckt nicht zurück vor der Anwendung der ganzen Göttermaschinerie der biblischen Epen; offenbar ist in diesem Kampf die Gottheit selbst durch einen erhabenen Zug geschildert:

Noch von dichten Wolken
War eingehüllt der Wohnsitz Adonai's,
Als drohend ihn das Heer der Hölle rings
Bestürmte.
Da ertönte plötzlich hell
Ein wunderbares Klingen, leuchtend theilte
Die Nacht sich, und, von blitzend hellem Schein
Und Glanz umstrahlt, erschien des höchsten Wesens
Geheiligt Angesicht.
Im Fluge hielten
Die Höllengeister plötzlich ein, erschrocken
Und regellos entweichend vor dem Schimmer
Der höchsten Majestät.
Nur Lucifer
Und Satan hielten Stand.
„Geschmettert sind
Zur Tiefe deine Scharen, Adonai",
Rief Lucifer, „es ist besiegt der Himmel,
Nun sink auch du herab von deinem Thron,
Die Stunde ist gekommen, da dein Reich
Sein Ende findet!"
Nichts entgegnet ihm
Der Herr der Welten, nur sein Sonnenauge
Erhebt er und bewegt sein heilig Haupt.
Und siehe — vor der Allmacht dieses Blickes,
Des göttlichen Gedankens Allgewalt
Erzitterten des Feindes Heere, sanken
Gelähmt, gebrochen nieder, wie wenn Sterne
In raschem Flug den Horizont durchschneiden,
So stürzten sie hernieder in den Schlund
Der ew'gen Finsterniß.
Von ihren Fesseln
Befreit, erhoben sich die Engel wieder
Zum Reich des Lichts empor, mit Jubelhymnen
Den Herrn begrüßend.
Und das Weltall kreiste
In alter Bahn, von Gottes Geist geleitet.

Kain, der wie Ahasver zu leben verdammt ist, wird erst durch die Sündflut erlöst, deren Schilderung ebenfalls von lebendiger poetischer Anschauung zeugt.

Das Naturbild, das idyllische wie das großartige, kommt meist zu seinem vollen Recht und ist, wenn auch nicht immer mit Neuheit und Originalität, doch meistens stimmungsvoll gestaltet.

Die Dichtung ist in fünffüßigen reimlosen Jamben verfaßt, dem englischen Blankvers. Diese Jamben sind aber nicht langathmig und geschwätzig, sondern vielfach durchbrochen; durch diese durchbrochene rhythmische Arbeit bekommt das Gedicht hier und dort einen aphoristischen Zug. Einmal tritt an die Stelle des Jambus ein freier Vers, der an einzelne Ergüsse im Goethe'schen „Faust" erinnert; so in den Klängen, mit denen Lilith ihre Mission verkündet und in Kain den Bundesgenossen und den Geliebten wirbt:

Ich bin das leuchtende Sternenzelt,
Ich bin der schäumende Wasserfall,
Ich walle weit im unendlichen All,
Ich bin die Hälfte der ganzen Welt! —
Wirkt nicht in dir auch unendliche Kraft,
Die sich Welten erschafft?
Dich hab' ich erwählt,
Die Hälfte bist du, die mir gefehlt!
Fühlst du dich nicht im innersten Leben
Zitternd erbeben?
Fühlst du nicht, wie sich's mit Riesengewalt
Tief in die Seele dir krallt?
Bist du erst mein,
Wollen wir wie Gewitterschein
Umgestalten Himmel und Erden,
Neues soll werden!
Zerbrich, was dich band
An die Vergangenheit!
Reich mir die Hand,
Wir wollen so weit, so weit
In die Unendlichkeit
Wirken und weben!
Mag Gott uns verfluchen,
Wir spotten sein!
Sind wir die Zwei doch, die immer sich suchen,
Nimmer sich finden,
Sich ewig entschwinden!
Nun aber, nun bist du mein! —
Höre, was ich verkünde:
Versuchung bin ich, bin die Sünde,
Ich bin der Taumel, bin das Entzücken;
Vereine dich mir in seligem Kuß,
Ich will dich beglücken!
Nur im Bund mit dem ewig Bösen
Kannst du das ewige Räthsel lösen!

Lilith ist überhaupt nächst Kain die poetisch interessanteste Gestalt der Dichtung: sonst geht es in Adam's Familie etwas hausbürgerlich zu, und selbst Ada, die an Abel's Leiche sich tödtet, erscheint nur als ein sanftes Mädchen, das sich über seine Empfindungen nicht ganz klar ist. Lilith ist ein hohes Weib:

Bezaubernd, übermenschlich schön, das blickt
Verführerisch mit leuchtend großen Augen
Entgegen ihm und lacht, und ihre Haare
Umwallen sie gleich flüssig hellem Gold.

Auf Kain's Anrede erwidert sie:

„Du Thor! ich diene deinem Gotte nicht,
Verstoßen hat er mich, verflucht wie dich!
Ich hasse ihn wie du, doch tiefer noch.
Hast du von Lilith nicht gehört? Ich bin
Das erste Menschenkind, ich bin die Sünde,
Im Paradiese einst das erste Weib,
Verstoßen dann von deinem Vater, weil
Ich größer dachte, weil ich schöner war,
Gewaltiger an Geist als er, und weil
Die Flammengröße meiner Liebe ihn
Erschreckte: Lilith bin ich!"

Später, als Kain im Liebesrausch mit ihr gemeinsam sterben will, ruft sie:

„Nein!
Ich gehe nimmer unter wie die Sonne,
Unsterblich bin ich wie die Luft, wie oben
Das Firmament, denn nicht nur der Erkenntniß
Verlockend goldne Frucht hab' ich genossen;
Vom Baum des Lebens auch, den deine Aeltern
In blödem Unverstande unbeachtet
Ob seiner unscheinbaren Früchte ließen,
Von ihm auch hab' ich Aepfel mir gebrochen
Und bin durch deren Kraft unsterblich!"

Das sind die Antecedentien der Ahasvera, von denen das erste Buch Mosis nichts weiß. Später „im unterirdischen Palaste Lilith's" verwandelt sich Kain ganz in Tannhäuser, den es zuletzt aus der üppigen Ruhe in den Armen der Geliebten forttreibt.

Die Dichtung hat einzelne sich selbst empfehlende Schönheiten: die Vision der Lilith, die dem Kain das Weh der Erde zeigt, Kain's Todesgedanken bei dem vom Sturm zu seinen Füßen geschleuderten verendenden Hirsch, vor allem aber seine Flucht, nachdem er Abel getödtet: und wenn die großartige Naturscenerie oft mit leuchtenden Farben vor uns hintritt, so bleibt dies doch stets im Einklang mit der Bewegung des Gemüths.

Gleichwol ist, wie wir auch von Wolff's „Tannhäuser", von Kastropp's „Heinrich von Ofterdingen" sagen mußten, das ganze Werk zu breit ergossen; es fehlt die Prägnanz der Beschränkung. Was an einzelnen Stellen mit echter Inspiration gesagt ist, findet an andern eine mattere Wiederholung. So stoßen wir öfter auf Gemeinplätze, z. B.:

Das Höchste, was des Menschen Brust bewegt,
Was aus des Tages engen Sorgen ihn
Emporhebt, was durchschauert seine Seele
Mit süßer Ahnung höchster Seligkeit,
Es ist die Liebe.

Oder:

Doch Abel, glaube mir, du jammerst mich,
In tiefem Mitleid blick' ich auf dich hin,
Denn allzu tief hab' ich erfahren müssen,
Wie weh es thut, wenn unsre Liebe nicht
Entgegnung findet!
Drum will ich stellen
Der Zukunft Los in Gottes Vaterhand!

Trotz der öden und trivialen Stellen athmen beide Dichtungen Kastropp's ein poetisches Talent, das alle Beachtung und in seiner ganzen Richtung auf das Ernste und Bedeutsame um so mehr Ermuthigung verdient, je mehr der Tagesgeschmack dem Kleinlichen und Nichtigen und im besten Falle dem Genrebildlichen zugewendet ist und viele Berühmtheiten des Tags ihren Ruhm nur der Uebereinstimmung ihrer Begabung mit diesem Geschmack oder dem Entgegenkommen gegen denselben verdanken.

Rudolf von Gottschall.

Neuere philosophische Literatur.

1. Das Werkzeug und seine Bedeutung für die Entwickelungsgeschichte der Menschheit. Von Ludwig Noiré. Mainz, Diemer. 1880. Gr. 8. 9 M.

Ludwig Noiré und der von ihm hochverehrte L. Geiger bilden eine eigenthümliche Gruppe in der neuern auf die Erkenntniß des Menschlichen in seinen Anfängen, namentlich der Entstehung der Sprache gerichteten literarisch-philosophischen Bestrebungen. Dieser ganze Standpunkt trägt, abgesehen von seinen immerhin anzuerkennenden Motiven, alle Merkmale eines geistreich phantasirenden Dilettantismus an sich. Wie die Sprache, so ist auch alles, was in die Sphäre des Werkzeugs und überhaupt der praktisch-mechanischen Erfindungen gehört, eine Welt von wichtigen und bedeutungsvollen Erscheinungen des menschlichen Lebens. Es kann auch eine Philosophie von allen diesen Dingen geben, ebenso wie es eine Philosophie oder Erklärung der Kunstwerke oder der schönen Dinge und Erfindungen im menschlichen Leben gibt. Es fragt sich nur, welches der richtige Standpunkt und die wahre Methode für die Lösung dieser ganzen Aufgabe sei. Alle diese Dinge haben ein Interesse zunächst insofern, als durch sie die mannichfachen Zwecke und Bedürfnisse unsers Lebens in immer reicherm Maße ihre Befriedigung finden. Der Mensch umgibt sich allmählich mit einem ganzen ausgedehnten Hofstaat nützlicher praktischer Gegenstände und Erfindungen, durch welche er sich von der frühern rohen Unmittelbarkeit seines Lebens mehr und mehr entfernt und sich auf eine höhere Stufe der Cultur oder Gesittung erhebt. Der Zweck wird hier in der Regel zugleich mit dem Mittel erfaßt oder im Geiste des Menschen erkannt und geboren.

Dann sind diese Dinge wichtig und interessant wegen ihrer Form oder sonstigen Beschaffenheit, und sie schließen sich in dieser Rücksicht vielfach an die Analogie bestimmter Organe und Verrichtungen des menschlichen Körpers selbst an. Das ist diejenige Seite, von der aus hier dieses ganze Gebiet aufzufassen versucht wird. Die Werkzeuge als solche aber sind nur die nächsten Diener oder Sklaven, durch welche uns alles dasjenige hergestellt oder zubereitet wird, was wir an mechanischen Dingen für unser Leben bedürfen.

Es würde zunächst wol angezeigt oder geboten sein, eine umfassende Klassification aller utilistisch-mechanischen Producte oder Artefacte des Menschen — Werkzeuge, Waffen, Geräthe, Maschinen u. s. w. — herzustellen. Sodann hat ja alles dieses namentlich auch eine historische Seite und kann so wie jedes andere Menschliche nur in streng objectiver und allseitig umfassender historischer Weise wahrhaft bearbeitet und erkannt werden. Es liegt aber im Wesen des philosophirenden Dilettantismus, an bestimmten einseitigen Vorurtheilen und Auffassungen festzuhalten und eben nur immer diese in der Betrachtung des wirklichen Stoffs wiederfinden zu wollen. Das Princip oder die subjective Form der Auffassung steht hier höher als die zu erkennende umfangreiche objective Realität selbst. Was die Sprache betrifft, die immer den Mittelpunkt des ganzen Gedanken- oder Bestrebungskreises jener Gruppe bildet, so sind wir jetzt über die Zeit der bloßen eigentlichen oder abstracten Sprachphilosophie hinaus, und es ist die Bearbeitung der sämmtlichen Erscheinungen dieses Gebiets in die Hand der neuern, strenger und objectiver historischen Sprachwissenschaft übergegangen. An dem allgemeinen Begriffe der Sprache und ihrer Entstehung im menschlichen Geiste, wie er sich jetzt durch die historische Wissenschaft festgestellt hat und wie er schon früher in den classischen Werken der Sprachphilosophie eines Herder, Humboldt, Grimm formulirt worden ist, läßt sich ein für allemal nichts mehr ändern, wenn es gleich immer Geister gibt, denen eine einfache Wahrheit nicht genügt, sondern die durch leere Einbildungen und hohle Spitzfindigkeiten auch da noch das Wasser zu trüben versuchen, wo absolut nichts Weiteres ermittelt oder festgestellt werden kann. Hierzu gehört unter anderm der von L. Geiger erfundene Sprachschrei und Aehnliches. Es vergißt aber dieser ganze, in die innersten Tiefen des menschlichen Subjects zurückgreifende Dilettantismus nur zu leicht den Umstand, daß die Sprache und ebenso alles andere Menschliche auch überall auf einem ganz bestimmten erkennenden und eindringenden Anschluß an die gegebene Objectivität der äußern Welt und ihrer Erscheinungen beruht. Auch der Factor der Nachahmung spielt hier überall eine wichtige und entscheidende Rolle. Man kann diesen Factor nicht entbehren zur Erklärung der Werke der Kunst und ebenso wenig zu derjenigen der mechanischen Producte oder Erfindungen. Vieles ist hier den Bewegungen und Vorgängen in der Natur gleichsam abgelauscht worden, und es erinnern uns manche dieser Gestalten und Formen an Typen oder Analogien aus der äußern Welt. Auch die Sprache ist insofern immer ein Bild der Welt, als sie in einem Systeme von lautlichen Zeichen für die Dinge und ihre allgemeinen Beschaffenheiten besteht. Die bloße Lautartikulation als solche in der bestimmten Unterscheidung des consonantischen und des vocalischen Princips ist überall der erste entscheidende Act für das Entstehen der Sprache gewesen. In diesem Acte als solchem aber liegt auch immer schon ein bestimmter erkennender und aussondernder Anschluß an die gegebenen Erscheinungen und Vorgänge der äußern Wirklichkeit. Kein Thier erhebt sich zu dieser Unterscheidung, weil ihm die freie und unbefangene Objectivität der menschlichen Seele in ihrer Auffassung der Erscheinungen der äußern Welt fehlt. In der einfachsten Wurzel, wie etwa: da, die vielleicht das Auffliegen eines Vogels oder einen ähnlichen Vorgang in der Natur begleitet hat, ist schon die Unterscheidung des Dinges oder Körpers als solchen und der aus demselben hervortretenden Erscheinung oder Bewegung, der räumlichen Subsistenz und der zeitlichen Inhärenz, welche sodann der ganzen weitern Ordnung der Sprache in dem Verhältniß von substantivischem Subject und verbalem Prädicat zum Grunde liegt, vorgebildet gewesen, indem überall der Consonant dem einen, der Vocal aber dem andern dieser beiden Momente innerlich verwandt oder adäquat ist. Alles Menschliche hat eine Seite, nach der es mit dem innern Subject, und eine andere, nach der es mit der äußern Objectivität zusammenhängt oder auf diese hinweist.

Auch der von Noiré vertretene monistische Entwickelungsgedanke ist ein solches abstractes Princip, welches die Wirklichkeit des Lebens vielfach in einem ungenügenden oder falschen Lichte erscheinen läßt. Es gibt freilich keine absoluten Sprünge, weder in der Natur noch auch in der Geschichte, aber es treten doch zuweilen bestimmte abschließende Grenzen oder Wendepunkte der Entwickelung hervor, durch welche eine ganze Reihe von Erscheinungen oder Stufen sich in etwas schlechthin Anderes und Höheres aufhebt oder fortsetzt, als alles dieses Frühere selbst gewesen ist. Das Noiré'sche Werk zerfällt in einen philosophischen und einen technologischen Theil. Die Axt ist nach ihm das Urwerkzeug, von dem die Entstehung aller andern Werkzeuge ihren Ausgang genommen hat. Man wird aber diese ganze Aufgabe mit wahrem Erfolg nur in einer mehr nüchternen und weniger spielenden Weise in Angriff nehmen können.

2. Zur Geschichte und Begründung des Pessimismus. Von Eduard von Hartmann. Berlin, C. Duncker. 1880. Gr. 8. 3 M.
3. Die Krisis des Christenthums in der modernen Theologie. Von Eduard von Hartmann. Berlin, C. Duncker. 1880. Gr. 8. 2 M. 70 Pf.

Diese beiden neuesten Schriften Eduard von Hartmann's enthalten eine weitere Vervollständigung und Be-

gründung seiner Lehre. Die eine bestrebt sich, bereits Kant als den Vater des modernen, zuerst von Schopenhauer und dann von Hartmann selbst vertretenen Pessimismus hinzustellen; die andere bezieht sich auf das schon früher von ihm behandelte Thema der gegenwärtigen Selbstzersetzung des Christenthums in den Lehren der neuern speculativen Theologie, insbesondere denen von Lipsius, Biedermann und Pfleiderer. Dort also ist es mehr die ethisch-praktische, hier mehr die metaphysisch-theoretische Seite seiner Lehre, welche zur Darstellung gelangt. Die glänzenden Eigenschaften Hartmann's haben wol übergenug in der Presse ihre Anerkennung gefunden. Was haben wir denn aber eigentlich an dieser Lehre, und wie ordnet sich dieselbe in die allgemeinen Verhältnisse und Bedürfnisse unsers gegenwärtigen Lebens und Denkens ein?

Daß der neuere sogenannte Pessimismus sich zunächst aus der Lehre Kant's abgezweigt hat oder aus ihr als eine wenn auch indirecte Folge hervorgegangen ist, wird überhaupt nicht geleugnet werden können. Dieser Pessimismus ignorirt sogar wesentlich alles, was mittlerweile auf Kant gefolgt war, und gefällt sich in der Rolle der allein wahren und echten Fortbildung seiner Lehre. Hier wird sogar der Beweis angetreten, daß Kant selbst in der That schon ein Pessimist gewesen sei, wenn gleich dieser Begriff zur Zeit Kant's noch nicht in der Philosophie gebräuchlich und recipirt war. Daß ein so ernster und nüchterner Denker wie Kant über das Schlechte und Böse in der Welt nicht die Augen zugemacht haben wird, ist wol von selbst klar, auch wenn dieses nicht aus vielen hier angeführten einzelnen Aeußerungen Kant's hervorginge. Die Anerkenntniß des Bestehens des Bösen ist ja überhaupt die erste Voraussetzung aller Sittlichkeit, da diese nur in einem Kampfe gegen das Böse und in einer Ueberwindung desselben bestehen kann. Auch schließt Kant ausdrücklich jeden Eudämonismus von seinem Moralprincip aus. Ist man aber darum berechtigt, seinen ganzen Standpunkt überhaupt unter den Begriff eines pessimistischen zu subsumiren? Es ist ein Misbrauch, der hier mit diesem Begriffe getrieben wird, um ihn zum Ausdruck oder zur Formel für eine so echte, wahre, energische und männliche Sittlichkeitslehre, wie es die Kantische war, zu stempeln. Hat Kant etwa die Welt überhaupt so grau oder schwarz angesehen, wie es von Schopenhauer und Hartmann geschieht? Wir möchten es fast das Kunststück einer advocatorischen Dialektik nennen, mit der hier die Beweise für Kant's Pessimismus beizubringen versucht werden. Wenn Hartmann auch den Eudämonismus verwirft, so ist deswegen sein moralischer Standpunkt noch keineswegs vollkommen derselbe wie derjenige Kant's. Es soll hier nicht die Frage nach dem wirklich Ausreichenden jenes absoluten Rigorismus der Kantischen Sittenlehre erörtert werden. Der sittliche Imperativ Kant's aber schloß als seine nothwendigen Ergänzungen die Ideen von Gott und Unsterblichkeit in sich ein. Kant war überall Idealist und Optimist. Der sittliche Kampf und die Ueberwindung des Bösen in der Welt hat nur dann einen Sinn und einen Inhalt, wenn neben dem Bösen auch das Gute als die höhere, wesentliche und entscheidende Macht oder Hälfte im Leben festgehalten und anerkannt wird. Es ist ein leerer Schein, das sittliche Princip in uns retten zu wollen, wenn es außerdem nur das öde, leere und hoffnungslose Nichts des Gemeinen und Schlechten ist, was uns umgibt. Man mag sich drapiren mit der sittlichen Toga eines im Zerfalle der Welt von jeder menschlichen Empfindung unberührt sterbenden Römers; dergleichen aber ist nichts und wird zuletzt nur zu einer hohlen Geberde, welche blos die Leerheit des eigenen Ich in dem Wollen und Streben nach einer höhern denkenden und einheitlich ordnenden Betrachtung der Welt verdeckt.

Die Bilanz zu ziehen zwischen dem Guten und dem Schlechten der Welt, wie die Formel des neuern Pessimismus lautet, ist ebenso ein durchaus unmögliches und verfehltes Beginnen. Wie die mannichfachen Fäden hier durcheinander gewebt sind, das läßt sich nicht äußerlich mit der Elle oder der Schere messen und abtheilen. Man suche doch überhaupt erst die Welt in ihrer innern Ordnung denkend zu begreifen, ehe man sie ohne weiteres für schlecht oder verpfuscht erklärt. Wer ein Bild nur nach seiner ganz äußerlichen Farbenzusammenstellung beurtheilen will, kann leicht auch den größten Meister für einen Pfuscher erklären. Daß wir die Welt nicht gleich und überhaupt nie vollkommen werden begreifen können, kann sich ein jeder sagen, der nicht von vornherein von dem gespreizten Dünkel des Subjects auf sein vermeintliches Besserwissen erfüllt ist. Der Pessimismus ist überhaupt die an sich schlechte Ansicht von der Welt und vom Leben. Ist die Welt schlecht, so ist es unmöglich und lohnt auch gar nicht der Mühe, sie in ihrer Ordnung denkend oder wissenschaftlich zu begreifen. In einer solchen an sich schlechten Welt aber gut oder sittlich zu sein, ist zuletzt ebenso unmöglich, als es auch von uns nicht mit Vernunft erwartet oder vorausgesetzt werden darf. Das Gute als eigentliche und wesentliche Grundbeschaffenheit der Welt zu setzen, ist vielmehr die unerlaßliche Vorbedingung sowol unsers wissenschaftlichen oder theoretischen Erkennens als unserer persönlichen ethisch-praktischen Stellung in derselben. Dieser Act als solcher ist selbst eben die erste und wesentlichste geistig-sittliche That des Menschen.

Daß auf Grund der pessimistischen Weltanschauung auch das Christenthum in der Selbstauflösung begriffen erscheinen muß, ist eine natürliche und selbstverständliche Folgerung. Dieses ist ja an sich überhaupt der reinste und ausgesprochenste Idealismus und Optimismus der menschlichen Lebensauffassung, der freilich für das ernste und männliche Auge unserer Pessimisten nur in einer anfänglichen kindlichen Unschuld des menschlichen Gemüths seine Wurzel haben kann. Die alte Religion ist aufgehoben und gestürzt worden durch die Philosophie. Nach dieser historischen Analogie steht auch dem Christenthum unfehlbar das Gleiche bevor.

Wir beneiden dem Verfasser nicht seine Auseinandersetzungen mit der neuern speculativen Theologie. Alles dieses ist wesentlich immer ein scholastisches Rechnen und Operiren mit abstracten und künstlich geschaffenen Begriffen und Vorstellungsformeln der ältern und der jüngern metaphysisch-philosophischen Schulen. Doch die Religion oder das Christenthum und auch die sich hierauf gründende Theologie hat überall ganz eigenthümliche Wurzeln und Daseinsbedingungen im Leben der Völker und der Geschichte. Die neue Lehre aber, als deren Prophet sich Hartmann hinzustellen versucht, würde uns ohne weiteres in das unendliche Nichts oder Nirwana des Orients hineinführen. Dieses wäre zugleich der Untergang der ganzen eigentlich historischen oder abendländischen Cultur. Man ziehe das Christenthum ab von der Welt, und es stürzt alles in Ruinen zusammen. Nur eine gesunde Philosophie und denkende Betrachtung der Geschichte kann uns vor diesem sich hier aufthuenden Abgrunde der Verirrung des Denkens retten. Der Schatten Kant's aber erhebt sich aus seinem Grabe und weist die Gemeinschaft mit dieser Lehre von sich ab. *)

Konrad Hermann.

*) Wir sind nicht überall mit den Ausführungen unsers geschätzten Mitarbeiters einverstanden, namentlich hätten wir eine wärmere Anerkennung der genialen Begabung E. von Hartmann's gewünscht. D. Red.

Feuilleton.

Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Ueber Jakob von Falke's „Hellas und Rom. Eine Culturgeschichte des classischen Alterthums" sagt die „Nuova Rivista Internationale", Nr. 6, 1880, unter anderm: „Es ist dies ein Werk, das sich mit gutem Rechte ein künstlerisches und literarisches Meisterwerk nennen kann, eins jener Bücher, die einen Familienschatz bilden, die nicht veralten und die man stets mit neuem und wachsendem Ergötzen in die Hand nimmt. Wäre es nicht so elegant und stattlich, so möchten wir es gern in den Händen jedes studirenden Jünglings sehen; er würde die alte classische Welt daraus mehr als oberflächlich kennen lernen, und zwar mit großem Genuß, da dieses Buch selbst dem Trägsten nicht langweilig oder ermüdend scheinen wird."

Ueber desselben Verfassers „Costümgeschichte der Culturvölker" heißt es ebendaselbst: „Noch merkwürdiger (wir sagen nicht bedeutender oder schöner) verspricht dieses zweite Werk zu werden. Natürlich erkennen wir jenem die Palme zu; dennoch glauben wir, es werde dieses noch mehr Leser finden. Die Wissenschaft hat ihre Pfleger; doch ist deren Zahl nicht groß, weder in Deutschland noch in andern Ländern. Die Belletristik findet ihre Leser und zwar in nicht geringer Zahl.... Viele jedoch lesen nie etwas außer der Tageszeitung. Dagegen ist die Mode die Göttin, der Hunderttausende täglich opfern und huldigen. Hier nun ist eine allgemeine Geschichte der Mode, meisterhaft erzählt und meisterhaft illustrirt. Man braucht nicht zu zweifeln, daß ein solches Buch seine Leser finden werde.... Es ist weder zu umfassend, noch zu gelehrt, noch zu speciell, wie mehrere andere ähnliche Werke. Es ist auch keine bloße Compilation, die der Verfasser uns bietet, sondern er spricht von Dingen, die er selbst kennt, und spricht von ihnen als Meister der Kunst und des Stils. Man könnte sagen, diese Geschichte sei zu gedrängt, aber gerade in ihrer großen Gedrängtheit liegt einer ihrer nicht geringsten Vorzüge. Kurz es ist ein Werk, welches einen hervorragenden Platz in der culturgeschichtlichen Literatur einnehmen wird."

Robert Byr's „Eine geheime Depesche" (Jena, Costenoble) hat nur den getheilten Beifall der Zeitschrift. „Es läßt sich nicht leugnen", sagt Scartazzini, der Verfasser dieser Berichte, „daß dieser Roman nicht wenige und nicht gewöhnliche Schönheiten besitzt. Er enthält aber zu viel politische und literarische Abhandlungen; auch die Gespräche sind oft zu weitschweifig und bisweilen etwas langweilig. Die Gebrechen des Adels und der Bureaukratie sind zu sehr übertrieben. Der Hauptfehler jedoch ist der, daß die Handlungen der Personen nicht die Folge ihres Charakters sind. Der Verfasser läßt hier Figuren reden und handeln, wie es ihm beliebt, nicht wie sie reden und handeln sollten.... Trotz seiner nicht wenigen Schönheiten erhebt sich dieser neue Roman Byr's kaum über die Mittelmäßigkeit."

Ueber Georg von Oertzen's „Epigramme und Epiloge in Prosa" sagt Scartazzini: „Wer es liebt, wunderbar scharfsinnige, tief gedachte und in einem glänzenden Stil ausgedrückte Dinge zu lesen, der nehme dieses anmuthige Buch zur Hand. Der Verfasser hat jetzt seine frühere Anonymität fallen lassen und bietet uns hier eine Sammlung von über 700 Aphorismen, die ebenso viele Goldkörner sind."

Der „Rivista Europea", Band XXI, 1880, entnehmen wir folgende Beurtheilungen:

„Auch der zweite Band der «Geschichte Frankreichs» von Karl Hillebrand beweist uns das gründliche und exceptionelle Wissen des Verfassers.... Dieser vortreffliche Gelehrte soll auch beabsichtigen, eine Geschichte Deutschlands zu schreiben. Es würde dies von großem Nutzen sein und einem allgemein gefühlten Bedürfniß entgegenkommen."

„«Geschichte der Pädagogik als Wissenschaft» von August Vogel verdient ihrer strengen Methode wegen die größte Beachtung."

Die Besprechung des Emil Naumann'schen Werks „Der moderne musikalische Zopf" schließt mit den Worten: „Es ist selbstverständlich, daß dieses Buch zunächst Musikern und Freunden der Musik zu empfehlen ist; indessen bietet es auch dem Laien eine anziehende, interessante und belehrende Lektüre."

Das „Goethe-Jahrbuch", von Ludwig Geiger herausgegeben, wird mit großer Genugthuung begrüßt und namentlich Hermann Grimm's Artikel „Bettina, Frau von Arnim" mit viel Beifall besprochen, und ebenfalls Johann Scherer's „Ueber den Satyros" und „Pater Berg" als interessant hervorgehoben.

„Das Frauenleben der Erde" von A. von Schweiger-Lerchenfeld wird als ein schönes und höchst originelles Werk bezeichnet. „Wenn man einen Blick auf den reichen und ausgedehnten Stoff dieser Arbeit und auf den Nutzen, den der Verfasser daraus gezogen hat, wirft, so gewahrt man sofort, daß er seinen Zweck vollständig erreicht hat; er hat die verschiedenen Erscheinungen des Lebens und ihre Entwickelung bei den verschiedenen Völkern, die er behandelt, glücklich beobachtet und daraus ein farbenreiches Gemälde geschaffen, voller anmuthiger Abwechselungen und merkwürdigster Analogien."

Ueber „Freundesbriefe von W. und J. Grimm", von Alexander Reifferscheid veröffentlicht, sagt der Berichterstatter: „Es können diese Briefe dem Leser nicht genug angepriesen und anempfohlen werden."

Ueber Bruno Bauer's Schrift „Zur Orientirung über die

Bismarck'sche Aera" sagt M. G. Valbert in der „Revue des Deux Mondes" vom 1. October 1880: „Man muß den Deutschen die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie von allen Völkern am meisten zur Gewissensprüfung neigen, sich am wenigsten gegen die bittern Arzneien und unangenehmen Wahrheiten sträuben, unter der Bedingung jedoch, daß sie sich diese selbst sagen und der Fremde kein Wort in diese Familienunterhaltungen hineinrede. Ueberdies ist Bruno Bauer durch die Stellung, die er in der gelehrten Welt einnimmt, durch die Kraft seines in der dialektischen Schule Hegel's gebildeten Verstandes, durch seinen einschneidenden Geist, seinen ätzenden und bilderreichen Stil einer derjenigen Schriftsteller, die imponiren und ein blasirtes oder befangenes Publikum aus seiner Gleichgültigkeit aufrütteln. Er vertritt ein dahinschwindendes Geschlecht, jene kräftige Generation, die an Hegel, an die Allgewalt der Idee und die Französische Revolution glaubte, was noch immer ein recht schöner Zug ist. Er erscheint in dem heutigen Deutschland wie ein Ueberlebender unter den Lebenden; die Lebenden aber leben zuweilen sehr wenig, gerade wie Jünglinge oft sehr alt sind: sie überlassen den Granbärten die großmüthigen Gedanken, den Geisteshauch und die Flamme. Bruno Bauer beurtheilt die Dinge und die Menschen in seinem Vaterlande nicht als Publicist oder als Politiker, sondern als Philosoph und unabhängiger Mann. Er gesellt sich keiner Fahne zu, trägt keines Menschen Livree, empfindet weder das Bedürfniß zu herrschen noch zu dienen und strebt nicht danach, etwas im Staate zu werden. Er reiht sich vielmehr selbst denen an, die er „die Isolirten" nennt, die sich fern von allem halten, ohne sich darum zu kümmern, an der Spitze oder am untern Ende einer Partei zu stehen....

„Wie Machiavell, den er sehr bewundert, verliert Bruno Bauer seine Zeit nicht damit, die Dinge und die Menschen, sowenig sie ihm auch zusagen, ändern zu wollen, noch seinen Zeitgenossen die Tugenden zu predigen, die sie nicht mehr besitzen und nicht mehr besitzen können. Er ergeht sich weder in Klagen noch in Utopien. Als Philosoph glaubt er an die unerbittlichen Gesetze, die das Weltall regieren, und betrachtet den deutschen Reichskanzler als einen vorherbestimmten Mann, als Werkzeug des Schicksals....

„Wenn nun auch die Philosophen, indem sie den Gesetzen des Schicksals gehorchen und aus der Noth eine Tugend machen, geduldig den Cäsarismus über sich ergehen lassen, so wird man doch unschwer glauben, daß er ihnen wenig zusagt: sie fügen sich drein wie in ein unvermeidliches Unglück. Sie können nicht zulassen, daß eine Herrschaft, welche die Gesellschaft bevormundet, die Menschen ihres Willens, ihres Denkens entlastet und sogar die Anstrengungsfähigkeit in ihnen ertödtet, das Glück der Menschheit bilden könne. Welche Genugthuung sein Herr auch seinem Stolze und seinen Begierden verschaffe, welche Ruhe er auch seiner Trägheit zusichere, so kann doch ein Volk, das sich nicht selbst angehört, nie glücklich sein. Es verlangt täglich mehr; was man ihm gibt, erscheint ihm ein Geringes gegen das, was man ihm verweigert, und seine Enttäuschungen verstimmen es. Wenn wir Bruno Bauer glauben dürfen, so hat Deutschland nach zehn Jahren bereits diese Erfahrung gemacht."... Die Besprechung schließt mit den Worten: „Jedenfalls, wie fatalistisch man auch sein mag, so muß man doch mit dem Unvorhergesehenen rechnen, welches in den menschlichen Angelegenheiten den Löwenantheil fordert. Wir werden Tiberius nicht wiedersehen; er wird von Combinationen ersetzt werden, die wir uns nur schwer vorstellen können. Dies ließ einen Mann von vielem Geist sagen, daß alles möglich sei, daß Napoleon I. sich in seinen Weissagungen über die Zukunft Europas getäuscht habe, daß man zugleich republikanisch und kosakisch sein könne."

Bibliographie.

An der Waldecke. Eine Erzählung von A. v. W. Zum Besten des Brüderhauses zu Neinstedt. Leipzig, Hinrichs. 8. 3 M.

Anzengruber, L., Bekannte von der Straße. Genrebilder. Leipzig, Albrecht. 12. 3 M.

Arwed, E., Mario von Montigny. Mainz, Kirchheim. 1880. 8. 4 M.

Asbjörnsen, P. C., Auswahl norwegischer Volksmärchen und Waldgeister-Sagen. Aus dem Norwegischen übersetzt von H. Denhardt. Mit 106 Illustrationen. Leipzig, Refelshöfer. Gr. 8. 6 M.

Ascher, F., Allgemeine Grundsätze der vorbeugenden und der korrektionellen Erziehung. Leipzig, Klinkhardt. 1880. Gr. 8. 60 Pf.

Avé-Lallemant, R., Wanderungen durch die Pflanzenwelt der Tropen. Allen Verehrern der Natur, insonderheit den Freunden der Botanik gewidmet. Breslau, F. Hirt. 1880. Gr. 8. 4 M.

Baur, A., Die Weltanschauung des Christenthums. Blaubeuren, Mangold. 8. 4 M.

Bienchen. Eine Erzählung von A. v. W. Zum Besten des Brüderhauses zu Neinstedt. Leipzig, Hinrichs. 8. 2 M. 40 Pf.

Bodenstedt, F., Die Lieder und Sprüche des Omar Chajjâm verdeutscht. Breslau, Schletter. 8. 6 M.

Böhtlingk, A., Napoleon Bonaparte, seine Jugend und sein Emporkommen. 2ter Bd.: Vom 13. Vendémiaire bis zum 18. Brumaire (5. Octbr. 1795 bis 9. Novbr. 1799). Jena, E. Frommann. 1880. Gr. 8. 8 M.

Charlesworth, Maria Louisa, Oliver von der Mühl. Eine Erzählung. Aus dem Englischen. Autorisirte Uebersetzung. Basel, Schneider. 8. 3 M. 60 Pf.

Debes, H., Das Christenthum Pestalozzi's. Neue Untersuchung einer alten Streitfrage. Gotha, Thienemann. 1880. 8. 1 M.

Dewall, J. van, Nadina. Roman. 3 Bde. Stuttgart, Hallberger. 8. 10 M.

Dohany, S., Der Erbe von Grenwitz. Drama nach Spielhagen's „Problematische Naturen". Bremerhaven, Tienken. 1880. Gr. 8. 1 M.

Droste-Hülshoff, Annette Freiin v., Gesammelte Schriften. Herausgegeben von L. Schücking. 3 Thle. Stuttgart, Cotta. 1878 u. 1879. 12. 4 M.

Freybe, A., Weihnachten in deutscher Dichtung. Leipzig, Hinrichs. 8. 4 M.

Ganghofer, L., Johann Fischart und seine Verdeutschung des Rabelais. München, Th. Ackermann. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Gossel, J., Sprichwörtliche Redensarten mit ihren Erklärungen. Berlin, Stubenrauch. 1880. Gr. 8. 1 M.

Die Grundsätze der Nationalökonomie. Mit besonderer Anwendung auf die jetzigen socialen Verhältnisse. München, L. Finsterlin. Gr. 8. 1 M.

Nötel, L., Karl der Große. Dramatisches Gedicht. Wien, Rosner. 1880. 12. 3 M.

Pape, J., Wie Orleans wiedergewonnen wurde. Zehnjährige Rückerinnerungen eines Musketiers von Dreiundachtzig. Hamburg, J. Pape. 1880. 8. 1 M.

Pfeil, H., Mariengarn. Gereimtes und Ungereimtes. Mit dem Bildniß des Verfassers. Leipzig, Pfeil. 1880. 8. 1 M.

Rohlfs, G., Neue Beiträge zur Entdeckung und Erforschung Africa's. Mit einem Bilde von Mohammed el Gatroni, dem Diener von H. Barth, E. Vogel, M. von Beurmann, Duveyrier, Rohlfs und Nachtigal. Kassel, Fischer. Gr. 8. 3 M.

Rolandin, R., Der Geist der Königin Katharine. Eine Erzählung aus London. Leipzig, Baldamus. 1880. 8. 1 M.

Rühle, H., Ueber die Bedeutung der deutschen Universitäten für das Gedeihen des Vaterlandes. Bonn, Cohen u. Sohn. 1880. Gr. 8. 60 Pf.

Schiller und Lotte. 1788—1805. 2te, den ganzen Briefwechsel umfassende Ausgabe, bearbeitet von W. Fielitz. 3 Bücher. Stuttgart, Cotta. 1879. 12. 4 M.

Schneider, G., Entwurf einer rationalen Seelenlehre. Magdeburg, Creutz. 8. 3 M.

Schlenther, J. F., Stirb u. Werde. Ein Weltbild nach Luerez und Andern. Insterburg. 1879. Gr. 8. 5 M.

Schreiner, M., Aus der Geschichte Dillenburgs im Mittelalter und im dreißigjährigen Kriege. Zwei Vorträge. Dillenburg, Seel. 1880. 8. 1 M.

Shipley, Maria E., Lange geprüft. Eine Erzählung für die Frauenwelt. Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen von Marie Morgenstern. Basel, Schneider. 8. 4 M. 20 Pf.

Silberstein, A., Dorfschwalben aus Oesterreich. Frischer Flug. 2 Bde. Breslau, Schottländer. 8. 8 M.

Sprecher, J. A. v., Die Familie de Saß. Historischer Roman aus der letzten Pestzeit Graubündens (1629—1632). Basel, Schneider. Gr. 8. 6 M.

Stiehl, Geschichte des Pommerschen Fuß-Artillerie-Regiments Nr. 2 und Schleswigschen Fuß-Artillerie-Bataillons Nr. 9. Auf dienstliche Veranlassung bearbeitet. Mit 6 Plänen und Skizzen. Berlin, Mittler u. Sohn. 1880. Gr. 8. 4 M.

Tietz, J., Die geschichtliche Entwickelung des deutschen Nationalbewußtseins. Hannover, Hahn. 1880. Gr. 8. 2 M.

Titus, A., Der König von Corsika. Eine romantische Dichtung. Hamburg, Kriebel. 8. 1 M. 50 Pf.

Verne's, J., Schriften. Autorisirte Ausgabe. 35ster u. 36ster Bd.: Das Dampfhaus. 2 Bde. — 37ster u. 38ster Bd.: Der Triumph des 19. Jahrhunderts. 2 Bde. Wien, Hartleben. 8. à 2 M. 70 Pf.

Wohlrabe, W., Kants Lehre vom Gewissen, historisch-kritisch dargestellt. Gotha, Thienemann. 1880. Gr. 8. 80 Pf.

Woenig, F., Diclytra. Ein Blumenmärchen für die Frauenwelt. Illustrirt von H. Heubner. Leipzig, Ehrlich. 1880. 16. 1 M. 50 Pf.

Zeit- und Culturbilder. I. Die morganatische Ehe Kaiser Alexander II. von Rußland. Ein Sitten- und Charakterbild aus der neuesten Geschichte des Czarenreiches, vom cultur-historischen Standpunkte aus betrachtet von A. Reichenbach. Leipzig, Expedition. 1880. Gr. 8. 50 Pf.

Zwiedineck-Südenhorst, H. v., Venetianische Gesandtschafts-Berichte über die böhmische Rebellion (1618—1620), mit besonderer Rücksicht auf die Stellung der deutschen Länder zu derselben mitgetheilt. Graz, Leuschner u. Lubensky. 1880. Gr. 8. 2 M.

Anzeigen.

DAS MAGAZIN
für die Literatur des In- und Auslandes.

(Kritisches Organ der Weltliteratur.)

Begründet 1832 von **Josef Lehmann.**

Herausgegeben von Dr. **Eduard Engel** in Berlin,
1881. **Fünfzigster** Jahrgang.

ist die einzige deutsche Revue grossen Stils, welche den gebildeten Leser in den Stand setzt, den literarischen Erscheinungen aller Culturländer zu folgen. Sämmtliche für das deutsche Publikum interessanten Erscheinungen der Weltliteratur werden im „MAGAZIN" von den hervorragendsten Schriftstellern Deutschlands und des Auslandes in längern Essays oder knappern geistvollen Kritiken besprochen. Der Leser des „MAGAZIN" hat die Sicherheit, dass ihm kein irgendwie wichtiges Werk der **deutschen, französischen, englischen, italienischen, spanischen** Literatur unbekannt bleiben kann. Aber auch die Literaturländer zweiten Ranges werden ihrer Weltstellung und Cultur entsprechend auf das Eingehendste berücksichtigt.

Ausserdem bringt die stehende Rubrik **„Deutschland und das Ausland"** Berichte über die geistigen Beziehungen Deutschlands zu fremden Literaturen.

Auch poetische Verdeutschungen unserer grössten Uebersetzungskünstler zieren unter dem Titel **„Aus fremden Zungen"**, das „MAGAZIN" vor allen andern Revuen.

Ausser den längern Artikeln enthält jede Nummer des „MAGAZIN" eine „Kleine Rundschau" mit kürzern Artikeln, sowie eine grosse Fülle von wissenswerthen Notizen unter den Rubriken: „Literarische Neuigkeiten", „Aus Zeitschriften" (wobei alle Länder der Erde berücksichtigt werden) und Bücherschau.

Das „MAGAZIN" zählt zu seinen ständigen Mitarbeitern: **Paul Heyse, Emanuel Geibel, Friedrich Bodenstedt, Alfred Meissner, Johannes Scherr,** Dr. **Johann Fastenrath, A. R. Rangabé, Karl Emil Franzos, Max Nordau, G. M. Conrad, Karl Witte, Karl Braun** (Wiesbaden), **Felix Dahn, Amyntor, Hans Hopfen, Hieronymus Lorm, Adolf Wilbrandt, Georg Ebers, Edmund Höfer, Daniel Sanders, Bret Harte, Emile Zola** und viele andere namhafte Schriftsteller.

Der Preis beträgt **pro Quartal nur 4 Mark.** Wöchentlich erscheint eine Nummer in der Stärke von **32 grossen Spalten.**

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten und die Verlagsbuchhandlung entgegen.

Eine Probenummer steht auf Verlangen gratis zur Verfügung. Sämmtliche Nummern eines begonnenen Quartals können nachgeliefert werden.

Leipzig. Verlagsbuchhandlung von
WILHELM FRIEDRICH.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Mythus und Wissenschaft.

Eine Studie von **Tito Vignoli.**

8. Geh. 5 M. Geb. 6 M.

(Internationale wissenschaftliche Bibliothek 47. Band.)

Geistreiche Untersuchungen des italienischen Gelehrten Vignoli über die Sinneseindrücke beim Thiere und beim Menschen sowie über die Entwickelung des menschlichen Intellects zur Wissenschaft und Freiheit.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

DURCH DEN DUNKELN WELTTHEIL
oder
Die Quellen des Nils, Reisen um die grossen Seen des aequatorialen Afrika und den Livingstone-Fluss abwärts nach dem Atlantischen Ocean
von
HENRY M. STANLEY.

Zweite Auflage.

Zwei Bände. Mit Karten und Abbildungen.

8. Geh. 32 M. 50 Pf. Geb. 37 M.

Stanley's Beschreibung seiner kühnen, weltberühmten Entdeckungsreise mitten durch den afrikanischen Continent hat wie in England und Amerika so auch in Deutschland den ausserordentlichsten Erfolg gehabt. Binnen kurzer Zeit wurde die erste Auflage vergriffen, und das Werk liegt nun in zweiter Auflage vor, die im Text wie in den Karten vielfach verbessert worden ist.

In demselben Verlage erschien:

STANLEY, HENRY M. WIE ICH LIVINGSTONE FAND. Reisen, Abenteuer und Entdeckungen in Central-Afrika. Zwei Bände. Mit Abbildungen in Holzschnitt und 1 Karte. 8. Geh. 20 M. Geb. 22 M. 50 Pf.

Dieses erste Reisewerk Stanley's erregte gleichfalls das Interesse der ganzen gebildeten Welt und steht mit dem obigen als dessen Vorläufer im engsten Zusammenhang.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Vollständiges Wörterbuch
der italienischen und deutschen Sprache
von
H. Michaelis.

Zwei Theile. 8. Geh. 12 M. Geb. 15 M.

Michaelis' neues Italienisch-Deutsches und Deutsch-Italienisches Wörterbuch kommt einem lebhaft empfundenen Bedürfniß der beiden Nationen entgegen, indem es auch die Sprache des modernen Lebens in bisher nicht vorhandener Vollständigkeit aufgenommen hat und sowol die Phrasen des höhern literarischen Stils wie die Ausdrücke der gewöhnlichen Umgangssprache enthält. Jeder Theil ist auch einzeln zum Preise von 6 M. geh., 7 M. 50 Pf. geb. zu haben.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Seltsame Brüder.

Roman von
Levin Schücking.

Drei Theile. 8. Geh. 13 M. 50 Pf.

Dieser neue spannende Roman des Verfassers, in der Gegenwart und auf deutschem Boden spielend, vereinigt alle die Vorzüge der Darstellungskunst, welche Schücking seit lange den beliebtesten deutschen Erzählern zugesellt haben.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

KÖNIGLICHE BIBLIOTHEK Berlin

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 3. — 20. Januar 1881.

Inhalt: Literarische Unterhaltungen. Von E. A. Otto Weddigen. — Der Schlußband von Freytag's „Ahnen". Von Rudolf von Gottschall. — Pädagogische Literatur. Von A. Sulzbach. — Das neueste Werk über englische Geschichte. Von Arthur Kleinschmidt. — Zur Philosophie des Wuchers. Von Albrecht Just. — Feuilleton. (Aus der Schriftstellerwelt.) — Anzeigen.

Literarische Unterhaltungen.

Die „Blätter für literarische Unterhaltung", welche rastlos für alle edeln Bestrebungen auf dem Gebiete der Literatur die Fahne hoch gehalten, haben kürzlich (in Nr. 48 f. 1880) einen Artikel gebracht, welcher Betrachtungen neuen Ausdruck gibt, die voraussichtlich, gleich einer wachsenden Strömung, das Interesse und die Erwägung von immer weitern Kreisen in Anspruch nehmen werden.

Sie enthalten — um dies gleich vorwegzunehmen — Wünsche und Hoffnungen, welche ein Zeugniß ablegen für den vorhandenen Glauben, daß in unserer politischen und zu socialen Tagesfragen gedrängten Nation das Interesse für unsere Literatur, in welcher diese ihr Bestes niedergelegt hat: ihr Empfinden, ihr Wissen, ihre Hoffnungen, ihre Errungenschaften, neu zu regen sich beginnt, daß der Sinn für das Ideale in dieser materiellen Zeit nicht ganz erstorben ist.

Diese Thatsache ist ebenso erfreulich, wie sie andererseits dem Staate und den maßgebenden Organen die heilige Pflicht auferlegt, diesen Sinn — die beste Stütze für die sittliche Erziehung der Nation — mit allen Kräften zu fördern und zu pflegen. Verfasser dieser Zeilen hat, wie schon früher, so in seiner unlängst erschienenen Schrift: „Ueber die Nothwendigkeit einer Professur für neuere Literatur an den deutschen Hochschulen", welche auf eine an ihn ergangene Aufforderung hin zunächst als Leitartikel für die „Allgemeine Literarische Correspondenz" (Nr. 73) abgefaßt wurde, in möglichst umfassender, wenn auch nicht in erschöpfender Weise dargelegt, daß, um vielen Unzuträglichkeiten in unserm geistigen Leben und Streben zu begegnen, die Einsetzung eines Lehrstuhls für neuere Literatur, vorzugsweise für die neue deutsche Literatur, an unsern Universitäten ein Mittel von erheblichster Tragweite sei.

Es ist unzweifelhaft, daß die letztern neben eigentlicher Fachbildung auch eine wesentlich allgemeine humanitäre Bildung zu vermitteln haben. Eine Kenntniß der neuern Literatur, der großen geistigen Schöpfungen unserer Nation auf diesem Gebiete ist ein überaus wesentlicher Bestandtheil derselben. Sie ist grundlegend für die allgemeine Bildung eines Theologen wie Philologen, eines Juristen wie Mediciners.

Gewiß haben schon unsere Gymnasien und Realschulen ihre Abiturienten wenigstens mit einem tiefern Wissen unserer zweiten classischen Literaturperiode sowie der hauptsächlichsten ihr vorausgehenden und nachfolgenden literarischen Strömungen auszurüsten, aber dieses Wissen wird immerhin nur innerhalb gewisser Grenzen sich bewegen können mit Rücksicht — bei dem jetzigen (!) Lehrplan — auf die knapp zugemessene Zeit, dann auf das Fassungsvermögen und die geistige Reife der Zöglinge.

Den Universitäten also liegt es vorzugsweise ob, Mittel und Wege zu beschaffen, um den Studirenden in die weiten Hallen der Literatur unsers Volks einzuführen, Fachgelehrte in ihren Kreis aufzunehmen, welche vor der akademischen Jugend voller Begeisterung die herrlichen Schätze unserer Dichter ausbreiten, welchen wir nicht zum mindesten unsere Größe verdanken und welche unser Stolz sind. Ein Blick in das Verzeichniß der Vorlesungen an unsern Hochschulen zeigt uns freilich in den letzten Jahren, gegenüber den ersten dieses Jahrzehnts, einen gewissen Fortschritt; allein die Behandlung der neuern Literaturgeschichte liegt keineswegs in den Händen eigentlicher Fachgelehrten: Philosophen, Aesthetiker und Germanisten hängen dann und wann und nach Belieben ihren Fachcollegien Vorlesungen aus dem Bereiche der neuern Literatur comme accessoire an. Sie können dies auch nicht anders, da ihr eigentliches Gebiet ihre Kräfte hinlänglich in Anspruch nimmt.

Es kann und muß aber dennoch zu Ehren der deutschen akademischen Jugend gesagt werden — und diese Erfahrung stützt sich auf die Zeit nach Beendigung des glorreichen Kriegs gegen Frankreich, nach dem Anbrechen einer neuen Aera deutscher Geschichte —, daß Verfasser die Auditorien von Studirenden aller Facultäten stets gefüllt fand, sei es nun, daß eine öffentliche Vorlesung über Goethe's „Faust" oder den Roman der Gegenwart angekündigt war.

Es gibt eben doch noch einen guten Theil von Studirenden, welche neben der Vertiefung in ein einseitiges Fachstudium ihren Geist nach einer universellen Bildung verlangen fühlen, welche des Geistes Kräfte und Schwingen neu zu beleben suchen durch den Einfluß, welchen Kunst und Literatur auszuüben allein im Stande sind. Und das ist ein Segen, und dieser Segen hat sich weiter auszubreiten zum Heile unsers Volks. Ein bloßes Brotstudium, das nicht erwärmt wird von der Sonne eines höhern Strebens, droht die Idealität in jenen Kreisen zu zerstören, aus welchen die Gebildeten des Volks hervorzugehen berufen sind — es wird zum Hebel des Materialismus werden.

Wie wird sich die Sache gestalten, wenn erst die deutschen Hochschulen eigene Vertreter für das Fach der neuern Literatur aufweisen, wenn nicht nur Philosophen, Aesthetiker und Germanisten sich der neuern Literatur voll mitleidsvollen Wohlwollens annehmen, sondern wenn Männer, umgeben von dem Ruhme der Autorität in diesem Fach, die Entwickelung des menschlichen Geistes zu erschließen suchen! Eine einseitige philologische Behandlung aber ist nicht vermögend, die Schätze unserer Literatur voll zu würdigen; ein weiterer Gesichtskreis, eine Verbindung des ästhetischen mit dem historischen Gesichtspunkt ist unabweisbar. Neben der allgemeinen humanitären Bildung, welche unsere Hochschulen vorzugsweise auch in der neuern Literatur zu geben haben, ist die letztere dann zu einer Fachwissenschaft zu erheben.

Unsere Universitäten haben Lehrstühle für neuere Geschichte, neuere Kunstgeschichte und neuere Sprachen aufzuweisen, nicht nur behufs allgemeiner Bildungszwecke, sondern behufs Fach- und Specialstudien. Es tritt an sie nicht minder die Pflicht heran, eine Professur für neuere Literatur als Fachwissenschaft zu schaffen.

Es ist ein Leichtes für den künftigen Gymnasiallehrer, bei der Höhe der germanistischen Wissenschaft sich eine genaue Kenntniß unserer ältern Literatur zu erwerben, und das muß er thun; denn dazu zwingt ihn das Examen, darauf weist ihn der Examinator hin, welcher Germanist vom Kopfe bis zur Zehe ist. Ueber die deutschen Dichter des 12. und 13. Jahrhunderts also erhält der Studirende die wunderbarsten Aufschlüsse, aber über Lessing, Goethe und Schiller, deren gewaltigen befruchtenden Ideen Deutschland seine Entwickelung und Größe zum guten Theil verdankt, erfährt er wenig; er hat dies auch nicht nöthig, denn im Examen ist es Nebensache.

Wende man nicht ein, das Studium der neuern deutschen Literatur könne von jedem daheim betrieben werden, dafür sei die Universität keine alma mater! Jeder mit der Sache einigermaßen Vertraute wird erhärten können, daß sich das wissenschaftliche Studium der Literatur ausnehmend vertiefen läßt. Es ist ein unabweisliches Bedürfniß, daß fortan auch ein Professor für neuere Literaturgeschichte in jeder wissenschaftlichen Prüfungscommission sitze, daß in der neuern Literaturgeschichte mit demselben Rechte wie in der politischen Geschichte als Fachwissenschaft geprüft werde.

In dem Examen für allgemeine Bildung aber ist nothwendig jeder Candidat der philosophischen Facultät, womöglich auch der theologischen, in der neuern Literatur zu prüfen. Die Geschichte der Geistesdenkmale unserer Nation ist ein eminent wichtiges Erziehungsmittel und eine unerschöpfliche Nahrungsquelle für vaterländischen Sinn.

Die Einsetzung eines Lehrstuhls für neuere Literatur wird noch weitere segensreiche Wirkungen im Gefolge haben. Das Bedürfniß, eine junge literarhistorische Schule in unserm neu geeinten Deutschland heranzuziehen, kann nicht mehr von der Hand gewiesen werden; das Bedürfniß, würdige Vertreter unserer Tagespresse, welche eine Großmacht der Zeit geworden, heranzubilden, hat der Staat die heiligste Pflicht.

Die Darstellung und Beurtheilung der neuesten Literaturgeschichte liegt jetzt gar häufig in den Händen unwissenschaftlicher „Literaten". Ein Ausfluß dieses Umstandes ist die vielfache Kritiklosigkeit, welche auf die Unfähigkeit dieser Klasse zurückzuführen ist.

Die Leitung der Tagespresse geschieht nicht immer nach ethischen Gesichtspunkten, wofür die wissenschaftliche Befähigung eine Grundlage bildet. Wir Deutschen haben weder eine berufsmäßige Vertretung der Tagespresse noch eine entsprechende Heranbildung für dieselbe. Manches Undeutsche, das aus der Tagespresse in unsere Sprache herabzusickern beginnt, ist einer der zeitigen unverkennbaren Uebelstände.

Alle diese Unzuträglichkeiten werden allein durch die allgemeine Einsetzung eines Lehrstuhls für neuere Literatur an unsern Hochschulen zu beseitigen sein, Uebelstände, welche „um so bedeutender erscheinen, als sie Folgen nach sich ziehen, welche bis in das sogenannte praktische Leben hineinreichen, ja sogar auf das sittliche Leben unsers Volks von kaum geahntem Einflusse sind". Solcher Thatsache gegenüber wird der Staat mit der Aussetzung eines Gehaltetats für die neue Professur nicht zögern dürfen. Ist „die Poesie auch eine aristokratische Kunst", ist sie auch nicht für das Gros, sondern nur für „die Elite der Menschheit", so wird dennoch eine umfassendere Berücksichtigung der neuern Literatur von der erheblichsten Tragweite für die Erhaltung der heiligen Quelle unsers deutschen Idealismus sein.

F. A. Otto Weddigen.

Der Schlußband von Freytag's „Ahnen".

Die Ahnen. Roman von Gustav Freytag. Sechste Abtheilung: Aus einer kleinen Stadt. Leipzig, Hirzel. 1880. 8. 6 M.

Aus den Zeiten Ingo's und Ingraban's sind wir jetzt an Freytag's Hand die Leiter der Jahrhunderte herabgeklettert bis zur Gegenwart. Als wir die tapfern Ahnen ritterlich ihre Schwerter schwingen sahen, da glaubten wir wol, die jüngste Descendenz würde ebenfalls dem Ritterthum angehören, ja einige vermutheten, die letzten Enkel Ingo's unter den deutschen Fürsten zu finden.

Solche Erwartungen hat der Autor enttäuscht: schon als die Ritter sich in Bürger verwandelten, mußte jener Glaube erschüttert werden; der letzte Enkel aber ist nicht einmal ein ansässiger Bürger, sondern ein Journalist, in welchem neben dem Bolz auch ein wenig von dem Bellmans steckt; er ist, wie Heine sagt und Gutzkow nach ihm, ein Ritter vom Geist.

Die letzte Erzählung der „Ahnen" spielt in einem schlesischen Städtchen und zwar von Beginn dieses Jahrhunderts bis zur Märzrevolution: die neuesten gewaltigen Ereignisse, die Wiedergeburt des Deutschen Reichs, die letzten großen Kriege sind nicht in den Rahmen derselben mit aufgenommen. Wie in einer Camera-obscura spiegeln sich in dem Leben dieses Städtchens die draußen vorüberziehenden Weltereignisse: der Held greift selbst in dieselben mit ein, als ein tapferer Kämpfer, der sich in den preußischen Unglücksjahren den Guerrillas in den glatzer Bergen anschließt und in den Befreiungskriegen mit ins Feld zieht. Dieser Held, ein Doctor Ernst König, lang von Gestalt und von ernsthaftem Wesen, hat sich in der kleinen Stadt, in der sein Vater als Kriegsrath lebte, als praktischer Arzt niedergelassen. In der Weinstube lernte er alsbald die Honoratioren des Ortes kennen, darunter Offiziere, die mit verächtlichem Ton von Napoleon und dem revolutionären Wesen sprachen. Einen Freund fand er bald an dem Einnehmer, einem Verehrer Jean Paul's, voll Naturgefühl und mit satirischem Humor begabt. Dieser Charakter ist sehr bezeichnend für damalige Gefühls- und Denkweise, wie sie bei vielen verbreitet war, während sie der Gegenwart gänzlich fremd ist. Das ganze kleinstädtische Leben ist auch weiterhin in seinen Vergnügungen und Aufregungen und in seiner Berührung mit der Zeitströmung vorzüglich geschildert; schon das einleitende Gesammtbild ist ein Meisterstück sauberer Kleinmalerei:

Es war eine ansehnliche Kreisstadt im Flachland der schlesischen Oder, in der Mitte ein weiter Marktplatz, der Ring, darauf das Rathhaus. Von den Ecken des Marktes liefen vier Hauptstraßen zu den beiden Thoren. Seit dem letzten Brande standen die Häuser unter neuem Ziegeldach, schön rosa, blau und gelb getüncht, die meisten hatten freilich nur ein Erdgeschoß, doch viele auch ein Stockwerk darüber, wenige aber zwei Stock, und diese wurden als merkwürdig gezeigt. Das Ganze war von einer Mauer umgeben, über welcher noch die Thorthürme ragten; alles hübsch regelmäßig, wie von einem klugen Riesenknaben aus seinem Baukasten aufgesetzt. Außerhalb der Stadt zogen sich Scheunen und Ställe der Vorstädte weit hinein in die Ackerflur, auf der viele Bürger der Stadt schweren Weizen erbauten. Es war eine alte Stadt, einst eine Festung deutscher Colonisten gegen fremdes Volk, und mancher wilde Kriegssturm hatte um ihre Mauern getobt. Aber das war lange her, die Mauern waren brüchig geworden, in dem trockenen Wallgraben breiteten sich Obstbäume, und die Gänse des Stadtkämmerers weideten darunter, die Bürger aber lebten unbekümmert um ihre alte Kriegsherrlichkeit und wußten auch nichts davon. Ihre Erinnerung an frühere Zustände begann mit dem Schwedenkriege, sogar dieser war undeutlich geworden, denn die Confessionen der Stadt verkehrten in brüderlicher Eintracht, die Gebildeten meinten, daß aller Glaubenshader abgethan und in ihrer aufgeklärten Zeit unmöglich sei, die Frauen hörten am liebsten, wenn ihre Pfarrer von der christlichen Liebe predigten, und die geistlichen Herren saßen beim Glase Ungarwein gern einander gegenüber. Wenn sich die Stadt einmal von vergangener Zeit erzählte, so begann und endete ihre Geschichte mit dem alten Fritz, der die Provinz für seinen Staat erobert hatte. Die ältern Leute berühmten sich, daß sie ihn persönlich gekannt hatten, und in den meisten Wohnstuben hing sein Bild. In den Mauern der Stadt walteten unumschränkt die guten Geister der Ordnung und Stille, nur am Abend des Wochenmarkts schrie zuweilen ein trunkenes Bäuerlein. Jedermann ging am Sonntag früh auf seinen Platz in der Kirche und Nachmittags in den neuen Kaffeegarten, um sich dort ebenfalls hinzusetzen, und das Hauptfest im Jahre war das Königschießen. Außerdem erschien zur Freude der Jugend zuweilen ein mürrisches Kamel mit seinem Affen und zwei Bären oder ein Seiltänzer mit kleinen Kunstpferden, sehr selten ein Trupp Komödianten, den die Polizei ungern sah, weil er immer Schulden hinterließ. Die Honoratioren besuchten im Winter die Vorstellung eines fremden Künstlers, der die Flöte blies und declamirte, oder ein Schattenspiel zeigte; doch auch neue musikalische Erfindungen wurden aufgeführt: die Glasharmonika, wobei dem Stadtdirector seine eigene Frau ohnmächtig wurde, oder eine Aeolsharfe, welche der Verfertiger am Stadtwalde in abgestecktem Raume aufhing. Dieser Genuß war sehr ergreifend, nur trug er dem Manne nichts ein, weil die Leute den Geistergesang am liebsten von fern vernehmen wollten. Unleugbar war fast alles in der Stadt mäßig und bescheiden, auch der Wohlstand war nicht übergroß, aber die Bürger gediehen doch und merkten, daß sie vorwärts kamen, trotz der Misernten in den letzten Jahren. Ihr schlesisches Geld, Böhmen und Gröschel, war schwärzlich; es war auch weniger werth als das Courant, aber die Bürger nahmen es willig, und wurden, wenn sie es ausgaben, gern lustig. Jeder wußte so ziemlich, was der andere besaß, und einige Kaufleute und Fabrikanten galten für reich, ja einer von ihnen sollte die Absicht haben, in seiner Fabrik eine Dampfmaschine aufzustellen.

Die erste romanhafte Verwickelung gibt ein Bild damaliger Gutsunterthänigkeit. Ein Bursche, der ein Mädchen aus dem Dorfe eines Grafen heirathen wollte, wurde von dem Inspector zurückgewiesen, der das Mädchen zu dreijährigem Dienst auf den Hof beorderte, und entsprang; der Bursche wird dingfest gemacht, ins Städtchen gebracht, wo indeß der Doctor sich für ihn und das Mädchen verwendet, und unter Hinweis auf das Aufsehen, welches die Sache machen werde, wird dem letztern ein anderer Dienst

verschafft; der Bursche aber „brach aus". Später taucht er indeß wieder auf und wird des humanen Doctors dienstbarer Geist.

Folgenreicher ist das zweite Abenteuer; die novellistische Erfindung des Romans schließt sich an dasselbe an; der junge Doctor lernt in der Ausübung seiner Praxis auf dem Lande ein junges Mädchen, Henriette, die Tochter eines Geistlichen auf einsamem Pfarrhof, kennen. Die Idylle dieses Pfarrhofs und dieser ersten Liebe ist mit vielem poetischen Reiz geschildert; die discrete und reservirte Muse von Gustav Freytag entwickelt bei solchem Anlaß ihren eigenthümlichsten Zauber, wie z. B. in der folgenden Schilderung:

Sie saßen auf der Bank und jetzt schien der Mond über ihnen, er allein, die Sonne hatte ihm ganz das Feld geräumt; ruhig und freundlich sah er hernieder, wie einem Himmelskörper über einem Pfarrhofe schicklich ist, und er warf seine Strahlen durch das Geißblatt auf zwei junge Gesichter, die beide einander zugewandt und beide in heiterer Bewegung waren. Und während jedes dem andern herzlich in die Augen sah und auf die Worte lauschte, vergnügte sich der Mond damit, die alte verstoßene Mauer mit neuem Goldglanz zu bekleiden, die Steine des Kirchhofs, unter denen die Daheimgegangenen so ruhig schlummerten, mit blendendem Weiß zu übermalen und sogar den alten grauen Kirchthum mit überirdischem Licht zu verklären, sodaß die Fledermaus, welche von dem Dichter als Uhu erwähnt wird, wegen des ungewohnten Scheins mit den Augen blinzte.

Wie anmuthig ist die Scene in der Schwedenschanze geschildert:

Es war ein kreisrunder Wall von mäßigem Umfang, er schloß auf der Innenseite einen vertieften Raum ein, der höher als das Land draußen und wohlgerundet wie ein Kessel war. „Hier führen Stufen hinab", wies Henriette, als sie auf dem Rande standen, „der Rasen ist jetzt glatt. Als Kinder sind wir oft mit Freuden in die Tiefe gerutscht." Und sie schwang sich behende vor ihm hinunter. „An dieser Stelle finden wir zuweilen Glücksblätter", sagte sie in der Tiefe und blickte scharf auf den niedrigen Rasen. Endlich beugte sie sich hinab. „Hier ist Klee mit vier Blättern." Vergnügt hielt sie ihm das grüne Blatt hin. „Nehmen Sie, es soll Ihnen Gutes bedeuten." Der Doctor stand wie bezaubert, der Wallring umschanzte das liebe Mädchen und ihn gegen die ganze Welt, nichts war zu sehen als der Himmel, welcher wie eine lichtblaue Glocke über dem Ringe stand. Er nahm das Blatt aus ihrer Hand, und hingerissen von der heitern Unschuld ihres Wesens und dem warmen Blick, mit dem sie ihn bittend ansah, neigte er sich zu ihr und küßte sie leise auf den Mund. Sie stand still und schloß einen Augenblick die Augen; aber gleich darauf sah sie mit rosigen Wangen wieder zärtlich zu ihm auf. Keins von beiden sprach. Sie hob den Strohhut vom Boden und führte den Gast die Höhe hinauf. Dort blickten sie von dem Wall herab in die helle Landschaft. Die Herbstsonne neigte abwärts, über die Stoppelfelder vor ihnen zogen sich weiße glänzende Fäden wie ein dünner Schleier, dahinter sah man in der klaren Luft Dorf neben Dorf, bei jedem ragten die Dächer aus einem Kranz von Bäumen, deren Laub im Sonnenlicht wie bräunliche Bronze schimmerte, bis sich die letzten Baumgruppen wie ferne Inseln am dämmrigen Horizont verloren.

Inzwischen war der Krieg ausgebrochen; eine Unglücksbotschaft folgte der andern; die feindlichen Scharen drangen ins Land, auch in unser Städtchen, wo sich die Feigherzigkeit der damaligen Offiziere gegenüber dem Muth eines französischen übel genug ausnahm. In das einsame Pfarrhaus dringen die fremden Horden; was sich dort zugetragen, erzählt der Senior dem ihn besuchenden Doctor:

Während meine Frau zitternd in der Kammer herbeisuchte, was sie begehrten, hielt mich die Tochter fest umschlungen, um meinen Leib vor den Schlägen der Bösewichter zu schützen. Aber zwei, die Offiziersepauletten trugen, rissen sie von meinem Herzen und wollten sie mit rohen Liebkosungen zur Stube hinausziehen. Da hörte ich in halber Ohnmacht, wie unsere alte Magd, die an der Thür auf den Knien lag, jemand anschrie: „Herr, rettet unser junges Fräulein!" In dem Augenblick sprang ein junger Offizier über die Schwelle, ein schöner Mann, wie vom Himmel kam er. Er sah sich in der Stube um und schlug den Bösewichtern, welche mich quälten, die Pistolen zur Seite, und wie mein Kind, welches gebrochen auf den Knien lag, von den zwei Wüthrichen fortgeschleift wurde, fuhr er auf diese zu und gebot ihnen mit flammendem Blick: „Lassen Sie das Mädchen los!" Als die beiden sich unter Flüchen weigerten, packte er den Frechsten bei der Brust, warf ihn zurück und rief: „Wagt es, ihr Hunde, die Braut eines französischen Offiziers anzurühren." — „Braut?" schrien die andern. „Lügner! schlagt den französischen Windbeutel nieder." Der Franzose zog seinen Säbel heraus und sagte jetzt ganz ruhig: „Ich ersuche alle Anwesenden, Zeugen meiner Verlobung zu sein." Er beugte sich zu meiner Tochter herab, welche im Schos der Mutter auf dem Boden lag, zog ihr den Ring vom Finger, der ein Geschenk ihrer Pathe war, und steckte ihr einen andern an, den er an der Hand trug. „Herr, Pfarrer, so verlobe ich mich mit Ihrer Tochter", sagte er, und gleich darauf fuhr er die beiden Bösewichter an: „Hinaus!" Unterdeß waren einige seiner Leute in die Stube gedrungen, hatten die Marodeure aus dem Hause gejagt und bewachten die Thür. Es wurde still, wir hörten in unserer Betäubung Säbelgeklirr aus dem Hofe. Kurz darauf kam der französische Offizier zurück und rief meiner Tochter zu: „Der Elende wird Sie nicht mehr belästigen." Er hatte ihn dort bei der Scheune zum Tode verwundet.

Damit ist ein schmerzlicher Conflict geschaffen: dankbare Gesinnung und der Trauring fesseln Henriettens Herz an den Franzosen, während ihre Liebe dem deutschen Doctor gehört. Dieser sucht die versprengte Preußenschar auf, die unter der Führung des Grafen Götzen in den glatzer Bergen gegen die Franzosen focht und die Festung Glatz gegen sie vertheidigte. Allerlei Lager- und Kriegsbilder ziehen hier an uns in bunter Folge vorüber, während in dem Städtchen selbst zwei originelle Charaktere, die zu den bestgezeichneten dieser Erzählung gehören, der gefühlvoll-kaustische, jeanpaulisirende Einnehmer und das kleine behende Fräulein von Buskow mit den klugen Augen, für durchmarschirende preußische Soldaten mit aufopferndem Eifer sorgen. Aus der Grafschaft in sein Städtchen zurückgekehrt, ist der Doctor, als ein gefährliches Subject den Franzosen bezeichnet, in Gefahr, von diesen aufgehoben zu werden. Henriette erfährt davon und eilt, indem sie in später Stunde den Pfarrhof verläßt, durch die Nacht zu ihm, um ihn zu warnen. Die Beschreibung dieser nächtigen Wanderung gehört zu den Glanzpartien des Werks; die Eindrücke der Natur, der Landschaft, der Be-

leuchtung verschmelzen in glücklicher Weise mit den Stimmungen der Wandernden, z. B.:

So schritt sie vorwärts eine Meile und die andere. Das letzte bleiche Abendroth rückte am Himmel langsam gen Norden, und die Jungfrau wandte zuweilen den Blick rückwärts und suchte den Schein. „Im Sommer mahnst du, freundliches Licht, wie geheime Hoffnung daran, daß die Sonne in der Nähe bleibt und in kurzem wieder heraufsteigen wird über die grünende Erde; wenn aber im Winter von jener Stelle die rothe Lohe aufsteigt und den Himmel mit Flammen und zuckendem Glanze anfüllt, dann entsetzen sich die Dorfleute und wahrsagen Böses. Ach das schwerste Unheil kommt plötzlich über den Ahnungslosen, mitten in Friede und Freude bricht es hinein. Als ich heut am Dornenstrauch stand und das Zwitschern der kleinen Vögel hörte, war mir freudig zu Muth und ich dachte an nichts, als den heimlichen Gesang, der von ihm zu mir klingt. Die Kleinen ahnen es auch nicht, wenn das Raubthier gegen sie heranschleicht." Und ihr Schritt wurde schneller. Zur Seite lag der Hof, in welchem ihre Gespielin wohnte; vielleicht wachte sie jetzt im Bett, über die Wiege des Kindes gebeugt. Und die Wanderin dachte daran, ob sie an das Thor pochen sollte, um den Beistand ihrer Vertrauten wachzurufen, aber sie schüttelte das Haupt und schritt schnell vorüber. In dem Marktflecken schlug die Uhr Mitternacht, und in weiter Entfernung hallte aus den Dörfern derselbe Schlag; die ängstliche Stunde der Nacht begann. Daheim, als sie noch Kind war, hatte auch ihr in dieser Stunde vor dem Friedhofe gegraut, aber später war sie oft bei Nacht über die Stätte gegangen und hatte der Furcht sich entwöhnt. Vor sich sah sie die Umrisse des Gehölzes, durch welches der Weg führte, und besorgt spähte sie in die dunkle Masse des Laubwerks, das sich wie aus schwarzem Stein gehauen vor ihr hinzog. Dort unter dem ersten Busch, der am Wege stand, entdeckte sie in der fahlen Dämmerung undeutlich eine menschliche Gestalt. Ein Mann lag am Boden. Da durchfuhr sie heiße bebende Angst; der Gedanke an jenen schrecklichen Tag im Pfarrhause, alles Entsetzen, das sie seitdem in der Erinnerung empfunden, wurden in ihr übermächtig, sie flog dahin wie ein gescheuchtes Wild. Ein Thier des Waldes sprang neben ihr auf und neues Entsetzen schüttelte ihr die Glieder; lange lief sie, Athem und Kraft begannen zu versagen. Erst als sie wieder ins Freie gekommen war, blickte sie zurück und erkannte, daß niemand folgte. Sie lehnte sich an einen Baum des Wegs, bis der Herzschlag, der ihr die Brust zu zersprengen drohte, beruhigt war, und wieder dachte sie, wie der geliebte Mann jetzt ahnungslos im Schlummer lag, während das Verderben unsichtbar auf schnellen Rossen gegen ihn heranzog. Sie sah ihn unter den Feinden stehen, hochaufgerichtet, das Antlitz bleich und zusammengezogen, wie es damals war, als sie ihm von der Treppe nachgeblickt hatte, sie sah die Gewehre der Feinde gegen ihn im Anschlage und hörte die Salve, mit welcher der böse Feind einen Deutschen, der ihm verhaßt war, vom Leben schied. Da zuckte sie zusammen und wankte wieder vorwärts, muthlos und halbgebrochen. Dort bei der großen Linde stand ein steinernes Kreuz aus alter Zeit. Sie lehnte sich an den Stein, schlug die Hände zusammen, neigte das Haupt und bat für seine Rettung, bis die finstere Einbildung verschwand. Mit neuem Muthe ging sie weiter. Es war jetzt hohe Nacht, auch die leisen Töne der Natur waren verstummt, rings um sie feierliches Schweigen.

Der Doctor, von der Geliebten gewarnt, flüchtete sich zu den Truppen des Herzogs von Braunschweig in Böhmen. Nachdem das Unternehmen gescheitert, sehen die Liebenden sich wieder; doch Henriette steht noch immer unter dem Bann ihres Gelöbnisses. Ihr Vater hatte den Ring dem Franzosen, der sich so lange nicht um die Braut gekümmert, zurückgeschickt; doch dieser ging auf die Lösung des Verhältnisses nicht ein und behielt seinen Ring; Henriette erkrankte schwer unter dem Dank der unlösbaren Fessel; der Doctor selbst begann gegen den französischen Offizier wachsenden Haß zu hegen.

Der große Heereszug der Franzosen nach Rußland zog durch das Land: und ihm folgte der klägliche Rückzug der Versprengten. Der Kaiser, für unsern Dichter ein „Bösewicht in Purpur", erscheint, wie die Weltgeschichte, im flüchtigen Vorüberfliehen in diesem Cyklus soldatischer und kleinstädtischer Genrebilder. Es ist eine mit barockem Humor gesättigte Anekdote, in deren Rahmen uns der Dichter den Kopf des Cäsars zeigt. Die Menge umsteht die Posthalterei des Städtchens, vor der ein Schlitten hält:

In dem Schlitten saßen zwei Männer, in große Pelze gehüllt. Der Posthalter kam eilig heraus und reichte dem Postillon Papiere, und als der Einnehmer ihn fragend ansah, sagte er leise: „Es ist ein französischer Herzog, durch Staffette angekündigt, er hat's eilig weiterzukommen." Da stellte sich Herr Köhler zurecht, um diesen Herzog zu betrachten. Von den beiden Männern saß der größere aufrecht und blickte finster um sich. „Du bist der Herzog nicht", sagte sich der Beobachter, „dann also der andere." Der Kleinere saß müde zurückgelehnt in seinem Pelze verborgen. Endlich gelang es dem Einnehmer bei einer ungeduldigen Bewegung des Verhüllten den Kopf zu sehen; er erkannte in dem trüben Tageslicht ein fahles gelbliches Angesicht und fing einen harten Blick aus stechenden Augen auf, sodaß er unwillkürlich einen Schritt zurücktrat. Der Postillon schwang sich auf seinen Sitz und hob die Lederpeitsche; da griff Herr Köhler entschlossen in seine Brusttasche, zog den Hut, trat mit tiefer Verneigung an den Schlitten und legte etwas auf die Decke. Die Peitsche knallte und der Einnehmer schritt, immer noch mit entblößtem Haupt, nach rückwärts, während die Pferde anzogen; dann setzte er seinen Hut gemüthlich auf und schritt zu seinen Tabellen. Als er zur Mittagsstunde mit dem Doctor über den Markt kam, trat der Bürgermeister zu ihm. „Dies Buch ist auf der Gasse gefunden worden, der Rathsdiener sagt, daß Sie es dem Fremden heut früh überreicht haben." — „Ha, in der That!" rief Herr Köhler und betrachtete mitleidig den Band, welcher durch den Schlamm des Wegs traurig verdorben war, „es ist das meinige. Ich will Ihnen sagen, wie die Sache zusammenhängt. Dieser Fremde, der heut Morgen als Flüchtling hier durchkam, war der Kaiser Napoleon. Ich wollte ihm etwas Lektüre auf den Weg geben, aber der undankbare Kerl versteht Gutes nicht zu schätzen", und er wies das Buch, es war von seinem Lieblingsdichter und hatte den Titel: „Katzenberger's Badereise".

Die Pointe dieser Anekdote ist etwas absonderlich, aber sehr charakteristisch für den Jean-Paulianer.

Auch der französische Offizier, jetzt Oberst Dessalle, kommt in das Städtchen, wo der Doctor den verhaßten Nebenbuhler widerwillig pflegen muß; dann wird der Oberst auf den Pfarrhof gebracht, damit in frischer Luft seine Genesung beschleunigt werde. Der Pfarrhof kommt dadurch in schlimmen Ruf bei den Patrioten; Henriette wird beim Kirchgang gemieden wie eine Unreine. Auch der scheidende Oberst gibt sein Anrecht auf sie nicht auf: das Gespräch zwischen beiden ist dramatisch bewegt, von maßvoll edler Haltung.

Als der Ruf des Königs erklungen, zieht Doctor König als Freiwilliger in den Krieg: in einem Scharmützel trifft er auf seinen verhaßten Gegner, der nach heftigem Kampfe mit dem Pferde stürzt. Der Gefahr, durch die Heimtücke eines Savoyarden in die Luft gesprengt zu werden in der Tenne, wo er die Nachtruhe hält, entgeht der Doctor indeß durch den Edelsinn des Obersten und seines Sergeanten. Inzwischen rücken die Verbündeten siegreich vor; der Frieden wird geschlossen. Dessalle gibt seine Braut frei: Henriette heirathet den Doctor und der Einnehmer das muntere Fräulein von Buskow.

Damit endet indeß die Erzählung nicht; noch die zweite Generation führt der Dichter ins Feuer. Der Sohn des Doctor König, Victor, führt ein flottes Studentenleben und wird dann Literat, Journalist und dramatischer Dichter. Seine Beziehungen zu einer schönen Theaterdame führen ihn in unliebsame Verwickelungen; es kommt zum Duell mit einem Rivalen. Als er an einem schönen Abend das erste mal zu einem einsamen zärtlichen Rendez-vous eingeladen ist, geräth er ins Getümmel der Märzrevolution; ein Gewehr wird ihm in die Hand gedrückt: da hört er ein französisches Commando und zerschlägt den Kolben an den Pflastersteinen der Straße, sucht eine Zuflucht in einem Weinkeller, Offiziere und Soldaten folgen dorthin; Victor scheint verdächtig; er erhält einen Stich in den Arm von einem Bajonnet, das sein Freund zur Seite schiebt, um ihn vor den Andringenden zu schützen. Nach seiner Genesung widmet er sich ganz der Literatur und heirathet ein adeliches Fräulein, welches der Dichter bereits für ihn in Aussicht genommen hat und durch allerlei naive Zerwürfnisse hindurch in seine Arme führt. Wir erfahren, daß Dessalle der Bruder von Ernst König ist. Auf der Feste Koburg spielt der Schluß der Erzählung und der Schluß der „Ahnen" überhaupt; diesen Berg sah Ingo und Markus König; an ihn knüpfen sich die Familientraditionen, die sich durch mehr als ein Jahrtausend deutscher Geschichte hindurchziehen.

Die letzte Erzählung ist vielleicht die frischeste und lebendigste von allen; viel trägt dazu auch der vertraute und naheliegende Stoff bei; sie hat mehr Wärme im Ton als die frühern, die oft etwas steif und manierirt erscheinen, um die Färbung ihres Jahrhunderts zu tragen. Doch die cultургeschichtliche Tendenz überwiegt auch in dieser Geschichte; es kommt dem Autor darauf an, uns eine Reihe solcher Bilder aus der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts vorzuführen; aber das Gesetz des Epos, welches die sachte Allmählichkeit in der Entwickelung der Handlung, besonders in den Uebergängen von Raum und Zeit verlangt, ist für solche Absicht unbequem; der Dichter springt über ganze Epochen hinweg, holt seine Bilder aus den weltgeschichtlichen Jahren, während die minder bedeutenden nur als Kalenderjahre gleichgültig erwähnt werden. Auch die Einheit des Helden fehlt: in der letzten Abtheilung erscheint auf einmal ein neuer Held, der Sohn, und wenn schon früher die Erzählung sich in die Biographie verwandelte, so wird jetzt sogar ein neuer Lebenslauf in dieselbe eingefügt. Die Erzählung bewegt sich meistens in gerader Linie, das echte Epos verlangt ein Segment aus einem größern Kreise.

Doch wenn so die künstlerische Architektur der culturhistorischen Tendenz geopfert ist: so entschädigt dafür die feine Schönheit der Darstellung, der leise poetische Hauch der Empfindung und Schilderung und jener schalkhafte Humor, der für die dichterische Physiognomie Gustav Freytag's durchaus charakteristisch ist.

Der sechsbändige Cyklus der „Ahnen" steht jetzt neben seinen „Bildern aus deutscher Vergangenheit" als eine mehr poetische Spiegelung der Culturgeschichte, als das Werk eines feinsinnigen Geistes, dem allerdings der Schwung der historischen Freske und der großen Leidenschaft fehlt, der aber dafür in sauberer Genremalerei, in einer wir möchten sagen classischen Ciselirung des Details von keinem Mitstrebenden erreicht wird. Dies tritt besonders im „Nest der Zaunkönige" und in dieser letzten Erzählung hervor, welche beide wol das Beste sind in dem Cyklus der „Ahnen", der allerdings auch oft versandet, oft durch manierirten Ton, chronikale Trockenheit und Mangel an Erfindung ermüdet, indem besonders die jugendlichen Hauptcharaktere etwas Schablonenhaftes haben. Doch gerade mit seinen Vorzügen kommt der Dichter dem auf das Genrebildliche gerichteten Geschmack der Zeit entgegen; daher der seltene buchhändlerische Erfolg, der in der Chronik der Literaturgeschichte nicht als ein monumentum aere perennius, aber als signatura temporis verzeichnet zu werden verdient.

Rudolf von Gottschall.

Pädagogische Literatur.

1. Erziehung als Wissenschaft. Von Alexander Bain. Autorisirte Ausgabe. (Internationale wissenschaftliche Bibliothek, 45. Band.) Leipzig, Brockhaus. 1880. 8. 8 M.

In England gewahrt man gegenwärtig eine große Bewegung auf dem Gebiete der Erziehung und des Unterrichts. Das Schablonenmäßige, das in echt conservativer Weise sich dort in der Schule bis in die neuere Zeit zu behaupten verstand, bröckelt sich nach und nach ab. Pestalozzi'sche Ideen sind auch über den Kanal hinübergedrungen; ihrem Einflusse widersteht ein veraltetes System aber nicht gar zu lange.

Die alte Methode, nach welcher in englischen Schulen bislang gelehrt wurde und theilweise noch gelehrt wird, bildet den größtmöglichsten Gegensatz zu dem, was Pesta-

lozzi angestrebt hat. Diese alte Methode besteht nämlich in nichts anderm als in einem fleißigen Auswendiglernenlassen des Textbuchs. Ein Buch, in welchem der Lehrstoff in Frage und Antwort vorgeführt wird — als katechetisch kann die betreffende Ordnung kaum erklärt werden — muß auswendig gewußt werden, wenn das Examen — und dies ist in England die Hauptsache — gut bestanden werden soll. Die Pädagogik jedoch, die jetzt auch in England ihr Recht als Wissenschaft geltend macht, läuft Sturm gegen ein solches System und findet eine treffliche Unterstützung an den in mächtigem Aufschwung begriffenen Naturwissenschaften, die an die Stelle des geistlosen Auswendiglernens das Beobachten und Erkennen setzen.

Vor einigen Jahren ist nun schon, als Ausdruck und Zeichen dieser reformatorischen Bewegung auf dem pädagogischen Gebiete, ein Buch erschienen, welches gerechtes Aufsehen erregte und eine Aufnahme ungetheilter Bewunderung fand: die „Erziehungslehre" von Herbert Spencer, ein Werk, das sich den besten deutschen Erziehungsbüchern zur Seite stellen darf. Der Verfasser bricht mit dem alten Schlendrian in Erziehung und Unterricht und weist den Naturwissenschaften den ihnen gebührenden Platz in der Schule an. Von nicht minderer Wichtigkeit wie jenes Werk ist das unter dem Titel „Erziehung als Wissenschaft" von Alexander Bain, Professor der Logik an der Universität zu Aberdeen veröffentlichte, welches den 45. Band der „Internationalen wissenschaftlichen Bibliothek" bildet. Für England ist dies Werk eine That und für Deutschland eine Bereicherung der Kenntniß englischer Schulzustände und englischer Erziehungsweise. Denn aus den Auseinandersetzungen des Verfassers sind unschwer die veralteten Zustände herauszuerkennen, gegen welche derselbe, wenn er es auch nicht gerade herausjagt, polemisirt. Ueberdies enthält dieses Buch manche vortreffliche Winke, manche geistreiche Aperçus, die auch uns Deutschen, trotz unserer gesegneten pädagogischen Literatur, Belehrung und Stoff zum Nachdenken bieten.

Das Werk zerfällt in zwei Haupttheile: in den psychologischen und den methodischen. Die Psychologie ist die Grundlage, auf welcher sich jede vernünftige Erziehung aufbaut, und so ist in England das ausgesprochen, wodurch sich Herbart so große Verdienste um die deutsche Pädagogik erworben hat; ist ja erst durch dessen wissenschaftliche Verwerthung der Psychologie für die Pädagogik diese zu einer Wissenschaft erhoben worden. Als Wissenschaft will auch Bain die Erziehung behandeln, und so legt er ihr ein psychologisches System zu Grunde.

Die verschiedenen Definitionen, die man von der Erziehung gegeben hat, scheinen dem Verfasser nicht treffend: manche sind zu eng, manche zu weit; die Gesundheitslehre in ein Werk über Erziehung aufzunehmen, betrachtet er geradezu als einen Irrthum. Er schließt alles das aus, „was viel umfassendern Abtheilungen der menschlichen Lebensführung angehört", und will den Gesichtspunkt auf das concentriren, „was ausschließlich der Erziehung zukommt, auf die Mittel und Wege, die erworbenen Vermögen der Menschen aufzubauen".

Die Psychologie des Intellects ist besonders nutzbar für die Erziehung, dem der Verfasser drei Functionen zuertheilt: Unterscheidung, Verbindung, Behaltsamkeit — letztere geht vollständig in der Erziehung auf. Bei diesen ersten Gängen in das psychologisch-philosophische Gebiet überrascht uns die scharfe logische Consequenz und die Feinheit der Definitionen, wofür das Folgende ein Beispiel sein mag.

Das Erste der Geistesthätigkeit ist das Unterscheiden, das intellectuell bei den verschiedenen Menschen in verschiedener Stärke je nach Qualität und Quantität der ersten Eindrücke und der angeborenen Empfänglichkeit vorhanden ist. Ein niedriger Zustand geistiger Schlaffheit verhindert das Wahrnehmen der Unterschiede und legt somit jede geistige Thätigkeit lahm. Es ist dies der Zustand, „den man bezeichnend Indifferenz benennt, weil die Differenzen der Eindrücke nicht mehr wahrgenommen werden".

Nachdem der Verfasser alle Momente ins Auge gefaßt, die psychologisch für die Erziehung zu verwerthen sind, bespricht er die „Erziehungswerthe", d. h. die Zweige der menschlichen Cultur, die wir als zu Lehrendes in unsern Erziehungsplan aufnehmen, mißt dann am Maßstabe der Logik ihr Verhältniß zueinander, in welcher Reihenfolge sie im Erziehungsplan nacheinander aufzutreten haben, und geht dann zur Methode über.

Die Erziehungswerthe theilt der Verfasser in zwei große Gruppen: Wissenschaften und Sprachen. Aus dieser Gegenüberstellung sehen wir schon, daß er die Sprache, die bei ihm nichts anderes als die Aneignung einer Reihe von Vocabeln zum Verständniß einer Sprache ist, nicht zu den Wissenschaften zählt; doch diese „Sprache" ist nicht zu verwechseln mit Rhetorik und Grammatik, denen er wohl einen Platz unter den Wissenschaften einräumt. Die Wissenschaften theilt der Verfasser ein: in „die mathematischen, als Repräsentanten der abstracten und demonstrativen Wissenschaften; die Experimentalwissenschaften — Physik, Chemie und Physiologie; die Wissenschaften der Klassifikation — Naturgeschichte; die Wissenschaft des Geistes — Psychologie; endlich die praktischen oder angewandten Wissenschaften — Politik, Nationalökonomie, Gesetzgebung, Jurisprudenz, Ethik, Grammatik, Rhetorik und Philologie".

Trefflich sind die Worte, mit denen er die „Wissenschaften" bei dem Leser einführt:

> Ueber Wissenschaft im allgemeinen läßt sich zuerst bemerken, daß sie die vollkommenste Verkörperung der Wahrheit und der Wege, zu dieser zu gelangen, ist. Mehr als irgendetwas anderes macht sie den Geist mit dem Wesen der Beweisführung, mit der Arbeit und den Vorsichtsmaßregeln, die erforderlich sind, um ein Ding zu beweisen, vertraut. Sie ist das große Correctiv der Ungenauigkeit, mit der das unwissenschaftliche Bewußtsein unbeglaubigte Thatsachen und Folgerungen aufnimmt.

Sie erläutert, wie man eine Thatsache oder ein Gesetz unter den wechselndsten Umständen festzustellen hat. Sie zerstört die Glaubwürdigkeit jeder ohne gehörige Beglaubigung gemachten Angabe.

Ohne die Wissenschaft ist der praktische Erfolg für die Feststellung der Wahrheit von ausschlaggebender Bedeutung. Die Wissenschaft sichert umgekehrt den praktischen Erfolg im voraus. „Wir müssen die Kraft eines Stroms richtig schätzen, um einen haltbaren Damm zu bauen." Ferner wirkt die Wissenschaft auch darin befreiend, daß sie „abstracte oder verallgemeinernde Kenntniß in den Vordergrund stellt". Wir können hieran erkennen, daß der Verfasser das Schwergewicht der Wissenschaften in die mathematischen und Naturwissenschaften legt, ein Verfahren, in dem er sich mit Spencer begegnet, der zwar noch einen Schritt weiter geht und bei dem Worte Wissenschaft an gar nichts anderes als an die genannten denkt.

Von hoher Bedeutung sind die Auseinandersetzungen des Verfassers über „Methode". Dieser ganze Abschnitt ist höchst lesenswerth und lehrreich, wenn auch manches, wie z. B. über das Lesen, nur auf das Englische mit seiner höchst unglücklichen Orthographie Anwendung finden kann. Wir, die wir leicht die Lautirmethode anwenden können und anwenden, sind über die krampfhaften Anstrengungen, die der englische Lehrer beim Leseunterricht machen muß, glücklicherweise hinaus. Aber desto mehr verdient gerade der englische Lehrer, der die Schwierigkeiten überwindet, große Achtung, wie auch der Methodiker, welcher dieselben durch die Wissenschaft bekämpft.

Besonders bemerkenswerth ist der methodologische Theil dadurch, daß durchweg der Anschauungsunterricht dort mehr zur Geltung kommt, als es bei uns gewöhnlich der Fall ist. Sind wir auch bemüht, jeden Unterricht anschaulich zu machen, so ist doch der eigentliche Anschauungsunterricht bei uns auf engere Grenzen beschränkt, als es in England der Fall zu sein scheint. Wir können in dieser Beziehung viel aus dem vorliegenden Buche lernen.

Was nun den Standpunkt des Verfassers in der Frage des classischen Sprachunterrichts betrifft, so steht derselbe auf der äußersten linken Seite.

Es scheint sich in England eine Agitation gegen den Unterricht in den classischen Sprachen vorzubereiten, deren Radicalismus ganz der Zähigkeit entspricht, mit welcher man bisher an den Griechen und Römern festgehalten hat. Was sich nur gegen den Unterricht im Griechischen und Lateinischen sagen läßt, führt der Verfasser eines Weitern aus, zugleich aber auch die Argumente widerlegend, die man für die Nothwendigkeit und Nützlichkeit dieser Sprachen beigebracht hat. Das Studium der lateinischen Sprache sei nur die Folge von Verhältnissen gewesen, die bei uns nicht mehr existiren, nur für praktische Zwecke sei dieselbe gelernt worden, formale Bildungskraft habe man ihr nie in einem höhern Grade als einem andern Wissenszweig zugeschrieben; daß man diesen Grund hervorsuche, um ihr Studium zu empfehlen, resp. zu fordern, beweise gerade, in welcher Verlegenheit man sich um einen wirklich vernünftigen Grund befinde. Mit dem Aufhören der lateinischen Sprache als Gelehrten- und Kirchensprache habe überhaupt dessen Berechtigung als obligatorischer Unterrichtsgegenstand aufgehört. Zu den Wissensschätzen, zu denen die alten Sprachen die Schlüssel sein sollen, können wir auch durch Uebersetzungen gelangen. Ja, es wäre gar nicht schwer zu erweisen, daß, abgesehen von der Ueberbürdung durch Lernstoff, das Studium dieser Sprachen geradezu schädlich wirke. Obschon uns eine derartige Agitation nicht unberechtigt scheint, müssen wir doch eingestehen, daß der Verfasser in manchem zu weit geht; wir können uns indeß hier nicht ausführlicher darüber erklären. Wir nehmen aber von diesem Vorgange Act als von einem Zeichen der Zeit, das auch viele Kreise in Deutschland nicht unbeachtet lassen werden.

Gegen manches Sachliche in dem Werke hätten wir wol Bedenken, doch es ist hier nicht der Ort, auf pädagogische Controversen näher einzugehen. Jedenfalls ist die Vermittelung desselben an das deutsche Publikum ein Verdienst, das gewiß seine guten Früchte tragen wird.

Der Uebersetzer hat sich Mühe gegeben, den spröden Stoff dem deutschen Leserkreise mundgerecht zu machen, und es ist ein Zeichen fleißiger Arbeit und geschickter Uebersetzungskunst, wenn es nur wenige Stellen sind, in welchen die englische Construction sich nicht verkennen läßt.

2. Die Stellung des praktischen Arztes zur Realschulfrage, besprochen von Dr. Hedler. Hamburg, J. F. Richter. 1879. Gr. 8. 1 M.
3. Zur Reform des europäischen Unterrichtswesens. Von Julius Schvarez. Budapest, Zilahy. 1879. Gr. 8. 3 M.
4. Sammlung selten gewordener pädagogischer Schriften des 16. und 17. Jahrhunderts. Herausgegeben von August Israel. Heft 1: Martin Luther. An die Radherrn aller stedte deutsches lands: das sie Christliche schulen auffrichten vnd halten sollen. — Heft 2: Desiderius Erasmus von Rotterdam Vortrag über die Nothwendigkeit, die Knaben gleich von der Geburt an in einer für Freigeborene würdigen Weise sittlich und wissenschaftlich ausbilden zu lassen. — Heft 3: Gründliches Bedenken Von verschiedenen, theils offenbaren, theils nicht allerdings bekandten Mißbräuchen, so geraume Zeit hero in die Schulen eingerissen, und überhand genommen: auch wie die Sach eigentlicher und mit besserer Manier möchte eingerichtet werden. — Heft 4: Wie man die jugendt in guten sitten vnd Christenlicher zucht vberziehen vnnd leeren solle, ettliche kurze vnderwysung, durch Huldrychen Zuinglin beschriben. Zschopau, Raschke. 1879. Gr. 8. 2 M. 95 Pf.

Die seinerzeit so stark in Fluß gebrachten Debatten über die Realschulfrage sind sowol durch die politischen Ereignisse der letzten zwei Jahre, welche die Gemüther in Spannung hielten, als auch durch die Aussichtslosigkeit der baldigen Vorlage eines preußischen Unterrichtsgesetzes in Stockung gerathen, und die Stimmen, die hier und da noch über diese Angelegenheit laut werden, dürfen, wenn

sie auch nur Nachklänge eines stark erregten Meinungsaustausches sind, um so weniger unbeachtet gelassen werden, als sonst zu befürchten wäre, daß das Interesse für eine Lösung dieser so schwierigen Frage aufhörte, bevor sie in Wirklichkeit ihre Lösung gefunden hätte. Diese Frage muß noch immer offen gehalten werden, und wer hierzu beiträgt, indem er neue Gesichtspunkte aufstellt, neue Anregungen gibt, ehe die Betheiligten mit einem Gesetze überrascht werden, deren Ausarbeitern nicht die Möglichkeit geboten war, alle Vorschläge und Einwände der Fachmänner zu prüfen, weil diese eben geschwiegen: der erwirbt sich, gleichgültig welcher Meinung er sei, ein Verdienst um die Sache. Dieses Verdienst vindiciren wir auch dem Verfasser des Schriftchens: „Die Stellung des praktischen Arztes zur Realschule" (Nr. 2), Dr. Hedler, so sehr seine Ansicht auch der unserigen entgegengesetzt ist.

Sicherlich steht es dem Arzte, und zwar dem praktischen, zu, in der Frage, die in vorliegender Schrift behandelt wird, ein Votum abzugeben, und ist das Verlangen gerechtfertigt, in derselben auch gehört zu werden. Es wäre eine Gleichgültigkeit gegen den Stand und den Beruf, wenn der Arzt sich der Discussion entziehen wollte. Doch die Frage theilen zu wollen, sodaß deren eine Hälfte zur Beantwortung den Pädagogen und Naturwissenschaftern überlassen wird, während die Lösung der andern, der wesentlichen, den praktischen Aerzten vorbehalten bleiben soll, das scheint uns doch nicht richtig. Der Verfasser sagt nämlich:

Unserer Meinung nach kann zum Studium der Medicin jeder Gebildete zugelassen werden. Anders verhält sich das mit dem Eintritt in den ärztlichen Stand! Ueber die zweckmäßigste Vorbildung für den ärztlichen Beruf werden im wesentlichen die Angehörigen dieses mitzuentscheiden haben, wenn nicht augenscheinliche Irrthümer und Fehler begangen werden sollen. Solange der nunmehr „acut gewordene" Streit sich in die Frage kleidet: „Sollen die Realabiturienten zum Studium der Medicin zugelassen werden?" mögen Realschullehrer und Naturwissenschafter das Schlachtroß tummeln; sobald aber gefragt wird: „Ist die Realschule die geeignetste (sic!) Vorbildungsanstalt für den ärztlichen Beruf?" beanspruchen wir, die praktischen Aerzte, gehört zu werden, um unsere Stellung zur Sache zu bekunden. Denn die wahren Bedürfnisse unsers Standes, die besten Mittel, unserer Fachaufgabe gerecht zu werden, kennen nur wir, nicht der Pädagog, auch nicht der Gelehrte unserer Facultät, mit dem wir auf gleicher wissenschaftlicher Basis stehen, von dem uns aber Lebensaufgabe und Lebensweg durchaus trennen.

Man wird nach diesem wol zugeben müssen, daß das, was der Verfasser dem Urtheile der Leser überlassen will, wie eine Ironie klingt. Ob einer zu dem Studium einer Wissenschaft, deren praktischer Vertreter er aber nicht werden soll, zugelassen werden darf, darüber braucht man wol keine Entscheidung einzuholen. In den Hörsaal der Universität darf jeder eintreten, auch der nicht Gebildete; die Zulassung zu den Vorlesungen hat nur den Sinn, dem Zugelassenen auch für später das Recht zu verleihen, in die praktische Carrière einzutreten. Nur darum kann es sich handeln, und dafür eine Mitentscheidung für die praktischen Aerzte zu beanspruchen und gleichsam die Lehrer in den Hintergrund zu drängen, das geht zu weit. Nebenbei wollen wir bemerken, daß nie der Anspruch erhoben worden ist, die Realschule als die „geeignetste" Vorbildungsschule, sondern nur als eine geeignete, dem Gymnasium gleichgestellte zu bezeichnen.

Sowenig die Lehrer eine Mitentscheidung zu beanspruchen haben, sowenig haben es die Aerzte: in letzter Instanz kann die Entscheidung nur den Facultäten zufallen. Aber gegen diese Ansicht wehrt sich gerade der Verfasser, augenscheinlich deshalb, weil einige Facultäten sich für die Zulassung (nicht im Sinne des Verfassers) entschieden haben. Wir aber glauben, daß diese bejahenden Urtheile schwerer ins Gewicht fallen als die ablehnenden, weil letztere, gerade wie unsere Aerzte, höchstens nur sagen können, daß nach der bisherigen Erfahrung die Gymnasien trotz der mangelhaften Vorbereitung in den Naturwissenschaften, auf deren nothwendige Beseitigung aber alle hinweisen, brauchbares Material für die Universitäten geliefert haben, aber nicht behaupten können, daß die Realschule dieses nicht vermöchte. Es handelt sich hier nur um Ansichten, nicht Erfahrungen, die gegeneinander abgewogen werden können. Eine Ansicht aber, die etwas Neues für möglich hält, sich nicht auf hergebrachten Gebrauch und auf Theorien, welche die Praxis noch nicht widerlegen konnte, stützt, setzt eine Zuversicht voraus, die nicht unberechtigt ist. Es käme ja auf den Versuch an, und der Prüfung bliebe ja die Controle und die Macht, Remedur zu schaffen. Es würde gewiß niemand mehr auf einer Realschule seine Vorbildung für das Studium der Medicin sich erwerben wollen, wenn die Abiturienten derselben so wenig geeignet für das Studium sein sollten, daß sie am Schluß ihrer akademischen Laufbahn im Examen durchfielen.

Es scheint aber, daß man ein Bestehen der Prüfung fürchtet; darum hebt nun der Verfasser hervor, daß ein Realschulabiturient am Ende wol Medicin studiren könne, aber sich doch nicht zum praktischen Arzte eigne, weil hier Vorbedingungen nöthig seien, die nur durch eine solche Vorbereitungsanstalt, wie das Gymnasium eine ist, erfüllt werden können. Denn die logische Durchbildung und humanitäre Bildung, die vor allem dem praktischen Arzte nöthig ist, gewähre nur das auf den Gymnasien gepflegte Studium der griechischen und römischen Classiker; die Realschule mit ihrem Vielerlei von Gegenständen könne eine solche geistig-sittliche Schulung nicht bieten. An dieser Stelle auf die so vielfach umstrittene Frage, ob die modernen Sprachen nicht ebenso formalbildend im Unterrichte zu verwerthen seien wie die classischen, einzugehen, würde hier zu weit führen; nur das wollen wir constatiren, daß der Verfasser wol recht entschieden sein Nein behauptet hat, ohne indeß diese Behauptung durch Beweise zu erhärten. Und daß nur das Studium der alten Classiker zur wahren Humanität erziehe, das dürfte doch ohne weiteres nicht als wahr

gelten, gewiß nicht in unserer Zeit, in welcher wir einen Schatz an nationaler Literatur besitzen, der an humanitärer Bildungskraft sicherlich nicht hinter der Literatur griechischer und römischer Classiker zurücksteht. Soll denn das etwa für die alleinige humanitäre Bildungskraft der alten Classiker sprechen, daß der Arzt alle die Schwierigkeiten, die mit seinem hohen Beruf verknüpft sind, nur im Hinblick auf dies sein Ideal zu besiegen vermöge? Wer wollte die Mühen verkennen, mit denen der Arzt zu kämpfen hat? Wer weiß es nicht, wie ihm so oft mit schnödem Undank gelohnt wird? Wer verhehlt es sich, daß der Arzt Ruhe, Gesundheit, ja oft das Leben dem Wohle seiner Mitmenschen opfert, — aber daß das Studium der alten Classiker ihn mit dieser Kraft der Hingebung ausgerüstet, das glauben wir nicht. Der Verfasser exemplificirt auf die Dorfärzte, die in edelm Eifer ganz in ihrem Beruf aufgehen und ihr Dulderleben nicht führen könnten, wenn sie nicht durch und durch human geschult wären. Wir weisen auf den Dorfschullehrer hin, der wol nicht minder ein Dulderleben wie der Arzt führt und seine humane Durchbildung nicht aus den alten Classikern gewonnen hat.

Wir wollen jedoch nicht verschweigen, daß der Verfasser bei aller Liebe, welche er für die Gymnasien hat, nicht deren Mängel übersieht, und daß er recht schätzenswerthe Vorschläge macht, wie dieselben zu heben seien: die Gymnasien sollen zu Schulen werden, die, ohne sich mit Lehrstoff zu überbürden, mit der Pflege des classischen Alterthums auch den Ansprüchen, welche die Neuzeit stellt, genügen.

Einen universellen Standpunkt nimmt der Verfasser der gediegenen Schrift „Zur Reform des europäischen Unterrichtswesens", Julius Schvarez (Nr. 2), ein. Dieselbe ist ein Theil eines größern Sammelwerks: „Die Demokratie", und faßt die Schulfrage als eine europäische auf. Für die gedeihliche Entwickelung des Schulwesens wird die Erfüllung der von seiten der Freisinnigen schon oft aufgestellten Forderungen: Freiheit des Unterrichts unter Controle des Staats, einheitlicher Organismus der Schulen, Unentgeltlichkeit des Unterrichts bis in die höchsten Stufen, als unumgängliche Vorbedingung verlangt. Wohl sei es Sache des Staats, Schulen zu gründen, ohne aber die Privateoncurrenz auszuschließen, deren etwaiger Misbrauch durch die Staatsaufsicht und Staatsprüfung verhindert werde. Die Schulen müssen aber ein gemeinsames Ganzes bilden, welches auf der Basis der Elementarschulen beruhe und dessen Spitze in die Hochschule auslaufe. Die Elementarschule umfaßt sieben Jahre, vom siebenten bis zum vierzehnten Lebensjahre. Wer nach einer höhern Bildung strebt, respective dafür geeignet erscheint, tritt, wenn er nicht den Abschluß seiner Bildung auf einer Universität sich erwerben will, nach fünfjährigem Besuch der Elementarschule in die „moderne Mittelschule" ein; die andern können in die lateinlose Realschule, die vorwiegend die Naturwissenschaften pflegt, oder in das classische Gymnasium eintreten. Beide letztern Schulen bilden die Vorschulen für die Universität. Auch an die „moderne Mittelschule" mit achtjährigem Cursus sind Berechtigungen geknüpft, die dem Staatsbürger zugute kommen sollen. An der Elementar- und Mittelschule ist Gesetzeskunde eingehend zu unterrichten, ein Gegenstand, den der Verfasser wol nicht mit Unrecht vermißt. Die vorbereitenden Mittelschulen bedürfen dieses Unterrichtsgegenstandes nicht, da auf der Universität ein Lehrstuhl dafür zu ereiren ist und alle Studirenden angehalten werden, diesen Lehrgegenstand zu hören.

Unter solchen Verhältnissen hätte dann die Universität auch eine Aenderung zu erleiden. An die Stelle der bisherigen vier Faeultäten sollen andere treten, bei denen die politische und pädagogische nicht vergessen sein dürfte, und da die Polytechniken, die landwirthschaftlichen, forst- und bergbauwissenschaftlichen Staatshochschulen gleichfalls der Universität eingereiht werden müßten, so seien auch für diese Zweige die betreffenden Facultäten zu schaffen. Besondere Sorgfalt sei dem Mädchenunterricht zuzuwenden, und mit gewissen Beschränkungen seien auch Mädchen zum Studium auf den Hochschulen zuzulassen. Um den Stand der Lehrerinnen zu heben, dafür gäbe es kein anderes Mittel als strenge Prüfungen und Gleichstellung der Lehrerinnen mit den männlichen Lehrkräften in Bezug der Gehälter. Minder annehmbar als die bisherigen Vorschläge — mit Ausnahme desjenigen, der die Zulassung von Studentinnen zur Hochschule befürwortet — scheint uns der, welcher auch die Wählbarkeit zum Abgeordneten von einer auf wenigstens einer Mittelschule bestandenen Maturitätsprüfung abhängig machen will; es könnte eine solche Bestimmung Unzuträglichkeiten mit sich bringen, die auf die Prüfungen selbst nicht ohne Einfluß rückwirken dürften. Unannehmbar jedoch müssen wir den Vorschlag bezeichnen, welcher die Lehrer vom Militärdienste befreit wissen will. Die Demokratie — auf ihrem Standpunkt befindet sich der Verfasser — darf am wenigsten die Hand dazu bieten, das Princip der allgemeinen Wehrpflicht zu durchlöchern und Standesausnahmen zu befürworten.

Die dritte unerlaßliche Forderung für eine durchgreifende Reform des Schulwesens ist die Unentgeltlichkeit des Unterrichts. Schulgeld und Collegiengelder müssen wegfallen, wenn jedem der Weg zu einer Carrière eröffnet werden und gleiches Recht für alle herrschen soll. Durch das Schulgeld werden unsere Schulen zu Standesschulen, die schon von vornherein einer ganzen Klasse von Menschen von der Wiege an die Aussicht auf einen höhern Unterricht abschneiden. Die Kosten der Schulen sind durch eine allgemeine Schulsteuer zu decken, zu welcher der Staat jeden, auch den Kinderlosen, heranzuziehen berechtigt ist, da die Bildung der Gesammtheit jedem einzelnen zugute kommt.

Beherzigenswerth ist das, was der Verfasser über die Misère der schriftstellerischen Gelehrtenwelt sagt. Namentlich sind es die fachwissenschaftlichen Schriftsteller, die ihr ganzes Leben ernsten Studien opfern und die nach mühevollen Arbeiten „nicht einen Verleger finden, oder höchstens einen solchen, der ihnen nur ein almosenartiges

Honorar geben kann". Das sind traurige Verhältnisse, und um so bedauerlicher, als sie solche, die berufen wären, die Sache der Wissenschaft zu fördern, in ihrem Streben entmuthigen.

Der Verfasser wird bei diesem Kapitel sehr bitter, aber nicht mit Unrecht. Ist es denn nicht empörend, wenn man auch die bescheidensten Forderungen wahrhafter Gelehrten für ihre Leistungen übermäßig findet in solchen Staaten, wo man „jetzt zwei bis drei Stunden Pironetten, Triller oder mimischen Vortrag an einem Abende mit ungefähr 2000 Frs. honorirt"? Besonders wendet er sich gegen diejenigen, die mit dem wohlfeilen Rathe bei der Hand sind, daß die Leute, die nicht genug für ihre Leistungen honorirt würden, überhaupt nicht schreiben sollten; denn die geringe Nachfrage nach ihren Werken sei der beste Beweis dafür, daß die Gesellschaft für sie kein Bedürfniß habe; sie hätten es also wie der Schneider und der Fleischer zu machen, die ihr Geschäft einstellen müssen, wenn sie nicht genug Abnehmer finden. Hierauf entgegnet der Verfasser:

Welch ein Blödsinn! Welch eine Blasphemie! Oder ist es so gar schwer einzusehen, daß die Nachfrage auf ein Bekleidungsstück sich innerhalb einiger Monate begrenzt? Das Stück Hammelfleisch, welches der Fleischer in seinem Laden ausstellt, verfault in wenigen Tagen. Die Werke eines Laplace oder Robert Mayer erwarten erst in Jahrzehnten nach ihrem Erscheinen dasjenige Maß der Nachfrage, welches den Grad ihrer Nützlichkeit für die Beförderer der Wissenschaft nur annäherungsweise kennzeichnet. Dürfte die materielle Vergütung fachwissenschaftlicher Leistungen lediglich von der Spontaneität jener Nachfrage abhängen, zu welcher sich die Gesellschaft gegenüber einem fachwissenschaftlichen Werke, welches kein obligates Schulbuch ist, innerhalb der ersten zwei Jahre bewegen läßt; so müßten die meisten fachwissenschaftlichen Forscher, welche über keine anderweitigen Mittel oder Erwerbsquellen verfügen, ganz einfach verhungern.

So ist es! Die Misère ist da; es sind nur einige wenige Glückliche, denen ihre Feder ein behagliches Dasein geschaffen; zu diesen wenigen gehören aber die fachwissenschaftlichen Schriftsteller nicht. Darum empfiehlt der Verfasser dem Staate, die Sache in die Hand zu nehmen; er habe die Kreise und Städte zur Errichtung öffentlicher Bibliotheken anzuhalten, deren Benutzung unentgeltlich sei, und welche die Pflicht haben, die neu erschienenen Werke, welche durch ebenfalls zu gründende Akademien geprüft und empfohlen werden, anzuschaffen. Der Erlös für diese Werke, deren Preis normirt ist, würde für den Verfasser ein angemessenes und anständiges Honorar sein, sobald er die im Verhältniß zur Einnahme unbedeutenden Herstellungskosten übernimmt, oder er würde einen willigen und gut zahlenden Herausgeber finden, wenn dieser schon im voraus auf den größern Absatz rechnen kann.

Es ist vieles Treffliche in diesem Buche enthalten, und gerade Deutschland, meint der Verfasser, wäre so recht dazu geeignet, das erhabene Reformwerk durchzuführen, und dann, frei von Parteikampf und Parteizwist, in Würde und Ansehen die hohe Stellung zu behaupten, welche die Weltgeschichte ihm scheint angewiesen zu haben. Daß der Verfasser nicht umstürzen, sondern aufbauen will, daß es ihm heiliger Ernst um die Erhaltung und Festigung der gewonnenen Nationalgüter ist, beweist recht deutlich das Schlußwort, das wir hierherstellen wollen:

Das monarchische Princip würde seinen aufgeklärten Getreuen im Deutschen Reiche nur zu einer Verjüngung ihrer bereits sinkenden Kraft verhelfen, wenn es seine ständisch gegliederte Hülle auf immer ablegen und sich auf Grundlage des culturdemokratischen Staatsgedankens zeitgemäß zu verkörpern suchen wollte. Eine solche Arbeit könnte — in der gegenwärtigen Entwickelungsphase des Deutschen Reichs — mit Aussicht auf Erfolg nur von oben her begonnen werden. Die ganze Intelligenz des deutschen Volks würde sich um ein solches erhabenes Reformwerk scharen, die kleinlichen, gar oft gedankenlosen Parteikämpfe würden verstummen, alle aufrichtigen Freunde des geistigen, sittlichen und materiellen Fortschritts dürften unter einem solchen Banner einander ohne Hintergedanken die Hand reichen, um eine unzertrennlich einheitliche große Solidarität zu bilden, einerseits gegen das Ueberwuchern des krankhaften Socialismus, andererseits aber gegen die Ansprüche der Machtüberreste des Mittelalters. Ein Deutsches Reich auf solcher Grundlage würde seine Feinde entwaffnen. Ein solches Reich hätte von der französischen Republik sicherlich keinen Revanchekrieg mehr zu befürchten. Und eine solche culturdemokratische Politik im Deutschen Reiche zu inauguriren — wäre das vielleicht heute noch eine Unmöglichkeit? Ein Machtwort an gehöriger Stelle würde genügen.

Das Unternehmen des Seminardirectors August Israel, selten gewordene pädagogische Schriften des 16. und 17. Jahrhunderts herauszugeben (Nr. 4), ist ein verdienstliches Werk. Namentlich ist es eine bedeutende Förderung für das Studium der Pädagogik und seiner Geschichte, wenn auf die Quellen zurückgegriffen wird, und so sei diese Sammlung, die zum Theil die Originale so gut wie möglich wiedergeben will und die fleißige und kundige Hand des Herausgebers verräth, allen sich für dieses Fach Interessirenden aufs wärmste empfohlen. Daß hier nur das Beste gegeben werden soll, beweisen die uns vorliegenden vier ersten Hefte, deren Titel wir oben mitgetheilt haben. A. Kulzbach.

Das neueste Werk über englische Geschichte.

Geschichte Englands von der Thronbesteigung Victoria's bis zum Berliner Congreß (1837—1878). Von Justin McCarthy. Erster Band. Autorisirte deutsche Ausgabe, besorgt von Leopold Katscher. Leipzig, Schlicke. 1881. Gr. 8. 12 M.

Seit dem selbst in England unerreichten buchhändlerischen Erfolge, dessen sich die glänzende „Geschichte Englands von der Thronbesteigung Jakob's II. an" von Macaulay zu erfreuen hatte, ist wol kein historisches Werk daselbst einer solchen Theilnahme des Publikums begegnet wie das vorliegende des Parlamentsmitglieder für die

irische Grafschaft Longford, denn es erlebte in sieben Monaten dreizehn starke Auflagen. McCarthy nannte sein Werk: „A history of our own times from the accession of Queen Victoria to the Berlin Congress", doch paßt dieser Titel nicht recht zum Inhalte, der sich ausschließlich mit der englischen Geschichte dieser Periode beschäftigt, zusammen, und Katscher ersetzte ihn mit Recht durch den obenangeführten. McCarthy, der gewissermaßen Macaulay's Erbschaft angetreten und dessen Werk bis auf heute fortgesetzt hat, gleicht seinem Vordermanne in den wesentlichsten Vorzügen; wie dieser ist er ein Historiker von Geistes Gnaden, gleich ihm begabt mit dem Talente eleganter Schilderung bei gründlicher und strenger Forschung, und wenn er ihn in der Kunst packender Darstellung und blendender Diction nicht erreicht, so übertrifft er ihn bei weitem an Gerechtigkeit des Urtheils für alle, an Neigung, keine Person, Partei oder Sache zu bevorzugen oder herabzudrücken. Er ist von einer erstaunlichen Unparteilichkeit und läßt nie durch ein gefärbtes Glas die Dinge betrachten; niemand kann aus der Lektüre dieses Buchs herausfinden, daß der auch als Romanschriftsteller hochgeschätzte Autor seiner Ueberzeugung nach irischer Nationalist und Home-Ruler sei. Er besitzt einen untrüglich sichern Blick für die wahre Lage der Verhältnisse, ist nüchtern ohne Kälte, gründlich ohne Schwerfälligkeit, geistreich ohne Haschen nach Bewunderung; seine Charakterschilderungen tragen theilweise ein classisches Gepräge und geben das warme Leben wieder, dem sie abgelauscht sind. Das ganze Werk soll vier Bände stark werden; der erste reicht von 1837 bis 1847 um die Zeit, da Guizot in Frankreich, trotz der spanischen Heirathen, an den Thoren der Revolution anlangte.

Treffend zeigt McCarthy, wie das langlebige persönliche Regiment, das auch noch unter König Wilhelm IV. trotz seiner constitutionellen Haltung im Schwange war, mit ihm begraben wurde und die Zeit anbrach, da die Krone gar wesentliche Einschränkung eigener Machtvollkommenheit erfuhr. Mit der Thronbesteigung Victoria's, einer der trefflichsten und begabtesten Fürstinnen, fiel die Loslösung Hannovers von Großbritannien zusammen; sie war ein Glück für beide Staaten, die sich nun frei und unbeirrt entwickeln konnten. McCarthy fällt ein bitteres, aber gerechtes Urtheil über Ernst August von Hannover, den er unrichtigerweise blos Ernst nennt; meisterhaft läßt er dann die Staatsmänner und Größen der Zeit, da Victoria auftrat, an uns vorüberziehen, einen Melbourne, Brougham, Lyndhurst, Peel, Stanley (Derby), Russell, O'Connell, Sheil u. a. Das erste Parlament Victoria's war vor allen folgenden durch die große Zahl von Talenten und literarisch bedeutenden Namen ausgezeichnet. Die erste ernstliche Verwickelung bereiteten die canadischen Unruhen, deren Gründe und Erscheinungen in interessanter Weise entwickelt werden; hierbei gibt der Verfasser eine pikante Schilderung des Generalgouverneurs Grafen Durham, seiner Dictatur in Canada und des von ihm befolgten Systems, dessen Ausführung ein Sieg der Colonialpolitik war. Voll hohen Interesses ist das Kapitel, welches die großen Fortschritte der Cultur seit der Thronbesteigung Victoria's darlegt, vor allem das Entstehen des Eisenbahnwesens, die Geschichte der Pennypost Rowland Hill's, die Aufstellung elektrischer Telegraphen. Welche Vorurtheile, nur zu oft aus Privatinteressen hervorgegangen, waren zu beseitigen, ehe das Licht durch die Finsterniß, die Ordnung durch den Schlendrian durchdrang; alle Neuerungen haben schwere Kämpfe zu bestehen, aber in England, dem Lande politischer Freiheit, ist das conservative Festhalten an alten Gewohnheiten besonders zähe. Die Chartistenbewegung hemmte die Entwickelung des politischen Lebens in nachhaltiger Weise und bedrohte das Reich anfänglich mit einer Revolution des Proletariats; der Chartismus hatte seinen Grund in den Misverhältnissen der arbeitenden Klassen, die geradezu feindselig das bestehende System betrachteten; er forderte für sie weitere Vortheile aus der Reformbewegung und unterstützte, ehe ihm solche gegeben würden, keine Forderung des ihm verhaßten Mittelstandes; darum erfreute sich auch die Anti-Corn-Law-League seiner Hülfe nicht, obgleich er eigentlich dafür gestimmt sein mußte; Arme und Reiche, gänzlich einander entfremdet, haßten und fürchteten sich gedankenlos, und verstanden sich gegenseitig nicht. Es war ein unschätzbares Glück für England, daß in jenen erregten Zeiten die Wahl der jugendlichen Monarchin auf einen der Edelsten seines Geschlechts fiel, daß sie Prinz Albert zum Gemahl nahm. Ihm und seinen großen Gaben wird McCarthy völlig gerecht. Hingegen glaube ich, daß er bei der Berichterstattung über die sechs gegen Victoria und Albert gerichteten Attentate eine zu humane und sorglose Haltung annimmt; aus bloßer Verrücktheit oder Herostratensucht lassen sich doch gewißlich die in unserer Zeit so zahlreichen Mordanfälle auf gekrönte Häupter nicht erklären, eher wol aus dem gemeinen Hasse gegen diejenigen, deren erhabene Stellung sie der blinden Menge als Glücksgötter erscheinen läßt. Kann ich hier das Urtheil McCarthy's nicht unterschreiben, so thue ich es mit um so größerer Freude, wenn er den berüchtigten Opiumkrieg gegen China als in seinen Ursachen ungerecht bezeichnet; England wollte China, das doch im Thun und Lassen frei war, seinen Opiumhandel absolut aufzwingen: welche Nation hat hierzu ein Recht? Ebenso war es verwerflich, daß das Cabinet Melbourne dem alten Prineipe von der Nothwendigkeit der Integrität der Türkei in der syrischen Frage das duldende syrische Volk opferte.

Während das Whigcabinet durch den allgemeinen Haß täglich mehr erschüttert wurde, begannen religiöse Bewegungen, ausgehend von der oxforder Hochschule und dem Professor Newman; der Einfluß der Kirche sollte der erstarkenden Staatsmacht gegenüber wiederhergestellt, sie zum Leitstern des Volks gemacht werden; eine zweite Reformation erschien Newman ein Bedürfniß, um zur Reinheit der rechtgläubigen apostolischen Kirche zurückzugelangen,

und hierbei fiel er der römischen Kirche anheim, wie dies Manning, dem streitbaren Cardinale, begegnete. Die oxforder Bewegung hatte die günstige Wirkung, daß in die lässig und bequem gewordene anglikanische Kirche ein frischer, bessernder Trieb eindrang. In Schottland fanden gar viele, die presbyterianische Kirche sei nicht kirchlich genug und erfülle ihre Aufgabe unzureichend; eine Reihe von Streitigkeiten über die Grenzen der Befugnisse von Staat und Kirche erhob sich, und der erste Kanzelredner des vereinigten Königreichs, Thomas Chalmers, leitete eine religiöse Bewegung ein, deren Frucht die freie Kirche von Schottland wurde. Unter Peel's Toryeabinet erfolgte alsbald die entsetzliche Katastrophe der Briten in Afghanistan, an die McCarthy sein Volk immer zurückzudenken auffordert, wenn es übermüthig werden oder andere Nationen unterschätzen will, wozu ja keine Nation mehr geneigt ist; es war ein durchaus verkehrtes Unterfangen, den Afghanen einen verhaßten anstatt ihres beliebten Fürsten aufdrängen zu wollen; dasselbe endete noch schimpflicher als Napoleon's III. mexicanische Expedition, die unser Autor damit vergleicht. Daniel O'Connell, durch und durch Celte, bereitete mit der großen Repealbewegung dem Cabinete innere Schwierigkeiten von ungeheuerer Tragweite; das blindlings dem mächtigen Redner vertrauende irische Volk rief mit ihm nach Irlands politischer Lostrennung von Großbritannien; er verbündete sich mit der Geistlichkeit und entflammte den Haß gegen die Sachsen; als es sich aber herausstellte, daß er keinen Krieg in Waffen gegen England führen wollte, sank seine Allmacht; die kriegslustige Jugend fiel von ihm ab.

Einem reichhaltigen Ueberblicke über die Ereignisse unter Peel's Cabinet läßt McCarthy die hochinteressanten Begebenheiten und Erfahrungen der Freihandelsbewegung und der Anti-Corn-Law-League folgen, aus denen die Riesengestalten eines Cobden und Bright hervorragen; mit berechtigtem Stolze darf der Autor sagen: „Ein Rückschlag gegen das Freihandelsprineip ist in England jetzt ebenso wenig zu befürchten wie ein solcher gegen die Regel de tri." Peel selbst wurde schließlich von der Nothwendigkeit des Freihandels überzeugt, und mit den Korngesetzen fielen die hemmenden Fesseln mittelalterlicher Gebundenheit. Peel gegenüber begann der Führer des Jungen England, Disraëli, seine glänzende Laufbahn als der Hort des Protectionismus, seit er von den Radicalen zu den Conservativen übergegangen war; wie spannend hat McCarthy ihn zu zeichnen gewußt! Peel stürzte infolge der irischen Zwangsbill, und Russell folgte ihm als Premier. Ihm machte zumal Irland ungeheuer zu schaffen; Bentinck, hinter dem Disraëli stand, griff ihn voll Eifer an, indessen die spanischen Heirathen das gute Einvernehmen Englands und Frankreichs zu stören drohten.

Mit großem Interesse sehen wir der Fortsetzung des McCarthy'schen Werks entgegen. Die Uebersetzung durch Katscher ist sehr zu loben, abgesehen von einigen Härten des Stils und schleppender unschöner Satzbildung, welche leicht zu vermeiden gewesen wären. Arthur Kleinschmidt.

Zur Philosophie des Wuchers.

Der Wucher und sein Recht. Ein Beitrag zum wirthschaftlichen und rechtlichen Leben unserer Zeit von Lorenz von Stein. Wien, Hölder. 1880. Gr. 8. 4 M. 40 Pf.

Die vorliegende Schrift (oder sollen wir in Anbetracht ihrer fast 200 Seiten sagen: das Buch?) des berühmten wiener Nationalökonomen erscheint zu besonders gelegener Zeit für die Verhältnisse Oesterreich-Ungarns, einer Monarchie, die der Wucherfrage gegenüber augenblicklich durchaus kein einheitliches und geschlossenes Rechtsgebiet repräsentirt, vielmehr sich nach dieser Richtung hin in einem Uebergangsstadium befindet, dessen Beseitigung sich mehr und mehr als unabweislich herausstellt. Und von diesem Gesichtspunkte aus ist zu hoffen, daß bei einer demnächstigen Rückkehr zu einheitlicher Gesetzgebung wenigstens für die eisleithanischen Länder die in der Stein'schen Schrift niedergelegten Gedanken als fruchtbringender Ausgangspunkt werden zu Grunde gelegt werden. Anders liegen die Dinge in Deutschland. Für uns erscheint die fragliche Monographie insofern einigermaßen post festum, als uns aus den Verhandlungen der letzten Reichstagssession über die Wuchergesetzvorlage irgendwelche Bezugnahmen auf dieselbe nicht erinnerlich sind; entweder war also die Stein'sche Schrift damals überhaupt noch nicht ausgegeben, oder sie war wenigstens noch nicht in weitere Kreise gedrungen. Angesichts der noch immer sehr getheilten Meinungen über den theoretischen Werth und die praktische Durchführbarkeit unsers neuen, seit einigen Monaten in Kraft stehenden Wuchergesetzes erscheint die eine Annahme als ebenso bedauerlich wie die andere; um so bemerkenswerther aber ist die Thatsache, daß der Verfasser im Verfolg seiner Forschungen zu Resultaten gelangt, welche mit den von unserer Gesetzgebung neuerdings eingeschlagenen Bahnen im wesentlichen in Einklang stehen.

Ueber die Unsittlichkeit, Verderblichkeit, Gemeinschädlichkeit des Wuchers, dieses Krebsgeschwürs namentlich auch unserer Zeit, ist in Moralpostillen, Kathedervorträgen und Kanzelreden allmählich zur Genüge gehandelt worden. Seine Geschichte, von den Tagen der Seisachthie Solons oder der secessio in montem sacrum der römischen Plebejer an bis zur Gegenwart herunter, findet sich in dickleibigen Werken, ausgestattet mit dem gesammten üblichen Apparat moderner Gelehrsamkeit, niedergelegt. Auch an gutgemeinten, leider nur sehr divergenten Vorschlägen zur Ausrottung dieser gesellschaftlichen Pest war von jeher

kein Mangel; findet doch fort und fort in Deutschland wie anderwärts auch diejenige wirthschaftliche Richtung, welche die Beseitigung oder wenigstens die Milderung des Uebels lediglich auf dem Wege freiester Concurrenz des Geldverkehrs zu erreichen hofft, zahlreiche und beachtenswerthe Vertreter. So fehlte denn im Grunde genommen bislang nur eins; freilich war dieses eine gerade das punctum saliens der ganzen Frage. Es fehlte merkwürdigerweise an einer exacten Feststellung des Wucherbegriffs selbst. Was ist eigentlich der Wucher? Welches sind seine Kriterien? Wie unterscheidet er sich von verwandten Begriffen, speciell von der im Principe festzuhaltenden Freiheit des Zinsfußes? So weit unsere Kenntniß der einschlägigen Fachliteratur Deutschlands reicht, ist die vorliegende Monographie die erste, welche diese Fragen aufwirft und, was mehr sagen will, die erste auch, welche sie in eminent scharfsinniger Weise beantwortet. Daß ein Gelehrter vom Range des Verfassers die Gebiete der Philosophie wie der Geschichte, der Staats- und Volkswirthschaft wie der Jurisprudenz gleichmäßig beherrscht, bedarf als notorische Thatsache keiner weitern Feststellung; wol aber muß gesagt werden, daß gerade die Wucherfrage und ihre Lösung wie kaum ein zweites wirthschaftliches Problem die volle Universalität wissenschaftlichen Denkens als unerlaßlich voraussetzt. Und so steht denn Professor von Stein durchaus auf der Höhe seiner Aufgabe. Er zeigt uns, was noch kein Wucher ist, und er lehrt uns die zeither stets verkannte Grenze kennen, von der an der Wucher beginnt. Gleich einem Anatomen weiß er den Kern der Frage aus den ihn umgebenden Hüllen herauszuschälen; er führt uns den Wucher in seiner Abstractheit vor Augen, er gibt eine vollständige Kritik seines unheimlichen Wesens, und er schließt hieran die aus der Darstellung sich logisch fast von selbst ergebenden Vorschläge zu seiner Bekämpfung. In diesem Sinne aber erscheint die Ueberschrift, unter der wir die gegenwärtigen Zeilen rubricirten, als völlig gerechtfertigt; denn in Wirklichkeit darf die Stein'sche Schrift als ein erster wohlgelungener Versuch der Begründung einer selbständigen „Philosophie des Wuchers" bezeichnet werden, einer Philosophie freilich, die sich keineswegs im Nebel unfruchtbarer Abstractionen verliert, sondern die außerordentlich praktische Gesichtspunkte und Endergebnisse zu Tage fördert.

Den vollständigen Gedankengang des Verfassers hier auch nur in nuce wiederzugeben, würde den uns zur Verfügung stehenden Raum weit überschreiten. Gleichwol können wir es uns nicht versagen, an dieser Stelle wenigstens die Art und Weise, wie der Verfasser das Wesen des Wuchers wirthschaftlich, sittlich und juristisch erfaßt, der Kenntnißnahme unserer Leser in Kürze zu unterstellen. Nach Professor von Stein ist der Wucher diejenige Art des Creditgeschäfts, welche das Princip der möglichst raschen Erzeugung einer darlehnslosen Schuld zur Anwendung bringt, um durch die richtige Benutzung der Zahlungspflicht und des Zahlungstermins aus einer kleinen wirklichen Schuld eine große blos versprochene, aus kleinen wirklichen Zinsverpflichtungen große, das ganze Einkommen für den Wucher absorbirende Erträgnisse zu machen. Wirthschaftlich stellt sich daher der Wucher als dasjenige Creditgeschäft dar, in welchem ein Gewinn dadurch gesucht wird, daß die Zahlungsunfähigkeit eines Schuldners durch ein Schuldversprechen absichtlich erzeugt wird, dem kein Darlehn entspricht, und dessen Rückzahlung und Verzinsung daher, indem damit eine Verwendung des Darlehns wirthschaftlich nicht vorhanden ist, entweder den Schuldner zwingt, durch Hingabe des Vermögens den Betrag eines nicht geliehenen Kapitals, oder durch Zahlung der Zinsen eines solchen versprochenen Schuldbetrags das Recht auf den Ertrag seiner ganzen Lebensarbeit hinzugeben. Seinen sittlichen Begriffen nach ist der Wucher dasjenige Creditgeschäft, welches die Noth oder die Unwirthschaftlichkeit des Schuldners benutzt, um, im schärfsten Widerspruche mit den Gesetzen des wirthschaftlichen Lebens und der persönlichen Freiheit, denselben durch ein bloßes Versprechen entweder um die Grundlage seiner Selbständigkeit, sein Vermögen, oder um die Grundlage seiner Freiheit, seinen Erwerb, zu bringen, ohne dafür in einem entsprechenden Darlehn die wirthschaftlichen Bedingungen der Erfüllung seiner darlehnslos eingegangenen Verpflichtung gegeben zu haben. Und da nun in Wahrheit alle Rechtsbegriffe doch zuletzt aus sittlichen Gründen entspringen und wirthschaftliche Verhältnisse formuliren, so erscheint der Wucher juristisch als dasjenige Creditgeschäft, bei welchem die Noth oder die Unwirthschaftlichkeit des Schuldners absichtlich benutzt werden, um ein Schuldversprechen zu erzeugen, dem kein Darlehn entspricht, und das daher ein Recht auf das Vermögen und das Einkommen des Schuldners gibt, welches nicht durch eine Gegenleistung des Gläubigers begründet ist. Und aus diesem Grunde ist es das Wesen dieses Rechtsbegriffs, einen nicht zu lösenden Widerspruch in sich zu enthalten.

Auf diesen Grundlagen baut der Verfasser seine weitern Ausführungen auf, deren nähern Verfolg wir dem Selbststudium aller, die diese hochwichtige Frage angeht, zu überlassen haben. Daß übrigens Professor von Stein sich ausdrücklich zum Princip der absoluten Freiheit des Zinsfußes bekennt, wurde schon weiter oben angedeutet; auch liegt hierin keineswegs ein innerer Widerspruch; denn jeder, der dem Gedankengange unsers Autors aufmerksam gefolgt ist, wird zu der Ueberzeugung gelangt sein, daß in der That der Zinsfuß an sich mit dem Wucher nichts gemein hat. Als besonders für den Juristen der Erwägung würdig erscheinen weiterhin die Deductionen über den Concurs. Hier will der Verfasser zwischen wirklicher, d. h. verschuldeter Crida im Gegensatze zum unverschuldeten Vermögensverfall unterschieden wissen. Bei letzterm Fall plaidirt er für die gesetzliche Einführung einer Rechtswohlthat der Güterabtretung, bei welcher mit erfolgter Massevertheilung die sämmtlichen Schulden des Cridars eo ipso, also ohne daß es eines besondern Zwangsver-

gleichs mit den Gläubigern bedürfte, erloschen sein sollen. Was schließlich des Verfassers Vorschläge zur wirksamen Bekämpfung des Wuchers angeht, so laufen dieselben im wesentlichen auf Folgendes hinaus. Er fordert auf Grundlage des Wesens des Wuchers, daß das Mittel gefunden werden soll, eine darlehnslose Schuld nicht zu befriedigen, und zwar dadurch, daß die Zahlung, welche die Gefahrprämie übersteigt, als Abzahlung der Schuld anerkannt, daß eine ganz darlehnslose Schuld mit der Einrede des Wuchers abgewiesen, daß die Umgehung dieses Grundsatzes durch Wechsel, Hypothek oder Verzicht für den Gläubiger rechtlos gemacht, und daß bei jeder Vertheilung den reellen Gläubigern die Wuchereinrede gegen den nicht reellen gestattet werde. Er fordert, daß eine Güterabtretung im obengedachten Sinne eingeführt und daß zu dem Ende das Recht der Pfändungen in entsprechender Weise abgeändert werden möge; er verlangt — last not least — mit Entschiedenheit die Criminalisirung des Wuchers, und zwar unter dem Gesichtspunkte der Erpressung. Eben mit diesen Postulaten aber steht der Verfasser, wie bereits eingangs unserer Besprechung als besonders beachtenswerth hervorgehoben wurde, sowol civilistisch wie strafrechtlich im wesentlichen auf dem Boden unsers gegenwärtigen deutschen Rechtszustandes.

So viel über den essentiellen Inhalt der vorliegenden Monographie und ihre wissenschaftlichen Endergebnisse. Mag sein, daß Pandektisten von Fach diese oder jene civilistische Insinuation des Verfassers als nicht ganz „quellengemäß" beanstanden, oder daß Praktiker diesen oder jenen seiner Vorschläge aus Gründen formaler Natur zurückweisen werden. Mag sein, daß dem Criminalisten die Subsumirung des Wuchers unter den Gesichtspunkt der Erpressung als eine gezwungene oder schiefe erscheint, wie denn auch unser neues deutsches Gesetz dieses Vergehen offenbar richtiger unter den strafbaren Eigennutz rubricirt hat. Auch mag billigerweise nicht verkannt werden, daß einem österreichischen Autor bei der Behandlung seines Stoffs in erster Linie specifisch österreichische Verhältnisse und Zustände vor Augen standen und stehen mußten, woraus sich z. B. sogar schon für unser stammverwandtes Deutschland die Nothwendigkeit des bekannten „mutatis mutandis" bis zu einem gewissen Grade ergeben dürfte. Aber das alles betrifft doch blos Nebensächliches, Untergeordnetes. Was den Kern der Sache angeht, so können wir diese Zeilen nur beschließen mit der unumwundenen Feststellung der Thatsache: daß unsers Wissens über den „Wucher und sein Recht" noch nie so scharfsinnig gedacht, so anregend und überzeugend geschrieben worden ist wie in der vorliegenden Monographie unsers deutsch-österreichischen Landsmannes. Möge sie auch in seinem Adoptivvaterlande die ihr in so hohem Maße gebührende Beachtung und gegebenenfalls in der Gesetzgebung praktische Verwerthung finden.

Albrecht Just.

Feuilleton.

Aus der Schriftstellerwelt.

Am 31. December 1880 verstarb in Brighton in England Arnold Ruge, einer der deutschen Schriftsteller, welche durch eine seltene Energie der Initiative auf die Gestaltung unserer neuern Literatur einen bedeutenden Einfluß ausgeübt haben. Arnold Ruge war am 13. September 1803 in Bergen auf der Insel Rügen geboren, studirte 1821—24 in Halle, Jena und Heidelberg und wurde 1825 wegen seiner Theilnahme am Jünglingsbund zu einer fünfjährigen Haft in Kolberg verurtheilt. Jener Bund strebte das jetzt erreichte nationale Ziel an: die Einheit Deutschlands unter Preußens Führung. Auf der Festung beschäftigte er sich mit dem Studium der Alten, namentlich Plato's und der griechischen Tragiker, und gab, nachdem er seine Freiheit wiedererlangt hatte, 1830 eine Uebersetzung des „Oedipus von Kolonos", auch ein Trauerspiel: „Schill und die Seinen", heraus. Dann habilitirte er sich in Halle mit seiner „Platonischen Aesthetik" im Jahre 1831. In dasselbe Jahrzehnt noch fällt die entscheidende That seines Lebens, die Herausgabe der „Halleschen Jahrbücher" (1838), die später, als sie unter preußische Censur gestellt werden sollten, als „Deutsche Jahrbücher" von 1840 ab in Leipzig erschienen, bis sie 1843 von der sächsischen Regierung verboten wurden. Ihnen folgten die „Deutsch-französischen Jahrbücher", welche Ruge in Gemeinschaft mit Karl Marx herausgab; doch dem erstrebten Ziel, der geistigen Allianz Deutschlands und Frankreichs, stellten sich zu große Hindernisse entgegen, wozu auch die Verschiedenheit der Grundanschauungen der beiden Herausgeber gehörte. Im Jahre 1848 betheiligte sich Ruge lebhaft an der politischen Bewegung, gründete die äußerste Linke im Frankfurter Parlament, in welches er von Breslau aus gewählt worden war, und schuf der Linken der berliner Nationalversammlung in seiner Zeitschrift „Die Reform" ein Organ, das er mit großen finanziellen Opfern bis zum Verbote im November 1848 aufrechthielt. In Paris und später in London verfolgte er kosmopolitisch-revolutionäre Tendenzen in Gemeinschaft mit Ledru-Rollin, Mazzini u. a., doch zog er sich allmählich von dem europäisch-demokratischen Comité zurück. Seit 1850 lebte er in Brighton als „visiting tutor" an verschiedenen Schulen. Der Neugestaltung Deutschlands brachte er die wärmsten Sympathien entgegen, die er auch publicistisch aussprach. Seit Februar 1878 erhielt er deshalb vom Deutschen Reich eine Jahrespension von 3000 Mark.

So hat Ruge als Politiker, trotz einer kurzen Ausweichung in das Gebiet der internationalen Revolution, die Ideale seiner Jugend hochgehalten, für nationale Einheit auch im späten Alter gekämpft. Seine eigentliche Bedeutung liegt auf literarischem Gebiet: er war mit Echtermeyer zusammen in den „Halleschen" und „Deutschen Jahrbüchern" der Bahnbrecher der neuen Lyrik, der neuen Poesie überhaupt, ein thatkräftiger Zerstörer der romantischen Literaturepoche. Die Dialektik der Hegel'schen Schule hatte bei ihm Fleisch und Blut gewonnen: er war ein Meister einschneidender Polemik. Wir erwähnen hier noch seine „Gesammelten Schriften" (10 Bde., 1846—48), sein interessantes Werk „Zwei Jahre in Paris" (2 Bde., 1845), seine Memoiren „Aus früherer Zeit" (4 Bde., 1862—67), seine „Poetischen Bilder" (2 Bde., 1847 u. 1848) und „Politische Bilder" (2 Bde., 1847 u. 1848). Was er als Novellist und Dramatiker geschaffen, zeugt, ohne höhern Werth, für seinen energischen Geist. Uebersetzt hat er die „Juniusbriefe", Buckle's „Geschichte der Civilisation" (5 Bde., 1875), Garrido's „Das heutige Spanien" (1863) und „Palmerston's Leben" von Bulwer (1872).

Anzeigen.

Deutsche Litteraturzeitung.

Herausgegeben
von
Dr. Max Roediger,
Privatdocenten an der Universität Berlin.
Wöchentlich eine Nummer von 2—3 Bogen.
Preis vierteljährlich 7 Mark.

Die Deutsche Litteraturzeitung bietet ihren Lesern eine **knappe Uebersicht über alle Gebiete der Litteratur**, indem sie die neu erscheinenden litterarischen Erzeugnisse nach Maßgabe ihrer Bedeutung ohne eingehende fachmännische Erörterungen behandelt. Neben der deutschen Litteratur wird auch die **ausländische**, soweit sie für deutsche Wissenschaft in Betracht kommt, in den Kreis der Besprechungen gezogen, nur hinsichtlich der **schönen Litteratur** beschränkt sich die DLZ. auf die wichtigsten Erscheinungen Deutschlands.

Ganz besonders darf noch hervorgehoben werden, dass in der DLZ. neben diesen Besprechungen eine **Inhaltsangabe fast aller wissenschaftlichen Zeitschriften etc. nicht nur Deutschlands sondern auch des Auslandes in einer Vollständigkeit** gegeben wird, wie sie bisher in **keiner andern gleichartigen Zeitschrift** erreicht wurde. Weiter finden Personalnachrichten, die antiquarischen und andere Kataloge, ebenfalls mit Inhaltsangabe, in möglichster Vollständigkeit regelmäßig Aufnahme. Ein Verzeichnis der Vorlesungen der Universitäten Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz mit Einschluss der Akademien wird den Lesern der DLZ. so zeitig als möglich mitgeteilt werden.

Probenummern sind durch alle Buchhandlungen zu erhalten. Bestellungen nehmen neben diesen auch Postanstalten an.

Berlin, Januar 1881.

Weidmannsche Buchhandlung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Henry M. Stanleys
Reise durch den dunklen Weltteil.

Nach Stanleys Berichten für weitere Kreise bearbeitet von

Dr. Berthold Volz.

Mit zahlreichen Abbildungen und einer Karte.

8. Geh. 5 M. Geb. 6 M. 50 Pf.

Stanley's großes zweibändiges Werk „Durch den dunkeln Welttheil", worin er selbst über seine von den wichtigsten Erfolgen gekrönte Entdeckungsreise durch den afrikanischen Continent ausführlichen Bericht erstattet, wurde von der wissenschaftlichen Welt mit einmüthigem, seltenem Interesse aufgenommen. Um nun auch weitern Kreisen die Kunde von diesen großartigen Entdeckungen zugänglich zu machen, hat der Director des Victoria-Gymnasiums zu Potsdam, Dr. B. Volz, das vorliegende Buch bearbeitet, das, mit zahlreichen Originalabbildungen geschmückt und zu sehr billigem Preise dargeboten, sich besonders auch als eine vorzügliche Bereicherung der Volks- und Jugendschriften-Literatur empfiehlt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Goethe's Briefe
an die
Gräfin Auguste zu Stolberg,
verwitwete Gräfin von Bernstorff.

Zweite Auflage, mit Einleitung und Anmerkungen.

8. Geh. 2 M. 50 Pf. Cart. 3 M.

Goethe's Briefe an die Gräfin Auguste zu Stolberg, einer der wichtigsten Beiträge zur Charakteristik des jungen wie des alten Goethe, waren schon seit mehrern Jahren vergriffen. Vorliegende neue gefällig ausgestattete Ausgabe, von Professor Dr. W. Arndt herausgegeben und mit werthvollen culturgeschichtlichen Exeursen versehen, entspricht einem lebhaft empfundenen Bedürfniß der Goethe-Sammler und Literaturfreunde.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Nibelungenlied.

Uebersetzt von **Karl Bartsch.**

Zweite Auflage. 8. Geh. 3 M. Geb. 4 M.

Diese neue Uebertragung des Nibelungenliedes in die poetische Sprache der Gegenwart von dem berühmten Germanisten Karl Bartsch hat sich durch ihre Vorzüge vor andern Uebersetzungen rasch im Publikum eingebürgert. Sie liegt jetzt in zweiter Auflage vor mit einer Einleitung, welche über Stoff und Entstehungsgeschichte unsers großen altdeutschen Epos das Wissenswertheste mittheilt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Das Landes-Zeughaus in Graz.

Herausgegeben
von der Vorstehung des Münzen- und Antiken-Cabinetes am St. L. Joanneum.

Mit 43 zum Theil in Farbendruck ausgeführten lithogr. Tafeln.

Folio. Geh. 60 Mark.

Das vorliegende Prachtwerk, im Auftrage des Grafen von Meran herausgegeben, enthält ausser einer von Professor Dr. F. Pichler verfassten historischen Darstellung die Beschreibung und Abbildung sowol des grazer Zeughauses selbst als einer grossen Anzahl der darin aufbewahrten alten Waffen und Kriegsgeräthe. Militärbibliotheken, Besitzern von Waffensammlungen, sowie allen, welche sich für die Geschichte des Kriegs- und Wehrwesens interessiren, wird hiermit eine äusserst werthvolle Gabe geboten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

MODERN AMERICAN LYRICS.

Edited by
Karl Knortz and **Otto Dickmann.**

8. Geh. 4 M. Geb. 5 M.

Eine sehr reichhaltige Anthologie, in welcher alle neuern amerikanischen Dichter mit ihren besten Gedichten vertreten sind.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

KAUFMÄNNISCHE RESSOURCE Breslau

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 4. — 27. Januar 1881.

Inhalt: Zur Literatur der oberammergauer Passionsspiele. Von Joseph Kürschner. — Romane und Novellen. Von Rudolf Dochn. — Felix Dahn's Operndichtungen. Von Wilhelm Henzen. — Feuilleton. (Deutsche Literatur; Ausländische Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Zur Literatur der oberammergauer Passionsspiele.

So weit wir auch die Blicke über die Vergangenheit des Theaters und speciell des deutschen Theaters schweifen lassen, tritt uns doch kein dramatisches Spiel, kein festlicher Anlaß theatralischen Inhalts oder Ausdrucks entgegen, der so weite Kreise für sich zu interessiren vermocht hätte wie das oberammergauer Passionsspiel. Aehnlich zwar zogen die Festspiele droben auf dem Hügel von Baireuth über die Meere her ihre Zuhörer an, aber es war doch nur eine kleine, in ihren Kunstanschauungen aristokratische Gemeinde, Jünger gewissermaßen der neuen Kunstoffenbarung, die nun hinausgingen, dem Volke die Ereignisse kündend, die sie gesehen. Anders in dem oberbairischen Dorfe, nach dem sich im letzten Jahre der Fremdenstrom von allen Seiten ergoß. Der schlichte Bauer erklomm hier den Berg von Murnau gleich schaulustig wie etwa der deutsche Journalist, die englische Lady oder der reiche Amerikaner. Eine Tragödie der Weltgeschichte, voll des wunderbarsten, ergreifendsten Inhalts, mit einem Helden, der als die strahlendste Erscheinung in der Geschichte der Menschheit mit den frühesten Gedanken von Millionen von Menschen innig verknüpft ist, ging hier in Scene vor einem internationalen Publikum, dessen Kunstansprüche und Bildungsgrad oft die denkbar verschiedensten Extreme aufwiesen. Nicht immer hat dieses Spiel ein so allgemeines Interesse erregt, aber daß es sich durch die Geschicke der Jahrhunderte hindurch erhalten, allen Stürmen der Zeit getrotzt und in neuem Erblühen selbst den kritisch und schulgerecht künstlerisch Gebildeten zu fesseln vermochte, spricht für eine unversiegliche Lebenskraft, auch wenn man in Abzug bringt, daß es die Mode ist, die einen stattlichen Theil der nicht der bäuerlichen Bevölkerung Oberbaierns angehörenden Zuschauer gen Ammergau führte.

Wenn man ganz gewissenhaft zu Werke gehen und den ersten Anlaß der bis heute fortlebenden oberammergauer Spiele finden will, wird man auf Kaspar Schuchler als den eigentlichen Urheber der frommen Uebungen treffen. Dieser Schuchler ist kein Künstler gewesen und kein Gelehrter, vielmehr ein einfacher Bauer, der mit seinem eigenen Wollen ohne Zweifel niemals die Passionsspiele ins Leben gerufen hätte. Im Jahre 1631 wüthete in Baiern „ein hitziges Fieber oder Kopfwehe", noch schlimmer 1633, in welchem Jahre die Pest eine so reiche Ernte hielt, daß in der wenige Stunden von Oberammergau gelegenen Pfarre Kohlgrub nur „zwei Paar Ehevolk anzutreffen gewesen". Die Oberammergauer schlossen ihr Dorf streng gegen die Außenwelt ab; aber sie konnten es nicht verhindern, daß eben jener Kaspar Schuchler, der in Eschenloh Sommermaden gewesen war, von Sehnsucht nach seiner Familie ergriffen, sich ins Dorf hineinschlich und damit den schwarzen Tod in seine Heimat schleppte, dem nun in 33 Tagen 84 Personen zum Opfer fielen. „In diesem Leydwesen", so berichtet die Chronik, „sind die Gemeinde-Leuthe Sechs und Zwölf zusammengekommen und haben die Passionstragödie alle zehn Jahre zu halten verlobet, und von dieser Zeit an ist kein einziger Mensch mehr gestorben, obwohlen noch Etliche die Pestzeichen von dieser Krankheit an Ihnen hatten. Alsdann ist diese Tragödie von 1634 gehalten worden bis auf 1680. Damals hat man sie auf zehn Jahre verlegt, und ist darnach allzeit so gehalten worden." Dies die Entstehungsgeschichte der Spiele, deren Texte übrigens weit über den Anfang des 17. bis ins 16., ja bis ins 15. Jahrhundert zurückweisen, wie eine im Verlaufe dieser Skizze noch zu erwähnende Schrift von Hartmann beweist. Wie kaum anders denkbar, erfuhren die Spiele im Laufe der Zeiten Aenderungen mehr oder minder tief einschneidender Art, die unvermeidlichen rein mittelalterlichen Zuthaten schwanden mehr und mehr und machten neuern Auffassungen

Platz, das Symbolisirende und Allegorische in dem Spiel wurde durch im menschlichen Charakter begründete Vertiefung ersetzt u. a. m. Die wichtigsten Neuerungen fallen in die Jahre 1750 und 1810/11. Im erstgenannten Jahre lieferte der Pater F. Rosner einen großentheils neuen Text, der bis 1810 maßgebend blieb. Um diese Zeit drohte den Spielen der Untergang, weil die Regierung den Einwohnern Oberammergaus die Erlaubniß zur Aufführung verweigerte, nachdem bereits in den Jahren 1770 und 1791 Verbote gegen die geistlichen Volkstheater auch dem oberammergauer fast ein Ende gemacht hätten. Erst der Machtspruch des Königs, bis zu dem die Sache gebracht worden war, machte eine Fortsetzung der Spiele möglich. Die geforderte Neugestaltung des Textes unternahm der Expater Ottomar Weiß, und der Lehrer und Organist des Dorfs, Rochus Dedler, setzte dazu die neuerdings hart angegriffene Musik. Im Jahre 1830 löste sich das Theater von seinem Jahrhunderte alten Schauplatz, dem Kirchhof, los und wurde auf einer Wiese vor dem Dorf von neuem errichtet, wo es auch der heutige Besucher Oberammergaus noch findet.

Aus der nähern Umgebung des kleinen Künstlerdorfs hatten sich immer zahlreiche Zuschauer bei den Aufführungen eingefunden, in weitern Kreisen weckten das Interesse für diese Oken, G. Görres und Steub. Von noch größerm Einfluß auf die allgemeinste Antheilnahme an dem so eigenartigen Vermächtniß einer längstverschwundenen Zeit wurden Eduard Devrient's Auslassungen; schon früher hatte derselbe die Aufmerksamkeit selbst der Gelehrtenwelt durch die ersten Bände seiner verdienstlichen „Geschichte der deutschen Schauspielkunst" auf sie gelenkt. Es war in Nr. 383 der leipziger „Illustrirten Zeitung" (15. Bd.), in der er seinen ersten Bericht über die Aufführungen des Jahres 1850 schrieb, der nachmals erweitert in einer besondern Schrift erschien, die nun in dritter Auflage vorliegt, unter dem Titel:

1. Das Passionsschauspiel in Oberammergau und seine Bedeutung für die neue Zeit. Von Eduard Devrient. Mit sechs in den Text gedruckten Illustrationen und einem Titelbild von F. Pecht. Dritte unveränderte Auflage. Leipzig, Weber. 1880. Hoch 4. 1 M.

Fast keine spätere Schrift über die oberammergauer Spiele ist erschienen, die nicht auf dem Werke Devrient's fußt; der Enthusiasmus und die Begeisterung, die sich in diesem ausspricht, blieb auf keinen Spätern ganz ohne Einfluß. Freilich hat die Verlagshandlung nicht ganz recht, wenn sie den unveränderten Abdruck der ersten Auflage damit motivirt, daß es sich doch nur um „höchst unwesentliche etwa nöthige Neuerungen oder Zusätze hätte handeln können"; denn in der That ist der größte Theil dessen, was Devrient über die Texte und die Geschichte der Spiele beibringt, hier vervollständigt, dort widerlegt, zum Theil von den Ergebnissen einer tiefern Forschung als unhaltbar überholt worden. Und trotzdem beginnen auch wir diesen Rückblick auf die oberammergauer Literatur mit der Devrient'schen Schrift, und nicht nur weil sie chronologisch dieses Recht beanspruchen kann, sondern weil sie dadurch von einem besondern Interesse wird, daß es die Auslassungen eines Fachmanns sind, der hier eine theatralische Vorstellung auf sich wirken läßt, die für ihn so ganz andere Ergebnisse liefert als eine Vorstellung in dem regelrechten Kunsttheater. Und zwar einen tiefern, obgleich dort keine Bühnenbeleuchtung, kein geschulter Künstler ihm entgegentritt — wenn nicht eben deswegen. Geradezu bewundernd steht er vor der Feinheit und dem Takt, der sich überall zeigt; er, der Fachmann, der mit Kräften erster Bühnen gearbeitet hat, findet die Darstellung der Volksscenen erstaunlich und sieht in ihren Prämissen die oft so vergeblich geforderte, von ihm immer und immer wieder betonte Gemeinsamkeit und Einmüthigkeit der Mitwirkenden in wirkungsvollster Weise zu Tage treten. Aber es ist mehr als das bühnenpraktische Ergebniß, mehr als die historische Curiosität, mehr als die Naivetät, der gläubige Sinn und die Hingebung dieser biedern Dörfler, was Devrient Stoff und Anlaß zum Denken gibt: es ist die große Frage nach dem Historischen und Religiösen auf der Bühne, auf die ihm die ammergauer Spiele die Antwort nicht schuldig bleiben. Hier wird es ihm zur Gewißheit, daß es leichter sei, die allbekannten großen heiligen Persönlichkeiten auf die Bühne zu bringen, als unbekannte Tugendhelden, deren Größe der Künstler dem Publikum stets erst beweisen muß. Und diese Wirkung, welche ihm die Schauspielkunst auch in unsern Tagen noch berechtigt erscheinen läßt, das Heilige wie jede andere Kunst darzustellen, möchte er ausgeübt sehen auf das ganze Volk. Er will, daß gerade die protestantische Kirche darauf denken soll, öffentlichen Kunstgestaltungen einen gottesdienstlichen Geist zu geben, ohne die Strenge ihres nicht sinnlichen Cults zu verlassen. Diese Untersuchungen über die Art und Weise der Darstellung und Darstellbarkeit des Heiligen auf der Bühne führen zu Betrachtungen über Wesen und Werth eines historischen Volkstheaters, zu dem der Keim nach Devrient in dem Passionsspiel liegt. Aus dem Vergleich zwischen dem Theater, wie es sich hoch oben in den bairischen Bergen, und wie es sich in den Städten und Centren der Bildung so verschieden zeigt, ergibt sich, daß der Zweck der letztern die höhere Schauspielkunst in feinster Durchführung ist, während eine Bühne wie die des Oberammergaus dem Dichter breitere Gestaltung erlaubt, die es möglich macht, ganze Reihen großer Epochen in einer Scene darzustellen; „eine Bühne, welche", wie Devrient sagt, „die undramatischen Zwischenepochen dem Chor und den lebenden Bildern zur Erklärung und Versinnlichung überläßt, die also den unentbehrlichen Mittelgliedern eines Geschichtsdramas, welche auf unsern Bühnen nur langweilen können, durch eine musikalische, lyrische, symbolische oder didaktische Behandlung einen abwechselnden Reiz zu geben erlaubt." Wie in der Malerei neben dem Staffeleibild das Frescogemälde besteht, so möchte Devrient

neben unsern intimen, der fein ausgebildeten Schauspielkunst gehörigen Bühnen ein großes Theater für das historische Drama zur Verfügung haben, für das etwa ein Schiller statt des „Wallenstein" den Dreißigjährigen Krieg, ein Goethe statt des „Egmont" den Freiheitskampf der Niederländer hätte schreiben können. Er verspricht sich von der Dramatik einen Aufschwung, die seiner Ansicht nach nicht mehr ins Formlose, Ungeheuerliche, in die nutzlose Willkür des Buchdramas gerathen könnte, wenn es eben ein Theater gäbe, das auch der kühnsten Erfindungskraft zu folgen verstände. In den Alpenländern, in den Bergen Mitteldeutschlands, in den wohlhabendern Strichen Norddeutschlands will er solche Bühnen errichtet sehen, zu denen die Anregung von Städten ausgehen, deren sich die Kunstschulen, die Gewerke und Universitäten annehmen müßten und neben diesen die Dichter, Musiker und Schauspieler. In großen Wirkungen von nationalem und religiösem Inhalt sollte dann das Theater eine erhöhte Bedeutung erhalten, die derjenigen nicht unähnlich wäre, wie sie die Bühne der Griechen ihrerzeit ausgeübt.

Fürwahr ein schöner und großer Gedanke, um dessen Ausführung allein schon die Devrient'sche Schrift noch heute gelesen zu werden verdient. Ob er freilich aus dem wenige Bogen starken Heft hinaustreten wird in die reale Wirklichkeit — wer weiß es? Unsere Zeit mit ihrem zerrissenen Inhalt, ihrem Drang nach dem ganz materiell Praktischen scheint nicht dazu angethan, die schöne Idee Devrient's zu verwirklichen. Vielleicht aber ist es doch nicht unwesentlich, auch an dieser Stelle anzuführen, daß für dieses Frühjahr in Rothenburg a. d. T. ein Festspiel vorbereitet wird, das unter dem Titel „Die Belagerung Rothenburgs durch Tilly" oder „Der Meistertrunk" eine Episode aus Rothenburgs Geschichte behandeln und von Stadtkindern aufgeführt werden soll. Wer weiß, ob nicht auch von dieser Erscheinung ein dünner Verbindungsfaden zu dem Passionsspiel und der Devrient'schen Idee hinüberleitet!

Nur kurze Erwähnung verdient das Schriftchen

2. Oberammergau und sein Passionsspiel 1880 nebst Führer in die nächste Umgebung von F. Lampert. Mit Stahlstichen und Karten. Vierte unveränderte Auflage. München, Franz. 1880. 12. 1 M. 60 Pf.

Wie schon aus dem Titel ersichtlich, diente es zunächst den praktischen Zwecken der Reisenden; es wollte den Fremden helfen sich zu orientiren, bringt Fahrpläne, Nachrichten über die Spieltage und beschreibt auch Touren nach dem Ammerwald, dem Plansee, Reutte, Hohenschwangau, Füssen, Garmisch, Partenkirchen, Walchen- und Kochelsee. Wahrscheinlich würde es uns der Verfasser übel vermerken, wenn wir es bei dem Angeführten bewenden ließen und nicht auch erwähnten, daß 73 von 97 Seiten dem Spiele selbst gewidmet sind. Wer hier aber Neues zu finden hofft, wird sich gründlich getäuscht sehen, denn bis auf wenige kurze Notizen, die sich auf die Darstellungen in diesem Jahre beziehen, ist alles, was an Geschichte u. s. w. mitgetheilt wird, ziemlich unverfroren dem Devrient'schen Buche entlehnt, zum Theil fast wörtlich aus diesem herübergenommen.

Dagegen tritt die Broschüre

3. Oberammergauer Passionsbriefe von Ferdinand Groß. Leipzig, Schlicke. 1880. 8. 1 M.

oft in ganz entschiedenen Widerspruch zu Devrient. Groß, der besonders den Lesern der „Frankfurter Zeitung", die auch die „Passionsbriefe" zum ersten Abdruck brachte, durch ansprechende Feuilletons bekannt ist und der neuerdings im Verein mit Max Nordau sich als Dramatiker mit einem größern Stücke erfolgreich versucht hat, steht dem Spiel in erster Linie als unbefangener Zuschauer gegenüber, der sehen und erzählen will, was er gesehen hat, ohne sich das Recht des kritischen Raisonnements verkümmern zu lassen. Kurzweilig ist die Schilderung seiner Reise nach Oberammergau zu lesen, an einigen Stellen poetischer und duftiger, als es sonst in Feuilletons der Fall ist. Das gilt auch von der Mittheilung der Erlebnisse, die Groß im Dorfe und außerhalb des Theaters hatte. Trockener fallen natürlich die Inhaltsangaben der Vorstellungen und das Verzeichniß der Darstellenden aus, was sich schwer hätte umgehen lassen. Und wie ist nun der Eindruck, den das Spiel selbst und seine Aufführung auf den Großstädter und geschulten Kritiker machen; imponirt auch ihm die Einfachheit, die Hingebung und Naivetät, die Devrient so staunend anerkennt; kommt auch er zu gleich enthusiastischen Auffassungen? Ein Nein ist im großen und ganzen die Antwort auf diese Frage, und nicht etwa wegen der dreißig Jahre, welche zwischen den letzten Vorstellungen und denen von 1850 liegen, sondern wegen des andern Standpunkts, von dem aus Groß die Sache betrachtet. Er verneint die vielgerühmte natürliche Einfachheit, sieht Absicht in ihr, wie künstlerische Berechnung in der Mäßigung, findet in vielen Dingen ausgesuchtesten Realismus und wird durch die Ausbildung des Einzelnen an die Leistungen der Meininger erinnert. Die historische Volksbühne, wie sie Devrient von der oberammergauer Bühne abzuleiten bemüht ist, erscheint Groß als ein Unding. Allein ich bin der Ueberzeugung, daß Groß hierin zu weit geht; wenigstens treffen mehrere seiner Aeußerungen in Bezug auf Devrient's Vorschläge nicht zu. Wenn er meint, das Schauspielpersonal für eine Bühne, wie sie Devrient im Sinne habe, müsse noch geboren werden, so hat er wol übersehen, daß Devrient gar nicht an zunftmäßiges Schauspielpersonal, sondern an Kräfte dachte, die sich wie in früherer Zeit aus den Bürgern und dem Stande der Künstler und Studenten rekrutirten. Und warum heißt eine Vervielfältigung des oberammergauer Passionstheaters in theatralischen Dingen mit Rousseau zum Urzustande zurückkehren, da doch unser jetziges Theater wegen der ausnahmsweise stattfindenden Vorstellungen des historischen Volkstheaters nicht feiern würde? Kaum daß die Kunsttheater von der Concurrenz berührt würden; denn ein Volkstheater im Devrient'schen Sinne hätte einerseits

großentheils Zuschauer, welche gewöhnlich die andern Theater doch nicht besuchen, und dann werden diese ja ohnehin großentheils im Sommer geschlossen, in welcher Jahreszeit allein das Volkstheater Aufführungen geben könnte. Der Einfluß einer solchen Bühne auf die kunstgemäße Dramatik scheint mir in diesem Falle gar nicht maßgebend zu sein, denn es gilt ja nicht, das Theater und was damit zusammenhängt hier seiner selbst willen zu pflegen, sondern es dienstbar zu machen dem Interesse des großen Volks, dem es historische (und vor allem nationale) Stoffe in eindringlicher Weise plastisch vorführen und in der Anschauung lebendig machen soll. Groß gesteht den religiösen Nutzen der Passionsspiele zu, er constatirt, daß er Hunderte bei der Kreuzigung weinen sah, Hunderte schadenfroh lachen hörte über das schlechte Ende des Judas, daß er selbst den tiefsten und nachhaltigsten Eindruck von der Kreuzigung, Kreuzabnahme und Grablegung empfing, sodaß er fast zum Schwärmer ward — warum sollte das Theater nicht mit allgemeinen historischen Stoffen, vornehmlich patriotischen Stoffen die größte, allgemein bildende, das Nationalgefühl hebende und stärkende Wirkung erzielen? Und wer weiß, ob nicht dadurch das große Publikum von den schädlichen Auswüchsen des modernen Theaters: den französischen Sensationskomödien und dem die Sittlichkeit tödtenden Operettencult, abgezogen würde!

Was Groß, was Devrient, was die meisten, die das Passionsspiel gesehen, rühmen, von dem sie bekennen aufs tiefste gerührt worden zu sein: die Kreuzigung, das findet einen maßlosen Gegner in einem deutsch-katholischen Pfarrer, dem Verfasser des Schriftchens:

4. Das Passionsspiel in Oberammergau. Von Karl Voigt. Offenbach, Strauß. 1880. Gr. 8. 50 Pf.

der weder praktischer Theatermann oder Theaterhistoriker ist, noch zu den Berufskritikern oder dem Klerus gehört und demzufolge wieder die Spiele von einer ganz andern, man darf wol sagen, hier und da tendenziös gefärbten Seite auffaßt. Seine Enttäuschung hebt an, als er den Christus auf der Bühne erscheinen sieht, in dem er nicht den rührenden Dulder, sondern den muthigen Helden verkörpert wissen will. Auch der Einzug Christi in Jerusalem gefällt ihm nicht, denn wie er sagt, „die Kirche hat der unmittelbaren Empfindung ihren unverkennbaren Stempel aufgedrückt". Voigt wird mir verzeihen, wenn ich hier seinem Urtheil nicht traue; denn Devrient, der entschieden die fachmännische Bildung für sich hat, gibt gerade diesem Einzug das Zeugniß höchster und wirkungsvollster dramatischer Bewegtheit, und ich zweifle, daß die Anordnung in diesem von der im Jahre 1850 so ganz verschieden gewesen sei. „Greulich", abstoßend dünkt Voigt der zweite Theil des Spiels, in dem nun vorzugsweise die Qualen und der Tod Christi in den Vordergrund treten; das allgemeine Gefallen an der „Hinrichtungs"-Scene zwingt ihn zu dem Ausspruch:

Mir ist eine solche Geschmacksverirrung ganz unfaßbar. Meinem Gefühle nach ist es schon ein halber Wahnsinn, daß Maler so oft für ihren Pinsel keinen dankbarern Vorwurf finden zu können glauben wie irgendeine Art von wirklichem oder eingebildetem Elend: als ob das Leben nicht schon ernst genug wäre.

Und in weiterer Ausführung dieser Anschauungen kommt er zu dem Schluß, daß man „gemalte Scheußlichkeiten", wie z. B. das Bild des Galiziers „Die Fackeln des Nero", als „Verbrechen an der Sittlichkeit" verbieten müsse. Bei solchen Ansichten — obschon das Beispiel von den Fackeln des Nero doch sehr gewaltsam herbeigezogen ist — wird es begreiflich, daß für Voigt die zweite Abtheilung nichts anderes als „ein Meer der Qual und des Blutes" sein kann, und dennoch tritt auch bei ihm eine gewaltige Wirkung ein, die eigentlich das vorher von ihm Gesagte wenigstens zum Theil aufhebt. Beim Abscheiden des Heilands constatirt er:

Da wird die Majestät des Todes fühlbar; athemloses Schweigen lagert auf der großen Zuschauermenge, nur unterdrückt von dem Schluchzen zartbesaiteter Gemüther.

Und dennoch sind es nicht diese Scenen, ist es nicht das Rührende, uns innig Vertraute der ganzen heiligen Geschichte, noch die Eigenart ihres theatralischen Inslebentretens, was Voigt als das Packende und Wirkungsvolle überhaupt anerkennt. Das alles verschwindet bei ihm vor dem in der Grundidee des Spiels mit zum Ausdruck kommenden „Streit zwischen dem Absterbenden aber Hergebrachten, Gewohnten und Liebgewordenen, und dem neu aufsprießenden Bessern aber noch Ungewohnten und Fremden". Die ganze Entwickelung dieses Satzes läßt darauf rückschließen, daß Voigt selbst einen ähnlichen Kampf durchgerungen hat; eben weil er unter dem Einfluß dieses Bewußtseins seine Beurtheilung niederschrieb, bringt sie rein individuelle und — wie ich schon oben bemerkt — zum Theil tendenziös angehauchte Ansichten, doch keine gültigen Normen zu einer Beurtheilung der oberammergauer Spiele. Uebertrieben ist es endlich und ein Beweis, wie wenig der Verfasser den Verhältnissen Rechnung trägt, wenn er es als „eine Roheit" bezeichnet, daß die Regie in der Oelbergscene am Schlusse des Gebets ein Mädchen im Flitterkleide erscheinen läßt, welches als Engel Christus äußerlich Trost bringen soll. Dem Verständniß des bäuerischen Publikums, auf das die Spiele in erster Reihe berechnet sind, entspricht eine solche Darstellung vollständig.

Wie die Spiele selbst, hat auch die Dedler'sche Musik zu ihnen die verschiedensten Beurtheilungen erfahren, und während ein ungenannter „Verehrer des Tonmeisters R. Dedler" das oberammergauer Passionsspiel „mit besonderer Hervorhebung seiner herrlichen Musik" behandelt (Regensburg 1880)*), sucht Kistler in seiner Broschüre:

*) Eine Probe des Unsinns, den dieser Verehrer seinen Lesern vorträgt und die auch Wyl citirt, lautet: „Die wolkigen Atome sind wie Perlenschnüre und Rosenduft vorübergezogen. Der himmlisch glänzende Hoffnungsgesang wurde immer klarer und freudig strahlender, wie eben ein himmlisch himmelblauer Himmel. Dedler nahm eben aus der ihn umgebenden herrlichen, aber auch zuweilen rauhen Gebirgsnatur seine Ton- und Klangfarben, und die unzähligen Sterne am Himmelsgezelte, die andern nur funkelnde Räthsel, löste sein melodischer oberammergauer Gefühlssinn in wundervolle Harmonie auf. — Der feurige scharfe Tonfall verschlingt gleichsam diesen flammenden Urtext wie ein unter-

5. Das Passionsspiel zu Oberammergau in musikalisch-dramatischer Hinsicht beleuchtet von Cyrill Kistler. Mit 40 in den Text gedruckten Notenbeispielen aus der oberammergauer Passionsmusik. Zweite sehr vermehrte Auflage. München. 1880. 8. 60 Pf.

den Beweis dafür zu erbringen, daß, solange zu dem Passionsfestspiele in Oberammergau die gegenwärtig benutzte Musik von Dedler beibehalten wird, die Aufführung der Passion eine Profanirung des erhabensten, poesiereichsten und heiligsten Gedankens sei. Schon 1871 hat sich Franz Witt in seiner „Musica sacra" gegen die Dedler'sche Musik ausgesprochen, und außer Liszt haben auch andere Autoritäten seinem Urtheil beigestimmt. Kistler hat sich die Mühe nicht verdrießen lassen, charakteristische Proben niederzuschreiben, die er seinen Lesern mittheilt und die in der That zur Genüge sein Urtheil belegen. Die Musik entspricht selten dem Inhalt des Textes und ist von einer nach den Proben oft kaum glaublichen Trivialität und Flachheit. Kistler braucht zu ihrer Charakteristik den Ausdruck „Offenbachisch". Zu weit geht er, wenn er das Gelächter, welches das gewöhnliche Publikum anhebt, als Judas die 30 Silberlinge ausgezahlt erhält, auf Rechnung der Musik setzt. Wer von uns, der eine Theaterpraxis hinter sich hat, wüßte nicht bei ähnlichen ergreifenden Scenen, die ganz ohne Musikbegleitung waren, sich ähnlicher Ausbrüche der Heiterkeit auf den Galerien zu entsinnen? Die leiseste Uebertreibung in der Hast etwa, mit der das Geld von Judas eingestrichen wird, macht das Gelächter erklärlich. Nachdem Kistler genugsam erwiesen hat, wie wenig die Dedler'sche Musik den Anforderungen entspricht, schlägt er den Oberammergauern vor, was sie wohl beherzigen sollten, nämlich eine vollständig neue Passionsmusik auf Grund des Gregorianischen Gesangs zu beschaffen, das Orchester zu verdecken und durch eine kleine Orgel zu bereichern, endlich von der Verurtheilung Christi an die lebenden Bilder ganz wegzulassen.

Joseph Kürschner.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

irdisches gewaltig brausendes grausiges Naturereigniß. — Die Triolen der Clarinette geben dazu eine so mittheilsame mitklagende Erzählung. — Dann sanft beruhigendes Duett mit lieblicher so mittheilsamer Clarinette. — Die in allen Nuancen blauweiße Gedankenfülle lacht und weint aus allen seinen Tönen heraus."

Romane und Novellen.

1. Moschko von Parma. Geschichte eines jüdischen Soldaten. Von Karl Emil Franzos. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1880. Gr. 8. 5 M.
2. Die Juden von Barnow. Geschichten von Karl Emil Franzos. Dritte vermehrte Auflage. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1880. Gr. 8. 5 M.
3. Der Heilige. Novelle von Konrad Ferdinand Meyer. Zweite Auflage. Leipzig, Hässel. 1880. 8. 3 M.
4. Im Zenith. Von E. Juncker. Berlin, Janke. 1880. 8. 2 M.
5. Kleine Geschichten aus der großen Welt. Novellistische Studien von W. von Kotzebue. Zweite vermehrte Auflage. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1880. 8. 5 M.
6. Wanderers Ruhebank. Erzählungen von Hieronymus Lorm. Leipzig, Schlicke. 1881. 8. 5 M.
7. Schöne Frauen. Roman von R. E. Hahn. Zwei Bände. Dresden, Pierson. 1881. 8. 6 M.
8. Orsanna und andere Erzählungen. Von Sophie Junghans. Zwei Bände. Jena, Costenoble. 1880. 8. 9 M.
9. Ohne Familie. Roman von Hector Malot. Aus dem Französischen übertragen von Mary Muchall. Autorisirte Uebersetzung. Zwei Bände. Hamburg, Grädener. 1880. Gr. 8. 8 M.

Wenn J. J. Honegger einmal die Ansicht ausspricht, daß in der Gegenwart vorzugsweise zwei Schriftgattungen, Lyrik und Roman, die Träger der Zeitgedanken und Zeitgefühle geworden seien, so glauben wir mit diesem Ausspruche in mehr als einer Beziehung übereinstimmen zu müssen. Die Lyrik mit ihrem unsicher verschwimmenden Gefühlsausdruck und der Roman in seiner unbeschränkten Weite und Breite sind in der That die natürlichen Ausdrucksformen einer Zeit wie die unsere; einer Zeit von großem Reichthum der Gedanken und von großen Schwankungen der Gefühlswelt; einer Zeit der weitgreifendsten, ja unbegrenzten Strebungen, aber voll Erschütterung und Ungewißheit, voll schwerer Fragen und drohender Kampfzeichen, voll äußerer Umwälzungen und innerer Aufregungen; einer Zeit, reich an großem Geisteserwerb, noch reicher an ungelösten Geisteszweifeln, an fundamentalen Denkthaten und irrlichternden Denkverirrungen. Lied und Roman, beide im weitesten Sinne des Wortes, geben Raum für diese Flutungen der Gemüther, die an der epischen Ruhe und Abgeschlossenheit ebenso wenig Gefallen finden wie an der künstlerischen Gestaltung des vollendeten Dramas. Allein nicht alle dem Gebiete der Lyrik und des Romans angehörenden Producte der Gegenwart tragen den Stempel der Vollendung weitaus die große Mehrzahl derselben gehört in den Bereich der Mittelmäßigkeit, und nicht wenige stehen noch niedriger. Auch die vorstehend genannten Schriften sind von höchst ungleichem Werthe, und nicht alle erhöhen sonderlich den Ruhm der deutschen Belletristik.

Obschon in der belletristischen Literatur verhältnißmäßig noch jung, zählt Karl Emil Franzos doch schon seit mehrern Jahren zu den beliebtesten Schriftstellern der Gegenwart. Es ist indeß weniger die Reichhaltigkeit der Charaktere und die Mannichfaltigkeit der von ihm geschilderten Thatsachen, wodurch er sich in den weitesten Kreisen Ruf und Anerkennung erworben, als vielmehr die naturgemäße, schlichte, ungesuchte und doch zum Herzen sprechende Weise, in der er seine novellenartigen Geschichten

zur Darstellung bringt. Er wollte, wie er im Vorwort zur ersten Auflage seiner „Juden von Barnow" sagt, Novellen schreiben und rang danach, ihnen poetischen Werth zu geben. Aus diesem Grunde erschien es ihm passend, ja nothwendig, Lebenskreise zu wählen, welche er auf das genaueste kannte. Bezüglich des podolischen Judenthums war dies der Fall; und so ging er als Dichter in das podolische Ghetto und schilderte in seinen Novellen ein für die Leser des Westens zum weitaus größten Theile abenteuerliches und fremdes Leben. Es gereicht aber seinen Erzählungen nur zum Vortheil, daß fast überall sich der Novellist auf den Culturschilderer stützte. Mit aus diesem Grunde haben denn auch die beiden vorliegenden Bücher: „Moschko von Parma" und „Die Juden von Barnow", eine bestimmte Tendenz. Diese geht aber, wie uns dünken will, niemals so weit, daß die Grenzen dichterischer Schönheit durch sie überschritten wurden, oder daß die innere Wahrheit des Geschilderten wesentlich litte. Wenn der Verfasser das Leben und Treiben der Polen in den Gegenden, in denen seine Erzählungen sich abspielen, nicht gerade als nachahmungswerth hinstellt, vielmehr scharf und bitter geißelt, so finden wir das begreiflich, denn es wird in der Hauptsache der Wahrheit entsprechen; ebenso dürfte es nicht zu tadeln sein, daß der Verfasser die Ruthenen im ganzen milder beurtheilt als ihre Bedrücker, die Polen. Die polnischen Juden aber lobt er nicht auf Kosten der Christen; er schildert erstere weder besser noch schlechter, als sie sind. Nicht zur Verhöhnung, nicht zur Verherrlichung des östlichen Judenthums sind seine Novellen geschrieben, sondern sie verfolgen, allerdings nur nebenbei, den Zweck, auf düstere und beklagenswerthe Verhältnisse hinzuweisen und sie lichten zu helfen, so weit des Autors Stimme reicht. Ausdrücklich aber wollen wir noch hervorheben, daß der Verfasser, wo sich ihm die Gelegenheit dazu bietet, seine Liebe zu seinem deutsch-österreichischen Vaterlande und zu dessen Herrscherhause bekundet.

Der Held der ersten Geschichte „Moschko von Parma" (Nr. 1) ist ein mitten im Judenviertel von Barnow geborener armer Jude, der mit seinem Familiennamen Veilchenduft, mit dem Vornamen aber Mosche, Moschko, Moses, Moritz und endlich wieder Moschko und Mosche hieß. Die Geschichte dieser wechselnden Namen ist zugleich die Geschichte von allem Glück und Unglück seines Lebens. Moschko von Parma aber wird er genannt, weil er als gemeiner Soldat dem Regimente „Herzog von Parma" zugewiesen wurde, in dem er lange Jahre diente und den italienischen Krieg mitmachte. Daß Moschko Soldat werden mußte, da er nicht funfzig Gulden auftreiben konnte, um sich davon loszukaufen, riß ihn aus seiner bürgerlichen Thätigkeit und von seiner Geliebten, dem Christenmädchen Kasia. Nach unsaglichen Leiden kehrte er nach einundzwanzig Jahren als ein zerlumpter und schwer kranker Invalide in seine Geburtsgegend zurück. Wir unterlassen es, die Jugend Moschko's zu schildern: wie er, ein äußerst kräftiger Jüngling, bei einem wackern ruthenischen Schmiede, Namens Wassilj, in die Lehre kam, Freundschaft mit Hawrilo Dunkowicz, seinem Berufsgenossen, schloß, die schöne und sinnige Kasia kennen lernte, die ihn, obschon er „nur ein Jude war", von ganzer Seele liebte, und wie er ein „Sellner", d. h. Soldat, werden mußte. Er war die ganze Zeit hindurch ein fleißiger und ordentlicher Mensch gewesen, und seine Liebe zu Kasia hatte ihn nicht schlechter gemacht; sein Unglück, das auch Kasia mit traf, bestand nur darin, daß er ein Jude war.

Es war ein trüber, trauriger Tag, als Moschko wie ein Bettler und gebrochener Mann in seine Heimat zurückkehrte:

Kühl, laß und naß wehte der Wind über die verregneten Herbstblumen und die triefenden Wachholderbüsche, über die aufgeweichten Felder und den Koth der Straßen. Es klang wie ein Seufzer aus bekümmerter Brust, wenn er so dahinstrich über das öde Gefild, und auch schwach wie ein Seufzer war dieser Wind; kaum vermochte er es, an der Nebeldecke zu zerren, welche trüb und mächtig zwischen Himmel und Erde wallte wie ein riesiger Trauermantel, wie der Qualm von tausend und aber tausend Trauerfackeln. Nur zuweilen kam jäh und schrill der Wind aus Nord gepfiffen und riß die Nebel entzwei, daß sie sich lang an die Erde drückten und wie zerrissenes Bänderwerk am Wachholder kleben blieben oder in den Luftraum zerstäubten und sich droben zu Wolken ballten. Dann lag die Erde in scharfem, kaltem, grauem Lichte und der Nordwind fegte sie immer schärfer rein. Aber wenn er den Athem anhielt, dann senkten sich die Wolken, die er bisher gejagt und gepeitscht, und entluden sich, und rasch und voll ging der Regen hernieder, bis die Wolken wieder zu Nebeln wurden, die schwer und laß die Erde umhüllten, kaum gerührt vom trägen Wind.

An mancher Brücke auf seinem Heimwege hatte Moschko inne gehalten und traurig in die Wogen gestarrt; aber immer war er wieder weiter gewandert; nicht die Furcht hielt ihn von dem Tode zurück, sondern ein übermächtiges Sehnen nach den Stätten, wo er einst jung und glücklich gewesen, und nach — seinem Sohne! Daß Kasia „in Schande einen Knaben geboren und das kleine Ding deshalb doch lieb habe und anspntze wie ein Aefflein", das war die letzte Nachricht gewesen, welche ihm einst nachrückende Rekruten aus der Heimat gebracht. Dann war er zu einem andern Bataillon des Regiments versetzt worden, nur selten noch war ihm ein Barnower zu Gesicht gekommen, und er hatte der Versuchung widerstanden, sich nach der Geliebten zu erkundigen, weil er dadurch ihr Geheimniß preiszugeben fürchtete. „Ich will meinen Sohn sehen", hatte er sich auf dem langen Rückwege immer wieder gesagt. Das war das einzige Band, durch welches er sich noch mit den Menschen verknüpft fühlte. Weit geringer war sein Drang, die Jugendgeliebte noch einmal zu sehen. „Ach", seufzte er, „welches Recht habe ich auf sie? Und daß sie ein Recht auf mich hat, was kann es ihr nützen?" Aber ein gutes Geschick wollte es, daß er nach manchen Mühseligkeiten, die er noch, zurückgekehrt, in seiner Heimat zu ertragen hatte, sich die Liebe und das Zutrauen seines Sohnes erwarb und kurz vor seinem Hin-

scheiden aus diesem Leben Kasia sah und sprach. Die letzten Worte, welche er an die weinende Kasia richtete, waren:

Es ist die Sitte bei uns, daß der Sohn am Todestage seines Vaters immer ein Gebet spricht. Erinnere unsern Sohn daran, daß er alljährlich an meinem Sterbetage ein Vater-Unser für mich spreche. Es ist ein christliches Gebet und ich bin ein Jude, aber Gott wird es dennoch hören — und vielleicht auch ich!

Moschko starb in den Armen seines Sohnes, doch ohne daß dieser erfahren hatte, der unglückliche jüdische Invalide sei sein Vater. Kein Denkstein steht an Moschko's Grabe; aber es ist wohlgepflegt, und von den ersten Frühlingstagen bis in den späten Herbst hinein blühen darauf die schönsten Blumen der Ebene.

Trefflich gelungene, zum Theil humoristische Charaktere sind der jüdische „Marschallik" Türkischgelb, der christliche Priester Mikita und der jüdische „Factor" Beer Blitzer.

Was die dritte Auflage des „Juden von Barnow" (Nr. 2) anbetrifft, so hat der Verfasser die einzelnen, darin enthaltenen Erzählungen sorglich durchgefeilt und dieselben nach Form und Inhalt einander näher gebracht, sodaß sie einen Cyklus darstellen, welcher in seiner Gesammtheit das Leben einer polnisch-jüdischen Gemeinde in den wichtigsten Beziehungen klar und deutlich zur Anschauung bringt. Unter diesem Gesichtspunkte ist die Einfügung der beiden neuen Stücke „Das Kind der Sühne" und „Esterka Regina" zu beurtheilen. Diese zwei kleinen Erzählungen schildern Verhältnisse, welche früher in dem Buche unerörtert geblieben waren, aber zu einem Gesammtbilde nöthig erschienen.

Die Novelle von Konrad Ferdinand Meyer: „Der Heilige" (Nr. 3), hat mit den Erzählungen von K. E. Franzos weder der Form noch dem Inhalte nach etwas gemein, obschon auch sie als ein religiös-geschichtliches Culturbild bezeichnet werden darf. Die Haupthandlung spielt in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts theils in England, theils in Frankreich. Der Verfasser schildert in ansprechender Weise die Zustände, wie sie sich zur Zeit Heinrich's II. in politischer, socialer und religiöser Beziehung in England gestalteten. Bekanntlich gelangte mit Heinrich II. das ruhmreiche Geschlecht der Plantagenets auf den englischen Thron. Dieser König war ein regsamer, kräftiger und aufgeklärter Regent von großen Herrschergaben, aber zugleich von heftiger, gewaltthätiger und dem Sinnengenuß ergebener Natur. Der Autor verweilt mit Vorliebe bei der Schilderung des Verhältnisses zwischen König Heinrich und seinem Kanzler Thomas Becket, und zwar in der Art, daß er letztern zum Haupthelden seiner Erzählung macht, indem er die eigentliche Ursache des verhängnißvollen Streites nachzuweisen sucht, welcher zwischen Becket, der von seinem königlichen Herrn zum Erzbischof von Canterbury und zum Primas des Reichs erhoben worden war, und Heinrich entbrannte und mit der Ermordung des Erzbischofs endigte. Sprache und Stil sind dem Inhalte der geschichtlich etwas fernliegenden Erzählung gut angepaßt. Von wohlthuender Wirkung ist die Charakteristik des jugendlichen Richard Löwenherz, des spätern Thronnachfolgers Heinrich's II.

Unter dem Titel „Im Zenith" (Nr. 4) liegt uns eine beachtenswerthe Sammlung von Novelletten vor, deren Verfasser oder vielmehr Verfasserin, denn E. Juncker ist doch nur ein Pseudonym, sich bereits durch das Buch „Lebensräthsel" vortheilhaft bei dem gebildeten Lesepublikum eingeführt hat. Zu vergessen ist allerdings nicht, daß die vier gesammelten Erzählungen schon früher in Zeitschriften zum Abdruck kamen, weshalb wir uns auch bei der Besprechung derselben kürzer fassen können. Das Hauptverdienst E. Juncker's besteht wol darin, daß er die von ihm zwanglos geschaffenen Conflicte in geschickter und wohlthuender Weise zu lösen versteht und dabei die Charaktere der handelnden Personen mit sicherer Hand und feinem ästhetischen Gefühl zeichnet. Die hier und da eingestreuten Lebensregeln sind durchaus nicht trockener, doctrinärer Natur, sondern ebenso ästhetisch wie ethisch wirksam. Ungesucht und ungezwungen, gleichsam spielend, entrollt uns die Verfasserin das Bild der zur Anschauung gebrachten Ereignisse, die dem gewöhnlichen Menschenleben entnommen sind und doch den Leser niemals langweilen, ihm vielmehr des Interessanten gar viel und in schöner Form darbieten. Wir verweisen in dieser Beziehung hier nur auf den Inhalt der ersten, „Was die Sterne lehren" betitelten Erzählung. Der Haupthelb Edwin, ein schon bejahrter Mann, gewinnt die Liebe eines jungen, lebenslustigen, aber höhern Dingen doch nicht abgewandten Mädchens, Namens Elfe. Auf die von letzterer an ihn einmal gerichteten Frage, was ihn eigentlich dazu bestimmt habe, sich dem Studium der Astronomie zu widmen, erwidert er unter anderm:

Der Umstand, daß es des Berechenbaren so wenig und des Unberechenbaren so viel im Menschenleben gibt. Als ich sah und schmerzlich an mir selbst erfuhr, wie brutal der Zufall mit dem Menschenglück haust, wie er anwächst vom losen Spiel bis zum hochtragischen Verhängniß, blind den Einen mit allen Lebensgütern überschüttet und wiederum die größten und besten Menschen in unverschuldeter Armuth darben läßt; wie er dieses Lebensfahrzeug bei gutem Wind und guter Strömung zum Hafen führt und jenes mit zerfetzten Segeln und gebrochenen Masten an den Strand schleudert — da flüchtete mein Geist von der kleinen Erde in den weiten Weltenraum, wo überall planvolle Gesetzmäßigkeit herrscht. Man muß unter der Lanne des Zufalls gelitten haben, um die innere Befriedigung zu verstehen, mit der man die gemessenen Bahnen der Planeten berechnet und die gleichmäßige Bewegung der Gestirne feststellt.

Auf das Kapitel der Ehe kommend, erklärt Edwin:

Wehe der Frau, welche auf ihre Tochter nicht die Anmuth des Herzens vererbt und in ihr den Funken von Poesie groß gezogen hat, welcher zur mild leuchtenden, wärmenden Flamme auf dem häuslichen Herde wird! Wehe der Gattin, die nur gelernt hat, ihre Pflichten pflichtgemäß zu erfüllen, ohne jene Begeisterung und Liebe in dieselben hineinzulegen, welche die alltäglichen Dinge verklären und ihnen einen unaussprechlichen Reiz verleihen! Das Geheimniß des Lebens edler Frauen liegt

ebenso wie bei uns Männern in dem Suchen nach dem Ideal, nur daß sie andere Wege wie wir gehen und sich die süßen Beschränkungen aufzuerlegen haben, welche echte Weiblichkeit gebietet.

Ohne in den Ton eines ermüdenden, trockenen Sittenrichters und Moralpredigers zu verfallen, warnt die Verfasserin Mädchen und Frauen vor „ungesunder, phantastischer Gefühlsliederlichkeit" und bemerkt gelegentlich: „Zwei Verbrecher, die an dieselbe Kette geschmiedet sind, tragen nicht schwerer, als zwei Eheleute, bei denen niemals eine Gleichzeitigkeit im Herzensleben obwaltet." Von den vielen sinnigen Aussprüchen, welche die kleine Erzählung enthält, sei nur noch der hervorgehoben, daß „jeder Liebesirrthum auch eine Liebesschuld in sich berge".

Die novellistischen Studien, welche W. von Kotzebue unter dem Titel „Kleine Geschichten aus der großen Welt" (Nr. 5) dem Publikum vorlegt, haben bereits die zweite Auflage erlebt; sie sind, wie der Autor in der Vorrede selbst bemerkt, nur für solche Stunden geschrieben, in denen man der Zerstreuung bedarf und ein Buch ergreift, „um seine eigenen Gedanken los zu werden". Diesen Zweck erfüllen denn diese „Studien" auch vollkommen; damit aber „die allzu leichte Waare mit etwas Ballast beschwert werde, weil sonst der erste Windstoß sie unwiderruflich weggeblasen hätte", hat der Verfasser den sechs ersten kleinen Geschichten zwei Erzählungen: „Der alte Hofmarschall" (in der ersten Auflage nicht enthalten) und „Mehr Wahrheit als Dichtung", beigefügt, die allerdings an Inhalt und Form bedeutungsvoller und schwererwiegend sind als die Vorläufer. Namentlich gilt dies von der letztgenannten Erzählung, welche darzuthun bestimmt ist, daß „das Proselytenmachen en crinoline seitens der katholischen Kirche weniger selten ist, als man glauben sollte". Der Autor verwahrt sich aber ausdrücklich gegen den Vorwurf, daß er die katholische Kirche als solche angreifen wolle.

Ueber das Buch von Hieronymus Lorm: „Wanderers Ruhebank" (Nr. 6), können wir uns kurz fassen. „Der Dichter des Pessimismus", wie man Lorm wol genannt hat, ist bekanntlich nicht ohne Talent, auch auf dem Gebiete der Philosophie nicht unbewandert; allein wir vermissen in seinen Schriften nur zu oft jenen sittlichen Adel, ohne den etwas wahrhaft Tüchtiges nun einmal nicht geleistet werden kann, und zwar um so weniger, je mehr der Vielseitigkeit des Wissens die nöthige Gründlichkeit fehlt. Das Formtalent und das gewandte Behandeln der verschiedenartigsten Dinge entschädigen nicht für den Mangel positiver Kenntnisse, und ein „Absprechen von oben herab" leistet keine Gewähr für ein Besserwissen; Lorm's starke Seite als Romanschreiber und Novellist ist ein gewisser Esprit, mit dem er mehr prickelnd als anregend diejenigen Leser zu fesseln weiß, welche den Hautgout-Geschmack lieben. Lorm zählt aber nicht nur zu den sogenannten espritvollen Schriftstellern, sondern auch zu den productivsten. Diese letztere Eigenschaft hat nun das Uebel im Gefolge, daß viele seiner Arbeiten, und dazu gehören auch die vorliegenden Erzählungen, nur für den Augenblick geschrieben sind; der momentane Erfolg mag nicht ausbleiben, und darauf scheint es häufig von ihm auch nur abgesehen zu sein. Die erste dieser Erzählungen schildert vorzugsweise die Rachsucht eines Corsen; von einem eigentlichen Helden oder einer Heldin ist nicht die Rede. „Jakob und Rahel", die zweite Erzählung, enthält manche interessante Bemerkungen über die Kunst der Malerei, doch leidet die Handlung zu sehr unter dem Raisonnement. Die dritte Geschichte, „Ein Achtundvierziger", verspottet das phrasenhafte Unwesen, welches sich im Jahre 1848 in Deutschland und Oesterreich an vielen Orten breit machte. „Kleine Memoiren", die vierte Erzählung, sind rührende Mittheilungen über ein wackeres, armes Mädchen, das seinen eigenen Ruf und sein eigenes Glück dem Glücke des Geliebten opfert. Hier kommt die Damenwelt der Stadt Dresden sehr schlecht weg, indem der Verfasser erklärt, daß Dresden nur „wenige schöne und elegante Frauen" besitze, und daß „Künstler, Schriftsteller, Philosophen, sehr ernsthafte Männer und Familienväter, die Dresden um seiner Kunst- und Naturgenüsse willen unendlich liebten, blos wegen des Mangels an schönen Frauen fortzogen". Die Schlußgeschichte „Martha und Maria", die in Rußland spielt, will darthun, daß in der Ehe nur ein Weib beglücken könne, die Martha und Maria zugleich sei. Der an sich schöne Titel des Buchs: „Wanderers Ruhebank", scheint für die wenig ruhig gehaltenen Erzählungen kaum zu passen.

In gewisser Beziehung bildet das Buch von R. Edmund Hahn: „Schöne Frauen" (Nr. 7), einen geraden Gegensatz zu der vorstehend erwähnten Lorm'schen Schrift. Wir finden darin nichts Gesuchtes, nichts Gekünsteltes, nichts auf den bloßen Effect Berechnetes. Mit Recht sagt Friedrich Spielhagen, daß der Roman- und Novellendichter sein subjectives Urtheil, sein Ich, soviel als möglich zurückdrängen müsse; denn dies verlange der epische Charakter einer wirklich guten Roman- und Novellendichtung. Lorm kehrt sich an diese Regel wenig, wie unter anderm seine Erzählung „Ein Achtundvierziger" beweist. Anders ist dies mit R. Edmund Hahn, unter welchem Namen eine begabte Schriftstellerin die Wahrheit des Goethe'schen Ausspruchs darzuthun sucht: „Der Mensch kann seine Jugendeindrücke nicht los werden, und dies geht so weit, daß selbst mangelhafte Dinge, woran er sich in solchen Jahren gewöhnt und in deren Umgebung er jene glückliche Zeit (die Jugendzeit) gelebt hat, ihm auch später in dem Grade lieb und werth bleiben, daß er darüber wie verblendet ist und das Fehlerhafte daran nicht einsieht."

Der Haupthelb des Hahn'schen Romans ist ein junger hochbegabter Jurist, Franz Seott, der, unter dem Banne der in seiner Jugend empfangenen Eindrücke stehend, nacheinander die ebenso edle wie gebildete Hildegard von Stettendorf, die schöne, aber unglückliche Frau Marie Benecke und die sanfte, stets opferbereite Agnes

Falkner liebt. Die Verfasserin führt uns ein in die hocharistokratischen Kreise Berlins, in die reiche Kaufmannswelt Hamburgs und nach dem schönen Musensitze Heidelberg, je nachdem der Entwickelungsgang Franz Scott's es mit sich bringt. Das Fräulein von Stettendorf fesselte den aristokratisch gesinnten jungen Mann durch einen edeln, hochstrebenden Charakter, eine seltene Grazie des Geistes, durch Poesie, gediegene Bildung und anmuthvolle Würde; für Frau Benecke empfand Scott Mitleid, gemischt mit Bewunderung ihrer eigenartigen Schönheit, und Dankbarkeit für ihre Liebe und Vertrauen; Agnes Falkner aber liebte er, wie der Mann das Weib lieben muß, soll seine Ehe wahrhaft und auf die Dauer glücklich sein. Die Verfasserin, der offenbar große Weltbildung, reiche Erfahrung und psychologischer Scharfblick eigen sind, schildert uns in spannender Weise den Lebenslauf eines jungen talentvollen Mannes, der wohl irrt, aber sich niemals zu Schlechtigkeiten hinreißen läßt und deshalb beglückt und beglückend sein Ziel erreicht.

Das Buch von Sophie Junghans: „Orsanna und andere Erzählungen" (Nr. 8), bietet uns in der ersten Erzählung „Orsanna" ein originelles Bild aus dem Dorfleben Thüringens. Der Inhalt und die Form der Geschichte sind gleich anziehend; die mitgetheilten Begebenheiten sind der Natur abgelauscht und poetisch verklärt wiedergegeben. Die Charakterzeichnungen sind scharf und consequent durchgeführt, und man liest die psychologisch fein abgestimmte Erzählung von Anfang bis zu Ende mit steigendem Interesse. Die beiden folgenden novellenartigen Mittheilungen: „Die Ferienreise" und „Die Reichenbachs in Rom", sind schwächer, sie enthalten des Eigenthümlichen wenig und schildern im wesentlichen nur die bekannten bösen Folgen der Eifersucht und die tragikomischen Erlebnisse einer Familie, welche Rom besuchte, ohne für die erhabenen Schönheiten, die diese Stadt darbietet, Sinn und Verständniß zu haben.

Von Hector Malot's Roman „Ohne Familie" (Nr. 9, der von Mary Muchall verständnißvoll ins Deutsche übertragen ist, läßt sich nur sagen, daß das Werk in keiner Hinsicht die Bezeichnung als Roman verdient. Es ist eine nicht uninteressante Schilderung der Erlebnisse eines Findlings, der lange Zeit mit einem unglücklichen frühern Sänger durch verschiedene Gegenden Frankreichs wandert und Vorstellungen mit einem Affen und drei Hunden gibt. Nach vielen Gefahren und mitunter Leiden findet der Held der Geschichte endlich seine Mutter wieder und bewohnt Milligan-Park in England, den Edelsitz seiner Ahnen, wo er seine Freundin Lisa, die er in Paris unter wunderlichen Verhältnissen kennen und lieben lernte, als Gattin heimführt. Auch sein Freund Mattia, der ein berühmter Musiker wird, hat ein ebenso glückliches Los.

Rudolf Doehn.

Felix Dahn's Operndichtungen.

1. Der Schmied von Gretna-Green. Operndichtung in drei Aufzügen von Felix Dahn. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1880. 8. 3 M.
2. Armin. Operndichtung in vier Aufzügen von Felix Dahn. Musik von H. Hofmann. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1880. 8. 3 M.
3. Harald und Theano. Operndichtung in vier Aufzügen von Felix Dahn. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1880. 8. 3 M.
4. Der Fremdling. Operndichtung in vier Aufzügen von Felix Dahn. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1880. 8. 3 M.

Die deutsche Dichtung in ihrer Gesammtheit hat der dramatischen Musik gegenüber eigentlich immer einen etwas fremden Standpunkt eingenommen. An Textfabrikanten ist in Deutschland zwar niemals ein Mangel gewesen; aber Poeten, die in der Abfassung einer Operndichtung eine wirklich künstlerische Aufgabe erblickten, waren von jeher spärlich gesät. Durfte es als ein günstiges Omen angesehen werden, daß das Libretto der ersten deutschen Oper — der von Schütz componirten „Daphne" des Italieners Rinuccini — von einem Dichter von der Bedeutung des Martin Opitz frei ins Deutsche übersetzt wurde, so strafte doch die folgende Zeit die Hoffnungen auf ein künstlerisches Zusammenarbeiten von Dichtung und Musik Lügen, wenn man nicht hier die singspielartig gehaltene Wieland'sche „Alceste", die ihrerzeit recht beliebt gewesen sein muß, erwähnen will. Auch Goethe schätzte das Singspiel sehr, wie seine auf diesem Gebiete geschaffenen Werkchen: „Claudine von Villa Bella", „Jery und Bätely", „Die Fischerin", „Scherz, List und Rache" u. s. w., beweisen. Doch trat er zur Oper des großen Stils nie in das Verhältniß schöpferischer Mitarbeit. Wie freudig er aber die große Wirkung der Tonkunst auf dem Gebiete des Dramas selbst anerkannte, beweist wol nichts schlagender als der zweite Theil seines „Faust", eine Schöpfung, die man vielleicht nicht mit Unrecht als Operndrama bezeichnen dürfte, da die Musik hier geradezu als gleichberechtigter Factor neben die Poesie hintritt. Wer die Aufführungen in Leipzig, Weimar, Hannover miterlebt hat, der wird diesen Ausspruch verständlich finden und sich gar nicht darüber gewundert haben, daß Dingelstedt zweifeln konnte, ob er den zweiten Theil des „Faust" in der Burg oder in der Hofoper zur Aufführung bringen sollte. Keine poetische Schule mußte sich mehr zur Musik hingezogen fühlen als die romantische, deren „süße Liebe" nach ihrem eigenen Ausspruch „in Tönen zu denken" pflegte. Zunächst äußerte sich diese Liebe in der weitgehendsten Aufnahme des Opernhaften und musikalisch Wirkenden in die dramatische Dich-

tung. Man denke hier an die Tieck'schen Märchendramen, vor allem jedoch an die theils abgeschmackten, theils wunderbaren Schöpfungen eines Zacharias Werner, an seinen ersten Act vom „Kreuz an der Ostsee", an seine von Goethe in Weimar mit außerordentlichem Eifer zur Aufführung gebrachte „Wanda". Dieses Entgegenkommen der Poesie beantwortete alsbald die Musik, indem auch ihr die Gründung einer romantischen Schule gelang; nun konnten die beiden Factoren zusammen arbeiten: unter Zuhülfenahme des allerdings recht bescheidenen Talents von Friedrich Kind entstand Weber's „Freischütz", im Anschluß daran die Marschner'schen Opern, deren Dichtungen (von Wohlbrück und Devrient) man nicht unterschätzen möge, und schließlich im klarsten Bewußtsein von der Bedeutung der Aufgabe nach ernstester Correspondenz zwischen Componist und Dichterin die in die Zukunft weisende „Euryanthe". Aber dies Werk hatte auch zugleich die ganze Schwierigkeit des Zusammenarbeitens aufgedeckt, und so konnte der Größte unter den Kleinen, wie Brendel ihn nennt, Albert Lortzing, vielleicht aus der Noth eine Tugend machend, es wagen, sich seine Texte selber zu schreiben. Mit Richard Wagner entstand alsdann der neue Begriff des Dichtercomponisten; die Einheit von Poesie und Musik wurde hier durch die Einheit der schöpferischen Persönlichkeit sichergestellt. Die Wichtigkeit der Operndichtung, der Stoffwahl, auch der poetischen Form trat nun in ein immer helleres Licht; es fanden sich jüngere Künstler, die durch ihre Schaffensweise die Nothwendigkeit der Identität von Dichter und Musiker ausdrücklich anerkannten (F. von Holstein, Kretschmer, Mottl u. s. w.), und man ist jetzt im Lager des Fortschritts beinahe schon bei der Forderung angekommen, der Dichter *müsse* zugleich auch der Componist oder umgekehrt sein. Inzwischen hat es der geschickte Mosenthal immerhin verstanden, den Text zu einer Reihe von pomphaften, meist im Stil Meyerbeer's componirten Opern zu schreiben, die sich eines gewissen Erfolgs rühmen dürfen. Indem wir sie als einen Rückschritt gegen das Wagner'sche Musikdrama bezeichnen, wollen wir nicht so weit gehen, jede Trennung von Componist und Dichter als unkünstlerisch zu verdammen. Es hat bisher nur der Dichter gefehlt, der seine Aufgabe wirklich poetisch angreift. Unsere heutige Conservatoriumsbildung ist viel zu einseitig, als daß die jungen Tondichter sich ihren Text selber zu schreiben vermöchten, sie sind durchaus auf die auf breiterer Basis ruhende Bildung unserer Poeten verwiesen. Diese aber haben sich nach den Erfolgen der Wagner'schen Oper längst in den Schmollwinkel zurückgezogen, glauben sich durch sie benachtheiligt und möchten am liebsten alle Hebel ansetzen, sie völlig unschädlich zu machen, während sie lieber zur Selbstbesinnung über die eigenste Aufgabe des recitirenden im Verhältniß zum musikalischen Drama gelangen sollten.

Da ist es denn wahrhaft erfreulich zu sehen, daß ein Dichter von der Bedeutung Dahn's sich der Operndichtung mit Eifer zuwendet. Vier solcher von ihm geschaffenen Dichtungen sind jüngsthin im Verlage von Breitkopf und Härtel erschienen und dürfen das lebhafteste Interesse in Anspruch nehmen. Allerdings lassen schon die Widmungen an Fontane, Lachner, Hofmann und — Wagner vermuthen, daß diesen vier Dichtungen nicht eine völlig identische und consequente Anschauung vom Wesen der Oper zu Grunde liegt, doch weist der Wegfall abgeschlossener Gesangsnummern — mit Ausnahme mancher lied- oder balladenartig gedachten Sätze — und die dramatische Eintheilung in Scenen deutlich genug darauf hin, daß Dahn den Anforderungen Wagner's große Berechtigung zuerkennt.

„Der Schmied von Gretna-Green" (Nr. 1) ist ein poetisch schon oft verwerthetes Thema und eignet sich wol am besten zu einer operettenmäßigen Behandlung; so hat auch Dahn seinen Stoff gehandhabt. Der erste Aufzug spielt in der Schmiedehalle, vorn Wohnstube, hinten die Schmiede. Gesang der Schmiedegesellen, dann Abendglocke und Feierabend. Wir erfahren, daß morgen der Jahrestag ist, an welchem dem Schmiede das Privilegium des Trauungsrechts verliehen wurde, daß seine Tochter Mary den Schmiedegesellen Robin liebt, der Schmied aber wegen alter Familienfeindschaft von dieser Heirath nichts wissen will. Plötzlich geräth der englische Grenzgraf Lord Percy in die Schmiede, man weiß nicht warum, und will sich erstechen, weil seine Geliebte, Lady Ellen Douglas, das Weib des ihm feindlichen schottischen Grenzgrafen Lord Robert Douglas werden soll. Aber der Schmied fällt ihm in den Arm und verspricht, ihm zu helfen. Da tritt Lord Douglas ebenfalls in das Haus und verlangt vom Schmiede, daß er ihm morgen mit Lady Ellen traue. Sein Hochmuth führt zum Streit zwischen seinen Mannen und den Gesellen. Schließlich gibt er dem Schmiede den Ring, der ihm Einlaß verschaffen soll in sein Schloß, und dieser verspricht, die beiden zu trauen. Percy, um den Nachstellungen des Lord Douglas zu entgehen, ist inzwischen als alte Magd und dann als Schmiedegesell verkleidet worden. Der erste Act schließt ziemlich unmotivirt, da man noch gar nicht weiß, wie denn der Schmied die Liebenden Percy und Ellen zusammenzuführen gedenkt, mit dem Gesange aller:

Nun steigt empor nach langem Nachten
Der Hoffnung heller Morgenstern:
Nun ist die Stunde nicht mehr fern,
Da treuer Liebe wird der Preis.

Sehr stimmungsvoll ist die Ballade, welche vom Ursprung des dem Schmiede verliehenen Trauungsrechts handelt:

Der König von Schottland, die Zügel verhängt,
Kam nachts nach Gretna-Green gesprengt.
Er trug vor sich in dem Sattel ein Weib,
Das war ihm viel theurer als Seel' und Leib.
Ein Priester folgte dem flüchtigen Paar,
Der sollte sie trauen auch ohne Altar.

Nun kommen die Verfolger und schlagen ans Thor der Schmiede:

Und der Schmied mit dem Hammer zur Thüre sprang.
Die Verfolger zerschlugen das eichene Thor,
Da stand der Schmied als Riegel davor,

Und während der Priester versah sein Amt —
Abwehrte der Schmied die Feinde gesammt.
Da traf ein Geschoß den Priester, er schrie
Und brach verstummend in die Knie,
Noch ehe das Amen gesprochen war
Und ehe die Ringe gewechselt das Paar.
Und er winkte den Schmied von der Thüre herbei,
Daß dieser des Amtes Vollender sei —
Und der Schmied erschlug den letzten Feind
Und hat mit den Ringen das Paar vereint.

Der weitere Verlauf der Handlung gestaltet sich nun so, daß der Schmied den Lord Douglas nur unter der Bedingung zu trauen verspricht, daß die Feierlichkeit in der Schmiede vor sich gehe; Douglas bleibt, von den Pereys belagert, in seiner Burg zurück, während er Ellen vom Schmiede in Sicherheit bringen läßt. Dieser vollzieht dann im letzten Acte die Trauung zwischen Ellen und Percy, Douglas aber wird von den Schmiedegesellen zurückgeschlagen. Endlich vereinigt eine sonderbare und unwahrscheinliche Verkleidungslist Mary mit Robin. Diese legt nämlich den sie verhüllenden Brautschleier, Ellen's Zofe hingegen Mary's Mantel und Kappe an, sodaß nun der Schmied, in der Meinung, die Zofe vor sich zu haben, die doch selbst auf der Bühne ist, Mary mit Robin traut. Wenn wir Anna, der Schwester des Schmieds, glauben dürfen, so haben die Holdchen (englische Wichtelmännchen) des Alten Geist verwirrt. Aber wir argwöhnen leider, daß diese Holdchen nur dazu da sind, um einen Fehler in der Composition zu verdecken. Sie treiben zwar allerhand Allotria und rumoren für sich auf der Bühne herum, drücken auch nach Dahn's Anweisung pantomimisch aus, daß sie dem Schmied „Aug' und Ohr verblenden" wollen, verschwinden jedoch, wie er auf der Bühne erscheint, und lassen uns nicht erfahren, wie denn diese Verblendung zu Stande kommt. Ich gebe gern zu, daß die Holdchen durch ein feines Sommernachtstraum-Orchester in einen reizenden Contrast zu der derben Schmiedemusik gebracht werden können, aber die dramaturgischen Fähigkeiten dieser Kleinen kann ich nicht hoch anrechnen: es will ihnen nicht gelingen, einer aufmerksamen Kritik „Aug' und Ohr zu verblenden". Dahn's „Schmied von Gretna-Green" ist wol eine anmuthige, aber keine bedeutende Schöpfung.

Auch über „Armin" (Nr. 2), der bereits zu öftern malen und mit großem Beifall zur Aufführung gekommen, kann ich mich kurz fassen. Er behandelt den genugsam bekannten Stoff der Schlacht im Teutoburger Walde in freier, opernhaft-wirksamer Weise. Der erste Act schildert des Helden Verstellung den Römern gegenüber, wobei nur auffällt, daß er so oft in Gegenwart derselben seinen Rachegedanken, für sich singend, Ausdruck gibt. Das „für sich Singen" ist auf der Bühne immer ein eigen Ding und kann leicht lächerlich werden. Wozu ist denn in solchen Fällen das Orchester da? Gerade dieses hat ja die Fähigkeit, das Gegentheil dessen zum Ausdruck zu bringen, was inzwischen der Sänger verlautbart, wie so manche Scene bei Wagner beweist.

In dem sehr kurzen zweiten Act wird die etwas modern-sentimental gehaltene Thusnelda von Armin aus ihres Vaters Hause entführt. Der dritte bringt die verunglückte Figur der Römerin Fulvia, die sich in den blonden Cheruskr verliebt hat. Aber Armin benutzt sie nur, um ihr das Geheimniß des seinen Scharen drohenden Verderbens zu entreißen, und theilt ihr dann ziemlich herzlos mit, daß er keineswegs sie, sondern Thusnelda für das schönste Weib halte. Die Scene verwandelt sich zum germanischen Opferhain. Albrun mit Chor läßt einen schönen Gesang in Stabreimen über das Hinschwinden Baldur's ertönen, und Armin, der weiß, daß die Römer im Walde versteckt sind, verhaftet die Fürsten zum Schein, wodurch seine Treue den Römern noch besser verbürgt wird. Im letzten Acte werden die Fürsten dann wieder von Armin freigelassen, und es erfolgt die Katastrophe der Schlacht. Fulvia erspart uns ihr abermaliges Erscheinen nicht:

In des Geliebten Nähe zog es mich.
Mag er mich hassen: ich — ich lieb' ihn doch
Und hass' ihn zwischendurch (!) getheilten Herzens.

Nach Varus' Tode ersticht sie sich auch, und ein schöner Triumphgesang der Germanen beschließt das Stück. Dahn hat es leider in diesem Drama nicht immer verstanden, den altgermanischen Ton zu treffen, der ihm doch, wenn er ihn anschlägt, so markig gelingt. So mangelt seinem „Armin" die höhere Stileinheit, und die Dichtung ist wol als die schwächste von den vier vorliegenden zu bezeichnen.

Eine ganz eigenthümliche Arbeit ist hingegen die Operndichtung „Harald und Theano" (Nr. 3). Wir befinden uns zu Anfang des 4. Jahrhunderts u. Chr. in Amathus auf der Insel Cypern. Im Innern des Tempels der Aphrodite auf der Akropolis wird ein glänzendes Fest gefeiert. Die Oberpriesterin Lysania hat den römischen Statthalter mit dessen Nichte Theano und ihrer Freundin Glauke, den vornehmen Kyprer Krates und viele andere geladen. Es gilt, den Kelch der Freude bis auf die Hefe zu schlürfen:

Genuß ist Leben, Leben ist Genuß.
Pflicht, Ernst und Arbeit in den Tartarus!

Nur Theano mit ihrer Freundin wendet sich tief entrüstet von diesem Treiben hinweg; sie ist von der reinen Lehre der Christen nicht unberührt geblieben und ihre Seele schmachtet nach Erlösung. Als ihr der liebeglühende Krates nahen will, scheucht sie ihn mit der ganzen Hoheit hellenischer Plastik zurück und verläßt mit Glauke den Tempel. Die Lust steigt nun auf den höchsten Gipfel. Phalantos und Krates fordern die Herausgabe der jungen Mädchen, welche die Oberpriesterin in der Cella verschlossen hält:

Druidenweib vom Rhodanus,
Den Mistelkranz im wirren Haar,
Germanin vom Danubius,
Die Locken gelb, das Auge klar;
Astartens Kind aus Wüstensand
Und Lotosblumen vom Indusstrand,

Vom Tagus die Iberin,
Von der Syrte die Numiderin,
Helleninnen, wie Pheidias
In Marmor nur so schön sie maß,
Den stolzen Wuchs der Römerin,
Die weich hinschmelzende Lyderin —
Sie alle hält uns und dem Glück
Der Riegel jener Thür zurück.
Heraus mit ihnen, wir weihen sie ein,
Wir wollen der Neulinge Lehrer sein!

Auf einmal tönt in den allgemeinen Jubel der fromme, weltflüchtige Kanon der Christen hinein, die am Tempel vorbeiziehen. Die Heiden stocken in plötzlicher Erstarrung. Aber schon rafft sich Lysania auf und spricht zu Phalanthos, dem römischen Statthalter:

Willst diesen Schlüssel du erwerben,
So sprich: Die Christen sollen sterben.

Phalanthos verspricht, sie dem Tode zu weihen, und nun öffnet Lysania die Thür der Cella, und die jungen Priesterinnen werden herausgezerrt:

Reißet die Schranken ein schüchterner Zucht:
Chaos der Lüste brich über uns ein!

Zuletzt hebt Phalanthos Lysania auf den Altar der Venus und reißt ihr Obergewand herunter; da ertönen „kriegerisch, markig, heldenhaft, nordisch" die Hörner der Germanen. Allgemeines Erstarren, bis der Statthalter Aufklärung gibt:

Wir sind geschlagen zu Land und zur See!
Die Legionen sind todt, die Triremen verloren,
Und die Germanen stehn vor den Thoren.

Schon dieser erste Act zeigt, wie es Dahn verstanden, die culturgeschichtlichen Momente der Handlung zu höchster Wirkung zu contrastiren. Die weichlichen Griechen, die frommen, weltflüchtigen Christen, die reckenhaften, naiven Germanen sind Gegensätze von höchster Prägnanz und in ihrem verschiedenen Charakter der Darstellungskunst der Musik vortrefflich erreichbar.

Am Anfang des zweiten Acts finden wir Theano unter den Christen in einer dunkeln Grotte, die ihnen Zuflucht beut. Diese schöne, nach Glück verlangende Seele kann die ascetischen Anforderungen der finstern Lehre noch nicht begreifen:

Es hangt mein Herz an dieser Welt,
An ihrem Reiz, an ihrer Blüte:
Wie soll des Gottes Güte,
Der schön sie schuf und schön erhält,
Verwerfen seine eigne That?
Schaun Unkraut in der eignen Saat?
Was gab er uns die Freude, wenn sie Schuld,
Und, sind sie Gift, was gab er uns die Rosen?

Josephos, der Christen Aeltester, wiederholt sein Gebot, der irdischen Liebe zu entsagen. Schon will sich Theano zu diesem entscheidenden Schritte entschließen, schon will sie Josephos dem Herrn weihen: da stürzt Krates mit seinen Scharen herein, um die Christen zum Tode zu führen. Es nutzt Theano nichts, daß sie laut bekennt, sie glaube selber an Christus. Die fromme Schar wird von den Kriegern von hinnen gezerrt, als plötzlich Harald, der kühne Gefolgsherr der siegreichen Sachsenschar, der die Noth der Christen, hinter dem Felsen versteckt, schon längere Zeit belauscht hat, mit seinen Getreuen herzukommt und die Christen sowie Theano errettet. Sehr schön läßt der Dichter die unwillkürliche Sympathie zwischen Christenthum und Germanenthum durchschimmern:

Der Tag war heiß, der Fels bot Rast,
Und ich verschlief des Mittags Last
Von Schatten bedeckt.
Da hat mich euer Sang geweckt,
Ich lauschte gern der tiefen Weise:
Daheim im Nordland haben leise
Die Buchen oft mir so geklungen
Von Baldur's Tod in Flüsterungen,
Im Sommerabendwinde
Dem traumgewiegten Kinde.

Schließlich, nachdem er des helfenden Amtes gewaltet, geht Harald, den die Gestalt Theano's bis in das innerste Herz getroffen, mit seinen Genossen und mit den Christen zu einer, Krates mit den Griechinnen zur andern Seite von dannen.

Im dritten Act finden wir die Germanen in der mittlerweile erstürmten Stadt Amathus am Tempel des Ares wieder; nur die Akropolis wird noch von Römern und Griechen behauptet. Halgast, der lustige Freund Harald's, singt ein markiges Lied von der Weltherrschaft der Germanen und liebelt nebenbei mit der neckischen Glauke, der Freundin Theano's. Die Christen ziehen, dem Dienste der Liebe gewidmet, vorüber und tragen verwundete Sachsen und Römer. Harald fragt den Aeltesten sehr erstaunt: „Ihr liebt den eigenen Feind?"

Josephos.

Mein Sohn,
Nicht Freund noch Feind kennt Gottes Thron:
Den Nächsten liebe ganz wie dich.

Halgast.

Ich liebe Harald *mehr* als mich.

Josephos.

Doch deinen Feind?

Halgast (lachend die Streitart schwingend).

Den schlag' ich todt!

Es wird Nacht. Harald legt sich schlafen. Da steigt von der Burg Theano hernieder. Ihr Oheim hat ihr gerathen, um den verderblichen Kampf zu enden, sich selbst dem Sachsenführer als Weib anzubieten. Sie überwindet die weibliche Scham und bietet ihm in der That ihre Hand. Es folgt eine sehr poesievolle Liebesscene. Aber Harald soll nach Phalanthos' Ladung am morgenden Tage ohne Waffen in der Burg erscheinen. Das will ihm Halgast, der Unheil wittert, verwehren. Als es ihm nicht gelingt, überredet er Glauke, ihn heimlicherweise ebenfalls in die Burg zu lassen, und beschließt, seine Sachsen im Fall des Verraths bereit zu halten.

Der Schlußact beweist, daß Halgast's Argwohn nur zu berechtigt war. Man will den harmlosen Harald, anstatt

ihn mit Theano zu vermählen, vergiften. Aber der treue, mit schwärmerischer Liebe an ihr hangende Sklave Alra, ein indischer Königssohn, der den Anschlag bemerkt hat, trinkt todessehnsüchtig statt Harald's den Kelch, und die zum Schlusse hereinbrechenden Sachsen entscheiden den Kampf zu ihren Gunsten. Das hochinteressante bedeutende Werk schließt mit den brillanten Versen:

Wir tragen mit uns in des Eichwalds Nacht
Der hellenischen Schöne leuchtende Pracht,
Denn bei uns ist der Muth und das Schwert und die Macht.
Es rauscht uns der Sieg in den flatternden Fahnen,
Zu weiterm Wagen uns brausend zu mahnen;
Denn die Herrschaft der Erde gehört den Germanen.

Man kann bedauern, daß die buddhistische Weltanschauung in dem ziemlich matt wirkenden Alra keine nachdrucksvollere Vertretung gefunden hat; aber man wird auch hier des Dichters Erfindungskraft, die sich fast stets in Contrasten, und zwar in solchen von musikalischer Wirkung, bewegt, anerkennen müssen.

Ich habe mir das Beste bis zuletzt aufgespart: es ist die Tondichtung „Der Fremdling" (Nr. 4). Hier haben wir einen mythischen Hintergrund, aber einen rein menschlichen Inhalt. Es ist wieder einmal das ewige Thema von Frühling und Liebe, aber in neuer, herzbewegender Fassung. Hier haben wir die Großartigkeit und Einfachheit des Vorwurfs und der Entwickelung, welche nach meiner Ansicht das Haupterforderniß ist zu einer ihre höchste Bestimmung erreichenden Operndichtung. Gott Baldur hegt heilige Liebe zu einer Sterblichen, zu dem lieblichen Königskind Nanna von Gautland. Die Götter wollen ihn zwingen, ein ewiges Gemahl aus den Geschlechtern der Asen und Alben zu wählen; Loki vor allem zürnt, daß er nicht um seine Schwester gefreit hat. Aber Baldur gesteht frei und offen vor allen Göttern seine Liebe zu einem Menschenkinde. Loki weigert dem niedrigen Weibe die Aufnahme in Walhall; da geht Baldur mit ihm eine Wette ein und setzt sein eigenes Haupt zum Pfande, daß Nanna ihm trotz allen Versuchungen treu bleiben werde, und großartig beschließt Odhin das durchaus in Stabreimen geschriebene Vorspiel mit den Worten:

Ob endlich uns allen einst
Nahet die Nacht —
Noch nachtet es nicht.
Solange Liebe lebt wie in Baldur's Brust,
Solang' Treue vertraut wie im herrlichen Herzen
Des Königskindes, das er erkor,
Solang' lebt auch der Götter Geschlecht
Und der muthigen Menschen.
Liegt einst Liebe verlodert und Treue in Trümmern —
Dann dämmert das dunkle Verderben
Dumpf und drohend
Ueber Asgard auf und die Erde.
Doch noch lebt lautere Liebe.
Drum ließ ich den Liebling
Wagend gewähren:
Denn Weibes Werth er wird sich erwahren!

Eine Vertiefung der Vorstellung der Götterdämmerung in ethischem Sinne, wie sie wol schöner kaum erdacht werden kann. Die Handlung erweist nun, daß Odhin richtig geahnt hat. Trotz aller Bedrängnisse — sie soll unter andern dem tapfern, mannhaft edeln Hako die Hand reichen — bleibt Nanna ihrem Fremdlinge, der sich ihr nicht zu erkennen gibt, von dem sie nicht weiß, wie „sein Nam' und Art", noch „woher er kam der Fahrt", liebend getreu. Die Trotzige wird in dem Tempel Baldur's eingekerkert, weil sie frei vor allem Volk ihre Liebe bekannt hat. Ihre Sehnsucht ruft den Fremdling herbei, der die Mauern und ihre Ketten bricht; aber Hako belauscht das Gespräch der beiden, und nun soll Nanna, weil sie den Tempel Gott Baldur's entweihte, lebendig begraben werden. Die Todtengräber singen folgendes Lied:

Bein zu Stein,
Stein zu Bein,
Fleisch zu Staub und Erde!
Lebensnoth
Stillt der Tod,
Grab, du Ruhhaus: werde!
Starker Arm,
Herzblut warm,
Liebliche Geberde,
Goldnes Haar,
Augen klar:
Alles schlingt die Erde!

Aber wie Nanna der Welt Ade gesagt hat und ins Grab springt, steht plötzlich Baldur im Grabe neben ihr da, und bei dem plötzlichen Naß des Frühlingsgottes verjüngt sich ringsum die Natur —

Ha, welch ein Rauschen in den Lüften,
Es blitzt, es donnert, braust und weht,
Ein süßer Hauch von Veilchendüften
Berauschend durch die Wipfel geht.
Hie Sonnenschein, dort Regenbogen,
Ein Schwalbenflug — er zwitschert hell,
Der Rasen grünt, die Büsche knospen
Und aus dem Eise bricht der Quell.
Die Erde bebt, und aus dem Grabe,
Umstrahlt von lichtem Götterkranz,
Der Fremdling steigt, in Asgardschöne
Und um den Helm den Veilchenkranz.

Welch hochpoetische Situation, und was kann die Musik daraus machen! Mit dem Empfange von Baldur und Nanna in Walhall, das in den Lüften hellschimmernd sichtbar wird, schließt diese Dichtung, die ich nicht anstehe als das Bedeutendste zu bezeichnen, was seit Wagner's „Ring des Nibelungen" auf diesem Gebiete geleistet worden ist.

Möchte nun ein gutes Geschick es wollen, daß diejenigen von diesen vier Dichtungen, welche noch uncomponirt sind, besonders als die bei weitem bedeutendern „Harald und Theano" sowie der herrliche „Fremdling", congeniale Tondichter fänden, welche die reiche Gelegenheit zu musikalischer Prachtentfaltung und tiefstem Empfindungsleben, die Dahn ihnen bietet, zu nutzen verstehen.

Wilhelm Henzen.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Von Karl Goedeke's „Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung aus den Quellen" (Dresden, Ehlermann) liegt das sechste Heft des dritten Bandes, nach der Ankündigung der Verlagsbuchhandlung das vorletzte des ganzen Werks, vor. Es ist bekannt, mit welchem ausnehmenden Fleiße dieser Grundriß gearbeitet, wie er fast erschöpfend zu nennen ist in Bezug auf die dii minorum und minimarum gentium der Literatur, somit über die Grenze hinaus, wo die Nationalliteratur aufhört und die Bibliographie anfängt, noch genaue Daten bietet; doch auch die Urtheile über hervorragende Dichter sind wohlbegründet, und das Verzeichniß ihrer Werke ist durchaus vollständig. So erscheint Hoffmann von Fallersleben, der treffend charakterisirt wird, mit einem Gefolge von 187 Schriften; Karl Simrock's Werke füllen 93 Nummern, und auch von einem Belletristen wie Ludwig Rellstab werden 35 Schriften aufgeführt. Die Anordnung nach Landschaften befolgend, bespricht Goedeke in diesem Heft die Autoren des nordwestlichen Deutschland, Nordalbingiens, des nordöstlichen Deutschland, Schlesiens und des Auslandes.

— Die neue Ausgabe des „Supplementum bibliographiae Danteae ab anno 1865 inchoatae" von Julius Petzholdt (Dresden, Schönfeld), einer verdienstvollen Arbeit, welche, den Dante-Forschern ein unentbehrliches Hülfsmittel, allen Freunden Dante'scher Literatur ein willkommener Wegweiser ist, enthält einen Nachweis alles dessen, was in den Jahren 1865—79 in allen Sprachen, selbständig oder in Zeitschriften, von und über Dante in Wort und Bild erschienen ist. Großer Fleiß liegt dieser Arbeit zu Grunde.

— Die historisch-genealogische Untersuchung von Oswald Korwin Szymanowsky: „Die Poniatowsky" (Genf, Th. Müller), ist aus eingehenden Fachstudien hervorgegangen und mit dem wohlthuenden Hauch persönlichen Interesses geschrieben, gewiß geeignet, Historikern und verwandten Adelsgeschlechtern Beifall abzugewinnen.

Ausländische Literatur.

„Unconscious Memory: a comparison between the Theory of Dr. Ewald Hering, Professor of Physiology at the University of Prague, and the «Philosophy of the Unconscious» of Dr. Edward von Hartmann; with Translations from these Authors, and Preliminary Chapters bearing on «Life and Habit», «Evolution, Old and New», and Mr. Charles Darwin's Edition of Dr. Krause's «Erasmus Darwin». By Samuel Butler, Author of «Erewhon» &c." (Op. 5, London, Bogue). Welch ein wortreicher Titel mit den vorangehenden, eine halbe Seite füllenden zwei Mottos! Man denke, wie ein Componist beziffert der Verfasser sogar seine Werke mit Op. 1—5! Auch eine Widmung fehlt nicht. Mit Behagen und chronologischer Genauigkeit, als ob es sich um die wichtigsten weltgeschichtlichen Ereignisse handle, erzählt uns Butler die Geschichte seiner Werke, wann er damit anfing, wann der Druck beendet war u. s. w.; man glaubt ein Buch vor sich zu haben, und siehe da! es ist nichts als ein Tagebuch des Verfassers. Es folgen dann Excerpte, Uebersetzungen aus den Schriften anderer, wie man aus dem Titel ersehen kann, woran sich einige polemische oder zustimmende Bemerkungen des Herausgebers — Verfasser kann man ihn nicht nennen — knüpfen, das Ganze splendid gedruckt und nach englischer Art ausgestattet, und so ist dem Sammelsurium der Anschein eines Buchs gegeben, ohne daß es in Wahrheit ein solches ist. Was den Inhalt selbst betrifft, so enthält das Werk Angriffe auf eine so allgemein anerkannte Autorität, wie Charles Darwin ist. Hering's Vortrag ist die Ehre widerfahren, von Butler übersetzt zu werden, weil sich eine mit der seinigen zusammentreffende Theorie darin findet, daß nämlich die Evolution auf unbewußtem Gedächtniß beruhe; darauf folgt ein Kapitel aus Hartmann's „Philosophie des Unbewußten", den Instinct behandelnd, und 70 Seiten des Buchs einnehmend, nur in der Absicht, um die Unhaltbarkeit dieser Theorie darzuthun. Andere würden dazu auf Eduard von Hartmann's Werk verwiesen haben; Butler reproducirt das ganze Kapitel in Uebersetzung. Der Vorwurf, den er Darwin macht, ist der, die Lehre von dem Ursprung der Gattungen durch Zuchtwahl als seine eigene Entdeckung ausgegeben zu haben, während sein Großvater Erasmus Darwin (1731—1802) und nach ihm Buffon und Lamarck sie bereits anticipirt hätten. Das ist der alte, von Schopenhauer ein für allemal, wie man glauben sollte, abgethane Streit um die Prioritätsfrage in der Wissenschaft. Merkwürdigerweise aber wird gerade dieser letztere Philosoph, dem ja Eduard von Hartmann sowol wie Butler selbst das Attribut des „Unbewußten" entlehnt haben, in dem Buche nirgends erwähnt, trotzdem auch er so manches Streiflicht auf die Instinctfrage fallen läßt. Indessen erklärt sich dieses Ignoriren des eigentlichen Vorgängers beider leicht aus der von Butler eingestandenen mangelhaften Kenntniß des Deutschen. Hat er sich doch erst durch Krause's „Erasmus Darwin" veranlaßt gefunden, sich ein wenig mit der deutschen Sprache zu befassen (to look a little into the German language, wie er es so herablassend ausdrückt)! Seine Uebertragungen, die er sich allerdings von einem lange in England wohnenden Deutschen hat durchsehen lassen, sind übrigens tadellos, so weit wir sie mit dem Urtext zu vergleichen Gelegenheit gehabt. Zum Schluß sei noch erwähnt, daß auch Butler seinen Briefwechsel mit Darwin zum besten gibt, was freilich insofern ein Vortheil für sein Buch ist, als Darwin's Antwort auf seinen Brief (er ist vom 3. Januar 1880 datirt), wenn auch von unbedeutendem Inhalt, leicht das Werthvollste im Buche und dasjenige sein dürfte, was ihm Lebensfähigkeit verleihen kann, da man einst vielleicht es hervorsucht, um auch diesen Brief andern von des berühmten Mannes Hand mit anzureihen. Im übrigen kann man von einem solchen Sammelsurium nur sagen: difficile est satiram non scribere.

— „German Life and Literature in a Series of Biographical Studies by Alexander Hay Japp" (London, Marshall, Japp u. Comp.). Dieser umfangreiche Band, aus einer Sammlung von Abhandlungen bestehend, die früher in einigen der gelesensten englischen Vierteljahrsschriften erschienen sind, ist die Frucht ernster und eingehender Studien eines Mannes, der nach wirklicher Kenntniß seines Gegenstandes strebt und sich mit demselben nach allen Richtungen hin vertraut gemacht hat. Der Verfasser kennt aber nicht blos die Schriftsteller selbst, die er behandelt, und deren Werke, sondern auch die einschlägige Literatur bis auf die jüngsten Tage herab. Auffällig ist jedoch gleich beim ersten Durchblättern — eine Inhaltsangabe, obschon dieser Mangel bei einem englischen Buche sehr selten ist, fehlt — eine große Lücke: die Auslassung Schiller's nämlich. Auch ist nirgends ein Grund für diese bemerkenswerthe Auslassung angegeben. Nur aus dem Register ersieht man, daß seiner gelegentlich gedacht wird. Die Reihe der behandelten Classiker und Romantiker umfaßt: Lessing, Winckelmann, Mendelssohn, Herder, Goethe, Tieck und Novalis, woran sich ein sehr interessantes Kapitel über das romantische Element in der deutschen Literatur, und ein allerdings etwas schwaches und nur

bis auf Hegel herabgehendes über deutsche Philosophie und politisches Leben schließt. Im Anhang sind außerdem noch Dach, Hamann, Scheffler und Friedrich von Logau kurz behandelt. Im ganzen läßt sich wol sagen, daß der Verfasser, trotz seiner nicht immer sattelfesten Kenntniß des Deutschen, den vorgenannten Classikern und Romantikern, mit Ausnahme von Goethe, gerecht geworden ist. Nicht als ob er diesen Letztgenannten etwa oberflächlich behandelt hätte, wenngleich es freilich nicht möglich war, in einer Studie oder Abhandlung einen so vielseitigen und bändereichen Schriftsteller von allen Seiten zu betrachten; wol aber hat der Verfasser gerade den größten deutschen Dichter von einem falschen Gesichtspunkte aus, dem sittlichen nämlich, beurtheilt und diesen dem Künstler gegenüber falschen Maßstab an ihn angelegt. Der Tadel ist zwar nicht neu: wir kennen ihn bereits von Menzel, Tieck, Gutzkow und Börne her; so stark aber wie hier ist Goethe wol noch nie verurtheilt worden. Carlyle's Ansicht stracks zuwider, sagt Japp geradezu, die deutsche Nation habe keinen Grund, auf ihn stolz zu sein! Er sei beschränkt (!), engherzig (!), von unkeuschem Geiste, es habe ihm an natürlichem Zartgefühl gefehlt, er sei ein Heide und Egoist gewesen, habe den Interessen des Vaterlandes fern gestanden u. s. w. Japp hat dieses Urtheil jedoch nicht etwa jenen deutschen Schriftstellern entlehnt, sondern es sich selbst aus dem Studium der Goethe'schen Schriften gebildet und belegt es durch Auszüge aus denselben. Ueberhaupt ist er überall selbständig in seinen Urtheilen, wenngleich er sie durch Anführung fremder unterstützt. Wie von Carlyle weicht er auch in vielen Punkten von Lewes, dem Goethe-Biographen, ab. Als Beweis seiner Gerechtigkeitsliebe darf jedoch nicht unerwähnt bleiben, daß er in einer „Nachschrift" zu seinem von 1878 datirten „Vorwort", als durch die seitdem erschienenen „Studies in German Literature" von Bayard Taylor besser belehrt, sein im Werke selbst ausgesprochenes ungünstiges Urtheil über das Verhältniß Goethe's zu Christiane Vulpius zurücknimmt oder doch wesentlich modificirt. Die übrigen Größen der deutschen Literatur sind mit Liebe und Verehrung behandelt, und manche neue Gesichtspunkte werden auch deutschen Lesern Anregung und Belehrung bieten. Aus diesem Grunde mag ihnen das Werk empfohlen sein. Ein zweiter Band, bis auf Heine, ist übrigens in Aussicht gestellt.

— Aus den letzten uns vorliegenden Bänden der Tauchnitz-Edition, welche unter anderm den sehr gut geschriebenen Roman „Lord Brackenbury" von Amelie B. Edwards, „Pipistrello" von der nun einmal bei einem großen Theil des Publikums beliebten Ouida, die wohlthuende Biographie der Krankenpflegerin „Sister Dora" von Margaret Lonsdale umfassen, heben wir besonders „The Mudfog Papers" von Charles Dickens und „Endymion" von Lord Beaconsfield hervor. Ersteres ist eine Reihe von Skizzen, welche der berühmte Romanschreiber zur Zeit, als er „Bentley's Miscellany" redigirte, also in den dreißiger Jahren, in dieser Monatsschrift veröffentlichte und die man unsers Erachtens unnöthigerweise von neuem zum Abdruck gebracht hat. Da sie aber einmal von seiner Feder herrühren und stellenweise wenigstens den Verfasser der „Pickwick Papers" erkennen lassen, so wird man sie nicht ungelesen lassen wollen. Ueber „Endymion" haben wir bereits bei der vorläufigen Ankündigung der deutschen Uebersetzung kurz berichtet.

Bibliographie.

Aus dem Nachlasse des Grafen Prokesch-Osten, k. k. österreichischer Botschafter und Feldzeugmeister. Briefwechsel mit Herrn von Gentz und Fürsten Metternich. 2 Bde. Wien, Gerold's Sohn. 8. 16 M.

Babsch, F., Die alten Germanen in der Universalgeschichte und ihre Eigenart. Wien, Hölder. 1880. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Bachofen, J. J., Antiquarische Briefe vornehmlich zur Kenntniss der ältesten Verwandtschaftsbegriffe. Strassburg, Trübner. 1880. Gr. 8. 6 M.

Balleſtrem, Eufemia Gräfin, Im Glanze der Krone. Biographische Skizzen regierender Fürstinnen aller Zeiten und Länder. Illustration der Portraits von Fanny von Bülow. 1ſte Lfg. Berlin, A. Duncker. Fol. 14 M.

Balther, F., Trutznachtigall. Lieder aus der Heimath. Chemnitz, Friese. 8. 3 M.

Bastian, A., Die heilige Sage des Polynesier. Kosmogonie und Theogonie. Leipzig, Brockhaus. 8. 6 M.

Banmbach, R., Frau Holde. Gedicht. Leipzig, Liebeskind. 1880. 16. 2 M.

Bergen, H. v., Geistliches und Weltliches. Gedichte. Leipzig, Böhme. 12. 2 M.

Bleichrodt, R., Hermannfried, der letzte König der Thüringer. Eine Tragödie. Berlin, Haack. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Born, G. F., Johann Sobieski, der große Polenkönig und Befreier Wiens, oder das blinde Sklavenmädchen von Schiras. Historischer Volksroman. 1ſtes u. 2tes Heft. Prag, Beusinger. 1880. Gr. 8. à 40 Pf.

Briefwechsel zwischeu Gauss und Bessel. Herausgegeben auf Veranlassung der königlich preussischen Akademie der Wissenschafteu. Leipzig, Engelmann. 1880. Gr. 8. 16 M.

— — zwischen Jacob und Wilhelm Grimm aus der Jugendzeit. Herausgegeben von H. Grimm und G. Hinrichs. Weimar, Böhlau. Gr. 8. 10 M.

Bund, L., Genrebilder der Poesie. Düsseldorf, Voß u. Comp. 1880. 4. 7 M. 50 Pf.

Burdach, K., Reinmar der Alte uud Walther von der Vogelweide. Ein Beitrag zur Geschichte des Minnesangs. Leipzig, Hirzel. 1880. Gr. 8. 5 M.

Cassel, P., Die Juden in der Weltgeschichte. Berlin, Gerschel. 1880. Gr. 8. 60 Pf.

Crou, Clara, Maria Wernau. Erzählung für die Frauenwelt. Magdeburg, E. Baensch. 1880. 8. 4 M. 50 Pf.

Dessauer, M., Blüthen und Knospen der Humanität aus der Zeit von Reuchlin bis auf Lessing. Spiegelbilder für inhumane Herzen der Gegenwart. Zürich, Schmidt. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Diekmann, E., Lessing als Theologe. Zürich, Schmidt. 1880. Gr. 8. 50 Pf.

Düntzer, H., Schillers Leben. Mit authentischen Illustrationen: 46 Holzschnitte und 5 Beilagen. Leipzig, Fues. Gr. 8. 7 M.

Ebers, G., Der Kaiser. Roman. 2 Bde. Stuttgart, Hallberger. 8. 10 M.

Ehrenhauss, M., Die neuere Philosophie und der christliche Glaube in ihrem Verhältnisse, aus den Quellen dargelegt. Wittenberg, Wunschmann. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Engelmann, E., Märchenbilder aus germanischer Vorzeit. Dichtungen. Bilder von E. Weißer. Stuttgart, Bonz u. Comp. Gr. 4. 8 M. 40 Pf.

Forstenheim, A., Die schöne Melusine. Märchen in 12 Gesängen. Stuttgart, Neff. 16. 2 M.

Freytag, G., Die Ahnen. Roman. 6te Abth.: Aus einer kleinen Stadt. Leipzig, Hirzel. 1880. 8. 6 M.

Geißler, R., Hinnerk Brodersen. Wismar, Hinstorff. 1880. 12. 3 M.

Giese, Marie, Feuerproben. Novellen. (Ohm Franz. Nur keine Wittwe.) Leipzig, Schulze u. Comp. 8. 3 M. 50 Pf.

Glock, W., Reisebilder aus Berlin. Heidelberg, C. Winter. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Goldscheider, J., Carl Gottfried Ritter von Leitner. Sein Leben und Wirken. Festgabe zur Feier seines vollendeten 80. Lebensjahres. Graz, Leykam-Josefsthal. 1880. 2 M. 40 Pf.

Gottschall, R. v., Das Fräulein von St. Amaranthe. Roman. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 12 M.

Hausjakob, H., In den Niederlanden. Reise-Erinnerungen. 2 Thle. Heidelberg, Weiß. 8. 7 M. 20 Pf.

Herquet, K., Cyprische Königsgestalteu des Hauses Lusignan. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. Gr. 8. 5 M.

Hie Rom! Hie Wittenberg! Kirchliche Zeitfragen. Gotha, Schloeßmann. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Hinterding, L., Auf rother Erde! Gedichte. Dortmund, Crüwell. 12. 1 M. 25 Pf.

Hopfen, H., Mein Onkel Don Juan. Eine Geschichte aus dem vorigen Jahrhundert. 2 Bde. Berlin, Schneider u. Comp. 8. 9 M.

Hoppenjack, L. A., Carl Martel, der große Majordomus. Romantische Erzählung. 2 Thle. Paderborn, F. Schöningh. 1880. 8. 4 M. 50 Pf.

Iffland, A. W., und F. L. Schröder, Briefe an den Schauspieler Werdy. Herausgegeben von O. Devrient. Frankfurt a. M., Rommel. 8. 2 M. 40 Pf.

Joseph II. Poetische Festgabe des deutsch-österreichischen Lesevereins der Wiener Hochschulen. Wien, Konegen. Gr. 8. 2 M.

Kastropp, G., Heinrich von Osterdingen. Eine Mär. Stuttgart, Bonz u. Comp. 8. 4 M.

Knortz, K., Kapital uud Arbeit in Amerika. Vortrag. Zürich, Schmidt. 1880. Gr. 8. 1 M.

Rönne, L. v., Das Staatsrecht der Preußischen Monarchie. In 5 Bdn. 4te vermehrte und verbesserte Auflage. 1ſte Lfg. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 M.

Ueber die moderne deutsche dramatische Kunst. Von einem deutschen Schauspieler. Herausgegeben durch H. Paris. Friedland M./St., Mantzel. 1880. Gr. 8. 75 Pf.

Wachs, Erinnerungen an Vater Heubner, Doctor der Theologie, Superintendent, ersten Director des Prediger-Seminar zu Wittenberg und Consistorialrath. Wittenberg, Wunschmann. 1880. 8. 30 Pf.

Werner, W., Aus den Bauernstuben des Zschopau-Thales. Charakteristische Bilder in mittelsächsischer Mundart. Mittweida, Polytechnische Buchhandlung. 1880. 12. 50 Pf.

Wittig, G. C., Neue Entdeckungen zur Biographie des Dichters Johann Christian Günther aus Striegau in Schlesien. (1695—1723.) 1ſtes Hft. Striegau, Hoffmann. 1880. Gr. 8. 75 Pf.

Woermann, K., Kunst- und Natur-Skizzen aus Nord- und Süd-Europa. Ein Reise-Tagebuch. 2 Bde. Düsseldorf, Voß u. Comp. 1880. Gr. 8. 16 M.

Wüller, C., Die Rheinbacher Hexe. Die Holländer in Rheinbach. Zwei historische Erzählungen. Paderborn, F. Schöningh. 8. 2 M. 50 Pf.

Anzeigen.

Die zwölfte Auflage von

Brockhaus' Conversations-Lexikon

liegt vollendet vor und ist auf einmal oder nach und nach zu beziehen.

15 Bände, geheftet 90 M., gebunden 112 M. 50 Pf.

Bei Rückgabe einer älteren Auflage von Brockhaus, Meyer, Pierer 2c. beträgt die **Nachzahlung** für ein geheftetes Exemplar **nur 60 M.**, für ein gebundenes **nur 82 M. 50 Pf.**

Ein bildliches

Ergänzungswerk zum Conversations-Lexikon

bietet der

Bilder-Atlas

500 Tafeln, 8 Bde., geh. 75 M., geb. 105 M.

ERLÄUTERNDER TEXT, 2 Bde., geh. 15 M., geb. 20 M.

(Auch Separatausgaben der einzelnen 20 Abtheilungen zu beziehen.)

Prospecte über Conversations-Lexikon, Umtausch und Bilder-Atlas gratis.

Neue wohlfeile Ausgabe der Illustrirten Bibel.

Im Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig erschien:

Die Bibel.

Mit Holzschnitten nach Originalzeichnungen von

E. Bendemann, F. Fischer, G. Jäger, F. Overbeck, A. Rethel, L. Richter, J. Schnorr von Carolsfeld, F. Schubert, E. Steinle u. a.

Dritte Auflage.

Neue Ausgabe in 50 Lieferungen à 30 Pf.

Durch diese neue wohlfeile Lieferungsausgabe ist Gelegenheit geboten, die rühmlichst bekannte, von den ersten deutschen Künstlern in deutschem Geiste illustrirte Bibel als Haus- und Familienschatz nach und nach zu erwerben. Jede Buchhandlung nimmt Bestellungen darauf an und legt die ersten Lieferungen zur Ansicht vor; auch kann die Illustrirte Bibel gleich vollständig, geheftet und in verschiedenen Einbänden, geliefert werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Kleiner italienischer Briefsteller

zum Studium für Deutsche.

Mit Worterklärungen und Anmerkungen

herausgegeben von

Johann Lardelli.

8. Geh. 1 M.

Mit diesen 100 ausgewählten Briefen aus der Privat- und Handelscorrespondenz, zum Theil den besten Schriftstellern entnommen, bietet der Herausgeber ein treffliches Hülfsmittel zur Bildung im italienischen Briefstil.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

The Scientific English Reader.

Englisches

Naturwissenschaftlich-technisches Lesebuch.

Von

Dr. F. J. Wershoven.

I. Theil: Physik, Chemie, Chemische Technologie.

Mit 9 Abbildungen. 8. Geh. 2 M.

II. Theil: Maschinentechnik und Mechanische Technologie.

Mit 15 Abbildungen. 8. Geh. 1 M. 50 Pf.

Im Anschluss an sein in demselben Verlage erschienenes „Technisches Vocabular" (Preis 2 M. 50 Pf.), das bereits grosse Verbreitung gefunden hat, bietet der Verfasser hier den polytechnischen Lehranstalten sowie zum Selbstudium für Praktiker und Industrielle eine mit sprachlichen und sachlichen Erläuterungen versehene Sammlung von naturwissenschaftlich-technischen Aufsätzen der hervorragendsten englischen Fachmänner.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Geist und Körper.

Die Theorien über ihre gegenseitigen Beziehungen.

Von

Alexander Bain.

Zweite verbesserte Auflage.

Mit 4 Abbildungen in Holzschnitt. 8. Geh. 4 M. Geb. 5 M.

(Internationale wissenschaftliche Bibliothek, Bd. 3.)

Die Gesetze des Zusammenhangs zwischen Geist und Körper des Menschen, wol das schwierigste Problem der Wissenschaft bildend, werden hier von dem Verfasser, Professor der Logik an der Universität zu Aberdeen, in einer Weise erörtert, welche die bisherigen Resultate der Forschung vollständig klarlegt und den Leser zugleich zum weitern Nachdenken auffordert. Bereits ist eine zweite Auflage der deutschen Ausgabe des Werks nöthig geworden, die mehrfache Verbesserungen erfahren hat.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Verfassung der Nordamerikanischen Union.

Von

Eugen Schlief.

8. Geh. 9 M.

Der Verfasser, ein preußischer Jurist, der sich auch längere Zeit in Amerika aufgehalten, liefert hier zum ersten mal eine systematische Darstellung des geltenden Verfassungsrechts der Union. Bei den vielfachen Analogien im rechtlichen Charakter der Vereinigten Staaten und des neuen Deutschen Reichs ist das Werk für deutsche Staatsmänner, Parlamentarier, Rechtslehrer und Justizbeamte von besonderer Wichtigkeit.

(Mit einer Beilage: **Literarischer Anzeiger**, Nr. 2.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

KAUFMÄNNISCHE RES. SOURCE Breslau

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 5. — 3. Februar 1881.

Inhalt: Literarische Unterhaltungen. Von Erwin Mausbach. — Julius Mosen. Von Albert Moeser. I. — Novellen von Berthold Auerbach. Von Eugen Zabel. — Zur Literatur der oberammergauer Passionsspiele. Von Joseph Kürschner. (Beschluß.) — Deutsche Sprachstudien. Von Daniel Sanders. — Feuilleton. (Theater und Musik; Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Literarische Unterhaltungen.

Der in letzter Zeit auch diesseit des Rheins viel, ja allzu viel genannte Emile Zola hat vor einigen Monaten in einem großen wiener Blatte einen Aufsatz publicirt, in welchem er die Selbstherrlichkeit des modernen Schriftstellerthums nach der pecuniären Seite hin feierte und ein Jubellied darüber anstimmte, daß damit das Mäcenatenthum früherer Zeiten überflüssig und hinfällig geworden sei. Und ein bekanntes berliner Wochenjournal, welches sich von jeher gern zum Echo der aus Frankreich herüberdringenden Stimmen gemacht hat, nahm weiterhin von diesem Aufsatze in eingehender Weise Notiz und knüpfte daran die Behauptung, daß dessen Inhalt unter den obwaltenden Verhältnissen auch für Deutschland vollkommen richtig und zutreffend sei. Daß nun die Publication von Romanen wie „Nana" ein Geschäft ist, welches ganz wohl seinen Mann nährt, kann man ohne weiteres zugeben; die Gründe dafür dürften aber viel mehr bedauerlicher als erhebender Art und nicht gerade in den höhern Trieben der Menschennatur zu suchen sein. Aber den lucrativen Charakter einer derartigen Schriftstellerei zugegeben, dürfte es doch selbst für Frankreich immer noch eine offene Frage sein, ob eben dort alle — auch ganz anders geartete — Schriftsteller von edlerer Tendenz und anerkannter Tüchtigkeit in dem Maße von ihrer Feder zu leben vermögen, daß sie nicht blos die augenblicklichen Bedürfnisse decken, nicht blos von der Hand in den Mund leben, sondern auch so viel zurücklegen, um mit Ruhe der arbeits- und erwerbslosen Zeit des Alters entgegensehen zu können.

Mit der Beantwortung dieser Frage brauchen wir uns indeß hier in keiner Weise viele Mühe zu machen. Denn uns kümmern hier nicht die französischen, sondern die deutschen Verhältnisse, und es würde sich somit blos fragen: hat das erwähnte berliner Blatt mit seiner Behauptung recht, daß auch der deutsche Schriftsteller heute sehr wohl von seiner Feder leben könne? Jedenfalls steht diese Behauptung vorläufig in diametralem Widerspruch mit der von seiten des Verwaltungsraths der Schiller-Stiftung wiederholt abgegebenen Erklärung, daß die Stiftung schlechterdings nicht im Stande sei, allen an sie gerichteten, auch den gerechtesten und begründetsten, Ansprüchen zu genügen. In eingehender Weise setzte dies erst jüngst ein Aufsatz des bisherigen Vorsitzenden Eduard Duboc (Robert Waldmüller) in der „Gartenlaube" auseinander, und der Verfasser betonte mit großer Entschiedenheit die Nothwendigkeit der Erschließung neuer Hülfsquellen. Ferner hat der Deutsche Schriftstellerverband längst die Gründung einer Pensionskasse ins Auge gefaßt, und auch ein Theil des Reinertrags der jüngst in Dresden abgehaltenen Gutzkowfeier soll dieser Bestimmung zugeführt werden. Schon diese Thatsachen müssen den Unbefangenen in Betreff der oben angeführten Behauptung im höchsten Grade skeptisch stimmen. Wir glauben aber, daß die Beantwortung dieser Frage überhaupt so lange eine ungenaue bleiben muß, als man nur mit dem vagen Ausdrucke „Schriftsteller" operirt. Vielmehr wird man verschiedene Kategorien derjenigen, welche mit der Feder thätig sind, zu unterscheiden und bezüglich der einzelnen zu untersuchen haben, ob sie von dieser Thätigkeit leben können. Daß der Journalist, welcher sich in den Dienst einer bestimmten Zeitung begibt und derselben als politischer oder feuilletonistischer Mitarbeiter seine Kräfte widmet, vermöge dieser Thätigkeit ganz wohl und oft sehr bequem seinen Lebensunterhalt erwerben kann, das ist eine Thatsache, die niemand bestreiten wird. Diese ganze Klasse von Autoren muß aber hier aus dem Spiel bleiben. Denn wenn jemand von dem herrlichen pecuniären Lose der modernen deutschen „Schriftsteller" spricht, so kann er unmöglich diejenigen meinen, die blos für den Tagesbedarf der Zeitungen

und nur Vorübergehendes schreiben. Vielmehr handelt es sich doch in erster Linie um solche, welche Dauerndes schaffen, um die Vertreter der höhern und eigentlichen Literatur, d. h. also um Epiker, Lyriker und Dramatiker.

Wie steht es nun zunächst mit dem deutschen Epiker? Kann er von dem Ertrage seiner Feder leben? Wie steht es zunächst mit dem Epos in Prosa, dem Roman? In Bezug auf diese Dichtungsgattung dürfte die aufgeworfene Frage unbedingt mit Ja beantwortet werden, d. h. es darf als sicher gelten, daß Schriftsteller wie beispielsweise Freytag und Spielhagen vermöge ihrer Production Einnahmen erzielen, welche sie für Gegenwart und Zukunft vollkommen sicher stellen. Wie steht es aber mit demjenigen Epiker, der nicht, wie der Romanschriftsteller nach Schiller, blos der Halbbruder des Dichters ist, sondern der Welt ein episches Kunstwerk in dichterischen Formen bietet? Stellen wir uns als Vertreter dieser Klasse in der Gegenwart z. B. Hamerling und Wolff vor, und denken wir uns die betreffende Frage an sie gerichtet, so glaube ich nicht, daß sie dieselbe mit Ja beantworten würden. Hätte Wolff nicht Vermögen und wäre Hamerling nicht anderweit sichergestellt, so würden sie von dem Ertrage ihrer Epen trotz der verschiedenen Auflagen aller Wahrscheinlichkeit nach nur ein wenig beneidenswerthes Dasein fristen können. Denn die Auflagen derartiger Werke sind in Deutschland nicht so hoch und die vom Verleger meistens erzielten Einnahmen nicht so bedeutend, daß das zu gewährende Honorar als Basis einer menschen- und dichterwürdigen Existenz dienen könnte.

Beim Lyriker werden wir uns nicht lange aufzuhalten haben. Denn es würde auf den verschiedensten Seiten vermuthlich nur ein Hohngelächter erwecken, wenn jemand allen Ernstes die Frage aufwerfen wollte, ob der Lyriker heutzutage von seinen Versen leben könne? Diese Frage ist a priori zu verneinen, sicherlich sogar bei dem am meisten gekauften unter den gegenwärtigen Lyrikern, bei Emanuel Geibel. Und doch gehört auch der Lyriker gewissermaßen zu den Schriftstellern, ja die lyrische Begabung ist der Grundbaß aller dichterischen Begabung überhaupt, und es gibt sogar einseitige Leute wie Rückert und Goethe, welche in der Lyrik den Höhepunkt aller Poesie sehen.

Hält man aber diese letztere Ansicht für falsch und sieht nach wie vor im Drama die eigentlich höchste Leistung der Poesie, nun, so winkt dem Dichter auf diesen höchsten Höhen des Parnasses vielleicht ein Lohn, welcher ihn auch äußerlich glänzend stellt und über niedere Erdensorgen emporhebt? Wenn man sich die von Moser, Rosen, Lindau u. a. bezogenen Tantièmen vergegenwärtigt, so könnte man versucht sein, es zu glauben. Wandeln diese Autoren aber auf den Höhen des Parnasses? Das werden sie sich selbst in den kühnsten Momenten nicht einreden. Sie dienen nur dem Alltagsbedürfniß der Bühnen; ihre Stücke kommen und gehen mit dem Tage, vielleicht nach zehn Jahren schon kräht kein Hahn mehr danach, ja im Vergleich mit manchem dieser modernen Bühnenschriftsteller wird man den jetzt so sehr in den Hintergrund gedrängten Benedix als einen wahrhaften Dichter ansehen dürfen. Da aber diese Autoren heutzutage die Bühne beherrschen, so ist das Schicksal der höhern Dramatik damit schon gekennzeichnet. Nur das Alltäglichste auf dramatischem Gebiete bringt pecuniären Lohn, dagegen sind alle der Literatur angehörigen dramatischen Productionen höherer Art die Stiefkinder der Zeit und der Bühnen, und ein dramatischer Dichter im eigentlichen und höhern Sinne, der sich in den Kopf setzte, von den ihm etwa zufallenden Tantièmen leben zu wollen, müßte ohne weiteres für das Tollhaus reif erklärt werden.

Wir haben also bisher gesehen, daß diejenigen, welche allein als Schriftsteller im höhern Sinne gelten können, vielleicht mit einziger Ausnahme der Epiker, von den Erträgnissen ihrer Feder *nicht* leben können, und daß die in Rede stehende Behauptung mit nichts bewiesen ist. Wie nun, wenn die Vertreter der eigentlichen und höhern Poesie nicht zufällig Vermögen haben? Man sagt: auch ihnen bleibt ja das Feuilleton und die Journalistik als Nebenerwerbszweig, und es ist richtig, daß eine nicht geringe Anzahl respectabler Schriftsteller auf diesem Wege ihre Lage zu verbessern trachtet. Wenn es ihnen aber auch gelingt, anständig durchzukommen, so hat ihnen der Journalist durchgeholfen, nicht der Dichter; die Zeit und Kraft aber, die der Journalist hierzu gebraucht hat, ist dem Dichter verloren gegangen, und vom Gesichtspunkte des Gedeihens der Poesie angesehen, kann es nur als ein Unglück betrachtet werden, wenn große Talente genöthigt sind, auf diese Weise Zeit und Kraft zu vergeuden. Die Poesie ist eine souveräne Herrin, die einen ganzen Menschen verlangt, und nur wer ihr zeitlebens ganz und mit allen Kräften dienen kann, nur der wird etwas Epochemachendes zu leisten vermögen. Und deshalb hat schon vor längerer Zeit der Herausgeber d. Bl. gesagt, daß die Schiller-Stiftung so lange nicht ihren eigentlichen Zweck erfüllt, als es ihr unmöglich ist, bedeutenden, aber vom Leben geknechteten Talenten eine relative Unabhängigkeit zu verschaffen. Wenn sich nun aber statt ihrer ein Fürst herbeiließe, hier helfend und rettend einzugreifen, welchen Sinn hat es dann, mit schelen Seitenblicken von demüthigendem Mäcenatenthume zu reden? Als Robert Hamerling vom österreichischen Kaiser das Doppelte der ihm eigentlich gebührenden Pension erhielt und obendrein noch von anderer Seite mit einer großartigen Schenkung bedacht wurde, da schrieb er einem Freunde: „Ich bin frei; was ich dabei fühle, kann ich nicht sagen.“ Und wir glauben nicht, daß er die Mehrzahl seiner seitdem erschienenen Werke hätte schreiben können, wenn er verpflichtet gewesen wäre, jahrein jahraus am triester Gymnasium wöchentlich 24 Lehrstunden zu geben. Und hat er sich irgendwelchen „Demüthigungen“ unterziehen müssen? Wir wissen nicht von der mindesten. Wenn in frühern Zeiten Poeten ihren Mäcenen gegenüber sich zu übertriebenen Schmeicheleien

verpflichtet fühlten, so kann davon heute keine Rede mehr sein. Denn kein gebildeter Beschützer eines Talents verlangt so etwas. Oder hat man dergleichen etwa gehört vom wahrhaft königlichen Beschützer der deutschen Poesie, dem edeln Max II. von Baiern? Auf vollkommen gleichem Fuß hat er mit seinen Dichtern verkehrt, und wenn er Geibel, Lingg und andern Jahrgehalte gegeben hat, so hat er es erst dadurch diesen großen Talenten ermöglicht, dasjenige zu leisten, was sie in abhängiger Stellung nicht zu leisten vermocht hätten. Und wenn ein Fürst heutzutage in gleicher Weise verführe, so würde er damit nur ein gutes Werk thun. Denn ein Dichter, der, durch eine Sinecure selbständig gemacht, der Welt große Dichtungen beschert, nützt derselben tausendmal mehr als ein trockener, wenn auch noch so tüchtiger Gelehrter mit dreifacher Besoldung. Und wenn seit der münchener Schule so wenig wahrhaft Kunstvollendetes in Deutschland erschienen ist, so ist der Grund vielfach kein anderer, als daß die Poesie sich augenblicklich keiner Mäcene zu erfreuen hat, und daß den neuen Talenten Muße und Stimmung zu ruhigem Schaffen fehlt. Man höre also auf, dem deutschen Volke vorzupredigen, daß seine Dichter vortrefflich leben können. Es hat sich derselben immer wenig genug angenommen; durch derartige Redensarten aber wird es erst recht in seiner Indolenz bestärkt.

Erwin Mansbach.

Julius Mosen.

I.

Julius Mosen's sämmtliche Werke. Neue vermehrte und durch eine Biographie des Dichters von dem Sohne desselben bereicherte Auflage. Sechs Bände. Mit Mosen's Porträt. Leipzig, Friedrich. 1880. 8. 12 M.

Wenn heutzutage, wo außer dem Roman eigentlich nur die verfeinerte Posse beliebt ist, die Werke eines von höhern und echt künstlerischen Tendenzen beseelten Dichters eine Gesammtausgabe erleben, so ist das als eine ganz besondere Seltenheit und als ein großer Glücksfall anzusehen. Und wenn diese Gesammtausgabe in verhältnißmäßig kurzer Zeit obendrein noch eine zweite Auflage erlebt, so könnte man geneigt sein, dieses Ereigniß als ein halbes Wunder hinzustellen.

Bei Julius Mosen ist dieses Wunder Thatsache geworden. Gegen Mitte der sechziger Jahre hatte der edle, von unheilbarem Siechthum heimgesuchte Poet die große Freude, den letzten Wunsch seines Lebens in Gestalt der ersten erscheinenden Gesammtausgabe in Erfüllung gehen zu sehen, und diese Gesammtausgabe hat sich im Verlauf der folgenden Jahre so viel Freunde erworben, daß zu einem Neudruck geschritten und eine vermehrte und durch eine Biographie bereicherte Auflage hergestellt werden konnte.

Sehr anzuerkennen ist, daß der Verleger für die sechs umfangreichen Bände einen außerordentlich billigen Preis angesetzt hat, und es dürfte dieser Umstand zur Verbreitung von Mosen's Schöpfungen nicht wenig beitragen. Denn es ist ja leider eine Thatsache, daß diejenigen Leute in Deutschland, welche sich noch am ehesten und meisten für Poesie höherer Art interessiren, zum großen Theile nicht die Mittel haben, um kostspielige Ausgaben zu bezahlen, und erst wenn die Buchhändler in gründlicher Erkenntniß dieser Sachlage für epische, lyrische und dramatische Werke möglichst niedrige Preise ansetzen werden, dürfen sie darauf hoffen, der Poesie wieder in breitern Schichten des Volks Eingang zu verschaffen. Trotz des billigen Preises aber ist die neue Ausgabe von Mosen's Werken äußerlich eine sehr stattliche. Format, Papier und Lettern präsentiren sich sehr angenehm. Hingegen kann man das dem sechsten Bande vorausgeschickte Druckfehlerverzeichniß allerdings nicht ohne Lächeln ansehen. Hier sind für alle sechs Bände fünf Druckfehler verzeichnet. Ich habe aber allein im „Congreß von Verona" (vierter Band) mir sechsundvierzig angestrichen, und wenn in den übrigen Bänden, wo ich mir diese Mühe nicht gemacht habe, das Verhältniß sehr wahrscheinlich ein ähnliches ist, so geht daraus hervor, daß es die Correctur an der für eine Gesammtausgabe doppelt nothwendigen Sorgfalt allzu sehr hat fehlen lassen; und da sich auch manches findet, was auf falscher Lesung des Manuscripts zu beruhen scheint, so wäre für eine hoffentlich demnächst erscheinende dritte Auflage vor allen Dingen eine genaue Revision und kritische Durcharbeitung des Textes zu wünschen.

Was die Anordnung der einzelnen Dichtungen innerhalb der Gesammtausgabe betrifft, so haben die Herausgeber — mit Ausnahme der Lyrik, die ganz ans Ende gesetzt ist — die Entstehungszeit als ausschlaggebendes Princip walten lassen. Ueber die Berechtigung und Angemessenheit dieses Princips wird sich streiten lassen, und es kann immerhin fraglich sein, ob die Gruppirung und Zusammenstellung der einzelnen Stücke nach den Kategorien des Epischen, Lyrischen und Dramatischen nicht vorzuziehen gewesen wäre. Jedenfalls soll für unsere Besprechung der letztere Gesichtspunkt der maßgebende sein; wir werden der Ausgabe nicht Band für Band folgen, sondern aus den verschiedenen Bänden das nach den obigen Kategorien Zusammengehörige herausnehmen und in Gruppen vereinigen.

Und wenn wir da nun dem epischen Elemente den

Vortritt lassen, so haben wir als in dieses Gebiet gehörig zunächst zu erwähnen die den Werken vorausgeschickte Selbstbiographie, die leider Fragment geblieben ist. Der Dichter hat sie dictirt 1848, als er schon seiner Krankheit verfallen war. Sie ist offenbar hervorgegangen aus dem durch seinen traurigen Zustand bedingten Bedürfniß, in der Erinnerung an die glücklichen Tage der Jugend denselben soweit als möglich zu vergessen. Ueber die Zeiten der Jugend gehen diese Erinnerungen denn auch nicht hinaus; auf den 76 Seiten aber, die sie füllen, empfangen wir ein außerordentlich anziehendes, wahrhaft liebenswürdiges Bild von der idyllischen Knabenexistenz des Schullehrersohns von Marienei im sächsischen Vogtlande. Namentlich sind die Partien, deren Mittelpunkt der höchst originelle Großvater des Dichters ist, ungemein interessant, und wie zu bedauern ist, daß Mosen diese Erinnerungen nicht weiter fortgeführt hat, so läßt sich auch der Wunsch nicht unterdrücken, daß es recht vielen Dichtern gefallen möchte, derartige autobiographische Erinnerungen niederzuschreiben. Denn wenn das Interessanteste auf der Welt das menschliche Individuum und die genaue Erkenntniß desselben ist, so kann der Dichter, der ja ein erhöhter Mensch ist, auf dieses Interesse in ganz besonderm Maße Anspruch erheben, und jeder Einblick, den wir — auch abgesehen von den Werken — in eine Dichterexistenz und Dichterbrust zu thun gewürdigt werden, ist für den Empfänglichen stets von ungewöhnlich fesselnder und anziehender Natur. Selbstverständlich wird dabei vorausgesetzt, daß einer auch wirklich etwas erlebt hat, und wir wollen hoffen, die Nivellirungssucht und Nivellirungskraft der Zeit werde nicht schließlich noch alle Originalität in Zuständen und Charakteren aus der Welt verdrängen, sodaß auch das Genie zuguterletzt auf der großen allgemeinen Heerstraße einhertrotten muß und nichts Apartes mehr zu erleben und zu erzählen findet. Auf alle Fälle kann jeder Begabte seinem guten Genius danken, wenn dieser ihn lieber, wie Mosen, in engbegrenzten ländlichen, aber der poetischen Anregung nicht entbehrenden Zuständen als etwa innerhalb der Kasernenbauten und des verworrenen und verwirrenden Lebens einer großen Stadt aufwachsen läßt.

Wenn wir nun zu Mosen's eigentlichen dichterischen Werken epischer Art übergehen, so finden sich drei in Prosa: „Georg Venlot", „Der Congreß von Verona" und die „Bilder im Moose" und zwei in Versen: „Der Ritter Wahn" und „Ahasver".

Was zunächst die 1831 geschriebene Novelle „Georg Venlot" betrifft, so läßt sich an ihr ersehen, wie tief Jugenderinnerungen haften, und wie lange und wie entscheidend dieselben nachzuwirken im Stande sind. Denn wer zu lesen versteht, hört aus derselben als Grundbaß ziemlich genau das Märchen heraus, welches eine ältere Jugendfreundin dem Knaben in seiner Heimat erzählt hat und das uns in den „Erinnerungen" ausführlich mitgetheilt wird. Leider ist dieses märchenhafte Element für die Novelle verhängnißvoll geworden, und wie schon früher die Kritik daran Anstoß genommen und ihre Bedenken dagegen ausgesprochen hat, so können wir nach dem jetzigen Stande unserer ästhetischen Einsicht dieses Erstlingsproduct der Mosen'schen Erzählungskunst um so weniger als gelungen bezeichnen. Der Grund hierfür ist, wie gesagt, kein anderer, als daß in „Georg Venlot" eben jenes märchenhafte Element mit den Schilderungen realster Wirklichkeit in einer Weise verschmolzen ist, welche jede künstlerische Wirkung hindert und durchaus den Eindruck des Disparaten und Disharmonischen macht. Mosen, der in diesem wie in andern Werken mancherlei Invectiven gegen die Romantiker richtet, hat ihnen in solcher Zusammenschweißung des Unvereinbaren nichtsdestoweniger seinen Tribut abtragen müssen und ist von dem Vorwurfe des willkürlichen Spiels mit dem Phantastischen nicht freizusprechen. Das phantastisch-märchenhafte Element hat in der Poesie natürlich an sich seine volle Berechtigung; ja, je realistischer die Zeit wird, eine um so größere Sehnsucht erwacht in uns nach zeitweiliger Flucht in die Märchenwelt, und vielleicht erklärt es sich gerade hieraus, daß speciell in jüngster Zeit mehr als eine Märchensammlung erschienen ist und Glück gemacht hat. Aber wo auch das Märchenhafte auftritt, auf alle Fälle verlangen wir es rein und nicht durchsetzt mit den Scenen greifbarster Lebenswirklichkeit. Dadurch wird der Geist fortwährend aus einer Stimmung in die andere gezerrt. Das Ganze kann lediglich einen verschwommenen Eindruck machen, und diese Verschwommenheit wird in der Mosen'schen Novelle noch erhöht, insofern die vom Verfasser beabsichtigte Symbolik keineswegs eine deutliche und durchsichtige ist. Man merkt wol, daß es sich um eine Art Faustiade, um ein Ringen nach dem Ideal handeln soll; man muß dies aber eigentlich mehr errathen, als daß es sich deutlich erkennen ließe, der symbolische Gedanke und die reale Einkleidung decken sich nicht, und das Ganze macht schließlich einen unbefriedigenden Eindruck. Nichtsdestoweniger ist es natürlich vollkommen zu billigen, daß diese Jugendnovelle der Gesammtausgabe von Mosen's Werken einverleibt wurde. Denn eine solche hat nicht blos absolut vollendete Dichtungen zu bieten, sondern uns vor allem auch das Werden des Dichters zu veranschaulichen und demgemäß innerhalb gewisser Grenzen auch dem weniger Vollendeten, aber für den Dichter Charakteristischen eine Stelle einzuräumen.

Lediglich auf dem Boden der greifbarsten Realität (mit Ausnahme einer einzigen Stelle, wo der Deutsche Arnold der Veroneserin Francesca ein an sich poesieduftiges, aber in diesem Zusammenhange doch fremdartiges Märchen erzählt) bewegen wir uns in dem Romane „Der Congreß von Verona", und ich kann nicht leugnen, daß ich dieses Werk noch jetzt für ein Meisterwerk der Erzählungskunst, speciell für das Muster eines historischen Romans halte. Die Haupt- und Staatsaction des bekannten Congresses ist auf das glücklichste in dichterisches Leben umgesetzt, die

historischen Hauptacteure, z. B. Fürst Metternich, bleiben vollkommen im Hintergrunde oder greifen nur vorübergehend in die Handlung ein, und statt dessen stehen, dem Gesetze des historischen Romans gemäß, frei erfundene oder von der Geschichte nur sehr nebenbei genannte Personen im Mittelpunkte der Dinge; diese Personen sind sämmtlich scharf umrissen und durchweg sehr anziehend charakterisirt, die Handlung, in welche sie hineingestellt sind, ist meist außerordentlich spannend, und der fortwährende Hinblick auf den griechischen Freiheitskampf gibt dem Ganzen ein bedeutsames Relief. Auszusetzen hätte ich nur zwei Dinge. In den Schlußkapiteln — das ist das eine — erlahmt das Interesse einigermaßen, ja die ausführliche Schilderung der Erbschaftsbemühungen der Verwandten des Grafen Rankenstein fällt gegen alles Vorhergehende bedeutend ab und verstößt in ihrer theilweise an die Caricatur streifenden Possenhaftigkeit durchaus gegen die Würde des Romans. Und sodann kann unbedingt nur verstimmend wirken das wol von kaum einem Leser erwartete und vorausgesehene betrübende Ende der einen Hauptheldin des Romans, der schon oben genannten Francesca. Diese, ein bildschönes und höchst edles Mädchen, fällt schließlich der Brutalität eines russischen Fürsten anheim und stürzt sich in die Etsch; mag immerhin der russische Fürst hinterher die gebührende Strafe finden, das durch nichts verdiente und daher nicht tragische, sondern lediglich traurige Ende erscheint deshalb nicht weniger unbefriedigend; denn der Untergang eines Schurken ist keine genügende Sühne für die schuldlose Vernichtung eines bevorzugten Menschenwesens, und eine glückliche Schlußwendung im Schicksale Francesca's würde nach meiner Ansicht den Roman weit harmonischer haben ausklingen lassen.

Wenn wir auf diese Weise nicht umhin können, über den „Congreß von Verona" auch noch jetzt ein fast unbedingtes Lob auszusprechen, so werden wir auch dem letzten in Prosa geschriebenen Erzählungswerke Mosen's, seinen „Bildern im Moose", die gebührende Anerkennung nicht versagen. In manchen Literaturbüchern wird das Werk als verfehlt bezeichnet, ich selbst aber muß gestehen, daß ich jetzt bei erneuter Lektüre ganz denselben freundlichen Eindruck von ihm empfangen habe wie bei der ersten Bekanntschaft vor etwa zwanzig Jahren. Die locale Scenerie für dieses Buch bildet die Stadt Dresden, nämlich das bekannte Belvedere der Brühlschen Terrasse. Hier versammelt sich jeden Sonnabend ein Kreis von Freunden, und nach der Tradition des „Decameron" besteht nun der Inhalt des Buchs aus einer Reihe von Novellen und Novelletten aus eigenem und fremdem Leben, welche sich jene Freunde bei Gelegenheit dieser Zusammenkünfte untereinander erzählen. Die Erzählungen selbst sind weniger realistisch als der „Congreß von Verona"; vielmehr ist auch hier die Neigung zum Phantastischen und zum dämmerhaften Clair-Obscur unverkennbar, aber der Verfasser vermeidet hier durchaus den bei der Novelle „Georg Venlot" getadelten Fehler; das Reale trägt hier nur mitunter den Anhauch des Phantastischen, ein schreiender Gegensatz zwischen beiden besteht nicht, und eben jenes Clair-Obscur wird vom Verfasser zum Theil höchst kunstvoll im Interesse echt poetischer Wirkungen verwandt. Ein zauberhafter Duft liegt über manchen der Geschichten ausgebreitet, und ich kann dieselben durchaus nicht im schlechten Sinne romantisch oder gar veraltet finden. Veraltet sind höchstens die Zwischengespräche, welche die einzelnen Erzählungen verbinden. Denn deren Inhalt ist meist den damaligen Zeitfragen entlehnt und für uns allerdings längst überwunden. Indeß diese kleine Unbequemlichkeit kann man immerhin mit in den Kauf nehmen, und zudem liest man über diese kurzen Zwischengespräche ja meist schnell genug hinweg.

Populärer und mehr genannt als Mosen's epische Prosadichtungen sind seine beiden Epen in Versen, die nicht blos dem eigentlichen Literaturkenner sofort einfallen, wenn Mosen's Name genannt wird, sein „Ritter Wahn" und „Ahasver", und es läßt sich nicht leugnen, daß in diesen in der That zwei dichterische Hauptleistungen Mosen's zu sehen sind. Was zunächst die Form angeht, so hat er sich für diese Epen bekanntlich ein eigenthümliches Versmaß gebildet, welches als eine Variante der Terzinenstrophe gelten kann. Während nämlich bei der Terzinenform der Binnenreim der vorhergehenden Strophe jedesmal die Außenreime für die nächstfolgende Strophe abgibt, läßt Mosen die mittlere Zeile überhaupt ohne Reim und beschränkt sich darauf, blos die Außenzeilen reimen zu lassen. Es ist darin aber keineswegs ein stillschweigendes Bekenntniß dichterischer Schwäche in Betreff der Technik zu sehen; vielmehr hätte Mosen, wenn er gewollt hätte, ganz wohl auch Terzinen in strengem Sinne machen können. Aber er war offenbar der Ansicht, daß die mit der Herstellung auch des Binnenreims und mit der strengen Durchführung der Terzinenkette verbundene Quälerei in keinem Verhältnisse stehe zu dem für den Leser erzielten melodischen Genusse und jene Mühe deshalb nicht lohnend sei. Und aus diesem Grunde hielt er sich an das in Rede stehende Versschema, in welchem man meinetwegen keine Terzinen mehr sehen mag, in dem ich für mein Theil aber etwas Schleppendes (wie ich hin und wieder gelesen) nicht habe finden können. Dagegen sind mir hier und dort zu kurze (nicht aus fünf Jamben bestehende) Verse aufgefallen, und auch der rein sprachliche Ausdruck wäre zuweilen einer Verbesserung und Ausfeilung fähig gewesen. Was aber den Inhalt angeht, so ist ja längst anerkannt, daß die beiden als Pendants zueinander gehörigen Epen einen schönen Tiefsinn zeigen; es sind Gedankenepen mit dem vor allem ihren Werth bestimmenden Vorzuge, daß die symbolische Beziehung und das Factische nicht unvermittelt nebeneinander herlaufen, sondern daß die Abstraction überall in dichterisches Leben umgesetzt ist und von der dichterischen Einkleidung vollkommen gedeckt wird. Also hat das Urtheil früher

gelautet, und wir werden dasselbe im ganzen auch jetzt noch unterschreiben können. Auf den speciellern Inhalt der beiden Dichtungen werde ich hier nicht nöthig haben einzugehen, da es sich ja um längst bekannte und längst anerkannte Schöpfungen handelt. Bemerken möchte ich nur noch, daß der „Ritter Wahn" in meinen Augen höher steht als der „Ahasver". Denn durch die erstere Dichtung scheint mir der ihr zu Grunde liegende Gedanke wirklich endgültig erschöpft, während ich das beim „Ahasver" nicht finden kann. Das Ahasver-Problem (auf welches schon Goethe sein Absehen gerichtet hatte) ist von Mosen nach meiner Ansicht nicht in seiner ganzen Tiefe erfaßt und auf genügend breiter Basis durchgeführt. Die endgültige Ahasver-Dichtung ist überhaupt erst noch zu schreiben, wenigstens soweit ich die vorhandenen Gestaltungen des Stoffs kenne (der „Ahasver" von Heller z. B. ist mir bisjetzt fremd geblieben), und auch Hamerling's „Ahasver in Rom" kann nicht als diese definitive Gestaltung angesehen werden, da der eigentliche Held dieser Dichtung ja nicht Ahasver, sondern Nero ist.

Hiermit wäre die Betrachtung der epischen Dichtungen Mosen's erledigt, und ich kann nunmehr zu seinen lyrischen und dramatischen Schöpfungen übergehen.

Auf dem Gebiete der Lyrik hat er einen Erfolg erreicht, welcher bei weitem nicht jedem Lyriker beschieden ist und nach welchem Platen z. B. als nach einem unerreichbaren Triumphe umsonst ausschaute: den Erfolg nämlich, daß einige seiner Gedichte in den Mund des Volks übergingen und dadurch sein Name in seltener Weise populär geworden ist. Die Gedichte „Andreas Hofer", „Der Trompeter an der Katzbach", „Die letzten Zehn vom vierten Regiment" haben gleich bei ihrem ersten Bekanntwerden mächtig eingeschlagen (als Ironie des Schicksals verdient noch erwähnt zu werden, daß Mosen selbst als Gerichtsbeamter einmal in die Lage gekommen ist, ein Harfenmädchen verurtheilen zu müssen, weil sie das letztgenannte Lied auf den Straßen gesungen, ohne einen Erlaubnißschein zu haben), sie sind in die meisten Anthologien übergegangen, und wie wir alle sie in der Jugend auswendig gelernt haben und von ihnen hingerissen worden sind, so werden sie auch in Zukunft noch viele Herzen ergreifen und Mosen's Namen die verdiente Popularität bewahren. Diese Gedichte finden sich sämmtlich in der ersten Abtheilung seiner in fünf Rubriken gegliederten, den sechsten Band der Gesammtwerke füllenden lyrischen Leistungen. Jene fünf Abtheilungen tragen keine besondern Ueberschriften, doch ist der leitende Faden in jeder einzelnen unschwer zu erkennen. Die erste Abtheilung umfaßt wesentlich Gedichte politischer Natur. Der Dichter verräth überall die wärmste Vaterlandsliebe, und aus der Reihe der betreffenden Gedichte verdienen die beiden auch in dem Drama „Heinrich der Finkler" wiederkehrenden: „Lied der Deutschen" und „Gebet vor der Schlacht", ganz besonders lobend hervorgehoben zu werden. Im übrigen fiel Mosen's lyrisch fruchtbarste Zeit in eine der traurigsten Perioden deutscher Geschichte, in die Reactionsperiode zwischen 1830—1840, und die in diesen Jahren herrschende geistige Dumpfheit hat auch auf seine politische Lyrik gleichsam ihren Schatten geworfen, d. h. er ist sich des auf der Nation lastenden Drucks vollkommen bewußt, aber er kommt über dies Bewußtsein im wesentlichen nicht hinaus; er beklagt jenen Druck in den verschiedensten Formen, aber er versteht es weder, wie Anastasius Grün, jenen traurigen Zuständen mit graziösem Humor zu Leibe zu gehen, noch, wie Herwegh und andere politische Sänger jener Zeit, der schmetternden Lerche gleich den kommenden Morgen der Freiheit jubelnd anzukündigen. Der Hoffnung auf Besserung wird bei Mosen kaum schüchtern Ausdruck gegeben, deshalb behält seine Klage etwas Niederdrückendes, Beengendes, und daher ist es denn zu erklären, daß im Reigen der politischen Sänger der vierziger Jahre Mosen's Name von der Literaturgeschichte nicht in erster Reihe mit genannt wird.

Die zweite Abtheilung des lyrischen Bandes entlehnt ihre Stoffe wesentlich der Natur, und da Mosen von Jugend auf mit derselben vertraut gewesen ist und sie innigst geliebt hat, so ist diese Abtheilung eine der ansprechendsten, und es findet sich darin manches gemüthvolle Lied, manches freundliche Bild. Dahin gehören gleich zu Anfang die „Frühlingslieder" (im besondern das dritte: „Die drei Zauberstimmen", und das siebente: „Ruhe am See"), ferner „Da drüben", „Der träumende See", „Am Morgen", „Brennende Liebe", „Im Sommer", „Vor Liebe" u. a. Auf der andern Seite aber findet sich auch manches Unbedeutende in dieser Abtheilung, und auch bezüglich der bessern Gedichte muß gesagt werden, daß eine Erfassung der tiefsten Naturseele, wie in ähnlichen Gedichten Mörike's und Th. Storm's, bei Mosen eigentlich nicht gefunden wird. Die Gedichte sind frisch und volksthümlich aus freier Brust gesungen, aber es liegt auf ihnen nicht immer jener stimmungsvolle Duft, vermöge dessen sich derartige Lieder uns erst auf das innigste ans Herz legen.

Die dritte Abtheilung ist dem Weine gewidmet; den darin enthaltenen Gedichten aber (es sind ihrer zum Glück nur acht) läßt sich schlechterdings kein Geschmack mehr abgewinnen. Die Feier des Weins in ihren acht Variationen hat hier sehr viel Gesuchtes, Spielendes, Frostiges und Gekünsteltes, und bacchische Lieder haben wir in der deutschen Literatur ungleich bessere, wollte man, von andern Dichtern zu schweigen, auch nur an die wild-genialen des jüngstgeschiedenen Leuthold erinnern.

Die vierte Abtheilung enthält meist Klänge der Liebe; aber auch sie ist nur kurz (9 Seiten); als die besten der darin enthaltenen Gedichte möchte ich das erste, „Sehnsucht", und das letzte, „Bekenntniß", bezeichnen. Die fünfte und letzte Abtheilung bietet allerlei kleinere epische Stücke: Bilder, Balladen und Romanzen, darunter am ansprechendsten „Haland der Junge", „Das Waldweib", „Fahr wohl", „Heinrich der Löwe". Ein darauf

folgender Anhang bringt lediglich Gelegenheitsgedichte, namentlich Prologe, und bietet für die Beurtheilung keine neuen Anhaltspunkte.

Sonach wären wir mit Mosen's Lyrik am Ende, und wie sehr auch alles irgend Anerkennenswerthe hervorgehoben worden ist, so ergibt sich doch als Resultat, daß seine Stärke eigentlich nicht in der Lyrik zu suchen ist. Den Vorwurf freilich, den ich in manchen Büchern gelesen, daß Mosen's Lyrik durch romantische Nebelhaftigkeiten entstellt sei, finde ich nur in einer kleinen Zahl theils spukhafter, theils romantisch tändelnder Gedichte begründet. Hingegen muß gleich von vornherein auffallen, daß die lyrische Ausbeute eines ganzen Lebens schon äußerlich genommen bei Mosen eine ziemlich geringe ist. Denn sämmtliche oben angeführten Stücke füllen nur einen einzigen nicht umfangreichen Band, sodaß schon hieraus hervorgeht, daß die lyrische Ader bei Mosen keineswegs eine reich quellende gewesen ist. Was sodann die Form anlangt, so ist es wol der Richtung Mosen's auf das Volksthümliche zuzuschreiben, daß er alle höhern Formen der Lyrik, sowol die den antiken wie die den romanischen und orientalischen Sprachen entlehnten, ganz und gar meidet und nur die Liedform in mannichfachen Combinationen cultivirt, und eben jener obengenannten Richtung wegen ist ihm hieraus wol kein Vorwurf zu machen, wenngleich die eigentlich großen Lyriker sich ziemlich ausnahmlos auch durch den Reichthum dichterischer Formen ausgezeichnet haben. Aber auch innerhalb der von ihm gewählten und behandelten Formen ist Mosen keineswegs ein großer Sprachkünstler; seine Sprachbehandlung hat oft etwas sehr Saloppes, und trotz aller beim volksthümlichen Tone zu entschuldigenden Freiheit läßt sich über manches doch nicht ohne Anstoß hinweglesen. Was schließlich den Inhalt angeht, so zeigt derselbe zwar überall die edle, warm und ehrlich empfindende Persönlichkeit, aber es tritt uns eigentlich, soweit man Mosen lediglich nach seiner Lyrik zu beurtheilen hätte, keine eigengeartete, fest umrissene Individualität aus der Summe seines lyrischen Dichtens entgegen. Es fehlt die Weite des Weltblicks, die Fülle der Gesichte und die Tiefe der Anschauungen. Das eigene Seelenleben wird im ganzen überhaupt nur dürftig für dichterische Gestaltung ausgebeutet, und die Außenwelt wird kaum anders als vom Standpunkte des schlichten Naturfreundes und des Politikers angesehen. So wirkt denn vieles in der Sammlung wol recht freundlich und ansprechend, aber — immer abgesehen von jenen gleich eingangs charakterisirten allbekannten Gedichten — eigentlich nicht ein einziges Stück macht auf den Leser durch Inhalt und Formvollendung einen so markanten Eindruck, daß es sich ihm unvergeßlich einprägte und daß er es mit in das Schatzkästlein der deutschen Lyrik zu legen hätte. So wird denn Mosen's Ruhm als Lyriker wol nach wie vor wesentlich auf die bereits wiederholt genannten populär gewordenen Balladen begründet bleiben, und deshalb ist er immer noch beneidenswerth genug. In diesen Gedichten hat er ein paar glückliche Treffer gemacht. Im übrigen hat es den Anschein, als ob er mit ganzer Seele in erster Linie Epiker und Dramatiker, dagegen Lyriker auch nach seiner eigenen Schätzung nur nebenbei gewesen sei.

Albert Moeser.

Novellen von Berthold Auerbach.

1. Landolin von Reutershöfen. Erzählung von Berthold Auerbach. Berlin, Paetel. 8. 6 M.
2. Brigitta. Erzählung von Berthold Auerbach. Stuttgart, Cotta. 1881. 8. 4 M.

Berthold Auerbach gehört zu den reich angelegten Schriftstellernaturen, die sich bis an die Grenze des Mannesalters die Frische der Production bewahrt haben und in der Lage sind, eine etwaige Niete durch einen Gewinn immer wieder in Vergessenheit zu bringen. Wurden wir gestern an ihm irre, so überrascht er uns heute auf das angenehmste und veranlaßt uns, sein Erscheinen freudig zu begrüßen. Diese Ungleichheit erklärt sich dadurch, daß der Dichter mit seinen Schätzen nicht so sparsam umgegangen ist, wie es seinen Jahren und seinem wohlbegründeten Ruhme entspricht. Niemand kann an Auerbach denken, ohne sich einiger Gattungen deutscher Dichtung zu erinnern, die dieser Autor unserer Literatur geschenkt hat. An diesem Titel kann nicht gerüttelt werden, auch wenn sich der Verfasser in allzu eifrigem Schöpfungsdrang zu Gaben von geringerm Werth verstanden hat. Manche derselben trugen in dem Maße den Charakter des Gelegentlichen und Zufälligen, daß man Grund zu der Befürchtung hatte, es sei einer unserer eigenartigsten Dichter der Erschöpfung nahe. Diese Befürchtung ist indessen durch die beiden uns vorliegenden Erzählungen mit einem Schlage zunichte gemacht worden, indem die erste von ihnen durch die scharfe Charakteristik der Hauptfigur und das Mächtige des Gesammteindrucks, die zweite durch die liebevolle Detailmalerei und das Sinnige der Betrachtungen ununterbrochen fesseln.

Zu einer solchen Auffrischung seines Talents ist Auerbach durch die Rückkehr zur Poesie seiner ersten Periode gelangt, der er seinen unbestrittenen Ruhm verdankt. Nicht die Versuche, unser modernes Leben in breiten Culturbildern zu schildern, sondern die Darstellungen naiver Volksthümlichkeit zeigen den Dichter in seiner eigenthümlichen Größe, und wenn seine umfassenden Romane „Neues Leben“, „Auf der Höhe“, „Das Landhaus am Rhein“,

„Waldfried" längst vergessen sind, wird man die „Schwarzwälder Dorfgeschichten" wegen ihres markigen Gepräges, ihrer plastischen Formen, ihrer gesunden Tüchtigkeit als Zierde unserer Nationalliteratur betrachten.

An diese Muster der Erzählungskunst erinnert „Landolin von Reutershöfen" (Nr. 1), eine Geschichte, so einfach, daß man ihren wesentlichen Inhalt in zehn Zeilen zusammendrängen könnte, und doch zugleich so gehaltvoll, daß man ein Menschenleben von dem Momente strotzender Kraft und Fülle bis zu seiner jähen Zertrümmerung in den feinsten Wendungen entfaltet sieht. Nichts Gleichgültiges und Nebensächliches stört dabei den Leser in der Einheit des Interesses, alle Nebenfiguren zielen nach dem Mittelpunkte der Erzählung, in dem sich die Strahlen der Dichtung vereinigen. Hier spielt sich das tragische Geschick eines Mannes ab, der seine Leidenschaften nicht zu zähmen weiß und dafür, obwol ihn die irdische Gerechtigkeit verschont, von seinem Gewissen, von seiner Familie, von seinen Mitmenschen gemartert und gequält wird, bis er sich, müde und matt geworden, dem Tode als leichte Beute darbietet.

Diese innere Zersetzung in dem Gemüthe des Großbauern Landolin von Reutershöfen bis zu dessen völliger Auflösung geschildert zu haben, bildet eins der größten Verdienste Auerbach's, auch wenn er im „Diethelm von Buchenberg" bereits ein ähnliches psychologisches Problem in dem reichen Bauern, der trotz seines ursprünglich guten Naturells zur Brandstiftung und zum Morde verleitet wird, gelöst hat. Die neue Erzählung wahrt den Charakter unbedingter Selbständigkeit und Lebenswahrheit. Man glaubt den ganzen Vorgang, selbst wenn man ihn auf seine Glaubwürdigkeit aus Mangel an eigener Anschauung nicht prüfen kann: so unverhüllt und nackt sehen wir die Seele des unglücklichen Mannes vor uns.

Die Folie zu diesem allmählichen Zerbröckeln einer in allen Fugen erschütterten Menschennatur ist, um die Wirkung des Contrastes auszuüben, sonnig und heiter gehalten. Es ist anfangs die Verlobung des Sägemüllers Anton mit Landolin's Tochter Thoma, später die Fahnenweihe des Kriegervereins, die überall Lachen und Lustigkeit entfesseln. In diese fröhliche Welt fährt nun wie ein Wetterschlag die unbesonnene That Landolin's hinein, der, von einem wegen Diebstahls entlassenen Knechte gereizt und beleidigt, einen Stein gegen denselben schleudert, sodaß er auf der Stelle todt liegen bleibt. Die That wird vor den Geschworenen nicht erwiesen; vielmehr wissen der Schuldige, sein Vertheidiger und ein Theil der Zeugen die Sache so darzustellen, als ob der Erschlagene auf die Pflastersteine gestürzt und dabei ums Leben gekommen sei. Der Bauer wird mit sechs gegen sechs Stimmen freigesprochen. Das hieraus entstehende Seelenproblem, das der Erzählung zu Grunde liegt, drückt der Sägemüller mit folgenden Worten aus:

Ich sag' dir, es wäre besser gewesen, für die Gerechtigkeit und auch für den gewaltthätigen Landolin selbst, wenn er ein paar Jahre Strafe hätte absitzen müssen, jetzt, gib acht, muß er ärger büßen; er muß sich von jedem, dem er begegnet, freisprechen lassen. Wenn er dagegen seine Strafe abgemacht hätte, ständ' er besser da; er wär' wieder ehrlich und alles glatt und eben, und nach zwei Jahren bekäme er seine Ehrenrechte wieder vom Staate und von uns. Es war eben ein Fehltritt. Aber jetzt und so? Und ich glaub', der Landolin ist nicht hartgesotten genug, wie soll ich sagen .... ich meine, er ist doch nicht Manns genug, um vor den Leuten und vor sich selber sich alles aus dem Sinn zu schlagen.

Landolin, von den Richtern freigesprochen, wird nunmehr von allen denjenigen verurtheilt, deren Achtung zu besitzen sein höchster Stolz war. Man erniedrigte ihn mit Wort und Blick, ihn, den reichsten Bauern der Gegend; niemand kümmert sich mehr um ihn, und wenn er sich jemand anschließen will, stellt sich die Erinnerung an die blutige That trennend zwischen Mensch und Mensch. Er sieht sich zurückgesetzt und verlassen, und was das Schlimmste ist, auch die Familienbande, die ihn sonst so fest an Haus und Herd fesselten, fangen an zu zerreißen, indem er die Liebe seiner Kinder verliert.

Landolin's Kinder, Thoma und Peter, sind vom Dichter mit gleichem Geschick angelegt, aber ungleich ausgeführt worden. Thoma ist mehr gedacht als anschaulich gedichtet, mehr eine Abstraction als ein Wesen von Fleisch und Blut. Eine herbe, bis zum Schroffen gehende Mädchenblume, empört sie nichts so sehr wie die Lüge: darum reißt sie die Liebe zum Vater aus ihrem Herzen, weil dieser vor Gericht die Unwahrheit gesprochen hat; darum löst sie das Verlöbniß mit Anton, weil dieser zu Gunsten Landolin's falsch Zeugniß vor den Richtern abgelegt hat. Wir zweifeln zwar nicht an der Möglichkeit solcher Ausnahmenaturen, die ihr weibliches Empfinden so weit verleugnen, daß ihnen der Familiensinn nicht das Höchste und Letzte ist, verlangen aber, daß der Dichter dieses seltsame Seelenleben bis auf seine geheimnißvollen Quellen verfolge. Die Charakteristik Thoma's ist zu sehr auf einen Ton gestimmt, als daß wir dieselbe nachempfindend verstehen könnten, und daß wir sie nicht verstehen, zeigt sich am deutlichsten, wenn sich ihr starrer Sinn beugt, ihr Wahrheitsfanatismus der Liebe zu den Aeltern weicht und sie sich das Herz des Geliebten nochmals und bleibend erobert. Dieser Uebergang ist für den Leser so gut wie unverständlich. Man begreift des Dichters Absicht, aber man vermißt deren gestaltende Ausführung. Desto origineller und lebensvoller ist Peter gezeichnet, ein Junge, der vor des Vaters Freisprechung sich nicht zu rühren wagte und nun den alten Landolin beiseiteschieben, den Bauernhof selbständig regieren und sich in seiner ganzen hoffärtigen Weise aufspielen will. Zwischen beide tritt die rührende Gestalt der Großbäuerin, die, von schwerer Krankheit heimgesucht, den Streit zwischen Vater und Sohn zu schlichten sich bemüht und dabei todt darniedersinkt. Es gehört zu den erschütterndsten Momenten der Erzählung, wenn Landolin, von der Welt gebrandmarkt und von den Seinen verlassen, das Bekenntniß seiner Schuld ablegt,

sich die Liebe seiner Thoma mit den Worten wieder verdient: „Ich hab's gethan, ich hab's, ich hab' den Vettori getödtet und hab's abgeleugnet."

Zu den eigenartigen Erfindungen des Dichters gehört ferner die Mutter des Erschlagenen, die Schaubkäther, deren ganzes Leben ein einziger Rachegedanke ist und die wie die Verkörperung der Nemesis Landolin auf Schritt und Tritt verfolgt, bis sie beide den wilden Wassern, die von Berg zu Thal rauschen und alles hinwegschwemmen, zum Opfer fallen. Auch die anspruchsvollen Reflexionen, denen sich sonst Auerbach in seinen Romanen hingibt, sind in dieser Novelle auf ein bescheidenes Maß beschränkt. Wo sie sich dennoch vordrängen, wie bei der Kreisräthin, kann man stets annehmen, daß die Personen, denen sie in den Mund gelegt werden, verzeichnet sind. In der That ist eine Person wie die Kreisräthin, die überall die Vermittlerin spielt und dabei alles verkehrt macht, nur humoristisch zu verwerthen, während sie Auerbach allen Ernstes für eine bedeutende Frau gelten lassen will. Diese und ähnliche Ausstellungen verschwinden jedoch gegenüber den großen und seltenen Vorzügen des erschütternden Seelengemäldes, das der Dichter vor unsern Augen entrollt hat und das seine geistige Frische unwiderleglich darthut.

Die Erzählung „Brigitta" (Nr. 2) hat unter dem Umstande, daß sie als Feuilleton einer Tageszeitung erschien und in einzelne kleine Stücke zerlegt wurde, sehr zu leiden gehabt, da sie mit ungekünstelte Vornehmheit alles, was Spannung und Sensation heißt, zurückweist, sich aber dafür tief in die Seelenzustände der geschilderten Charaktere hineinarbeitet. Bei dieser Art der Veröffentlichung machten die Ueberschriften der einzelnen Kapitel in der Nebeneinanderstellung unzusammenhängender Dinge und dem Schielen nach einer lapidarischen Ausdrucksweise einen wenig geschmackvollen Eindruck. Für die Buchausgabe hat der Verfasser jedoch dieses Rococo-Ornament fortgelassen und auch hier und dort die bessernde Hand unermüdlich angelegt. Wer nun die Novelle unbefangen liest, wird gestehen müssen, daß die gehässigen Beurtheilungen, welche auf die Dichtung herniederfielen, ungerecht waren. Es ist der echte und rechte Auerbach mit seinen Vorzügen und seinen Schwächen, namentlich aber in der Anwendung jener analytischen Methode, durch die er sich so entschieden von seinem Rivalen Spielhagen unterscheidet. Wenn dieser immer auf das Ganze zielt, arbeitet jener aus dem einzelnen heraus; dieser ist in der Art des Wurfs, im Guß und Fluß des Allgemeinen, jener im Gefüge des Details groß. Es ist dabei ganz gleichgültig, ob beide mehr nach bestimmten Vorlagen und Erinnerungen oder nach eigenen Erfindungen arbeiten. Auerbach meißelt immer nur das Einzelne fein aus und bleibt in der Composition schwach, auch wenn er sich ein Ganzes schön ausgedacht hat; Spielhagen dagegen mag seine nächste Umgebung porträtiren und wird doch immer das charakteristische Ciseliren vernachlässigen und sofort zur Gestaltung eines kühn geschwungenen Baues übergehen.

Schon der Anfang der „Brigitta", die Schilderung des verborgenen Wirthshauses, hält den Leser angenehm fest und erzeugt in ihm eine Stimmung, die ihn für das Folgende empfänglich macht:

„Zum goldenen Lamm" lautete die Umschrift auf dem weit vorragenden Wirthsschilde, und das rundliche vergoldete Lamm beugt den Kopf bescheiden, aber doch auch mit einer tiefen, fast neugierigen Wendung. Den bitterlich herben, aber auch erfrischenden Duft von gepreßten Waldkirschen athme ich, indem ich an das Wirthhaus an der Landstraße denke. Es ist zur Zeit, wo sich der Sommer zum Herbste neigt. Auf den Thalwiesen mit Stellfallen, wo der floßbare Waldbach eilig dahinströmt, wird das Oehmd gemäht; manchmal hört man die Sense wetzen, und ein flüchtiger Sonnenblitz zuckt von der Klinge zurück. In den Nußbäumen hinter dem Hause und weiter oben am Hügel in den zahmen Kastanien spökern die Nußhäher und fliegen ab und zu. Die Forellen in dem bis zum Grunde klaren Bergbach schwimmen lustig hin und her und ahnen nichts davon, daß in dem angeketteten Kasten ihre Genossen eingesperrt sind. Eine erquickende Luft von Wasser, Wiese und Fels umweht das Haus. Es wäre nur zu wünschen, daß sich etwas von solcher Luft in diese Blätter einströmen ließ. Ja es gibt noch verborgene, ruhsame und nährsame, in altväterischer Traulichkeit gehaltene Wirthshäuser, und der behaglichsten eins ist das Goldene Lamm. Das breite einstöckige Haus hat sich von der Landstraße zur Seite gerückt, um den haltenden Fuhrwerken Platz zu lassen. Vor Zeiten standen hier mehr als ein Dutzend fliegender Krippen, an denen die Frachtgäule unabgeschirrt gefüttert wurden. Wer vom Berge kam, freute sich im Thale zu sein und wer bergauf zog und Vorspann brauchte, nahm selber auch Vorspann an einem guten Schoppen hierländischen Gewächses, das der landsmännischen Zunge gar wohl mundet. In der Küche prasselte das Feuer und dustete es wol damals nicht besser als heute, wo ein Tunnel durch den Berg gegraben ist. Jetzt aber braust der Bahnzug hinein, er stößt noch einen hellen Jauchzer aus; dann verschlingt ihn der Berg und stille ist es ringsum. Nur manchmal kommt noch langsam eine Holzfuhre krachend daher oder auch ein schnelles Bauerwägelein, mit wohlhäbigen Männern und Frauen in der Landestracht besetzt; die von einem Begräbniß kommen, halten an und lassen sich den Wein herausbringen; die von einer Lustbarkeit kommen, fahren rasch vorüber und winken dem Lammwirthe, sie hätten heute genug. . . .

Die Flößer, die das Stammholz vom obern Thal und aus den Wäldern hervorbringen, stellen gern ihre Ruderstangen am Hause auf, zum Zeichen, daß sie hier Rast halten; sie würdigen das reichliche Essen und den reinen Wein dieses Hauses; darum richten sie es gern so ein, daß sie hier übernachten können. In der großen Stube mit dem grün glasirten Kachelofen und der laut tickenden schwarzwälder Uhr, da sitzen die wetterharten Riesengestalten der Flößer, die sich vorher säuberlich gemacht, bevor sie sich an den langen Tisch setzen; sie stemmen sich auf mit ihren kraftstrotzenden nackten Armen und verzehren ungeheuere Stücke von fettem Fleisch und gehäufte Teller dicken Meerrettichbreis; an Trinken fehlt es natürlich auch nicht; zwischen je zwei Mann steht eine offene Weinflasche, die oftmals leer und wieder voll ist. Anfangs sprechen die Männer kaum ein Wort, sie essen und trinken still, fast feierlich ernst; dann aber wird es laut wie beim Anruf auf dem brausenden Wasser; nicht umsonst sagt man von einem Manne durchdringender Rede: er hat eine Stimme wie ein Flößer.

Wir treten in einen kleinen Kreis tüchtiger und glücklicher Menschen, so gesund wie die sie umgebende Natur, die in tausend Regungen und Wendungen mitspricht,

sobald von menschlichem Schicksal die Rede ist. Für Auerbach sind Wiese, Wald und Feld deshalb so interessant, weil sie mit den Personen mitzufühlen scheinen; diese sprechen und jene antworten, sodaß es immer ein Duett gibt. Unter den Figuren erhebt sich die Wirthsfrau Brigitta, der Auerbach die Erzählung in den Mund gelegt hat, eine Haupteslänge über die übrigen. „Bis auf die letzte Wurzel will ich ausgraben", sagt sie, und sie thut es in einer ehrlichen Beichte des Geschehenen voll Rührung und warmen Gefühls. Wie schildert sie das Aeltern-haus mit seiner ehrbaren Einfachheit, und dann den Umsturz all dieses häuslichen Glücks durch Spitzbüberei und Verschlagenheit, die, mit der Ueberlegenheit einer verfeinerten Cultur ausgerüstet, über den schlichten Verstand der Landleute den Sieg davontragen. Brigitta's Vater wird das Opfer seines Rittmeisters, der den wohlhabenden, vertrauensseligen Bauern zu schwindelhaften Speculationen verleitet, sein eigenes Schäfchen ins Trockene bringt und endlich das Weite sucht, als der Arme von seinen Gläubigern aus Haus und Hof vertrieben wird. Die feine Contrastwirkung, die durch die ganze Novelle geht, beginnt hier bereits in der Gegenüberstellung von Vater und Tochter, wie später in der Begegnung des Rittmeisters und Brigitta's einzusetzen. Der Vater, in dem das Gefühl der Rache nachzittert und der, um sein Fleisch und Blut zu ernähren, Steine zu klopfen anfängt, geht unter in einem an Wahnsinn streifenden Anfall, von seinem Hause wieder Besitz zu nehmen, da dasselbe abgebrochen werden soll. Brigitta quält sich bei Verwandten und Bekannten durch, bis sie sich in der Schweiz in einer Wirthschaft als Magd verdingt. Damit treten wir nun in eine ganz neue Sphäre ein, werden mit unsern Empfindungen plötzlich der Gegenwart ganz nahe gerückt. Wir hören von einem berliner Doctor, der an Augenkranken Wunder thut, von einem züricher Professor, seinem Schüler, zu dem später Brigitta als Krankenpflegerin geht. Es ist nicht schwer, die beiden Personen als dichterische Nachbildungen der bekannten Augenärzte Gräfe und Horner zu erkennen, und es fragt sich, ob dieser Sprung zur Actualität nicht etwas jäh und unvermittelt ausgefallen ist. Aber es ist wahr, die Figuren sind so allgemein menschlich gehoben und so bedeutend geworden, daß eine bloße Stoffneugier nur wenig Befriedigung finden kann. Die Schilderung der Patienten, wie sie in langer Reihe an uns vorüberziehen, ist schön umleuchtet vom Gefühle des Werthes des Augenlichts. Da ist Brigitta's Jugendgespiele Ronymus, der Sohn des Straßenwärters, dem ein Steinsplitter ins Auge geflogen war; da ist die reiche Engländerin aus Indien mit ihrem blinden Kinde, und die ganze Schar der Wehklagenden und Leidensgenossen, die Hülfe suchen.

Dramatisch wird die Erzählung erst wieder bei der Ankunft des Rittmeisters, der eine Operation seiner erblindeten Augen nachsucht. Das strenge Gebot der Pflicht ruft auch in diesem Falle Brigitta als Pflegerin des Kranken herbei; aber mit welchen Empfindungen steht sie vor dem Manne, der ihre Aeltern ins Unglück und in den Tod getrieben und sie selbst zur Magd erniedrigt hat! Der Kampf in der Brust Brigitta's zwischen dem Bekenntniß der Menschenliebe und dem Verlangen nach Rache ist meisterlich und mit ergreifender Seelenmalerei geschildert. Sie weiß sich zu beherrschen, bis zu dem Moment, wo ihr der Patient nach erfolgter Genesung ein großes Geschenk verspricht. Da übermannt sie das Gefühl des Hasses, und indem sie ihm den Verband von den eben operirten Augen reißt, gibt sie sich ihm in höchster Erregung zu erkennen. Von diesem Höhepunkt neigt sich die Erzählung schnell dem Ende zu. Brigitta hat den Rittmeister blenden wollen, aber es nicht thun können, da schon nach der Operation keine Hoffnung auf Genesung war. Die gewollte Sünde bereut sie, indem sie in dem Hausstande, den sie mit Ronymus gründet, den Rittmeister bis an sein Ende pflegt.

Auerbach's „Brigitta" ist werthvoll wegen der vielen bezeichnenden Detailzüge, mit denen Zustände und Personen charakterisirt sind. Vielleicht hätte es sich empfohlen, die Novelle nicht einer bestimmten Person wie Brigitta in den Mund zu legen, sondern sie selbständig als etwas Geschehenes darzustellen. Die Ueberfülle der Reflexion erscheint nicht selten als eine Bildung am unrechten Ort und erzeugt die Vorstellung von Tinte und Buchdruckerschwärze, wenn wir eine Weile Duft und Würze des Landlebens genossen haben. Diese Subjectivität ist um so auffälliger, als Auerbach in der markigen Charakterisirung seiner Personen, in der behaglichen und lebenswarmen Darstellungsweise ein Meister der Objectivität und Natürlichkeit ist.

Eugen Zabel.

Zur Literatur der oberammergauer Passionsspiele.

(Beschluß aus Nr. 4.)

Von wesentlich anderer Art als die bisher aufgezählten Schriften sind die

6. Maitage in Oberammergau. Eine artistische Pilgerfahrt von W. Wyl. Mit dem zum ersten male veröffentlichten Texte des Passionsdramas, den Proben aus Dedler's Passionsmusik und den Bildnissen der Hauptdarsteller. In zwei Theilen. Dritte durchgesehene Auflage. Zürich, Schmidt. 1880. 8. 3 M.

in denen gewiß das Anmuthigste und Liebenswürdigste vorliegt, was bis heute über die Bauernspiele erschien. Wyl hat nicht mit Kurierzuggeschwindigkeit, wie andere Berichterstatter, die Passion mitgemacht, es war ihm ver-

gönnt, fünf Wochen in dem friedlichen Dorfe Oberbaierns zu leben und acht Spiele an sich vorüberziehen zu lassen. Er sitzt nirgends auf dem Rosse der hohen Gelehrsamkeit, sein Sack war durch keine historischen Quellen beschwert, als er seinen Einzug in Oberammergau hielt; aber dafür war seine Aufnahmefähigkeit um so frischer, die Wärme seines Herzens um so größer und der Blick seines Auges um so freier und unbefangener. Wollt ihr den denkwürdigen Sommer mit durchleben, lest Wyl's „Maitage", es wird euch warm ums Herz werden, und der Frühling wird darin einziehen, gerade als ob es echte und rechte Maitage selbst wären und nicht nur ihr Abglanz auf dem empfindungslosen Papier. Eine große Kenntniß der bildenden Kunst und die Liebe, die der Verfasser zu ihr hegt, haben wesentlichen Antheil an dem unwiderstehlichen Zauber dieses mehr geplauderten als geschriebenen Buchs. Was auf Oberammergau Bezug hat, kommt hier zur Sprache, und in der Art, wie es geschieht, wähnen wir selbst theilzunehmen an allen den einzelnen Vorgängen. Mit Liebe sucht Wyl die seltsame Erscheinung, die das kleine Gebirgsdorf bietet, zu durchdringen, zu erklären, und indem er alles, was ihm hier entgegentritt, unverfälscht auf sich wirken läßt, ohne vorgefaßte Meinung, ohne ernstliche kritische Absichten, findet er nur Gutes, nur Schönes, nur Bewundernswerthes. Nannte schon Devrient das griechische mit dem oberammergauer Theater in einem Athem, so sagt Wyl gerade heraus: mitten in einer materiellen, nach Genüssen jagenden Welt ist dieses Dorf ein kleines Athen voll rühriger Künstler von philosophischer Genügsamkeit des Lebens. Wenn überhaupt jemand, so ist es Wyl, der eine Berechtigung hat, als Beurtheilender aufzutreten; denn es ist auch nicht das Kleinste seinen Blicken entgangen, er hat sich ebenso in den Garderoben umgesehen wie in der Häuslichkeit der meisten Darsteller; er hat mit den Bauern eine innige Freundschaft geschlossen und diese lebendigen Quellen sich zu erschließen gewußt, sodaß er nun gar manches zu Tage fördern konnte, was die gedruckten Bücher sonst nicht enthalten. Zahlreiche kleine Einzelheiten, wie die, daß ein Bote angesichts des Publikums fiel und darüber hinter der Bühne bitterlich weinte, hat er zusammengetragen und so auch in den feinern Nuancirungen dem Gesammtbilde die rechten Farben gegeben. Und mehr noch, selbst was nicht unmittelbar zur „Passion" gehört, wird liebevoll betrachtet, wie die zopfigen Malereien des Oberammergauers Franz Zwinck, der, obgleich er nur ein einfacher Dorfmaler war, doch im Zusammenhang steht mit den glänzenden Künstlern von Venedig, Rom und Antwerpen. Wyl zeigt auch, wie das künstlerische Treiben der Bauern manches Talent hat entstehen lassen und zu jenem Gemeinsinn erzogen hat, dem schon Devrient ein Denkmal setzt. Besondere Kapitel sind den Darstellern des Christus, des Kaiphas, Barrabas und Pontius Pilatus gewidmet. Der letztere ist in gewissem Sinne der interessanteste. Holzschnitzer wie die meisten Einwohner Ammergaus, versah er während der Passionszeit auch die Stelle eines Gehülfen des Briefboten und spielte dabei — den Pilatus und dieses letztere nach Wyl's Zeugniß mit einer künstlerischen Größe, die packt und fesselt, mit einer Haltung und Geberde, die an die Römergestalten des großen Rubens erinnern.

Mit diesem Urtheil stehen wir zugleich vor einem Räthsel, wie es in der Welt künstlerischer Erscheinungen nur zu oft aufgeworfen wird. Ferdinand Groß findet außer dem Christus alle Darsteller mittelmäßig, ja zum Theil unzulänglich, also auch den Pilatus, Karl Voigt nennt ihn „edel und schön", und Wyl charakterisirt sein Spiel wie oben angegeben, zeigt sich überwältigt von einem gewaltigen Eindruck, den er durch den armen Bildschnitzer und Hülfsbriefträger empfangen. Welcher Ring ist der echte?

Die übrigen Actores kommen in einem Gesammtkapitel zur Abhandlung, das zugleich über ihre Leitung die nöthigen Aufschlüsse gibt. Wyl sagt darüber unter anderm, daß ein alter Schauspieler gegen eine Entschädigung von 6—8000 Mark alles zu besorgen habe, was zum Metier eines guten Regisseurs gehöre. Lampert, der Devrientabschreiber, dagegen versichert in den wenigen nicht auf seinem großen Vorgänger basirenden Seiten seiner Schrift, daß die Vermuthung, fremde künstlerische Kräfte seien bei der Regie und Inscenirung thätig, entschieden zurückzuweisen sei. Nach der Glaubwürdigkeit und dem Ernste beider Quellen zu urtheilen, darf man sich wol für Wyl's Behauptung erklären. Ueber die Wahl der Passionsspieler berichtet der neunte Abschnitt der „Maitage", der auch über die finanziellen Verhältnisse der Spieler Auskunft gibt, während die nächste Abtheilung von Text und Darstellung des Dramas handelt. Ohne daß der Devrient'schen Idee eines historischen Volkstheaters hier Erwähnung geschieht, werden wir doch im Verlaufe der Wyl'schen Auseinandersetzungen an dieselbe erinnert durch die Ansicht des Verfassers, daß Joseph Mayr einen herrlichen Christus, Lang einen famosen fanatischen Concilbischof, Thomas Rendl (der Pilatus) einen höchst achtbaren Kaiser Sigismund abgeben würden, eben weil jede künstlerische Aufgabe, jeder ernste dramatische Vorwurf begeisterte Darsteller in diesen geborenen und erzogenen Künstlern finden muß. Originell und charakteristisch ist es, daß sich die Darsteller während des Spiels durch gegenseitiges Zurufen von Kernsprüchen anfeuern, so etwa, daß einer aus dem Volke auf Christus bezüglich sagte: „Den Kerl müssent' wir wegputzen!" oder als Pilatus die Geiselung über Christum verhängte: „Herrgottsakerment, des is z'weni!"

Die Worte, die Wyl am Schluß des erzählenden Theils seines Buchs ausspricht, sind eine charakteristische Mahnung, die auch an dieser Stelle zu stehen ein Recht hat, wo stets der ausländischen Verunreinigung unserer Bühne ein kräftig Wörtlein entgegengesetzt wurde. Es heißt da:

> Und hoffen wir, daß bis dahin (1890) unsere „Gebildeten" einsehen gelernt haben werden, das Passionsdrama der armen Herrgottschnitzler sei ein edleres, gesunderes Stück Cultur als

„Nana" und ihre Schwestern, die Musen der Kloake, die ihr aber jetzt so eifrig verehrt, ihr sittlichen Germanen!

Im zweiten Theil seines Buchs gibt Wyl den nach der Aufführung von ihm stenographirten Text des Passionsdramas und, wenn auch nicht den vollständigen, so doch einen Auszug aus dem ältesten Text der oberammergauer Passion von 1662, beides willkommene Zuthaten, die besonders für den unentbehrlich sein werden, der sich näher und eingehender mit dem Charakter der Spiele auch im einzelnen beschäftigen will.

Von größtem Belang für die Geschichte des oberammergauer Textes aber erweist sich das Werk:

7. Das oberammergauer Passionsspiel in seiner ältesten Gestalt. Zum ersten male herausgegeben von August Hartmann. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1880. 8. 6 M.

welches in mehr als einer Beziehung von geradezu grundlegender Bedeutung für die richtige Beurtheilung der oberammergauer Spiele und, wie Wyl's Buch die liebenswürdigste und anmuthigste, so die bedeutendste wissenschaftliche neuere Arbeit auf dem hier in Rede stehenden Gebiete ist.

Wenn man auch, wie z. B. Prechtl und Daisenberger, vielfach die Existenz von Passionsspielen in Oberammergau schon vor dem durch die Pest veranlaßten Gelübde für möglich und wahrscheinlich gehalten hatte, so war es doch unbekannt, daß der dem Spiele zu Grunde liegende Text bis ins 15. Jahrhundert zurückreicht. Hartmann beweist das durch den Abdruck zweier, schon an sich als Denkmale altdeutscher Dramatik interessanter, Passionsspiele: das augsburger Passionsspiel aus „St.-Ulrich und Afra" und Sebastian Wild's Passionsspiel, die fast gänzlich in dem oberammergauer Texte von 1662 enthalten sind. Der Abdruck des augsburger Spiels, das aus dem 15. Jahrhundert stammt, geschah nach einem Manuscript der königlichen Bibliothek zu München und ist in allen seinen Theilen von Hartmann zum ersten male ans Licht gestellt, ja überhaupt zum ersten male der literarischen Welt bekannt gegeben worden. Das Passionsspiel Wild's liegt in einem Drucke aus dem Jahre 1566 vor und erschien damals als Theil des Werks „Schöner Ko | mödien und Tragö | dien zwölff: Aus heiliger | Göttlicher schrift, vnd auch auß | etlichen Historien gezogen. | Alle sehr liblich vnd annehm- | lich, etwa trawrig vnd frölich zu- | hören vnn zulesen, In den der Welt lauff | gründlich fürgebildet vnnd angezeigt | wirt, Welche auch Christlich, auffer- | bäwlich, vnd nutzlich, sonderlich | für die Jugendt zur übung zuhalten vnn zulesen sind." Die dritte dieser Tragödien ist das in Frage kommende Passionsspiel und führt den Titel: „Ein schöne Tra- | gedj, auß der heyligen schrifft gezogen, Von den Leyden vnd sterben, | auch die aufferstehung vnsers Herren Je- | su Christi, in reymen vnd Spilweiß gedicht, | welches mit nutz vnd besserung wol zulesen vnd zu- | hören ist." Hartmann fand das Spiel auch noch in einem bisher unbekannten Sonderdruck auf der münchener Bibliothek, der jünger ist als der erwähnte oberammergauer Text.

Als Anhang des Abdrucks gibt er eine ausführliche Untersuchung über den Verfasser Sebastian Wild, der zu den Meistersingern gehörte, die also in diesem ihrem Genossen von bedeutsamem Einfluß auf das oberammergauer Passionsspiel wurden. Die eigentliche Textgeschichte des letztern bringt das dritte Kapitel, das sehr wesentliche Irrthümer der bisherigen Forschung klarlegt und berichtigt. Devrient in seiner Charakteristik des ältesten Textes begeht den Irrthum, den von Pater Rosner um 1750 geschriebenen für den frühesten von 1634 zu nehmen, und Dentinger's Schrift (1851) läßt sich durch die apokryphe und falsche Aufschrift „Der alte oberammergauer Passion" auf einem Codex der münchener Bibliothek irreführen und bestimmen, ein in Kohlgrub unweit Ammergau 1748 aufgeführtes Spiel, das bereits Ende des 16. Jahrhunderts der Stadtpfarrer Johann Albl (Aelbl) in Weilheim verfaßt hat, für den ältesten der von den Oberammergauern benutzten Texte zu halten. Prechtl bewies dann 1859 im zehnten Bande des „Oberbairischen Archivs" das Irrige dieser Auffassung, die aber trotzdem noch 1872 von W. Dubbers in seinem Werke „Das oberammergauer Passionsspiel u. s. w." nachgedruckt wurde. Hartmann endlich gelang es — was zwar Görres und andern nicht, wohl aber, wie wir gesehen haben, in neuerer Zeit auch Wyl gelungen ist —, die alte Handschrift von 1662 eingehender untersuchen zu können, und das Resultat dieser Untersuchung war die schon erwähnte Entdeckung von der Zusammensetzung des oberammergauer Textes aus dem Sebastian Wild'schen und dem Passionsspiel aus „St.-Ulrich und Afra". Durch eine Textprobe verständigt Hartmann seine Leser über die Art und Weise, wie diese beiden Spiele ineinandergearbeitet wurden, und zeigt dann weiter, daß in den Texten des oberammergauer Spiels aus den Jahren 1720 und 1730 noch immer die Ursassung von 1662 erkenntlich ist, ja daß auch der in die Zeit von 1740—1750 fallende Text des Pater Ferdinand Rosner nicht etwa ein „ganz neuer" ist, sondern zum Theil noch wörtlich mit dem von 1662 zusammenstimmt. Gewiß interessant ist es, hierbei zu erfahren, wie die schon in jenem Jahre und auch 1750 bei Rosner vorkommenden, dem oberammergauer Spiele eigenthümlichen Verse des Christus:

Nun, liebe Jünger, Theure schaar,
mach ich euch endtlich offenbahr,
was ihr von mir zwar längst vernommen,
doch ist's in euer herz nicht kommen.
Ich hab euch offters angedeut,
daß einstens kommen wirdt die Zeit —

noch in einem 1850 in der Nähe von Erl in Tirol mit großem Beifall aufgeführten „Passionsstück", nur in Alexandriner umgesetzt, sich wiederholen, und zwar wie folgt:

Nun, ir liebste Jünger, mein ganz getreue Schaar!
Ich mache hente wieder euch endlich offenbar,
Was ihr vor langer Zeit von mir schon habt vernommen,
Doch nicht in euer Herz zu fassen ist gekommen.
Ich hab zum öftern euch schon längstens angedeut',
Daß einstens kommen wird die so betrübte Zeit —

Mittheilungen über das Aelbl'sche Passionsspiel aus Weilheim, welches, wie wir sahen, von Deutinger für den ältesten Text der oberammergauer Passionsspiele gehalten wird, machen den Beschluß des Hartmann'schen Buchs. Die älteste Handschrift des Spiels, das 1600 bereits aufgeführt wurde, stammt aus dem Jahre 1615. In ihr findet sich zugleich auch ein Auferstehungsspiel, dessen Inhalt Hartmann kurz skizzirt und den Zusammenhang darlegt, in dem es an vielen Stellen mit dem nur in einem Druckexemplar (königliche Bibliothek München) vorhandenen Passionsspiel des Schweizers Jakob Rueff (1545) steht, das wiederum zu den freiburger Passionsspielen (1599 und 1604) und einer schon aus dem Jahre 1494 stammenden luzerner „Grablegung Christi" Beziehungen erkennen läßt. Hat also Hartmann vorher den Beweis von dem hohen Alter des ältesten oberammergauer Textes erbracht, so beweist er nun durch das Nebeneinanderstellen einer Reihe von Textstellen der letztgenannten verschiedenen Spiele dasselbe für das Aelbl'sche Drama.

Ich wüßte nicht, mit was ich meine Betrachtungen über einige Beiträge zur Literatur der oberammergauer Passionsspiele besser schließen könnte als mit der Apostrophe, welche den Text jenes Spiels von 1662 beschließt und die ich allen fernern Beurtheilern des eigenartigen Spiels recht sehr zur Beherzigung empfehlen möchte. Der Epilogus spricht:

Ich bitt' derowegen insonderheit
Geistlich und weltliche Obrigkeit,
Jung und Alt, Frau und Mann
Alle die hier zugegen stahn,
Wann ein' Person hätt' g'fehlt zugegen,
Man woll' es uns nicht zu Spott auslegen,
Sondern gedenken, daß wir derzeit
Sind nur grobe Bauersleut.
So wir etwas übersehen haben,
So wollt es uns nit für übel haben,
Und wollet es uns zum besten nehmen an.
Zu einem Exempel haben wir's than
Und jedermann zu guter Lehr,
Und Jesu Christ zu Lob und Ehr;
Bitt' derwegen euch ihr Christenleut,
Betrachtet das Leiden Christi allzeit,
Welches er darum hat 'than,
Daß wir alle mit ihm sollen eingahn
In sein Reich und die ewig Ruh.
In dem Namen Jesu beschließen wir zu —
Gott verleih uns das ewig Leben allsammen,
Die des begehren, sprechen Amen.

Joseph Kürschner.

Deutsche Sprachstudien.

1. Die Musik in der deutschen Sprache. Eine Untersuchung über das Walten von Naturgesetzen bei der Wortbildung von August Grabow. Zweite vermehrte Auflage. Leipzig, O. Wigand. 1879. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.
2. Deutsche Sprachweisheit. Etymologische Aphorismen. Von Edmund von Hagen. Hannover, Schüßler. 1880. Gr. 8. 1 M.

Für die kurze Anzeige — denn nur eine solche, nicht etwa eine eingehende Besprechung wird von uns beabsichtigt — haben wir die vorgenannten Bücher nur deshalb zusammengestellt, weil in beiden fragliche Etymologien eine bedeutende Rolle spielen. Im übrigen freilich und auch in der Behandlung dieser Etymologien haben beide Bücher durchaus nichts gemein. Denn das zweite, welches sich so anspruchsvoll als „Sprachweisheit" aufspielt, ist nichts als ein halt- und gehaltloses Spielen und Tändeln mit Wortklängen und reinen Aeußerlichkeiten, hinter denen der Verfasser eine tief innerliche Weisheit ahnt und den gläubigen Leser ahnen lassen möchte; dagegen ist das Buch von August Grabow eine ernste wissenschaftliche Untersuchung aus neuen Gesichtspunkten, in der man wol manche von dem Verfasser als Vermuthung aufgestellte Behauptung als gewagt, als nicht überzeugend oder auch geradezu als irrig bezeichnen darf, ohne jedoch damit der anregenden kleinen Schrift im ganzen seine Anerkennung zu versagen. Denn auf volle Anerkennung hat jeder Anspruch, der für einen Gegenstand neue Gesichtspunkte eröffnet und selbst durch seine Irrthümer andere Forscher zu Berichtigungen und zu vielseitiger Betrachtung des Gegenstandes anregt. In diesem Sinne sei die kleine Schrift, auf deren Inhalt wir hier nicht weiter eingehen können, der Beachtung aller sich für das auf dem Titel genannte Thema interessirenden Leser sowie der Erwägung und Erörterung der Sprachforscher, der Sprachphysiologen und der Musiker bestens empfohlen.

Damit uns aber in Betreff der von Hagen'schen Schrift die Leser nicht etwa einer Ungerechtigkeit zeihen, halten wir es für angemessen, ihnen von den 100 „etymologischen Aphorismen" wenigstens den Anfang von einem derselben mitzutheilen:

Im Geschlechte (dem Geschlechtlichen) liegt das Schlechte, in dem Weibe das W und das Ei, in dem Traume der Raum, im Dunkeln das Du, im Lichte das Ich, in der Nacht das Ach, im Abende das Ende (das Ende des Tages), im Abentheuer das Theure (die meisten Abendtheuer sind theure Abende) u. s. w.

Wir würden selbst auch Derartiges gelten lassen, wenn es sich blos als naheliegendes Witzspiel für Buchstabenräthsel u. dgl. gäbe, nicht als „Deutsche Sprachweisheit".

Aber solche „mildernde Umstände" für das „verbrochene" Buch weist der Verfasser selbst zurück, indem er zum Schluß des Aphorismus, dessen Anfang wir mittheilten, sagt:

Das scheinen nur sprachliche Spielereien zu sein; dennoch liegt auch in diesen Spielen Ernst und Sinn, welcher die Beachtung des Etymologen verdient.

Daniel Sanders.

Feuilleton.

Theater und Musik.

Die Saison ist nicht sehr reich an Neuigkeiten, ja das ernstere Drama bisher fast gänzlich verwaist. Nur Joseph Weilen's „Erich XIV." ist nun in Mannheim, auch in Weimar mit Erfolg gegeben worden.

Am berliner Hoftheater hat man eine ältere Tragödie wieder hervorgesucht; wenn diese aber für die stiefmütterliche Behandlung der ganzen modernen tragischen Dichtung schadlos halten soll, so wird die Wahl nur Verwunderung erregen. Das bevorzugte Drama ist nämlich das Trauerspiel „Des Hauses Ehre" von Karl Hugo, jenem bekannten halb wahnsinnigen Dichter, dessen pathetische Vorträge und Schaustellungen stets sich selbst parodirten. Die Pietät gegen ein ursprüngliches, wenn auch nicht zur Reife gediehenes, verunglücktes Talent würde immerhin jene Wahl rechtfertigen können, wenn die Vernachlässigung der tragischen Muse der Gegenwart und vieler von der Literaturgeschichte anerkannten Schöpfungen sie nicht als eine auffallende Anomalie erscheinen ließe.

Schon vor längerer Zeit ist Ibsen's „Nora" mit vielem Beifall gegeben worden; besonders seit man zu dem ursprünglichen Schluß zurückgekehrt ist und die Laube'sche Einrichtung wieder beiseitegelegt hat. Der skandinavische Poet hat das Glück, daß eine Schauspielerin wie Frau Raabe-Niemann als Trägerin der Titelrolle dem Stücke glänzenden Erfolg sichert. Aehnlichen Inhalt wie „Nora", nur mit einem versöhnenden Schluß, wie ihn Laube auch jenem Dichtwerk ankränkeln wollte, hat das Schauspiel „Entehrt" von Elise Henle, welches in Eßlingen zur Aufführung kam. Diese mit dem Laube-Preis gekrönte Schriftstellerin hat auch bei der münchener Preisvertheilung für ihr neues Lustspiel „Der Erbonkel" wenigstens die Anerkennung gefunden, daß es den Versuch einer Aufführung verdiene. Diese Aufführung hat auch stattgefunden, aber mit einem Misserfolg, welcher für die Dichterin wenig ermuthigend ist.

Nur das leichtere Genre dramatischer Dichtung macht gegenwärtig seinen Weg über die Bühnen, daneben die Isslandiade, für welche das deutsche Publikum seit länger als einem Jahrhundert eine unverwüstliche Vorliebe hat.

Von den leichtern Stücken ist sehr amusant das an verschiedenen Bühnen gegebene Lustspiel Rudolf Kneisel's: „Die Kukuks", eine dramatische Satire auf die Reclame, deren Repräsentant der Vogel ist, der stets seinen Namen ausposaunt und dabei seine Eier in fremde Nester legt. Julius Rosen's Posse „Neue Männer" gefiel am münchener Gärtnerplatztheater durch den bekannten, etwas brüsken Humor des productiven Autors. Außerdem hat derselbe in Wien zwei neue Stücke aufführen lassen: im Stadttheater „Der Mann in der Flasche", im Theater an der Wien „Saure Trauben", flüchtig skizzirte Schwänke mit dem bekannten Lacherfolg, der indeß bei dem ersten ausblieb.

— Schon viele Bearbeiter haben sich an Shakspeare's „Cymbeline" gewagt, ohne diesem eigenartigen Drama einen dauernden Platz auf unserm Repertoire sichern zu können. Wir erfahren aus den Blättern, daß eine neue Bearbeitung dieses Schauspiels von Heinrich Bulthaupt am bremer Stadttheater einen schönen Erfolg davongetragen hat. Man rühmt die „sachkundige Condensirung des Textes" und die Musik des oldenburger Kapellmeisters Albrecht Dietrich, besonders die charakteristische musikalische Begleitung zur Scene im Schlafgemach der Imogen.

Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Die „Edinburgh Review" vom October 1880 bespricht „Die gute alte Zeit" von Moritz Busch neben zwei englischen und einem französischen Werke über Deutschland und entwirft dabei ein durchaus nicht schmeichelhaftes Bild von den deutschen Zuständen. Sie findet, daß mit Ausnahme des gemeinsamen militärischen Systems, das sie rein materiell und künstlich nennt, und eine gemeinsame Literatur, die sie als rein intellectuell und negativ, wie echt sie auch sei, bezeichnet, Deutschland doch noch keine richtige Einigung habe und die verschiedenen Staaten nur die Zusammengehörigkeit eines Bündels Holz besitzen. Die gemeinsame Münze, das gemeinsame Gerichts- und Zollwesen hat sie dabei vergessen. Besonders aber fehle es bei aller Freiheit der Geister in Glaubenssachen an der bürgerlichen Freiheit und herrsche noch immer ein starker Kastengeist, indem der Abstand zwischen dem Adel und den Bürgerlichen, namentlich aber den niedern Klassen noch immer klaffend sei und die beiden Stände sich nicht wie in England vermengen. Das Schauspiel von 1870, wo Deutschland wie ein Mann gegen den gemeinsamen Feind sich erhob und so Einigkeit und daher Macht entfaltete, beweise nur, daß ein Volk mehr für die Vertheidigung seines Vaterlandes leisten könne und leistet als für die Erringung seiner eigenen Freiheit. „Das eine", sagt sie, „ist gewissermaßen Zwang, d. h. sowol ein Befehl, dem gehorcht werden muß, als auch eine Epidemie, der nicht widerstanden werden kann; das andere erfordert Reife der Zeit, Kraft in den Führern und jenen bestimmten und praktischen Zweck, der vor allen Dingen Parteien am fremdesten ist, die so zersplittert sind wie in dieser Rasse von großem Gehirn und geringer Aufklärung." In einer Anmerkung hierzu behauptet die „Review" auf Grund der Aussage glaubwürdiger englischer Zeitungscorrespondenten von damals, daß die Offiziere den Stock gebraucht haben, um die Soldaten zum Angriff zu treiben. Eine andere Stelle lautet: „Unsere Ansicht von unsern deutschen Brüdern hat demgemäß (seit der Erleichterung des Verkehrs durch Eisenbahnen und Post und einer verbreiterten Kenntniß der Sprache) bedeutende Veränderungen erlitten. Wir wissen jetzt, wie gründlich sie als Rasse in der Forschung und Untersuchung sind, wie oberflächlich unsere nationalen Unterrichtsmethoden im Vergleich mit den ihrigen sind, wie sie die Gehirnarbeit der ganzen Welt im Brüten, Abwägen und Sichten verrichten, und wie kein Gegenstand, sei es in der Kunst, Wissenschaft oder Geschichte, für voll beleuchtet gelten kann, ehe er nicht durch den Schmelztiegel des deutschen Geistes gegangen ist. Zugleich aber sind wir zu der Ueberzeugung gelangt, daß die Deutschen eine unpraktische Rasse sind, daß sie etwas sogar Hibernisches in ihrer Verwechselung der Beziehungen der Mittel zu den Zwecken haben; daß sie zwar vortrefflich unterrichten, aber abscheulich erziehen, die größte Freiheit oder vielmehr Zügellosigkeit in Glaubenssätzen, selbst bis zum Hinwegtheoretisiren aller, und die geringste Unabhängigkeit im Handeln besitzen; daß sie zweifeln, ehe sie glauben, und gewöhnlich auf Kosten alles Glaubens überhaupt; daß sie sich gegen die unentbehrliche Nothwendigkeit für den «sündenvollen Menschen unter dem Himmel», etwas als die Grundlage alles richtigen Denkens für ausgemacht gelten zu lassen, auflehnen und dennoch in ihrem Alltagsleben geduldig die willkürlichsten Forderungen bureaukratischer Macht und Einmischung ertragen, selbst so weit, daß sie es nicht wagen, ohne amtliche Erlaubniß ihre eigenen Trauben abzuschneiden. Wir bemerken, daß, während sie unermüdlich darin sind, die Beweise ihres eigenen Daseins zu analysiren, sie sich seit Jahr-

hunderten damit begnügten, nicht nur an das Dasein, sondern auch an die Wirksamkeit der großen Mythe neuerer Zeiten, nämlich an das Heilige Römische Reich zu glauben. . . . Schließlich haben wir uns überzeugt, daß, während keine Nation für das Vaterland mehr geträumt, gesungen und sich dessen gerühmt und nicht das allein, sondern auch mehr dafür gelitten, geopfert und geblutet hat, kein Volk elendiglicher die Mittel verfehlt hat, es zu einigen."

— Der „Nuova Rivista Internazionale", Nr. 7, 1880, entnehmen wir folgende Urtheile:

Ueber Eugen von Schmidt's „Die Philosophie der Mythologie und Max Müller" (Berlin, C. Duncker) sagt sie: „Es kann niemand leugnen, daß der Verfasser den Muth seiner eigenen Ueberzeugung hat und er keiner von denen ist, die das Knie vor dem Götzen des Tages beugen. Und es gehört wirklich ein besonderer Muth dazu, die Stimme gegen eine Autorität wie die Max Müller's zu erheben. Wer von beiden recht hat, verbietet die Bescheidenheit, auszusprechen. Schmidt bekundet sich in dieser Arbeit jedenfalls als ein Mann von ausgebreiteter und gründlicher Gelehrsamkeit, als scharfer Denker und selbständiger Philosoph. . . . Es wird dieses Buch, wenngleich von nur geringem Umfang, sicherlich einen ehrenvollen Platz in der philosophischen Literatur einnehmen. Wenn es ein Erstlingswerk ist*), so können wir es einen glänzenden Anfang nennen. Wer sich mit diesen Forschungen beschäftigt, sollte nicht versäumen, neben Max Müller's Werken auch diese Schrift zu lesen."

Eine interessante Besprechung der zwei neuen Schriften von Eduard von Hartmann: „Die Krisis des Christenthums in der modernen Theologie" und „Zur Geschichte und Begründung des Pessimismus" (Berlin, C. Duncker), schließt mit folgenden Worten: „Wer diese zwei neuesten Ausflüsse des wahrlich nicht gewöhnlichen Geistes Eduard von Hartmann's durchliest, wird wenigstens nicht umhin können, die Gelehrsamkeit, die scharfe Dialektik, die philosophische Gründlichkeit und vor allem die Eleganz der Darstellung zu bewundern. Auch wird er gestehen müssen, daß sie reich an den feinsten und richtigsten Beobachtungen sind. Auf die allgemeine Frage jedoch, ob der Philosoph seine Absicht erreicht habe, müssen wir verneinend antworten. Daß eins oder das andere der vielen Dogmen des Christenthums vor der Wissenschaft nicht standhalten könne, haben bereits andere vor ihm nachgewiesen. Allein das Christenthum und das Dogma der Erlösung durch Christum sind nicht ein und dasselbe. Dieses kann wol fallen; doch auch dann bleibt uns immer noch das Christenthum übrig, und wir können dem berliner Philosophen nicht einräumen, daß es ihm gelungen sei, es wankend zu machen. Als Ersatz rühmt er uns den Pessimismus an. Wollte Hartmann einmal sich dazu bequemen, die Hütten der Armen und der Unglücklichen zu besuchen, so würde er sich überzeugen und, wir hoffen es, auch freiwillig eingestehen, daß für die Seufzenden und Bekümmerten das Evangelium Christi weit besser sei als die Lehren des Pessimismus."

Großes Lob wird dem historischen Roman „Die Familie de Saß" von J. A. von Sprecher gespendet. Der Recensent sagt geradezu: „Uebrigens zögere ich nicht, ihn einen der schönsten und nützlichsten historischen Romane zu nennen, die in den letzten Monaten ans Licht gekommen sind."

Nicht minder günstig lautet das Urtheil über O. Seemann's „Mythologie der Griechen und Römer", W. Lübke's „Geschichte der Plastik von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart" und Seemann's „Kunsthistorische Bilderbogen".

*) Nein, der Verfasser hat bereits früher „Die Zwölfgötter der Griechen" (2. Aufl., Leipzig 1864) veröffentlicht.

Bibliographie.

Bach, O., Zerrissene Fäden. Roman. Breslau, Schottländer. 8. 4 M.

Ballestrem, Eufemia Gräfin, Raoul, der Page. Ein Sang aus alten Tagen. Leipzig, Albrecht. 12. 5 M.

Beaconsfield, Earl of (Benj. D'Israeli), Endymion. Aus dem Englischen von C. Böttger. Autorisirte deutsche Ausgabe. 2ter Theil. Leipzig, Brockhaus. 8. 6 M.

Berge, E. v., Heinrich IV. Trauerspiel. Breslau, Kiepert. 1880. 8. 3 M.

Berger, S., Kaiser Josef II. Sein Leben und Wirken. Erinnerungsblätter. Brünn, Buschak u. Irrgang. 1880. Gr. 8. 1 M.

Berghold, G., Die Herzogin Leona und ihre Verbrechen oder die Geheimnisse der Nachtbrüder. 1stes u. 2tes Heft. Dresden, G. Wolf. 1880. Gr. 8. à 20 Pf.

Besant, A., Das Gesetz der Bevölkerung. Ins Deutsche übertragen von G. Stille. Berlin, F. Luckhardt. Gr. 8. 80 Pf.

Bestmann, H. J., Geschichte der christlichen Sitte. 1ster Theil. — A. u. d. T.: Die sittlichen Stadien in ihrer geschichtlichen Entwicklung dargestellt. Nördlingen, Beck. 1880. Gr. 8. 8 M.

Bodenstedt, F., Der Sänger von Schiras. Hafisische Lieder, verdeutscht. Diamant-Ausgabe. Berlin, A. Hofmann. 1880. 16. 5 M.

Bormann, E., Mei Leibzig low' ich mir! Boëdische Dagebuchblädder ennes alten Leibzigers. Leipzig, Liebeskind. 8. 1 M.

Braun-Wiesbaden, K., Champagner. Ein Kapitel aus meinem Wein-Brevier. Leipzig, Reißner. 8. 1 M. 50 Pf.

Braunau, W., Es hat so sollen sein. Schwank. Stuttgart, Greiner. 1880. Gr. 4. 50 Pf.

Brinckman, J., Die Tochter Shakespeares. Eine Dichtung. Rostock, Werther. 8. 2 M. 50 Pf.

Corrodi, A., Geschichten. 1ster Bd. Mit Porträt und Facsimile des Verfassers. Zürich, Trüb. 8. 2 M.

— — Der Sang vom Aerger. Zürich, Trüb. 12. 1 M. 50 Pf.

Culmann, F. W., Studien über die morganatische Ehe und den Ursprung des Feudalwesens, nebst mehreren bayerischen Ortsnamen. Strassburg, Schmidt. 1880. Gr. 8. 1 M. 40 Pf.

Deisenberg, W., Theismus und Pantheismus. Eine geschichtsphilosophische Untersuchung. Wien, Facsy u. Frick. 1880. Gr. 8. 5 M.

Derboeck, C. V., Spledder un Spöhn. II. Ut de Bläntheutid. Snakſche Vertellung. Berlin, Drewitz. 1880. 12. 3 M.

Georg Dipold. Roman aus der Zeit des Bauernkrieges. Gotha, F. A. Perthes. 8. 4 M.

Dühring, E., Die Judenfrage als Racen-, Sitten- und Culturfrage. Mit einer weltgeschichtlichen Antwort. Karlsruhe, Reuther. Gr. 8. 3 M.

Elbe, A. von der, Die Brüder Meienburg. Eine Erzählung aus der Franzosenzeit. Nach Familienpapieren. 2 Bde. Heidelberg, C. Winter. 8. 8 M.

Enders, M. A., Novellen. (Trautenheim. Die Thurmschwalbe. Steevenbord. Das Drachenhaus.) Magdeburg, Faber. 8. 4 M. 80 Pf.

Flammberg, G. (A. Ebrard), Ein Todtentanz. Gedicht in 36 Gesängen. Wernigerode, Riegelmann. 1880. 8. 4 M.

Fuchs-Nordhoff, R. Freih. v., Josephine. Ein Roman aus der Gegenwart. Dresden, v. Grumbkow. 12. 2 M.

Fulda, K., Chamisso und seine Zeit. Mit dem Porträt Adelbert's von Chamisso. Leipzig, Reißner. 8. 5 M.

Galland, J., Die Fürstin von Gallitzin und ihre Freunde. Köln, Bachem. 1880. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Gottschall, R. v., Blüthenkranz neuer deutscher Dichtung. 10te verbesserte Auflage. Breslau, Trewendt. 16. 5 M.

Gröteken, H., Der heilige Engelbert von Köln. Ein Schauspiel. Köln, Theissing. 8. 1 M. 20 Pf.

Hahn, L., Kaiser Wilhelms Gedenkbuch. 1797—1879. Lebens- und Charakterbild des Kaisers aus eigenen Aeußerungen und amtlichen Kundgebungen. Volks-Ausgabe. 5ter bis zur goldenen Hochzeit des Kaiserpaars fortgeführter Abdruck. Berlin, Hertz. 1880. 8. 2 M. 70 Pf.

Köbner, J., Die Geigerin. Barmen, Klein. 8. 2 M.

Koch, K., Nachklänge orientalischer Wanderungen. Posthume Blätter. Herausgegeben von Frau Therese Koch. Erfurt, Körner. Gr. 8. 5 M.

Der deutsch-französische Krieg 1870—71. Redigirt von der kriegsgeschichtlichen Abtheilung des Großen Generalstabes. 18tes Heft: Geschichte des Krieges gegen die Republik. Die Ereignisse auf dem südöstlichen Kriegsschauplatze bis Mitte Januar 1871 und vor Paris vom Beginn des Jahres 1871 bis zum Waffenstillstande. Mit 9 Karten und Plänen und Skizzen im Text. Berlin, Mittler u. Sohn. 1880. Gr. 8. 10 M.

Kühling's, A., Album für Liebhaber-Bühnen. Nr. 144—160. Berlin, Kühling. 1880. 8. à 75 Pf.

— — Album für Solo-Scenen. Nr. 29—34. Berlin, Kühling. 1880. 8. à 75 Pf.

— — Theater-Specialität. Nr. 22—29. Berlin, Kühling. 1880. Gr. 8. à 1 M. 50 Pf.

Mahn, A., Ueber das Wesen und den Ursprung der Sprache, sowie auch über den Ursprung des Menschengeschlechts. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 60 Pf.

Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen. 19. Jahrgang. 1880/81. Nr. 2. Nebst der literarischen Beilage. Redigirt von L. Schlesinger. Leipzig, Brockhaus. 1880. Gr. 8. 2 M.

Universal-Bibliothek. Nr. 1407: Komm' den Frauen zart entgegen. Lustspiel von A. Ohorn. Leipzig, Ph. Reclam jun. 1880. Gr. 16. 20 Pf.

Vely, E., Verschneit — Verweht. Roman. Herzberg a/H., Simon. 8. 4 M.

Vischer, F. T., Altes und Neues. 1stes Hft. Stuttgart, Bonz u. Comp. Gr. 8. 4 M.

Vries, J. F. de, und T. Focken, Ostfriesland. Land und Volk in Wort und Bild. Emden, Haynel. Gr. 8. 5 M.

Weber, Geschichte des Rheinischen Jäger-Bataillons Nr. 8 von seiner Errichtung 1815 bis zum Jahre 1880. Berlin, Mittler u. Sohn. 1880. Gr. 8. 4 M.

Wurzbach, A. v., Lieder an eine Frau. Stuttgart, Neff. 16. 3 M.

Anzeigen.

In unserm Verlage erschien:

Dichtergrüsse aus der Fremde.

Fremdsprachliche Dichtungen ins Deutsche übertragen von **Dr. Perrot.**

Preis brosch. M. 1.—, auf holländ. Büttenpapier M. 1.50, gebunden in f. roth. Callicoband mit Goldpressung nach Grolier M. 2.25., Ausgabe auf Bütteupapier, ebenso gebunden M. 2.75.

Verlagsbuchhandlung des Literarischen Instituts
von Dr. Max Huttler in Augsburg.

Lord Beaconsfield's neuer Roman.

Im Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig erschien soeben:

Endymion.

Von

Earl of Beaconsfield (Benjamin D'Israeli).

Autorisirte deutsche Ausgabe.

In drei Theilen.

Erster und zweiter Theil.

8. Jeder Theil geh. 6 M., geb. 7 M.

Die Verlagshandlung beeilte sich, diesen von dem berühmten englischen Staatsmann veröffentlichten Roman in einer autorisirten deutschen Ausgabe erscheinen zu lassen, welche mit dem binnen kurzem erscheinenden dritten Theil vollständig vorliegen wird. In bekannter Mischung von Wahrheit und Dichtung bietet „Endymion" ein Gemälde aus dem socialen und politischen Leben Englands in den letzten Decennien, eine ebenso geistvolle wie unterhaltende und fesselnde Lektüre.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Die Umsegelung Asiens und Europas auf der Vega 1878—1880.

Von

Adolf Erik Freiherrn von Nordenskiöld.

In ungefähr 20 Lieferungen.

Mit Abbildungen in Holzschnitt und lithographirten Karten.

Erste und zweite Lieferung.

Preis jeder Lieferung 1 M.

Gleichzeitig mit der schwedischen erscheint diese autorisirte deutsche Ausgabe des hochwichtigen und interessanten Werks, in welchem Nordenskiöld selbst, der kühne Leiter der Vega-Expedition, der ruhmgekrönte Pfadfinder durch die Eismassen des Polarmeeres, seine gefahrenreiche Fahrt mit allem Detail und in einer Form beschreibt, welche wissenschaftlichen Ernst und Gehalt mit fesselnder, geschmackvoller Darstellung verbindet. Das Erscheinen in Lieferungen zum Subscriptionspreise von 1 M. für die Lieferung macht das Werk den weitesten Volkskreisen zugänglich.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Das Staatsrecht der Preußischen Monarchie.

Von

Dr. Ludwig von Rönne,

Appellations-Gerichts-Vice-Präsident a. D.

Vierte vermehrte und verbesserte Auflage.

Erste Lieferung. Subscriptionspreis 2 M.

Die vierte Auflage des berühmten Rönne'schen Werks, das den Forderungen der Wissenschaft wie denen der Praxis in gleich ausgezeichneter Weise genügt, wird 5 Bände umfassen und, um die Anschaffung durch allmählichen Bezug zu erleichtern, in etwa 20 Lieferungen zum Subscriptionspreise von 2 M. für die Lieferung ausgegeben werden. Durch die sehr wesentlichen Umgestaltungen, welche infolge der Weiterentwickelung des öffentlichen Rechts diese neue Auflage erfahren hat, ist dieselbe auch für die Besitzer früherer Auflagen unentbehrlich.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

DIE HEILIGE SAGE DER POLYNESIER.

KOSMOGONIE UND THEOGONIE.

Von

ADOLF BASTIAN.

8. Geh. 6 M.

In diesem neuen Werke theilt der verdienstvolle Gelehrte und Reisende im Zusammenhange mit, was er über das Geistesleben und die religiösen Anschauungen der oceanischen Naturvölker namentlich auf seiner letzten grossen Weltreise erforschte. Das Werk hat um so höhern Werth für die vergleichende Ethnographie und Völkerpsychologie, als es sich hier um Volksstämme handelt, die ein Viertel unsers ganzen Erdballs bewohnen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Der Mensch vor der Zeit der Metalle.

Von

N. Joly.

Mit 136 Abbildungen in Holzschnitt.

8. Geh. 8 M. Geb. 9 M.

(Internationale wissenschaftliche Bibliothek 46. Band.)

Vorliegendes Werk des französischen Naturforschers Joly fasst alles, was über die Urgeschichte des Menschengeschlechts von der Wissenschaft bisher ans Licht gezogen worden, in gemeinverständlicher Darstellung zusammen; namentlich entwirft es eine äusserst interessante, durch zahlreiche Abbildungen veranschaulichte Schilderung von den Zuständen der vor der Metallzeit lebenden Menschen, von ihrer Industrie und Kunst wie von ihren moralischen und religiösen Begriffen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

KAUFMÄNNISCHE RESSOURCE Breslau

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 6. — 10. Februar 1881.

Inhalt: Paul Heyse's neueste Novellen. Von Otto Sierota. — Zur Entwickelungsgeschichte des menschlichen Geistes. Von Rudolf Doehn. — Militärische Schriften. — Aus dem classischen Alterthum. Von J. Mähly. — Feuilleton. (Deutsche Literatur; Ausländische Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Paul Heyse's neueste Novellen.

Frau von F. und römische Novellen von Paul Heyse. (Dreizehnte Sammlung der Novellen). Berlin, Hertz. 1881. 8. 6 M.

Wem Paul Heyse ein lieber alter Bekannter ist, der wird die liebgewonnene Eigenart des Meisters der deutschen Novelle in seinen vier neuesten Novellen mit Vergnügen wiederfinden, aber auch mit angenehmer Ueberraschung an einer derselben eine neue Eigenschaft des Dichters schätzen lernen. Durch Heyse's Dichtungen pulsirt eine lebendige Sinnlichkeit, die vielfach — mit Unrecht — beanstandet worden ist, denn diese Sinnlichkeit ist nirgends eine unmoralische, sondern eine durchaus künstlerisch bedingte und edle. Heyse hat auf diesen gegen ihn erhobenen Vorwurf bereits früher einmal durch den bezüglichen Titel und das launige Vorwort der „Moralischen Novellen" geantwortet. Zwei von den Novellen der vorliegenden neuesten, dreizehnten Sammlung werden diesem Vorwurf der Sinnlichkeit gewiß auch nicht entgehen, die zwei andern dagegen dürften selbst dem strengsten Philister ein Lächeln abgewinnen und ihm keinen Anlaß zur moralischen Rüge geben, obwol in beiden eine Entführung vorkommt.

Heyse hat gegen den immer von neuem ihm gemachten Vorwurf in der ersten Novelle gelegentlich sich wieder zu einer Vertheidigung herbeigelassen; denn Frau von F. spricht zugleich für ihn und seine schriftstellerische Art, wenn sie sagt:

> Ich habe nie begriffen, warum man es für unschicklich oder gar sündhaft ausgibt, von dem Einfluß unserer Sinnlichkeit auf unser Leben, unser Wohl und Wehe zu reden.

Und welche Freiheit der Darstellung er eigentlich für den modernen Novellisten in Anspruch nimmt, verräth sich in dem Urtheil der Frau von F. über ihren gemeinsamen Lieblingsschriftsteller Stendhal (Pseudonym für Beyle, einen in Deutschland noch wenig bekannten französischen Novellisten und Autor kunstgeschichtlicher Werke, geb. 1783, gest. 1842, an dem Aehnliches wie an Paul Heyse gerügt wird):

> Und dann liebe ich die Geschichten und Chronikabenteuer, die er in Italien gesammelt hat, die starken, rücksichtslosen Leidenschaften ohne jede Selbsttäuschung, mit einer — kalten oder heißen — Unbedenklichkeit bis aufs Messer, den ganzen heftigen Lebenspuls, der durch die Gesellschaft der Renaissance, zumal im Süden, ging und den wir mit unsern prüden Armseligkeiten leider so gezähmt haben, daß ich die heutigen Herren Novellisten aufrichtig bedauere.

Frau von F. ist der Name einer deutschen, siebenundsechzig Jahre alten Dame, mit der Paul Heyse vor Jahren in einer schweizer Pension befreundet wurde. Die übrige Hausgenossenschaft hielt sich gegen die alte Dame feindselig, weil das Pianino, das früher im Salon gestanden hatte, auf ihr Zimmer geschafft worden war und, wie die Dame durch Vorausbezahlung einer doppelten Miethe beim Wirthe sich ausbedungen hatte, durch kein anderes ersetzt werden durfte. Der Dichter aber gewann die alte Dame, die ihm bei aller Unscheinbarkeit schon durch ihre sanften schwarzen Augen und dann durch ihr ernstes und kunstvolles Klavierspiel aufgefallen war und sich ihm als eine Jugendfreundin seiner Mutter zu erkennen gegeben hatte, bald sehr lieb, um so mehr, als er in ihr eine Frau von seltenem Geist entdeckte. Denn dieser, ihr Geist, war äußerst lebendig, während „der andere", l'autre, wie sie mit Le Maistre ihn nannte, der Körper, bereits sehr gebrechlich war, nur daß sie beim Klavierspiel eine Kraft entfaltete, die man ihr nicht zugetraut hätte. Sie theilte nicht die üblichen Vorurtheile des Alters, z. B. gegen die heutige Jugend und gegen die neue Zeit. „Leben heißt vorlieb nehmen." Sie liebte es nicht, so gebrechlich sie war — „man kommt so stückweise um sich" —, über ihre körperlichen Leiden zu sprechen, und machte es dem Dichter, der sie allabendlich besuchte, zur Bedingung, nicht nach

ihren Zuständen zu fragen; die fünf Minuten, die dieses Thema kostete, wären verschwendet. Sie besaß in hohem Maße das Talent einer vollendeten Virtuosin der Geselligkeit, klug zu hören und andere beredt zu machen. Ja sie weckte gewissermaßen die geistigen Kräfte eines jeden, der mit ihr umging, und hob ihn auf die Höhen seiner eigenen Kraft. Wir glauben dem Dichter gern, daß für seine Wissenschaft vom menschlichen Herzen von so einer alten Frau mehr zu lernen war als von jungen Fräulein. Die Novelle ist, abgesehen von dem objectiv-psychologischen Interesse, auch reich an theologisch-psychologischen Aperçus, namentlich über das Verhältniß des „andern" zu seinem Zwillingsbruder, dem Geiste, und über das Glück. Frau von F. kennt nur zweierlei, was dem Menschen hilft, ganz zum Gefühl und Genuß seiner Persönlichkeit zu kommen, ihn wahrhaft selig macht, Geist und Sinne gleichmäßig befriedigt: künstlerisches Schaffen und glückliche Liebe. In der Musik sei sie immer nur Nachschafferin gewesen. Für die Liebe hätten Kräfte in ihr gelegen, aber diese hätten sich niemals frei ausleben dürfen: wahres Liebesglück habe sie nie genossen. Aehnlich wie Goethe in „Wilhelm Meister's Lehrjahren", Buch 1, Kap. 3, sagt sie: „Es gibt viele, die wahres Liebesglück nie genießen, viel mehr als man denkt, von Hunderten vielleicht nicht zehn, nicht fünf. Man kann nur keine statistischen Tabellen darüber machen."

Sie heirathete, selbst aus einer vornehmen und reichen Familie stammend, mit siebzehn Jahren einen ältern würdigen Mann in hoher Stellung. Ihr Herz blieb kalt und unbeglückt. Ihr Mann starb nach einem Jahre, ihr Töchterchen, als es drei Jahre alt war. Sie lebte in angenehmen äußern Verhältnissen als der geistreiche Mittelpunkt der Gesellschaft einer kleinen Residenz. Schön war sie nie gewesen. Für ihr Herz machte sie keine Ansprüche; sie theilte mehrere Körbe aus. Da erwachte in der Dreißigjährigen plötzlich zum ersten male die Liebe mit aller sinnlichen Macht und leidenschaftlichen Heftigkeit. Gegenstand dieser Leidenschaft war ein schöner, aber geistig ihr nicht ebenbürtiger Offizier, der nur neun Tage älter war als sie. Als sie das ungegründete Gerücht vernimmt, daß er sich mit einer Ballschönheit verlobt habe, fällt sie in eine Krankheit. Sie ist kaum genesen, so wirbt er um ihre Hand. Die Hochzeit soll bald stattfinden, aber ihre Verlobung vorläufig noch geheim gehalten werden. Daß diese Liebesgeschichte kein glückliches Ende fand, ist unschwer zu errathen; welche Wendung sie aber nahm durch das Dazwischentreten einer Art Ottilie, und wie sich Frau von F. dabei benahm, das ist gerade das Interessanteste und Bedeutendste an dieser Erzählung. Die Scene, worin Frau von F. an dem Tage vor der Hochzeit sieht, wie die in den beiden wahlverwandten Personen, Charlotte und der blonden Sophie, mit elementarer Gewalt die in ihnen schlummernde Neigung zum Durchbruch kommt, ist außerordentlich packend. Bewundernswerth ist die Selbstüberwindung, mit welcher Frau von F. im letzten Moment zurücktritt, um dem jungen Mädchen ihre Stelle einzuräumen. Es ist der Triumph edelster weiblicher Sittsamkeit über die Macht der Sinnlichkeit.

Aehnliche Selbstüberwindung bewährt Erich, der Held und Erzähler der letzten Novelle: „Die Hexe vom Corso." Es ist ein Baumeister aus Petersburg, der dem befreundeten Dichter ein Erlebniß erzählt aus der Zeit, wo er vor fünfundzwanzig Jahren zum ersten male in Rom weilte. Er war der Sohn eines holsteinischen Pfarrers. Nachdem er selbst eine Zeit lang Theologie studirt, dann aber sich dem Baufach gewidmet hatte, machte er als Stipendiat des preußischen Ministeriums seine erste Kunstreise. Kaum in Rom angelangt, wurde er von einem Banditen überfallen und beraubt. Mit dem Dolch in der Schulter sank er bewußtlos auf den Steinstufen eines Hauses am Corso nieder. Dieses Haus bewohnte die Tochter eines Cardinals, die ehemalige Frau eines betrügerischen französischen Consuls und Witwe eines Kapitäns von den päpstlichen Gensdarmen, der Gegenstand der Verzweiflung der ganzen jeunesse dorée, das schönste Weib von Rom, die Hexe vom Corso und doch „eine Art Engel im Unterrock". Gemma hatte die Nacht schlaflos in ihrem Bette gelegen und überdacht, was sie alles erlebt — viel Bedauernswerthes, wie schlecht und roh die Männer seien, was aus ihr werden sollte, wenn sie nie einen Mann fände, der gut wäre wie sie selbst, dem sie nicht den Fuß auf den Nacken setzen könnte, sondern den sie verehren müßte fast wie einen Vater, doch auch liebte wie einen Geliebten; und während sie das dachte und betete, daß die Madonna sie doch so begnaden wollte, wie sie es hier und da bei guten herzlichen Ehepaaren gesehen, da hatte sie unten das Stöhnen und den Hülferuf des Verwundeten gehört, sie war aufgesprungen und hatte ihn vor der Thür gefunden; und sowie sie ihm ins Gesicht leuchtete, war es ihr klar und unzweifelhaft, die Madonna hatte ihr Gebet erhört, und der Mann, den sie lieben durfte, ohne sich selbst zu verachten, war gefunden. Sie pflegt den Verwundeten mit hingebender Liebe. Die Scene seines ersten Erwachens inmitten der fremden, prächtigen Umgebung ist, trotzdem dieses Motiv keineswegs neu ist, doch eigenartig behandelt. Allerliebst ist die erste Begrüßung Erich's mit Bicetta, dem Töchterchen Gemma's. Sehr gemüthvoll sind die Scenen, in denen der Genesende mit dem Kinde sich liebevoll abgibt und ihm allerlei zeichnet, namentlich auch der Mutter durch Zeichnung eine Anschauung von seiner Heimat gibt. Die erste Ausfahrt an Gemma's Seite — Bicetta und ihre größte Puppe auf dem Rücksitz — führt den Genesenden wieder ins Leben und zum ersten male in die Herrlichkeiten Roms ein. Alles sieht ihnen auf der Straße nach. Als sie von der Ausfahrt zurückkehren, wallt sein Herz über und er stürzt ihr zu Füßen — da kommt gerade der Arzt, der brave Doctor Susina. Im Einverständniß mit dem Arzte wird Erich auf drei Wochen bis zu seiner völligen Genesung ausquartiert in die bescheidene Wohnung, die er sich gleich

bei seiner Ankunft gemiethet hatte. Jenseit dieser Frist winkt ihm das Glück ihrer Liebe. Ein deutscher Maler, Kürdchen, eine höchst drollige Figur mit seiner „Diogenes-laterne mitten im Gesichte", sonst ein guter Kerl, aber die leibhaftige Satire auf das bananfische, freilich auch recht rentable Kunstlehrerthum, der selbst wie viele andere eine hoffnungslose Leidenschaft für Gemma hegt, macht Erich mit der von demselben halbgeahnten Vergangenheit Gemma's bekannt. Zwar vermag nichts von alledem, was Kürdchen sagt, Erich's Leidenschaft zu dämpfen; auch ist er weit entfernt von irgendwelcher moralischen Anwandlung, was sein Urtheil über das angebetete Weib anlangt. Aber doch sträubt sich der Mann in ihm, sein Glück der Laune einer Sultanin zu danken. Er will ihr entfliehen. Welch ein Herz offenbart sie aber, als sie durch den Arzt eine Ahnung von seinem Vorhaben bekommt und ihn zum ersten male besucht! Die Drohungen des Marchese L***, eines ehemals begünstigten Anbeters Gemma's, der noch immer eine wahnwitzige Leidenschaft für sie nährt und jetzt nach dem Tode seines Vaters sie zur Gattin begehrt, können Erich nicht einschüchtern, sondern fordern eher seine Opposition heraus; doch gewinnt schließlich die Vernunft die Oberherrschaft über ihn. Der wahnsinnige Marchese ermordet Gemma. Gemma's Mutter, ein gräuliches altes Weib, verschwindet mit Bicetta. Damit ist Erich jeder Versuchung überhoben, aber die Erinnerung an diese Jugendleidenschaft wirkt noch nach fünfundzwanzig Jahren aufs mächtigste in ihm fort.

In diesen beiden Novellen ist den Forderungen der nüchternen Vernunft und der hausbackenen Moral vollauf Genüge geschehen, und es ist bewundernswerth, wie der Dichter es verstanden hat, damit zugleich die höhere poetische Folgerichtigkeit und Wahrheit zu vereinigen.

Die beiden andern römischen Novellen: „Die talentvolle Mutter" und „Romulusenkel", behandeln nicht so gewaltsame Herzenserregungen. Sie sind heitern Genres. Während die letzten Novellensammlungen Paul Heyse's vorwiegend oder ausschließlich Erzählungen ernsten Inhalts boten, entfaltet sich hier wieder die graziöseste Laune und Schalkhaftigkeit.

Meta, die „talentvolle Mutter", ist eine liebenswürdige deutsche Witwe von 36 Jahren. Nach dem Tode ihres Mannes, den sie aufrichtig geliebt hat, glaubt sie nur noch zwei Aufgaben zu haben: die Erziehung ihrer achtzehnjährigen Tochter zu vollenden und ihre eigene künstlerische Ausbildung so weit zu fördern, daß sie wenigstens einen kleinen Schritt aus dem Dilettantismus herauszuthun vermöchte. Sie musicirt und aquarellirt, und namentlich um der Ausbildung ihres malerischen Talents willen hält sie sich in Rom auf. Tagtäglich macht sie mit ihrer Tochter durch Rom und die Campagna malerische Streifzüge, die ihr in dem zahlreichen Freundeskreise, den sie durch ihre geselligen Talente um sich zu versammeln verstanden hat, den Beinamen „Meta sudans" (eine Anspielung auf jenen alten Steinkegel am Ende des Forums, der diesen Namen trägt) erworben haben. Nur leider, ihre Tochter zeigt weder Talent für Malerei, noch versteht sie durch silberne Gesangescascaden die Gesellschaft zum Beifall hinzureißen, noch besitzt sie die Unterhaltungsgabe ihrer Mutter. Dagegen bewährt sich dieses stille, unscheinbare Mädchen als ein echt deutsches, tiefes Gemüth. Sie hat in ihrer Heimat, im Schwarzwald, einen jungen Ingenieur liebgewonnen. Die Mutter ist aber gegen diese Verbindung: Martina solle sich nicht so früh binden. Sie hat dem Liebhaber das Wort abgenommen, zwei Jahre lang nicht an Martina zu schreiben, und hofft, daß die Tochter unter den Eindrücken Italiens die Jugendliebschaft vergessen werde. Seitdem ist ein Jahr dahingegangen. Olaf ist unterdessen Professor am Polytechnikum zu D. geworden. Sein Versprechen, an Martina nicht zu schreiben, hält er, aber er reist ihr nach Italien nach. Die talentvolle Mutter hat übrigens auch manchen Bewerber gefunden, aber bisher alle abgewiesen. Unter ihnen ist auch ein Herr Mathias, ein reicher Hamburger, ein rüstiger Vierziger, der seine Senatorstelle aufgegeben, um in Italien seiner Passion für Alterthümer zu leben. Während diesem sonst von aller Kunst nichts interessant ist, als was bis vor Christi Geburt hinaufreicht, hält er die Sächelchen der Frau Meta alle für vollendete Meisterwerke, hat drei Aquarelle, die sie in einen Wohlthätigkeitsbazar gegeben hatte, mit dem Doppelten des verlangten Preises bezahlt und in den schönsten geschnitzten Rahmen, sodaß viel weißes Papier um die kleinen Blätter freiblieb, in dem Allerheiligsten seiner Sammlungsräume aufgehängt. Mit diesem seinem Schwiegerpapa in spe ist Olaf in Perugia zufällig bekannt geworden. Beide bewohnen seit einigen Tagen in der Nähe des Hains der Egeria ein Landhäuschen in einem Weingarten, auf dessen Grund und Boden Herr Mathias Ausgrabungen zu veranstalten gedenkt. Es dauert einige Tage, ehe Olaf, der den Damen nachschleicht, Martina heimlich sprechen kann. Während Frau Meta einen entzückenden Durchblick bei den Ruinen der Kaiserpaläste malt, wandelt Martinchen zwischen den Trümmern umher und steigt in das Stadium hinab. Hier überrascht sie Olaf. Das Wiedersehen ist eine allerliebste Scene. Das Ziel der malerischen Excursion des folgenden Tags bildet auf Martinchen's Vorschlag der Hain der Egeria. Sie hofft dort Olaf vielleicht wieder heimlich sprechen zu können. Wie nun hier, während die Mutter in ihre Studien versunken ist, eine höchst originelle Entführung und Wiederbringung Martinchen's durch Olaf, stattfindet, und wie während dessen die geängstigte Mutter in dem Landhaus ihres Anbeters, des Herrn Mathias, eine Zuflucht findet und diesem ihre Hand verspricht: das ist sehr ergötzlich zu lesen. Die Schlußscene, wie Frau Martina zu Hause im Bett und im Dunkeln ihrer Tochter die Einwilligung zur Verbindung mit Olaf gibt und ihr die Mittheilung von ihrer eigenen Verlobung mit Herrn Mathias macht, ist durch den Gegensatz der komischen

Situation und der gemüthvollen Worte Martinchen's voll des köstlichsten Humors.

Die umfänglichste der vier Novellen, „Romulusenkel", ist, glaube ich, auch die vollendetste derselben. Der Humor ist hier zugleich mit Satire gepaart, eine Eigenschaft, die Paul Heyse in keiner seiner bisherigen Dichtungen in diesem Maße entfaltet hat. Doch erscheint die Satire auch hier nicht als Zweck, sondern nur als künstlerische Beigabe.

„Wir saubern Romulusenkel", sagt einer von diesen Romulusenkeln, „was thun wir jetzt? Was ist uns geblieben? Die alte Generation führt halblaute Gespräche mit Schatten, und das junge Geschlecht übt seinen Tenor, um Logen und Parket damit zu erobern."

Auch gegen das moderne Kunstleben und zwar besonders gegen gewisse Richtungen der Malerei werden in diesen römischen Novellen und auch in den „Romulusenkeln" manche satirische Pfeile versendet, aber in den „Romulusenkeln" richtet sich die Satire in größerer Breite und nachdrücklich gegen — den Spiritismus. Der alte Maler Romolo und durch ihn der Held der Erzählung, Muzio Orazio de' Cesari, welcher sich ernstlich der Abkunft von Gajus Julius Cäsar rühmt, sind in ein spiritistisches Conventikel gerathen und werden von der Pythia desselben, die an einen Trunkenbold verheirathet ist, ausgebeutet. Romolo lebt nur noch für die unsichtbare Welt und malt statt seiner frühern Historien nur noch Gespensterbilder: Cäsar, der dem Brutus, Mausolus, der der Artemisia, seine verstorbene Gattin Emilia, die ihm selbst erscheint. Wir werden mehrmals in die Sitzungen der Spiritisten eingeführt, die mit einem Gebet begonnen werden. Der Protokollführer, der das Klopfen des Tisches, wodurch sich die citirten Geister vernehmlich machen, in das Italienische übersetzt, ist ein Priester. Leider gestatten die Geister nicht die Weiterverbreitung und Veröffentlichung ihrer Enthüllungen. Denn wenn alles aufgeschrieben wäre, was in diesem Verkehr mit den verschiedensten Personen der heiligen und Profangeschichte an denkwürdigen Aufschlüssen gewonnen worden war, so würde eine wenigstens zehnbändige neue Weltgeschichte vorhanden sein. Tacitus gab die interessantesten Berichte über allerlei geheime Geschichten der Kaiserzeit, die ein höchst dankenswerther Ersatz für seine verlorenen Bücher gewesen wären. Homer bedauerte, durch den Gesang der Odyssee, der im Hades spielt, eine falsche Vorstellung von der Ueber- oder Unterwelt verbreitet zu haben. Selbst die olympischen Gottheiten ließen sich durch den Tisch vernehmen. Der wichtigste Aufschluß, den sie gaben, der Schlüssel der ganzen Mythologie, war der, daß sie alle, Jupiter, Juno, Venus, Mars u. s. w., nichts anderes als Menschen, nur mit ungemeinen Gaben, höchstem Verstande, staunenswerther Kraft, Schönheit und Macht ausgestattet, mit einem Worte nichts anderes als — Medien gewesen wären, darum befähigt, Geheimnisse der Natur und des Schicksals zu verstehen, die den gewöhnlichen Sterblichen verhüllt blieben. Von der dankbaren Menschheit seien sie nach ihrem Tode als übernatürliche Wesen verehrt worden. Eine höchst belustigende Verbindung antik-euhemeristischer und modern-spiritistischer Faseleien! Besonders oft wird von diesem Kreise Venus citirt, die Grazien merkwürdigerweise niemals. Venus zeigte sich sogar in italienischen Dichtern bewandert.

Sehr belustigend ist die letzte Sitzung, in die wir geführt werden. Der Maler Romolo hat den heiligen Lucas citiren lassen. Da der Maler-Evangelist sich in seinen Antworten über die Technik der ältesten christlichen Malerei offenbar verschiedene Irrthümer zu Schulden kommen läßt, fängt Romolo an mistrauisch zu werden. Da macht der Geist, zugleich zur Beschämung des Zweiflers und zur Strafe seiner Sünden, die sensationelle Enthüllung, daß in eben diesem Momente Caterina, die neunzehnjährige Tochter des Malers, aus dem väterlichen Hause entflohen und „mit einem listigen Verführer" in die weite Welt gegangen sei. Diese Caterinuccia ist die warme, lebendige, blühende Wirklichkeit in dieser träumerischen Gesellschaft, der frische, gesunde Tageszauber, der alle mondbeglänzten Schatten beschämt. Caterina's ätherische Elemente sind, wie der Vater sagt, leider verkümmert oder noch nicht herangereift. Gar zu gern möchte das nette jugendliche Ding der Signora Virginia, jener zart organisirten Frau, die den Vater mit ihrem Geisterschwindel beherrscht, auf die Sprünge kommen. Caterinuccia liebt einen jungen Beamten vom Kriegsministerium. Der Vater will von der Verbindung nichts wissen. „Babbo, ich bekomme ihn doch noch einmal; alle deine Gespenster sollen ihn mir nicht streitig machen!" sagt sie und thut, als habe sie sich die Sache aus dem Kopfe geschlagen. Muzio Orazio de' Cesari, der berühmte Cäsarenenkel, Hausbesitzer, ein giovanotto von 40 Jahren, ein gutmüthiger Mensch, aber eine unglaublich träge Natur, „ein Engel und galantuomo", der sich von seiner alten Haushälterin Menica tyrannisiren läßt, wird von der jugendlichen Liebenswürdigkeit Caterinuccia's bezaubert und trägt ihr seine Hand an. Sie will noch abwarten, ob er nach vier Wochen ebenso denke wie jetzt. Muzio ist in der glückseligsten Stimmung. In dieser Stimmung wagt er, als er in einem Café ein beschauliches Glas Grog trinkt und während er ein großes Stück Zucker langsam in der heißen Mischung schmelzen sieht, den hochlyrischen Vergleich: so müsse es sich ungefähr ausnehmen, wenn er beobachten könnte, wie Caterina's junges Herz in heißer Liebe zu ihm sich auflöse. In den vier Wochen, die Caterina sich ausbedungen hatte, erfolgt die erhoffte Beförderung ihres Geliebten zum Secretär beim Kriegsministerium, und um den Drohungen ihres Vaters, der sie zur Heirath mit Muzio zwingen will, sich zu entziehen, verläßt sie am letzten Tage der Bedenkzeit das väterliche Haus. Virginia hatte die sensationelle Nachricht durch Menica erhalten, die ihr Regiment nicht an eine junge Hausfrau abtreten wollte und Caterinuccia auf Schritt und Tritt

beobachtete. Wenige Tage darauf, als sie mit ihrem Vittorio verheirathet ist, kommt Caterinuccia zu dem überraschten Muzio, und durch ihre Liebenswürdigkeit weiß sie den gutmüthigen Menschen nicht nur zu versöhnen, sondern auch zum Freunde ihres Gatten und zum Vermittler zwischen ihnen und dem Vater zu gewinnen. Die Schwindeleien der Signora Virginia werden entdeckt. Romolo versöhnt sich allmählich mit dem jungen Paar, dem der gutmüthige Muzio eine Wohnung in seinem eigenen Hause eingeräumt hat.

Zu diesen römischen Novellen verdankte der Dichter die Anregung wol dem Aufenthalte in Italien im Winter 1877 auf 1878, der ihm auch die „Verse aus Italien" eintrug. Aber es mischt sich gewiß in die Scenen der Gegenwart auch mancher Klang aus jener 25 Jahre frühern Zeit hinein, wo der Dichter zum ersten male am Tiberufer wandelte; z. B. in Betreff der in der vierten Novelle gelegentlich genannten „guten Dame Rubicondi" läßt sich das aus der Epistel an Otto Ribbeck, mit dem er einst, wie er dort sagt, manchen Fiasco in ihrem Hause geleert, nachweisen. Und das ist gewiß nicht die einzige und nicht die bedeutendste Erinnerung an jene Zeit. „Unsere Jugend hat einen leisen Schlaf", sagt der Baumeister, der auch vor 25 Jahren zum ersten male in Rom war, „und man braucht nur auf sie anzuklingen, so steht sie leibhaft vor einem."

Auch diese Novellen Paul Heyse's werden, so hoffen wir, wie seine frühern gefallen, in dem Sinne, wie er das Wort selbst einmal in diesem Bande von einer Lieblingslektüre gebraucht: „Gefallen heißt ja nur den Wunsch erwecken, das Bekannte immer wieder zu sehen."

Otto Sieroka.

Zur Entwickelungsgeschichte des menschlichen Geistes.

1. Wege und Ziele der Culturentwickelung. Essays von Eduard Lasker. Leipzig, Brockhaus. 1881. Gr. 6 M.
2. Entwickelungsgeschichte des Geistes der Menschheit. In gemeinverständlicher Darstellung. Von Gustav Diercks. Erster Band: Das Alterthum. Berlin, Th. Hofmann. 1881. Gr. 8. 5 M.

Nicht ohne Grund hört man seit längerer Zeit vielfach Klage darüber führen, daß die Gegenwart einerseits in hohem Grade einem prosaischen, nur auf den äußern Erfolg abzielenden Realismus oder vielmehr Materialismus anheimgefallen sei, während andererseits ein finsterer Reactionsgeist sich bemühe, jeden geistig freien Aufschwung in Schule, Kirche und Staat zu hemmen. Allein ein näherer Einblick in die Geschichte lehrt uns, daß der Fortschritt der Menschheit kein durchweg stetiger ist, daß vielmehr eine Wellenbewegung bald in aufsteigender, bald in absteigender Richtung stattfindet. Bei diesem Auf- und Niederschwanken der Culturbewegung scheint es uns nun mit Friedrich Albert Lange ganz unverkennbar und gewiß zu sein, daß jedem Rückschritt wieder ein mächtiger Fortschritt folgt, der nur zeitweise durch jenes Wellenspiel verdeckt wird. Wie im Kreislauf der Natur aus dem Zerfallen niederer Stoffe sich neues Leben hervorringt und höhere Entwickelungsformationen in die Erscheinung treten, wo das Alte und Ueberlebte vergeht, so dürfen wir erwarten, daß auch auf den geistigen Gebieten nach einem scheinbaren oder wirklichen Rückschritt ein Aufschwung der Ideen die Menschheit zu einer neuen Stufe der Cultur emporführen wird. Der Materialismus z. B. befindet sich in seinem Rechte, wenn er in der sinnlich wahrnehmbaren Welt alles Geschehene als vorzugsweise durch mechanische Kräfte vermittelt sich vorstellt; wenn er dagegen auch Empfindung, Bewußtsein und Geist blos für eine besondere Art der Atombewegung erklärt, so behauptet er mehr, als er beweisen kann. Auch die politisch-religiöse Reaction ist erklärbar durch die nivellirenden, antireligiösen, ein geordnetes Staats- und Familienleben bedrohenden Wühlereien extravaganter Köpfe, aber darum hat sie noch keinen berechtigten Anspruch auf einen dauernden Sieg, höchstens auf einen vorübergehenden Erfolg. Eine wichtige und lohnende Aufgabe ist es daher, den einseitig materialistischen Bestrebungen und den einseitig politisch-religiösen Rückschrittsideen der Gegenwart mit den blanken Waffen des Geistes entgegenzutreten und auf ethisch-ästhetischer Basis das wahrhaft Reale mit dem wahrhaft Idealen in Uebereinstimmung zu bringen. Der Lösung dieser Aufgabe haben sich nun die Verfasser der beiden vorstehend genannten Werke, jeder in seiner Weise, nicht ohne Erfolg unterzogen.

Was zunächst das Werk von Eduard Lasker: „Wege und Ziele der Culturentwickelung" (Nr. 1), anbetrifft, so umfaßt dasselbe sechs verschiedene Essays, die meist nach öffentlich gehaltenen Vorträgen zusammengestellt, für den Druck aber vollständig umgearbeitet sind, wenn auch die Grundzüge derselben durchweg beibehalten wurden. Die siebente und letzte Abhandlung ist, nach der eigenen Angabe des Verfassers, ohne einen vorangegangenen Vortrag erst vor nicht langer Zeit in der Absicht niedergeschrieben, die Gesichtspunkte, welche ihn bei seinen Arbeiten leiteten und zugleich die für ihn maßgebende Weltanschauung charakterisiren, im Zusammenhange darzustellen. Die einzelnen Essays bieten zwar kein vollkommen und systematisch abgerundetes Ganzes dar, aber sie bringen doch klar und deutlich die einheitliche Weltanschauung eines Mannes zum Ausdruck, der bei vielseitigem Wissen reiche Erfahrungen gesammelt, über die geschichtlichen Bewegungsformen des menschlichen Entwickelungsganges tief und ernstlich nachgedacht hat und mit Verständniß bemüht

gewesen ist, den Leitfaden festzuhalten, der durch die verschiedensten Bewegungen der Cultur das Dauernde von dem Vorübergehenden unterscheiden lehrt. Mag auch der Leser in dem Lasker'schen Buche des sachlich Neuen nicht allzu viel finden, so wird er doch durch die originelle und selbständige Behandlung, welche der Autor den einzelnen von ihm besprochenen Gegenständen angedeihen läßt, in formeller und materieller Beziehung keine geringe Ausbeute für Beurtheilung der wichtigsten Fragen unsers geschichtlichen und individuellen Daseins gewinnen.

In der ersten Abhandlung, „Welt- und Staatsweisheit" betitelt, sucht uns der Autor „über den Entwickelungsabschnitt der Gegenwart und die Richtung unsers Strebens zu orientiren". Zunächst erinnert er daran, daß das Jahrhundert, in dem wir gegenwärtig leben, neben vielen Lichtseiten auch manche Schattenseiten aufweist. Er sagt unter anderm:

Unter dem Namen des 19. Jahrhunderts spenden wir uns ungemessenes Lob über den hohen Grad der Cultur und des heutigen Geisteslebens. Auch umschreibend bewundern wir das Jahrhundert der Eisenbahnen, der Telegraphen, Dampfmaschinen, hoher Entwickelung jeder Art. Als empfindlichster Tadel gilt der verwunderte Ausruf: „Im 19. Jahrhundert!" Und doch haben wir fast ununterbrochen in diesem Jahrhundert Ereignisse erlebt, welche einen niedern Bildungsgrad verrathen, wie wir, in allgemeiner Betrachtung, ihn verbunden glauben mit den Zuständen längst überwundener Unwissenheit oder Barbarei. Denken wir an Ereignisse, welche frisch im Gedächtniß sind, welche sich noch abwickeln. Die jüngste Zeit hat für zahlreiche Millionen zwei neue Dogmen festgesetzt, und die Gläubigen erkennen das Unbegreifliche an als verbindliche Glaubenslehre und Bedingung des Seelenheils. Dieses Jahrhundert hat an dem Sitz verfeinerter Bildung und civilisirter Gewohnheiten den ziellosen Schrecken der Commune, die Herrschaft der wenigen Fäuste über Hunderttausende abgeneigter Bürger gesehen. Fast täglich wird der denkende Beobachter, nicht selten auch die Menge aufgeschreckt durch überraschende Zeugnisse der Uncultur. Wo ist die Quelle der Widersprüche? Ist die theoretische Erkenntniß vorangeeilt und vermag die praktische Ausübung nicht überall gleichen Schritt zu halten? Oder fehlt es noch an Klarheit der Erkenntniß und der noch nicht abgeklärte Gedanke verführt zu widersprechenden Unternehmungen? Vielleicht steht das Jahrhundert auf dem Gebiete des anwendbaren Wissens noch gar nicht so hoch, wie wir es einzuschätzen pflegen.

Lasker ist in der That zu dieser letztern Ansicht gelangt. Wohlgefügte Sätze, streng durchdachte Lehren gelten ihm nicht als wirkliche Erkenntniß und wahres Wissen, solange nicht die schönen Worte durch die That ihre Anwendung finden. Wie lange herrscht schon die schöne Lehre von der Nächstenliebe! Seit Jahrtausenden ist sie gegeben, über achtzehn Jahrhunderte der Mittelpunkt eines weltbeherrschenden Glaubens, und doch sind die Ketzerrichter und der Rassenhaß noch heute nicht ausgestorben. Der stets vorhandene Unterschied zwischen dem scheinbaren und dem wahren Umfang des Wissens erinnert, wie der Autor meint, an das Gesetz der optischen Täuschung, und den Grund hiervon findet er in den verschiedenen Wegen, auf denen der ausübende und der forschende Mensch zum Wissen streben. Besonders stark überschätzt wird nach seiner Ansicht die berufsmäßige Gelehrsamkeit. Im öffentlichen Leben und in den gesellschaftlichen Beziehungen unserer Tage will er Merkmale gewahren, welche den Anfang eines durchgreifenden Fortschritts andeuten, da der Geist anfange, sich aus einer genügsamen Befangenheit herauszuarbeiten, und auf unausgetretene Wege zwinge. Seit einem Jahrhundert, so deducirt Lasker, leben wir in einem Zustande zusammenhängender Umwälzungen, deren Haupttendenz auf das Innere des eigenen Staatswesens und der Gesellschaftsordnung gerichtet ist. Die Völkerkriege, die Pausen, welche die Erschöpfung den Nationen aufdrang, verwischen nicht den Hauptzug, welcher seit einem Jahrhundert den europäischen Civilisationsverband in Bewegung hält und ausfüllt, bereits in das zweite Jahrhundert hineinragt und vielleicht auch dieses ausfüllen wird, obschon neue Pausen und episodische Rückbewegungen den stetigen Gang der Dinge zu unterbrechen und Perioden abzuschließen scheinen. Für uns, die wir selbst von den entgegengesetzten, einander bekämpfenden Tendenzen ergriffen sind, ist es schwer, Klarheit zu gewinnen über die so vielverschlungene Bewegung werdender Zustände. Glücklicherweise stehen wir in der Entwickelung eines andern Culturzweigs an dem Abschluß einer Epoche des Fortschritts, deren Zusammenhang von dem ersten Anfang aufgezeichneter Ueberlieferungen bis zu den jüngsten Arbeiten unserer Zeitgenossen wir erkennen; wir meinen mit Lasker den Wettkampf der Dialektik mit den Naturwissenschaften. Die letzten lehrreichen Bewegungen dieser Epoche haben viele von uns an sich selbst erfahren, der wirkliche Abschluß ist noch im Vollzuge begriffen. Die Dinge sind indeß bereits einer ruhigen Betrachtung fähig, aber unser eigener Antheil erhält die Theilnahme lebendig und fördert das Verständniß; der günstigste Zeitpunkt, zu untersuchen und die Ereignisse für das Leben zu verwerthen. „Die in heftiges Ringen eingetretene Staatsweisheit mag sich messen an dem gleichartigen Kampf und an den Errungenschaften der Weltweisheit. Sind die beiden Entwickelungsstadien doch nicht zufällig, sondern durch einen innern Zusammenhang aneinandergereiht."

Was die Einwirkung philosophischer Lehren und Systeme auf das öffentliche Leben eines Volks anbetrifft, so findet nach Lasker's richtiger Ansicht diese Einwirkung nur in dem Verhältniß statt, in welchem jene Lehren und Systeme aus dem Leben selbst geschöpft sind. Die blos erdachten Systeme verschwinden spurlos, auch wenn sie zeitweilig den Büchermarkt und das vornehme Gespräch belebt haben. Nur die aus den Anschauungen, Bedürfnissen oder Empfindungen des Volks entsprungenen Lehren und Systeme bringen einen nachhaltigen Eindruck hervor; aber auch solche Eindrücke erhalten sich auf die Dauer nur nach dem Maße der vorbereiteten Empfänglichkeit. Es gibt, darin stimmen wir dem Autor bei, eine Wechselwirkung zwischen der Herrschaft von Lehren und der Gestaltung von Staatszuständen. Ganze Völker, nicht blos ungeregelte Massen, sind von der anfregenden Macht eines

Gedankens zu außergewöhnlichen Thaten, zu gewaltsamen Veränderungen eingelebter Zustände hingerissen worden. Nachdem aber die Thatkraft den kritischen Höhepunkt überschritten hatte, sonderten sich die Begebenheiten durchschnittlich nach den Quellen, aus denen sie geflossen waren. Was im Verständniß vieler bis zur Klarheit der Handlung gediehen war, behauptete sich meistens mit nachhaltiger Wirkung; was dagegen nur in Berechnungen und Schlüssen einzelner, immerhin bevorzugter Köpfe seinen Ursprung oder seine weitere Ausbildung empfangen hatte, das verschwand oder führte zu Irrungen, welche in schwerer Arbeit wieder entwirrt werden mußten. Drei bekannte Revolutionen in drei Jahrhunderten unter drei verschiedenen Völkern, den Engländern, den Franzosen und den Deutschen, bestätigen die Regel.

Uns Deutsche hat das bewußte Streben nach dem Nationalstaat den richtigen Weg gewiesen, und die Kraft wurde verwerthet durch die Ausführung der vorbereiteten That. Dennoch leiden wir in der unmittelbaren Gegenwart unter den Nachtheilen des Uebergangsstadiums. In dieser Beziehung läßt sich unser Autor also vernehmen:

> Nicht ohne Schaden entbehrt man einen lange benutzten Maßstab, bis ein bewährter Ersatz gefunden ist. Während den nützlichen Gelegenheitsmaßregeln gehuldigt wird, geräth die Ethik selbst ins Schwanken. Wenn bisher Ueberzeugungstreue die Probe des tüchtigen Mannes war, so fällt dieses wichtige Erkennungszeichen jetzt weg. Auch die guten Gesinnungen stehen unter der Herrschaft der wandelbaren Nützlichkeit. Der umfassende Geist wendet sich mit einigem Zwang von der Betrachtung des Allgemeinen ab; leicht drängt sich die bewegliche Menge hinzu. Der Eigennutz sieht die Scheidewand niedergerissen, welche ihn von der Gemeinschaft mit den Uneigennützigen ausschloß. Der kleine Sinn bläht sich auf, als ob er, nach dem Gebote der Zeit, in freiwilliger Einschränkung auf den kleinern Gesichtskreis sich zurückzöge. Die Vornehmheit des Geistes wird verdrängt, und an ihren Platz rückt die virtuose Geschicklichkeit, welche des Tages Bedürfniß mit einem knappen Tagesvorrath versorgt. Gewiß sind solche Erscheinungen nicht frei von Besorgniß. Dennoch leben wir in keinem Zustande des Verfalls, sondern der Schritt ist nach vorwärts geneigt.

Zum Schluß des in Rede stehenden Aufsatzes stellt Lasker zwischen philosophischer und staatswissenschaftlicher Verflachung einen kurzen, aber treffenden Vergleich an, den wir in folgenden Sätzen resumiren. Als die Philosophie auf dem tiefsten Grade der Verflachung stand, schwoll die Zahl der Systeme an und die Menge der angeblichen Kenner in philosophischen Dingen war endlos; wer kein eigenes System ersann, war mindestens ein starker Kritiker und richtete über jede aufgeworfene Frage und jede in Betracht kommende Persönlichkeit bestimmt und entscheidend. Als später die ernsten Arbeiten der Naturwissenschaft wirkliche Kenntnisse verbreiteten, hörte das Wachsthum der Systeme auf, die Zunft der Philosophen schmolz zusammen und die Kritik ging in die berufenen Hände der Wissenden über. Seit einiger Zeit bereiten die Auserlesensten aus der Fülle gewonnener Kenntnisse die Rückkehr einer fruchtbringenden Philosophie vor. Die Verflachung der staatswissenschaftlichen Lehrzweige und politischen Berufsarbeiten hat einen noch größern Kreis von Pfuschern und Zudringlichen großgezogen. Noch niemals gab es eine so große Auswahl neuer Staatsfundamente als jetzt. Die Hallen sind mit Rufern gefüllt, und wer irgendwo zum Wort gelangt, der fühlt sich zur endgültigen Kritik über Personen und Zustände befähigt. Von dem Markte des politischen Lebens wird das Gedränge nicht verschwinden, aber das erweiterte Wissen wird die Geister nach Verdienst scheiden. Der Raum wird gesäubert werden, auf welchem die Staatsweisheit in der wahren Erkenntniß des Lebens ihre Wurzeln befestigen muß. Wiederum übernimmt die deutsche Nation die Leitung. Diesmal ist es die besondere Gunst der Umstände, welche uns zu der hohen Aufgabe beruft. Was uns so lange gehindert, fördert uns jetzt vielfach. Der Kampf um die Bedingungen unserer Existenz hat die Geister lebhaft angeregt. Der neugeschaffene Nationalstaat fordert ursprüngliches Denken heraus, denn die alten Formeln sind nicht überall für ihn passend. Die nationale Befriedigung gibt uns die volle Lust zu der schwierigen Arbeit, und wir treten mit frischem Muth an das Werk. Die Schwierigkeiten schrecken uns nicht ab; die wir Neues gegründet, werden nicht von einer unfruchtbar elegischen Stimmung ergriffen, wenn wir Altes verfallen sehen. Wie lange wird die jetzt eingeleitete Entwickelung bis zu ihrem nächsten Abschluß dauern? Dieser Moment läßt sich nicht genau bestimmen, aber der Abschluß wird und muß in nicht zu langer Zeit kommen. Alle Vergleiche passen nur bis zu einer bestimmten Linie; dies gilt auch von dem Vergleich zwischen dem Entwickelungsgange der Philosophie und der Staatswissenschaft. Arbeit ist genug vorhanden auf beiden Gebieten, wenn nur eine lange Friedensdauer sie begünstigt.

Der uns zugemessene Raum verbietet es uns, auf die nächsten fünf Essays, welche früher bereits veröffentlicht waren und manche zum Theil gegründete Einwendungen erfuhren, näher einzugehen. Der Verfasser hat übrigens diese Einwendungen sorgfältig geprüft und demgemäß in dem vorliegenden Buche verschiedene Aenderungen vorgenommen. Die Titel dieser durchgehend interessanten und lesenswerthen Essays sind folgende: „Ueber Anlagen und Erziehung", „Ueber Halbbildung", „Wort und That", „Wozu studirt man Sprachen"? „Ueber den Sprachunterricht in den höhern Schulen".

Der letzte Aufsatz: „Der Mensch und sein Geschlecht", verdient es, daß wir noch mit einigen Worten auf ihn zurückkommen. Der Verfasser ist, wie er selbst ausdrücklich erklärt, durch Studium und eigene Erfahrung und Beobachtung des menschlichen Wirkens zu folgender Ansicht gelangt:

> Was der Mensch sei, was er vermöge, was er für sich und sein Geschlecht bedeute, ist der Anfang und das Ende jeder Forschungsweisheit; wie er sein Leben am besten verwerthe, ist der Anfang und das Ende jeder Lebensweisheit; und das wahre

Ideal als das realisirbare Vorbild des schönsten Lebens besteht darin, daß der Mensch nach dem höchsten Maße seiner voll entwickelten Kräfte sich und dem Geschlecht Vortheil verschaffe, sich Wohlbefinden bereite und den andern die Mittel des Wohlbefindens vermehre.

Gegen diese Ansicht dürfte kein Verständiger etwas einzuwenden haben; anders verhält es sich aber mit dem ziemlich abfälligen Urtheile des Autors über den Werth der Metaphysik, wenn wir auch zugestehen, daß metaphysische Forschungen nicht zu allen Zeiten und nicht für alle Fragen eine gleich hohe praktische Bedeutung haben. Gern und mit aufrichtiger Freude unterschreiben wir die beiden Schlußsätze, zu welchen der Verfasser in seinem letzten Essay gelangt; dieselben lauten also: „Der fortschreitende Sieg der Wahrheit ist der ethische Grundzug in der Geschichte" und „Die Unwahrheit in jeder Gestalt ist der Hinderer, welchen die Culturentwickelung in schweren und langen Kämpfen zurückdrängt und dereinst sicher ganz überwinden wird".

Alles in allem genommen muß das Lasker'sche Buch als ein beachtenswerther Beitrag zur Culturgeschichte angesehen werden, wenn auch die Form der Darstellung hier und da etwas weitschweifig ist.

Das andere uns vorliegende Werk: „Entwickelungsgeschichte des Geistes der Menschheit" (Nr. 2), befriedigt im wesentlichen die Ansprüche, welche man an ein populär gehaltenes Buch stellen darf, das ein so schwieriges Thema bewältigen soll, wie Gustav Diercks sich gestellt hat. Der Verfasser hat die Resultate langjähriger Studien, welche sich auf die Weltliteratur beziehen, benutzt, um ein zusammenhängendes Bild des natürlichen Entwickelungsganges des menschlichen Geistes zu geben. Er ist dabei bemüht gewesen, vorurtheilslos und auf historische Thatsachen gestützt in großen Zügen die intellectuellen Beziehungen der maßgebenden Völker zueinander darzustellen. Der Wunsch, ein möglichst allgemeines Interesse für den Gegenstand seiner Forschungen zu wecken, veranlaßte ihn, die Grundzüge seines Systems der vergleichenden Geistesgeschichte in das Gewand von Vorträgen zu kleiden, um zugleich eine angenehme Lektüre und ein bequemes Bildungsmittel zu schaffen, das für jeden verständlich wäre und nicht durch doctrinäre Form und Phraseologie abschreckte. Den Gegnern der Versuche, wissenschaftliche Fragen in populärer Weise zu behandeln, dürfte mit Recht der Satz entgegengehalten werden, daß die wahre Wissenschaft auch wahrhaft volksthümlich ist, sobald ein Meister sie behandelt, der sich nicht sowol zu den Lesern herabläßt, als vielmehr sie zu sich emporhebt. Uns will es bedünken, als wenn Diercks das letztere in nicht geringem Grade verstanden habe.

Er betrachtet die Rassen und Völker, welche als culturschaffend anzusehen sind, in historischer Reihenfolge, zeigt die Richtungen, welche sie einschlugen, forscht nach den hierbei maßgebenden Ursachen und faßt am Schlusse jedes Abschnitts die Ergebnisse desselben kurz und klar zusammen. Nach seiner Annahme lebten vor dem Beginn der geschichtlichen Zeit Hamiten, Mongolen, Semiten und Arier auf dem Hochplateau zwischen dem Kaspischen Meere und dem Quellenlande des Indus. Eine andere Frage ist es, ob jene Volksstämme und überhaupt die gesammte Menschheit dort ihre Wiege haben, wie man zur Rettung der Paradiessagen oft anzunehmen geneigt gewesen ist. Die große Verschiedenheit im physischen und psychischen Grundcharakter derjenigen Rassen, die von dort auswanderten, berechtigt jedoch zu dem Schlusse, daß jene Völkermassen dort nicht eingeboren waren und nicht gemeinsame Abstammung hatten, sondern daß sie, wahrscheinlich infolge von großen Umgestaltungen der Erdoberfläche, auf jene Hochebene von verschiedenen Seiten her flüchteten und auf diesem Boden blieben, solange er für sie ausreichte, um dann andere Wohnsitze zu suchen. Der Autor begleitet die auswandernden Stämme in ihre neuen Niederlassungen und behandelt seinen reichhaltigen Stoff in den acht Kapiteln: „Aegypten"; „Die mongolische Rasse"; „Indogermanen und Inder"; „Der Buddhismus"; „Die Eranier"; „Die Semiten", bei denen er Chaldäer, Babylonier, Assyrer, Phönizier und Israeliten unterscheidet; „Die Griechen"; „Die Römer". Mit gutem Grunde schenkt er überall der religiösen Entwickelung eine besondere Aufmerksamkeit. Wenn er von Völkern „mittelländischer Rasse" spricht, so versteht er darunter vorzugsweise die Völkerströme, welche von den mittelasiatischen Ländern als ihren letzten nachweislichen Stammsitzen nach Westasien, Nordafrika und Europa kamen. Die Urgeschichte der Menschheit beginnt nicht mit der mittelländischen oder mit der mongolischen Rasse; zwischen ihnen und den Urmenschen liegen unermeßliche Zeiträume.

Diercks faßt die Entwickelungsphasen, welche das Geistesleben der Menschheit im Alterthum durchgemacht hat, also zusammen:

Bedingt durch den Erhaltungstrieb, gebunden an die Sinne und ihre Wahrnehmungen, entwickelt sich der menschliche Geist innerhalb dieser Schranken, indem er die Beziehungen seiner Umgebung auf sein Subject einer Beobachtung unterwirft, woraus durch die instinctive Ahnung eines einzigen göttlichen Urprincips der religiöse Glaube entsteht, der sich in bekannter Weise weiter entfaltet. Die primitiven concreten Offenbarungsformen des Göttlichen, die der an die Sinnenwahrnehmung gefesselten Auffassungskraft des unentwickelten naiven Geistes entsprechen, werden durch den sprachlichen Ausdruck zum Mythus, der, weit entfernt, Dichtung in unserm Sinne des Worts zu sein, nur, wie Max Müller sehr schön entwickelt, die Sprache des kindlichen Menschen bildet und seine Gedanken verkörpert. Wir modernen Menschen brauchen uns die Sonne nicht mehr unter dem Bilde eines dahineilenden Rosses, die Morgenröthe nicht mehr als Jungfrau vorzustellen und so zu bezeichnen; der geistig unentwickelte Mensch aber konnte seinen Empfindungen und Gedanken nur unter Anwendung von sinnlich wahrnehmbaren Objecten Ausdruck geben; die Mythen waren für ihn nur Prosa — in dem Maße, wie Geist und Sprache der einzelnen Völker sich entwickelten, mußten sie aber nach und nach zu dem werden, was sie uns heute sind: zu Dichtungen. Die psychischen Elemente der drei eigentlichen Culturrassen: Hamito-Semiten,

Mongolen und Arier, entwickeln sich nun weiter, emancipiren sich von der rohen Herrschaft der Sinne, um unter die des subjectiven Gefühls- und Empfindungslebens zu treten; sie krystallisiren sich in der psychischen Cultur Aegyptens, Chinas und Indiens, um, vielfach zusammenwirkend, zahllose neue Combinationen zu schaffen, die sich selbständig weiter entwickeln: wie die psychischen Typen der Mesopotamier, Meder, Perser, Syrer, überhaupt der Semiten und Kleinasiaten.

Von allen ältern Völkern, meint der Verfasser, kamen nur die Aegypter, Chinesen und Juder in ihrer Geistesentwickelung bis an die Grenze einer neuen Phase derselben; die übrigen blieben entweder im ersten Stadium, d. h. in dem der Sinnenherrschaft, oder im zweiten, der Gefühlsherrschaft, d. h. der Religion und des subjectiven Empfindungs- und Interesselebens, stehen, wie die semitischen Völker, die alles nur im verdichteten Subjectivismus ihrer Religionen reflectirten, diesen alles unterordneten. Indem ihr Geist nicht über diese Entwickelungsstufe hinauskam, konnte er auch nur in der entsprechenden Form als lyrische Dichtung zum Ausdruck gelangen. Der Geist der Aegypter vertieft sich in den Priestermysterien und gelangt zur Erkenntniß eines einzigen immanenten Gottes, bleibt in seinen philosophischen Speculationen aber doch befangen durch die hierarchische Theologie und die einseitig praktischen Lebensinteressen. Die Chinesen, durch den Animismus sich zu abstracten Speculationen erhebend und die Ethik zum Ausgangspunkt ihres Glaubens machend, werden durch übergroßen Regel- und Formenzwang in ihrer freien Geistesentwickelung gehemmt, die sich erst unter fremden Einflüssen kräftiger fortsetzt: praktische Moralphilosophie war die Grenze, die der chinesische Geist selbständig erreichte. Der indische Geist tritt in den Dienst der Phantasie; die reflectirende Seite desselben aber bildet sich unter den günstigen geographischen Verhältnissen ebenfalls aus, und der Geist schwingt sich zu einer objectiven Weltanschauung auf, die sich sogar in idealistischen Philosophemen kundgibt, welche auf dem Punkte stehen, die beengenden Fesseln religiöser Vorurtheile abzuwerfen; ja er erhebt sich, gestützt durch die Phantasie, zu der Entwickelungsstufe, die als literarische Form Epos und Drama aufweist, welche jedoch erst nach der Berührung mit dem verwandten Geist der Griechen zur Ausbildung gelangten. Obgleich also theilweise die Grenzen der zweiten Entwickelungsphase der Menschheit, die mit dem Griechenthum beginnt, überschreitend, bleibt der Geist der Aegypter, der Chinesen und Juder doch noch selbst, und damit überhaupt das ganze orientalische Alterthum, in den Banden der Sinne, der religiösen Hierarchie, der Interessen des gewöhnlichen Lebens. Erst der griechische Geist, sich stützend auf die Leistungen der Vorzeit, nimmt den höchsten Flug, wird zum denkenden Verstande, der, unbewußt abstracte Ideale schaffend, denselben dann bewußt nachstrebt. Er macht alle Phasen der Entwickelung durch, bildet die einer jeden entsprechende literarische Form: Mythus, Epos, Lyrik, Drama, zu vollendeter Schönheit aus und erklimmt selbst die letzte Staffel, indem er durch verständiges Denken sich zu abstracten Philosophemen erhebt und die Wissenschaft zum Selbstzweck macht, die bei allen übrigen Völkern des Alterthums nur einer wenig geläuterten Religion und den subjectiven Lebensinteressen gedient hat. Durch Alexander kosmopolitische Richtung annehmend, die von dem römischen Geist ebenfalls eingeschlagen wird, die Grundtöne aller alten Völker zu harmonischem Zusammenklang vereinend, aus allem, was die frühern Jahrtausende geschaffen, die letzten Consequenzen ziehend, ergänzt und verbindet der griechische Geist mit seinen Idealen der Freiheit, der Kunst, der Weisheit sich mit dem das Kraftideal repräsentirenden römischen Geiste und beherrscht als Seele den mächtigen Staatskörper, der in sich die antiken Staaten vereint hatte. Aus den Verbindungen, welche die Einzelgeister des absterbenden Alterthums unter der Leitung des griechischen Geistes eingehen, gestalten sich nun die Grundlagen, auf denen der Geist der Menschheit fußt, als er nach tausendjähriger Ruhe zu neuem Leben erwacht. Dieses Erwachen aber und die weitere Entwickelung zu schildern, ist dem in nicht zu langer Zeit erscheinenden zweiten Bande des Diercks'schen Werks vorbehalten.

Man mag mit Diercks nicht in allen Punkten übereinstimmen, wie z. B. in seinen Ansichten über den Ursprung der Sprachen; das Zeugniß aber muß man ihm geben, daß er redlich geforscht, seinen Gegenstand mit Ernst und Umsicht geprüft und seinen Hauptzweck, die Cultur- und Literaturgeschichte zu einer vergleichenden Wissenschaft zu erheben, in nicht geringem Grade erreicht hat.

Rudolf Doehn.

Militärische Schriften.

1. Militärische Classiker des In- und Auslandes. Mit Einleitungen und Erläuterungen von W. von Scherff, von Boguslawski, von Tayßen, Freiherr von der Goltz u. a., herausgegeben von G. von Marées. Berlin, Schneider u. Comp. 1880. Gr. 8. In Heften zu 1 M. 50 Pf.

Diese Sammlung ist durch vielfach ausgesprochene Wünsche, namentlich aus den Reihen der Armee, angeregt worden und hat den Zweck, die bedeutendsten und werthvollsten Werke der Militärliteratur des In- und Auslandes durch neue wohlfeile Ausgaben den betheiligten Kreisen zugänglicher zu machen.

Das dankenswerthe Unternehmen, welches zuvörderst die kriegstheoretischen Werke von Friedrich dem Großen, Scharnhorst, Clausewitz, Jomini u. a. etwa in 15 Heften,

und zwar die nicht in deutscher Sprache verfaßten in der Uebersetzung geben wird, darf auf die vollste Theilnahme in den weitesten Kreisen rechnen.

Es liegen bisjetzt fünf Hefte vor. Das erste derselben enthält hauptsächlich die „Principes généraux de la guerre, appliqués à la tactique et à la discipline des troupes prussiennes", in der von Friedrich dem Großen selbst veranlaßten, für seine Generale bestimmten, 1753 gedruckten deutschen Uebersetzung, dann auch die ebenfalls ins Deutsche übersetzten „Pensées et règles générales pour la guerre"; die Einleitungen und Erläuterungen sind vom Major von Tayssen verfaßt. Die folgenden vier Hefte bringen Clausewitz' hinterlassenes Werk „Vom Kriege", wozu Einleitung und Erläuterungen der Oberst von Scherff geschrieben hat. Aus diesen fünf Heften ist ersichtlich, daß die in der Militärliteratur rühmlich bekannten Offiziere in ihren Bemerkungen und Auslegungen der Classiker das richtige Maß innegehalten und sich darauf beschränkt haben, nur zu erklären oder, den veränderten Verhältnissen und den Erfahrungen der neuern Kriege Rechnung tragend, sich dahin auszusprechen, ob hiernach die aufgestellten Grundsätze noch Gültigkeit haben oder einer Aenderung bedürfen, wobei es ihnen gelungen ist, die Schwierigkeiten ihrer Aufgabe mit großem Geschick zu überwinden.

2. Die Garde des russischen Zaren auf der Straße nach Sophia am 12. (24.) October 1877 von E. W. Bogdanowitsch. Zum Besten der Witwen und Waisen der in den Kämpfen des 12. (24.) October 1877 gefallenen Mannschaften. Mit Genehmigung des Verfassers aus dem Russischen übersetzt von Pochhammer. Hannover, Helwing. 1880. Gr. 8. 4 M.

Das Erscheinen dieser Uebersetzung der Schrift des Generals Bogdanowitsch gewährt der Militärliteratur den Vortheil, daß ihr damit direct ein russisches Originalwerk zugeht, welchem eine besondere Bedeutung beizumessen ist, weil es nicht allein die taktisch interessanteste Episode des letzten russisch-türkischen Kriegs, die einzige größere Action der russischen Garde, nämlich die für den Besitz der Straße nach Sophia wichtige Eroberung von Gorni-Dubniak behandelt, sondern auch in höchst bezeichnender Weise die Auffassung der Ereignisse im russischen Heere, insbesondere aber erkennen läßt, wie ein Führer des siegreichen Heers selbst über die Vorkommnisse denkt und urtheilt.

Die fließend geschriebene Uebersetzung ist mit den Plänen des Originals versehen, welche den Bedürfnissen durch Zahl und Klarheit entsprechen; neben einem Plane des Gefechtsfeldes mit den in drei Momenten eingezeichneten Truppen, einer zur Angriffsdisposition gehörigen Uebersichtskarte und einem Blatt mit Croquis sind auch noch zwei, dem Feldtaschenbuche eines Augenzeugen entnommene Ansichten des Kampfplatzes beigegeben.

Da der Uebersetzer den Verfasser allein reden läßt, so finden wir in der Schrift zunächst die Einleitung des letztern und weiterhin die Bearbeitung des Stoffs in fünf Kapiteln, denen als Anlagen die Relation und zwei Angriffsbefehle Gurko's, welche im Texte nicht Platz fanden, angeschlossen sind.

Die rein persönlich gehaltene Einleitung zeugt von der Eigenart der Russen in Wärme, ja Weichheit des Gefühls und von der gänzlichen Hingabe an den Zaren, den höchsten Kriegsherrn. Der Verfasser erklärt sich frei von Ehrgeiz, Geschichte zu schreiben, er will nur Material für diese, nur eine einfache Chronik darbieten, deren Verdienste in der Frische und Wahrheit der ersten Eindrücke und in der dargebotenen Fülle der charakteristischen Einzelheiten liegen soll. Diese beiden Eigenschaften glauben wir als die bezeichnendsten Eigenthümlichkeiten, als Vorzüge des Buchs ansehen zu können, und wenn uns deutschen Militärs, die an eine knappere, mehr sachliche Darstellungsweise gewöhnt sind, auch mitunter in Details zu weit gegangen wird, so muß dies dem Verfasser, der für seine Armee schreibt, zugute gehalten werden; für die Wahrheit der Erzählungen spricht, trotz der vielen Lobeserhebungen, die lebhafte Schilderung der Leistungen der Führer und Truppen.

Die beiden ersten Kapitel besprechen die dem Kampfe von Gorni-Dubniak vorhergehenden Ereignisse und schließen mit der Disposition für den 12. (24.) October. Die Bedeutung der im Rücken von Plewna liegenden Chaussee nach Sophia sowie die Nothwendigkeit des Vorgehens im Westen und der entscheidende Werth der Besitzergreifung dieser Chaussee werden nachgewiesen, und dabei wird der von der ausländischen Literatur geäußerten Kritik, welche diese Maßregel etwas früher und kräftiger gewünscht hatte, lebhaft entgegengetreten, indem der Verfasser die ungünstigen numerischen Verhältnisse zu Ende August (40000 Angreifer auf 32 Kilometer gegen 50000 concentrirte Vertheidiger) als Grund der Unterlassung einer derartigen Unternehmung anführt. Im übrigen werden die Stärke der Befestigungen von Plewna, die anderweiten dem Angreifer entgegengetretenen Schwierigkeiten erörtert, sowie die gehobene Stimmung, welche dem Vertheidiger aus den bisher abgeschlagenen Angriffen erwuchs, sachgemäß hervorgehoben, und die Heeresleitung entschuldigt, wenn sie so lange an der Hoffnung festhielt, den Frontalangriff gegen Plewna glücklich durchzuführen, bis diese sich als irrthümlich erwies. Als endlich die Umfassung vom linken Widufer stattfand, geschah sie nur mit Cavalerie und Artillerie, und diese vermochten weder die Transporte noch das Verschanzen der Türken und die Ausführung der sonstigen Vertheidigungseinrichtungen an der Straße zu verhindern. Die Art der Erdwerke, welche Osman-Pascha durch Tausende von Bulgaren hauptsächlich bei Gorni-Dubniak, dann auch bei Dolni-Dubniak, Telisch und Ornanie errichten ließ, wird sehr anschaulich geschildert, ebenso die vorsorgliche Ausrüstung der Türken mit vieler Munition und reichlichem Proviant. Erst dann tritt eine Veränderung der Verhältnisse zu Gunsten der Russen ein, als die Garde südöstlich von Plewna eintrifft und die Bestimmung erhält, unter dem Commandeur der Westcavalerie, dem des Terrains

kundigen General Gurko, die Straße von Sophia in Besitz zu nehmen. Die Vorbereitungen zur Lösung dieser Aufgabe werden eingehend besprochen und die Schwierigkeiten, die schon den Recognoscirungen entgegentraten, erwähnt. Konnte man doch nicht näher als auf drei Kilometer an die Befestigungen von Gorni-Dubniak herangehen und nur aus der Ferne croquiren. Eine Anzahl ermuthigender Anreden der Führer an ihre Truppen werden mitgetheilt, ebenso daß die Truppencommandeure ihren Offizieren die ertheilten Aufgaben auf der Karte erklärten, wie vorher General Gurko alle Truppenführer mit dem Terrain und mit ihren Aufgaben vertraut zu machen suchte und nach allen diesen sorgfältigen Vorbereitungen jeder auf einen leichten Sieg rechnete. Dann folgt der die patriotischen Gefühle der Truppen anregende Tagesbefehl, ferner die Befehle betreffs der Vorbereitungen und die Disposition für den Angriff.

Im dritten Kapitel wird uns der Kampf selbst vorgeführt und die persönliche Thätigkeit der obern sowie mancher der untern Führer, und auch die durch die Gewalt des feindlichen Feuers hervorgerufene Taktik der einzelnen Soldaten anschaulich geschildert. Werden auch die vier türkischen Geschütze durch das Shrapnelfeuer der überlegenen russischen Artillerie bald zum Schweigen gebracht und die kleine Redoute durch Ueberraschung genommen, so scheitern dagegen an dem ununterbrochenen, niederschmetternden Gewehrfeuer der Türken alle sonstigen Angriffe der dichten russischen Schützenlinien; sie müssen Deckung suchen, kommen zum Stehen und legen sich nieder. Als charakteristisch hebt die Schrift hervor, wie in der ernsten Situation das instinctive sprungweise Vorgehen einzelner Leute, dann kleiner Gruppen, schließlich ganzer Compagnien, als einzig richtiges Verfahren unter solchem Bleihagel, dazu führte, daß die Truppen in der Nähe der großen Redoute sich festzusetzen vermochten. Ebenso beschönigt der Verfasser durchaus nicht das Mislingen des angeordneten complicirten Signals mit den neun Artilleriesalven, wie auch General Gurko in seiner Relation eingesteht, daß er „mit schwerem Herzen" die vereinzelten Sturmangriffe habe erfolgen sehen, wo er ein gleichzeitiges Vorgehen mit allen Kräften beabsichtigt und gut vorbereitet zu haben glaubte. Endlich geht aus der Relation des Generals Gurko und besonders lebhaft aus der Erzählung selbst hervor, wie der letzte siegreiche Sturm am sinkenden Abend nur aus der Initiative der vor der Redoute liegenden an- und abgespannten Truppen gleichzeitig erfolgte, und wie die Meldung von diesem nicht mehr erwarteten Erfolg den rastlosen Führer freudig überraschte. Mit einem Verluste von 116 Offizieren, 3195 Mann erkaufte der tapfere Angreifer den Sieg über den braven Vertheidiger; 54 Offiziere, 2235 Mann wurden gefangen genommen.

Im vierten Kapitel wird der Kampf des Leib-Jägerregiments besprochen, welches die wichtige Aufgabe hatte, den 12 Kilometer südlich von Gorni-Dubniak bei Telisch verschanzten Gegner zu beschäftigen und von Entsendungen in den Rücken der bei Gorni-Dubniak Stürmenden abzuhalten, während nördlich von diesem Truppentheile die 1. Gardedivision den Feind in Dolni-Dubniak fesselte und solche der 3. Division der Garde auf dem rechten Widufer das Dorf Ternin in Besitz nahmen.

Den Inhalt des letzten Abschnitts bildet im wesentlichen die weitere Ausnutzung des Siegs, welchem bald der Fall von Plewna folgte. Zum Schluß wird die Theilnahme des Zaren geschildert, der die Lazarethe in Bogot besuchte, dann die Garden bei Gorni-Dubniak besichtigte und mit heißem Danke für die Leistungen und mit Gebet für seine Treuen von diesen scheidet, wie er sie beim Kommen vertrauensvoll begrüßt hatte.

Das in berechtigtem Nationalstolz geschriebene eigenartige Buch bietet ein interessantes, in sich abgeschlossenes Bild und kann nicht nur Militärs, sondern auch Laien bestens empfohlen werden.

3. Beiträge zur Geschichte der preußischen Cavalerie seit 1808. Von E. von Colomb. Berlin, Th. Hofmann. 1880. Gr. 8. 4 M.

Seitdem es der deutschen Cavalerie vor zehn Jahren vergönnt gewesen war, hauptsächlich durch ihre Verdienste im Verschleierungs-, Aufklärungs- und Erkundigungsdienste, aber auch durch die Leistungen auf dem Schlachtfelde sich gerechte Ansprüche auf erneute Anerkennung als wesentlicher Factor bei der Kriegführung zu verschaffen, ist das eifrigste Streben dieser Waffe darauf gerichtet gewesen, auch in der Schlacht wieder auf die Höhe des frühern Einflusses, soweit es die durch die vervollkommnete Bewaffnung der Infanterie und Artillerie veränderten Verhältnisse zulassen, zu gelangen. So berechtigt diese Bemühungen sind, so erklärlich muß man es nach Einführung des neuen Exercirreglements und der darin enthaltenen Gefechtsinstruction finden, wenn alle Erzeugnisse der Literatur, welche sich mit der Cavalerie in irgendwelcher Richtung beschäftigen, auf diesen Gedanken immer aufs neue zurückkommen und ihn erörtern.

Auch die vorliegende Schrift knüpft an jene Erinnerungen ihre Hoffnungen für die Zukunft; hauptsächlich bildet ihren Inhalt der Nachweis von der Entstehung des Exercirreglements der Waffe und die eingehende Erörterung dessen, was letzterer zum Nutzen und zur Förderung dienen könne; außerdem finden sich darin die Instructionen und Bestimmungen, welche für die größern Cavalerieübungen in der Zeit nach 1808 als Anhalt gedient haben und für das Verständniß der Entwickelung der Cavalerie nöthig sind.

Die Beiträge zur Geschichte der Cavalerie, wenn man darunter die Kriegsgeschichte versteht, sind nicht zahlreich; nur die Vorkommnisse der Befreiungskriege sind etwas genau besprochen, aber auch nicht alle; aus dem Feldzuge 1866 werden nur einige Zwischenfälle erwähnt; die Operationen im Feldzug 1870/71 und die Theilnahme an kriegerischen Vorgängen minderer Wichtigkeit fehlen aber, was wol erklärlich, da es sich nicht um Geschichte, sondern nur um Beiträge zur Geschichte handelt.

Für die der Waffe Angehörigen werden ein besonderes Interesse die Vorschläge erwecken, welche der Verfasser an das neue Exercirreglement knüpft. Er wünscht hier das Princip mehr zur Ausführung gebracht, daß die Uebergänge aus einer Colonne in die andere sowie die Frontveränderungen stets auf dem kürzesten Wege und mit den einfachsten Mitteln ermöglicht werden; ferner wird der Auslegung entgegengetreten, welche aus dem Reglement die Nothwendigkeit folgert, daß unter Umständen der Abstand des zweiten Treffens vom ersten unter 300 Schritt, der des dritten vom zweiten auf 150 Schritt verringert werden müsse; endlich wird für jede der drei Brigaden einer Cavaleriedivision eine reitende Batterie verlangt. Was das hierfür angeführte Argument aus den Erfahrungen im Kampfe bei Loigny-Poupry anlangt, so dürfte zu bemerken sein, daß auch in diesem Falle eine der 3. Brigade zugetheilte Batterie dieser sehr wahrscheinlich nicht verblieben wäre, da es für den Haupttheil der 2. Cavaleriedivision wichtiger war, bei dem Misverhältniß der gegenseitigen Stärke möglichst viele Geschütze an der zu deckenden Straße Orléans-Paris zu vereinigen und dem Hauptzwecke zu Liebe die 3. Brigade ohne Artillerie zu lassen.

Indem die werthvolle Bereicherung des Reglements durch die erweiterte Instruction über das Gefecht zu Fuß Anerkennung findet, reihen sich daran Wünsche in Bezug auf Ausrüstung und Bekleidung; es wird der Fortfall der Säbeltasche und der Schärpe der Husaren, des Korbsäbels, des Kartuschbandeliers und des Küraß als nothwendig angeführt. Dann folgen Vorschläge für die Ausbildung der einzelnen Cavalleristen und für die Organisation der Waffe. Schließlich sei noch erwähnt, daß die Formirung permanenter Cavaleriedivisionen nicht gutgeheißen und Bedenken gegen die Aufstellung derselben ausgesprochen werden.

Das Buch hat das Verdienst, behufs Förderung der künftigen Leistungsfähigkeit der Cavalerie Ansichten aufgestellt und Fragen angeregt zu haben, welche wohl erwogen zu werden verdienen.

Aus dem classischen Alterthum.

1. Plato's Charmides inhaltlich erläutert von Th. Becker. Halle, Pfeffer. 1879. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.
2. Die Gymnastik der Hellenen von Julius Bintz. Mit 18 Holzschnitten. Gütersloh, Bertelsmann. 1878. 8. 2 M.
3. Geschichte Alexander's des Großen von J. G. Droysen. Dritte Auflage. Mit 5 Karten von R. Kiepert. Gotha, F. A. Perthes. 1880. Gr. 8. 4 M.

Nach der gewöhnlichen Ansicht handelt es sich im Platonischen Dialog „Charmides" (genannt nach dem schönen Neffen des Staatsmanns Kritias) um die nähere Bestimmung der Besonnenheit (oder, wie das beinahe unübersetzbare griechische Wort vielleicht richtiger, wenn auch noch nicht erschöpfend übertragen wird: der Maßhaltigkeit), und gewöhnlich wird mit diesem Gespräch der „Laches" verbunden, der in seiner ganzen Anlage, in der Art und im Ergebniß der philosophischen Untersuchung die auffallendste Aehnlichkeit mit dem „Charmides" hat. Noch auffallender aber könnte es scheinen, daß Plato in beiden Dialogen, die eine nähere Erörterung der Besonnenheit und der Tapferkeit (ebenfalls einer sogenannten Cardinaltugend) enthalten sollen, es nur zu einem negativen Resultat gebracht hat, wennschon jeder Leser, mit dem „Charmides", überzeugt ist, daß es Sokrates keineswegs Ernst damit ist, wenn er seine Unfähigkeit erklärt, eine erschöpfende Definition der Besonnenheit zu finden.

Der Verfasser der Schrift „Plato's Charmides" (Nr. 1), Th. Becker, behauptet nun, es sei vor allem die bisher geltende Voraussetzung aufzugeben, daß die Besonnenheit nothwendig als ethische Tugend gefaßt werden müsse (er polemisirt in dieser Hinsicht sehr kräftig gegen Steinhart's „Einleitungen" zu der Müller'schen Uebersetzung des Plato, hebt dagegen die Arbeiten von Bonitz rühmend hervor). Das Wort Σωφροσύνη, seinem Begriff nach ein speciell griechisches, gibt er nicht übel wieder durch „geistige Gesundheit" und betont, daß wir es im „Charmides" nicht mit einer einzelnen, neben andern bestehenden Tugend — dieses Wort im allgemein geistigen Sinne genommen — zu thun haben, sondern daß die Rede sei von dem normalen Verhalten des Geistes überhaupt, wie es, ganz allgemein gefaßt, alle Einzelheiten in sich enthält. Im „Protagoras" allerdings, meint der Verfasser, sei die Sophrosyne wie die übrigen Tugenden sittlich gefaßt; natürlich dürfe aber dieser Unterschied nicht so verstanden werden, als ob in der einen Schrift unter Sophrosyne etwas ganz anderes gemeint sei als in der andern. Sophrosyne sei ein griechischer Begriff, der im Volke lebte und also dem Gefühl nach jedem einzelnen so ziemlich in derselben Weise gegenwärtig war; die Unterschiede entstehen erst, wenn versucht wird, einen solchen Begriff philosophisch zu erfassen. Demnach müssen wir erwarten, daß beiden Schriften doch eine gemeinsame Grundanschauung zu Grunde liege, wodurch nicht ausgeschlossen ist, daß infolge der verschiedenen Intentionen des Verfassers das eine mal diese, das andere mal jene Seite mehr betont wird (das eine mal die sittliche, das andere mal die geistige). Es löst in unserm Dialog eine Definition als ungenügend die andere ab, bis zum Schluß die Formulirung der Sophrosyne als „Wissen des Wissens" vorgebracht, aber auch sie wieder verworfen wird. Bonitz meinte, letzteres sei geschehen, weil dieses „Wissen des Wissens" dem Plato als ein sophistischer Gedanke vorgekommen sei; Becker dagegen urtheilt: Zweck und Inhalt des Dialogs sei das scharfe philosophische Fixiren des Begriffs der

Sophrosyne und das Aufzeigen der Unwahrheit dieses Begriffs (vom Wissen des Wissens) — der Unwahrheit in dem Sinne, daß er Begriffsmomente in sich vereinige, die nicht zu vereinigen sind, und Plato habe durch den negativ lautenden Schluß in edler Offenheit seine Unfähigkeit eingestanden, die ihm aufstoßenden Schwierigkeiten zu lösen.

Der Verfasser der Schrift: „Die Gymnastik der Hellenen" (Nr. 2), eines recht brauchbaren und auch mit der nöthigen Sprachkenntniß geschriebenen Ueberblicks, Julius Bintz, hat nicht mit Unrecht behauptet, daß es „bisjetzt dem Nichtphilologen recht schwierig war, sich über den Betrieb der hellenischen Gymnastik zu orientiren" (vgl. die Bücher von Krause, Jäger, Grasberger). Er behandelt, nachdem er den „Gang der griechischen Erziehung" mit passenden Seitenblicken auf die moderne geschildert, die Uebungsplätze (Gymnasion, Palästra u. s. w.), die gewöhnlichen Uebungen, den Einfluß der Gymnastik auf die bildende Kunst, die Athletik, das Wagenrennen und Wettreiten und die Nationalspiele (Olympien, Pythien u. s. w.) in durchaus sachkundiger, dem Gegenstand angemessener Weise, nicht etwa in turnerischer Ausschließlichkeit und Uebertreibung, im „Vater Jahn'schen" Kraftgefühl. Vielfache, oft längere Dichterstellen durchwirken die Darstellung und zeigen, daß der Verfasser auch an sich einen Hauch griechischen Geistes verspürt und daß ihm als Ideal nicht blos eine körperlich gesunde, sondern auch eine körperlich schöne Existenz vorschwebt. Man liest das Ganze ohne alle Uebersättigung, mit rechtem Behagen. Der Verfasser ist den Streitfragen, deren es auf diesem Gebiete noch viele gibt, sorgfältig aus dem Wege gegangen; er untersucht überhaupt nicht sowol, als daß er die fertigen (oder wahrscheinlichen) Resultate gibt; gleichwol hat er durch fleißige Stellencitate ad calcem auf jeder Seite dafür gesorgt, daß auch Philologen von Fach sich des Buchs mit Erfolg bedienen können. Eine störende Ungenauigkeit ist uns nur auf dem Plan der Rennbahn aufgefallen, wo wir uns vergeblich nach einer Erklärung der Buchstaben A und abc umgesehen haben.

Das unter Nr. 3 genannte Buch: „Geschichte Alexander's des Großen" von J. G. Droysen, ist Geschichtsforschern, Philologen und gebildeten Laien ein alter Bekannter, der nun zum dritten male seit seinem ersten Auftreten im Jahre 1833 auf dem Büchermarkt erscheint. Dreimal während fünf Decennien ist wenig genug für ein so anerkanntes, ja berühmtes Werk! Zum Glück weiß man in und von Deutschland, daß der Werth eines Buchs sich nicht nach seinen äußern Erfolgen bemißt, und daß der nationalwirthschaftliche Fundamentalsatz vom Verhältniß der Nachfrage zur „Waare" und zu deren „Werth" hier auf dem Büchermarkt in die Brüche geht, wenn auch nicht immer, so doch oft, sehr oft. In andern Ländern, vorab in England, herrscht freilich ein anderer, besserer Brauch, selbst bei streng wissenschaftlichen Werken. Kein Wort von Vorrede oder etwas Aehnlichem begleitet das neu aufgelegte Buch; wer etwa nachsehen wollte, wie sich der Verfasser zu den Forschungen der letzten Decennien verhält, mag das aus den Anmerkungen herauslesen; er wird finden, daß dort allerdings Karten von Kiepert, Arbeiten ferner in Petermann's „Ergänzungsheften" aus der neuesten Zeit, Spiegel's „Keilinschriften", Sallet's Schrift über „Alexander's Nachkommen in Indien und Baktrien" u. a. angeführt sind; es wäre auch sträflich, daran zu zweifeln, daß ein Gelehrter wie Droysen die Resultate neuerer und jüngerer Mitforscher verwerthet habe. Und dennoch! warum gönnen denn diese hohen Herren der Wissenschaft ihrem Publikum nicht einige freundliche Worte der Aufklärung? Weil sie sich lauter Gelehrte darunter denken? Doch gewiß nicht; solche Bücher müssen auch auf einen weitern Leserkreis berechnet sein; es wäre zu bedauern, wenn von solcher Arbeit geistigen Ringens und Vollbringens nicht auch etwas abfiele für die Fernerstehenden. Aber auch wenn sich der Verfasser nur eine Elite von Lesern, einen esoterischen Kreis, d. h. Fachgenossen, gedacht hätte, so wären selbst diesen einige Winke erwünscht. Es macht einen kühlen Eindruck auf jeden, der ein Haus betritt, wenn er auf dem Flur niemand findet, der ihn weist und ihn grüßt; er fragt sich: ist dies Stolz und Misachtung? Ein großer philologischer Textkritiker, der größten, aber auch der schweigsamsten einer, hat jahrzehntelang seinen Fachgenossen dadurch imponirt, daß er sich consequent in seinen Mittheilungen auf das Allernothwendigste beschränkte, nie ein Wörtchen zu viel, wohl aber deren viel zu wenig verlauten ließ und diese Sparsamkeit nach und nach zu einem eigentlichen Geiz auskünstelte — es war Immanuel Bekker in Berlin; wer sich von der großen Autorität nicht blenden ließ und unverfroren das Kind beim rechten Namen zu nennen gewohnt war, nannte dieses Gebaren des Kritikers eine Untugend, da durch dieselbe viel Verdruß und Zeitverlust geschaffen wurde, während durch ein paar Worte mehr alles das erspart worden wäre. Aber jenes orakelmäßige Geizen und Sparen ist auch wieder echt deutsch, nur daß dabei der Autor der Schuldige ist, nicht sein Publikum. Ist aber das Sprödethun ein Ausfluß des Stolzes und der Geringschätzung des Lesepublikums, so wäre es logischer, diesem das Geschenk einer neuen Auflage vorzuenthalten. Wir haben uns bemüht, herauszufinden, was der Verfasser mit seinem Motto: τάδε μὲν λεύσσεις φαίδιμ' Ἀχιλλεῦ, sagen will; vergeblich! Aber für diese und manche andere Eigenthümlichkeiten (wozu wir auch Formelles rechnen, wie z. B. Athen, Thespiai, Plataiai und Poteidaia [sic!], „Athen unterordnete sich der Hegemonie Spartas" u. a.) entschädigt die großartige, geniale Geschichtsauffassung des Verfassers und seine prägnante Darstellung. Urtheile, wie z. B. das über die Hellenen: „Das glückliche Schaffen einer nationalen, das vergebliche Suchen einer politischen Einheit ist ihre Geschichte", wiegen ganze Abhandlungen auf. Man lese ferner die knappe Schilderung von den Ursachen des Peloponnesischen Kriegs im ersten Kapitel. Und dann wieder einzelne Züge in

der Physiognomie des großen Alexander — wie meisterhaft sind diese herausgefunden und dargestellt:

Er war als Staatsmann, was Aristoteles als Denker. Wenn das staatsmännische Werk Alexander's vorerst nur skizzenhaft und nicht ohne mannichfache Fehlgriffe im einzelnen, wenn die Art, wie er schuf, als persönliche Leidenschaft und Willkür oder vom Zufall bestimmt erscheint, so darf man nicht vergessen, daß es die ersten, aus der Friction riesenhafter Verhältnisse entspringenden Gedanken sind, die ihm sofort und wie im Fluge zu Normen, Organisationen, Bedingungen weitern Thuns werden, noch weniger verkennen, daß jeder dieser Gedankenblitze immer weitere Gesichtskreise erschloß und erhellte, immer heißere Frictionen schuf, immer dringendere Aufgaben stellte.

Für Droysen ist Alexander nicht blos ein großer Eroberer, sondern ein Schöpfer völlig neuer Welten, der sich dieser Mission bewußt war:

Die hellenische Bildung, wie überschwenglich reich immer an Kunst und Wissenschaft, ... sie hatte die Welt klüger, nicht besser gemacht; die ethischen Kräfte, auf die das Leben der Familie, des bürgerlichen, des staatlichen Gemeinwesens sich gründen muß, hatte sie in dem Maße, als sie sich steigerte, geschwächt und zersetzt, wie von den Trauben, wenn der Wein daraus gekeltert ist, nur die Träbern bleiben. Hätte Alexander nur den Hellenen und Macedoniern Asien erobern, ihnen die Asiaten zu Sklaven geben wollen, so wären sie nur um so schneller zu Asiaten, aber im schlimmsten Sinn zu Asiaten geworden.... In der That, diese Asiaten waren nicht Barbaren wie die Illyrier, die Triballer, die Geten, nicht Wilde und Halbwilde, wie sich der hellenische Nativismus gern alles dachte, was nicht griechisch sprach; ihnen gegenüber hatten die Eroberer nicht blos zu geben, sondern auch zu empfangen; es galt zu lernen und nuzulernen. ... Und darum, um dieser Mission treu zu bleiben, that Alexander das Kühnste, was ihm die Moralisten bis auf den heutigen Tag zum schwersten Vorwurf machen: er zerbrach das Werkzeug, mit dem er seine Arbeit begonnen hatte, oder will man lieber, er warf das Banner, unter dem er ausgezogen war, das, den stolzen Haß der Hellenen gegen die Barbaren zu sättigen, in den Abgrund, den seine Siege schließen sollten. ... Vielleicht nie wieder (warum denn vielleicht?) ist im wirthschaftlichen Leben von dem persönlichen Einfluß Eines Mannes eine so plötzliche, so tiefgreifende und so ungeheuere Bereiche umfassende Umgestaltung ausgegangen, und ... es kam vor allem darauf an, dem Bedürfniß eines großen und durchgreifenden Handelsverkehrs die sichersten und bequemsten Straßen zu eröffnen und ihm in einer Reihe bedeutender Centralpunkte Zusammenhang und Stetigkeit zu geben. Diese Rücksicht neben der militärischen hat Alexander von Anfang an bei seinen Gründungen im Auge gehabt, und die meisten seiner Städte sind bis auf den heutigen Tag die bedeutendsten Emporien Asiens.

Damit in Verbindung stehen die „neuen maritimen Verbindungen", ferner die begonnene Völkermischung, in welcher Alexander zugleich das Ziel und das Mittel seiner Gründungen sah. Dabei citirt Droysen einen alten Schriftsteller (und solche Citate läßt man sich gern gefallen), der den Ausspruch that: „Wie in einem Becher der Liebe waren die Elemente alles Völkerlebens ineinander gemischt, und die Völker tranken gemeinsam aus diesem Becher und vergaßen der alten Feindschaft und der eigenen Ohnmacht." Und alle diese kolossalen Folgen und Erfolge, trotzdem daß „mit dem letzten Athemzuge Alexander's der Hader seiner Großen, die Meuterei seines Heeres, das Zusammenbrechen seines Hauses, der Untergang seines Reichs begann"!

J. Mähly.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

„Das Landes-Zeughaus in Graz" (Leipzig, F. A. Brockhaus) betitelt sich eine umfangreiche Veröffentlichung, die im Auftrage des Grafen von Meran von dem Vorstande des Münzen- und Antikencabinets am St. L. Joanneum in Graz herausgegeben ist. Das Zeughaus in Graz ist ein Originalzeughaus, in welchem Gerüst und Einrichtung sowie die Waffen großentheils vollständig aus alter Zeit beisammen geblieben sind. Diese Waffen, an 28000 Nummern zählend, Schutzwaffen, Hieb-, Stich- und Stangenwaffen, Feuerwaffen u. s. w., werden in dem Werke ausführlich beschrieben und durch zahlreiche Abbildungen illustrirt, während Professor Fritz Pichler eine eingehende historische Darstellung vorausschickt. Das Werk kann sonach als ein nicht unwichtiger Beitrag zur Kriegs- und Waffenkunde betrachtet werden.

— Die „Allgemeine Geschichte der Literatur" von Johannes Scherr (Stuttgart, Conradi) erscheint in sechster neu bearbeiteter und stark vermehrter Auflage. Auf seinem Gebiete hat dies Werk in der Gegenwart bisher keinen ebenbürtigen Rivalen aufzuweisen. Wie der Verfasser in der Vorrede mittheilt, hat nicht nur jedes Kapitel der vier Bücher des Werks wesentliche Bereicherungen erfahren, sondern es sind auch ganz neue Abschnitte eingefügt worden. Die uns vorliegenden drei Lieferungen geben den Beweis hierfür.

— Die Dichtung von Moritz Horn: „Die Pilgerfahrt der Rose", erschien in dritter Auflage im Jahre 1863 (Leipzig, F. A. Brockhaus). Jetzt hat Paul Müller ein Frühlingsmärchen: „Der Rose Pilgerfahrt", herausgegeben mit dem Zusatz auf dem Titelblatt „Neu erzählt". Eine ästhetische Parallele zwischen den beiden Dichtungen bleibt der Kritik vorbehalten; wir wollen hier nur als ein Curiosum die Thatsache erwähnen, daß ein neuerer Dichter den Titel und Inhalt eines frühern Gedichts zu einer Neudichtung benutzt, ohne indeß den frühern Poeten zu erwähnen. Es gehen eben auf dem deutschen Literaturmarkt curiose Dinge vor! Die hier zur Sprache kommende Rechtsfrage führt zu Subtilitäten des geistigen Eigenthumsrechts, die in Deutschland wol noch nicht näher untersucht worden sind.

— Ein für die Winterabende zur Unterhaltung dienendes, reizend ausgestattetes Büchlein ist „Silvula Logogriphorum. Hundert fremdsprachliche Räthsel", gedichtet von M. Paul (Leipzig, Barth). Dies ist bereits die dritte derartige Gabe von demselben Verfasser, dessen frühere Räthselbüchlein „Sphinx" und „Die neue Sphinx" betitelt sind. Sie sind sämmtlich in gebundener Form, und der Gedanke, die deutsche Sprache mit den classischen, der hebräischen und französischen auf diese Weise in Verbindung zu bringen, ist ein recht glücklicher und macht das niedliche Büchelchen besonders für Gymnasiasten geeignet.

— Die „Shakspeare-Literatur in Deutschland" von L. Unflad (München, Unflad) ist, wie dessen „Schiller-Literatur", eine ganz unvollständige Uebersicht, die selbst hinter der Sillig's vom Jahre 1854 bedeutend zurücksteht, von der Thimm's ganz zu

geschweigen. Wie man der deutschen Gelehrtenwelt etwas so Oberflächliches als eine „Shakspeare-Literatur" bieten und gar den Studirenden der modernen Philologie, wie das seitens eines F. F. sich unterzeichnenden Mitarbeiters des „Magazin für die Literatur des Auslandes" geschieht, empfehlen kann, ist unbegreiflich. Wir warnen vielmehr diese letztern vor dem Ankauf der Broschüre, die Varnhagen bereits in der „Deutschen Literaturzeitung" richtig gewürdigt hat.

— „Oesterreichs Scheyern-Wittelsbacher oder die Dynastie der Babenberger. Geschichtliche Studie" von Clemens Schmitz (München, Fritsch). Durch urkundliche Beweise will der Verfasser nachweisen, daß der Stammbaum der Wittelsbacher auf die alten Luitpoldingischen Herzoge des 10. Jahrhunderts zurückzuführen sei. Daher kommt er in seiner mit großem Fleiße gearbeiteten und logisch scharf gegliederten Abhandlung zu dem Schlusse: die Dynastie der Babenberger habe aufgehört, in der Geschichte zu regieren, sie müsse ihre Herrschaft an die Scheyern-Wittelsbacher abtreten. Daß solches geschehen werde, bezweifeln wir freilich sehr; eher ließe man es wol auf eine Nationalabstimmung im Stile Napoleon's III. ankommen. Immerhin ist es wichtig, wenn der geschichtlichen Wahrheit als solcher zu Ehren verholfen wird.

Ausländische Literatur.

Zu den vielen englischen Chrestomathien, die Deutschland besitzt, gesellt sich noch eine neue, der alten classischen Literatur gewidmete, die in zwei Bänden von Albert Wittstock zusammengestellt und theilweise annotirt unter dem Titel: „The Ancient Classics. English Reading Book containing Pieces selected and translated from the Greek and Latin Classic Authors" (Bremen, Heinsius) erschienen ist. Der erste Band enthält Stücke aus griechischen, der zweite aus lateinischen Classikern. Die Auswahl der Stücke sowie die den englischen Uebersetzern, denen sie entnommen sind, entlehnten Anmerkungen, desgleichen die Ausstattung sind zu loben; weniger die ganze Idee, da es gewiß ein falsches pädagogisches Mittel ist, Schülern eine fremde Sprache durch Uebersetzungen, die doch nur in den seltensten Fällen gleichwerthig mit Originalleistungen sind, zuzuführen; während andererseits deutsche Uebertragungen der Classiker, schon durch ihre Vorzüglichkeit, sicherlich besser geeignet sind, die deutsche Jugend, die keiner classischen Schulung theilhaftig wird, mit der Literatur und dem Geiste des Alterthums einigermaßen bekannt zu machen, da sie dabei nicht erst die Schwierigkeit des Verständnisses der fremden Sprache zu überwinden hat.

— Nr. 1946 der Tauchnitz-Edition bringt eine neue Vermehrung der „Poetical Works of Alfred Tennyson", vol. VIII, unter dem besondern Titel: „Ballads and other Poems", mit einer im Victor Hugo'schen Stil gehaltenen herrlichen Widmung an seinen Enkel und Namensvetter. Daß der englische Dichterfürst ebenso wenig wie sein ebengenannter französischer Zeitgenosse in seinem hohen Alter das Feuer der Jugend verloren hat, beweist besonders, unter manchem andern Schönen, das hier geboten wird, die hinreißende, tief erschütternde Dichtung „Rizpah", die vielleicht zu den besten Leistungen Tennyson's überhaupt gehört. Auch die „To Victor Hugo" und „To Dante" überschriebenen Verse seien hier besonders hervorgehoben. Das Dialektgedicht „The Northern Cobbler" steht dem ältern „The Northern Farmer" allerdings nach und dürfte deutschen Lesern große Schwierigkeiten bieten.

— Ueber David Asher's Uebersetzung der L. Geiger'schen Schrift: „Zur Entwickelungsgeschichte der Menschheit" unter dem Titel „Contributions to the History of the Development of the Human Race", sagt „Mind" vom Januar d. J.: „Dr. Asher verdient Dank für den Gedanken, Geiger dem englischen Publikum zu vermitteln, und für die Ausführung desselben." Die „Academy" sagt, sein Englisch sei klar und fließend und, wo der Verfasser beredt werde, was nicht selten der Fall, sei Asher vollkommen befähigt, ihm zu folgen.

Bibliographie.

Bauer, E., Zwei Ordenskizzen. (I. Die Odd-Fellows Englands und Amerikas. II. Gotthold Ephraim Lessing als Ordensbruder.) Leipzig, Grimm. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Erhard, E., Im Spiegel. Roman. Stuttgart, Hallberger. 8. 4 M.

Gensichen, O. F., Studienblätter. Cultur- und literarhistorische Skizzen. Berlin, Grosser. 8. 5 M.

Ghon, M. S., Der Herzog befiehlt! Original-Lustspiel. Wien, Rosner. 1880. 8. 2 M. 40 Pf.

Gisbert, P., Ein Staatsmann der Feder. Biographische Skizze, nebst Recensionen und Veröffentlichung von Schriftstücken. Berlin, Allgemeine Verlags-Agentur. Gr. 8. 2 M.

Glogau, B., Novellen. Berlin, Hertz. 1880. 8. 6 M.

Gneist, R., Die preussische Finanzreform durch Regulirung der Gemeindesteuern. Berlin, Springer. Gr. 8. 6 M.

Goebel, F. H., Die Wunder des Planetensystems, sowie die Entfernung und Grösse der Sonne und die Geschwindigkeit des Lichtes, entdeckt und mathematisch nachgewiesen. Wiesbaden, Limbarth. 1880. Gr. 8. 3 M.

Goethe, Faust. Mit Einleitung und fortlaufender Erklärung herausgegeben von K. J. Schröer. 1ster Thl. Heilbronn, Henninger. Gr. 8. 3 M. 75 Pf.

Größler, H., Sagen der Grafschaft Mansfeld und ihrer nächsten Umgebung. Eisleben, Mähnert. 1880. Gr. 8. 3 M.

Groth, K., Drei plattdeutsche Erzählungen, zum Theil Erlebtes und Erinnerungen von 1848 aus Schleswig-Holstein. Berlin, Freund u. Jeckel. 8. 3 M.

Gruner, H., Opfersteine Deutschlands. Eine geologisch-ethnographische Untersuchung. Mit eingedruckten Holzschnitten und 4 Steintafeln. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1880. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Gumplowicz, L., Rechtsstaat und Socialismus. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 10 M. 80 Pf.

Hamerling, R., Die Waldsängerin. Novelle. Berlin, Janke. 1880. 12. 1 M. 20 Pf.

Hauck, G., Die Stellung der Mathematik zur Kunst und Kunstwissenschaft. Vortrag. Berlin, Ernst u. Korn. 1880. Gr. 8. 80 Pf.

Helm, F., Der Gaunerkönig von Paris oder das Geheimniß eines Fürstenhauses. 50 Hefte. Berlin, Atzbach. 1880. Gr. 8. à 10 Pf.

Henne-Am-Rhyn, O., Das Jenseits. Kulturgeschichtliche Darstellung der Ansichten über Schöpfung und Weltuntergang, die andere Welt und das Geisterreich. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 4 M.

Jahn, H. E., Im Bann der Venus. Eine Liebesmär. Rostock, Meyer. 1880. 8. 2 M. 50 Pf.

Junker von Langegg, F. A., Midzuho-gusa. Segenbringende Reisähren. Nationalroman und Schilderungen aus Japan. 3ter Bd.: Schilderungen aus Japan. (Zatsu-roku-no-pu.) Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1880. 8. 7 M. 50 Pf.

Kaiserurkunden in Abbildungen, herausgegeben von H. von Sybel und T. Sickel. 1ste Lfg.: 30 Urkunden auf 29 Tafeln qu. gr. Fol. Mit Text. Berlin, Weidmann. 1880. 4. 30 M.

Lagarde, P. de, Aus dem deutschen Gelehrtenleben. Aktenstücke und Glossen. Göttingen, Dieterich. 1880. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Liszt, F., Gesammelte Schriften. Herausgegeben von L. Ramann. 2ter Bd. — A. u. d. T.: Essays und Reisebriefe eines Baccalaureus der Tonkunst. In das Deutsche übertragen von L. Ramann. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 6 M.

Manaraki, A., Neugriechischer Parnass oder Sammlung der ausgezeichneteren Werke der neueren Dichter Griechenlands. Original und Uebersetzung. 2ter Bd. 1stes Heft. Berlin, Calvary u. Comp. 1880. Gr. 8. 1 M.

Martin, T., Das Leben des Prinzen Albert, Prinz-Gemahls der Königin von England. Mit Genehmigung Ihrer Majestät der Königin Victoria übersetzt von E. Lehmann. 5ter Bd. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 11 M.

Meißner, A., Schattentanz. 2 Bde. Zürich, Schmidt. 8. 8 M.

Paul, M., Silvula logogriphorum. Hundert fremdsprachliche Räthsel, gedichtet. Leipzig, Barth. 16. 1 M. 50 Pf.

Pulszky, F., Meine Zeit, mein Leben. 2ter Bd.: Während der Revolution. Autorisirte Ausgabe. Pressburg, Stampfel. Gr. 8. 7 M.

Rosegger's, P. K., Ausgewählte Schriften. 1ste u. 2te Lfg. Wien, Hartleben. 8. à 50 Pf.

Russon, A., Der Krieg von 1278 und die Schlacht bei Dürnkrut. Eine kritische Untersuchung. Wien, Gerold's Sohn. 1880. Lex.-8. 2 M. 40 Pf.

Sarreiter, J., Ludwig Aurbacher (1784—1847). Ein Beitrag zur deutschen Literaturgeschichte. München, Lindauer. 1880. Gr. 8. 50 Pf.

Schauspiel und Bühne. Beiträge zur Erkenntniss der dramatischen Kunst, herausgegeben von J. Lepsius und L. Traube. 2tes Heft. München, A. Ackermann. 1880. Gr. 8. 2 M.

Schmidt-Rimpler, H., Universität und Specialistenthum. Rede. Marburg, Elwert. Gr. 8. 75 Pf.

Anzeigen.

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Soeben erschien:

Moderne Grammatiken.

Robertson's Methode.

Unter Mitwirkung nationaler Kenner herausgegeben von

Dr. phil. F. Booch-Árkossy.

Französisches Lehr- und Lesebuch. 3. Auflage.

In verziertem Original-Pappband.

= II. Kursus. 8. VIII, 328 S. 4 M. =

Supplement und Schlüssel. 8. IV, 116 S. 2 M.

Bereits erschienen:

Französisches Lehr- und Lesebuch. I. 3. Aufl.

1880. XII, 288 S. 8. In verziertem Original-Pappband 3 M.

Italienisches Lehr- und Lesebuch. I. II.

1880. VIII, 248; VI, 280; IV, 144 S. 8. In verziertem Original-Pappband à 3 M. **Supplement und Schlüssel** 2 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

GESCHICHTE DER SLAVISCHEN LITERATUREN

von

A. N. PYPIN und **V. D. SPASOVIČ.**

Nach der zweiten Auflage aus dem Russischen übertragen

von

TRAUGOTT PECH.

Erster Band. 8. Geh. 11 M. Geb. 12 M. 50 Pf.

Dieses von dem berühmten russischen Literaturhistoriker Pypin im Verein mit dem polnisch-russischen Gelehrten Spasovič verfasste und nach der zweiten Auflage des Originals übertragene Werk bietet zum ersten mal eine wissenschaftliche Uebersicht über das weite Gebiet der slavischen Literaturen und ist zugleich geeignet, den Charakter der gesammten slavischen Bewegung dem Verständniss des westlichen Europa näher zu bringen. Der vorliegende erste Band behandelt die Literatur der Bulgaren, Südslaven (Serbo-Kroaten und Slowenen), Südrussen und galizischen Russinen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

ILIOS
STADT UND LAND DER TROJANER.

FORSCHUNGEN UND ENTDECKUNGEN IN DER TROAS
UND BESONDERS AUF DER BAUSTELLE VON TROJA.

VON

DR. **HEINRICH SCHLIEMANN.**

Mit einer Selbstbiographie des Verfassers, einer Vorrede von **Rudolf Virchow** und Beiträgen von **P. Ascherson, H. Brugsch-Bey, E. Burnouf, Frank Calvert, A. J. Duffield, J. P. Mahaffy, Max Müller, A. Postolaccas, A. H. Sayce** und **R. Virchow.**

Mit circa 1800 Abbildungen, Karten und Plänen in Holzschnitt und Lithographie.

Gr. 8. (XXIV und 880 S.) Cartonnirt 42 M. Geb. 45 M.

In diesem umfassenden, reich ausgestatteten Werke gibt Schliemann eine vollständige Darstellung seiner Ausgrabungen in der Landschaft Troas sowie der staunenswerthen Funde, welche dadurch aus jahrtausendelanger Verborgenheit wieder ans Licht gezogen wurden. Von grösster Wichtigkeit für Archäologen und Philologen, wird das Werk, wie Professor Virchow in seiner Vorrede sagt, auch für jeden Gebildeten eine Quelle des Genusses und der Belehrung werden. Ein Prospect ist in allen Buchhandlungen gratis zu haben.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Krebs.

Eine Einleitung in das Studium der Zoologie.

Von

T. H. Huxley.

Mit 82 Abbildungen. 8. Geh. 5 M. Geb. 6 M.

(Internationale wissenschaftliche Bibliothek 48. Band.)

Nicht blos eine Naturgeschichte des Krebses will der berühmte englische Gelehrte mit dem vorliegenden Werke liefern, sondern er erörtert in demselben auch weittragende allgemeine Aufgaben der Zoologie wie der biologischen Wissenschaft überhaupt, sodass es mit Recht als „eine Einleitung in das Studium der Zoologie" bezeichnet ist.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

VOCABULAIRE TECHNIQUE
FRANÇAIS-ALLEMAND.

Technisches Vocabular

für Technische Lehranstalten, sowie zum Selbststudium für Techniker, Studirende und Industrielle.

Von

F. J. WERSHOVEN.

8. Geh. 1 M. 80 Pf. Cart. 2 M.

TECHNICAL VOCABULARY
ENGLISH AND GERMAN.

Technisches Vocabular

für Technische Lehranstalten, sowie zum Selbststudium für Techniker, Studirende und Industrielle.

Von

F. J. WERSHOVEN.

8. Geh. 2 M. 50 Pf. Cart. 2 M. 70 Pf.

Zwei höchst praktische Hülfs- und Nachschlagebücher, in welchen für alle Gegenstände der Physik, Chemie, Mechanik, des Maschinen-, Eisenbahn- und Ingenieurwesens die gebräuchlichen technischen Ausdrücke in deutscher, französischer und englischer Sprache leicht auffindbar zusammengestellt sind, die mithin ein nothwendiges Supplement bilden zu jedem deutsch-französischen und deutsch-englischen Wörterbuche.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

KAISERLICHE UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 7. — 17. Februar 1881.

Inhalt: Literarische Unterhaltungen. Von Ernst Eckstein. — Neue lyrische und epische Dichtungen. — Philosophische Schriften. Von Friedrich von Baerenbach. — Zur Shakspeare-Literatur. Von David Asher. — Feuilleton. (Ausländische Literatur; Theater und Musik.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Literarische Unterhaltungen.

Das Bestreben des Dichters, die poetische Illusion auch dadurch zu fördern, daß er seinen Schöpfungen — zumal den epischen — eine möglichst bestimmte Zeit- und Localfarbe leiht, ist verhältnißmäßig neuern Datums. Noch die gesammte italienische Novellistik nach Boccaccio, ein Grazzini, Massuccio, Bandello, Giraldi u. s. w., glänzen nur da durch echte Zeit- und Localfarbe, wo sie einen Vorgang berichten, der sich innerhalb der damaligen italienischen Gesellschaft ereignet hat. Liegt der Stoff ihrer Erzählung dagegen räumlich und zeitlich außerhalb dieser Sphäre, so unterscheidet sich die Art ihres Vortrags kaum von der des novellistischen Märchens, dessen Typus wir in gewissen Erzählungen der „Gesta Romanorum" besitzen. Ort und Zeit des Begebnisses werden nur ganz äußerlich namhaft gemacht; im übrigen entlehnt man den gesammten Compositionsapparat dem Leben und Treiben der italienischen Gegenwart, mit der einzigen Ausnahme solcher Züge, deren Kenntniß Gemeingut der großen Masse geworden, wie z. B. die Thatsache, daß im alten Rom heidnischen Göttern geopfert wurde, daß im Orient der Islam und das Institut der Sklaverei herrscht u. s. w. Im großen und ganzen aber macht man nicht einmal den Versuch, historisch zu werden. Es herrscht hier dieselbe ruhige, kraftbewußte Naivetät, die den großen italienischen Malern innewohnte, wenn sie ihre biblischen Stoffe im Costüm ihrer Zeitgenossen und auf dem Hintergrunde echt italienischer Landschaften componirten. Schöpfungen wie Paolo Veronese's weltberühmte Hochzeit zu Kana sind nichts weiter als großartige Genrebilder aus der damaligen venetianischen Gegenwart. Mit geringen Aenderungen ließe sich die Hochzeit zu Kana in das Gastmahl eines venetianischen Nobile umwandeln.

In gleicher Weise gibt der italienische Erzähler dieser Epoche in all seinen Gebilden ausschließlich Italien. Die Zeit, in welche das dichterische Bewußtsein gewisse „alte Geschichten" verlegt, ist die rein ideale einer zwanglosen Phantasie, und die Gestalten werden ohne Scrupel aus demjenigen Material geformt, das dem Dichter zunächst liegt.

Selbst ein Genius wie Shakspeare kennt im strengern Sinne noch nicht das, was wir historisches Colorit nennen. Es wäre ein eitles Beginnen, sich z. B. aus „Julius Cäsar" ein authentisches Bild des antiken Rom construiren zu wollen. Dem so oft citirten Anachronismus der schlagenden Uhr geht der größere und erheblichere in der ganzen Tonlage des Stücks parallel. Dies bedeutet keineswegs einen Vorwurf, denn jeder Poet, auch der größte, ist ein Kind seiner Zeit. In der Zeit Shakspeare's jedoch herrschte absolut kein Bedürfniß nach einem wirklich historischen Colorit. Jene großartigen Forschungen, die das Culturleben des Alterthums in seinen geheimsten Fasern für uns bloßlegen sollten, schlummerten noch im Schoße der Zukunft; selbst die Gelehrten hatten von der eigentlichen Physiognomie des Alterthums sehr verschwommene Begriffe. Dem Poeten jener Epoche fehlte also zur Leistung dessen, was wir heutzutage in dieser Richtung beanspruchen, jede Voraussetzung.

Es war wol zuerst Walter Scott, der das Verständniß und somit auch das Bedürfniß für ein echt historisches Colorit in weitere Kreise trug. Seitdem ist die Vorliebe für den historischen Roman mit einigen Auf- und Abschwankungen bei den großen Culturvölkern, insbesondere bei den germanischen, lebendig geblieben, und gegenwärtig beherrscht diese Gattung in den Werken von Freytag und Ebers dergestalt das zeitgenössische Publikum, daß die übrigen Gattungen, wie sie z. B. durch die Schöpfungen eines Paul Heyse, eines Friedrich Spielhagen u. s. w. repräsentirt werden, momentan wenigstens in den Hintergrund treten.

Mit dieser Vorliebe aber sind auch die Anforderungen gewachsen. Der historische Roman von heutzutage soll von der Culturepoche, die er zur Basis seiner Begebnisse nimmt, ein geradezu minutiöses Bild entwerfen; er soll authentisch getreu sein bis ins einzelne; ja selbst die Sprechweise — nicht nur die Denkweise — der handelnden Charaktere soll das Ihrige zur Vollendung der Illusion beitragen.

Die Frage wirft sich nun auf: inwieweit kann der Dichter dieser theoretischen Anforderung der historisch getreuen Sprechweise praktisch gerecht werden? Es handelt sich hier offenbar stets um ein Compromiß; denn der absolute Realismus ist ausgeschlossen. Der Dichter, der z. B. eine Erzählung im alten Rom spielen läßt, ist und bleibt doch zunächst moderner Schriftsteller, der sich der neuhochdeutschen Sprache mit all ihren Errungenschaften als Medium bedient. Dieses Medium jedoch, da es gleichzeitig die Sprache unsers alltäglichen Lebens und zahlreicher Ideenkreise ist, denen ein specifisch moderner Charakter innewohnt, wird unter Umständen geeignet sein, die Illusion zu beeinträchtigen. Der Realismus, auf die Spitze getrieben, würde erheischen, daß man die Römer des Alterthums Latein sprechen ließe. Die Widersinnigkeit dieser Consequenz springt sofort in die Augen. Zwischen beiden Extremen, nämlich dem absoluten Realismus, der hier unmöglich ist, und der gänzlich unhistorischen Naivetät, muß also eine Versöhnung gefunden werden.

Unsers Erachtens kann diese Versöhnung nur darin liegen, daß der Verfasser seine Personen zwar ein ganz normales und gesundes Neuhochdeutsch reden läßt, daß er jedoch mit einiger Vorsicht solche Ausdrücke zu vermeiden strebt, denen ganz speciell der Charakter des Modernen oder gar des Modern-Ephemeren innewohnt. So würde es z. B. geschmacklos und für die Illusion beeinträchtigend wirken, wenn ein Römer im Dialog einen plötzlichen Einfall mit „Apropos" einleitete, oder wenn er von der „Elite des römischen high life" sprechen wollte, während z. B. Ausdrücke wie „General" für den Höchstcommandirenden selbst von ernsten Geschichtsforschern wie Mommsen ohne Scrupel angewandt werden. Unsere instinctive Abweisung beruht in den vorerwähnten Fällen vornehmlich darauf, daß jene Ausdrücke gleichsam in nuce die Erinnerung an Culturvorgänge enthalten, die einer spätern Epoche angehören. So ist das „Apropos" ein Ueberbleibsel aus der Zeit des überwiegenden französischen Einflusses, der unsere gesammte Conversation mit französischen Floskeln verbrämte; das „high life" gemahnt uns gar zu entschieden an die upper ten thousand der Dreimillionenstadt. Das Wort „General" dagegen ist durch eine lange Reihe von Jahrhunderten sanctionirt; wir empfinden dabei fast nur noch den Begriff, den es ausdrückt, und dieser Begriff war ja den Römern geläufig. Ebenso können die Personen eines altrömischen Romans von einer „römischen Dame" reden, denn längst haben wir vergessen, daß die „Dame" eine dem provenzalisch-französischen Minnedienst entlehnte Bezeichnung ist. Der subjective Geschmack des einzelnen wird hier natürlich ängstlicher oder freier entscheiden. Darüber jedoch ist ein Zweifel undenkbar, daß eine ganze Reihe von Ausdrücken und Wendungen innerhalb des Dialogs als anachronistisch und das Colorit fälschend unbedingt zu vermeiden ist.

Wie aber nun verhält es sich mit der Construction? Unserer Ansicht nach darf auch hier ab und zu auf discrete Weise eine archaistische Nuance gebraucht werden. Irrthümlich und dem Wesen des echten Realismus geradezu widersprechend erscheint es jedoch, wenn beispielsweise Gustav Freytag an einzelnen Stellen seines „Ingo" die fremdsprachliche Construction nahezu wörtlich ins Neuhochdeutsche überträgt.

Ich füge hier parenthetisch eine Bemerkung bei. Als die ersten Bände der Freytag'schen „Ahnen" vor das Publikum traten, da war es vorzugsweise das archaistische Gewand, insbesondere des „Ingo", das auf der einen Seite verherrlicht, auf der andern verspottet und parodirt wurde. Wer einzelne dieser Parodien vor der Lektüre des Werks zu Gesicht bekam, der mußte dem Glauben verfallen, als sei das Ueberwuchern des archaistischen Elements ein weit stärkeres und störenderes, als es thatsächlich ist. Jene Satiriker, die den „Ingo" aufs Korn nahmen, drängten das Uebertriebenste aus dem stattlichen Bande auf den engen Raum eines Feuilletons zusammen und gaben so gleichsam einen verdichteten Freytag, dessen Excentricitäten vielfach absurd wirkten.

So maßlos, wie man aus den parodistischen Recensionen zu schließen versucht wäre, herrscht der Archaismus in der Diction des Freytag'schen „Ingo" selbstredend nicht: immerhin erübrigt genug, um in gewissen Kapiteln den Eindruck der Wahrheit und Ursprünglichkeit zu beeinträchtigen. Und zwar macht sich dieser störende Archaismus in zwei Richtungen geltend: einmal in der oben erwähnten wörtlichen Uebertragung althochdeutscher Constructionen, und zweitens in der unberechtigten Handhabung der Alliteration.

Betrachten wir dieses zweite Moment zuerst. Da wo der Stabreim hingehört, trägt er natürlich sehr wesentlich zur Förderung des historischen Colorits bei; so z. B. in dem Liede, das Volkmar („Ingo", Kapitel 2) in der Halle des Herrn Auswald vorträgt. Ein Heldengesang aus damaliger Zeit muß diese Form wählen: das ist eine Forderung der historischen Wahrheit. Antike Metra oder Reimstrophen würden das geschichtliche Colorit ebenso sehr verfälschen wie etwa die Anwendung der Alliteration bei einem altrömischen Hymenäus. Was aber soll man sagen, wenn Freytag diese Form der Alliteration auch hin und wieder im Dialog anwendet? Wie? Alltagsgespräche in der poetischen Form des Beowulf, realistisch sein sollende Conversation im specifischen Gewande nationaler Epik? Es liegt klar zu Tage, daß dieser Misbrauch eine durchaus falsche Charakteristik liefert; denn die Personen, die sich da, wo jeder vernünftige Mensch Prosa redet, solcher dichterischen Formen bedienen, wirken entweder über alle

Gebühr pathetisch — oder komisch. Mit demselben Rechte könnte man die Helden einer im alten Rom spielenden Erzählung ab und zu im sogenannten elegischen Metrum oder die eines modernen Romans in den Strophen der Schiller'schen Laura-Gedichte reden lassen. Ich will zugeben, daß dem Dichter, der sich gerade an den poetischen Formen der Vergangenheit gesättigt hatte, diese Stabreime unwillkürlich in die Feder geflossen sind: eine kritische Nachprüfung hätte sie jedoch unerbittlich beseitigen müssen. Sie wirken ebenso unrealistisch wie die gehäuften Jamben in gewissen Scenen der „Aegyptischen Königstochter" von Ebers.

Ganz ähnlich verhält es sich mit der wörtlichen Nachahmung althochdeutscher Constructionen. Wäre diese Uebertragung das geeignete und berechtigte Mittel zur Erzielung einer historischen Zeit- und Localfarbe, so müßte man folgerichtig die Personen einer Erzählung, die in Paris spielt, in Gallicismen reden lassen und Constructionen adoptiren wie die nachstehende: „Ah, siehe da Herrn Ihren Vater, welcher kommt uns trösten! Ich nicht sehe, um Ihnen zu sagen wahr, warum ich sein würde mehr traurig als gewöhnlich." Hier springt die Unnatur ohne weiteres ins Auge. Jedermann wird sich damit einverstanden erklären, daß ein deutscher Autor die Helden einer in Frankreich spielenden Erzählung einfaches und vernünftiges Deutsch reden läßt. Weshalb soll nun diese normale Forderung nicht auch für solche Helden berücksichtigt werden, deren Schauplatz im alten Deutschland oder im alten Rom liegt? Glaubt man im Ernste, die Sprache der alten Germanen habe diesen stelzbeinigen, verschrobenen Eindruck hervorgebracht, den die neuhochdeutsche Uebertragung erzeugt? Die vermeintliche Steigerung der Localfarbe läuft hier gerade auf ihr Gegentheil hinaus. Constructionen, die dem Geiste des Gothischen und des Althochdeutschen durchaus congenial waren und dort nur den Eindruck des Organisch-Gewordenen, des Ueblichen und Gesunden hervorbrachten, wirken im Neuhochdeutschen archaistisch, innerlich unwahr, gekünstelt, geschraubt. Eine ganze Culturepoche erhält sonach ein Gepräge, das dem Bildungsphilister möglicherweise ungemein imponirt, das ihr jedoch thatsächlich fremd war. Dazu kommt, daß verschiedene dieser vermeintlich altdeutschen Constructionen nicht einmal specifisch altdeutsch, sondern ebenso gut lateinisch, griechisch u. s. w. sind und sonach ganz mit demselben Rechte für die Charakteristik des römischen und griechischen Dialogs in Anspruch genommen werden könnten.

Ich will das im Vorstehenden Gesagte durch einige Beispiele zu erläutern suchen. Freytag schreibt („Ingo"): „Spende wegmüdem Manne." Wenn der Dichter berechtigt ist, hier nach dem Vorgange des Gothischen und des Althochdeutschen den Artikel wegzulassen, so fragt man, warum er den Satz nicht lieber gleich in reinem Althochdeutsch gibt? Die Weglassung des Artikels im Althochdeutschen war nicht befremdlich, sie wirkte weder abnorm noch schwerfällig; die Weglassung im Neuhochdeutschen ruft dagegen diese Wirkung ganz ohne Zweifel hervor. Es kommt somit ein unberechtigtes Element in die Sprache, das uns zu Rückschlüssen auf den Charakter des Sprechenden Anlaß gibt. Wir sagen uns — um einen vulgären, aber sehr bezeichnenden Ausdruck zu gebrauchen —: dieser Ingo redet nicht, wie ihm der Schnabel gewachsen ist. Ganz gegen die Absicht des Dichters bekommt also die Persönlichkeit etwas Bewußtes, Theatralisches. Ja, und wäre nur dieses „wegmüdem Manne" in der That für das Althochdeutsche charakteristisch! Das Unglück ist aber, daß z. B. der Lateiner ganz ebenso sagen würde: „Praebe viro itinere fesso!" Demgemäß müßte ein Dichter, der einen Römer in der gleichen Situation sprechen ließe, gleichfalls die Wendung gebrauchen: „Spende wegmüdem Manne", und was dort zur Charakteristik der althochdeutschen Epoche dienen sollte, wäre hier also zur Charakteristik der altrömischen verwendet.

Ferner: was bedeuten die immer wiederkehrenden Inversionen in Negativsätzen? z. B.: „Nicht weiß ich, ob sie euch Freude bereitet", „Nicht thut es noth, das Zeichen zu suchen" u. s. f. Die deutsche Construction erfordert: Ich weiß nicht, und: Es thut nicht noth; die Voranstellung des „nicht" erzeugt unbedingt eine falsche Nuance; man hat das Gefühl, es solle durch diese Inversion irgendetwas Besonderes erzielt werden, und wundert sich schließlich, kein Motiv zu finden. Der Umstand, daß das Althochdeutsche die Negation (ni) voranstellt, kann diesen Gebrauch nicht rechtfertigen; denn genau ebenso stellt der Lateiner sein non und der Grieche sein οὐ vor. Der bekannte Bibelspruch, den Luther echt deutsch mit den Worten übersetzt: „Ein guter Baum kann nicht arge Früchte bringen", lautet freilich althochdeutsch in der bekannten versio francica des 9. Jahrhunderts: „Ni mag guot boum ubilan wahsmon tuon"; aber schon im griechischen Originaltext steht die Negation voran: „Οὐ δύναται δένδρον ἀγαθὸν καρποὺς πονηροὺς ποιεῖν". Freytag würde natürlich im Geiste des „Ingo" übersetzen: Nicht kann ein guter Baum üble Früchte tragen, und das Publikum würde meinen, das sei echt charakteristisch für das alte Germanenthum, während es genau ebenso charakteristisch für das alte Griechenthum, dabei aber dem Genius der neuhochdeutschen Sprache, in welcher Freytag doch dichtet, nicht adäquat wäre.

Luther übersetzt: „Ihr könnet nicht Gott dienen und dem Mammon" (Matth. 6, 24). Gothisch: „Ni maguth gutha skalkinon jah mammonin". Althochdeutsch lautet das: „Ni mugut ir (nicht möget ihr) gote thionon inti weroltwolun". Freytag bevorzugt, wie gesagt, in solchen Fällen beinahe durchgängig die Inversion: „Nicht könnet ihr". Aber dieses Nicht könnet ihr ist ebenso gut lateinisch: non potestis; ebenso gut auch griechisch: οὐ δύνασθε; ebenso gut altfranzösisch, italienisch, spanisch u. s. w. und dient also keineswegs zur Steigerung der althochdeutschen Localfarbe, sondern nur zur Verundeutschung der Diction. Ich

wiederhole es: das gerade ist das Seltsame bei diesen angeblich deutschen Archaismen, daß sie mit wenigen Ausnahmen auch den übrigen Sprachen des Alterthums und zudem einigen modernen Idiomen angehören und also mit gleicher Berechtigung auch in specifisch nichtdeutschen Culturkreisen angewandt werden könnten. Dazu kommt noch ein Moment, das geeignet scheint, der Sache geradezu den Charakter der unfreiwilligen Komik aufzudrücken. Es steht nämlich keineswegs fest, daß jene Constructionen des althochdeutschen Evangeliums durch die griechischen und lateinischen Originale nicht in ähnlicher Weise beeinflußt waren, wie etwa die Uebersetzungen eines sprachstümpernden Secundaners durch das Original des griechischen oder lateinischen Classikers. Spuren dieser Beeinflussung, welche durch die geringere Ausbildung der deutschen Idiome zur Zeit der Uebersetzung erklärt und entschuldigt wird, finden sich ganz zweifelsohne in der Bibelübersetzung des Ulfilas. Es ließe sich also der Fall denken, daß jene vermeintlich so ur- und erzdeutschen Constructionen schon zur Zeit ihrer Niederschrift nicht im strengsten Sinne des Worts deutsch, sondern halb und halb Latinismen und Gräcismen gewesen wären, dergestalt, daß der Dichter, der den Geist früherer Jahrhunderte mit ängstlicher Nachahmung jener Constructionsweise heraufzubeschwören gedächte, etwa mutatis mutandis dem Manne des 30. Jahrhunderts gliche, der die Sprache des 19. aus der Xenophon-Uebersetzung eines Gymnasiasten reconstruiren möchte.

Hierfür sprechen mancherlei Anzeichen. So z. B., um bei dem einmal gewählten Falle der vorangestellten Negation zu verbleiben, der Umstand, daß schon Walther von der Vogelweide, der von der versio francica des Evangeliums Matthäi durch einen weit geringern Zeitraum getrennt ist, als diese von der Uebersetzung des Ulfilas, das „nicht" genau so stellt, wie der neuhochdeutsche Sprachgebrauch dies erheischt. Zum Beispiel: „Er hât niht wol getrunken, der sich übertrinket"; „Ich schiltes niht, wan got genâde uns beiden"; „Mîn singen ist niht lanc" u. s. w. Man darf wol annehmen, daß der deutsche Sprachgeist bei einem Dichter von der Bedeutung Walther's von der Vogelweide, zumal hier jede Beeinflussung seitens eines fremdländischen Originals wegfiel, besser zum Ausdruck gelangte als bei dem Verfasser jener Evangelienübersetzung. So wenig sich die oben ausgesprochene Vermuthung beweisen läßt, so vollständig liegt sie im Bereiche der Möglichkeit. Für die ästhetische Beurtheilung der hier in Betracht kommenden Frage ist dieses Moment ja überdem gleichgültig.

Andere Eigenthümlichkeiten der Freytag'schen Diction im „Ingo" sind nicht direct als Nachahmungen der alten Sprache, sondern nur als bewußte Fremdartigkeiten und Feierlichkeiten zu bezeichnen, die immerhin dazu beitragen, ein wahrheitswidriges Element in die Farbe des Dialogs zu bringen. Man vergesse nicht, daß wir uns die Germanen zur Zeit Ingo's wesentlich als ein urwüchsiges, von Natürlichkeit übersprudelndes Volk zu denken haben, das zu der gekünstelten Ueberfeinerung des sinkenden Römerreichs den absoluten Contrast bildet. Demungeachtet kommen bei Freytag Gespräche vor, deren wohlgesetzte Bewußtheit mit den Forderungen einer so naiven Culturepoche schwer zu vereinen ist. Auch das Salbungsvolle, Weisheitstriefende, Pastorale in manchen Wendungen scheint mir anachronistisch. Man merkt hier allzusehr das Bestreben des Dichters, die Zeit- und Localfarbe auf negativem Wege herzustellen, das heißt dadurch, daß er den Dialog seiner Helden dem Normalen entfremdet. Dies mag entschuldbar sein, da die Zeit, die er schildert, in den charakteristischen Details ihrer Cultur nicht annähernd so bekannt ist wie etwa das Mittelalter oder das Rom der Cäsaren. Aber in diesem entschuldbaren Fehler das wesentliche Verdienst der Freytag'schen Dichtung erblicken zu wollen, das vermochte blos die Urtheilslosigkeit des deutschen Bildungsphilisters. Ich behaupte, wenn Freytag's „Ingo" in der That ein Gemälde liefert, das im wesentlichen als treu zu bezeichnen ist, so wird diese culturgeschichtliche Treue nicht durch, sondern trotz jener Geschraubtheiten und Naturwidrigkeiten erreicht, und sie würde in vollerm Maße erreicht werden, wenn der Dichter auf die Auswüchse einer archaisirenden Unnatur hätte verzichten wollen. Gerade die wirksamsten Kapitel des „Ingo" sind diejenigen, wo der Autor sich und diese falsche akademische Vornehmheit gleichsam vergißt und freie, frische, kernige Bilder entwirft, wie dies namentlich in der zweiten Hälfte des Werks der Fall ist. Diejenigen Stellen aber, wo die geschraubte Alterthümelei überwuchert, erinnern nur allzu auffällig an die römischen Autoren des 4. Jahrhunderts: jener sinkenden Epoche, wo alle ursprüngliche Dichterkraft den secundären Talenten der Nachahmung und einer bewußten Stilvollendung Platz gemacht hatte.

Ernst Eckstein.

Neue lyrische und epische Dichtungen.

1. Gedichte von A. Schumacher. (Chronologisch geordnet.) Mainz, Diemer. 1880. 8. 3 M.

Die „Gedichte" von A. Schumacher umfassen in einem ziemlich umfangreichen Bande neben mehrfachen Gelegenheitsgedichten eine nicht unbedeutende Zahl von Balladen, welche meistens rheinische Sagen behandeln.

Der Verfasser — übrigens nicht der ebenfalls A. Schumacher genannte Uebersetzer Shakspeare's und des Calderon de la Barca — sagt in der Einleitung:

> Gar vieles des Geschaffnen hat der Zeiten
> Zerstörungsflut schon spurlos weggespült;
> Dem Reste ein Asyl nun zu bereiten,
> Hab' als Bedürfniß endlich ich gefühlt.

Wozu so viele Freunde mich seit Jahren
So oft gedrängt, was sie umsonst erharrt,
Am späten Lebensabend mußt' willfahren
Ich dem Verlangen, das mein eignes ward.

Mit diesen Versen motivirt der Verfasser die Publication der „Bilder aus so viel bewegtem Leben", der „Producte einer thät'gen Phantasie". Wir unsererseits sind nicht ganz der Ansicht der „vielen Freunde" des Verfassers und würden auch die „Bedürfnißfrage" verneinen müssen. Um unsern Standpunkt zu rechtfertigen, theilen wir statt eines weitern kritischen Eingehens auf die Schumacher'sche Lyrik unsern Lesern folgende Proben mit:

An die Eine*), die mir Freund und Geliebte.

Nicht wahr, daß ich dich also nenne,
Das ist recht stolz und kühn von mir? —
Doch nimm's nicht übel, ich entbrenne
Stets mehr und mehr in Lieb' zu dir.

Bist du's allein auch, die geblieben
Mir jetzt als Freund, o laß die Scham!
Den Einen drum wird heißer lieben,
Wer sonst um Freundschaftsglauben kam.

Ja! stolz sein kannst du auf die Ehre,
Bei Gott, mein Freund, recht groß ist sie!
Doch wenn bei dir auch Täuschung wäre —
Nein! du trügst wahre Liebe nie!

O komm, Geliebte! laß dich drücken
An meines Herzens glühend Meer! (sic!)
O deine Glut ist mir Entzücken,
Dein Aug' es blitzt so zaubrisch her....

A. Schumacher fährt dann in demselben Liede fort:

Ein Ton aus diesem Zaubermunde, **)
Aus diesem Aug' Ein Feuerblick —
Und aus des Leidensmeeres Grunde
Taucht dem Erlösten Friedensglück.

Ein Druck auf deines Herzens Flügel —
Und in das Nichts entfliegt der Geist,
Der dem Atomenbau die Riegel,
Die Fessel der Gestalt zerreißt.

Eine aus 48 Strophen bestehende Ballade heißt „Der Wolfsbrunnen". Wir citiren daraus folgende Verse:

Einst in grauer Vorzeit Tagen
Lebt', den Göttern nur geweiht,
Jetta, kundig vorzusagen
Die Geschicke künft'ger Zeit.

Nur der Wald sah ihre Tritte,
Eine Quell' nur ihren Leib,
Die in eines Beckens Mitte
Kühlte oft das schönste Weib.

— — — — — — — —

Als am Abend sie, wie immer,
Einst zu ihrer Quelle ging,
Und im dämmerlichen Schimmer
Kosend sie die Flut umfing,

Und den Sträuchen, voll Entzücken,
Und den Lüften, sehnsuchtsvoll,
Sie vollendet zu erblicken,
Mehr als Götterwonne quoll.

Da vernimmt sie nahes Rauschen —

Jetta, die „nicht für Menschenherde", sondern „nur zum Dienst der Götter" da ist, wird von einem „mit Pfeil und Bogen schönbewehrten" und „an Körper Göttern gleichen" unbekannten Jünglinge belauscht. Obwol sie „ihr Herze bange ringen fühlt zwischen Lieb' und Zornesmacht", so „spricht doch ihr Herz milde Gnade"; aber „der Hauch, der auf sie brennet aus des Jünglings voller Brust, weckt sie wieder auf, sie bebt, sie trennet sich (nämlich von ihm), der eh'rnen Pflicht bewußt".

Aber „Jetta's Fuß ereilet" von diesen Augenblick an

— nicht in Schluchten, nicht im Hain —
Nie den Frieden, wo sie weilet
Holet sie sein Bildniß ein.

Sie irrt rastlos umher; aber wieder führt sie die Sehnsucht an die bewußte Quelle, wo sie ihn und er sie einst erblickte. Sie lauscht,

Ob sich nicht die Blätter regen.
Ach, es rauscht, jetzt nahet er.

Er ist es aber leider nicht, sondern eine „hungerblickende Wölfin" mit Familie stürzt sich auf die arme Jetta, und

— — der Bestien Begierden,
Finstrer Götterrache Hand,
Sie zerstörten jene Zierden,
Die kein Wesen je verband.
Gierig hingen ihre Zähne
An dem edeln, reichen Fund.

Da erscheint, aber ach nicht mehr als rettender Engel, der unfreiwillige Anstifter all dieses Elends, der schöne Jüngling von ehedem:

Und seines Schwertes mächt'ge Streiche
Wüthen in der Thiere Bauch,
Die entfliehn zum Schattenreiche,
Doch sein Liebstes, Jetta, auch.

Es bleibt dunkel, ob Jetta nur durch Wolfsbiß oder auch durch des Schwertes Schärfe zum „Schattenreiche" befördert wird. Der Jüngling indeß „hat noch einen Blick gerettet":

Und der eine Blick, er treibet
Zur Verzweiflung wild ihn fort;
Ach! was ist's, das jetzt ihm bleibet,
Wo für ihn der Ruhe Ort?

Zu der Quell' am andern Tage
Schickt das Volk, daß Jetta's Rath
Die Gesandtschaft ihm erfrage
Zu dem Anfang ernster That;

Und Entsetzen! ach die Beste,
Jetta sehn zermalmt sie hier,
Und des schönsten Jünglings Reste
Arm in Arm vereint mit ihr.

*) Der Verfasser fügt am Fuße der Seite hinzu: „Pistole".
**) Wir bemerken nochmals, daß es sich hier um eine Pistole handelt.

Die Ballade „Der Drachenfels“ enthält folgende Strophe:

Und auf dem Berg, vom Mond erhellet,
Zeigt sich des Drachens Ungestalt,
Er reckt sich auf, er schreit und bellet,
Daß es im Umkreis widerhallt.
„O weh! der Drachen blickt nach dir —
O weh, Brunhilde —, wehe mir!“

Ist es zu gewagt, nach diesen Citaten mit einem sapienti sat zu schließen?

2. Schenkenbuch. Rhein- und Weinlieder von Friedrich Hornfeck. Zweite vermehrte Auflage. Frankfurt a. M., Keller. 1880. 8. 5 M.

Den vorliegenden Wein- und Liebesliedern können wir neben dem uns freundlich anmuthenden fröhlichen Sinne eine gewisse Tiefe der Empfindung nicht absprechen, wenn auch die gelegentlichen Seitenhiebe auf „Bonzen- und Junkerthum“ die harmlose Stimmung, in welche uns das „Schenkenbuch“ in erster Reihe versetzen will und soll, nicht eben zu erhöhen geeignet sind. In den Weinliedern herrscht eine übersprudelnde Jugend- und Lebenslust vor; doch wäre eine genauere Sichtung in dieser Gattung gewiß von Vortheil gewesen, da die beständige Modulation derselben Stimmung und fast desselben Gedankens leicht ermüdend wirken kann.

Größer ist die Abwechselung in den Liebesliedern. Hier begegnen wir einigen wahrhaft erquickenden Erscheinungen. Wir theilen nachstehendes Ghasel mit:

Ich besinge deine Stirne
Und ich preise deine Wangen,
Weil darauf für mich die schönsten
Lilien oder Rosen prangen.

Ich besinge deine Lippen,
Weil mit glühendem Verlangen
Sie zum Küssen oder Singen
Meine eignen Lippen zwangen.

Ich besinge deine Augen,
Weil es ihnen nicht entgangen,
Daß an ihrer Schönheit einzig
Meine eignen Augen hangen.

Ich besinge deine Füße,
Die mir treulos nie entsprangen,
Und besinge selbst die Locken,
Die sich ringeln gleich den Schlangen.

Aber deine schönen Arme
Werden keinen Dank empfangen,
Denn die sollen mit den Liedern
Sich den Dichter selber fangen.

3. Bunte Blüten. Scherz und Ernst in Versen von Julius Bruck. Zweite Auflage. Neuyork, Zickel. 1880. 12. 2 M.

Die Lieder, welche uns in dieser Samulung geboten werden, sind in zwei, in Ton und Stimmung sehr verschiedene Gruppen: „Lachende Lieder“ und „Herz und Welt“, getheilt. Die erstern preisen Wein und Liebe in oft derb-humoristischer, aber doch meist ansprechender Weise. Bruck's Verse fließen leicht und wohlklingend. Wir nennen: „Du liebe — böse Welt“, „Der Mensch und sein Getränke“, „Beim Federweißen I und III“. In letzterm heißt es:

Eins, zwei, drei und vier!
Bis zum Dutzend bring' ich's hier!
Kauf mir heut' noch certe, vere
— Wie dies öfter schon geschah —
Nach Herrn Darwin's weiser Lehre
Einen tücht'gen Urpapa.
Eins, zwei, drei und vier!
Bis zum Dutzend bring' ich's hier!

In vollem Gegensatze zur ersten Abtheilung stehen dem Inhalte nach die Gedichte, welche unter „Herz und Welt“ mitgetheilt sind. Fremd berührt uns des Verfassers politische und religiöse Stellung, und Verse wie in dem Gedicht „Glaube und Wissenschaft“:

In die starrste Lethargie versunken
Lag das All, ein üppig Leichenfeld.
Da erglühten hehre Geistesfunken,
Und vom Tod errettet war die Welt.
Der Gironde strahlenden Gedanken
Einte sich die Glut der Montagnards,
Und die Lilien und Altäre sanken
Unterm Fuß der Sansculottenschar —

vermögen uns, im Blick auf die Geschichte, nicht zu begeistern; dagegen lassen uns Gedichte wie das nachstehende eine harmonisch ausklingende, liebe Erinnerung zurück:

Die Lieb' im Lenze.

Wer nie in jungen Tagen
In grünem Waldrevier
Und duft'gen Blütenhagen
Gepflückt des Maien Zier,
Die Liebchens Hand gebunden
Zum Strauß, der ihn geschmückt,
Der hat auch nie empfunden,
Wie Lieb' im Lenz beglückt.

Zum seligsten Genusse
Stieg nimmermehr hinan,
Wer nie im Wonnekusse
Ein liebend Herz gewann,
Da noch dem blüh'nden Baume
Der junge Lenz gelacht,
Eh' nach entschwundnem Traume
Des Lebens Ernst erwacht.

Des reifen Mannes Streben
Erringet Gold und Ehr',
Doch kann es ihm nicht geben
Des Maien Wiederkehr,
Kein flammenweckend Kosen,
Der ersten Liebe Glühn,
Nicht eine jener Rosen,
Die nur im Lenze blühn.

Ob immer wir auch fanden,
Was sehnlichst wir begehrt,
In fremder Herren Landen
Wie an der Heimat Herd,
Bald sind es welke Kränze;
Nur Eins bleibt ewig jung:
Das ist „die Lieb' im Lenze“
In der Erinnerung.

4. 1870—1880. Kornblume und Eichenblatt. Ein Kaiser-Gedenkkranz von F. A. Feddersen. Hamburg, J. F. Richter. 1880. 8. 1 M.

Gutgemeinte, von warmer Begeisterung für Kaiser und Reich getragene Lieder, die zum Theil sich für die Declamation eignen und daher den Erziehern der Jugend für diesen Zweck zu empfehlen wären. Die Form läßt zuweilen zu wünschen übrig. Wir theilen das nachstehende Gedicht, das wir für eins der besten in der Sammlung halten, mit:

Sieg auf Sieg.

Ist's wahr, was erzählte der jubelnde Mund
In jenen vergangenen Tagen?
Wie Wundermär schier ertönte die Kund' —
Von Sieg auf Sieg hört' ich sagen!
Wol groß war der Hochmuth des fränkischen Herrn,
Doch um so viel schneller nun sank sein Stern,
Ein Rausch von wenigen Tagen.

O du herrliche, heilige Wacht am Rhein,
Wie führst du in Kriegeswettern,
Wie schlugst du gleich blitzenden Wolken drein,
Das gallische Haupt zu zerschmettern!
Wörth, Weißenburg, Gravelotte, Mars-la-Tour —
Da grubst deiner Thaten ewige Spur
In Frankreich hinein du mit Wettern.

Wer mag beschreiben den Waffentanz,
Den großen und wunderbaren?
Wer singt zu Ende den Ruhmesglanz
Der Feldherrn und ihrer Scharen?
Ach diesen großen gewaltigen Strauß
Den singen die Sänger und Dichter nicht aus
In hundert und tausend Jahren!

O du herrliche, heilige Wacht am Rhein,
Von dir wird man singen und sagen,
Dich wird man erheben im Ruhmesschein
Bis zu den äußersten Tagen!
Bis gestorben auf Erden der letzte Homer —
O du großes, gewaltiges deutsches Heer,
Von dir wird man singen und sagen
Bis zu den äußersten Tagen!

Verse dagegen wie in dem Gedicht „Sturmlied":

Stoß mit Krachen,
Still zu machen
Spott und Lachen
Dieses welschen Kaiserdrachen —
Stoß das Schwert ihm in den Rachen!

dürften zu vermeiden sein. Sie erreichen den gewünschten Zweck nicht. Der Dichter der deutschen Kaiserlieder und des anmuthigen Liedes „Cara Cornelia" (vgl. „Ueber Land und Meer", Nr. 38, 1880) wird uns dies gewiß bei näherer Prüfung selbst zugeben.

5. Der Sonnenquell. Eine irische Sage in Versen von Rudolf Sylvester. Braunschweig, Hofbuchdruckerei von J. Krampe. 1878.

An sich hat die Geschichte, welche uns der Verfasser erzählt, kein sehr spannendes Interesse. Der Gedanke der nicht unpoetischen Sage ist, daß die Geister der Unterwelt sich verbinden, um hülflosen Menschen gegen die Gewalt und Schlechtigkeit der Mächtigen dieser Erde beizustehen. In dem vorliegenden Gedicht ist der Mächtige der Sohn eines Gutsherrn, der eines Bergmanns Tochter verführt hat und sie dann um einer Vornehmen willen verläßt. Die Geister der Tiefe — die Wassergeister rächen die Verlassene. Als der Ungetreue mit seiner schönen Braut den Brautzug hält, brechen die Fluten hervor und

Die Reiter all' verschwunden (!) zumal;
Nun rauschen die Wogen gelinde:
Sie trugen des Bergmanns Tochter ins Thal
Zum Hochzeitszuge geschwinde.

Die Verlassene theilt also das tragische Geschick, welches das Brautpaar sammt dem Brautgeleit ereilt.

Der Form dieser wunderbarerweise gewissermaßen als Drama behandelten Erzählung fehlt die künstlerische Gewandtheit, welche der „Sprache Zierden ablockt".

Vor den zahlreich angewendeten Flickwörtern mag sich der Dichter besonders hüten, z. B.:

Daß hier so finstre Mächte wohnen,
War mir verborgen ganz und gar.

Dergleichen Wendungen, die sehr häufig vorkommen, sind Prosa, nicht Poesie!

Philosophische Schriften.

1. Philosophie als Denken der Welt gemäß dem Princip des kleinsten Kraftmaßes. Prolegomena zu einer Kritik der reinen Erfahrung. Von Richard Avenarius. Leipzig, Fues. 1876. Gr. 8. 2 M.

Das Princip des kleinsten Kraftmaßes, unter welches diese Schrift die Entwickelung der Philosophie zu befassen sucht, ist, wie der Verfasser im Vorwort bemerkt, zunächst ein Princip der Beharrung, das hinsichtlich der Seele so ausgedrückt wird: „Die Aenderung, welche die Seele ihren Vorstellungen bei dem Hinzutritt neuer Eindrücke ertheilt, ist eine möglichst geringe." Insofern die Seele aber „den Bedingungen organischer Existenz und deren Zweckmäßigkeitsanforderungen unterworfen ist", werde dasselbe Princip „ein Princip der Entwickelung":

Die Seele verwendet zu einer Apperception nicht mehr Kraft als nöthig und gibt bei einer Mehrheit möglicher Apperceptionen derjenigen den Vorzug, welche die gleiche Leistung mit einem geringern Kraftaufwand, beziehungsweise mit dem gleichen Kraftaufwand eine größere Leistung ausführt; unter begünstigenden Umständen zieht die Seele selbst einen augenblicklich geringern Kraftaufwand, mit welchem eine geringere Wirkungsgröße, beziehungsweise Wirkungsdauer verbunden ist, einer zeitweiligen Mehranstrengung vor, welche um so viel größere, beziehungsweise andauerndere Wirkungsvortheile verspricht.

Die nähere Entwickelung dieses Princips führt zu der

Forderung der „reinen Erfahrung". Der Versuch, dieselbe begrifflich näher zu bestimmen, führt den Autor zu einer „Kritik der reinen Erfahrung", welche allerdings neben der Beziehung zur „naturwissenschaftlichen Erfahrung" eine in gewisser Hinsicht gegensätzliche Beziehung zur „Kritik der reinen Vernunft" verräth. Doch überläßt der Autor die nähere Beleuchtung der letztern Beziehung einer spätern Arbeit, welche auch die erkenntnißtheoretischen Grundprobleme im besondern behandeln soll. Hier sollte nur der Hauptgedanke mit möglichster Bestimmtheit klargestellt werden. Diese freiwillige Beschränkung hat die Vermeidung aller Polemik zur Folge.

Der Autor geht davon aus, daß den Functionen der Seele Zweckmäßigkeit zugesprochen werden müsse, was schon ihre eminente Bedeutung für die Erhaltung des Individuums verbürge. Die Zweckmäßigkeit der Functionen implicire die möglichste Kraftersparniß, das Ausreichen mit dem relativ kleinsten Kraftmaß. Die Wurzel des theoretischen Appereeptionsprocesses sei in diesem Princip zu finden. Das Streben zu appereipiren sei das Streben der Seele nach Kraftersparniß:

> Von zwei entlastenden, einen gleichen Kraftaufwand repräsentirenden Vorstellungen wird aber jene am meisten dem Princip der Zweckmäßigkeit genügen, welche mit der Entlastung eine weitere, eine Mehrleistung verbindet. Eine solche Mehrleistung findet sich in denjenigen theoretischen Apperceptionen, welche ein Begreifen bewirken.

Der Trieb zu begreifen wurzele aber wie alles Streben nach theoretischer Apperception in dem Princip des kleinsten Kraftaufwandes bei relativ größter Leistung. Das Begreifen drücke vorwiegend das „theoretische Verhalten der Seele" aus. Die „allgemeine Richtung der Philosophie auf das Begreifen" werde durch die Geschichte der Philosophie Schritt für Schritt bezeugt. So sei das Princip des kleinsten Kraftmaßes der Grund alles Triebes zu begreifen und aller „begreifenden Wissenschaften" und im besondern auch die „Wurzel der Philosophie". Dies Princip sei die Wurzel „alles Strebens nach Einheit, nach höherer Einheit insbesondere". Die Entwickelungsgeschichte des menschlichen Denkens illustrire dies Streben, das in dem Streben nach einer „höchsten Einheit" im Gebiete des theoretischen Denkens gipfele. Diese könne nichts anders sein als „das Gemeinsame alles dessen, was uns in der Erfahrung gegeben ist". Dies implicire in letzter Instanz ein auf die „Gesammtheit des Seienden" gerichtetes wissenschaftliches Denken. Dieses sei nach dem Zeugniß der Geschichte: die Philosophie.

Die Philosophie sei daher als das wissenschaftlich gewordene Bestreben aufzufassen, die Gesammtheit des in der Erfahrung Gegebenen mit dem geringsten Kraftaufwand zu denken. Da die Gesammtheit des in der Erfahrung Gegebenen die Welt genannt werde, sei die Philosophie als „das Denken der Welt gemäß dem Princip des kleinsten Kraftmaßes" zu fassen. Demgemäß müsse die Philosophie „an die Spitze der Entwickelung des begreifenden Denkens treten". Hier fällt die im allgemeinen ganz treffende Bemerkung: die Weiterentwickelung der Philosophie bedeute „eine immer umschränktere Determinirung", welche unter dem Princip des kleinsten Kraftmaßes stehe.

Der Autor stellt zunächst dar, wie sich dieser Proceß in der Geschichte der Wissenschaften vollzogen hat, wie durch die „Differenzirung des wissenschaftlichen, begreifenden Denkens" die „Auflösung in Specialwissenschaften" vor sich ging. Diese fortschreitende Differenzirung determinirt nämlich mehr und mehr den eigentlichen „Arbeitsbezirk der Philosophie". Es muß sich „die Aufgabe der Philosophie mehr und mehr determiniren, je mehr sich Specialforschungen von ihr zu selbständiger Entwickelung ablösen". Der Verfasser geht vielleicht etwas zu weit, wenn er nicht nur die Psychologie, sondern alle wesentlichen Disciplinen der Philosophie nur noch als zufällige Pertinenzen der Philosophie gelten lassen will, die „im besten Fall nur philosophische Hülfswissenschaften" seien, welche „ebenso wenig dadurch zur Philosophie werden, daß sie heute noch der Philosoph behandelt, als die Naturwissenschaften dadurch, daß sie der Philosoph nicht mehr als solcher weiterführt, aufgehört haben philosophische Hülfswissenschaften zu sein":

> Durch diese allmähliche Verselbständigung und Loslösung aller dieser Special- und Hülfswissenschaften wird die geschichtliche Wissenschaftsentwickelung endlich bewußterweise die Aufgabe der Philosophie als solcher einfach dahin determiniren müssen, wovon diese selbst instinctiv ausging: auf das Problem des Begreifens der Gesammtheit, im Gegensatz zu allem speciellen Begreifen.

Indem sich aus dem naiven Erfahren mehr und mehr das wissenschaftliche Erfahren differenzire, werde der Begriff der Erfahrung mit der Entwickelung des Denkens auf das „durch den Gegenstand allein Gegebene" determinirt. Nur dies dürfe die „wissenschaftliche Erfahrung auf dem Höhepunkt ihrer Entwickelung" enthalten:

> Alles andere Bekannte, welches zwar dem denkenden Individuum noch so vertraut, nicht aber dem Gegebenen entnommen, sondern in dieses erst vom Erfahrenden hineingedacht worden ist, ist vom wissenschaftlichen Begreifen ausgeschlossen.

Der originelle Grundgedanke, hinsichtlich dessen sich der Autor die Priorität vindicirt, ergibt sich aus der Fragestellung: ob aus dem Inhalt des Erfahrenen gleicherweise die Zuthat der aprioriſchen Verstandesbegriffe entfernt und damit die κατ' ἐξοχήν reine Erfahrung hergestellt werden solle und könne?

An der reinen Erfahrung habe das wissenschaftliche Begreifen seine Grenze; es könne daher nur dem Inhalt derselben entstammende allgemeine Begriffe als gültige verwenden. Damit sei das „formale" Begreifen ausgeschlossen.

Das Object des philosophischen Begreifens sei die „logische Gesammtheit des Seienden". Die „Beobachtungsmethoden der einzelnen Naturwissenschaften" kämen mithin der Philosophie nicht zu. Ebenso wenig der Schluß vom Bekannten auf Unbekanntes. Die erste der Philosophie

zustehende Aufgabe sei die Gewinnung der reinen Erfahrung. Zu dieser sei Kritik unentbehrlich aber unzureichend. Dies beweise Kant, dessen „Kritik der reinen Vernunft" eben „an dem Punkte stehen bleibt, wo sie zu einer Kritik der reinen Erfahrung werden konnte". Es handle sich um „Elimination alles dessen, was sich in der Entwickelung des Denkens als Zumischung zur Erfahrung herausgestellt hat". Demnach sei die Methode der „Elimination" die „eigentlich philosophische Methode".

Die Philosophie sei eben „nichts weiter als der Act der Zusammenfassung der von den Specialforschungen gefundenen und auch durch sie gereinigten allgemeinen Erfahrungsbegriffe in einen und die Anwendung dieses einen Begriffs auf die Gesammtheit des Seienden". In diesem „engsten Sinn" sei die Philosophie nicht mehr „eine Wissenschaft in der eigentlichen Bedeutung", wohl aber „ein wissenschaftliches Denken".

Auf diesen Grundlagen untersucht der Verfasser die Gestaltung der Philosophie und stellt insbesondere die leitenden Gesichtspunkte auf, die seines Erachtens dieselbe bestimmen müßten. Indem er von den allgemeinsten Begriffen der Naturwissenschaft, von den durch Kräfte bewegten und mit Nothwendigkeit aufeinander einwirkenden materiellen Atomen ausgeht, unterzieht er die einzelnen fundamentalen Bestimmungen derselben einer einschneidenden Kritik vom Gesichtspunkte der reinen Erfahrung. Diese Kritik führt zur Elimination der Kraft, die sich nirgends, es sei denn in der Kraftempfindung, wahrnehmen läßt, ferner zur Elimination der Nothwendigkeit:

> Mit der Kraft fällt die Nothwendigkeit; denn die Kraft ist das Zwingende, die Nothwendigkeit der Zwang. Was wir erfahren, ist immer nur: daß eins auf das andere folgt — weder Zwang erfahren wir noch Willkür.

Mit der Kraft und der Nothwendigkeit fällt die Causalität. Kraft und Causalität bleiben nur bestehen, „insofern sie bestimmte empirische Verhältnisse zwischen zwei oder mehrern Körpern ausdrücken". Die Causalität drückt den Gedanken der „Continuität des Geschehens" aus. In welchem Sinne aber ist diese ein „Verhältniß der Folge"? In dem Sinne des gewohnten Nacheinander, wie bei Hume? Oder steckt hinter diesem Verhältniß der Folge doch eine „Erkenntnißform"? Das ist die Frage.

Bemerkenswerth ist der Satz: daß „Empfindung überhaupt nicht aus Bewegung hervorgehen könne". Vielmehr bleibe „vorläufig" nichts anderes übrig, als sie „als eine Eigenschaft der betreffenden Substanz" und damit die „Existenz empfindender Substanzen" auszusagen. Die Existenz empfindender Substanzen gilt als das wichtigste Resultat der vorangehenden Erwägungen. Das Bedürfniß nach Anwendung des Princips des kleinsten Kraftaufwandes erhebe die Empfindung zur „Eigenschaft der Substanz schlechthin". Damit wird der Naturwissenschaft die Annahme der „bewußten Atome" aufgedrängt. Schließlich führt die Erwägung, daß „in der Erfahrung der empfindenden Substanzen die Empfindung gewisser gegeben sei als die Substanz" zu dem Postulat der endlichen Elimination der Substanz, des Substanzbegriffs selbst. Sei doch die Substanz nur der „absolut ruhende ideale Punkt", auf den die Veränderungen, um sie „absolut denken" zu können, bezogen würden. Die Substanz sei eine „psychologisch nothwendige Hülfsfunction", müsse aber aus dem als „objectiv-real existirend Gedachten" eliminirt werden. Die Substanzvorstellung wurzele in der Sprachentwickelung und nicht „im Bereich des außer uns Seienden". Alles in allem: das Seiende ist als Empfindung zu denken, dem nichts Empfindungsloses zu Grunde liegt. Alles Seiende sei als Empfindung dem Inhalte nach und als Bewegung der Form nach aufzufassen. Das sei der allgemeinste „materiale" Begriff alles Seienden. An dies Resultat knüpft sich der Ausblick auf den „kühnen Versuch": ob sich nicht die begriffliche Einheit aller Empfindungen durch eine ursprüngliche metaphysische Empfindungseinheit werde ergänzen lassen?

Schon vor diesem Hinweis auf den schwer zu erfassenden kühnen Versuch, zu dem das Princip des kleinsten Kraftmaßes drängt, wofern er sich nicht die Beschränkung auf gewisse „Grenzen des Vernunftgebrauchs" gefallen läßt, geht die Theorie der reinen Erfahrung mit fast unmerklicher Steigerung in eine aprioristische Metaphysik über, der sie schließlich nur als Mittel gedient zu haben scheint. Dies hat, wie uns scheint, Wundt in seiner „Logik", die wir im Anschluß an das Werk von Avenarius besprechen werden, überzeugend dargelegt, indem er bei seiner Billigung der Hauptabsicht, die „gewöhnlich sogenannte Erfahrung" von hineingedachten Bestimmungen zu befreien und „wissenschaftliche Erfahrung" herzustellen, darauf hinweist, daß der Empirismus, insofern er das wissenschaftliche Denken auf jene reinen Erfahrungselemente beschränken will, „an die Stelle der Erfahrungswissenschaft eine aprioristische Metaphysik setzt". Er zeigt, daß das Zurückgehen auf die reine Empfindung entweder zu den Eleaten, oder zu Heraklit, oder in die Herbart'sche Metaphysik hinüberführen würde. Doch betont er, daß die Forderung der reinen Erfahrung als erkenntnißtheoretisches Postulat ihre unleugbare Bedeutung habe.

Die Beschränkung auf die schlechthin objectiven Elemente der reinen Erfahrung, welche merkwürdigerweise auch Kant nach seiner erkenntnißtheoretischen Auffassung als „Stoff" der „Empfindung" oder dem „Sinn" zuschreibt, führt in der schroffen Form, welche sie zunächst anzunehmen scheint, entweder zu einer aprioristischen Metaphysik hinüber oder geradeswegs auf den Baconischen Standpunkt des reinen absoluten Empirismus zurück, der auch ein objectiv Gegebenes, von allen subjectiven Zuthaten und Hineindeutungen Befreites postulirte. Eine ausführlichere Entwickelung der aufgestellten Thesen dürfte aber den Autor um so gewisser von diesem Rückfall zurückhalten, als er ganz im Gegensatz zu einem schlechthin objectiven und äußern Gegebenen das Grundelement der reinen Erfahrung selbst in der Empfindung, in dem

empfindenden Subject erkennt. Der Baconische Standpunkt liegt streng genommen vor der Erkenntnißtheorie, da er eben dasjenige voraussetzt, was für die Erkenntnißtheorie das fundamentale Problem bildet.

Dem stellenweisen Zurückgreifen auf den Standpunkt des historischen Empirismus steht ein anderes Moment gegenüber, dessen Verwandtschaft mit dem einen Grundprincip eines großen metaphysischen Systems unverkennbar ist. Wie Spinoza Ausdehnung und Denken als Attribute der Einen Substanz, faßt Avenarius alles Sein der Form nach als Bewegung, dem Inhalt nach als Empfindung. Dies Moment hat seine Begründung schon in dem Umstand, daß von seiten der Physik und der Physiologie diese Fundamental- und Grenzbegriffe als Elemente aller zusammengesetzten Phänomene erfaßt werden, aber auch in der Beschäftigung mit der Lehre Spinoza's, zu dessen gewiegten Kennern Avenarius gehört. Der Einfluß dieses metaphysischen Genius ist fast unmerklich auch an andern Stellen zur Geltung gelangt.

Mag man auch gegen einzelne fundamentale Punkte im Raisonnement des Autors Einwendungen machen, so wird man doch nicht verkennen, daß derselbe durch die Aufstellung einzelner Gesichtspunkte und Principien und durch das Vordringen zu gewissen Fragestellungen neuen Anstoß zu sehr wichtigen Untersuchungen gegeben hat. Sein Princip des kleinsten Kraftmaßes dürfte innerhalb gewisser „Grenzen des Vernunftgebrauchs" seine Anwendung in der Philosophie finden, und manche seiner kritischen Aperçus, wie das über die fortschreitende Determinirung der Aufgaben der Philosophie, können das Wachsen richtiger Einsichten nur fördern. Nächst den Beziehungen zu den so weit voneinander abstehenden Meinungen von Bacon und Spinoza sind die innern Berührungspunkte der fundamentalen Ansichten bei Herbert Spencer und Avenarius nicht wohl zu verkennen.

Avenarius ist einer der entschiedensten Vertreter der empiristischen Philosophie in Deutschland, wie dies auch die von ihm herausgegebene „Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie" von neuem bestätigt hat. Wie aber der einseitige, in der Erkenntnißtheorie voraussetzungslose oder dogmatische Empirismus in der Entwickelungsgeschichte der kritischen Philosophie durch diejenigen, welche von ihm ausgegangen sind, in die Extreme des Materialismus einerseits, des Spiritualismus und des Skepticismus andererseits mit Folgerichtigkeit übergeführt und dadurch aufgehoben wurde: so ist jetzt schon in dem Gedankengang des Autors selbst das Princip des voraussetzungslosen Empirismus von ihm selbst, obschon er anfangs zu demselben hinzuneigen scheint, desavouirt worden. Damit ist wenigstens die Hoffnung gegeben, daß die „wissenschaftliche Philosophie" eine solidere Grundlage in einem kritischen Empirismus finden werde.

Ein solcher kritischer Empirismus wäre ein methodologisches Princip, das in letzter Instanz auf die anthropologischen Grundlagen der Philosophie zurückführt und die wissenschaftliche Philosophie nicht als frei schwebendes wissenschaftliches Denken, sondern als Wissenschaft erscheinen ließe. Ansätze einer solchen Arbeit sind auch in den Ausführungen von Avenarius zu finden, welche eine gründlichere Auseinandersetzung mit den mehr im einzelnen entwickelten Meinungen des Autors besonders wünschenswerth machen.

Friedrich von Baerenbach.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Zur Shakspeare-Literatur.

Jahrbuch der deutschen Shakspeare-Gesellschaft im Auftrage des Vorstandes herausgegeben durch F. A. Leo. Funfzehnter Jahrgang. Weimar, Huschke. 1880. Gr. 8. 9 M.

Beim Anblick dieses neuesten, seine Vorgänger an Umfang bedeutend überragenden Jahrgangs wird man zunächst es mit dem jetzigen Herausgeber bedauern, daß der langjährig thätige, verdienstvolle Vorgänger K. Elze „körperlicher Leiden" wegen von der Redaction des Jahrbuchs zurückzutreten sich genöthigt sah. Zwölf Jahrgänge tragen seinen Namen auf dem Titelblatte, außerdem daß er selbst einer der bedeutendsten Mitarbeiter gewesen ist und es hoffentlich noch lange bleiben wird. Auch das vorliegende Jahrbuch bringt einen Beitrag shakspearologischen Inhalts aus seiner Feder, und mehrere darin enthaltene Aufsätze sind, wie uns im Vorwort mitgetheilt wird, seiner Anregung zu verdanken. Andererseits dürfen wir uns freuen, daß er einen so würdigen und die besten Hoffnungen auf das fernere Gedeihen des Jahrbuchs einflößenden Nachfolger gefunden hat; denn Professor Leo ist eine bewährte Kraft auf dem Gebiete der Shakspeare-Forschung wie nicht minder auf dem der Shakspearologie. Man gestatte mir, mich künftig dieser neuen Terminologie zu bedienen, um mit jenem längst eingeführten Ausdruck die ästhetische und literarhistorische, mit diesem die reine Wortforschung oder Textkritik Shakspeare's zu bezeichnen und beide Zweige so zu unterscheiden. Die shakspearologischen Artikel bleiben selbstverständlich von der Besprechung in d. Bl. ausgeschlossen, außer wo auf Grund der Textkritik irgendeine Thatsache festgestellt wird oder werden soll, in welchem Falle ich das Ergebniß der Untersuchung, wie bisher, auch diesmal und künftig mittheilen werde.

Ueber „Shakspeare, das Volk und die Narren" handelt der erste Artikel von F. A. Leo, welcher eine Erweiterung seines im vorigen Jahre in Weimar gehaltenen Vortrags zur Jahresversammlung der deutschen Shakspeare-Gesellschaft ist. Wie man Goethe Mangel an Patriotis-

mus zum Vorwurf gemacht hat, so hat man bekanntlich Shakspeare seiner Verachtung des sogenannten „Volkes" wegen, wie sie namentlich in zwei der Römerdramen und in einigen andern zu Tage tritt, getadelt. Leo sucht nun den Beweis zu führen, er habe nicht sowol das „Volk" als die „Gesellschaft" gemeint, denn auch „im Frack, mit dem Klapphut und einem feinen Parfüm verleugne sich" oft (dies Wort füge ich hinzu) „die intimste Familienverwandtschaft mit jenen Plebejern aus der Zeit des Coriolan nicht". Wozu dieses ewige Streben, Shakspeare durchaus makellos zu machen? Es wird dies von mancher Seite so weit getrieben, daß seine Persönlichkeit fast nur noch Mythe werden wird. Alle Wissensgebiete waren ihm, dem aus Stratford mit jedenfalls nur mangelhafter classischer Bildung ausgestatteten, nach London auf gut Glück zugereist gekommenen jungen Manne, wenn man alles in gutem Glauben annehmen will, was ihm angedichtet worden, erschlossen: er war in der germanischen Mythologie ebenso bewandert wie in der classischen, in der Jurisprudenz wie in der Medicin, in der Philosophie wie in der Theologie oder doch der Bibel, welches letztere allerdings keine Seltenheit bei einem Engländer ist; er soll aber auch alle Tugenden besessen haben und keine menschliche Schwäche soll an ihm zu finden sein. Wenn aber, um beim vorliegenden Gegenstande zu bleiben, ein Dichter wie Horaz sein odi profanum vulgus stolz ausspricht und Tausende es ihm nachgesprochen haben, ohne deshalb verketzert zu werden, warum soll es einem Shakspeare verargt werden, wenn er denselben Haß in seinen Dramen zum Ausdruck bringt? Gerade einen Mann von solchem Adel der Seele und Gesinnung, von solchem gottbegnadeten Genius sollte man doch, meine ich, nicht der Entschuldigung für bedürftig halten, wenn er dem Gemeinen — und das ist doch der große Haufe in der Regel und muß es nothwendigerweise infolge der ihn umgebenden Atmosphäre sein — den Rücken zuwendet und nur Verachtung für ihn hat. Daß das Gemeine auch in den höhern Schichten der Gesellschaft nur zu häufig anzutreffen ist, soll dabei nicht etwa geleugnet werden: der würde sich als schlechter Kenner der Menschen und der Welt, namentlich der sogenannten Welt, oder der englischen upper ten thousand erweisen, der den Irrthum hegte, das Gemeine befinde sich nur in den niedrigen Regionen; allein in den höhern nimmt es doch des Anstands wegen die Maske vor und die feinern Umgangsformen an, sodaß man wenigstens nicht gleich durch das Aeußere sich abgestoßen fühlt und den Pferdefuß nicht merkt, den es so geschickt verbirgt.

Was Leo über die Beibehaltung des „Clown" der ältern Dramen und deren Verwandlung in den „Narren" seitens Shakspeare's sagt, ist ganz zutreffend und ansprechend. Es lautet:

> Und was that der Dichter, um beides zu vereinigen: dem Volke den Narren zu lassen, und diesen doch daran zu hindern, daß er, wie ein Keil ins Fleisch des Dramas getrieben, dasselbe zerreibe? Er machte ihn, der bisher fremd und schädigend außerhalb des Stücks gestanden hatte, zu einem integrirenden Theile desselben! Das war seine That! Und diesem kühnen Schritte verdanken wir die wunderbarste Schöpfung seines Genies, den Narren in seinen Dichtungen! Aber schrittweise nur entwickelte auch sie sich von den Anfängen bis zur Vollendung.

Wenn Leo übrigens, bei Bezugnahme auf M. Bernays' Textemendationen Goethe's, die Stelle in „Wilhelm Meister's Lehrjahre" (Kap. 6 des siebenten Buchs) und den Schluß des vom 15. Mai datirten Briefs im ersten Buche von „Werther's Leiden" citirt, um daraus den Schluß zu ziehen, wie schwierig und nothwendig die Herstellung eines richtigen Shakspeare-Textes sei, so kann ich nicht umhin, hier die Bemerkung hinzuzufügen, daß in der in meinem Besitze sich befindenden Goethe-Ausgabe (es ist die von Cotta 1866 in 36 Bänden veröffentlichte und von K. Gödeke edirte) erstere Stelle bereits so gegeben ist, wie Bernays in seiner, in dem nämlichen Jahre erschienenen Schrift „Ueber Kritik und Geschichte des Goethe'schen Textes" sie berichtigt hat. Die zweite aber, die sich noch so, wie sie Leo aus den gewöhnlichen Ausgaben anführt, in meiner Ausgabe befindet, ist in einer mir vorliegenden, 1809 datirten englischen Uebersetzung von „Werther's Leiden" genau so, wie es Goethe in der Ausgabe von 1774 resp. 1787 geschrieben hat, wiedergegeben. Sie ist also nach den Originalausgaben angefertigt. Ich erwähne dies blos beiläufig, um zu zeigen, daß bei Goethe die Sache denn doch ganz anders liegt als bei Shakspeare. Bernays hatte nur auf die obengenannten Originalausgaben zurückzugreifen; lägen solche von Shakspeare's Hand vor, wie ganz anders würde es um die Textkritik seiner Werke bestellt sein! Dann hieße es: Ade, Conjecturen! hic Rhodus, hic salta! So aber wie es steht, und da der Dichter nie wieder, außerdem es sei als „Spirit" von Zöllner citirt, von dem unentdeckten Lande zu uns zurückkehren kann, wird der Conjecturalkritik kein Ende sein und jeder neue Herausgeber es versuchen, sein Licht über dem Text leuchten zu lassen und nach seiner Weisheit ihn zu restauriren — doch freilich vergebens. Allseitige Anerkennung wird wol nie einer Conjectural-Emendation werden.

In dem nächsten Artikel vergleicht N. Delius „Greene's Pandosto" und Shakspeare's „Winter's Tale" und weist von neuem mit gewohnter Meisterschaft der Analyse nach, daß Shakspeare, was freilich bekannt war, die Greene'sche Novelle theils unverändert benutzt, theils modificirt und den ebenfalls bekannten geographischen Schnitzer, wegen dessen jeder Schulbube früher geglaubt, auf Shakspeare's Unwissenheit in dieser Hinsicht stolz herabblicken zu dürfen, aus derselben in sein Stück mit hinübergenommen hat. Freilich haben auch manche Gelehrte alle möglichen Erklärungen betreffs dieses Schnitzers versucht, nur die einfache nicht, daß Shakspeare sich nicht an Greene's Verlegung von Böhmen ans Meer weiter gestoßen, sondern es ihm gleichgethan hat. Uebrigens, meint Delius, haben die beiden Verfasser in Charakteristik und Stil nichts miteinander gemein, und liege in diesen

beiden Hinsichten der Vorzug natürlich ohne Vergleich auf seiten des Dramatikers.

In dem Artikel „Zur Shakspeare-Literatur Schwedens" erzählt Wilhelm Bolin von den Uebersetzungen, Nachbildungen und Aufführungen Shakspeare'scher Stücke in jenem Lande, und bietet diese Abhandlung, sowie die ähnliche von Karoline Michaelis de Vasconcelles über „Shakspeare in Portugal", des Interessanten so manches, sowol für den Literar- als auch für den Culturhistoriker. Ich möchte hier unter anderm besonders auf den Auszug aus einem Artikel im „Journal für schwedische Literatur" vom Jahre 1797 die Aufmerksamkeit lenken, worin der Gründer und Redacteur desselben, Gustav Abraham Silverstolpe, aus Anlaß der dem Rastatter Congreß eingereichten „Apologie für die unterdrückte Judenschaft in Deutschland", die Sache der Toleranz, für welche sein Journal eifrig wirkte, mit derjenigen Shakspeare's verbunden hat. Es heißt da:

Schon in seinem Shylock hat Shakspeare, dessen tiefer Geist ihm die weiseste Menschenkenntniß erschloß, eine fürchterliche Wahrheit zu Gunsten jener Nation dargestellt, von welcher Shylock allerdings kein achtbarer Vertreter ist. Sein verabscheuenswerther Charakter scheint wol das barbarische Vorurtheil gegen diese Nation zu bestärken; Shakspeare aber zeigte, daß man eines solchen Ungeheuers wegen die jüdische Nation nicht verabscheuen und verachten dürfe, daß vielmehr gerade der Abscheu, den man derselben zugewandt, ein solches Ungethüm ermöglicht habe. „Heute speit Ihr mich ins Angesicht, morgen nennt Ihr mich einen Hund; kann ein Hund menschlich, ehrbar und tugendhaft sein?" Diesen Schluß müßte jeder Jude unwillkürlich ziehen können; aber ihn für den Schmuz verantwortlich machen, worin man ihn hinabgetreten, und ihn deshalb immer weiter darin erhalten wollen, ist bisher die Logik des Pöbels und einiger aufgeklärter Gesetzgeber Europas geblieben, obwol Shakspeare's Beweisführung für die Juden auch im entgegengesetzten Sinne vorgeführt war, daß Juden, trotz der ihnen widerfahrenen unwürdigen Behandlung intellectueller und moralischer Veredlung fähig seien.

So aufgeklärt war man in Schweden im Jahre 1798. Man vergleiche dagegen, was wir im Jahre 1880 in Deutschland erlebt haben!

Immerhin jedoch möchte man, als Jude, den „Kaufmann von Venedig" lieber nicht geschrieben wissen, da er jedenfalls der Sache der Toleranz mehr Schaden als Nutzen bringt und das Vorurtheil, sei es gegen die Juden oder das Judenthum, stets wieder von neuem nährt, oder doch von Böswilligen oder Unwissenden dazu benutzt oder vielmehr misbraucht wird, es zu nähren.*)

In dem zweitgenannten Artikel vergleicht die Verfasserin besonders die „Hamlet"-Uebersetzung des Königs von Portugal mit der des Dichters Bulhão Pato, und zwar fällt der Vergleich entschieden zu Gunsten des letztern aus. Der Dichter soll also doch nicht immer mit dem König gehen, da in vorliegendem Falle Shakspeare dadurch benachtheiligt worden.

Die schwerwiegendste Abhandlung in dem diesmaligen Jahrbuche ist ohne Zweifel C. C. Hense's: „Das antike Shakspeare-Drama «Der Sturm»." Der gewiegte classische Philologe spricht hier aus jeder Zeile; seine Untersuchung ist ein Seitenstück zu der größern Arbeit Johann Meißner's über dasselbe Thema und der Art nach zu der Immanuel Schmidt's über Milton's „Comus" und zu ähnlichen Leistungen. Es werden nämlich die Stellen aus den alten Classikern herangezogen, die mehr oder minder mit den von Shakspeare in seinem „Sturm" ausgedrückten Gedanken zusammentreffen, und nebenbei wird auch, wie schon Meißner gethan, auf die echt antike Einheit von Zeit und Ort hingewiesen, die in diesem, nach Manchen seinem letzten Drama beobachtet ist. Als ebenso antik wird mit Recht die Einfachheit der Handlung und das Beharren der Charaktere in einer vorherrschenden Eigenschaft bezeichnet. Es braucht für die, welche Hense's frühere Leistungen im „Jahrbuche" kennen, nicht gesagt zu werden, daß seine Kenntniß der gesammten Shakspeare-Literatur nicht minder ausgebreitet ist wie die der classischen. Aber freilich wird das Räthsel der Shakspeare'schen Persönlichkeit, wie ich bereits oben angedeutet, bei Durchlesung solcher Artikel immer größer und schwieriger.

Von allgemeinstem Interesse ist der ausführliche Bericht, den F. Meister über das am 23. April d. J. neu errichtete „Shakspeare-Theater zu Stratford" gibt. Das Verdienst, es zur Ausführung gebracht zu haben, gebührt lediglich dem Brauer und gegenwärtigen Bürgermeister von Stratford, Charles E. Flower. Man muß diesen Bericht lesen, um zu sehen, wessen Begeisterung und Großherzigkeit fähig ist, und man kann nur zu allen, denen die Dichter ihres Vaterlandes, die größten Zierden desselben, am Herzen liegen und theuer sind, sagen: „Gehet hin und thut desgleichen."

Von Th. Elze erhalten wir eine „dritte Folge" seiner lehrreichen „Italienischen Skizzen zu Shakspeare". Sie legen wiederum das glänzendste Zeugniß von den eingehendsten Studien des Landes, seiner Sprache, Sitten und Gebräuche, sowie natürlich von der größten Vertrautheit mit Shakspeare ab. Ganz besonders aber verdient wol die Thatsache Erwähnung, daß Elze — man denke im „Shakspeare-Jahrbuche"! — dem Dichter manche Ungenauigkeit nachweist. So z. B. in der „Zähmung der Widerspenstigen", „die lustigsten geographischen Phantasiesprünge und die Einmengung ganz unitalienischer Sitten und Costüme". Andererseits freilich findet Elze die Wiederholungen je zweier eigenthümlicher Motive in den drei großen italienischen Dramen, dem „Kaufmann von Venedig", „Othello" und „Romeo und Julia", von wunderbarer Nuancirung. Die Thatsache sei zugegeben; ob man es aber auch bei einem andern Dichter so nennen würde, ist mir doch fraglich. Ebenso heißt es bei Besprechung des Namens „Baptista" (Hamlet III, 2), der, wie Th. Elze uns belehrt und K. Elze schon nachzuweisen gesucht hat, allerdings als Frauenname gebräuchlich war, „besonders im Gebiete von Viterbo", Shakspeare zeige

*) Man vergleiche hierzu meinen in der „Allgemeinen Zeitung des Judenthums", Nr. 38, 1880, veröffentlichten Artikel: „Shakspeare in der Schule".

also auch hierin eine genauere Kenntniß Italiens und italienischer Sitte, als die meisten seiner Tadler und Kritiker besitzen. Das mag wol so sein und zwar trotz der eben von Elze selbst gerügten Ungenauigkeiten; ich frage aber wiederum — woher? Wie gelangte er zu allen diesen Kenntnissen? War er, der, meiner Ueberzeugung nach, nie außerhalb Englands gewesen und, wie wir mit Sicherheit wissen, keine Universität besucht hat, durch Inspiration ebenso zu Hause auf dem Gebiete der alten Classiker wie vertraut mit Italien, Deutschland u. s. w., wie bereits oben berührt? Durch Uebersetzungen freilich, antwortet man, sind ihm die Classiker vermittelt und zugänglich gemacht worden. Das scheint aber doch mehr als zweifelhaft; jedenfalls wäre es ein Unerhörtes, daß sich jemand aus Uebersetzungen die Alten so angeeignet, sie so in Fleisch und Blut in sich verwandelt habe, um sie in seinen Werken so widerzuspiegeln, sie ihnen so einzuverleiben, wie es bei Shakspeare der Fall ist.

Robert Proelß berichtet über die „Shakspeare-Aufführungen in Dresden" mit einer eingehenden Genauigkeit, wie man sie sonst nur bei streng philologischen Arbeiten gewohnt ist. Nikolaus Delius' Name schmückt das Jahrbuch mit noch zwei Artikeln: „Zur Kritik der Doppeltexte des Shakspeare'schen «King Henry VI» (Part II, III)", und einem Bericht über „die neuesten Publicationen der New Shakspere Society". Gisbert Freiherr von Vincke handelt von „Schiller's Bühnenbearbeitung des Othello".

Alexander Schmidt vergleicht die Quartos und die Folio von „Richard III." und spricht sich nach eingehender Untersuchung dahin aus, daß die Quartos zu den von der Folio gebrandmarkten „stolen and surreptitious copies" (gestohlenen und erschlichenen Abschriften) gehören: „maimed and deformed by the frauds and stealths of injurious impostors" (welche durch den Betrug und Diebstahl schändlicher Betrüger verstümmelt und verunstaltet worden sind).

Unter dem Titel „Shakspeare und Königsberg" berichtet August Hagen über Michael Kongehl, Pörschke und Motherby als Bekenner eines Shakspeare-Cultus, der schon mit dem Ablauf des 17. Jahrhunderts beginnt.

K. Elze gibt nachträgliche Bemerkungen zu „Mucedorus" und „Fair Em". Diesen folgt ein Nekrolog von Wilhelm Hertzberg vom Herausgeber, und der letzte von Hertzberg im Kaufmännischen Verein zu Bremen gehaltene Vortrag über „Shakspeare und seine Vorläufer", der freilich nichts Neues enthält und sich schon seiner ursprünglichen Bestimmung nach, als vor einem Laienpublikum gehalten, kaum zum Abdruck im „Shakspeare-Jahrbuch" eignete. Schwerlich, glaube ich, würde Hertzberg selbst darein gewilligt haben, wäre er noch unter uns. Daß er uns so früh entrissen, ist tief zu beklagen und ein schwerer Verlust für die Wissenschaft, und zwar nicht etwa für die Shakspeare-Forschung allein. So hoch ich sein Andenken indeß achte, so kann ich doch seine Erklärung der „tragischen Idee" nicht unangefochten lassen. Er definirt sie nämlich als dieselbe, welche das ganze große Weltdrama, das wir Geschichte nennen, durchdringt und bewegt, die Idee, daß, was immer in diesem bunten und scheinbar verwirrten Treiben der Menschheit der einzelne an Jammer, Noth, Bedrängniß und unverdienten Schicksalsschlägen leidet, doch alles zuletzt einem großen, absolut vernünftigen Ziele, der Reinigung und Veredlung der ganzen Menschheit und somit auch jedes einzelnen, dient. Das ist also die aristotelische Katharsis mit ihrer Furcht- und Mitleids-Theorie, die Schopenhauer mit Recht bekämpft und, wie man glauben sollte, für immer beseitigt hat. Das ist aber eine jener nun einmal festgewurzelten und nachgebeteten Meinungen, welche die Engländer, freilich nicht sehr zutreffend, „Cobwebs", Spinngewebe, nennen, die in der Menschen Gehirn festsitzen, aber nicht so leicht wegzufegen sind wie diese. Wenn man z. B. auf das Schicksal eines Liebespaares wie Romeo und Julia die obigen Worte Hertzberg's anwendet, so hätte ich noch weit härtere Bezeichnungen für solche Redensarten. Wie soll die Reinigung und Veredlung der Zuschauer dadurch bewirkt werden, daß sie ein junges, nur dem Naturgesetze folgendes unschuldiges Paar durch widrige Verhältnisse und unglückliche Zufälle seiner Leidenschaft zum Opfer fallen sehen? Wie viel richtiger dagegen ist Schopenhauer's Erklärung des Trauerspiels. Er sieht bekanntlich in der (aristotelischen) Erregung von Furcht und Mitleid nicht Zweck, sondern nur Mittel, und zwar Aufforderung zur Abwendung des Willens vom Leben. In dem rettungslosen Fall der Gerechten und Unschuldigen — und sind das Hamlet und Ophelia z. B. etwa nicht? und kann man, wenn man wirklich ehrlich sein will, in Wahrheit eine Schuld aus deren Benehmen oder Charakter herausstüfteln? —, in der höhnenden Herrschaft des Zufalls liegt nach Schopenhauer ein bedeutsamer Wink über die Beschaffenheit des Daseins und die Aufforderung zur Abwendung von demselben, zur wahren Resignation, die ja früher oder später von uns Sterblichen allen gefordert wird, ob wir wollen oder nicht. Also mit dem Tode vermag wol die Tragödie uns zu versöhnen, mit dem Leben aber kaum. Wie sie das soll, ist mir unerfindlich, und wer uns das einreden will, der begnügt sich eben mit Worten, die aber auch wirkungslos verhallen. Wer in der Heiterkeit des Daseins schwelgt oder sie erlangen möchte, der wird gewiß ein Lustspiel dargestellt sehen wollen; und nur wer von harten Schicksalsschlägen betroffen worden, wer den Verlust geliebter Wesen, theurer Familienglieder oder Freunde zu beklagen hat, wird vielleicht aus der Aufführung eines Trauerspiels, der er beigewohnt, den zweifelhaften Trost, der in dem alten solamen miseris enthalten ist, mit nach Hause nehmen.

David Asher.

Feuilleton.

Ausländische Literatur.

Angeregt durch die gegen Ende vorigen Jahres stattgehabte Spinoza-Feier im Haag, hat man auch in England diesem Philosophen erneuerte Aufmerksamkeit geschenkt, und das Ergebniß ist ein more anglico verfaßtes gediegenes Werk über ihn unter dem Titel „Spinoza, his Life and Philosophy" von Frederick Pollock. Dem Verfasser sind die neuesten Forschungen über Spinoza's Quellen, sowie die gesammte einschlägige Literatur älterer und neuerer Zeit dabei bekannt gewesen. Er prüft sie mit kritischer Schärfe, legt nichts in Spinoza's Lehren hinein, was nicht darin zu finden ist und seine juristische Fachbildung erweist sich besonders nützlich bei seiner Darstellung der ethischen und politischen Anschauungen Spinoza's. Die englische Kritik spendet dem Werke ungetheilteste Anerkennung.

— Von englischen biographischen Werken der jüngsten Zeit wollen wir nur die bedeutendsten und auch Deutschland interessirenden hervorheben. Es sind dies: „The Life of Sir Rowland Hill and the History of Penny Postage" von Sir Rowland Hill und seinem Neffen George Birkbeck Hill in zwei Bänden; „Personal Life of David Livingstone, chiefly from his Unpublished Journals and Correspondence in the Possession of his Family" von W. Garden Blaikie, und „The Life of Sir Antonio Panizzi", dem verstorbenen Oberbibliothekar des Britischen Museums, von Louis Fagan.

Hieran anknüpfend erwähnen wir die neuesten Bände der Sammlung von „English Men of Letters", namentlich „Hume", von Huxley, „Locke", von Thomas Fowler, und „Wordsworth", von W. H. Myers bearbeitet. Auf diese Weise wird England bald eine vollständige Galerie seiner hervorragendsten Dichter und Schriftsteller haben, die eine Reihe von Monographien, von ebenfalls hervorragenden Schriftstellern bearbeitet, bilden und vorzügliches Material zu einer Literaturgeschichte darbieten. Freilich wird der künftige Literarhistoriker immer wieder auf die Werke der Autoren selbst zurückgehen müssen; dem Laien aber dürften diese Monographien selbst schon als die beste Literaturgeschichte dienen.

— Von dem in Deutschland fast unbekannten, in England jedoch als einer der größten Prosaiker geltenden Kunstschriftsteller, John Ruskin, sind soeben gesammelte, von seinen Anhängern herausgegebene Briefe unter den Titeln: „Arrows of the Chace: being a Collection of Scattered Letters" und „The Lord's Prayer and the Church: Letters to the Clergy" erschienen, die ebenso geist- wie inhaltsreich sind.

Neben diesen sei „The Schools of Modern Art in Germany" von G. B. Atkinson erwähnt und empfohlen. Der Verfasser, ein tüchtiger Kunstverständiger, behandelt hier die verschiedenen Phasen, welche die deutsche Kunst in unserm Jahrhundert durchlaufen hat, mit Sachkenntniß und Einsicht. Auch die Illustrationen sind sehr geschmackvoll.

— Unter den jüngst erschienenen Reisewerken zeichnet sich besonders „South America" von A. Gallenga aus. Der Verfasser hat sich sowol als Correspondent der „Times" wie auch durch seine frühern Werke einen guten Namen erworben, und das neueste steht den frühern in nichts nach.

— Ueber Julius Rodenberg's „Die Grandidiers", welches von W. Saville ins Englische übersetzt worden, gehen die Meinungen der englischen Kritik auseinander. Nach dem „Athenaeum" vom 11. December 1880 wäre der Hauptmangel der Erzählung in dem mühsamen und lang hingezogenen grotesken Element zu finden, welches häufig in deutschen Romanen für Humor gelte. Nach der „Saturday Review" vom 8. Januar d. J. ist es „eine außerordentlich günstige Probe vom deutschen Roman. Er hat nichts von der Langeweile, Lockerheit der Verwickelung und Verschwommenheit der Tendenz", sagt das Blatt, „welche uns nur zu oft in diesen Erzeugnissen unangenehm berührt, und doch fehlt es ihm nicht an realistischen Bildern der Gesellschaft, in welchen die deutschen Romandichter excelliren. Rodenberg erzählt seine Geschichte mit unermüdlicher Lebhaftigkeit; er schildert Charaktere, die vom Gewöhnlichen fast bis zum Ideal sich bewegen, mit dem festen Griffe sicherer Auffassung, und in seinen Zwischenfällen wechselt er das Ernste mit dem Heitern ab und beleuchtet das Leben seiner Landsleute in seiner ganzen Mannichfaltigkeit."

Hingegen erfährt Spielhagen's „Quisisana", von dem H. E. Goldschmitz eine englische Uebersetzung geliefert hat, von demselben Blatte eine ziemlich ungünstige Beurtheilung. „In «Quisisana»", sagt das Blatt, „haben wir ein gutes Beispiel von dem heutigen deutschen Roman zweiten Ranges. Spielhagen's Talent, welches seine Wirkungen durch überraschende Verbindungen von Satire mit Pathos erzielt, ist sehr überschätzt worden. Seine Gewohnheit, von der Handlung abzuschweifen, lange Episoden einzuführen, gleichsam unter der Last seiner eigenen Schöpfung zu taumeln, führt zu Ergebnissen, die sich deutsche Leser eher gefallen lassen als englische, die aber eine schwerfällige und ungeschickte Hand verrathen. Die größten Verehrer Spielhagen's indessen geben zu, daß er in «Quisisana» mehr als in irgendeinem andern seiner Romane den eigenthümlichen Schlingen seines Stils ausgewichen sei, und es ist daher eine besonders günstige Probe seiner Leistungen. Er ist zu gewandt (clever), um geradezu langweilig zu sein, und doch empfinden wir durchweg, daß es der Handlung an Leben gebricht; sie würde in den Händen eines geborenen Erzählers Bewegung haben und Funken sprühen, in denen Spielhagen's schwebt sie leblos."

Theater und Musik.

Das neue Lustspiel von Otto Gensichen: „Die Märchentante", hat am berliner Hoftheater einen schönen Erfolg davongetragen. Der Dichter, der sein ernstes Streben früher schon durch historische und poetisch gehaltene Dramen bethätigt hat, ist auch in diesem neuen Lustspiel bestrebt, das Niveau einer würdigen Dramatik einzuhalten und das Lustspiel nirgends ins Schwankartige zu verflachen; es sind einmal wieder Charaktere von deutscher Grundlage und idealem Halt, nicht nachcopirte neufranzösische Typen, die uns hier vorgeführt werden. Und diese idealen Charaktere finden sich zusammen gegenüber den mehr materialistisch gesinnten Zeitkindern, von denen nur eins bekehrt wird und in das Lager der Idealisten übergeht. Das vorzügliche Spiel der Frau Frieb-Blumauer hat wesentlich dazu beigetragen, dem Lustspiel einen günstigen Erfolg zu sichern.

— Das Schauspiel: „Die Geier-Wally", welches Wilhelmine von Hillern nach ihrer eigenen Erzählung bearbeitet hat, ist bereits an mehrern Bühnen, besonders in Manheim und Weimar, zur Aufführung gekommen und hat das Publikum interessirt und gefesselt. Auch Wilhelmine von Hillern bearbeitet, wie ihre Mutter, Frau Birch, Romane für die Bühne, nur mit dem Unterschied, daß sie den Stoff nicht fremden, sondern eigenen Erzählungen entlehnt. Die Autorin, die nicht nur geistreich, sondern auch um Sensationsmotive nie verlegen ist und die „Kunst zu fabuliren" vom Mütterchen ererbt hat, wird für die Bühne vielleicht noch eine wichtige Schriftstellerin werden.

— Ein neues Drama von Hugo Bürger: „Gold und Eisen", hat am hamburger Thaliatheater großen Beifall gefunden.

— Im Théâtre Français in Paris ist ein neues Stück des jüngern Alexandre Dumas: „Die Prinzessin von Bagdad", zur Aufführung gekommen, nicht ohne die lebhafteste Opposition, welche auch Victorien Sardon's „Daniel Rochat" bei den ersten Aufführungen am Theater der Rue Richelieu gefunden. Das Stück von Dumas ist aus phantastischen Elementen und aus solchen eines brutalen Realismus zusammengesetzt; die creolische Wildheit des Autors verleugnet sich in einzelnen Scenen nicht; andere erinnern an die Märchen aus „Tausend und eine Nacht"; einmal erscheint die Heldin im Goldregen wie eine moderne Danaë, indem sie das überreiche Geschenk eines Bankiers, die Goldstücke aus der Kassette, in alle Lüfte über sich ausstreut. Die Tendenz des Ganzen, daß die Mutterliebe über alle Verirrungen siegt, ist gewiß sehr moralisch, wie überhaupt das letzte Wort von Alexandre Dumas oft eine rigoristische Moral athmet; bis wir aber dahin kommen, müssen wir uns durch anstößige crasse Situationen hindurcharbeiten. Diese Prinzessin von Bagdad, welche, um sich an ihrem Gatten zu rächen, in dem ihr von dem Bankier geschenkten Hause ihr Costüm so in Unordnung bringt, daß sie den Schein annimmt, en flagrant delit ertappt zu sein, welche später sich auf den Bankier, der ihr Kind beiseite schiebt, wie eine Löwin stürzt und ihn würgt, ist keine orientalische Märchenprinzessin, sondern eine wilde Creolin vom Geblüt der Etrangère.

„Daniel Rochat" von Victorien Sardou ist, wie an zweiten Theatern in Wien und Berlin, jetzt auch in Leipzig zur Aufführung gekommen. Das Stück beruht in seinem ganzen Aufbau auf innern Unwahrscheinlichkeiten, wenn es auch den zwei Hauptscenen nicht an leidenschaftlicher Bewegtheit und dem episodischen genrebildlichen Beiwerk nicht an feiner humoristischer Ausschmückung fehlt. Die Frage, ob Civilehe oder kirchliche Trauung, eine Frage von großer Actualität, wird von dem Autor mit einer dramatischen Dialektik zugespitzt, welcher die Lebenswahrheit der Charaktere zum Opfer gebracht wird. Eine unmotivirte Wendung folgt der andern, und die Hauptscenen bieten nur eine unerquickliche Quälerei. In Leipzig stieß das Stück auf lebhafte Opposition; nur die großen Scenen des dritten und vierten Actes verfehlten ihre Wirkung nicht.

Bibliographie.

Brockhaus' Kleines Conversations-Lexikon. Encyklopädisches Handwörterbuch. 3te vollständig umgearbeitete Auflage. Mit zahlreichen Karten und Abbildungen auf 80 Tafeln. Neue Lieferungsausgabe. 1stes Heft. Leipzig, Brockhaus. 8. 30 Pf.

Dr. Jakob Dubs, ein schweizerischer Republikaner. Eine Volksschrift. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 1880. Gr. 8. 1 M.

Dyherrn, G. Freih. v., Bilder und Skizzen aus Ober-Ammergau und dem bairischen Hochlande. Breslau, Kiepert. 1880. 8. 4 M.

— — Aus der Gesellschaft. Novellen. Breslau, Kiepert. 1880. 8. 4 M.

Fels, R. v., Contraste. Novellen. (Liebe und Leid. — Ein Ehescheidungsgrund. — Verschollen.) Breslau, Schottländer. 8. 4 M. 50 Pf.

Fiedler, C., Die Gesammt-Gastspiele in München und ihre nationale Bedeutung für die dramatische Kunst. München, Merhoff. 1880. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Freybe, A., Weihnachten in deutscher Dichtung. Leipzig, Hinrichs. 8. 4 M.

Gregorovius, F., Die Grabdenkmäler der Päpste. Marksteine der Geschichte des Papsttums. 2te neu umgearbeitete Auflage. Leipzig, Brockhaus. 8. 4 M.

Haggenmacher, O., Danae. Erzählung aus der römischen Kaiserzeit. Leipzig, O. Wigand. 8. 2 M. 50 Pf.

Harnack, O., Napoleon. Dramatisches Gedicht. Dorpat, Karow. 8. 3 M. 60 Pf.

Hassan Effendi, Türkische Stimmen der Gegenwart, verdeutscht. Leipzig, Friedrich. 8. 1 M. 50 Pf.

Hegewald, Vom Ideal der Schönheit zum Verständniß der socialen Weltordnung. Meiningen. 1880. Gr. 8. 75 Pf.

Hertling, G. Freih. v., Albertus Magnus. Beiträge zu seiner Würdigung. Festschrift. Köln, Bachem. 1880. Gr. 8. 2 M.

Heyse, P., Frau von F. und römische Novellen. (Frau von F. Die talentvolle Mutter. Romulusenkel. Die Hexe vom Corso.) 13te Sammlung der Novellen. Berlin, Hertz. 8. 6 M.

Humboldt's, W. v., Briefe an eine Freundin. Mit einer Einleitung versehen von F. v. Hohenhausen. Berlin, Cronbach. 8. 4 M. 50 Pf.

Jahrbuch der Gesellschaft für die Geschichte des Protestantismus in Oesterreich. Herausgegeben von dem Präsidenten, den beiden Vice-Präsidenten und dem Schriftführer der Gesellschaft für die Geschichte des Protestantismus in Oesterreich. 1ster Jahrg. 1stes Doppel-Hft. Januar bis Juni 1880. Wien, Klinkhardt. 1880. Gr. 8. 2 M.

Janko, W. Edler v., Laudon im Gedicht und Liede seiner Zeitgenossen. Mit dem Bildnisse Laudon's. Wien, Braumüller. Gr. 8. 3 M.

Johann, Erzherzog, Geschichte des k. k. Infanterie-Regiments Erzherzog Wilhelm Nr. 12. 2ter Thl. Wien, Seidel u. Sohn. 1880. Gr. 8. 5 M.

Johann, König von Sachsen. Dichtungen. Neue und vervollständigte Ausgabe. Veröffentlicht von J. Petzholdt. Dresden, Baensch. 1880. Gr. 8. 2 M.

Jolly, Der Reichstag und die Partheien. Berlin, G. Reimer. 1880. Gr. 8. 3 M.

Kapff, C., Lebensbild von Sixt Carl von Kapff, Dr. th., Prälat und Stiftsprediger in Stuttgart, nach seinem schriftlichen Nachlaß entworfen. 1ste Hälfte. Stuttgart, Belser. Gr. 8. 3 M. 50 Pf.

Kawerau, G., Johann Agricola von Eisleben. Ein Beitrag zur Reformationsgeschichte. Berlin, Hertz. Gr. 8. 6 M.

Kerner's, J., Ausgewählte poetische Werke. 2 Bde. Stuttgart, Cotta. 1878 u. 1879. 12. 3 M. 50 Pf.

Klingers, F. M., Ausgewählte Werke. 8 Bde. Stuttgart, Cotta. 1878—80. 12. 4 M. 50 Pf.

Knorr, Die polnischen Aufstände seit 1830 in ihrem Zusammenhange mit den internationalen Umsturzbestrebungen. Unter Benutzung archivalischer Quellen. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 8 M.

Koch, A., Die Psychologie Descartes', systematisch und historisch-kritisch bearbeitet. München, Kaiser. Gr. 8. 6 M.

Kompert, L., Franzi und Heini. Geschichte zweier Wiener Kinder. 2 Bde. Berlin, Janke. 8. 8 M. 50 Pf.

Lewin, A., Naturwissenschaft oder Judenhass? Eine Beleuchtung der Artikel: „Der Judenstamm in naturhistorischer Bedeutung". Breslau, Leuckart. 1880. 8. 60 Pf.

Liederchronik der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich. Frauenfeld, Huber. 1880. Gr. 8. 4 M.

Linde, A. von der, Das erste Jartausend der Schachlitteratur (850—1880). Berlin, Springer. 8. 5 M.

Litzmann, B., Zur Textkritik und Biographie Johann Christian Günther's. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 1880. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Loebel, M., Louvois. Schauspiel. Wien, Wallishausser. 1879. 12. 3 M.

Marcus, E., Dissonanzen. Sentenzen, Aphorismen, Epigramme und Verwandtes. Berlin, Bickhardt. 8. 4 M. 50 Pf.

Marschall, Mrs., Höhen und Tiefen. „Ad Coelum". Deutsche autorisirte Ausgabe von Marie Morgenstern. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 8. 3 M.

Meinert, C. A., Armee- und Volks-Ernährung. Ein Versuch, Professor C. von Voit's Ernährungstheorie für die Praxis zu verwerthen. In 2 Thln. Berlin, Mittler u. Sohn. 1880. Gr. 8. 16 M. 40 Pf.

Mistral, F., Mireia. Provenzalisches. Gedicht in 12 Gesängen. Preisgekrönt von der französischen Akademie. Mit selbstbiographischer Vorrede des Verfassers, Einleitung, Anmerkungen ꝛc. Uebersetzung in Versen von Frau B.-M. Dorieux-Brotbeck. Heilbronn, Henninger. 1880. 8. 5 M.

Nadler, G. A., Der Grobian. Lustspiel. Hermannstadt, Schmiedicke. 1880. 8. 1 M.

Nover, J., Ursprung und älteste Gestalt der Nibelungen-Sage. Mainz, Diemer. 1880. Gr. 8. 75 Pf.

Neue-Welt-Novellen. I. Stefan vom Grillenhof. Roman von M. Kautsky. 2 Thle. Leipzig, Goldhausen. 8. 5 M.

Petzholdt, J., Aus dem Nachlasse des Königs Johann von Sachsen. Ausführungen zu „von Falkenstein's Charakterbild des Königs Johann von Sachsen". Dresden, Baensch. 1880. Gr. 8. 6 M.

— — Die Reisen des Königs Johann von Sachsen nach Italien. Dresden, Baensch. 1880. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Quandt, C., Die Polen in Danzig. Historische Erzählung. Hamburg, Oemler. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Radenhausen, C., Christenthum ist Heidenthum, nicht Jesu Lehre. Hamburg, O. Meißner. Gr. 8. 4 M.

Reichsgeld. Ein Beitrag zur Waehrungsfrage. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht. 1880. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Rein, J. J., Japan, nach Reisen und Studien im Auftrag der königlich preussischen Regierung dargestellt. 1ster Bd.: Natur und Volk des Mikadoreiches. Mit 5 Lichtdruck-Bildern, 12 Holzschnitten, 3 lithographirten Tafeln und 2 Karten. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 20 M.

Reißmann, A., Johann Sebastian Bach. Sein Leben und seine Werke. Mit Porträt in Stahlstich und Notenbeilagen. Berlin, Guttentag. Gr. 8. 7 M.

Sammlung musikalischer Vorträge. Herausgeber: P. Graf Waldersee. 23stes u. 24stes Heft: Johannes Brahms. Von H. Deiters. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1880. Gr. 8. 75 Pf.

Schlemm, O., Mußestunden. Gedichte. Greiz, Teich. 1880. 8. 3 M.

Schmidt-Cabanis, R., Wechselnde Lichter. Gesammelte Gedichte und poetische Vorträge. Berlin, Moeser. 8. 2 M.

Schramm, R., Italienische Skizzen. Wanderungen durch Rom und Neapel. Leipzig, Albrecht. Gr. 8. 6 M.

Spiess, B., Beiträge zu einem hennebergischen Idiotikon. Wien, Braumüller. Gr. 8. 5 M.

Strauß, V. v., Lebensführungen. Novellen. 2 Bde. Heidelberg, C. Winter. Gr. 8. 8 M.

Stricker, W., Neuere Geschichte von Frankfurt am Main. 1806—1866. Frankfurt a. M., Auffahrt. Gr. 8. 7 M.

Anzeigen.

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Soeben erschien:

Neugriechische Grammatik

nebst Sprachproben für die Fortbildung und Umgestaltung des Griechischen von Homer bis auf die Gegenwart.

Rechtmässige deutsche Bearbeitung des Handbook to Modern Greek by Edg. Vincent and T. G. Dickson,

von **Professor Dr. Daniel Sanders.**

8. XV, 296 S. In verziertem Original-Pappband 6 M.

Diese nach den deutschen Verhältnissen umgestaltete und vermehrte Bearbeitung des schönen englischen Buchs bezweckt, dem Neugriechischen namentlich unter den Studirenden, Freunden und Kennern des Altgriechischen in Deutschland eine grössere — gewiss auch für das fortgesetzte Studium der alten Sprache förderliche — Verbreitung zuzuwenden und ist somit vorzugsweise für Philologen, Gymnasiallehrer und Primaner bestimmt. Von den Zusätzen, durch welche die deutsche Bearbeitung sich von der englischen Urschrift unterscheidet, erwähnen wir hier die Ring-Erzählung aus Lessing's „Nathan" in der meisterhaften Uebersetzung des griechischen Gesandten in Berlin A. R. Rangabé und ferner in der Grammatik die zahlreichen Beispiele aus den für Deutsche besonders anziehenden Erinnerungen eines griechischen Offiziers an den deutsch-französischen Krieg 1870/71 von Emil R. Rangabé.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Das Landes-Zeughaus in Graz.

Herausgegeben

von der Vorstehung des Münzen- und Antiken-Cabinetes am St. L. Joanneum.

Mit 43 zum Theil in Farbendruck ausgeführten lithogr. Tafeln.

Folio. Geh. 60 Mark.

Das vorliegende Praehtwerk, im Auftrage des Grafen von Meran herausgegeben, enthält ausser einer von Professor Dr. F. Pichler verfassten historischen Darstellung die Beschreibung und Abbildung sowol des grazer Zeughauses selbst als einer grossen Anzahl der darin aufbewahrten alten Waffen und Kriegsgeräthe. Militärbibliotheken, Besitzern von Waffensammlungen, sowie allen, welche sich für die Geschichte des Kriegs- und Wehrwesens interessiren, wird hiermit eine äusserst werthvolle Gabe geboten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lyrische Gedichte

von

Andreas Gryphius.

Herausgegeben von **Julius Tittmann.**

8. Geh. 3 M. 50 Pf. Geb. 4 M. 50 Pf.

(Deutsche Dichter des siebzehnten Jahrhunderts, 14. Band.)

Andreas Gryphius' lyrische Gedichte (Sonette — Gesänge und Lieder — Epigramme) zeichnen sich nicht minder als seine so hoch gewürdigten dramatischen Dichtungen durch wahre Empfindung vor denen seiner Zeitgenossen aus und verdienen in vollem Maße die zeitgemäße Erneuerung, die ihnen hier zutheil geworden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vier Jahre in Afrika. 1871—1875.

Von

Ernst von Weber.

Mit Abbildungen und Holzschnitt, einem Plane und einer Karte.

Zwei Theile.

8. Geh. 20 M. Geb. 23 M.

Dieses fesselnde und gehaltreiche Werk ist aus Berichten entstanden, welche der Verfasser während seines vierjährigen Verweilens auf den Diamantenfeldern Südafrikas und während seiner Rückreise längs der ostafrikanischen Küste an Freunde in der Heimat gesandt hat. Die darin enthaltenen Mittheilungen nehmen das vielseitigste Interesse in Anspruch und werden um so willkommener sein, als seitdem jene Ländergebiete, die Transvaal-Republik, der Oranje-Freistaat, Natal, sowie deren Bewohner, die Boers und Basutos, die besondere Aufmerksamkeit auch der politischen Welt von neuem auf sich gelenkt haben.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Histoire abrégée et élémentaire de la Littérature française depuis son origine jusqu'à nos jours.

Par

Louis Grangier.

Sixième édition revue et augmentée.

8. Geh. 3 M. 50 Pf., geb. 4 M. 50 Pf.

Bereits in fünf Auflagen hat sich diese gedrängte, aber vollständige und übersichtliche Geschichte der französischen Literatur als ein vorzügliches Werk bewährt, das in zahlreichen Schulanstalten Deutschlands wie des Auslandes als Lehrbuch eingeführt ist und zugleich als kundigster Führer bei Auswahl der Lektüre empfohlen werden kann. Gegenwärtige sechste Auflage ist vom Verfasser abermals sorgfältig durchgesehen und bis auf die neueste Zeit ergänzt worden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Historisches Taschenbuch.

Begründet von F. von Raumer.

Herausgegeben von **W. H. Riehl.**

Fünfte Folge. Zehnter Jahrgang. 8. Geh. 6 M.

Inhalt:

Isaak Casaubon. Von Fridolin Hoffmann. — Der Reichstag von Augsburg. Von Henri Tollin. — Gustav Wappers. Ein Künstlerleben. Von Hermann Billung. — Die Anfänge Wilhelm's von Oranien. Von Heinrich Welzhofer. — Peter's des Großen Briefwechsel mit Katharina. Von A. Brückner. — Ein neues Fürstenthum in alter Zeit. Von A. Forstenheim. — Zur innern Geschichte des Socialismus. Von W. H. Riehl. — Der Dichter der „Insel Felsenburg". Von Adolf Stern.

Mit dem vorliegenden Bande vollendet das „Historische Taschenbuch" seinen funfzigsten Jahrgang. Es darf mit Befriedigung auf diese lange Reihe von Bänden hinblicken, die als eine Fundgrube des werthvollsten Materials für den Geschichtsforscher und zugleich als eine reiche Quelle belehrender Unterhaltung allgemein anerkannt und geschätzt sind. Auch der neue Band bietet ebenso interessante wie mannichfaltige Beiträge.

(Mit einer Beilage von T. H. Schorer in Berlin.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 8. — 24. Februar 1881.

Inhalt: Romane von Wilbrandt und Schücking. Von Eugen Zabel. — Zur publicistischen und historischen Literatur. — Philosophische Schriften. Von Friedrich von Baerenbach. (Beschluß.) — Karl der Zwölfte als Feldherr. — Feuilleton. (Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Romane von Wilbrandt und Schücking.

1. Meister Amor. Roman in zwei Bänden von Adolf Wilbrandt. Wien, Rosner. 1880. 8. 8 M.
2. Seltsame Brüder. Roman von Levin Schücking. Drei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1881. 8. 13 M. 50 Pf.

Die beiden uns zur Besprechung vorliegenden Romandichtungen, deren Verfasser in der Wahl und der Verwendung der Darstellungsmittel sich scharf voneinander unterscheiden, haben doch darin etwas Gemeinsames, daß sie das Leben in kleinern Städten und auf dem Lande schildern und sich in einen bewußten Gegensatz zum Treiben der Großstadt setzen. Es ist dies keine zufällige Erscheinung, sondern tief begründet in der Neigung der deutschen Romanschriftsteller, den großen Centren des öffentlichen Lebens aus dem Wege zu gehen. Räumlich und zeitlich entfernen sich unsere Autoren von ihnen, als ob sie die Poesie ertödteten und der künstlerischen Beobachtung keine Anhaltepunkte zu bieten vermöchten. Trotzdem glauben wir, daß hier eine gewaltige Stoffwelt noch zu entdecken sei, und daß die bereits gehobenen Schätze in keinem Verhältniß zu den Anregungen stehen, die das Leben in Berlin dereinst einem deutschen Daudet bieten wird. In Frankreich ist die Bevorzugung von Paris in der Romanliteratur so selbstverständlich, daß Flaubert in „Madame Bovary" schon wegen der Schilderung der Provinzsitten Aufsehen erregen konnte; in Deutschland gehen die feinen Auszweigungen der Zustände in Berlin und Wien für die Kunst so gut wie verloren. Auerbach kann Jahrzehnte die Luft der Hauptstadt des neuen Reichs athmen, ohne sich für dieselbe dichterisch zu erwärmen; und selbst Gutzkow und Spielhagen, diese scharfen Beobachter der Großstädte, haben wenig Nachfolger bei dem Betreten einer Bahn gefunden, auf der sich doch unser Zeitroman auf die Dauer allein wohl fühlen kann. Für die Hervorhebung der provinziellen Eigenthümlichkeiten unsers Vaterlandes ist durch große Talente ausreichend gesorgt worden, während uns andere Romane nach Aegypten und Griechenland, ja nach China und Japan führen. Es müßte ein anregender und erfolgverheißender Versuch sein, der Zeitbewegung unserer Tage, die in uns allen nachzittert und uns zur freudigen oder leidvollen Nachempfindung zwingt, ein Gepräge durch die gestaltende Kraft der Dichtung zu verleihen, etwa wie es Rodenberg in den „Grandidiers" zu thun versucht hat.

Adolf Wilbrandt läßt in seinem Roman „Meister Amor" (Nr. 1) sein liebenswürdiges und graziöses Talent in allen Farben schillern. Diese Arbeit hat vor allem den Vorzug einer außerordentlichen Leichtigkeit der Darstellung und Ehrlichkeit der künstlerischen Absicht. Vielen Freunden des Dichters wird vielleicht mit einer Schöpfung, die sich mühelos und in ununterbrochenem Flusse lesen läßt, ohne daß man davon Kopfschmerzen bekommt, nicht ganz gedient sein. Wir aber haben uns aufrichtig gefreut, daß der Dichter die spielende Anmuth, das herzliche Lachen wiedergewonnen hat, die den Beginn seiner Laufbahn so gefällig auszeichneten. Eine Weile schien es, als ob sich das graue Gespinst der Reflexion bleibend über seine Dichtungen ausbreiten wollte, als ob es ihm darum zu thun sei, mit jeder neuen Arbeit ein neues Problem aufzuwerfen und zu lösen. Da wurden die Gedanken künstlich gespalten, die Gefühle nervös auseinander gebreitet, der Strom der Erfindung aus seinem ursprünglichen Bette in hundert kleine Kanäle abgeleitet, wo sein Wasser sich trübt oder stagnirt. Zu gleicher Zeit bemächtigte sich diese krankhafte Neigung zum Spintisiren des Dramas wie der Novelle, und Stücke wie „Natalie", „Der Thurm in der Stadtmauer", Erzählungen wie „Fridolin's heimliche Ehe" müssen wir zu jener Gruppe zählen, in der das poetische Edelmetall nicht in einem

Gusse, sondern nur langsam tröpfelnd in die Form übergegangen ist. Da thut es denn jedem Verehrer der feingliederigen Dichternatur Wilbrandt's wohl, ihn wieder in völliger Gesundheit zu erblicken und sein gedankenreiches Plaudern zu vernehmen. Daß er nicht tief in sein Sujet eindringt, sondern sich meist auf dessen Außenseite spielend hin- und herbewegt, könnte man ihm nur dann zum Vorwurf machen, wenn er uns etwas anderes als leichte Waare versprochen hätte. Da er sich aber genau so gibt, wie er wirklich ist, sollte man ihm für den flotten Lustspielton, auf den er seinen Roman gestimmt hat, und der ihm so gut zu Gesicht steht, dankbar sein. Unsere Literatur ist leider nicht so reich an Talenten, die es verstehen, mit den Dingen wie mit goldenen Kugeln im lichten Sonnenschein zu spielen und den Esprit in krystallenen Gläsern zu credenzen, als daß wir grämlich herabschauen sollten auf ungezwungenes Lachen und geistreiche Ueberlegenheit.

Wilbrandt hat es versucht, einen Künstlerroman zu schreiben, nachdem er bereits vor Jahren in den „Malern" aus der Welt des schönen Scheins sich einen Lustspielstoff hervorgeholt hat. Diesesmal ist es das Theater, das in seiner bunten Pracht vor uns auftaucht, und der Gegensatz zwischen schauspielerischer Kunst und schauspielerischem Dilettantismus die treibende Kraft des Romans. Zwischen beiden schlägt die Liebe die Brücke der Versöhnung, indem sie das wahre Talent an der Quelle jeder Kunst, am Leben und an der Erfahrung erstarken läßt und die schwache Schale des Dilettantismus zertrümmert, unter der dann der Kern der eigentlichen Begabung sichtbar wird. Wilbrandt hat für das wunderliche und doch ewig reizvolle Leben zwischen den Coulissen ein unzweifelhaftes Verständniß und vermag dessen feinen Nervenfäden als glücklicher Beobachter nachzugehen. Er ist in der Schilderung solcher Verhältnisse vornehmer, als es z. B. Holtei in einzelnen seiner Romane ist, und erinnert häufig an die Darstellung, die Goethe in „Wilhelm Meister" vom Treiben der Komödianten gibt. Der moderne Ursprung seiner Beobachtungen ist dabei unverkennbar, und leicht ist es, für diese oder jene Figur etwas, was einem Modell wenigstens sehr ähnlich sieht, ausfindig zu machen. Dennoch überwiegt im ganzen in dieser Dichtung das Menschliche die specielle Schilderung der Schauspielkunst; wir möchten sagen, das Theater gibt nur die Folie für den Liebesroman ab. Für den Zweck des Romans reichte eine solche Auffassung offenbar vollständig aus, wir glauben jedoch in Wilbrandt den Mann erblicken zu dürfen, der im Stande wäre, eine noch strengere Behandlung dieses Themas vorzunehmen und für unsere Zeit das zu leisten, was der Roman comique von Scarron für die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts in Frankreich geleistet hat. Unser Theaterleben wird von den Autoren entweder einseitig idealisirt, oder zu satirischen und indiscreten Betrachtungen benutzt. Eine ruhige methodische Schilderung dieser abgeschlossenen, an ganz bestimmte Lebensbedingungen geknüpften, durch die Natur der Menschendarstellung in seiner Nervosität aufs höchste gesteigerten Welt fehlt uns eigentlich noch immer. In Wilbrandt würden sich die zur Lösung einer solchen Aufgabe erforderlichen Eigenschaften vereinigen: der feine Künstlersinn, in dem eine Garantie für den Werth der Gabe liegt, und die Anschauungsfülle, die ihm als Günstling des wiener Burgtheaters, als Gatte einer unserer sinnigsten Schauspielerinnen zu Gebote steht.

Der Dichter hebt im „Meister Amor" mit der Schilderung jenes Jünglingsalters an, in welchem das Gefühl der eben errungenen akademischen Freiheit eine fröhliche Ungebundenheit und Wanderlust erzeugt. Treten in eine solche Periode starke Eindrücke aus dem Zauberreich der Bühne ein, so darf der Einzelne sicher sein, daß ihn die Lust, zum Theater gehen zu wollen, erfassen werde. Wir alle haben sie empfunden und durchgekostet, und erinnern uns deutlich der Schmerzen, mit denen wir dieser Versuchung widerstanden und uns in das gut Bürgerliche hinüberretteten. In einen solchen Kreis von Bühnenenthusiasten führt uns Wilbrandt ein und sein Mittelpunkt ist der alte Schauspieler Hillmann, der, lorbermüde und selbst nicht mehr im Stande, das Gefühlte und Gedachte makellos auszudrücken, den Abend seines Lebens als dramatischer Lehrer beschließt. In dem, was der Verfasser diese mit großer Liebe ausgeführte Figur sprechen läßt, dürfen wir sein eigenes ästhetisches Glaubensbekenntniß erblicken, namentlich wenn auf die entscheidenden Accente des Grundtons, auf das Umwandeln des blos Auswendiggelernten in Saft und Blut gedrungen wird. Hillmann erniedrigt seinen Unterricht nicht zum Geschäft, sondern erweist sich als treuer Freund der Jugend, der aus den verschiedensten Verlegenheiten hilft, in den eigenen Geldbeutel greift, wenn dem einen der Geldbrief der Aeltern ausgeblieben ist oder wenn er die Trefflichkeit seiner Schminke an dem Gesichte eines andern erprobt, der sich der derben Schmarre auf der Backe schämt. Sein ganzes Denken und Sorgen concentrirt sich jedoch auf seine einzige Tochter Ada, die er für ein Wunderkind hält und als Erbin seiner Kunst auferziehen will. Ada lebt aber in völliger Kindlichkeit von einem Tag in den andern hinein, ohne Bewußtsein über ihre Lieblichkeit als weibliches Wesen und die Trefflichkeit ihrer natürlichen Anlagen. Sie kennt noch keinen höhern Ehrgeiz, als glücklich zu sein, und seufzt unter den geistigen Strapazen, die ihr zugemuthet werden. Der Student der Jurisprudenz Rudolf Berger, den wir zuerst bei einem wilden Trinkgelage als einen Verehrer der schönen, aber kalten und überaus tugendhaften Schauspielerin Toni Winter kennen lernen, vergißt, wie Romeo in Shakspeare's hohem Liede der Liebe, beim Anblick Ada's schnell sein Ideal, um sich fortan nur noch für das junge Mädchen zu interessiren. Diesem droht aber in der Stickluft der grauen Theorie und theoretischen Dressur eine ernste Gefahr, die nur durch die Veränderung des Aufenthalts beseitigt werden kann. Während Ada in ländlicher Einsamkeit ihrer Erholung lebt, fühlt Rudolf Berger immer mehr die Un-

zulänglichkeit seiner Begabung für den theatralischen Beruf, dem er sich unter Hillmann's Leitung zu widmen begonnen hatte. Ein hinter seinem Rücken gesprochenes Wort eines Schauspielers macht es ihm klar, daß er es auf der Bühne niemals über die Mittelmäßigkeit hinausbringen würde, und daß er die Kunst, durch Anwendung des gesprochenen Wortes und der Mittel der körperlichen Beredsamkeit das zu scheinen, was er innerlich ist, nicht besitze. Aber auch Ada, das Wunderkind, auf das alle Freunde Hillmann's die größten Erwartungen setzten, wird durch ihre Erfahrungen beim ersten Auftreten als Julia aus allen ihren Himmeln gestürzt. Das Publikum nahm die Leistung als etwas Eingelerntes auf, dem der belebende Hauch eigener Empfindung fehlt, glaubte aus dem Vortrag einen alten kalten Mann mit einer Kinderstimme sprechen zu hören und ließ die Schauspielerin fallen. Mit einem etwas gewaltsamen Ruck in der Darstellung läßt Wilbrandt den alten Hillmann, voller Wuth über die erlebte Enttäuschung, sich von seiner Tochter und Schülerin trennen, die nun an Rudolf Berger Trost und eine Stütze findet. Erst sehr allmählich vermag es dieser, seine lange unterdrückte Empfindung in Ada's Herz überströmen zu lassen, die dann aber, nach der überstandenen bittern Erfahrung und nachdem die Liebe bei ihr Wurzel geschlagen, ihren ursprünglichen Genius entdeckt, in einem griechischen Stücke Rudolf Berger's allgemeines Entzücken hervorruft und ihren Bund mit dem Geliebten, der sich wieder der wissenschaftlichen Thätigkeit zuwendet, von dem sterbenden Hillmann gesegnet sieht.

Wir haben damit die eine Liebesgeschichte des Romans herausgehoben; man würde jedoch den Charakter desselben vollständig verkennen, wenn man die fein ironische Beleuchtung, die von dem andern Liebespaar ausgeht, hiermit nicht zusammenhalten wollte. Die Sentimentalität hüben und der Humor drüben geben ein allerliebstes Duett, ja wenn nicht alles täuscht, hat Wilbrandt in der Figur des ästhetisch angehauchten Mediciners Max Stein eine der originellsten Erfindungen aufzuweisen, die ihm bisher gelungen sind. Diesem liebenswürdigen Jüngling ist der Idealismus in die unrechte Kehle gerathen, und er weiß nun nicht, ob er ihn muthig herunterschlucken und verdauen oder wieder ausstoßen soll. Voll Reformgedanken, wie er ist, will er zunächst die Principien des wissenschaftlichen Realismus auf den Roman anwenden, dann als Dramatiker die Zukunftsbühne begründen helfen, endlich als Schauspieler auf den weltbedeutenden Bretern Lorbern einheimsen, bis ihn seine Braut, Toni Winter, die gleichfalls ihren Beruf auf der Bühne nicht findet, auf den vernünftigen Gedanken bringt, das Geschäft seines Vaters zu übernehmen und Buchdrucker zu werden. Wilbrandt sprüht bei der Ausführung dieses Porträts nach allen Seiten ironischen Witz und glänzende Geistesfunken. Wie köstlich ist z. B. die Parodie auf Zola'sche Maximen, wenn er seinen Mediciner Stein eine Novelle vorlesen läßt:

„An gebrochenem Herzen. Novelle von Maximilian Stein." Es war Abend geworden, die Sonne sank scheinbar gegen den Horizont, ein leichter Westnordwest trug die feuchte Luft des obern Elbthals gegen Ostsüdost, und reizte die empfindlichen Schleimhäute Eduard's, der zu husten anfing. Er saß unter einer etwa drei Meter hohen Korbweide im Gras, und auch seine Sitzmuskeln fühlten, daß es unter ihnen kühler zu werden anfing. Indem er sie zusammenzog, seufzte er leise auf, nach der Art träumerischer, leidender, phthisischer Constitutionen wie die seinige, zog dann sein Taschentuch hervor, um es sich vor den Mund zu halten, stützte sich auf den Brummknochen seines rechten Elnbogens und richtete sich langsam empor. „Was wird Mathilde sagen", murmelte er vor sich hin, indem er seine Schulterblätter an die Weide lehnte. Er murmelte, sage ich, denn man kann allerdings oft genug beobachten, daß nervöse und hysterische Organisationen — und Eduard stammt von einer entschieden hysterischen Mutter und einem sonst rüstigen, aber zu einer noch unerklärten Neurose neigenden Vater ab, dessen Vater als Melancholiker im Irrenhause gestorben war — daß nervöse und hysterische Organisationen, sage ich, laut mit sich selber sprechen, statt unhörbar zu denken, was ganz dieselben Dienste thut und jedenfalls das Natürlichere, das Gesündere ist. Aber ist denn das Zeitalter, in dem wir leben, natürlich und gesund? Dringen denn die Fortschritte der Wissenschaften wirklich in das Volk? Leben die sogenannten Gebildeten von heute nach den Lehren der Wissenschaft? Haben wir eine Poesie, die sich in vernünftiger Selbstbeschränkung nur mit dem befaßt, was wirklich da ist, was sich alle Tage begibt, was jeder von uns kennt, oder was wir schleunigst kennen lernen sollten, um unsern animalischen Organismus zu behüten? Welcher von unsern Dichtern, um nur eins zu sagen, hat denn schon die Entstehung und die Folgen der Trunksucht mit der nöthigen Ausführlichkeit und Sachkenntniß geschildert? Wer unter unsern heutigen Dichterlingen hätte den Realismus und die nöthige wissenschaftliche Vorbereitung, um statt der ewigen Liebesabenteuer einmal die Entwickelung einer durch modernes krankhaftes Seelenleben herbeigeführten Gehirnerweichung offen, treu und ehrlich darzustellen?

Dieser Max Stein ist von Wilbrandt zum Helden einer Anzahl prächtiger Lustspielsituationen gemacht. Sein erster Besuch bei der Schauspielerin Toni Winter endet damit, daß diese ihm die Thür weist, indem sie ihn fälschlich für den Autor eines sie beleidigenden Gedichts hält. Seine Neigung wendet sich hierauf dem Wunderkinde Ada zu, die er zu einem Romeo und Julia-Rendezvous im Costüm bestellt, wobei sie indessen von dem alten Hillmann überrascht werden. Die Scene ist von so reizendem Humor, daß wir uns nicht versagen können, sie ganz herzusetzen:

Hillmann war scheinbar ruhig fortgegangen; auf einmal aber hielt er an der offenen Thür eines Gärtchens an, blickte hinein und stieß ein kurzes „Oho" der Ueberraschung aus. Das Bild, das sich ihm zeigte, war seltsamer, als der alte Mann je erwartet hätte. Ada stand — nicht zwanzig Schritte von ihm — auf dem hölzernen Balcon ihres Sommerhäuschens, im Costüm der Julia vom ersten und zweiten Act, als werde Shakspeare's Tragödie hier im Mondschein gespielt. Unter dem Balcon stand Max, der nicht lange vor ihnen eingetreten war, in einem sehr phantastischen Costüm, das er in aller Eile vom Verleiher geholt und noch eiliger über seine moderne Gestalt geworfen hatte. Einer Romeo-Gestalt glich sie wirklich nicht. Ein zu enges rothes Wams schnürte ihm die Schultern zusammen; leuchtende Tricots enthüllten das Uebermaß seiner runden dicken Beine. Mit dem ausgestreckten rechten Arm suchte er, wie es

schien, dem Brustkasten Luft zu schaffen; in der Linken hielt er eine Strickleiter, die übrigens hier überflüssig war, denn der Balcon war so niedrig, daß ein Mann von mittlerer Größe ihn ohne alle Umstände und Gefahr erklettern konnte. Daß dies sogleich geschehen werde, schien der Alte zu befürchten; er hatte unwillkürlich Rudolf's Arm ergriffen, wollte aber in den Garten hineintreten. Doch als er sah, daß Romeo, nach einem engbrüstigen Räuspern, sich mit unverkennbarem Pathos zu reden anschickte, stand er wieder still, sehr befremdet, was denn aus dieser Veranstaltung sich entwickeln werde. Max versuchte noch einmal das Wams zu erweitern, stieß dann einen leisen Seufzer aus, trat einen Schritt näher und sprach zu Ada hinauf, die unsicher auf ihn herunterfah, ohne sich zu regen:

O Gott, was schimmert durch das Fenster dort?
Es ist der Mond nicht, nein, es ist die Sonne,
Und diese Sonne nennt sich Julia! —
Nur Thoren gehn in ihrer blassen, kranken
Vestalintracht einher, wirf du sie ab!
Du bist es, meine Göttin, meine Liebe!
Verleugne deinen Vater, deinen Namen,
Und für den Namen, der dein Selbst nicht ist,
Nimm meinen ganz!

„Ist der Mensch von Sinnen?" flüsterte Hillmann. „Was braut er da aus Romeo's und Julia's Reden zusammen!" —

Max, der sich einige Augenblicke unterbrochen hatte, um Luft zu holen und noch einen Angriff auf das beklemmende Wams zu machen, fing wieder an zu sprechen. Er dehnte seinen Brustkasten mit Gewalt, wobei das Wams aus seinen Nähten herauskrachte, und fuhr erleichtert fort:

Der Liebe leichte Schwingen trugen mich:
Kein hölzern Bollwerk kann der Liebe wehren;
Und Liebe wagt, was irgend Liebe kann;
Drum hielt der Alte, den du Vater nennst,
Drum hielt mich auch die alte Frau nicht auf! —
Vielleicht, o Mädchen, schein' ich dir zu herzlich:
Du könntest denken, ich sei leichten Sinns.
Doch glaube, Weib, ich werde treuer sein
Als sie, die fremd zu thun geschickter sind!
Ich schwöre dir bei deinem edeln Selbst,
Dem Götterbilde meiner Anbetung —

Länger vermochte sich der Alte nicht zurückzuhalten. Die Liebeserklärungen dieses Romeo hätte er vielleicht noch eine Weile mit angehört; aber die schnöde Vergewaltigung Shakspeare's brachte ihn außer Fassung. Er rannte entrüstet auf die beiden zu — Ada stieß vor Schreck einen kurzen Schrei aus — und blieb vor Max, der in der Ueberraschung noch mehr aus den Nähten fuhr, weit vorgebeugt und mit blitzenden Augen stehen. „Herr", fuhr er ihn an. „Wie kommen Sie dazu, hier vor meiner Tochter — Und was zum Teufel machen Sie aus Shakspeare? Nennen Sie das «Streichen», daß Sie Julia und Romeo durcheinanderwerfen? Sind Sie mondsüchtig geworden?" schrie er mit voller Stimme.

Diese Figur des ästhetisirenden Mediciners, der alle Phasen der Literatur und Kunst durchläuft, um reformatorisch zu wirken, der sein Herz zu einer Droschke macht, wo man beliebig ein- und aussteigen kann, und der wie sein Freund Rudolf Berger durch die Liebe zur Vernunft, d. h. zur Einsicht in die Nothwendigkeit einer rein prosaischen Lebensstellung gebracht wird, ist so frisch und anschaulich gezeichnet, daß wir es fast bedauern möchten, sie nicht in einem Lustspiele verwerthet zu sehen. Sie gehört zu den seltenen Erfindungen, über die man auch mit dem Verstande lachen kann. Von dem Rechte des Romanschriftstellers, durch Ereignisse, die vor dem Beginn der Handlung liegen, die Spannung des Lesers zu erregen und durch ihre allmähliche Erzählung zu befriedigen, macht Wilbrandt einen maßvollen Gebrauch. Die Erlebnisse des alten Hillmann und seine Beziehungen zur Schauspielerin Paoletti haben einen eigenartigen phantastischen Reiz und ragen, wie eine Ruine in den lachenden Frühling, in die wohlthuende Frische hinein, welche die beiden miteinander verknüpften Liebes- und Theatergeschichten umgibt. Wer nicht die Lösung weltbewegender Fragen erwartet, sondern zufrieden ist, wenn ihm ein Künstler eine vornehme Anregung für Geist und Gemüth, ein buntes romantisches Spiel von Farben und Gestalten bietet, wird den „Meister Amor" mit ungestörtem Genuß aus der Hand legen.

Levin Schücking's neuer Roman: „Seltsame Brüder" (Nr. 2), hat einen ähnlichen provinziellen Hintergrund wie Wilbrandt's Dichtung, doch ist er bei jenem bestimmter gezeichnet als das Land der rothen Erde und der heiligen Feme. Westfalen ist zwar nicht ausdrücklich genannt, doch weist die ganze geistige Atmosphäre, die wir bei der Lektüre der Erzählung athmen, auf diese Provinz zurück. Schücking verhehlt seine Abneigung gegen die Großstadt, welche wir als charakteristisch für unsere Romandichter hinstellten, so wenig, daß er gleich in unvermittelter Weise damit beginnt. Bereits auf der zweiten Seite des ersten Bandes fällt uns folgender Stoßseufzer auf, den der Autor im Namen des Reichstagsmitglieds Martin Hunolt, das nach aufregender parlamentarischer Arbeit zu den Fleischtöpfen seiner Besitzungen zurückkehrt, von sich gibt:

So war er denn ermüdet, ermüdet auch von dem Leben in den stauberfüllten, breiten, von trockener harter Luft durchwehten Straßen Berlins und seiner wunderlichen Geselligkeit, welche eine Menge sich untereinander völlig fremder Menschen um eine späte Stunde zusammenbringt, damit sie die Genugthuung haben, sich mit Leuten zu unterhalten und zu befreunden, welche sie schon beim Nachhausegehen wieder vergessen dürfen, weil sie sich niemals im Leben wahrscheinlich wiedersehen, am wenigsten in dem Hause, das sie eben verlassen haben. Ermüdet auch von der wunderlichen Art der Bildung, welche ihn in dieser Gesellschaft umschwirrt hatte, die mit allem Höchsten, Schwierigsten vertraut war, alle verwickeltsten Probleme sich handlich zu machen wußte und sie mit Ueberlegenheit abthat, und dann doch wieder so unglaublich viel nicht kannte, nicht wußte, nicht ahnte.

Zur Illustration dieser Schilderung der berliner Gesellschaft läßt Schücking zu dem müden Sendboten des deutschen Volks bei seiner Heimreise einen Jüngling in das Coupé steigen, wie ihn Goethe im zweiten Theil des „Faust" in der Person des Schülers gezeichnet hat, vorlaut, blasirt, affectirt. Dergleichen Exemplare von grasgrüner Unreife gibt es gegenwärtig leider überall, und man thut nach unserer Erfahrung nicht wohl daran, mit ihnen das Conto der deutschen Reichshauptstadt zu belasten. Auch ist die Schwärmerei für letztere wol zu den am ehesten zu verzeihenden Schwächen zu rechnen und jeden-

falls verdienstlicher, als wenn sich jemand in Schilda oder Kuhschnappel eine Gottähnlichkeit vorlügt, die, sobald das Licht des hellen Tages darauf fällt, in nichts vergeht. Finden wir doch alles schön, was wir lieben, und lieben wir doch alles, was uns die Behaglichkeit des innern Menschen, das Ansehen in der Welt, die Sicherheit der Existenz verschafft. Der Berliner dürfte bei allen seinen Einseitigkeiten schon deshalb eine nicht ohne weiteres zu verachtende Erscheinung sein, weil er den Haß und die Unkenntniß, die ihm von verschiedenen Seiten entgegengebracht werden, keineswegs erwidert, sondern sich ernste Mühe gibt, fremde Eigenthümlichkeiten zu verstehen.

Auch Levin Schücking's erzählende Kunst ist uns wegen ihrer Anschaulichkeit und Klarheit, der Bestimmtheit der Charakteristiken von ganzem Herzen sympathisch, und wenn der productive Autor nicht jedesmal ein Meisterwerk schrieb, so soll uns das nicht hindern, mit dem Hute in der Hand von seinem Talente zu sprechen. Die „Seltsamen Brüder", von denen er redet, sind die Gebrüder Karl und Georg Dobring, von denen der letztere mit seiner Cousine, der jungen hübschen Witwe Else Markwort, ein reiches Besitzthum als Erbe antreten soll. Aber Georg weilt als ruheloser Wanderer wol bei den Antipoden, oder ist er vielleicht gar todt? Solche Fragen beschäftigen seinen Bruder Karl, der unter dem Namen Dobrini sich als Geiger einen Namen gemacht hat, trotzdem aber Geld braucht und die ihm durch den Tod des Bruders winkende Beute willkommen heißt. Georg ist nämlich nach der Aussage mehrerer seiner Reisegefährten in Asien gestorben, ohne daß er in der Lage war, die Erbschaft anzutreten und sie eventuell auf seinen Bruder übergehen zu lassen. Juristisch hat also Dobrini keinen Anspruch auf die Besitzung; aber seine Frau Aline, eine moderne Lady Macbeth, weiß Rath, indem sie ihren Gatten Karl als dessen Bruder Georg ausgibt und in demselben Moment den Rechtsanspruch erhebt, als der Todtgeglaubte wieder erscheint. Das Gericht erkennt die von Aline versuchte Täuschung und verhaftet sie zugleich mit ihrem Bruder, einem bereits vielfach bestraften Taugenichts. Beiden gelingt es jedoch zu entfliehen, auf der Flucht stößt Aline's Bruder auf Georg Dobring und tödtet ihn in der Wuth über die Verweigerung eines Darlehns. Der reiche Besitz fällt nun an den Musiker, aber dieser trennt sich von seiner Frau, deren unheilvollem Einfluß er die Erbschaft zu verdanken hat, und führt in Frankreich und England ein unstetes Virtuosenleben.

Man braucht nicht scharf hinzusehen, um zu erkennen, wie sehr diese Geschichte, so originell sie auch im Verlauf ihrer Entwickelung auf den Leser wirkt, in der Luft hängt und von allen realen Bedingungen des Lebens losgelöst erscheint. Die wunderliche Namensverwechselung dürfte in unserer Zeit der Polizeiregister eine etwas schwierigere Sache sein, als sie in dem Roman erscheint, und das zum Schluß eingeschobene Sensationsmotiv der Ermordung des einen Bruders tritt ganz unvorbereitet in die Handlung ein. Der werthvollste Theil der Dichtung liegt unsers Erachtens in der Schilderung der allmählich erwachenden Liebe zwischen Martin Hunolt und der jungen Witwe Else Markwort, die ihm zuerst, weil er ihr nicht romantisch genug vorkommt, einen Korb gibt, dann aber von seinen trefflichen Eigenschaften und echt männlichen Vorzügen bezwungen wird.

An sinnigen Betrachtungen und interessanten Schilderungen fehlt es natürlich auch diesem Romane nicht, der indessen, wenn wir einen Malerausdruck gebrauchen dürfen, einen unleugbaren Mangel an Modellstudien bemerken läßt.

Eugen Babel.

Zur publicistischen und historischen Literatur.

1. Zehn Jahre deutscher Kämpfe. Schriften zur Tagespolitik von Heinrich von Treitschke. Zweite Auflage, fortgeführt bis zum Jahre 1879. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 11 M.
2. Die Entstehung des modernen Frankreich. Von H. Taine. Autorisirte deutsche Bearbeitung von L. Katscher. Zweiter Band: Das revolutionäre Frankreich. Erste Abtheilung. Leipzig, E. J. Günther. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.
3. Geschichte und Theorie der pariser revolutionären Commune des Jahres 1871. Von Bernhard Becker. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.
4. Die Politik der Hohenzollern bei den deutschen Kaiserwahlen. Im Zusammenhange dargestellt von Emil Walter. Berlin, Liebel. Gr. 8. 4 M.

Wie sehr unter den neuern Historikern Heinrich von Treitschke der Liebling des deutschen Lesepublikums ist, hat sich durch die glänzende Aufnahme, welche seine „Deutsche Geschichte" gefunden hat, hinlänglich gezeigt. Im nämlichen Jahre, in welchem diese erschien, gab er die zweite Auflage seiner „Zehn Jahre deutscher Kämpfe" (Nr. 1) heraus, eines publicistischen Werks, in welchem die von dem Verfasser ausgesprochenen Behauptungen und Urtheile nur selten von den Ereignissen der folgenden Jahre dementirt werden, weit häufiger die von ihm aufgestellten historischen Grundsätze und die Beweise für die Nothwendigkeit einer staatlichen Maßregel durch die nachfolgenden Thatsachen ihre bestätigende Unterschrift erhalten Treitschke versteht es meisterhaft, den Zusammenhang der einzelnen Ereignisse klarzulegen, die verschiedenen, von mehrern Punkten nach einem bestimmten Ziele führenden Fäden aufzudecken, die großen Ereignisse des einen Landes und des einen Jahrzehnts durch Vergleichung mit denen anderer Länder und anderer Jahrzehnte unserm Verständniß näher zu bringen. Die Sicherheit des Urtheils und die Entschiedenheit der Willensäußerung gehen, zumal bei dieser warmen patriotischen Sprache, aus welcher man

auf jeder Seite das „Deutschland über alles!“ herausfühlt, unwillkürlich vom Verfasser auf den Leser über. An heftigen Gegnern kann es ihm bei so rückhaltloser Mittheilung seiner politischen Gedanken nicht fehlen. Seine Urtheile über die Maigesetze werden vom Centrum mit Zischen aufgenommen; seine Vorschläge zur Niederhaltung des Socialismus brachten nicht blos die Socialisten, sondern auch die süddeutsche Demokratie, den berliner Fortschritt, den linken Flügel der Nationalliberalen in Feuer und Flamme; sein Kampf für Stärkung des Einheitlichen und für Schwächung des Besondern rief den Widerspruch der Föderalisten und Particularisten hervor; sein Eintreten für die großen Ziele der Bismarck'schen Politik fand in einer Zeit, welche bereits den Pygmäenruf: „Fort mit Bismarck!“ mit anhören muß, mehr Anstoß als Billigung. Gleichwol finden wir nicht, daß er der Repräsentant einer Partei „Bismarck sans phrase“ ist; wir sehen vielmehr, daß seine Ansicht von der des Reichskanzlers in sehr wichtigen Punkten abweicht. Daß er die Gewährung des allgemeinen Stimmrechts für keine glückliche Maßregel halte, erklärte er bei jeder sich darbietenden Gelegenheit; die Vorlage über die Strafgewalt des Reichstags fand nicht seine Zustimmung; bei der Debatte über die Getreidezölle (20. Mai 1879) sprach er, mit Rücksicht auf die östlichen Provinzen und auf die in den großen Städten herrschende Unzufriedenheit und Agitation, gegen Einführung dieser Zölle, obgleich bekanntlich gerade auf diese Bismarck einen sehr großen Werth legte. Daß bei der Schlußabstimmung über das ganze Steuer- und Zollgesetz Treitschke auf Seite der Regierung stand, also auch die Getreidezölle mit in den Kauf nahm, beweist nichts gegen das eben Angeführte. Denn es ist etwas anderes, einen einzigen Artikel eines Gesetzes zu bekämpfen, oder das ganze Gesetz zu verwerfen.

Das Buch behandelte in der ersten Auflage, welche im Jahre 1874 erschien, die Geschichte des Jahrzehnts von 1865 bis 1874 in mehrern selbständigen Aufsätzen, von welchen die meisten bereits in den „Preußischen Jahrbüchern“ zum Abdruck gekommen waren. Diese Aufsätze finden sich in der zweiten Auflage wieder. Sie sollten einen Beitrag geben zur Geschichte der jüngsten Vergangenheit, von der Befreiung Schleswig-Holsteins bis herab zu der socialen Gärung und den kirchlichen Kämpfen der Gegenwart. An diese erste Serie von Aufsätzen schlossen sich nun in der zweiten Auflage die während der letzten fünf Jahre entstandenen Aufsätze an, sodaß eigentlich diese Sammlung den Titel „Funfzehn Jahre deutscher Kämpfe“ hätte erhalten sollen, den sie nur aus buchhändlerischen Gründen, weil der alte Titel einmal bekannt war, nicht erhielt. Diese neuen Aufsätze beschäftigen sich theils mit den kirchlich-politischen Fragen, theils mit der orientalischen Krisis, theils mit den socialen Zuständen Deutschlands, theils mit der Reform der Steuer- und Zollgesetze und schließen mit einer Darlegung der russischen Politik von 1879, welche Bismarck zum Abschluß eines Defensivbündnisses mit Oesterreich-Ungarn veranlaßte. Unmittelbar nach dem Nobiling'schen Attentat verlangte Treitschke Schließung der Vereine der Socialdemokratie, Verbot ihrer Zeitungen, Ausweisung ihrer Agenten aus den großen Mittelpunkten der Arbeiterbevölkerung, also so ziemlich das Nämliche, was den Hauptinhalt des nachherigen zweiten Socialistengesetzes ausmachte. Doch hielt er diese Maßregeln nicht für genügend, sondern glaubte, daß jetzt der Augenblick gekommen sei, wo angesichts des socialen Nothstandes das Wahlgesetz modificirt und, wie in England, das Hausstands-Stimmrecht eingeführt oder wenigstens eine höhere Altersgrenze für die Wahlberechtigung festgesetzt werde und die dreijährigen Legislaturperioden in fünfjährige umgewandelt würden. Den ersten Vorschlag hat zwar Bismarck nicht adoptirt, sondern sich noch neuerdings für die Beibehaltung des allgemeinen Stimmrechts ausgesprochen; aber bezüglich der Einführung einer längern (vierjährigen) Legislaturperiode hat er zu Ende des Jahres 1879 bei dem Bundesrath eine Vorlage eingebracht. Daß die nationalliberale Partei das erste Socialistengesetz verwarf, hielt der Verfasser für einen politischen Fehler; nicht als ob durch Annahme desselben das zweite Attentat hätte verhindert werden können, sondern weil die ganze Nation und vor allen die Anarchisten dadurch den Eindruck erhielten, daß diejenigen Parteien, auf welchen hauptsächlich die Sicherheit und Ordnung des Staats beruhen sollte, den anstürmenden Wogen der socialen Revolution keinen festen Entschluß, keinen einmüthigen Willen entgegenzusetzen hatten, die socialistischen Catilinarier also ermuthigt und in ihren Hoffnungen bestärkt wurden. Daß bei dieser Sachlage das Streben der Nationalliberalen, einige Führer ihrer Partei ins Ministerium zu bringen, vereitelt, daß auf lange hinaus nur eine conservative Regierung möglich sei; daß bei den Wahlen in den Reichstag und in das preußische Abgeordnetenhaus die Liberalen jedenfalls einige Sitze, vielleicht auch viele, verlieren würden; daß die nationalliberale Fraction, wenn sie nicht die Nothwendigkeit strenger Ausnahmegesetze in ihr Wahlprogramm aufnehme, einer Zersetzung entgegengehe, prophezeite ihr der Verfasser schon im Juni 1878, die Aeußerung eines sehr liberalen Mannes anführend, welcher ihm schrieb: „Wichtiger als der Bestand irgendeiner Fraction ist uns der Bestand der bürgerlichen Gesellschaft.“ Die Prophezeiung erfüllte sich am Schlusse des Reichstags von 1879, wo gegen 18 Nationalliberale aus der Fraction austraten. Die warnenden Stimmen vom verflossenen Jahre waren an der Mehrzahl derselben spurlos vorübergegangen. Auf der ganzen Linie der liberalen Presse war nach der Annahme des Socialistengesetzes der Kampf gegen die Regierung und speciell gegen Bismarck wieder aufgenommen worden, und manche ließen sich zu der Aeußerung verleiten, es stehe jetzt schlimmer als unter Manteuffel; denn dieser sei doch wenigstens nicht populär gewesen, während Bismarck einen großen Theil der Nation hinter sich habe. Jener frische, fröhliche Krieg in

der Conflictszeit ist mit all seinen Traditionen und Volkstribunen aus der Erinnerung und aus dem Herzen dieser Generation nicht mehr hinauszubringen; immer wieder hört man die „abgestandene Phrase" vom deutschen Bürgerthum, als ob der deutsche Adel, welcher den größten Staatsmann Deutschlands hervorgebracht hat, nur aus Parasiten des Staats, der Bauernstand nur aus Heloten bestände. Dem gegenüber hält der Verfasser fest an seiner Ansicht, daß das Ziel der Bismarck'schen Politik unverrückt das gleiche ist: der Ausbau und die Vollendung der Einheit Deutschlands; er hält es daher für die Pflicht aller besonnenen Patrioten, die verschiedenen Phasen dieser Staatskunst von Fall zu Fall ruhig zu prüfen, ihr entgegenzutreten, wo sie die berechtigten Errungenschaften der jüngsten Reformperiode gefährde, aber auch sie ehrlich zu unterstützen, wo sie das Werk unserer Einheit fördere.

Am Schluß dieser Aufsätze erhebt sich der Verfasser noch gegen die weichliche Philanthropie unsers Zeitalters und gegen die Excesse des Judenthums. Seine Worte sind ein kräftiger Protest gegen jene Verhätschelung und Verzärtelung der Verbrecher, welche unsere Zuchthäuser übervölkert hat und zur Grausamkeit gegen die rechtschaffenen Leute wird. Er spricht die Hoffnung aus, daß die unerbittlich strenge Majestät des Rechts in unsern Gesetzen wie in ihrer Handhabung wieder zur vollen Anerkennung gelangen werde. Darin hat er sich nicht getäuscht; in deutschen Staaten, in welchen seit Jahren kein auf Todesstrafe lautendes Urtheil vollzogen worden ist, hat man angesichts der zunehmenden Verwilderung der Massen und der immer zahlreicher werdenden Mordthaten sich veranlaßt gesehen, das Fallbeil wieder in Anwendung zu bringen. Die allgemeine Misstimmung gegen die Juden führt der Verfasser theils darauf zurück, daß der Bauernstand, und zwar in Süddeutschland wie in Norddeutschland, unter dem wucherischen Treiben der Juden viel zu leiden habe, theils darauf, daß das Judenthum einen großen Theil der deutschen Presse, besonders der liberalen, vollständig beherrsche, die öffentliche Meinung nach seinem eigenen Gutdünken geradezu mache und dadurch die Presse in den Augen jedes Eingeweihten total discreditire, theils endlich darauf, daß diese von jüdischen Federn bediente Presse von Selbstüberschätzung strotze, von Pietät gegen das Vaterland keine Spur zeige und, als wollten die semitischen Journalisten zeigen, daß für sie die Emancipation noch zu früh gekommen sei, in den empörendsten Schmähungen und Witzeleien gegen das Christenthum sich gefalle. Die Folge davon war, daß von vielen Seiten, auch von solchen, wo unbedingte Toleranz sich längst eingebürgert hat, der Satz ausgesprochen wurde: „Die Juden sind unser Unglück." Der Verfasser spricht sich weder für Zurücknahme noch für Schmälerung der vollzogenen Emancipation aus, verlangt aber mit Recht, daß unsere jüdischen Mitbürger sich rückhaltslos entschließen, Deutsche zu sein, daß sie nicht blos von Toleranz reden, sondern auch selbst tolerant werden und gegen Glauben, Sitten und Gefühle des deutschen Volks einige Pietät zeigen.

Wenn neuerdings die preußische Regierung den Versuch gemacht hat, sich hinsichtlich der Ausführung der Maigesetze vom Landtage discretionäre Gewalt übertragen zu lassen, so ist es interessant, zu erfahren, welches Urtheil Treitschke über diese Gesetze zur Zeit der Abfassung derselben fällt. Davon ausgehend, daß der katholische Klerus einen instinctiven Haß gegen den Hohenzollernstaat habe, schildert er die Dreistigkeit, mit welcher dieser Klerus gegen den Staat und dessen Gesetze sich auflehnte, bekämpft die Möglichkeit einer Trennung von Staat und Kirche und erklärt, daß der Staat mit dieser neuen Gesetzgebung nur das gethan habe, wozu er nicht blos der Kirche gegenüber das Recht, sondern der ganzen Nation gegenüber geradezu die Pflicht hatte. Die Schulaufsicht stand dem Staate von jeher gesetzlich zu; die Geistlichen, welche vom Staat privilegirt und zum Theil besoldet sind, können sich nicht der Forderung entziehen, daß sie sich ein der nationalen Gesittung entsprechendes Maß wissenschaftlicher Bildung anzueignen haben; die Disciplinargewalt der Kirche darf nicht in das bürgerliche Leben übergreifen; die niedere Geistlichkeit hat das Recht, eine feste Anstellung zu verlangen, um nicht den Bischöfen auf Gnade und Ungnade preisgegeben zu sein; zur Entscheidung der hieraus entstehenden Rechtsstreitigkeiten war es nöthig, einen besondern Gerichtshof zu gründen, welcher sich voraussichtlich nach und nach mit dem obersten Verwaltungsgerichtshof verschmelzen und dadurch seinen Charakter als Ausnahmegericht verlieren wird. Indem so der Verfasser die durch die Maigesetzgebung getroffenen Anordnungen billigt, spricht er sich bezüglich der Ausführung dieser Gesetze dahin aus:

> Die Staatsgewalt hat in diesem gerechten Kampfe nichts zu fürchten als ihren eigenen Kleinmuth; ein einziger Schritt zurück, und sie ist verloren; geht sie gelassen vorwärts, so wird sie schließlich ebenso gewiß durchdringen, wie bisher noch alle starken nationalen Staaten ihr gutes Recht gegen Rom behauptet haben.

Wir fügen diesen Worten nichts hinzu als den nochmaligen Hinweis darauf, daß dieselben im Jahre 1873 und nicht im Jahre 1880, etwa als Antwort auf die Rede des Cultusministers Puttkamer vom 28. Mai, geschrieben worden sind.

Mit dem nämlichen Freimuth, mit welchem Treitschke über die deutsche Politik sich ausspricht, behandelt der französische Schriftsteller H. Taine die Geschichte der Französischen Revolution. Die erste Abtheilung des zweiten Bandes von seiner „Die Entstehung des modernen Frankreich" (Nr. 2) betitelten Geschichte liegt uns hier vor. Im ersten Bande, welcher in Nr. 11 d. Bl. f. 1878 besprochen worden ist, hat der Verfasser „das vorrevolutionäre Frankreich" geschildert und dabei vorzugsweise die Fehler der privilegirten Klassen und die Leiden des Volks dargelegt; der zweite Band hat den speciellen Titel: „Das revolutionäre Frankreich" und schildert mit der größten

Objectivität die Ausschreitungen des Pöbels und die Mishandlungen, welchen die ehemals Privilegirten ausgesetzt waren. Der Verfasser huldigt nicht jener in Frankreich landläufigen Ansicht, daß um der großen Errungenschaften willen, welche die Revolution von 1789 gebracht hat, die moralischen Schattenseiten derselben gar nicht beachtet, noch viel weniger besprochen und detaillirt geschildert und am allerwenigsten als Schandthaten gebrandmarkt werden sollten. Er findet es unhistorisch, die Mordthaten des Pöbels und die Connivenz der revolutionären Regierung mit dem Mantel der republikanischen Liebe zu bedecken, während die Sünden der Privilegirten schonungslos bloßgestellt und verurtheilt werden. Wie Lanfrey dem Napoleon-Cultus mit jedem neuen Bande seiner Geschichte einen neuen Schlag versetzt, so macht es Taine mit dem Götzen der Revolution. Er selbst sagt hierüber:

> Wir haben die Züge des frühern Frankreich gemalt, ohne uns um die heutigen politischen Parteiungen zu bekümmern; wir schreiben, als ob wir es mit den Revolutionen von Florenz oder Athen zu thun hätten; kurz, wir schreiben Geschichte und nichts anderes.

Damit ist sein Standpunkt scharf genug präcisirt: obgleich Franzose, obgleich liberal in seinen politischen und religiösen Ansichten, kann er es bei seiner historischen Treue doch nicht über sich gewinnen, die Revolution für etwas anderes zu erklären als für einen Vulkan, bei dessen Ausbruch die schlimmen Leidenschaften, die thörichten Gedanken und die unzweckmäßigen Handlungen bei weitem den Edelmuth, die Tiefe und die Verständigkeit überwogen, und zwar fällt er dieses Urtheil nicht etwa von der Gesetzgebung und Schreckensherrschaft des Convents, von dessen Thätigkeit in dieser ersten Abtheilung noch gar keine Rede ist, sondern von der Nationalversammlung, deren Wirksamkeit sich bis in den October 1791 erstreckte. Er wirft ihr vor, daß sie nicht mit Einführung und Durchführung der zwei hauptsächlichsten, so dringend nothwendigen Reformen: der Gleichstellung aller Staatsbürger hinsichtlich der Besteuerung und der Berathung des jährlichen Budgets durch die Ständeversammlung, und mit den übrigen das Steuerwesen und die Justiz betreffenden Reformen sich begnügt, vielmehr es für ihre Pflicht gehalten habe, die Gesellschaft vollständig umzugestalten, und zwar nach dem Recept des Rousseau'schen „Gesellschaftsvertrags", dessen abstracte Theorien kaum für die Insulaner der Südsee, geschweige für das moderne Frankreich paßten. Der Verfasser erkennt es ausdrücklich an, daß die Constituante durch die Schaffung mehrerer Gesetze „segensreiche Saatkörner" ausgestreut habe, besonders durch diejenigen Gesetze, welche das Privatleben berühren, sodann durch die Einführung von Civilstandsregistern, durch die Publication eines Strafgesetzbuchs und eines ländlichen Rechts, durch die Anfänge eines einheitlichen bürgerlichen Gesetzbuchs, durch die Bestimmung einiger einfachen Regeln in Proceß- und Verwaltungssachen; andererseits aber findet er, daß sie in allem, was mit der politischen Seite des Staatswesens und mit der Einrichtung der Gesellschaft zusammenhing, in einer Weise zu Werke gegangen sei, wie es etwa eine Akademie von Utopisten, nicht eine Versammlung von praktischen Gesetzgebern gethan hätte. Sie habe Frankreich zu einem Bundesstaat von 40000 souveränen Gemeinden gemacht, in welchem das Gewicht der gesetzmäßigen Behörden je nach den Launen der stimmfähigen Bürger wechselte, eine aus Fanatikern und Ehrgeizigen bestehende Minderheit sich der Macht bemächtigte und ihre endlosen Uebergriffe, ihre ungezügelte Willkür und ihre steigende Frechheit mit der „Erklärung der Menschenrechte" bemäntelte. Die Verfassung von 1791 ist ihm ein Meisterwerk der abstracten Vernunft, das beste Mittel, um die Anarchie zur gesetzlichen Institution zu erheben.

Dem Verfasser steht ein ungeheueres Actenmaterial zu Gebote, welches theils in handschriftlichen Correspondenzen der Minister und ihrer Beamten, theils in Eingaben und Briefen vieler Privatleute an den König, die Nationalversammlung und das Ministerium besteht. Diese Augen- und Ohrenzeugen läßt er mit der Ruhe eines Richters sprechen, der, wenn der Thatbestand durch die Zeugenangaben festgestellt ist, sein Verdict darüber abgibt. Wir erfahren auf diese Weise eine Menge Einzelheiten und werden in die Nachtseiten der Revolution gehörig eingeweiht. Der Verfasser weist aufs genaueste nach, wie die Revolution gleich von Beginn an als eine sociale auftritt, sofort zur Gewalt greift, um die Obrigkeit sich nicht kümmert, die Schwäche der Regierung zu immer heftigern Ausschreitungen benutzt. Das niedere Volk in Paris, durch massenhafte Vagabundeneinwanderung verstärkt, durch verkannte Literaten und verdienstlose Aerzte aufgereizt, brachte nicht blos die Execution, sondern auch die Gesetzgebung in seine Hand; es plünderte und mordete in Paris und beherrschte die Nationalversammlung durch die Aufstellung bezahlter Leute, welche von den Galerien herab mit aller Macht ihrer Kehlen die Bedenken der Rechten übertäubten. Die Abschaffung der Adelstitel wurde „nicht unter Geschrei, sondern unter schrecklichem Geheul" beschlossen. Bei der Frage über die Stellung, welche der katholischen Religion eingeräumt werden solle, schrie das Galerienpublikum, daß „alles in Ordnung wäre, wenn man alle Aristokraten hängte". Als ein Adeliger über den skandalösen Lärm der Galerien sich beschwerte, wurde er vom Präsidenten zur Ordnung gerufen, weil er von Störungen der Berathung spreche, „während doch solche in dieser Kammer niemals vorgekommen sind". Das Beispiel von Paris wirkte ermunternd auf die Provinzen. Hier entstand ein Bauernaufstand um den andern, und wir nehmen dabei die nämlichen Tendenzen wahr, wie wir sie schon im Jahre 1514 beim „Armen Konrad" im würtembergischen Remsthal und im Bauernkrieg von 1525 finden. Wie die Menge 1514 schrie: „Die Köpf' (der Reichen) müssen herab!" so schrien ein paar Jahrhunderte nachher die französischen Bauern. Es ist unglaublich, welche Ausbrüche von Bestialität bei diesen französischen Bauernauf-

ständen vorgekommen sind, und zwar nicht ausgeübt gegen notorische Tyrannen und Wütheriche, sondern theilweise gegen Personen, welche ihre Untergebenen freundlich behandelt und bei der Hungersnoth jener Jahre die Armen aufs freigebigste unterstützt hatten. Im Languedoc wurde ein Herr von Barras in Gegenwart seiner, ihrer Entbindung entgegensehenden Gemahlin in Stücke geschnitten, ein Anblick, welcher der Frau selbst den Tod brachte. Ein Herr von Guillin wurde in Stücke gehauen, sein Vorderarm gebraten und von den Unmenschen verzehrt.

Man hätte glauben sollen, daß, nachdem die neue Verfassung unter so großen Festlichkeiten publicirt war, die Leidenschaften sich beruhigt hätten und innerer Friede und Ordnung wiederhergestellt worden wären. Allein kaum war das Pulver bei der Verfassungsfeier verschossen, so dachte niemand daran, die beschworene Verfassung zu beobachten. Das Militär gehorchte nicht mehr seinen Offizieren, das Volk nicht mehr den Decreten der Regierung; es folgte höchstens noch den Gemeindebehörden, und diese wagten, mit Rücksicht auf ihre eigene Sicherheit, kein ernstliches Einschreiten gegen die Uebelthäter. Der Arm der Gerechtigkeit war vollständig lahm. Die Gewaltthaten in Paris und die Aufstände in den Provinzen dauerten fort nach wie vor. Die Staatswaldungen wurden verwüstet, das Gemeindeland vertheilt, die Schlösser geplündert. In mehrern Gemeinden des Lot-Departements herrschte förmlicher Communismus. Eine große Anzahl von Leuten lebte dort viele Monate lang vom Raubsystem, drang in die Wohnungen der Wohlhabenden, der Kaufleute, der Aerzte u. s. w. ein, bemächtigte sich der Vorräthe an Lebensmitteln und Wein, nahm auch anderes mit und erschlug oder verwundete mit Säbelhieben diejenigen Personen, welche sie in ihren Clubversammlungen bereits geächtet hatten. Kein Gerichtsbeamter wagte es, eine Klage einzureichen. Straflos wurden diese Verbrechen verübt. Waren anfangs die Adeligen, später die unbeeidigten Priester die Zielscheibe dieser Roheiten und Grausamkeiten, so war vom Frühjahr 1792 an jeder Bürger, welchem Stand er auch angehörte, der Gefahr der Beraubung oder Ermordung ausgesetzt, sobald er des Uebelwollens oder auch nur der Gleichgültigkeit gegen die herrschende Partei verdächtig war. Und dies geschah zu einer Zeit, als Frankreich noch eine Monarchie war, noch eine Centralregierung hatte und mit den übrigen europäischen Mächten in Frieden lebte! Was mußte vollends kommen, als die Preußen einrückten, als der Kopf des Bourbonenkönigs fiel, als nicht einmal mehr ein Schatten von einer Regierung da war? Dann wurde, was jetzt noch vereinzelt war, allgemein, der Einzelmord wurde zum Massenmord, die Machthaber wurden aus Thierbändigern Thierhetzer! Die nachfolgende Schreckensherrschaft gab die Belege hierzu.

Die von Katscher besorgte Uebersetzung dieses Buchs ins Deutsche verdient alles Lob. Es ist uns bei der Lektüre des trefflichen Buchs nirgends etwas Undeutsches aufgestoßen.

Das von Bernhard Becker herausgegebene Werk: „Geschichte und Theorie der pariser revolutionären Commune des Jahres 1871“ (Nr. 3), behandelt in dem vorliegenden ersten Buche die Commune an sich und ihre Theorie, während ein in Aussicht gestelltes zweites Buch ihren Causalnexus mit der Nationalgarde darstellen soll. Der Verfasser hat das Verdienst, viel actenmäßiges Material und viele Aufzeichnungen solcher, welche das tolle Vierteljahr mitgemacht haben, durchgesehen und bei seiner Darstellung benutzt zu haben. Dazu gehören die officiellen Protokolle der Commune mit ihrem reichen Inhalt an Decreten und amtlichen Verordnungen, die Aufzeichnungen des Communegenerals Rossel und anderer. Der Verfasser sieht in der Commune-Erhebung nicht einen principiellen Aufstand, sondern einen großartigen Putsch, welcher nichts zu schaffen, nur zu zerstören vermochte, und in welchem die Führer, lauter Leute sehr untergeordneten Geistes, aus fast allen Gesellschaftsklassen stammend, das Unglück Frankreichs zur Befriedigung ihrer Gelüste benutzten und die pariser Arbeiter als prahlerische Trunkenbolde und als Anhänger der freien Liebe auftraten. Er gibt zuerst einen geschichtlichen Rückblick über die Commune und den Socialismus, der bis ins Mittelalter zurückgreift, verweilt länger bei der Revolution von 1789 und theilt das Programm der „socialen Commune“ mit, welche im Jahre 1848 sich zu bilden begann, aber durch die Kanonen des Generals Cavaignac weggefegt wurde. In diesem Programm wurde die Errichtung einer socialdemokratischen Republik als Endziel der Bestrebungen aufgestellt und den Bürgern derselben gleiche Theilnahme an den socialen Vortheilen und an der Vertheilung der Producte zugesichert. Die niedergetretene Bewegung nahm unter dem zweiten Kaiserreich einen neuen Aufschwung, betheiligte sich an der Kriegspolitik des Kaisers und ließ am 5. September 1870 durch den zum Maire von Paris ernannten Etienne Arago die „Pariser Commune“ proclamiren, welcher ominöse Name freilich sofort auf Verlangen der Regierungsmitglieder beseitigt wurde. Aber während der ganzen Zeit der Belagerung spukte die Commune-Idee in den Köpfen eines großen Theils der Pariser, namentlich derjenigen Revolutionäre, welche in und von der Regierung noch nicht hatten untergebracht werden können. Das Verlangen nach Vornahme der Communewahlen wurde immer lauter ausgesprochen und bildete vom September bis März das Feldgeschrei der pariser Socialdemokraten. Schon am 24. Februar 1871 kam das Centralcomité zum Vorschein, welches sich mit der „Republikanischen Föderation der Nationalgarde“ verschmolz, aber die Leitung in der Hand behielt. Am 18. März begann „die neue Aera der experimentirenden, positiven, wissenschaftlichen Politik“ der communalen Revolution, welche nach ihrem Programm vom 19. April der alten Regierungs- und Geistlichkeitswelt, dem Soldatenthum, dem Beamtenthum, der Ausbreitung des Wuchers, der Leibeigenschaft des Proletariats und den Unglücksschlägen des Vaterlandes ein Ende machen sollte. In diesem „Testament der Commune“ ist offen

davon die Rede, daß Einrichtungen geschaffen werden sollten, die geeignet seien, die Regierung und das Eigenthum zu verallgemeinern (universaliser). Als dann am 1. Mai von der pariser Commune der Wohlfahrtsausschuß gewählt wurde und seine Thätigkeit begann, hatte man das talentlose und verbrecherische Plagiat der in Frankreich seit 1789 stattgefundenen Revolutionen, namentlich der Schreckenszeit der neunziger Jahre fertig, und die Aera der Schandthaten enthüllte sich in schamlosester Weise. Der Antrag des Bürgers Vesinier verlangte die Anerkennung aller natürlichen Kinder als legitimer und die Abschaffung aller Formalitäten beim Abschluß einer Ehe, sodaß jeder achtzehnjährige Bürger und jede sechzehnjährige Bürgerin, wenn sie vor einer Behörde den Wunsch danach kundgaben, als ehelich vereinigt betrachtet werden mußten, was der Verwandlung der Ehe in ein Institut der freien Liebe ziemlich gleichkommt. Der Bürger Vaillant ließ in dem officiellen Journal der Commune eine Abhandlung veröffentlichen, welche mit den Worten schloß: „Die Gesellschaft hat gegen die Fürsten nur eine einzige Pflicht zu erfüllen: den Mord.“ In dem letzten Kapitel seines Buchs, welches von dem „Untergang der Commune unter Raub, Brand und Mord“ handelt, weist der Verfasser nach, daß der Beschluß, Paris beim Eindringen der Versailler niederzubrennen, schon am 13. Mai gefaßt, aber erst am 19. Mai veröffentlicht wurde; daß die Ermordung der Geiseln nicht infolge eines augenblicklichen Zornausbruchs, sondern mit langem Vorbedacht und kraft der Beschlüsse vom 7. April und 17. Mai geschehen ist; daß die Anfertigung von Petroleumbomben vom Kriegsministerium ununterbrochen betrieben wurde. Er theilt jene unsinnigen Proclamationen des Wohlfahrtsausschusses vom 22. Mai mit, wodurch das pariser Volk und die Nationalgarde zum Kampf gegen „jene Elenden, die absichtlich Frankreich den Preußen überliefert haben“, aufgestachelt und in der Täuschung erhalten werden sollten, als ob die Provinzen, „aufgeklärt und begeistert“, Paris zu Hülfe marschirten. Daß die londoner Internationale und der pariser Zweig derselben Einfluß auf die Commune gehabt habe, bestätigt der Verfasser und beweist es durch Documente. Dieses Actenmäßige der Begründung gibt dem gut stilisirten Buche, das mit dem massenhaften Material trefflich umzugehen versteht, seinen besondern Werth und weist ihm neben dem im Jahre 1880 erschienenen Buche von Meerheimb seine berechtigte Stellung an.

Die von Emil Walter herausgegebene Schrift: „Die Politik der Hohenzollern bei den deutschen Kaiserwahlen“ (Nr. 4), beschränkt sich natürlich nicht auf eine Darstellung der letztern, sondern beschreibt zugleich die landesherrliche Wirksamkeit der Hohenzollern nach ihren Hauptmomenten, da nur auf diese Weise der geringere oder größere Einfluß, welchen diese Herrscher bei der Kaiserwahl ausübten, seine Erklärung findet. Die Fortschritte in der innern Kräftigung und besonders in der militärischen Machtentfaltung bilden die nothwendigen Vorstufen für die Geltung der Fürsten in der deutschen Politik. Gerade bei den Hohenzollern finden wir es mit dem Verfasser am meisten begreiflich, daß die Wahlpolitik im engsten Anschluß an die Persönlichkeit der Herrscher zur Darstellung gebracht wird. Der Verfasser bespricht zuerst die Geschichte der deutschen Königswahlen bis zur Goldenen Bulle, wobei das Verhältniß des Wahlkönigthums zum Papstthum seine sachgemäße Beleuchtung findet, erwähnt dann die ältesten Beziehungen des Hauses Zollern zum Reiche, geht zu der Geschichte der hohenzollernschen Kurfürsten und Könige über und zeigt uns am Schlusse Preußen an der Spitze Deutschlands: in dem von Friedrich dem Großen gestifteten Fürstenbunde, in dem geplanten, aber mislungenen Norddeutschen Bunde von 1806 und dem Kaiserproject von 1849, in dem Norddeutschen Bunde von 1866 und endlich in dem Deutschen Kaiserreich von 1871. Er zeigt, wie die Grafen von Hohenzollern schon in den frühesten Zeiten eine weit über ihre territoriale Stellung hinausreichende Thätigkeit bei der Aufstellung und Wahl passender Kaiser entwickelt und traditionell bis zur Erlangung der rechtlichen Kurwürde fortgesetzt haben, wobei er besonders den nationalen Sinn und die Selbstlosigkeit derselben hervorhebt; wie die Kurfürsten, je mehr sich ihr Reich arrondirt, desto mehr Territorialpolitik treiben, unter dem Einfluß des übermächtigen Oesterreich stehend, wovon Johann Sigismund und Friedrich Wilhelm der Große Kurfürst, durch die habsburgische Eifersucht und Feindseligkeit gezwungen, eine Ausnahme machen; wie letzterer zuerst im Stande war, eine selbständige preußische Politik, die aber zugleich eine deutsche Politik war, einzuschlagen; wie von dessen beiden Nachfolgern der eine durch Vertrag, der andere durch fortwährende Täuschungen an Oesterreich gefesselt ist, bis der hochbegabte und willensstarke Friedrich II. aus seinem heldenmüthigen Kampfe um die Gleichberechtigung mit Oesterreich als Sieger hervorging und es von da an zwar noch deutsche Kaiser aus dem Hause Habsburg gab, aber auch ein Preußen, mit dem, selbst wenn schwächere Fürsten auf dem Hohenzollernthrone saßen, die europäische Politik zu rechnen hatte.

Philosophische Schriften.

(Beschluß aus Nr. 7.)

2. Logik. Eine Untersuchung der Principien der Erkenntniß und der Methoden wissenschaftlicher Forschung. Von Wilhelm Wundt. Erster Band: Erkenntnißlehre. Stuttgart, Enke. 1880. Gr. 8. 14 M.

Das Streben nach einer durchgreifenden Reform der Logik hat in der neuesten Zeit zahlreiche Beiträge und Versuche über logische und erkenntnißtheoretische Specialfragen sowie einige groß angelegte systematische Werke hervorgerufen. Die letztern leisteten zum Theil ein tüchtiges Stück Arbeit für die wissenschaftliche Begründung der logischen Normen und Gesetze, für die Grundlegung einer vollständigen wissenschaftlichen Logik. Insbesondere sind von englischen und deutschen Autoren in den letzten Jahrzehnten erhebliche Stücke dieser Arbeit geleistet worden, zum Theil Stücke, die sich in einer vollständigen Grundlegung der wissenschaftlichen Logik im wesentlichen ergänzen würden. Für die Vorzüge wie für die Lücken dieser Arbeiten ist im ganzen die philosophische Richtung, der erkenntnißtheoretische Standpunkt der Autoren entscheidend, auch dort, wo die erkenntnißtheoretischen Grundvoraussetzungen fast gänzlich hinter den formal-logischen und den methodologischen Ausführungen zurücktreten. Es genügt, um bei wenigen hervorragenden Beispielen zu bleiben, auf John Stuart Mill's groß angelegtes Hauptwerk und auf die in neuester Zeit abgeschlossene „Logik" von Sigwart hinzuweisen.

Auch in diesen hervorragenden Arbeiten, welche bereits den Standpunkt der formalen Logik zu dem universellen Gesichtspunkt einer Methodologie der wissenschaftlichen Forschung und alles wissenschaftlichen Denkens zu erweitern bestrebt sind, ist die umfassende Berücksichtigung der psychologischen Grundlagen und der erkenntnißtheoretischen Grundvoraussetzungen des logischen Denkens unverkennbar. Andere systematische Arbeiten der neuern Zeit stehen diesem Standpunkt mehr oder weniger nahe. Ja im ganzen läßt sich sogar sagen, daß die bedeutendsten Ansätze der wissenschaftlichen Grundlegung, die entscheidenden Schritte zu einer durchgreifenden Reform der Logik nicht sowol den systematischen Darstellungen der logischen Normen, möchten auch manche derselben über die Schranken der formalen Logik hinausgewachsen sein, als vielmehr den erkenntnißtheoretischen Arbeiten der neuern Zeit zu verdanken sind. Die Ergebnisse dieser Arbeiten sind auch den Werken von Mill und Sigwart zugute gekommen. Doch sind in diesen und andern Werken die psychologischen und die erkenntnißtheoretischen Grundlagen großentheils stillschweigend vorausgesetzt oder nur nebenher erörtert, wol auch nur theilweise berücksichtigt oder, wie dies bei Mill der Fall ist, mit einigen psychologischen Vorbemerkungen und Zusätzen erledigt worden. Gemäß dem philosophischen Standpunkt des Autors wurden vorwiegend nur einzelne psychologische und erkenntnißtheoretische Fragen berührt. In einer in sich vollständigen Grundlegung einer wissenschaftlichen Logik, welche die allgemeine Theorie und die Methodologie der wissenschaftlichen Erkenntniß verbinden soll, müßten, abgesehen von den logischen Normen, auch die psychologischen Grundlagen und die erkenntnißtheoretischen Grundvoraussetzungen der eigentlichen Methodologie vorangehen.

In diese Lücke ist in jüngster Zeit Wilhelm Wundt mit seiner groß angelegten „Logik" eingetreten, welche der Verfasser selbst als eine „Untersuchung der Principien der Erkenntniß und der Methoden wissenschaftlicher Forschung" bezeichnet. Er verlangt von einer wissenschaftlichen Logik „neben der Darstellung der logischen Normen dreierlei: eine psychologische Entwickelungsgeschichte des Denkens, eine Untersuchung der Grundlagen und Bedingungen der Erkenntniß, und eine Berücksichtigung der logischen Methoden der wissenschaftlichen Forschung". Diese drei Forderungen werden mittels Unterordnung der ersten unter die zweite in folgendes Postulat zusammengefaßt: „Die Logik bedarf der Erkenntnißtheorie zu ihrer Begründung und der Methodenlehre zu ihrer Vollendung." Dies Postulat stimmt durchaus mit den Ueberzeugungen derjenigen überein, welche mit vollwichtigen Argumenten für die Forderung der Reform und eine wissenschaftliche Grundlegung der Logik eingetreten sind. Insbesondere ist dasselbe von E. Zeller in einem ausgezeichneten Vortrag über Bedeutung und Aufgabe der Erkenntnißtheorie begründet worden.

Die wissenschaftliche Grundlegung macht vor allen Dingen eine genaue Bestimmung der Aufgabe und damit eine Begrenzung des Arbeitsgebiets nothwendig. Auch dieser Forderung ist Wundt in der Einleitung des Werks gerecht geworden:

> Die wissenschaftliche Logik hat Rechenschaft zu geben von denjenigen Gesetzen des Geistes, welche bei der Erforschung der Wahrheit wirksam sind. Durch diese Begriffsbestimmung erhält die Logik ihre Stellung zwischen der Psychologie, der allgemeinen Wissenschaft des Geistes, und der Gesammtheit der übrigen theoretischen Wissenschaften. Während die Psychologie uns lehrt, wie sich der Verlauf unserer Gedanken wirklich vollzieht, will die Logik feststellen, wie sich derselbe vollziehen soll, damit er zu richtigen Erkenntnissen führe. Während die einzelnen Wissenschaften die thatsächliche Wahrheit, jede auf dem ihr zugewiesenen Gebiete, zu ermitteln bestrebt sind, sucht die Logik für die Methoden des Denkens, die bei diesen Forschungen zur Anwendung kommen, die allgemein gültigen Regeln festzustellen. Hiernach ist sie eine normative Wissenschaft, ähnlich der Ethik.

Die Formulirung der Aufgaben der wissenschaftlichen Logik führt zu einer kritischen Betrachtung der Richtungen der Logik, welche eine andere Bestimmung der Aufgabe voraussetzen. Hier wird mit Recht bemerkt, die erkenntnißtheoretische oder methodologische Bearbeitung der Logik

stehe mitten inne zwischen der formalen und der metaphysischen oder dialektischen. Die beiden letztern entsprechen keineswegs dem Grundpostulat wissenschaftlicher Logik.

Ueber das Verhältniß der Logik zur Philosophie wird treffend bemerkt, die formale Logik stelle sich außerhalb der Philosophie, die metaphysische wolle die Philosophie selbst sein, die wissenschaftliche Logik betrachte sich als einen Theil der Philosophie. Was die Eintheilung des Gegenstandes betrifft, so läßt das vorliegende Werk die psychologische Entwickelungsgeschichte des Denkens als Grundlegung vorangehen, auf diese die Untersuchung der allgemeinen Denkformen und in letzter Linie die Untersuchung über die allgemeinen Grundbegriffe und Gesetze des Erkennens folgen, um in einem selbständigen zweiten Theile die eigentliche Methodologie der wissenschaftlichen Erkenntniß zu behandeln. Demnach zerfällt das ganze Werk in zwei Haupttheile, einen logisch-erkenntnißtheoretischen und einen methodologischen. Der erste soll die Entwickelung des Denkens, die logischen Normen und die „für das logische Denken und seine Anwendungen gültigen Principien der Erkenntniß", der zweite die Formen des systematischen Denkens und die Methoden der wissenschaftlichen Untersuchung darstellen.

Der bisjetzt vorliegende erste Band enthält die „grundlegenden Ausführungen, welche der Erkenntnißlehre oder allgemeinen Logik angehören. Diesem Plane gemäß bildet der erste Band ein selbständiges Werk, das nur selten auf die nachfolgende Methodenlehre als seine Ergänzung hinweist." Obwol der Verfasser den innigen Zusammenhang der logischen und der erkenntnißtheoretischen Untersuchungen mehrfach betont und die Trennung derselben in der Darstellung für praktisch undurchführbar erklärt (was unsers Erachtens einer selbständigen Behandlung der erkenntnißtheoretischen Probleme außerhalb des großen Rahmens einer wissenschaftlichen Logik nicht präjudicirt), so bezeichnet er doch selbst die Anordnung der Abschnitte des Werks als eine „bis zu einem gewissen Grade willkürliche", welche ihm gleichwol für den didaktischen Zweck am angemessensten schien. In der That dürfte der innere Zusammenhang, dessen Berücksichtigung die psychologische Entwickelungslehre der Vorstellungen und des logischen Denkens im besondern der Darstellung der logischen Normen vorangehen läßt, auch die Voranstellung der erkenntnißtheoretischen Grundlagen der Logik fordern. Dies scheint auch die Meinung des Autors zu sein, da er dem Leser diesen Stufengang bei dem Studium des Werks anheimstellt.

In der Lehre von den Urtheilen und Schlußfolgerungen bedient sich der Autor einer der mathematischen nachgebildeten Symbolik, welche ihm ein „unschätzbares Hülfsmittel für die exacte Untersuchung der logischen Normen" zu sein scheint. Doch ist die Darstellung des logischen Algorithmus in zwei besondere Kapitel verwiesen, mit dem Bedeuten, daß diese von Lesern, die gegen mathematische Formeln eine unüberwindliche Abneigung hegen, obwol der logische Calcul nicht einmal die vollständige Kenntniß der vier Species voraussetze, ohne wesentliche Störung des Zusammenhangs übergangen werden könnten.

Der erste Abschnitt der Erkenntnißlehre behandelt die Entwickelung des Denkens, insbesondere die associativen und die apperceptiven Verbindungen der Vorstellungen und die Entwickelung des logischen Denkens. Diese psychologische Entwickelungslehre ist in wesentlicher Uebereinstimmung mit den psychologischen Grundlehren dargestellt, welche der Autor in seinen „Grundzügen der physiologischen Psychologie" entwickelt hat. Die einschlägigen grundlegenden Arbeiten sind vielfach berücksichtigt. Von besonderm Interesse ist der Abschnitt über die Entwickelung des logischen Denkens, der manche scharfsinnige Bemerkung über die logische Evidenz wie über die Beziehung der logischen zu den psychologischen Denkgesetzen enthält. Die logischen Denkgesetze seien als „Gesetze des Willens" aufzufassen. Nur wer die innere Wirksamkeit des Willens ganz übersehe, könne denselben mit Schopenhauer „das absolut Intelligenzlose" nennen. Das logische Denken sei als „die allgemeingültige Form des innern Geschehens" anzusehen. Das Postulat von der Begreiflichkeit der Erfahrung bilde einen „unbestreitbaren Grundsatz unsers Erkennens". Ohne jenes sei dieses eben schlechterdings unmöglich.

Die Darstellung der logischen Normen adoptirt die nahezu allgemein als richtig erkannte Stufenfolge. Demgemäß folgt auf die Lehre von den Begriffen die Lehre von den Urtheilen, auf diese die Lehre von den Schlußfolgerungen, an letzter Stelle der Algorithmus des Schließens. Das Wesen, die Wechselbeziehung und die Eintheilung der logischen Normen sind mit einer bis ins einzelne gehenden Gründlichkeit dargestellt. Die Specialliteratur der modernen Logik ist in weitgehender Weise berücksichtigt und verwerthet. Auf Mill und Sigwart wird vielfach Bezug genommen; die gründlichen Untersuchungen des letztern haben der Untersuchung des Autors anscheinend in vielen Fragen Anregung und Anknüpfungspunkte gegeben. Dagegen sind einige hervorragende Autoren der neuesten Geschichtsperiode, deren philosophische Richtung in metaphysischen und erkenntnißtheorischen Fragen eine den Ueberzeugungen des Autors heterogene ist, ganz unberücksichtigt geblieben, obgleich sie in einzelnen Fragen ihre Competenz durch gründliche Untersuchung erwiesen haben. Allerdings ist kein Autor verpflichtet oder in der Lage — er beschränke sich denn auf ein kleines Specialgebiet —, die Meinung aller andern zur Geltung zu bringen. Aber die ungewöhnliche Gewissenhaftigkeit, mit welcher Wundt in manchen Fragen der Continuität der wissenschaftlichen Arbeit Rechnung trägt, läßt die Kritik stellenweise ein Mehr fordern.

Der letzte Abschnitt enthält die erkenntnißtheoretischen Untersuchungen, welche vielfach von der Unbefangenheit und dem selbständigen wissenschaftlichen Denken des Autors Zeugniß ablegen. Insbesondere die Kritik der erkenntnißtheoretischen Richtungen bringt manche scharfsinnige Be-

merkung. So ist es nicht das geringste Verdienst des Autors, nachgewiesen zu haben, wie der einseitige radicale Empirismus unausbleiblich in eine aprioristische Metaphysik ausläuft. Die Darstellung der Gesetze der Erkenntniß und insbesondere die kritische Auseinandersetzung mit der Kant'schen Erkenntnißtheorie scheint uns mehrfach irrige Auffassungen zu impliciren oder eine gründlichere Untersuchung zu erfordern.

Im ganzen betrachtet erscheint das Werk als ein sehr bemerkenswerther und in mancher Hinsicht auch im Detail geglückter Versuch der Grundlegung einer wissenschaftlichen Logik, welcher das Zustandekommen derselben und damit die durchgreifende Reform der Logik fördern dürfte. Eine solche Leistung sichert dem Werke seinen Einfluß und seine Stellung in der Geschichte der modernen Logik.

Wir dürfen der Methodenlehre, deren Veröffentlichung bei der unermüdlichen Thätigkeit des ausgezeichneten Autors wol nicht zu lange verzögert werden wird, mit nicht geringen Erwartungen entgegensehen.

Friedrich von Baerenbach.

Karl der Zwölfte als Feldherr.

Die Feldzüge Karl's XII. Ein quellenmäßiger Beitrag zur Kriegsgeschichte und Cabinetspolitik Europas im 18. Jahrhundert von Christian von Sarauw. Mit einer Karte des nordischen Kriegstheaters und sechs lithographirten Tafeln. Leipzig, Schlicke. 1881. Gr. 8. 12 M.

Karl XII. nimmt unter den großen Regenten und Feldherren einen sehr würdigen Platz ein; derselbe gebührt ihm aber mehr wegen seiner Gesinnungen und Thaten als wegen seiner Erfolge. Da nun nichts so leicht und bequem ist, als die Zweckmäßigkeit einer Verfahrungsart nach dem Erfolge zu beurtheilen, Karl's Unternehmungen aber ein unglückliches Ende nahmen, so bricht man schonungslos den Stab über ihn, nennt ihn einen Starrkopf, einen verwegenen Abenteurer und spricht ihm alle Eigenschaften eines großen Regenten ab. Andererseits gibt es aber auch Geschichtschreiber, insbesondere schwedische, welche an Karl XII. nur Lichtseiten finden und seine Feldherrnleistungen als musterhaft und fast unerreichbar hinstellen. Die Wahrheit liegt indeß, wie so oft, auch hier in der Mitte. Den Nachweis davon zu führen und ein richtiges Bild des nordischen Helden zu geben, das ist die dankenswerthe Aufgabe, welche der Verfasser des unter obigem Titel erschienenen Buchs sich gestellt, in gelungener Weise gelöst und dadurch die Kriegsgeschichte um ein werthvolles Werk vermehrt hat.

Ein jahrelanges Studium und die genaue Prüfung des reichhaltigen Materials, welches in den zahlreichen Werken über Karl's XII. Leben und Thaten dem Verfasser zu Gebote stand, sowie die gewissenhafte Forschung in den dargebotenen Documenten setzten ihn in den Stand, bei der Beschreibung des Lebens und der Feldzüge Karl's XII. sowie seiner Politik Licht und Schatten richtig zu vertheilen; die falschen Auffassungen über den Charakter des Königs berichtigend, die gefaßten Entschlüsse desselben aus politischen oder militärischen Gesichtspunkten prüfend und das Für und Wider bei dessen Unternehmungen sachgemäß und klar erwägend, überzeugt er uns von seiner vorurtheilsfreien Beurtheilung des schwedischen Heldenkönigs und weckt das Interesse an dessen Thaten und Schicksal.

Auf den Inhalt des gehaltvollen Werks näher eingehend, erwähnen wir, daß es nach einer Einleitung, welche einen kurzen geschichtlichen Abriß der Zeit, in der Schweden eine hervorragende Rolle in Europa spielte, gibt, den vorliegenden Stoff in 18 Kapiteln behandelt. Das erste derselben enthält das Erforderliche über Karl's Geburt und Erziehung, über seine Anlagen und Charaktereigenschaften und schließt ab mit dem plötzlichen Einfall der Sachsen in Livland, womit der siebzehnjährige König zu den fortgesetzten Kriegen gezwungen wurde, in denen er versuchte, den Besitzstand Schwedens aufrecht zu erhalten.

Wir erfahren, daß der junge, mit funfzehn Jahren mündig erklärte König in jeder Weise durch körperliche Uebungen abgehärtet, mäßig im Genuß und in seiner geistigen Ausbildung weit über sein Alter vorgeschritten war, und daß gediegene Kenntnisse seinen durchdringenden Verstand unterstützten. Die Haupteigenschaften seines Charakters bildeten Unbeugsamkeit und lebhaftes Gerechtigkeitsgefühl: erstere war so stark, daß sie zu zeiten der Vernunft nicht Gehör gab und in Halsstarrigkeit ausartete; letzteres leitete Karl's ganze spätere Handlungsweise, denn er blieb der Erklärung treu, die er dem Staatsrath abgab, als er den Einfall der Sachsen erfahren hatte, daß er niemals einen ungerechten Krieg beginnen, aber auch niemals von einem für eine gerechte Sache begonnenen Kriege ablassen werde, bis der Feind zu Boden geworfen sei.

Nachdem hiernach in zwei weitern Kapiteln die Stellung der verschiedenen Staaten Europas am Schlusse des 17. Jahrhunderts und ihr Verhältniß zu Schweden, sodann der Zustand des Heerwesens um das Jahr 1700 mit besonderer Rücksicht auf Schweden, Dänemark, Sachsen und Rußland dargelegt worden, beginnt im vierten Kapitel die Darstellung der Feldzüge Karl's XII. gegen seine drei Gegner, von denen Sachsen 1700 durch den Ueberfall von Riga die Feindseligkeiten eröffnet hatte. Aber nicht gegen diese wendete sich Karl zuerst, sondern gegen die ihn näher bedrohenden Dänen; unter dem Beistande der englischen und holländischen Flotte vollzog er mit seinen Schiffen die Landung auf Seeland und zwang Dänemark zum Frieden. Aus der durch Rapporte begründeten genauen Schilderung dieser Landung geht hervor, daß König

Karl nicht, wie es bisher sagenhaft hieß, zuerst ins Wasser gesprungen sei und das Landungscorps dazu gebracht habe, seinem Beispiele zu folgen, also hier noch nicht seine Heldennatur hat zeigen können; wogegen ihm das Verdienst bleibt, zuerst den Gedanken der Landung gefaßt und die Bedenken der verbündeten Admirale überwunden zu haben.

Nunmehr mit einem Theile seiner Streitkräfte sich nach Livland zur Bekämpfung der Russen wendend, brachte er dem überlegenen Heere derselben die große Niederlage bei Narwa 1701 bei, wobei sein Hauptverdienst der Befehl und die Einleitung zur Schlacht waren, sein persönliches Eingreifen in den Kampf aber keine wesentliche Bedeutung hatte. Dagegen gebührt ihm im Kampfe an der Düna bei Riga gegen die Sachsen in hervorragender Weise das Verdienst für die gewonnene Schlacht, die erste, in der er von Anfang bis zu Ende thätig war und seinen Einfluß unmittelbar auf die Truppen geltend machte.

Die folgenden Jahre verwendete Karl XII. zur Durchführung seines Vorhabens, August II. durch Entfernung vom polnischen Throne unschädlich zu machen; hatte er sich 1701 gegen ihn als den augenblicklich gefährlichern Gegner gewendet, so leitete ihn später in seinen Maßregeln der unversöhnliche Haß gegen August, weil dieser dem Zaren den Plan mitgetheilt hatte, ihn, Karl, so lange zu verfolgen, bis er keine Besitzungen an der Ostsee mehr habe. Unverrückt sein Ziel verfolgend und die gebotene Gelegenheit benutzend, um in Polen einrücken zu können, welches die Basis der sächsischen Unternehmungen gegen Schweden bildete, drang Karl XII. 1702 auf Warschau vor, nahm es und schlug in der taktisch interessantesten seiner Schlachten, bei Klissow, das sächsisch-polnische Heer, dem er seine 48 Kanonen nahm, ohne selbst solche zu haben. Dann übte Karl immer stärkern Druck auf die Leiter der polnischen Republik aus, um sie zur Absetzung August's zu bewegen; wie er diese und die Wahl eines Gegenkönigs durchsetzte und schließlich nach vielen Zwischenfällen und nach der siegreichen Schlacht bei Fraustadt gegen Sachsen und Russen durch den Einmarsch in Sachsen dessen König zum Frieden von Altranstädt 1706 zwang, sowie die anderweit stattfindenden Kämpfe mit den Russen allein möge man in der fesselnden Darstellung des Werks nachlesen. Hervorzuheben ist jedoch die plumpe Verdrehung der Thatsachen, durch die es August II. gelungen ist, vor der Nachwelt sein Verhalten beim Friedensschluß in ein ziemlich günstiges Licht zu stellen, während dagegen seine Unterhändler, Pfingsten und Imhoff, für die schwärzesten Sünder gegolten haben. Es wird nun unzweifelhaft nachgewiesen, daß diese beiden August II. die abgeschlossenen Friedensbedingungen vorgelegt haben; dieser war aber wegen der Ueberschreitung der Vollmachten empört. Um sich seine Stellung den Polen gegenüber zu wahren und die möglichen Verwickelungen mit den Russen zu vermeiden, kam es ihm darauf an, den Abschluß des Friedens geheimzuhalten, so vermochte er Pfingsten durch die Begnadigung vom Tode dazu, die Sache so hinzustellen, als ob er dem Könige vorgespiegelt habe, es sei noch keine endliche Abmachung getroffen und Aussicht auf weniger harte Bedingungen vorhanden, und als ob ihm vom Könige unterschriebene Blankets zu Karl mitgegeben wären, um in diese die endgültigen Bedingungen einzutragen, wenn keine Milderung derselben zu erlangen war.

War Karl XII. am Schluß des Jahres 1706 auf den Gipfelpunkt seiner Macht und seines Ansehens gelangt, so sollte er sich auf demselben nur zwei Jahre erhalten, um dann infolge des gewagten Feldzugs ins Innere Rußlands, nach der unglücklichen Schlacht bei Pultawa 1709 und nachdem keine seiner für das Gelingen erforderlichen Voraussetzungen eingetroffen war, davon herabzusinken, als Gefangener jahrelang in der Türkei, die er vergeblich zum ernstlichen Kriege gegen Rußland anreizte, zu verweilen und schließlich, in sein Land zurückgekehrt, nach dem Verlust von Stralsund beim zweiten Einfall in Norwegen vor Frederikshald am 11. December 1719 in der Parallele durch einen Schuß in den Kopf getödtet zu werden. In Bezug hierauf wird der unumstößliche Beweis geführt, daß die vielfach hingestellte Annahme eines Meuchelmords von der Hand zu weisen ist; hier sei nur als entscheidender Umstand erwähnt, daß die Wunde an der linken, der Festung zugekehrt gewesenen Schläfe des Königs nicht von einer Pistolenkugel eines Verräthers herrührte, denn sie wurde bei der 1859 vorgenommenen Besichtigung seiner Leiche drei Finger breit befunden, konnte daher nur durch ein größeres Geschoß einer Kartätsch- oder Falkonetkugel veranlaßt sein.

Indem wir hiermit unsere Besprechung des Buchs, welches wir von Anfang bis zu Ende mit großem Interesse gelesen haben, schließen und es bestens empfehlen, fügen wir nur noch hinzu, daß dem Leser das Verständniß durch eine Uebersichtskarte und sechs gute kleine Pläne erleichtert wird.

Feuilleton.

Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Die in Florenz erscheinende, trefflich redigirte „Nuova Rivista Internazionale" bringt in ihrem Januarheft eine interessante Parallele zwischen den verschiedenen deutschen Revuen. Anknüpfend an das erste Heft des neuen Jahrgangs von „Unsere Zeit" sagt sie, nach genauer Inhaltsangabe desselben: „Wenn uns jemand fragen wollte, welcher von diesen Artikeln der bedeutendste sei, so würden wir wegen einer Antwort nicht wenig in Verlegenheit sein. Alle sind derartig, daß wir nur selten in die Lage kommen, ein so reichhaltiges und anziehendes Heft in die Hand zu nehmen. Mit diesem Heft beginnt die gediegene Revue, welche gewiß unter den deutschen Revuen von ernstem, wissenschaftlichem Charakter den ersten Rang einnimmt, einen neuen Jahr-

gang. Der Anfang ist wahrhaft glänzend. Wir haben indeß ein Wort gebraucht, welches der Erläuterung bedarf, wir sagen daß «Unsere Zeit» den ersten Rang unter den deutschen Revuen einnimmt. Aber die «Deutsche Rundschau»? Und «Nord und Süd»? Und die «Westermann'schen Monatshefte»? Und so viele andere Revuen, welche in Deutschland aufgetaucht sind? Was letztere betrifft, die wir hier nicht genannt haben, so glauben wir, daß keine «Unserer Zeit» den ersten Rang streitig machen wird. Es ist selbstverständlich, daß die gelehrten Revuen oder diejenigen, die einer Specialwissenschaft dienen, hier nicht in Betracht kommen. Die «Westermann'schen Monatshefte» sind von etwas verschiedenem Charakter, ein wenig populärer, und sie pflegen vorzugsweise die Novelle und die Naturwissenschaften, während «Unsere Zeit» danach strebt, ihren Lesern ein vollständiges Bild der Gegenwart darzubieten. «Nord und Süd» kann sich in mancher Hinsicht mit «Unsere Zeit» vergleichen, obgleich sein Charakter auch etwas verschieden ist; über «Unsere Zeit» können wir diese Revue nicht stellen. Die «Deutsche Rundschau» nimmt allerdings den ersten Rang unter allen deutschen Revuen für sich in Anspruch; indeß kann man bezweifeln, ob ihr derselbe gebührt. Für Berlin und vielleicht für ganz Norddeutschland mag sie denselben wol behaupten; anderwärts und besonders außerhalb Deutschlands aber wird man die erste Stelle bald der einen, bald der andern Revue einräumen. Nach unserm Geschmack beschäftigt sich die «Deutsche Rundschau» zu viel mit berliner Specialitäten, und zuletzt ist Berlin doch nicht die Welt; auch darf man nicht glauben, daß alle Leser deutscher Revuen so sehr darauf erpicht sind, alles das zu erfahren, was in Berlin geschieht oder gesprochen wird. «Unsere Zeit» ist von einem allgemeinern Charakter und bringt fast nie Artikel von nur localer Bedeutung, obgleich sie natürlich in erster Linie die deutschen Angelegenheiten behandelt. Wenn so die «Rundschau» ohne Zweifel in Berlin die erste Stelle einnimmt, werden auswärts viele ihr nur die zweite einräumen nach «Unsere Zeit».“

— Zu der Menge der „dicken“ Journale, d. h. Revuen in Buchform, die in monatlichen Bänden von 30—40 Bogen erscheinen, ist seit Neujahr in Petersburg ein neues gekommen, zwar nicht ganz so dick und groß im Format wie seine Vorgänger und Rivalen, aber dem Inhalt nach sehr beachtenswerth: das „Nowoe Obozrĕnie“ („Neue Rundschau“) von D. A. Koroptschewskij. Der eben erschienene erste Band zeigt, daß die Redaction eifrig bestrebt ist, das heimische Leben zu vertiefen und zu entwickeln, und allem entgegentritt, was die Gesellschaft von dieser brennenden Frage ablenken könnte. Für deutsche Leser ist besonders von Interesse die Affaire des russischen Chemikers Mendelejew, der zum Mitglied der petersburger Akademie vorgeschlagen war, aber von den meist deutschen Inhabern der akademischen Sitze „verballotirt“ wurde: eine Sache, die viel Staub aufwirbelte und noch die russische Presse beschäftigt. Der Rundschauer des „Nowoe Obozrĕnie“ tritt eher auf die Seite der Akademie als auf die Mendelejew's. Den meisten Raum in dem Bande nehmen, wie gewöhnlich bei solchen Unternehmungen, Erzählungen und Gedichte ein. Ein Artikel: „Pessimismus und die Idee des Fortschritts“, kritisirt die bezüglichen Ansichten Eduard von Hartmann's; ein anderer behandelt die Frage: ob wesentliche Besserungen in den politischen Institutionen durch die fortschreitende Sittlichkeit der Menschheit bedingt werden, oder ob umgekehrt diese erst die Folge verbesserter politischer Institutionen ist — und neigt sich der letztern Ansicht zu. Eine „Wissenschaftliche Chronik“ berichtet über die Fortschritte der philosophischen und mathematischen Wissenschaften. In der Rubrik „Russische und ausländische Bücher“ ist unter andern auch Lasker's Werk: „Wege und Ziele der Culturentwickelung“, besprochen. Beifall finden die erste und letzte Abhandlung; in den übrigen ist nach Meinung des Referenten zu viel elementare Wahrheit, doch habe der Verfasser das Verdienst, diese populär zu machen.

Bibliographie.

Albrecht, K., Die Leipziger Mundart. Grammatik und Wörterbuch der Leipziger Volkssprache. Zugleich ein Beitrag zur Schilderung der Volkssprache im Allgemeinen. Mit einem Vorwort von R. Hildebrand. Leipzig, Arnold. Gr. 8. 4 M.

Babsch, F., Kaiser Josef II. Ein Gedenkblatt zur Feier des 100jährigen Jubiläums seiner glorreichen Regierung. Wien, Pichler's Wwe. u. Sohn. 1880. Gr. 8. 60 Pf.

Briefe der Kaiserin Maria Theresia an ihre Kinder und Freunde. Herausgegeben von A. Ritter v. Arneth. 1ster u. 2ter Bd. Wien, Braumüller. Gr. 8. 16 M.

Carneri, B., Grundlegung der Ethik. Wien, Braumüller. Gr. 8. 9 M.

Politische Correspondenz Friedrich's des Grossen. 5ter Bd. Berlin, A. Duncker. 1880. Gr. 8. 14 M.

Falb, R., Von den Umwälzungen im Weltall. Drei Bücher: In den Regionen der Sterne. — Im Reiche der Wolken. — In den Tiefen der Erde. Mit 95 Abbildungen. Wien, Hartleben. 8. 4 M. 50 Pf.

Freimuth, W., Streitfragen. Zeitgemäße sociale und literarische Betrachtungen in zwanglosen Heften. 1stes Hft.: Die Frauenbewegung in Deutschland. Minden, Köhler. Gr. 8. 1 M.

Der Fall Kantorowicz als Symptom unserer Zustände. Eine Neujahrsbetrachtung auf Grund harmloser Quellenstudien von Simplicius Simplicissimus. Berlin, Ruppel. Gr. 8. 80 Pf.

Fontane, T., Grete Minde. Nach einer altmärkischen Chronik. Berlin, Hertz. 1880. 8. 3 M.

Guttmann, S., Friedrich II., König von Preußen. (Ein Charakterbild) nach seinen Schriften. Leipzig, Urban. Gr. 8. 50 Pf.

Hahn, L., Fürst Bismarck. Sein politisches Leben und Wirken urkundlich in Thatsachen und des Fürsten eigenen Kundgebungen dargestellt. 3ter Bd. bis 1879. Berlin, Hertz. Gr. 8. 11 M.

Hartmann, R., Geschichte Hannovers vom Regierungsantritt des Königs Ernst August bis auf die Gegenwart. 1837—1880. Hannover, Kniep. 1880. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Haupt, E., Die pädagogische Weisheit Jesu in der allmählichen Enthüllung seiner Person. Gütersloh, Bertelsmann. 1880. Gr. 8. 60 Pf.

Johann, König von Sachsen, Proklamationen, Reden, Ansprachen und Briefe aus der Zeit seiner Regierung. Veröffentlicht von J. Petzholdt. Dresden, Baensch. 1880. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Knoodt, P., Anton Günther. Eine Biographie. 2 Bde. Wien, Braumüller. 8. 12 M.

Köstler, K., Geschichte des deutsch-französischen Krieges 1870 und 1871, für die deutschen Soldaten bearbeitet. München, Lindauer. 8. 1 M.

Die sociale Krankheit und die Mittel ihrer Heilung, dargestellt mit besonderer Rücksicht auf die Verhältnisse Ungarns und Oesterreich-Ungarns. Oedenburg. 1880. 12. 40 Pf.

Krufe, H., Raven Barnekow. Trauerspiel. Leipzig, Hirzel. 1880. 8. 2 M.

Kuk, V., Der Engländer. Schwank. Innsbruck, Wagner. 1880. 8. 80 Pf.

Leib, M. M., Ein Wort an die deutschen Juden. Zürich, Schmidt. Gr. 8. 50 Pf.

Lohde, C., Auf klassischem Boden. Roman aus der Zeit König Otto's. 2 Bde. Berlin, Grosser. 8. 8 M.

Loehnis, C. A., Briefe meines Vaters. Straßburg, Trübner. 1880. Gr. 8. 6 M.

Löwe, F., Aus eigner Werkstatt. Freimaurerische Dichtungen. Stuttgart, Wittwer. 16. 2 M. 50 Pf.

Medicus, L., Gerichtlich-chemische Prüfung von Nahrungs- und Genussmitteln. Methoden und Daten zur Beurtheilung. Würzburg, Stahel. Gr. 8. 3 M.

Mönckeberg, C., Das Ende des Kulturkampfes. Hamburg, Nolte. 1880. Gr. 8. 2 M.

Monte, A. del, Gedichte. Wien, Konegen. 12. 3 M.

Philipp, A., und J. Baron, Hamburger Theater-Dekamerone. Hamburg, Rademacher. 8. 6 M. 75 Pf.

Putlitz, G. zu, Rafaella. Novelle. Stuttgart, Richter u. Kappler. 16. 2 M.

Schulze, E., Skizzen hellenischer Dichtkunst. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Der Segen der Großmutter. Ein Familienbild. Von der Verfasserin von „Helene“ und „Aus schönen Stunden“. Eingeführt von J. Sturm. 2 Thle. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 1880. 8. 5 M.

Seoane, Marquis de, Elliptische Philosophie des verborgen Wirkenden. Pantanomische Pentanomie oder das fünffache Welt-Gesetz. 2ter Thl.: Die Special-Philosophie, deren Geschichte und Spaltungen. (Mit gegenüberstehender französischer Uebersetzung.) Frankfurt a. M., Rommel. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Weil, J., Zur Weihnachtszeit. Märchen und Geschichten für große Kinder. Leipzig, Reißner. 8. 2 M.

Winkler, L., Von München nach Oberammergau und zurück. Skizze. Augsburg, Schmid. 1880. 8. 1 M.

Deutsche Zeit- und Streit-Fragen. Flugschriften zur Kenntniß der Gegenwart. In Verbindung mit Kluckhohn, A. Lammers, J. B. Meyer und P. Schmidt herausgegeben von F. v. Holtzendorff. 143stes Hft.: Zur orthographischen Frage. Von H. Paul. Berlin, Habel. 1880. Gr. 8. 75 Pf.

Anzeigen.

Soeben erschienene Neuigkeiten
aus dem Verlage von
WILHELM FRIEDRICH in LEIPZIG.

Kreuziget ihn!
Welsche Reiseabenteuer
nach den Papieren eines Verstorbenen
herausgegeben von
Rudolf Kleinpaul.
8. Eleg. brosch. 6 M., eleg. geb. 7 M. 50 Pf.

Ein originelles Buch und vielleicht das bedeutendste Rudolf Kleinpaul's, des bekannten Verfassers von „Roma capitale“ und „Mediterranea“. Kleinpaul schildert Reise- und Liebesabenteuer aus Frankreich, Florenz, Rom, Capua, Sorrent und Neapel.

Dem ganzen flott geschriebenen Culturroman liegt die Idee zu Grunde, den Schwärmer in seinem Innern nach der Anweisung Goethe's zu kreuzigen, und er fordert die Leser auf, ein Gleiches zu thun. Kreuziget ihn, weil man mit dem dreissigsten Jahre naturgemäss zu schwärmen aufhört, und dann vielmehr, nachdem man lange an der Nase herumgeführt worden ist, selbst den Schelm spielt. Das Buch, für das den Namen zu finden der Kritik überlassen werden muss, darf nicht nur als ein amusantes, sondern auch als ein höchst lehrreiches, culturhistorische Skizzen von bleibendem Werth enthaltendes, und seiner Tendenz nach aber als ein psychologisches Unicum bezeichnet werden.

Cervantes und seine Werke
nach deutschen Urtheilen.
Mit einem Anhange: Die Cervantes-Bibliographie.
Von
Edmund Dorer.
Gr. 8. Eleg. brosch. 5 M.

Edmund Dorer's neuestes Buch enthält eine Sammlung von ausgewählten Aussprüchen berühmter deutscher Dichter und Denker, wie Schelling, Hegel, Schopenhauer, Goethe, Tieck u. s. f. über Cervantes und seine Werke. Die Urtheile, welche dem spanischen Dichter, wie deren deutschen Verfassern zum Ruhme gereichen, sind zugleich ein Beitrag zur Aesthetik, besonders des Romans. Den Urtheilen schliessen sich literarhistorische Bemerkungen über den Einfluss des Cervantes auf die deutsche Literatur an und eine möglichst vollständige Bibliographie der Cervantes-Literatur in Deutschland.

Cyrus und Herodot.
Nach den neugefundenen Keilinschriften
von **Dr. Viktor Floigl.**
Gr. 8. Eleg. brosch. 5 M.

Es ist „die Krone aller Keilinschriften“, von grösstem und allgemeinstem Interesse, die hier geboten und in wunderbarer Weise verwerthet werden kann. Die Annalen des letzten Königs von Babel und die Antrittsproclamation seines Besiegers Cyrus — die Originaldocumente zur Geschichte einer Zeit, wie sie ihresgleichen nicht hat, wo in 25 Jahren vier grosse und uralte Reiche zusammenbrechen und auf ihren Trümmern sich ein Weltreich aufbaut, wo die Weltherrschaft für immer von den Semiten zu den Ariern übergeht.

Alle einschlägigen Zweifel und Fragen werden damit entschieden, die weltgeschichtliche nach dem Zeitalter des Zoroaster wie die berühmten aus der Meder- und Skythengeschichte. Vor allem gelingt es hier, die Riesengestalt des Cyrus in ein neues Licht zu setzen und Herodot's Angaben voll zu bestätigen, so in diesen beiden Lieblingen alle Historiker und classischen Philologen für das Interesse an den Keilschriften zu erobern.

Strand-Novellen von Holger-Drachmann.
Aus dem Dänischen
von
Freifrau von Engelhardt.
Vom Verfasser autorisirte Ausgabe.
8. Eleg. brosch. 4 M.

Holger-Drachmann nimmt in seiner heimatlichen Literatur gegenwärtig eine hervorragende Stellung ein; dem deutschen Publikum werden hier zum ersten male zwei Novellen von diesem originellen und talentvollen Schriftsteller geboten, die zweifelsohne das deutsche Publikum ebenso fesseln werden, wie sie das dänische Volk begeistert haben.

Die Oberpahlsche Freundschaft.
Ein Gedicht in deutsch-estnischer Mundart
von
Jacob Johann Malm.
Mit einer linguistisch-literarhistorischen Einleitung zum ersten male herausgegeben von
Paul Theodor Falck.
8. Eleg. brosch. 2 M.

Dieses deutsch-estnische Literaturproduct aus dem Jahre 1818 wird hier zum ersten male mit deutschem Commentar veröffentlicht. Für Philologen und Bibliotheken hochinteressant, da auch die philologisch-literarhistorische Einleitung eine werthvolle Bereicherung unserer internationalen Literatur ist.

WESER-ZEITUNG
(Bremen)
Täglich 3 Ausgaben.
Bei allen Postanstalten
pr. Quartal 7 Mark.
Inserate pr. Zeile 25 Pf.

(Mit einer Beilage: **Literarischer Anzeiger**, Nr. 3.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 9. — 3. März 1881.

Inhalt: Literarische Unterhaltungen. Von Rudolf von Gottschall. — Lyrische und epische Dichtungen. Von Emil Taubert. — Von Rumänien bis ins Zululand. Von Alfred Kirchhoff. — Feuilleton. (Theater und Musik; Aus der Schriftstellerwelt.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Literarische Unterhaltungen.

Man braucht, um das Wesen der Sagenbildung zu studiren, nicht bis in das graue Alterthum zurückzugehen: auch um vielgenannte Charaktere, welche erst vor kurzer Zeit verstorben sind, bildet sich allmählich ein Sagenkreis, und damit gleichzeitig findet sich die kritische Forschung ein, welche Wahrheit und Dichtung zu sondern sucht.

Solches Sagengewölk umschwebt auch den Agitator Ferdinand Lassalle, dessen Name ja noch oft genug nicht blos in socialdemokratischen Versammlungen, sondern auch in der politischen Tagespresse, ja in den Parlamenten genannt wird, besonders seit Fürst Bismarck erklärt hat, er wünsche sich so unterhaltende Gutsnachbarn. Ein gewisser mythologischer Duft umgibt die Beziehungen des socialistischen Agitators zum Reichskanzler, und viele Politiker suchen diesen Schleier zu lüften, seitdem sich einzelne Reformplane des großen Staatsmannes mehr oder weniger auf das Programm des Staatssocialismus setzen lassen.

Doch die Untersuchung, ob und wie oft Lassalle zu einem Diner oder Souper in der Wilhelmsstraße eingeladen worden sei, beschäftigt jetzt weniger die Gemüther als seine Liebesromane, welche in autobiographischen Aufzeichnungen ihrer Heldinnen die Runde durch die Feuilletons machen und Anlaß zu zahlreichen Broschüren und Streitschriften geben. Lassalle hatte stets eine große Neigung zu abenteuerlicher Liebesromantik, und es ist nicht zu verwundern, daß die Schriften, welche von seinen Begegnungen auf diesem Gebiete handeln, einen stark novellistischen Beigeschmack haben. Er liebte es, derartige Romane zu inscenirен, und der Roman als solcher hatte für ihn einen besondern Reiz; man möchte sagen, die dichterische Ader, die in ihm steckte, warf sich auf dieses Gebiet; er war ein Novellist in seinen Correspondenzen, und es lief dabei viel Selbsttäuschung unter; er verwechselte den Autor und den Helden des selbstgeschaffenen Romans. Als ich im Jahre 1848 den frühern Universitätsgenossen in Berlin besuchte, da war er mitten in diesem Liebestaumel und las mir einen Brief vor, den er an eine Dame der Gesellschaft eben richten wollte, einen Brief vom Umfang mehrerer Romankapitel und von einer Leidenschaftlichkeit und dichterischen Glut, so vortrefflich stylisirt, daß er jedem Novellisten von Fach ein willkommenes Geschenk gewesen wäre.

Eine tragische Ironie war es jedenfalls, daß ein Gelehrter von seiner Bedeutung, ein Agitator, der gerade damals bei der Menge sehr populär war und nach den höchsten Zielen des Ehrgeizes streben durfte, einem Liebeshandel zum Opfer fiel und im Duell von einem Nebenbuhler erschossen wurde. Ueber diese Katastrophe haben wir bereits eine ganze Literatur. In siebenter Auflage liegt die Schrift von Helene von Racowitza, geborne von Dönniges vor (Breslau, Schottländer), und diese Auflage ist geschmückt mit dem Porträt der Verfasserin, welches die Unterschrift „Helene von Racowitza-Schewitsch" trägt und so eine neue Verwandlung des Personalstandes der vielgenannten Dame zur Schau stellt, welche zuerst Lassalle's Geliebte, dann die Frau des Walachen, der ihn im Duell erschossen, des Herrn von Racowitza, dann die Frau des Schauspielers Friedmann war und jetzt in Amerika wiederum in den Stand der heiligen Ehe getreten ist. Das Porträt zeigt uns Helene von Racowitza in großer Toilette, reich geschmückt, auch mit dem Reize der angeborenen Schönheit. Denn es kann in des Worts verwegenster Bedeutung als ein Brustbild betrachtet werden. Die Plaudereien der Helene von Dönniges sind ganz lebendig und geben die Eindrücke jener Zeit der ersten Liebe mit Wärme und gewiß auch mit Wahrheit wieder. Ein Denkmal der Pietät für ihren Vater sind ihre Memoiren freilich nicht;

sie athmen gegen denselben einen leidenschaftlichen Haß, der kaum durch ihren Haß gegen Lassalle's Freundin, die Gräfin Hatzfeld, und gegen seinen Freund, den Obersten Rüstow, den frühern preußischen Ingenieuroffizier, Waffengefährten Garibaldi's und vorzüglichen Militärschriftsteller, überboten wird. Ihrem Vater besonders und dem moralischen Zwang, den er auf sie ausübte und der dadurch seinen Höhepunkt erreichte, daß er ihr sagte, auch seine Stellung sei durch die Lassalle'schen Intriguen in München bedroht, gibt sie die Schuld an ihrem unfreiwilligen Verzicht und an der tragischen Katastrophe. Dagegen erscheint Janko von Racowitza, dem es vorbehalten war, Lassalle aus der Welt zu schaffen, im Lichte eines sanften Charakters, einer opferfreudigen Gesinnung.

Die „Enthüllungen über das tragische Lebensende Ferdinand Lassalle's" (Schleiz, Hübscher), die seinerzeit Bernhard Becker, der testamentarische Nachfolger Lassalle's, veröffentlichte, haben den Vorzug, daß sie auf Grund authentischer Belege und unter Mittheilung aller einschlägigigen Briefe Lassalle's, Rüstow's, der Gräfin Hatzfeld, des Herrn von Dönniges abgefaßt sind. Sie theilen auch den authentischen Wortlaut der Erklärungen mit, welche Helene über ihr Verhältniß zu Lassalle in der entscheidenden Situation abgab, als Oberst Rüstow und Dr. Hänle mit ihr verhandelten. Dabei kamen folgende Wendungen vor: „«Wozu das; ich weiß, was er will, ich habe die Sache satt»; sie lehnte eine Besprechung mit Lassalle als ganz nutzlos ab, sprach von seiner Sucht, viel zu reden, von seiner Eitelkeit ... Gerade diese Unterredung, die ihm protokollarisch mitgetheilt wurde, versetzte Lassalle in höchste Wuth und hatte das Duell zur Folge, indem er den Herrn von Dönniges forderte, für den aber Janko von Racowitza eintrat, natürlich auf den ausdrücklichen Wunsch des künftigen Schwiegervaters. Das ist der Punkt, wo die Selbstvertheidigung Helene's einsetzen mußte; sie schiebt ihr kaltes Benehmen in dem entscheidenden Augenblick theils auf den Zwang der Situation, theils auf ihre Antipathie gegen Oberst Rüstow. «Was ich gesprochen habe in jener fluchenswerthen Unterredung ... das kann ich nicht mehr beschwören, ich dachte, meine ganze geängstigte Seele läge in meinem Blick, müsse darin liegen! Ob jene ebenso geistlos groben wie unglaublich herzlosen Antworten, die mir später in den Mund gelegt sind, wirklich von mir gegeben wurden, ich glaube es kaum, will es aber bei meiner entsetzlich gereizten, fast bis zur Nervenkrisis gehenden Abneigung gegen Rüstow als möglich zulassen.»"

Ein neueres Werk von A. Kutschbach: „Lassalle's Tod. Im Anschluß an die Memoiren der Frau Helene von Racowitza" (Chemnitz, Schmeitzner), sucht die Memoiren der Frau von Racowitza zu ergänzen und zu berichtigen auf Grund actenmäßigen Materials: wesentlich Neues bringt es in der Hauptsache nicht, fast alle Briefe sind von Bernhard Becker schon mitgetheilt. Derselbe Autor hat aber neuerdings einen andern Liebesroman Lassalle's mit zersetzender Kritik zu beleuchten gesucht, einen Liebesroman, der ein minder tragisches Ende nahm, obschon Lassalle selbst auch von der Heldin dieses Romans, wenigstens nach ihren eigenen Aufzeichnungen, einen Korb erhalten hat ... und schließlich war ja doch auch ein Korb das Ende des Liebesromans, den er mit Helene von Racowitza gespielt, sodaß der sociale Agitator, soweit es sich um die gedruckte Kunde von seinen Liebesabenteuern handelt, keineswegs als ein erfolgreicher Don Juan betrachtet werden kann. In einer Schrift: „Eine Liebesepisode aus dem Leben Ferdinand Lassalle's. Tagebuch — Briefwechsel — Bekenntnisse" (Leipzig, F. A. Brockhaus), erzählte eine russische Dame ihre Begegnungen mit Ferdinand Lassalle, die zuerst in Aachen, später in Berlin stattfanden. Aus den mitgetheilten Briefen ging hervor, daß Lassalle an ihr einen warmen Herzensantheil genommen, ihr einen ernstlichen Heirathsantrag gemacht und gleichzeitig mit demselben ein Mémoire verbunden hatte, in welchem er interessante Aufschlüsse über seine Lebens- und Vermögensverhältnisse, seine Ziele, seine Stellung als socialer Agitator gibt; außerdem erzählt er in diesem Mémoire alle seine Beziehungen zur Gräfin Hatzfeld, welche die eigentliche Heldin desselben ist, und gibt eine Darstellung jenes sensationellen Kassettendiebstahls, seines Processes, seiner Freisprechung.

Diese Schrift, welche zugleich in französischer und russischer Sprache mit einigen Modificationen erschien, wird von A. Kutschbach in einer kritischen Studie: „Sophie Solutzeff, Ferdinand Lassalle. Eine Liebesepisode aus dem Leben Ferdinand Lassalle's" (Chemnitz, Schmeitzner), als gefälscht hingestellt, und zwar gefälscht von jener Dame und der mütterlichen Freundin Lassalle's, der jüngst verstorbenen Gräfin Hatzfeld. Diese habe gegenüber den Memoiren der Frau von Racowitza, von denen sie gehört und wahrscheinlich auch Kenntniß genommen, ebenfalls mit Hülfe Sophiens Memoiren geschrieben, „in welchen sie als das Ideal einer edeln Frau geschildert wird, gleichzeitig aber auch dargethan werden soll, daß Lassalle bis zu seiner Begegnung mit Helene auf dem Rigi nicht daran dachte, letztere zu heirathen.... Der Erzählung Sophie's liegt weiter nichts zu Grunde, als daß Lassalle, durch die Koketterien Sophie's verlockt, sich in ein kleines Liebesgetändel mit ihr einließ, ohne die Absicht, sie zu heirathen. Diesem Verhältniß entsprangen einige unwesentliche Briefe, die Lassalle an Sophie richtete, und diese sind in den Memoiren mitbenutzt worden. Die übrigen Briefe Lassalle's jedoch, namentlich die, in welchen er Sophie bestürmt, seine Frau zu werden, insbesondere aber der große «Manuscriptbrief», der seine Bekenntnisse enthält, sind gefälscht."

Das Resultat seiner Untersuchungen gewinnt Kutschbach durch Vergleichung des mehr sprachigen Textes, der Auslassungen und Widersprüche, vor allem aber daraus, daß in dem Mémoire Lassalle sich zu einer Zeit als socialer Dictator aufspielt, wo von seiner socialen Agitation noch gar nicht die Rede war. Kutschbach hatte in seiner Schrift nicht blos Frau Sophie, sondern auch ihre ganze

Familie: Vater, Onkel, Schwester, ihren Gatten Dr. Arendt, in einer Weise angegriffen, daß jetzt vor dem chemnitzer Gericht wegen aller dieser Beschuldigungen ein Verleumdungsproceß sich abspielen wird, der gewiß zur Klärung der Verhältnisse nicht unwesentlich beizutragen vermag. Inzwischen hat ein gefeierter Criminalist, Professor Wilhelm Heinze in Heidelberg, sich der Mühe der Schriftvergleichung unterzogen und in „Unserer Zeit" einen Artikel veröffentlicht, welcher auf Grund dieser handschriftlichen Untersuchung sich entschieden für die Authentieität der Schrift der Frau Solntzeff erklärt.

Haben wir unrecht, wenn wir von einem Mythus sprechen, welcher in sein Nebelgewand auch die hervorragenden Häupter jüngstverstorbener Zeitgenossen hüllt? Die Liebschaften Lassalle's fordern bereits kritische Studien heraus. Darf man sich da noch wundern, wenn die Exegeten über die Liebschaften Goethe's oft im Dunkeln tappen?

Rudolf von Gottschall.

Lyrische und epische Dichtungen.

1. Dichtungen von Karl Reuleaux. Opus 4: Italische Sonette. Stuttgart, Metzler. 1880. Gr. 8. 1 M.

Auf dem Titel dieser gereimten Reiseerinnerungen findet sich der Zusatz: „Uebersetzungsrecht vorbehalten". Der Verfasser gibt sich offenbar einer verhängnißvollen Selbsttäuschung über den Werth seiner Sonette hin, wenn er diese wenig gehaltvollen Verse vor der Begehrlichkeit Uebersetzungslustiger schützen zu müssen glaubt. Nicht einmal die Form ist mit besonderm Geschick gehandhabt. Man begegnet häufig geschmacklosen Wortbildungen, wie „zährenprachtumflimmert, funkenprachtumglommen, äonengrußumschmettert"; gewaltsamen Wortverstümmelungen, wie „'standen, 'troffen" für gestanden, getroffen; nüchtern prosaischen Wendungen, z. B. in der Zeile „Kam fast mir all die Illusion abhanden"; schlechten Reimen, wie „lachten und smaragden"; der Dichter, in seinem Durst nach Originalität des Ausdrucks, „trank der Tempel flammende Ruinen"; und endlich verändert er, in der Noth des Reimens, gewaltthätig die Participialformen in dem ersten Quartett des „Rom" überschriebenen Sonetts:

Wie oft schon hab', geheimer Wonnen trunken,
Gelauscht ich deines hehren Namens Klange,
O ew'ges Rom! Wie oft mit heißer Wange
Die Stunde, dich zu schaun, herbeigewunken. (!)

2. Herbstblüten. Gedichte von Franz Schneider. Prag, Dominicus. 1880. 16. 2 M. 40 Pf.

Auch diese „Herbstblüten" strömen keinen sonderlichen poetischen Duft aus. Kein eigenartiger Klang begegnet uns auf den 145 Seiten. Wie gehaltlos sind nicht Dichtungen wie die folgenden:

Ein Mädchen sah von Ufersraud
Der Wellen muntres Treiben:
Ein stetes Haschen ohne Rast,
Ein ewig Fernsichbleiben. (!)

Sah dann die Wellen einzeln sich
Am Felsenriff zerschellen, —
Ging es dem Mädchen etwa nah? (?)
Es seufzt: „Ihr armen Wellen!"

Es fehlt nicht an sprachwidrigen Wendungen:

Der blaue Himmel wölbte
Sich friedlich ober mir.

In einem andern Gedicht heißt es:

In meinem Herzen sprießen
Der Blüten mancherlei,
Doch so wie in den Gärten
Ist Unkraut auch dabei.

Wenn der Verfasser diese Selbsterkenntniß besaß, warum hat er nicht mit schonungsloser Hand das Unkraut ausgejätet, ehe er uns einen Blick in sein poetisches Gärtchen thun ließ?

Den Schluß der Sammlung bildet ein erzählendes Gedicht: „Kaiser Max", in welchem das tragische Ende des zum Kaiser von Mexico erwählten Max von Oesterreich geschildert wird. Ein solcher Stoff erhebt Ansprüche auf des Dichters Gestaltungskraft, denen Schneider in keiner Weise gerecht zu werden wußte. Der Ausdruck steigert sich fast nie zu poetischem Schwunge, und die Behandlung der Versmaße ist allzu kunstlos. Daß es trotzdem dem Dichter nicht an Talent gebricht, beweist das Gedicht „König Enzio", das wir als das gelungenste der Sammlung bezeichnen.

3. Gedichte von Moritz Wilhelm Gotthard Müller (W. G. Gotthardi). Merseburg, Stollberg. 1880. 12. 1 M.

Man begreift nicht recht, was den Verfasser veranlaßt haben mag, diese Verse, die zu großem Theil nüchterne Gelegenheitspoesie enthalten, der Oeffentlichkeit zu übergeben. Im Liedartigen fehlt jeder dichterische Hauch, jede Kunst des Strophenbaues, und auch die erzählenden Gedichte entbehren jeder poetischen Präcision des Ausdrucks. Dagegen gelingt dem Verfasser das Spruchartige, das Gnomische in erfreulicherer Weise; z. B.:

Du schreitest fort nach Läng' und Breite,
Doch laß die Tiefe nicht beiseite!

Und nach dieser von ihm selbst empfohlenen Vertiefung möge denn auch der Dichter streben, wenn er sich in Zukunft dieses Namens würdig zeigen will!

4. Aus vergangenen Tagen. Gedichte von Arthur Dein (Arthur Maria Freiherr von Luttwitz). Zweite vermehrte Auflage. Eichstätt, Krüll. 1880. 8. 2 M. 40 Pf.

Diese Dichtungen stehen um eine Stufe höher als die oben besprochenen, ohne freilich eine ausgeprägtere dich-

terische Individualität zu verrathen. Einiges ist sehr artig, anderes nicht ohne Tiefe der Empfindung; aber der Ausdruck bleibt oft hinter dieser Empfindung zurück; sie ringt nach äußerer Gestaltung, und man bemerkt dieses Ringen nur zu oft auf Kosten des musikalischen Wohllauts der Verse. Auf S. 47 heißt es, und das ist für unsern Sänger bezeichnend:

Gefühle haben das mit Wasserspiegeln eigen,
Daß alle seichten murmeln, und daß die tiefen schweigen.

Aber der wahre Poet muß auch für die tiefsten Gefühle den entsprechenden Ausdruck zu finden wissen.

In vielen Liedern vermißt man die Steigerung der Empfindung. Sie erregen in ihren Anfängen die Spannung des Lesers, um mit einer prosaisch-alltäglichen Wendung zu schließen; z. B. die Eingangsstrophe:

Sie sitzt jetzt wol alleine
An ihrem Fensterlein,
Mit ihren Träumereien
Beim letzten Abendschein —

regt immerhin die Erwartung an; aber in welcher nüchternen Schlußwendung gipfelt das sonst nicht üble Lied:

Ich thue manchmal desgleichen,
Mein lange verlorenes Kind;
Man vergißt nicht die glücklichen Zeiten,
Ob lang' auch entschwunden sie sind.

Artig beginnt in gleicher Weise ein Lied:

Sitz' ich am Meeresstrande,
Wird mir das Herz so weh —
Ich liebe dich, du schöne,
Du blaue, unendliche See!

Aber eine wie matte Schlußwendung auch hier:

Ich fürchte zu ertrinken,
Wenn ich ins Auge dir seh —
Du bietest zu viel des Guten,
Du blaue, unendliche See!

Und doch weiß an andern Stellen der Poet mit glücklicherer Steigerung abzuschließen, z. B. in dem Gedicht „Das Geheimniß":

Schwer ist's, die Welt recht zu erfassen;
Es ist einmal des Menschen Brauch:
Sie schelten, wenn sich zweie hassen,
Und wenn sich zweie lieben — auch!

5. Graue Lieder. Von Louis Wolff. Zweite Ausgabe. Kassel, Wigand. 1880. 8. 2 M.

Diese sich mit dem Motto „Pessimistisch-fidel" einführenden Lieder zeigen allerdings eine eigenartige Begabung ihres Sängers, leiden aber noch allzu sehr an häufiger Kunstlosigkeit der Form, die es weder mit Metrum, Rhythmus und Reim noch mit der Wahl des Ausdrucks genau nimmt und vor Eckigem, Sprödem, Plattem, selbst Gemeinem nicht zurückschreckt. Das aber muß um so mehr befremden, als der Dichter sich gleich in seinen zwei ersten Liedern von einer „Sucht nach Schönheit" durchdrungen darstellt, welche ihn nirgends Befriedigung finden lasse. Sollte ihm denn aber der Zauber des wahrhaft Kunstschönen ganz verborgen geblieben sein? Jener Zauber, von dem Schiller in der „Huldigung der Künste" spricht:

Doch Schön'res find' ich nicht, wie lang ich wähle,
Als in der schönen Form die schöne Seele.

Und in der That, das Gebiet der redenden und bildenden Künste bietet doch Hohes und Reines genug, um auch den stärksten Pessimismus mit der schlechtesten aller Welten einigermaßen auszusöhnen, geschweige denn einen „pessimistisch-fidelen" Poeten, dem die Weltverachtung wie eine Doppelmaske zu Gesicht steht, die auf der einen Seite titanisch grollende Züge, auf der andern ein ziemlich selbstzufriedenes Lächeln zeigt. Muß dem schönheitssuchenden Dichter nicht vor den eigenen Versen grauen, wenn er singt:

Stieg höher — ging der Tag zur Rüst':
Da hat der Senner die Senn'rin geküßt,
All' zwei mit schmuzigen Füßen.

Und wie der Mensch dem Schmuze wehrt —
Was lebt, des Kothes Berg nur mehrt.

Das Talent des Dichters bürgt dafür, daß er bei reiferer Entwickelung, nach Ueberwindung seiner Sturm- und Drangzeit, die Pfade der schmerzlich von ihm vermißten Schönheit noch aufspüren und verfolgen werde.

Einzelne Stellen in den meisten Gedichten legen Zeugniß ab für eine kraftvolle Originalität, wenn uns des Unästhetischen nur nicht gar zu viel zugemuthet würde! Man höre:

Der Wechsel ist das Beste!
Bald idealische Gäste —
Und bald beim Schwein im Koth,
Drückt ihm die Bruderpfot'.

Der Wechsel ist das Beste!
Bald Spötter, höllenfeste —
Und bald voll Todesangst: —
Sauf' Wein, Schuft, wenn du bangst!

Und wie schal und humorlos ist am Schlusse dieses Gedichts das Wortspiel:

Der Wechsel ist das Beste:
Wenn er just recht vorm Feste
Kommt: sei's Postanweisung —
Sei's Geldbrief, das man brung.

Die Verse erhalten sich hier kaum noch auf ihren Füßen und der freie Athem des Rhythmus ist zu einem mühsamen Schnaufen geworden.

Dagegen zeigen Gedichte in freierm Maße, wie die schöne „Ode an die Geduld", eine erfreuliche Beherrschung der Sprache. Großartige Züge enthalten viele der ernsten Gedichte, z. B. „Ewigkeit", „Stillhalten" und andere. In den anakreontischen Weisen, in denen der Pessimist Liebe und Wein besingt, ist vieles Anmuthige und Sinnige. Hier wirft der Poet die Maske ab und zeigt sich in seinem eigentlichen Elemente. Daß übrigens Wolff den Weg bereits kennt, sich zur wahren Poesie emporzuheben, beweisen die zwei letzten Strophen des reizenden Gedichts „Kunst der Lieder":

Schuf einst ein Gott aus wüstem Nichts
Die wunderschöne Erde —
Ihm gleicht der Autor des Gedichts,
Er kürt nicht lang, spricht: Werde!
Und sieh', in Maß und Formen klar,
Ein Klanggebäude stellt sich dar,
Erstanden ohn' Beschwerde.

Wie einst Minerv' aus Jovis Haupt
Bewehrt und stolz entsprungen —
Der Vater kaum den Augen glaubt,
Was da hervorgedrungen: —
So wundert's oft den Dichter baß,
Daß so was in der Kehl' ihm saß,
Das freut nun Alt' und Jungen.

Und so wollen wir denn, nachdem wir des kritischen Amtes gewartet, die „Grauen Lieder" der Theilnahme der Lesewelt empfehlen.

6. Vom Stamme Asra. Ein Gedichtbuch von Ludwig Ganghofer. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1879. Gr. 16. 2 M.

Die poetische Vorrede dieser Gedichte lautet:

Nie saß ich in der Schule der Poetik
Und frug auch nie nach ihrem Darf und Soll,
Der Reime Reinheit und der Form Aesthetik —
Ich sang mein Lied, wie mir's vom Herzen schwoll,
Und kam mit Fragen niemals ins Gedränge
Um Silbenkürze oder Silbenlänge.

Ich habe — nicht der Letzte, nicht der Beste —
Nur durch des Lebens Schule mich gemüht,
Und jeder Aufschrei, den sie mir entpreßte,
Ich konnte nichts dafür — es war ein Lied.
In dieser Schule hab' ich nur erfahren,
Daß lang die Schmerzen, kurz die Freuden waren.

Diesen Liedern fühlt man es an, daß sie mit des Dichters Herzblut geschrieben sind. Jedoch der Aufschrei, als welchen Ganghofer sein Lied bezeichnet, ist oft zu maßlos, zu überschwenglich, um nicht des Wohllautes und der Harmonie der Kunstschönheit verlustig zu gehen. Namentlich der Ausdruck der Liebesempfindungen streift mitunter an das allzu Excentrische. Das Gedicht „Werbung" schließt in dieser Weise:

Sei du mein Weib,
So bist du Gott dem Geiste —
Und meinem Leib
Die Welt, die gottumkreiste!

Was für ein übertriebenes Bild entrollt uns der Poet in dem Gedicht „Nächtige Stunden", wenn er seine heißen Thränen die Wangen hinabrollen und am Boden ein tiefes Grab höhlen läßt, wenn — horribile dictu — sich der Sänger in das thränengehöhlte Grab hineinlegt, um von dem ewigen Leichensteine seines ewigen Leides zugedeckt zu werden!

An einer andern Stelle läßt er lodernde Flammen eines Gemäuers „Herz zusammenfressen"; er spricht von des Mundes „süßer Ueppe", von der Glätte der „Hüften der Nelke"; aus der Lippe „quillt ein Meer von Stoßgebeten", der Wald wird der „Sorgen Truhe" genannt u. s. w.

Und dennoch hat derselbe Dichter, bei dem uns solche Geschmacklosigkeiten und Uebertreibungen begegnen, ein entschiedenes Talent für das Einfache, Sangbare, Volksliedartige. Dahin gehören die auch in der Form geläuterten Gedichte „Spaziergang", „Heimweh", „Heimkehr", „Matrosenwacht", „Der verlorene Sohn", in welchen eine gewisse Schlichtheit der Empfindung sich ausspricht, die von der Siedeglut der Leidenschaft und Sinnlichkeit in andern Liedern wohlthuend absticht. Als den Glanzpunkt der Sammlung möchten wir „Die Lieder des Pappenheimers" bezeichnen, die, im Tone des Volksliedes gehalten, sich durch Anschaulichkeit und Lebendigkeit hervorthun.

7. Der neue Romanzero. Von Gerhard von Amyntor. Hamburg, J. F. Richter. 1881. 8. 6 M.

Das ist ein Buch, dem Theilnahme nicht fehlen wird. Die Sammlung beginnt mit einem Cyklus von „Romanzen und Notturnos", deren erstes Stück gleich warmes Interesse erregt. Es stellt den Untergang des Dampfers Pommerania dar und verherrlicht den Kapitän des Schiffs, Schwensen, der das ihm anvertraute Fahrzeug nicht verlassen wollte und, endlich von den empörten Wellen fortgerissen, dennoch Rettung wie durch ein Wunder fand. Was in seiner Brust vorgeht, als er mit dem Aufruhr des Meeres kämpft, im Angesichte des gewissen Todes, ist mit überzeugender psychologischer Wahrheit in Reime gegossen; dagegen schwächt der Schluß der Dichtung die Wirkung ab: es ist der Gedanke an sein einsames Weib, der den Seefahrer mitten in der Gefahr der Fluten nicht verläßt, die Hoffnung auf ein Wiedersehen, welche die schon ermattete Kraft noch einmal stählt, und so scheint alles auf die Wiederbegegnung der beiden Gatten als auf den Gipfelpunkt der Dichtung hinzudeuten, des Lesers Phantasie arbeitet dem Poeten voraus diesem krönenden Ziele entgegen; aber da schwinden dem Schwimmer auf den Verswogen die Kräfte, und anstatt des jubelvollen Brausens der an das ersehnte Land anschlagenden Brandung, wie die Wiederkehr und das Wiedersehen des Schiffers hätte geschildert werden müssen, klingt es wie das zahme Murmeln einer sich verlaufenden Ueberschwemmungsflut aus den mit so großer Spannung erharrten Zeilen:

Es war just um die Weihnachtszeit —
Manch einsam Herz trug schweres Leid —
Da breitete im schlichten Haus
Ein deutsches Weib die Arme aus.

Die Dichtung „Judas" enthält einen in iambischen Quinaren abgefaßten Monolog des Heilandsverräthers, der während der Kreuzigung Christi mit den Qualen seiner Seele kämpft und sich zum Selbstmord anschickt. Es fehlt keineswegs an packenden, bedeutsamen Zügen, aber das Ganze wirkt, zumal bei seiner großen Länge, doch etwas zu declamatorisch.

Auch die Dichtung „Andromeda" hat etwas Steifes und Kaltes; der mythologische Stoff ist nicht Fleisch und Blut geworden. Sehr originell und wirksam, vielleicht hier und da nur zu realistisch gefärbt, ist das folgende Gedicht: „Das Ende der Witwe Capet".

„Der Tod des Marcus Antonius", ein sich in sehr formgewandten Achtzeilern bewegendes Poem, würde noch viel wirkungsvoller sein, wenn der Verfasser darauf verzichtet hätte, ein ganzes Stück römischer Geschichte vom Lupercalienfeste Cäsar's bis zur Schlacht bei Actium vor dem sein Leben überschauenden Helden vorüberziehen zu lassen. Durch Streichung oder wenigstens Kürzung dieser Stelle müßte die Dichtung außerordentlich gewinnen.

In dem Gedichtcyklus „Traumbilder" oder „Was mir von der Milchkuh geträumt hat" ist in Rhythmus, Versmaß und Ton der Darstellung das Vorbild Heinrich Heine's, obwol dieser neue Romanzero gegen den Sänger des alten Front macht, dennoch unverkennbar. Dieser Cyklus enthält eine beißende Satire, die sich gegen die zeitgenössische Literatur richtet. Die Allegorie ist indessen nicht durchsichtig genug und manche Geiselhiebe treffen in das Leere. Die Frauenwelt aber, an welche sich der dem Buche beigelegte Prospect wendet, dürfte doch wol vor gewissen Strophen zurückschrecken:

Am Rieseneuter der Riesenkuh
Sah ich viel tausend Zitzen;
Sie konnten wol einen Ocean
Des fettesten Schmands verspritzen —

Oder:

Vom Euter bis zum Haupt war's weit;
Was scheußlich am Hintertheile
Des Thiers verübt ward, war mir nun
Entrückt zu meinem Heile.

Die ganze Allegorie gehört dem Bereich des Unästhetischen an, obwol sie aus des idealen Schiller Distichon auf die Wissenschaft hervorgegangen zu sein scheint:

Einem ist sie die hohe, die himmlische Göttin; dem andern
Eine tüchtige Kuh, die ihn mit Butter versorgt.

Der übrige Theil dieses Romanzero ist im großen und ganzen als eine gereimte Polemik gegen den Pessimismus aufzufassen, und so hat denn eine Anzahl dieser Lieder das Frostige der Tendenzpoesie nicht zu überwinden vermocht.

Die „Friedhofsmelodien" bergen Klänge tiefster Empfindung; in der Abtheilung „Quodlibet" macht sich oft eine warme Religiosität wohlthuend geltend, und der Poet tritt auf als Prediger thätiger, opferfreudiger Menschenliebe. Man lese die schöne Strophe:

Bist du auch Fürst nicht, noch Poet,
Auch Künstler nicht — getrost! Den Maden
Verfällt ja doch, was hier entsteht;
Sei nur ein Mensch von Gottes Gnaden!
Ein ganzer Mensch voll Huld und Heil,
Der liebend einer Welt begegnet
Und selbst die Feinde duldsam segnet!
Dann rettest du dein ewig Theil!
Dann kann dir Nacht und Tod nicht schaden;
Sei nur ein Mensch von Gottes Gnaden!

Während aber an vielen Stellen der Pessimismus nur ganz obenhin gestreift wird, ohne daß es dem Verfasser gelingt, die dieser ernsten Lebensanschauung wesentlichen Grundlagen zu erschüttern, tritt in dem Schlußgedicht der Sammlung, dem dramatischen Mysterium „Der letzte Mensch", eine wohlberechtigte Opposition gegen die haltlos phantastischen Träume der Philosophie des Unbewußten hervor, die durch die endliche allgemeine Selbstverneinung des Willens zum Leben von seiten der ihres Elends müden Menschheit den seligen Zustand der Nirwana herbeizuführen wähnt. Und so darf dies Mysterium, eine formvollendete und gedankenreiche Dichtung, einen vollen Anspruch auf allseitige Beachtung erheben.

In dem „Nachspiel" der Sammlung endlich wird den Leiden und unlösbaren Räthseln der Welt gegenüber jene Resignation empfohlen, in welcher sich Optimismus und Pessimismus getrost vereinigen dürfen:

So sei, du trotzig-zages Herz,
Denn still, und nicht zu lösen suche,
Warum hienieden herrscht der Schmerz,
Warum die Welt verfiel dem Fluche!
Kein Weiser gibt dir Kunde je;
Umsonst ist solch Erkenntnißstreben;
Doch zwingst du alles Leid und Weh,
Wenn du dich gläubig lernst ergeben.

8. Dichtungen von Paul Schönfeld. Stuttgart, Metzler. 1880. 12. 2 M. 40 Pf.

Mondscheinsüchtige Liebeslyrik wird man hier vergebens suchen; aber gedankenreiche, von männlich ernster Gesinnung zeugende Gedichte begegnen uns in erfreulicher Zahl. Schönfeld ist ein Jünger Platen's und als solcher ein Feind des Platten; in dem kunstgerechten Bau des Distichons und horazischer Strophen zeigt er eine unter den jüngern Dichtern immer seltener werdende Meisterschaft; ohne jede Künstelei ist der Spondäus in den antiken Maßen überall gewahrt und so eine metrische Plastik erreicht, die alles Lob verdient. Sämmtliche der Sammlung einverleibte Oden befriedigen nach Form und Gehalt in hohem Grade, und in den Sprüchen und Epigrammen (hier wird Platen gefeiert) fesselt Schärfe und Selbständigkeit des Urtheils. Liedform, Sonett, Terzine, trochäischer Tetrameter, Nibelungenstrophe werden mit gleicher Formbeherrschung behandelt. Werthloses und Gehaltloses birgt das Buch fast auf keiner Seite. Wer sich an classischen Mustern so gebildet wie unser Poet, weiß eben eine Selbstkritik zu üben, die das Bedeutungslose ausscheidet. In diesem Sinne sind wir durch Schönfeld oft an die trefflichen Oden und Epigramme des ihm geistverwandten Albert Möser erinnert worden.

Als Probe der Sprach- und Versgewandtheit des Dichters fügen wir die an Wilhelm Jordan gerichteten Distichen bei:

Gānz ŭndēnkbār sei's, zwēi glēich vŏlltŏnĭge Sĭlbĕn
Nebeneinander zu reihn, meinst du, in deutschem Gedicht?
Falls du vergönnst, gern wünscht' ich ein Stücklein dir zu berichten,
Nicht der Bekehrung halb, einzig dem Scherze zu Lieb'.
Als ich Student noch war und zu hochnothpeinlicher Prüfung,
Ueber die Bücher gebeugt, ernst mich bereitete vor:

Sieh, da verstörte mich jeglichen Tag ein greulicher Stentor,
Welcher die Gasse wie toll füllte mit rüdem Geschrei.

„Bettstroh!" brüllte der höchst volksthümliche Schreier in einem,
Jegliche Silbe bekam ihren gebührenden Ton;
Lang aushallte die letzte zumal, ja es fügte sich oftmals,

Daß er sogar „Bettstróh" maß, anapästisch betont.
Wahrlich, zu dir oft wünscht' ich den bettstrohschreienden Unhold,
Der du von ihm wol mehr konntest gewinnen als ich:
Hätte der Mann doch können belehren den trefflichen Dolmetsch,
Welcher sich grade verging schwer an Homer's Odyssee,
Daß mit der Holzklotzblocktheorie kein Kranz zu erringen,
Weil Hausirer sogar besser die Metrik verstehn.

9. Tropfen des Lebens, gesammelt von Frau Emma Gebauer. Leipzig, Baldamus. 1880. 12. 2 M.

Eine empfehlenswerthe Sammlung von Sprüchen, Maximen und Reflexionen in Reim und Prosa. In der Angabe der Urheber der Sentenzen ist die Verfasserin nicht immer genau und sorgfältig; so steht z. B. unter dem sinnigen Spruche: „So wie der Weihrauch einer Kohle Leben erfrischt, so erfrischt das Gebet die Hoffnungen des Herzens", das Wort „Lebensansichten", wahrscheinlich der Name irgendeiner von der Sammlerin benutzten Anthologie; bekanntlich aber ist kein Geringerer als Goethe der Verfasser dieses Ausspruchs.

10. Zwei Herzen und ein Schlag. Epische Dichtung von Jean Bernard. Leipzig, Wartig's Verlag. 1880. 8. 80 Pf.

Der Autor will uns in dieser Erzählung eine freie Nachdichtung eines mittelhochdeutschen Werks geben, indem er sich der Idee jenes hohen Liedes der opferfreudigen Freundestreue bemächtigte, der Idee Konrad's von Würzburg in seinem „Engelhart und Engeltrut". Bernard folgt dem Faden der Erzählung Konrad's ziemlich genau, nur daß in dem Originale Engelhart, um seinen Freund Dietrich von der Wiselsucht zu heilen, wirklich seinen beiden Kindern die Häupter abschlägt und durch das Blut der Unschuldigen die Genesung des Siechen bewirkt. Freilich findet er bei seiner Heimkehr beide Kinder auf dem Bette spielend, jedes einen rothen Faden um den Hals. Von dieser Tödtung und von diesem Wunder hat der Bearbeiter Abstand genommen. Anstatt der kurzen Reimpaare Konrad's findet sich hier der Nibelungenvers. Wenn aber der Autor hofft, durch diese Nachdichtung der mittelhochdeutschen Literatur neue Freunde zu gewinnen, einer Literatur, deren Erzeugnissen er die Breite unnöthigen Ballastes und den Mangel künstlerischer Gestaltung nicht mit Unrecht zum Vorwurf macht, so dürfte diese Hoffnung wol eine trügerische sein; denn Bernard behandelt den Vers gar zu kunstlos, seine Darstellung ist allzu reich an trockenen prosaischen Wendungen und erhebt sich an keiner Stelle zu wahrhaft dichterischem Schwunge:

An einem schönen Herbsttag war König Herbot's Bann
Hinaus zur Jagd gezogen, und allen weit voran
Der König mit dem Prinzen; nun kehrte Siegbert um
Und eilte nach der Liebe und Treue Heiligthum:
So nannte er den Garten, wo er Hildgunde fand.
Er küßte ihre Lippen und drückte ihre Hand,
Und wußte tausend Dinge von großer Wichtigkeit
Dem Liebchen zu erzählen, und so entflog die Zeit.

In dieser nüchternen Monotonie des Ausdrucks schleppen sich die Zeilen seitenlang mühselig dahin.

11. Die Rache der Bajadere. Ein romantisches Gedicht in sechs Gesängen nebst Introduction von Hermann Friedrichs. Zürich, Schmidt. 1880. 8. 1 M. 60 Pf.

In meist recht flüssigen iambischen Dimetern gibt der Autor eine indische Erzählung, der es nicht an spannenden Momenten, wohl aber mitunter an Klarheit und Durchsichtigkeit der Darstellung und Motivirung fehlt. Die Reime sind nicht immer correct (brach — Tag; lag — sprach; hoch — wog; folgte — erdolchte; zeigte — reichte; Reliefen — Hieroglyphen). Gewagte Wendungen, unrichtige Construetionen, falsche Bilder finden sich nicht selten, z. B.:

Doch sah ich häufig unverstanden
Mein Wort an ihrer Jugend stranden.

Unrhythmisch und prosaisch ist:

Vanina kehrte nicht mehr wieder
Zum Ort, wo sie sich sonst ließ nieder.

Ebenso:

Doch es bedurft' der Mahnung nicht —

Ein seltsames Gleichniß:

— Des greisen Alten,
Der unbeweglich, wie vordem,
Dasaß, ein mystisches Problem.

Vom Rosse wird gesagt:

Ich theilte seine Ungeduld,
Im Sattel saß ich bald behende,
Bewerbend sich um meine Huld,
Trug's eilig mich durch die Gelände.

Im ganzen jedoch verräth diese Dichtung ein entschiedenes Erzählertalent, eine bewegliche Phantasie.

12. Ein Wintermärchen von Stephan Waetzoldt. Hamburg, O. Meißner. 1880. 8. 1 M. 50 Pf.

Eine harmlose Märchendichtung, in welcher sinnig die Entstehung der immergrünen Tanne und der Eisblumen am winterlichen Fenster erzählt wird. Reimlose Verse aus je fünf Trochäen bilden die Form. So glatt und sauber auch diese Zeilen dahinfließen, der Dichter hätte besser gethan, ein kürzeres, zierlicheres Metrum zu wählen und auf den Schmuck des Reims nicht zu verzichten. Dergleichen poetische Nipptischsachen verlangen die äußerste Eleganz und Anmuth der Einkleidung.

13. Waldvöglein auf der Lebensreise. Ein allegorisches poetisches Märchen für Jung und Alt. Von Friedrich Gindler. Berlin, F. Luckhardt. 1880. 8. 3 M.

Eine liebenswürdige, nur in den landschaftlichen Schilderungen mitunter zu langathmige Schöpfung, deren trochäische Dimeter leicht und anmuthig vorüberklingen. Eingestreute Liederchen der Waldvöglein vermissen wir ungern;

sie hätten die Monotonie des gewählten Rhythmus, welche durch die zu knapp angelegten Strophen hervorgerufen wird, angenehm und wirksam unterbrechen können. Der naive Märchenton ist sehr glücklich getroffen, die Allegorie drängt sich nirgends in störender Absichtlichkeit hervor, und das Ganze hinterläßt einen freundlichen, sonnigen Eindruck.

14. Kaiser Wilhelm der Erste oder Barbarossa's Erlösung. Von F. Rohde. Leipzig, Friedrich. 1880. Gr. 8. 3 M.

Der Verfasser scheint eine moderne Ilias beabsichtigt zu haben. Ungemeinen Fleiß hat er auf den correcten Bau seiner Hexameter verwendet, in welchem der Spondäus überall zu dem ihm oft bestrittenen Rechte gelangt; dagegen geht er zu frei mit der Wortstellung um, die nicht selten gegen den Geist der Muttersprache verstößt; namentlich ist es die allzu häufige Stellung des Objects vor dem Prädicat in Hauptsätzen, an welcher wir Anstoß nehmen müssen. „Campe die Mannen begeistert — Grollend der Gegner sein Feuer eröffnet — Der Edle seine Gefährten emporführt" und zahllose andere Stellen wirken schwerfällig und steif durch diese Umwechselung der Satzglieder, die mit Leichtigkeit hätte vermieden werden können. Statt:

Campe die Mannen begeistert und muthvoll stürmen sie vorwärts.
Grollend der Gegner sogleich sein tückisches Feuer eröffnet —

müßte es ohne jede Gefährdung des Rhythmus heißen:

Campe begeistert die Mannen und muthvoll stürmen sie vorwärts.
Grollend eröffnet sogleich sein tückisches Feuer der Gegner.

Aehnlich ließen sich Hunderte von Hexametern mühelos verbessern. Ebenso unleidlich ist die ohne jeden Grund bis zum Ueberdruß gebrauchte Aufhebung der Inversion, der Umstellung des Subjects und Prädicats, wo doch diese Inversion durchaus geboten ist. Die Abänderung wäre auch hier ohne weiteres leicht zu finden. Für:

Endlich die Krieger ermüden, Erquickung alle begehren —
Drohend das Erz zur Erde versinkt, vom Feinde gesendet —
Jetzt noch tiefer die Nacht den verhüllenden Schleier herabsenkt,
Gänzlich der Donner verstummt —

müßte gesagt werden:

Endlich ermüden die Krieger, und alle begehren Erquickung —
Drohend versinkt zur Erde das Erz, vom Feinde gesendet —
Tiefer herab noch senkte die Nacht den verhüllenden Schleier,
Gänzlich verstummte der Donner.

Mehr noch als diese Verrenkung der Satzglieder und gelegentliche Härten der Construction schadet dem Epos der Umstand, daß seine Hexameter mehr prosodische Uebungen als eigentliche Poesien enthalten. Dem ungeheuern Stoffe gegenüber fehlt die sichtende und ausscheidende Gestaltungskraft. Anstatt aus dem Riesenkampfe die welthistorischen Gipfelpunkte herauszugreifen und in ihrer Darstellung das Ganze des Feldzugs sich spiegeln zu lassen, wie es z. B. Ernst von Wildenbruch in seinen wirkungsvollen Gedichten „Sedan" und „Vionville" mit so großem Erfolge gethan hat, gibt uns Rohde eine weitschweifige versificirte Kriegschronik, und seine Verscolonnen mühen sich an Vorpostengefechten und unwesentlichen Kampfarbeiten ebenso ab wie an den gigantischen Hauptactionen. Der Aufmarsch der Truppen und jedes Kampfdetail wird erörtert:

Seitwärts ritten die Sachsen, den östlichen Wald zu gewinnen.
Drauf Mac-Mahon naht. Der gebietende König den Angriff
Jetzt noch weise vermeidet, den westlichen Saum der Argonnen
Konnte der Kronprinz erst nach hastigen Märschen erreichen:
Nur die vereinigten Kräfte das Kampffeld siegend beherrschen.
Westwärts über die Maas zieht drum der bedächtige Kriegsherr
Wieder die Sachsen zurück, gen Norden die Feinde zu drängen,
Seydlitz rasch Nouart und die wichtigen Höhen besetzte.
Feindliche Züge der Führer gewahrt, Failly die Cohorten
Stolz gen Osten geleitet, der Feldherr hegte die Hoffnung,
Nahe Stenay die Gestade der Maas noch heut' zu gewinnen.
Hastig das Feuern beginnt, nicht darf der gerüstete Gegner
Froh zum Ziele gelangen, und Rohrscheidt führte die Mannen
Muthvoll über die Fluren, der Gallier Zug zu bedrängen.

Solche Stellen, denen jede Anschaulichkeit gebricht und die mit dem Wesen der Poesie nichts zu thun haben, bietet jede Seite. Hunderte von Namen schwirren an unserm Ohr vorbei, hallen und verhallen, und der siegestrunkene poetische Feldherr führt unaufhörlich neue spondäengepanzerte Regimenter von Hexametern in den Kampf, ohne durch sein daktylisches Schnellfeuer seinen schlimmsten und gefährlichsten Gegner, die Ermüdung und Abspannung des Lesers, zum Weichen zu bringen. Dazu kommt, daß im Anfange die in Hexametern geführten diplomatischen und Staatsgespräche wie die Commandoworte im Gewande Homer's etwas durchaus Gespreiztes und stellenweise Komisches haben. Es ist, als ob man Kaiser Wilhelm und seine großen Führer in langwallender Toga vor sich erblickte.

Diese Ausstellungen hindern nicht die Anerkennung eines ausnehmenden Fleißes, der es hier und da auch zu einzelnen wirkungsvollen Schilderungen des gewaltigsten aller Kriegsdramen gebracht hat. Concentration des poetischen Rüstzeugs auf einen Punkt — und ein lohnenderer Erfolg wäre sicherlich nicht ausgeblieben!

Emil Taubert.

Von Rumänien bis ins Zululand.

1. Neue rumänische Skizzen. Uebersetzt von Mite Kremnitz. Leipzig, Friedrich. 1880. 8. 3 M.

Die Uebersetzerin, deren Kunst sich an diesen fünf ursprünglich rumänisch veröffentlichten Novellen voll bewährt, beabsichtigte mit ihrer der allverehrten Fürstin Elisabeth von Rumänien gewidmeten Arbeit nur „der emporstrebenden Literatur Rumäniens einige neue Freunde zu gewinnen". Nicht alle diese Erzählungen möchten dazu angethan sein; einige sind gar zu unbedeutend in ihrem Inhalt oder, wie die Dorfgeschichte aus Siebenbürgen „Vaters Budulea", von widerwärtiger Breite. Die beiden wol aus gutem Grund vorangestellten Lebensbilder aus dem Fürstenthum Rumänien leisten dafür noch viel mehr, als die Uebersetzerin durch deren Einkleidung in deutsches Gewand erstrebte: sie führen uns zu recht intimer Betrachtung des rumänischen Bauernstandes, d. h. fast der rumänischen Nation, zeigen uns den gemeinen Mann im Frieden der Dorfidylle wie im Getümmel der Schlacht und verrathen deutlich, daß die wackern Waffenthaten der Rumänen aus jüngster Vergangenheit das Nationalgefühl dieser noch vor kurzem kaum genannten Nation und, wie das gewöhnlich zusammentrifft, nicht minder ihre Literatur mächtig angeregt haben.

Tragische Conflicte bringt auch in dieses walachische Dorfleben die alte böse Sitte, daß die Aeltern frühzeitig, noch im Kindesalter, die Tochter im stillen versprechen. Martha, eine junge Bäuerin, steht am Vorabend des Tags, an dem sie mit dem Mann verlobt werden soll, den sie sich längst schon gewöhnt hatte als ihren künftigen Gatten anzusehen; ihr ist das Herz darob voll Bekümmerniß, denn sie sieht der Verlobung wie der Ableistung einer Gehorsamspflicht entgegen, und, ohne daß sie es sich recht eingestehen mag, gehört ihre Neigung einem armen Gebirgshirten, der so herrlich auf der Schalmei zu spielen weiß. Da — sie hat sich in der Dämmerung auf ein stilles Plätzchen im Hausgarten unter den Birnbaum zurückgezogen, dessen herbstlich vergilbtes Laub die Fledermäuse umschwirren — da tönt von fern her durch stille Abendluft eine Doina von der wohlbekannten Hirtenflöte:

„Er!" — rief sie, verloren in dem Sinne dieses Worts. Dann machte sie sich auf, als wäre sie von einem Zauber befangen, trat aus der Pforte hinten im Garten durch die Dornenhecke, die die Weingärten einschließt, und ging vorwärts und vorwärts, wie besinnungslos, mit aufgelöstem Haar, mit flammenden Augen, gerötheten Wangen, mit von innerm Sturm wogender Brust, eilte weiter, den süßen, sehnsuchtsvollen Tönen nach, durch die Reihen der Weinstöcke, durch die dicken Sträucher, immer schneller, immer unruhiger, immer trunkener nach dem Glück seiner Nähe.

Oben auf dem Bergrücken findet sie ihren Miron unter einem Eichbaum. Der Mond scheint hernieder auf eine Scene süßer Wehmuth. Miron hat sich nie Hoffnung auf Martha's Hand machen dürfen, und doch, seitdem er gehört, daß sie sich verheirathen wird, überkommen ihn wahnsinnige Gedanken, und heimatlos, seine Heerde verlassend, irrt er durchs Land. Es mögen wirklich echte Gefühle dieser südländisch erregbaren Natur sein, die er da unter dem Eichbaum, die Schalmei fortschleudernd und die Geliebte umschlingend, äußert:

„Martha", sagte er leise, „ein einzig mal lebt der Mensch nur, aber ich wünschte in diesem Augenblick zu sterben. Ach, wie viel habe ich gedacht, wie viel habe ich geträumt, wie oft habe ich mir das Glück erstohlen, indem ich mich glücklich wähnte! Du hast nicht auf den Bergen gelebt, du kennst nicht die Zierde der Welt. Wenn der Himmel klar ist und die Winde sich zur Ruhe gelegt, hört man von unten aus dem Thal das Murmeln der Bäche, ein Geräusch, das ewig und immer dasselbe ist, dann nehme ich meine Hirtenflöte, denke an dich und spiele. Die Töne zerreißen mir das Herz, aber ich spiele, damit es zerreiße. Wenn sich dann der Sturmwind erhebt und die Bäume sich biegen, brechen und mit der Wurzel ausgerissen werden, wenn der Bach überschwemmt im Thal, wenn es scheint, als wolle die Welt untergehen, dann schau' ich auf diesen Hügel, ich suche ihn im Nebel, und wenn ich ihn sehe, zerreißt sich mir das Herz, aber ich suche ihn, damit es zerreiße. Seitdem ich dich gesehen, Martha, ist mir, als hätte ich siebenfaches Leben, so viel hab' ich mich abgemartert, daß es ein Wunder ist, daß ich mich nicht aufgezehrt habe. Jetzt aber, wo ich dich in meinem Arm fühle, kommt es mir zu glauben, daß ich nicht träume, ist mir, als müsse ich vergehen, verlöschen, mich verzehren."

Weiterhin finden wir ein hübsches Bild eines Tapfern von Plewna. Andrei Florea ist Soldat gewesen im 13. Dorobanzenregiment. Die Uniform stand ihm nicht schlecht: die schön um den Fuß geschnürten Sandalen, der lange Mantel, um die Taille mit einem Riemen zusammengehalten, hauptsächlich die kokette Mütze, über dem Ohr zurückgebogen und mit der Truthahnfeder geschmückt, weshalb man jeden dieser Dorobanzen selbst einen Curcan, d. h. einen Truthahn nennt. Der russisch-türkische Krieg bricht aus, Andrei muß wieder die Federmütze aufsetzen und mit den Dorfgenossen auf den Sammelplatz des Regiments gen Süden an die Donau ziehen. Achtzehn junge Curcane treten am Dorfkreuz zusammen, wo sie von den Ihrigen Abschied nehmen, nur seine Katrina hat Andrei vergebens gesucht, um ihr Lebewohl zu sagen.

Hundert Mützen und Hüte und hundert Tücher wurden in der Luft geschwenkt, um uns „gut Glück" zu wünschen. Das ganze Dorf begleitete uns bis an das Dorfthor hinaus; Paraskivas Toader, der Alte, kam trotz seiner Krücken mit der Menge mit, den Mund voll Worte der Ermuthigung; Anton Aghiuza, ein buckeliger Zwerg, der Possenreißer des Dorfs, kletterte auf das Thor und rief uns mit lauter Stimme nach: „Glück auf den Weg, Kinder! Bringt mir jeder von euch eine Pistole mit, daß ich sehe, wie der Türke ausschaut; nach dem Sprichwort: Wie der Türke, so die Pistole!"

Es war im April. Der kleine Wanderzug ging durch einen frisch ergrünenden Laubwald. Da tritt im Mondenschein Katrina hinter einem Stamm am Wege hervor, wo sie ihren Andrei zu einem feierlichen Schwur erwartet hatte:

„Mir ist so bange, daß du mich vergißt, Andrei." — „Ich dich vergessen! Aber geh' ich dorthin etwa zum Tanz oder zu

Spinnabenden? Bitte lieber den Herrgott, daß ich nicht todtgeschossen werde, Katrina!“ Dann, mich ermannend, nahm ich sie in die Arme und küßte sie auf die Stirne, sie aber seufzte schwer und sagte: „Andrei, schwöre mir, daß du mir treu dein Wort halten willst!“

Voll froher Zuversicht schwört's ihr Andrei zu, und sie erwidert wie mit dem Blick der Seherin: „Wisse wohl, Andrei, daß ich in der Stunde, in welcher du diesen Schwur brichst, sterben werde.“ Darauf verschwindet sie im Schatten der Bäume, und aus dem Dickicht schallt's noch nach: „Geh mit Gott, Andrei, und vergiß mich nicht!“

Drei Wochen später sind die jungen Truppen an der Donau zum Vormarsch ins alte Feindesland, ins Land ihrer herzlosen Bedrücker von ehemals bereit. Im Mittsommer aber erst geht's über die geschlagene Schiffbrücke aufs türkische Ufer. Sechs Tage später ist man vor den Wällen von Plewna, und nun fuhren so manchmal die türkischen Flintenkugeln in den ruhigen Kessel, in welchem der „Borsch“, die saure Walachensuppe, brodelte.

Der 30. August, die Erstürmung der Grivitza-Schanze, wird Andrei's großer Tag. Er geht furchtlos den Tod speienden Feuerschlünden in Reih' und Glied mit seinen Dorfgenossen entgegen — hat ihm doch Katrina geweissagt, ihn werde keine Kugel tödten.

Mit gezücktem Säbel, die Fahne in der Hand, stürmt der Hauptmann den Seinigen voran, und bald ist der Steilrand der historischen Schanze gewonnen. Hören wir von ihrem Erklimmen den braven Andrei selbst reden:

In einem Augenblick war der Graben vor der Schanze mit unsern Maisstrohbündeln und Korbgeflechten gefüllt, noch mehr aber mit Menschenleichen; dann wurden Hunderte von Leitern, die wir auf dem Rücken mitgebracht, an den Wall gelegt, und unsere Cureanmützler, die von Kindheit an gewohnt waren über Zäune und Hecken zu springen, kletterten wie die Katzen hinauf. Hier war der Anblick furchtbar, der Kampf war näher Mann gegen Mann; das gefiel uns aber mehr, denn bisher hatten wir nur auf Erdwälle gezielt, während die Türken in unser lebendes Fleisch schossen. Heiliger Gott! Viele unserer Leitern brachen entzwei, viele Dorobanzen fielen in die Schanzen, mit ihren Körpern Brücke bildend, und das alles ausgewählte Truppen, Hochländer, die abgemessen mit dem Wort, aber ausdauernd bei der That; doch auch viele Türken fielen, durch unsere Kugeln getroffen, wie Elstern von den Höhen von Grivitza hinab.

Eben im Begriff, die Fahne auf der Schanzenzinne aufzupflanzen, stürzt der Hauptmann, in die Brust getroffen. Andrei rafft die Fahne auf, schwingt sich trotz dem Säbelhieb des Türken, der seine Linke beim letzten Ansatz trifft, auf die Brüstung und vollbringt, was sein Hauptmann — der noch kürzlich versprach, nach dem Heimzug sein Trauzeuge sein zu wollen — sterbend ersehnte.

Im grimmigen letzten Strauß wird unser Curcan schwer verwundet und sinkt bewußtlos nieder. Er erwacht wie aus einem Traum — im Hospital. Dort auf dem Schmerzenslager erscheint vor ihm Fürstin Elisabeth, überreicht ihm das russische Georgskreuz vom Zaren, den rumänischen Stern seines Fürsten, ja hängt ihm die blanken Kreuze eigenhändig an die Brust.

Ich hatte wirklich gar nicht gewußt, daß ich solch eine Heldenthat vollbracht hatte. Als sich dann die Fürstin umwandte, um mit den andern zu reden, näherte sich mir ein Fräulein, die mit ihr gekommen war, die jüngste von allen, mit so schwarzen Augen und so langen Wimpern, wie ich noch nie gesehen, und sagte: „Andrei, erkennst du mich nicht? Ich habe dich gepflegt, als du in den schweren Fiebern lagst.“

Seitdem kommt unserm Andrei Florea die holde Fee mit dem rothen Kreuz nicht mehr aus dem Sinn; er bewundert ihre kleinen Füße — eins der vielen echt romanischen Schönheitsattribute der Rumänen — und kann sich nicht satt sehen an der dunkeln Augenglut unter den verschleiernden Wimpern, wenn sie ihm den Puls fühlt, oder nun gar wenn sie die Hand auf seine Stirn legt, um die Fieberhitze zu prüfen. Wenn sie an der Seite des Arztes kommt und der ihm das wilde Fleisch ausschneidet, dann hält er fein still, wie er scherzt, nur um die weißen Zähnchen zu sehen, welche das schöne Fräulein zwischen lächelnden Lippen zeigt.

Ach, endlich ist er geheilt; die Fürstin schickt ihm noch eine Börse mit Geld zur Reise, und traurig ob des Abschieds von der nun nimmermehr zu schauenden Samariterin wandert er seinem Dorf im nördlichen Grenzgebirge zu, trauriger, als er es einst verlassen. Zwanzig lange Tage geht er bis Floresti, gequält von der Sehnsucht zurück und doch auch wieder von der Sehnsucht vorwärts.

Als ich aber an das Thor des Dorfgeheges kam und von fern den Rauch aus dem Schornstein unsers Hauses sah, als ich an den alten Vater, der in seinen Krücken hing, dachte, an die Felder und das Vieh, das auf seinen Herrn wartete, da wurden meine Schritte so viel größer, daß ich beinahe lief. Wer mir nur auf der Dorfstraße entgegenkam, schloß sich mir an, und bis ich an unsere Hausthür kam, war das ganze Dorf davor versammelt. Die Freude meines Vaters, als er mich sah und in die Arme schloß, kann ich gar nicht beschreiben. Die Thränen rannen wie Bäche in den Furchen seines Gesichts. Dann fing jeder an, die Wunden an mir zu untersuchen, auch meine Kreuze, dann die von Kugeln durchlöcherte Uniform und fragte mich dabei nach den Erlebnissen des Kriegs. Einige, mit der Hand am Mund, wunderten sich, andere lachten und scherzten: „Unkraut vergeht nicht!“ Aghintza durchsuchte immerzu, ob ich ihm keine Pistole mitgebracht, damit er wisse, wie ein Türke aussähe — als ich plötzlich die Dorfglocken läuten hörte! Ohne zu wissen warum, fühlte ich mir das Herz in der Brust erstarren. „Was bedeutet das?“ fragte ich. „Nichts“, antwortete Aghintza, „es ist die arme Katrina, die zu Grabe getragen wird. Eine böse Krankheit hat sie ins Herz getroffen, es sind jetzt zwanzig Tage her, und hat ihr Sprache und Gesicht geraubt, und gerade heute hat sie der Herr erlöst. Sie hat lange mit dem Tode gerungen, die arme Katrina, da sie wußte, daß du kommen würdest; aber es stand nicht geschrieben, daß sie dich noch sehen sollte.“

2. Türkische Erlebnisse und russische Schicksale. Geschichte eines Mitgenommenen. Von Adrian Schücking. Wien, Manz. 1879. 8. 4 M.

Ein junger Mediciner, der sich zu Wien im Herbst 1877 zum ärztlichen Dienst in der türkischen Feldarmee anwerben ließ, der Sohn des rühmlich bekannten Romanschriftstellers Levin Schücking, schildert uns hier seine

Reiseeindrücke auf der Seefahrt von Triest aus Goldene Horn und dann seine Strapazen im Aesculapdienst unter türkischer Wirthschaft, endlich seine Schicksale nach der Gefangennahme durch die Russen.

Hätte er bei seinen Skizzen von den Tagen des Dienstes unter dem Halbmond und den, wie wir gern glauben, harten Leidenstagen unter russischer Knute sich größerer Kürze befleißigt, besser überlegt, wie gleichgültig jede Erzählung von rein persönlichem Interesse Fernerstehenden sein muß, namentlich auch wie ermüdend die ewig wiederholte Versicherung klingt, daß der Krieg ein Uebel und ein russisch-türkischer ein wahrer Barbarenkrieg ist (woran in deutschen Landen gewiß niemand zweifelt!) — so wäre sein Büchlein genußreicher geworden.

Manche kleine Schilderei ist dem Verfasser nicht übel gelungen. So malt er uns auf dem Hinzug über Adrianopel und Sofia nach seinem Bestimmungsort manchmal mit wenigen Strichen die Landschaft am Südrande des vom Winterschnee bedeckten Balkan, die traurigen endlosen Wagenkarawanen mohammedanischer Bulgaren, die, flüchtig vor den plündernden Russen, ihm entgegenkommen, und Aehnliches:

Wieder trabte unser Dreigespann durch lachende Thäler voll Sonnenschein und reizender Durchblicke. Dort aus dem Gebüsch hervorsprudelnde Quellen; sonderbare Formen und Farben des Gesteins, Schluchten mit tosenden Wasserströmen, himmelhohe Felswände, von denen der Pfiff des Geiers herabschallt. Vorüber an alledem, immer vorwärts, vorwärts im schnellsten Trabe. Ein Zug Tscherkessen, wie fast immer zu je drei nebeneinander, begegnet uns. Ihr Sitz auf den kleinen unermüdlichen Pferden nimmt sich für ein an deutsche Reitergestalten gewöhntes Auge sehr häßlich aus. Die Beine hochgezogen, wie Knaben auf dem Schaukelstuhl sitzend, den langen Oberkörper vorgeneigt, mit der Geisel auf das Pferdchen klatschend und mit den spitzen geschärften Steigbügelrändern — Sporen kennt man nicht — die Weichen des ewig galopirenden Thiers bearbeitend, sind sie für occidentalische Reiteraugen durchaus keine blendenden Erscheinungen.

In den Bulgarendörfern lautet sein gewöhnliches Menu „Reis und Revolverhahn": denn er muß sich regelmäßig das Geflügel zum Reis erst in der Umgebung seiner zeitweiligen Herberge mit dem Revolver wie ein edles Wild erlegen:

Die Bulgaren sind nämlich meist zu träge und indolent, einen Hühnerstall einzurichten; ihr Geflügel, dessen Anzahl sie oft nicht kennen, lassen sie einfach auf den das Haus umgebenden Bäumen campiren. Es wird ihnen aus diesem Grund sehr schwer, der Thiere habhaft zu werden; auch nach den Eiern sind sie gezwungen stete Entdeckungsreisen anzustellen. Wir bezahlten diese Hühner das Stück zu zwei Grusch (nach dem Curs genau 20 Reichspfennige). Seltsamerweise waren die Enten nicht theurer, sie kosteten ebenfalls 20 Pfennige, eine Gans wurde mit einer Mark erstanden.

Nüchtern und verständig urtheilt der Verfasser über den Charakter der türkischen, richtiger gesagt, der osmanischen Nation:

Wer diese schmalen Felsthäler (des Balkan), diese steilen himmelhohen Bergwände gesehen hat und die Beschaffenheit der wenigen Straßen im Balkan kennt, der weiß auch, wie unendlich schwer das kleinste Terrain hier zu erobern und wie leicht es zu vertheidigen ist. Weiß man nun noch dazu, welche Soldaten diese Türken sind, tapfer, ja tollkühn wie die Löwen, von einer bewunderswerthen Ausdauer und einer rührenden Anspruchslosigkeit — so begreift man, daß von seiten der Russen jeder Schritt vorwärts mit den furchtbarsten Menschenopfern erkauft werden mußte. Ein höherer preußischer Militär, der Gelegenheit gehabt, die türkische Armee kennen zu lernen, sagte mir: „Mit diesen Leuten wollte ich die Welt erobern." Die Intelligenz des Türken ist nicht zu bestreiten, nur ist meiner Ansicht nach die Meinung der meisten Orientschriftsteller eine nicht zutreffende, daß er mit derselben im allgemeinen keinen Misbrauch treibe und Betrug und Hinterlist ihm fern seien. Zuvörderst hat der jeweilige berichterstattende Fremde im Handel und Wandel bekanntlich selten mit einem Türken zu thun. Er wird zumeist von Griechen, Juden, Armeniern und „Franken" bedient. Der Türke nun, als Aristokrat in den von ihm unterworfenen Ländern, hat mit dem Kleinhandel nichts zu schaffen und bleibt daher auch vom Odium dieser Beschäftigung, die leichter als jede andere zu einem Ausbeutungs- und Betrugssystem führt, völlig frei. Sein Verdienst ist in dieser Beziehung ein lediglich negatives. Wer aber mit dem Türken in Angelegenheiten zu thun bekommt, wobei dieser keine Gelegenheit findet, von der Hochwarte des Islam auf den Christenhund herabzusehen, wird über die Verlogenheit und Unredlichkeit, die ihm alsdann begegnet, die reichsten Erfahrungen sammeln. Ehrlichkeit ist im Orient die seltenste Pflanze — je weiter nach Osten, desto mehr scheint gelogen zu werden — Russen und Türken sind große Virtuosen in dieser Beziehung, und wenn wir weiter gehen, so finden wir, daß z. B. ein Chinese kaum ein wahres Wort über die Lippen bringt. Dem Orientalen ist die Lüge, wenn er einen Vortheil mit ihr erreichen kann, etwas ganz Selbstverständliches; er schämt sich auch nicht, wenn er auf ihr ertappt wird.

„Niemals hat mein Sohn gelogen", klingt es uns dagegen als Ausdruck höchsten Mutterstolzes aus dem Negerland herüber. Wenden wir uns denn lieber zu den Schwarzen, deren Herz bisweilen weniger schwarz ist als das der Weißen.

3. Die geographische Erforschung des afrikanischen Continents von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage. Ein Beitrag zur Geschichte der Erdkunde von Ph. Paulitschke. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Wien, Brockhausen u. Bräuer. 1880. Gr. 8. 6 M.
4. Henry M. Stanley's Reise durch den dunkeln Welttheil. Nach Stanley's Berichten für weitere Kreise bearbeitet von Berthold Volz. Mit zahlreichen Abbildungen und einer Karte. Leipzig, Brockhaus. 1881. Gr. 8. 5 M.

Beide Werke entziehen sich zwar dem nähern Eingehen auf ihren Inhalt an dieser Stelle. Doch sei zunächst hervorgehoben, daß das Werk von Paulitschke, einem österreichischen Gymnasiallehrer, namentlich in seiner nunmehrigen stark vermehrten und verbesserten Auflage das Beste darbietet, was wir in so ausgedehntem Rahmen über die Geschichte der Afrika-Entschleierung besitzen. Durch das beigefügte alphabetische Register ist das Buch auch zum Nachschlagen recht gut geeignet.

Stanley's berühmten Durchzug durch die äquatoriale Mitte des „dark continent" von Sansibar bis zur Congomündung kennen die Leser d. Bl. bereits aus eingehenden

Mittheilungen, geschöpft aus dem Originalwerk des Forschers selbst. Berthold Volz, einer der wenigen preußischen Gymnasialdirectoren, welche die Erdkunde nicht blos von ferne hochachten oder etwa gar als jenes liebenswürdig nichtsnutzige Fach betrachten, mit dem man den Stundenplan irgendeines philologischen oder Schreiblehrers günstig abrunden kann, der vielmehr schon früher als geographischer Schriftsteller thätig gewesen ist, hat sich ein Verdienst damit erworben, daß er in der hier vorliegenden Bearbeitung die wesentlichsten Abschnitte von Stanley's Reisebericht heraushob, dagegen die oft so ermüdend weitschichtigen Beigaben dieses Autors über Nebensächliches, sowie die an antike Historiographie erinnernden Einflechtungen seiner an die Reisegenossen gehaltenen Reden wegließ. Da auch die Verlagshandlung die Abbildungen aus dem Original dieser verdichtenden Darstellung großentheils eingefügt hat, so möchte sich dieselbe bei dem sehr ermäßigten Preis gegenüber der zweibändigen Ausgabe von Stanley's Expeditionswerk noch besonders empfehlen.

5. Mittheilungen der Geographischen Gesellschaft in Hamburg. 1878—79. Im Auftrage des Vorstandes herausgegeben von L. Friederichsen. Erstes Heft. Hamburg, Friederichsen u. Comp. 1879. Gr. 8. 3 M.

Die von der hamburger Geographischen Gesellschaft publicirten Hefte bieten immer einen reichen und gediegenen Inhalt bei vorzüglicher Ausstattung mit Karten und Bildwerk dar. Auch diesmal ist fast kein Erdtheil ausgeschlossen aus dem Kreise der in den „Mittheilungen" veröffentlichten Vorträge und Abhandlungen; besonders aber ist Afrika bedacht. Außer einer sachkundig und übersichtlich verfaßten Abhandlung des Herausgebers L. Friederichsen, über den gegenwärtigen Stand der Afrikaforschung erhalten wir von Wörmann und Hübbe-Schleiden, also von zwei die Neger Westafrikas und die dortigen Handelsverhältnisse gut kennenden Hamburgern, werthvolle Beiträge zur Klärung unserer Urtheile über die Aussicht der modernen Culturbestrebungen, gerichtet auf die uns nächsterreichbare Westküste des tropischen Afrika, und über die früher so völlig verkannte Culturfähigkeit der Negerrasse überhaupt. Der jüngst aus dem äquatorialen Ostafrika zurückgekehrte Medieiner G. A. Fischer bietet uns eine an Neuheiten reiche Skizze vom Wapokomoland und seinen Bewohnern. Allein nur von Robert Flegel's „Städtebildern aus West- und Centralafrika" wollen wir den Lesern d. Bl. einige kurze Proben vorlegen.

Wir befinden uns einige dreißig deutsche Meilen von dem innersten Theil des Guineabusens an den Ufern des großen östlichen Nebenflusses des Niger, des Benuë. Mit warmer Anerkennung gedenkt unser Reisender des Entdeckers dieses gewaltigen Stroms, des unvergeßlichen hamburger Kaufmannssohnes Heinrich Barth, und citirt dessen schöne Worte, die er einst in lebhafter Erinnerung an seine ruhmwürdige Entdeckerthat in sein Reisewerk eintrug:

Lange schaute ich mit stillem Entzücken auf den Fluß; es war einer der glücklichsten Augenblicke meines Lebens. Am Ufer eines großen schiffbaren Stroms geboren, in einem Handelsplatze voll rüstiger Energie und Lebenskraft, hatte ich von meiner Kindheit an eine lebendige Vorliebe für Flußscenerie, und obwol manche Jahre meines Lebens in zu ausschließliches Studium des Alterthums versenkt, hatte ich nie diesen angeborenen Trieb verloren, und sobald ich das väterliche Haus verließ und unabhängiger Herr meiner Handlungen wurde, fing ich an Reisen mit dem Studium zu vereinen und auf Reisen zu studiren, wo es denn mein größtes Behagen war, fließende Gewässer von ihren Quellen herab zu verfolgen, um zu sehen, wie sie zu Bächen anschwellen, den Bächen zu folgen und ihr Anschwellen zu Flüssen wahrzunehmen, bis sie zuletzt im Ocean verschwinden. So war es der Gegenstand meines lebendigsten Strebens, Licht auf die natürlichen Lebensadern und das hydrographische Netz der unbekannten Gegenden Centralafrikas zu werfen. Der große östliche Arm des Niger nahm vor allem meine Aufmerksamkeit in Anspruch. Nun endlich konnte ich als Augenzeuge über die Richtung und Natur dieses großen Binnenwassers sprechen. Da war also die feste Hoffnung begründet, daß längs dieser Naturstraße europäischer Handel und Einfluß in das Innere dieses Continents eindringen werden.

Mit Recht beklagt es unser Verfasser, daß nur die Engländer, nicht wir Deutschen von dieser deutschen Entdeckung rasch entschlossen den rechten Gebrauch zu machen verstanden. Es ist das ja leider nur ein neuer zu den vielen andern Beweisen, wie indolent — außerhalb Hamburgs und Bremens — der deutsche Kaufmann den Forscherthaten selbst der eigenen Nation zuschaut und der deutsche Michel überhaupt viel lieber in die Schimpfereien auf den die ganze Welt da draußen in die Tasche steckenden Krämer John Bull einstimmt, als daß er sich an seinem Beispiel eine Lehre nähme, wie ein Volk reich und weltmächtig werden kann.

Flegel schloß sich im vorigen Jahre einer neuen Benuë-Expedition der Engländer an und betrat im Juli das auf dem Südufer dieses Stroms gelegene, noch vor kurzem kaum dem Namen nach gekannte Negerreich der Djuku oder der Korórofa, wie sie von den Haussa genannt werden. Der Weg geht durch wohlbestellte Fluren dem Hauptort Wukari zu:

Die Felder waren mit einer gewissen Sorgfalt bestellt, und namentlich fielen mir hier die Vogelscheuchen auf, welche ich im Korórofagebiet überhaupt zuerst bemerkt hatte. Es waren mitten im Felde kleine Warten errichtet, zu denen Schnüre von den im und am Felde stehenden Bäumen führten; sobald sich nun Vögel auf diese setzten, was namentlich die hier sehr zahlreichen Tauben zu thun pflegen, verscheuchte sie der Wächter durch plötzliches Zerren an den biegsamen Aesten. Da, wo diese Methode nicht ausreicht, standen kleine Kinder mit langen biegsamen Gerten auf den Warten, an deren Ende sie ein Stück gut gekneteten Lehms backten und dieses unter vielem Lärm und Geschrei nach den ungebetenen Gästen schleuderten, manchen dabei durch einen geschickten Wurf tödtend. Diese Anstalten mögen hier auch sehr nothwendig sein, da außer den vielen Tauben immer kleine Vögel zu Scharen über die Felder hin- und herfliegen und, wo Wald in der Nähe ist, noch die Guineahühner (Perlhühner) den Feldern häufige Besuche abstatten.

Nur im Gänsemarsch vermag der kleine Zug der Europäer das Thor der kreisrunden Hauptstadt zu passiren, so eng ist es. Ein Königsbote hat die fremden Gäste bereits

dahin geleitet, und nun wird halt gemacht, um die Begrüßung durch den Galadima, den ersten nächst dem König, zu erwarten:

Es war Agadu, ein wohlgenährter und jovial aussehender Mann von etwa 40 bis 45 Jahren. Er kam im feierlichen Ernst mit langsamen Schritten auf uns zu, gefolgt von einem Musikanten, welcher einem mandolinenartig aussehenden Instrumente, dessen Pferdehaarsaiten aber mit einem Bogen gestrichen wurden, nicht üble, wenn auch etwas melancholische und sich häufig wiederholende Töne entlockte. Das Instrument war aus einem Flaschenkürbis gefertigt, mit einer Blase überzogen und mit einem Griff versehen, auf welchem der Musikus lebhaft fingerirte, um seine Töne hervorzubringen. Der Schwarm Neugieriger rings um uns herum war sehr laut geworden, doch brachte das Ansehen, welches der Galadima augenscheinlich besaß, ihn bald zum Schweigen. Alsdann setzte sich der hohe Herr, der nur ein indigoblaues Stück Baumwollenzeug, das bis auf die Füße herabhing, um die Hüften geschlungen trug, vor uns nieder und beobachtete geraume Zeit tiefes Schweigen, den Blick von Zeit zu Zeit auf uns richtend. Endlich entschloß er sich zu einer kurzen Rede, in welcher er uns willkommen hieß in Wukari und uns versprach, für Wohnung und Verpflegung Sorge tragen zu wollen. Unter den Klängen der in Djuku heimischen Fiedel schritt er dann ebenso gemessen, wie er gekommen war, wieder ab.

Wie uns vorzügliche Abbildungen auf den beigegebenen Tafeln über Costümeigenthümlichkeiten und Geräthe der Djuku belehren (wir erkennen unter den Geräthen genau die nämliche Art kleiner, ganz niedriger, runder Tragsessel, wie sie Schweinfurth im Monbuttuland, Stanley bei seinen Congonegern fand), so zeigt uns ein eingedruckter Plan die Hauptstadt Wukari, erfüllt mit Getreide-, Bohnen- und Erdnußfeldern im Stile mancher unserer deutschen Städte im Mittelalter:

Wukari ist von einer doppelten Lehmmauer umgeben; vor der äußern befindet sich ein unbedeutender grasverwachsener Graben, über welchen ein aus Erde aufgeworfener Weg nach der Stadt hineinführt. Das Nordthor in der ersten äußern Lehmmauer besteht aus einem galgenförmigen Holzgerüst, welches so schmal ist, daß nur eine Person zur Zeit hindurchkann. Die zweite innere Mauer ist im Norden nicht ganz ausgeführt. Gleich hinter derselben befinden sich einige kleine Kornfelder und Anpflanzungen von Erdmandeln und Bohnen, an welche sich die Häusergruppen anschließen. Westlich von der etwa 1½ Kilometer langen, gerade durch die Stadt von Nord nach Süd führenden Straße liegt zunächst der ausgedehnte Hüttencomplex des Galadima, dessen Gäste wir waren. Etwas südlicher führt eine schmuzige und krumme Straße gen Osten auf einen freien Platz, an dem die Wohnung des Königs gelegen ist. Zwei lehmumwallte Hüttengruppen stehen hier einander gegenüber, deren nördliche in ihrer Mitte das einzige größere und oblonge Gebäude mit flachem Dache, die gegenwärtige Wohnung des Königs Agudamada, deren südliche eine rund angelegte, aber alle übrigen Hütten der Stadt an Größe überragende Hütte, des Königs Weiberhaus, birgt. Das Kegeldach der letztern ziert ein Straußenei, das Zeichen der Fruchtbarkeit. Vor dieser Hüttengruppe, an der äußern Seite der sie umschließenden Lehmmauer, ist eine erhöhte Lehmbank mit Sitz errichtet, welche den Thron des Königs bei öffentlichen Sitzungen bildet. Derselbe war bei der Audienz, die Agudamada uns gewährte, mit Leopardenfellen bedeckt, über welche eine Fußdecke europäischer Arbeit ausgebreitet war, die einen Tiger in fast natürlicher Größe auf grünem, Pflanzen vorstellendem Hintergrunde zeigte.

6. Natur- und Culturleben der Zulus, nach vieljährigen Beobachtungen, statistischen und klimatischen Berichten geschildert von M. Kranz. Wiesbaden, Niedner. 1880. 8. 3 M.

Dieses kleine Buch eines englischen Districtsarztes in Südafrika verdient in weiten Kreisen unsers Vaterlandes bekannt zu werden. Der glücklicherweise nicht sehr ausgedehnte geographische Theil bedingt zwar seinen Werth nicht; der Verfasser zeigt sich uns zu unserm höchsten Erstaunen sogar verrannt in den Aberglauben, den bei uns kaum noch die schlechtesten Zeitungen dann und wann zur Zeit der sauern Gurken auftischen, nachdem Seeschlange und brasilischer Lindwurm nicht mehr lang genug befunden worden zur Füllung der gähnenden Spalten: daß nämlich die Sahara eine weite, größtentheils unterseeische Tiefebene sei, welche man vermittels Durchstechung ihres wenig höhern Randes an irgendeiner ihrer Seeseiten unter Wasser bringen könne. Er krankt zwar auch in dem weit eingehendern ethnographischen Theil seiner Schrift an manchem nicht minder auffälligen Irrglauben, sodaß er z. B. jede Gelegenheit benutzt, uns aus der ganz natürlichen Uebereinstimmung von Kaffernsitten mit ehemaligen oder noch heute bewahrten Satzungen alter Culturvölker, namentlich der Juden, nicht die Gleichartigkeit ursprünglicher Menschheit, sondern die Gevatterschaft von Kaffern und Juden zu beweisen. Sobald er indessen aus eigener Anschauung oder aus den von ihm reichlich benutzten guten literarischen Quellen seine Zulus (gesprochen Sulus) unbefangen schildert, liefert er durchaus Dankenswerthes.

Diese oft wie aus dunkler Bronze gegossenen Athletengestalten mit der hohen Stirn und dem sehnigen Arm, der voll Mannesmuth die kurze Stoßlanze, die Assegai, sieghaft gegen europäisch bewaffnete Truppen zu führen versteht, ist wahrlich etwas anderes, als was sich der deutsche Philister gedacht hat, da er das Schimpfwort „Zulukaffer" erfand. Auch von dem Aeußern der Frauen dieser berühmt gewordenen südafrikanischen Neger entwirft Kranz kein ungünstiges Bild:

Unter den Zulufrauen gibt es anatomisch tadellose Formen mit intelligenten Köpfen und Physiognomien, deren Kleidung, wie die der Griechen und Römer, classisch genannt werden könnte; eine Art Toga von Leder, von ihnen Karoß genannt, umhüllt die ganze Gestalt, nur der Hals, die Hand- und Fußgelenke sind sichtbar, mit Glasperlen, Messing- oder Kupferringen geschmückt, die Füße mit Sandalen bekleidet. Unter dem Karoß befindet sich noch ein Lederschurz oder Röckchen um die Hüften, das ebenfalls mit Perlen oder Metallknöpfen besetzt ist.

Der Unsterblichkeitsglaube und einer der schönsten Züge der Negernatur, die Mutterliebe, äußert sich auch hier oft in furchtbarem Blutvergießen, wie uns das Beispiel des großen Tschaka zeigen mag, dem die Zulus ihre spartanische Kriegsschulung wesentlich zu verdanken haben:

Tschaka ließ beim Tode seiner Mutter Muante, einer ränkeschmiedenden, ehrgeizigen alten Frau, über tausend Rinder opfern und bewirthete nachher damit festlich seine Krieger, welche beim Grabe Wache hielten. Dabei wurden zehn auserlesene Jungfrauen lebendig mit der Verstorbenen begraben, und die Krieger mußten ein allgemeines Niedermetzeln von mehrern

tausend Menschen zur Ehre der Todten, zu ihrem Hofstaat im Jenseits ausführen.

Im Familienleben erinnert vieles an ehrbare patriarchalische Einfalt, wie sie uns aus den biblischen Erzählungen von Abraham so anmuthet. Wie bei den alten Israeliten ist der älteste Sohn nächst dem Vater der Gebieter und Beschützer der Familie; er wohnt gewöhnlich in eigener Hütte mit eigener Dienerschaft. Ist es auch nicht Pflicht des Bruders (wie einst in Israel), die verwitwete Schwägerin zu heirathen, so hat der Zulu doch auf letztere vor allen andern ein Vorrecht:

Auch das Heirathen erinnert an hebräische und arabische Sitten, indem die Aeltern der betreffenden Braut eine Art Morgengabe erhalten, gewöhnlich fünf bis zehn und mehr Stück Vieh. Die ganze Verhandlung findet öffentlich in Gegenwart von vielen Zeugen statt. Die Stellung der Frau ist in Anbetracht dessen die einer Sklavin, und obgleich die Zulus selbst das Wort „Verkauf" auf die Heirath nicht angewandt wissen wollen, so steht es doch fest, daß die Häuptlinge und Wohlhabenden, als die am meisten Schenkenden, von den Aeltern den Vorzug haben. Merkwürdig ist es, daß je nach Umständen ein armer Zulu ungefähr so viele Jahre dienen muß wie Jakob, um sich die Morgengabe zur Verheirathung zu verdienen. Ebenso besteht auch die Sitte, daß die jüngere Tochter nicht vor der ältern heirathen oder besser von den Aeltern weggegeben werden darf.

Unser Verfasser entrollt uns noch manches treue Gemälde von den häuslichen und Kriegssitten der Zulus, besonders auch von den nicht geringen technischen Fertigkeiten ihrer Schmiede („Eisendoctoren" geheißen), die gewöhnlich unter dem Schatten einer Baumgruppe Esse und Amboß aufstellen, mit ihrem unansehnlichen Geräth aber gleichzeitig Metallurgen, Grobschmiede und Kunstschmiede von Bedeutung sind, so unentbehrlich dem Krieger für seine Waffen wie den Schönen für ihr Geschmeide aus Gold oder Kupfer, Eisen oder Messing. Uns genüge noch ein Blick auf die Erziehung dieser kleinen braunen Mohren zu so vielfach tüchtigen Männern:

Kaum geboren, werden die Kinder nach dem ersten Baden im Flußwasser auf die Strohmatte oder ein weiches Fell niedergesetzt und nach dem amerikanischen „Help you self"-Glückwunsch da sich selbst überlassen, um ihre Lungen auszudehnen und ihre kleinen runden Gliedmaßen nach Herzenslust recken und strecken zu können. Rund, glatt und fett, mit krausem Kopf, lernen die kleinen Kobolde bald laufen und werden nicht viel mit Kleidern geplagt — werden nach unserer Idee recht verzogen und wachsen in völliger Freiheit auf. Nur zur kalten Jahreszeit bekommen sie einen Karoß, wollene oder Pelzdecke zum Umhängen. Uebrigens fühlen sich die Mütter nicht belästigt durch die Ernährung und Erziehung derselben. Auf dem Rücken festgebunden oder nach altherkömmlicher Weise auf der Hüfte tragen sie dieselben, bis sie laufen können. Bei der Haus- und Feldarbeit haben sie ihre Kinder bei sich, abwechselnd dieselben liebkosend, nährend, abwehrend und dann wieder arbeitend — alles in der warmen, freien, frischen Luft unter dem tiefblauen südafrikanischen Himmel.

Alfred Kirchhoff.

Feuilleton.

Theater und Musik.

Der Intendant der vereinigten Stadttheater zu Frankfurt a. M., Emil Claar, veröffentlicht Folgendes über das Resultat des frankfurter Preisausschreibens: Das Preisausschreiben des frankfurter Stadttheaters vom 28. August 1879 hat (für recitirende Dramen) folgendes Resultat ergeben. Nachdem die Herren Preisrichter sich zur Ertheilung eines Preises an irgendeins der eingegangenen Stücke nicht vereinigen konnten, sind dieselben zu der Verständigung gelangt, zwei Stücke ehrenvoll hervorzuheben und zur Aufführung zu empfehlen, und zwar: „Stauf", eine historische Tragödie in fünf Aufzügen von Anton Vollmar aus Augsburg, und „Die Patricierin", Trauerspiel in fünf Aufzügen von Richard Voß aus Berchtesgaden. Die Intendanz der vereinigten Stadttheater zu Frankfurt a. M. hat daraufhin beschlossen, diese beiden Stücke demnächst in Frankfurt zur Aufführung zu bringen, unter Beibehaltung der zweiten, in dem Preisausschreiben vom 28. August 1879 enthaltenen finanziellen Bestimmung, nämlich einer 15procentigen Tantième von der jedesmaligen Brutto-Einnahme.

Das Resultat ist wenig erfreulich nach so langer kritischer Arbeit; auch der Grillparzer-Preis ist in diesem Jahre nicht ausgetheilt worden.

Aus der Schriftstellerwelt.

Der hundertjährige Todestag von Lessing ist fast in ganz Deutschland mit Theateraufführungen, Prologen und Festspielen, mit Vorträgen und Festreden gefeiert worden. Die einen vertraten in erster Linie den literarischen Standpunkt, sie feierten Lessing als die bedeutende schriftstellerische Größe, die reformatorisch in die Entwickelung unserer Nationalliteratur des vorigen Jahrhunderts eingriff; die andern betonten mehr die freisinnige Richtung des Autors und hoben in einer Zeit, in der eine so stürmische Gegenströmung sich merkbar macht, in erster Linie seine Wirksamkeit als Apostel der Toleranz hervor. In Braunschweig, welche Stadt sich infolge ihrer localen Erinnerungen zum Mittelpunkte der Lessing-Feier machte, hielt Otto Sievers die Festrede, welcher Lessing als Dichter, als Theologen, und zuletzt auch als sprachschöpferischen Genius hinstellte. Die Statue des Dichters sowie sein Grabmal wurden mit zahlreichen Kränzen geschmückt. In erster Linie betheiligte sich dabei der braunschweiger Verein Lessing. Die studentische Lessing-Feier fand auf dem Lessing-Platze statt, wo Studiosus Sauer die Festrede hielt. Deputationen der Hochschulen Berlin, Breslau, Leipzig, Marburg und anderer Universitäten legten Kränze auf den Stufen des Denkmals nieder. Franz Abt dirigirte einen von ihm selbst componirten Weihegesang: „Brüder, weihet Herz und Hand!" In sehr vielen Universitätsstädten, besonders auch in Deutsch-Oesterreich, Wien, Brünn und andern fand eine Lessing-Feier statt. Den braunschweiger Theateraufführungen ging ein Festspiel von Max Ring: „Der verlorene Sohn", voraus, in welchem die leipziger Theaterdirectrice Karoline Neuber Lessing's künftige Leistungen prophetisch verherrlicht. In Leipzig wurde ein schon früher gegebenes Zeitbild: „Studiosus Lessing", von Wilhelm Henzen, wiederholt, welches den jungen Studenten im Aelternhause in einem am Schluß wohlthuend gelösten Conflict mit seiner Familie zeigt und durch eine frisch ineinandergreifende Handlung anspricht. Ein von Julius Wolff gedichteter scenischer Prolog ging am berliner Hoftheater der Aufführung der „Emilia

Galotti" voraus; am leipziger Stadttheater folgte dasselbe Gedicht als Epilog, dem sich ein großes Tableau der Hauptgestalten der Lessing'schen Muse anreihte. Das schwunghafte Gedicht beginnt leider mit einem Vers, dessen Bildersprache uns nicht sehr geschmackvoll erscheint: „Der Tag wird heute hundert Jahre alt", schließt aber mit der schönen Verszeile: „Wir ehren uns, wenn wir dir Kränze winden". Die melancholischen Betrachtungen, zu denen eine Lessing-Feier Anlaß geben könnte, sind nicht überall zur Geltung gekommen. Was würde Lessing, um auf literarischem Gebiete zu bleiben, zu der heutigen Ueberflutung der deutschen Bühne mit französischen Productionen sagen? Damals nach der Schlacht bei Roßbach wie jetzt nach der Schlacht bei Sedan war Deutschland im geistigen Schlepptau der Besiegten, und die kritische Herculesarbeit von Lessing hat nicht verhindern können, daß sich nach einem Säculum der Augiasstall von neuem gefüllt hat.

— Am 5. Februar starb Thomas Carlyle, einer derjenigen englischen Schriftsteller, der für Vermittelung deutscher und englischer Literatur in hohem Maße wirksam gewesen ist und selbst in geistvollen Werken den Einfluß deutscher Genien nicht verleugnet. Geboren am 4. December 1795 in der Grafschaft Dumfries in Schottland, studirte er in Edinburgh Rechte und Theologie, war kurze Zeit Lehrer an einer Schule in Kirkealdy, lebte dann blos literarischen Arbeiten in Edinburgh, auf einem Gute in Dumfriesshire und seit 1834 in London. Mit Uebersetzungen aus dem Deutschen und Studien deutscher Literatur begann er seine literarische Thätigkeit. Er übersetzte Goethe's „Wilhelm Meister" unter dem Titel „William Meister's apprenticeship" (3 Bde., 1824), gab „Translations of German romance" (4 Bde., 1827) heraus, eine Auswahl aus Goethe, Jean Paul, Tieck, Hoffmann u. a., und veröffentlichte 1825 das „Life of Schiller". Originell bis zum Barocken war sein erstes Originalwerk „Sartor Resartus" (1835), bedeutend seine Vorlesungen „On hero worship" (1841). Er proclamirte damit fast gleichzeitig mit David Strauß den Cultus des Genius als der bewegenden geschichtlichen Macht: seine Schrift fand in Deutschland lebhaftes Echo. Als Historiker mußte er von diesem Standpunkte aus das Individuelle in jeder Hinsicht in den Vordergrund stellen und trat so in schärfsten Gegensatz gegen die archivarische Geschichtschreibung. Glänzend, bewegt und farbenreich bis zum Kunterbunten war seine „French Revolution, a history" (3 Bde., 1837), tief eindringend seine Charakteristik Cromwell's in dem Supplement, das er den „Letters and speeches of Oliver Cromwell" (2 Bde., 1845) hinzufügte. Sein umfassendes Hauptwerk „History of Friedrich II." (6 Bde., 1858—69) zeugt von großer Vorliebe für deutschpreußische Geschichte, von eingehenden Studien, ist aber allzu sehr mit weitschichtigem Beiwerk und barocken Arabesken überladen. Carlyle ist ein seltenes Beispiel von dem Einfluß, den Jean Paul'scher Stil auf die Geschichtschreibung ausgeübt hat. Während des deutsch-französischen Kriegs sprach sich Carlyle mit voller Entschiedenheit in mehrern seitdem gedruckten Briefen für die deutsche Sache aus.

Bibliographie.

Aeschylos' ausgewählte Dramen. Uebersetzt von A. Oldenberg. Leipzig, Bibliographisches Institut. 8. 2 M.

Bismarck, Fürst v., Ausgewählte Reden. Gehalten in den Jahren 1862—1880. 2ter Thl.: Reden aus den Jahren 1871—1880. Mit Anhang: Reden aus den Jahren 1847—1852. 1stes Hft. Berlin, Kortkampf. 8. 1 M. 50 Pf.

Bräuer, F. R., Erlebnisse aus Kriegs- und Friedenszeiten. Anlässlich der Feier des 50jährigen Garnison-Jubiläums des 1. Schlesischen Jäger-Bataillons Nr. 5 am 22. September 1880 unter Benützung schätzbarer Original-Beiträge herausgegeben. Görlitz, Köhler. 1880. 8. 1 M. 50 Pf.

Deutscher Bühnen-Almanach. 45. Jahrgang. Herausgegeben von A. Entsch. Berlin. 12. 5 M.

Coroninі-Cronberg, C. Graf, Schau' um dich her! Gedichte. Leipzig, O. Wigand. 12. 4 M.

Cramer, M. v., Die Frauenfrage. Riga, Helms. 1880. 12. 1 M.

Devin, L., Hermann Borneck. Schauspiel. Hamburg, Kriebel. 8. 1 M. 50 Pf.

Ebner-Eschenbach, Marie v., Neue Erzählungen. Berlin, Ebhardt. Gr. 8. 6 M.

Euripides' ausgewählte Dramen. Uebersetzt von J. Mähly. Leipzig, Bibliographisches Institut. 8. 2 M.

Forst, E., Gedichte. Wien, Faesy u. Frick. 16. 4 M.

Freese, A., Kaiser Karl der Fünfte. Drama. Berlin, F. Luckhardt. 8. 2 M. 40 Pf.

Geschichte der europäischen Staaten. Herausgegeben von A. H. L. Heeren, F. A. Ukert und W. v. Giesebrecht. Supplement zur 38sten Lfg. 2te Abth.: Geschichte Frankreichs von K. Hillebrand. Ergänzungsheft zum 1sten Bde.: Die Julirevolution und ihre Vorgeschichte (1814—1830). Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Geßler, F., Dieter und Walheide. Eine Geschichte aus alter Zeit. Lahr, Schauenburg. 16. 1 M. 80 Pf.

Grapengiesser, C., Sprüche aus dem Leben und für das Leben. Zur Beförderung einer gesunden, thatfrohen, heiteren und gottvertrauenden Welt- und Lebensansicht. Dresden, v. Grumbkow. 1880. 12. 3 M.

Hansen, E., Kleine Novellen. (Harznovellen aus alter und neuer Zeit. Skizzen aus Nord und Süd.) Berlin, Prüfer. 8. 2 M. 50 Pf.

Haugwitz, G. v., Das Lied vom Boberschwan. Hamburg, Grädener. 12. 1 M.

Heigel, K. T., Aus drei Jahrhunderten. Vorträge aus der neueren deutschen Geschichte. Wien, Braumüller. Gr. 8. 6 M.

Heisterbergk, B., Ueber den Namen Italien. Eine historische Untersuchung. Freiburg i. Br., Mohr. Gr. 8. 4 M.

Meding, O. (Gregor Samarow), Memoiren zur Zeitgeschichte. 1ste Abth.: Vor dem Sturm. Leipzig, Brockhaus. 8. 6 M.

Moser, G. v., und F. v. Schönthan, Krieg im Frieden. Lustspiel. Berlin, Lassar. 8. 4 M.

Pertz, G. H., Das Leben des Feldmarschalls Grafen Neithardt von Gneisenau. 5ter Bd. Schluß. Von H. Delbrück. Berlin, G. Reimer. 1880. Gr. 8. 10 M.

Polko, Elise, Die Königin Luise. Portraitskizzen. Leipzig, Eckstein. 8. 2 M.

Rocco, W., Scheermann u. Comp. Eine plattdütsche Geschichte. Bremen, Schünemann. 8. 3 M.

Saporta, Graf G. v., Die Pflanzenwelt vor dem Erscheinen des Menschen. Übersetzt von C. Vogt. Mit 118 in den Text eingedruckten Holzstichen, 13 Tafeln, wovon 5 in Farbendruck. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 13 M.

Semper, H., und W. Barth, Hervorragende Bildhauer-Architekten der Renaissance. Mino da Ficsole. Andrea Sansovino. Benedetto da Rovezzano. Forschungen von H. Semper. Aufnahmen von W. Barth. Mit 27 Tafeln in Lichtdruck. Dresden, Gilbers. 1880. Gr. Fol. 52 M.

Spude, E., Franz Balthasar Schönberg von Brenkenhoff, königlich preußischer Geheimer Ober-Finanz-, Kriegs- und Domänen-Rath. Ein Lebensbild. Landsberg a/W., Schaeffer u. Comp. 1880. Gr. 8. 60 Pf.

Stapff, F. M., Wärmezunahme nach dem Innern von Hochgebirgen. Bern, Dalp. 1880. 8. 60 Pf.

Stark, L., Kleine Blumen, kleine Blätter. Gedichte. Würzburg, Stahel. 1880. 16. 2 M.

Suse, T., Gedichte. Hamburg, J. F. Richter. 8. 3 M.

Wiener Theater-Repertoir. 370ste Lfg.: Eine Frau vom Theater. Schauspiel von L. Nötel. Wien, Wallishausser. 1879. Gr. 8. 2 M.

Tolkmitt, G., Grundriß der Volkswirthschaftslehre. In einfachen Worten dargestellt. Bromberg, Fischer. 1880. Gr. 8. 1 M.

Trede, P., Grüne Blätter. Gesammelte Dichtungen. Garding, Lühr u. Dircks. 12. 3 M.

Velde, A. von der, Zu Fritz Reuter. Praktische Anleitung zum Verständniß des Plattdeutschen an der Hand des ersten Kapitels des Fritz Reuter'schen Romanes: „Ut mine Stromtid". Leipzig, C. A. Koch. 8. 60 Pf.

Vierordt, H., Lieder und Balladen. Heidelberg, C. Winter. 12. 5 M.

Wahrmund, A., Festgabe zur Kaiser Joseph-Feier am 30. November 1880. Dichtungen. Wien, Konegen. 1880. 16. 1 M. 20 Pf.

Die Währungsfrage im deutschen Handelstage. Berlin, Simion. Gr. 8. 1 M.

Wald, E. v., und M. v. Wedell, Nordische Skizzen. Leipzig, Eckstein. 1880. 12. 2 M. 50 Pf.

Wald, E. v., Amor in Frack und Uniform. Humoresken. Leipzig, Eckstein. 8. 1 M.

Walkenried, Alma v., Knospen und Blüthen. Gedichte. Herausgegeben von E. Wiebe. Hamburg. 12. 2 M. 25 Pf.

Walther, K., Liederbuch eines Balten. 1ster Thl. Dorpat, Schnakenburg. 1880. 8. 2 M. 40 Pf.

Wechsler, E., Der Festzug des Lebens. Poetische Spiegelbilder. Graz, Leykam-Josefsthal. 1880. 8. 1 M. 60 Pf.

Weddigen, O., Zur Würdigung der Sedan-Feier und des verflossenen Jahrzehnts. Festrede. Essen, Silbermann. 1880. Gr. 8. 40 Pf.

Weickum, K., Weihnachtsspiel. Dramatische Vorstellung der biblischen Mittheilungen über die Geburt Christi, in 2 Abtheilungen. Mit einer Musikbeilage von J. Schweitzer. Freiburg i. Br., Herder. 1880. 8. 80 Pf.

Werner, E., Frühlingsboten. Roman. Leipzig, Keil. 1880. 8. 4 M. 50 Pf.

Whately, Miß E. J., Cousine Mabella's Erfahrungen. Skizzen aus dem religiösen Leben in England. Autorisirte deutsche Übersetzung von Emilie von Bunsen. Gütersloh, Bertelsmann. 1880. 8. 4 M. 50 Pf.

Anzeigen.

WESER-ZEITUNG

(Bremen)

Täglich 3 Ausgaben.

Bei allen Postanstalten

pr. Quartal 7 Mark.

Inserate pr. Zeile 25 Pf.

Verlag der Haude- u. Spener'schen Buchhandlung (F. Weidling) in Berlin.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Lessing's Laokoon. Für den weiteren Kreis der Gebildeten bearbeitet und erläutert von Dr. W. Cosack. Mit einer Abbildung der Marmorgruppe und erläuterndem Namen-Verzeichniß. 2. Auflage. Geh. 2 M. In engl. Einband 3 M.

Lessing's Theorie der Tragödie mit Rücksicht auf die Kontroverse über die κάθαρσις τῶν παθημάτων von Dr. O. **Weddigen.** 80 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Memoiren zur Zeitgeschichte.

Von

Oskar Meding. (Gregor Samarow.)

Erste Abtheilung:

Vor dem Sturm.

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Der frühere hannoversche Regierungsrath und Vertraute des Königs Georg V., Oskar Meding, als Romanschriftsteller bekannt unter dem Pseudonym Gregor Samarow, veröffentlicht hier die Geschichte seiner politischen Wirksamkeit in drei Abtheilungen, deren erste die Zeit von 1860 bis 1866, die zweite das Jahr 1866 selbst, die dritte die Periode von 1867 bis 1870 umfassen wird. Seine Aufzeichnungen ergänzen und berichtigen in vielen Punkten die bisherige Darstellung der Ereignisse, indem sie von den geheimern Beweggründen der Betheiligten Kunde geben; sie bilden eine werthvolle Quelle für die Zeitgeschichte wie zugleich eine fesselnde Lektüre.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben ist vollständig erschienen:

Endymion.

Von

Earl of Beaconsfield.

(Benjamin D'Israeli.)

Aus dem Englischen von Professor Dr. C. Böttger.

Drei Theile. 8. Geh. 18 M. Geb. 21 M.

Dieser neueste Roman des berühmten englischen Staatsmanns, eine pikante Mischung von Wahrheit und Dichtung, führt mitten in die höchsten Kreise der Gesellschaft ein und streift in geistvoller Unterhaltung alle Fragen, von welchen das politische Leben Englands während der jüngsten Decennien bewegt worden ist. Vorliegende deutsche Uebertragung gibt die feinen Eigenthümlichkeiten der Beaconsfield'schen Schreibweise so treu und vollkommen wieder, daß sie sich fast ganz wie ein Originalwerk liest.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Die Grabdenkmäler der Päpste.

Marksteine der Geschichte des Papsttums.

Von

Ferdinand Gregorovius.

Zweite neu umgearbeitete Auflage.

8. Geh. 4 M. Geb. 5 M.

Eine neue durchaus umgearbeitete Auflage der bekannten Schrift von Gregorovius, welche die gesammte Geschichte des Papstthums in kurzen charakteristischen Zügen vorführt und vom Verfasser selbst als die Vorhalle zu seiner „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter" bezeichnet wird. Unentbehrlich für die Besitzer des letztern Werks, gewährt sie auch jedem Freunde der Cultur- und Kirchengeschichte hohes selbständiges Interesse.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Veteris Testamenti Graeci

codices Vaticanus et Sinaiticus cum textu recepto collati ab

Eberardo Nestle.

Supplementum editionum quae Sixtinam sequuntur omnium in primis Tischendorfianarum.

8. Geh. 5 M.

Eine nothwendige Ergänzung der ersten bis fünften Auflage von Tischendorf's Ausgabe der Septuaginta sowie auch aller andern Ausgaben derselben aus älterer und neuerer Zeit.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Seltsame Brüder.

Roman von

Levin Schücking.

Drei Theile. 8. Geh. 13 M. 50 Pf.

Dieser neue spannende Roman des Verfassers, in der Gegenwart und auf deutschem Boden spielend, vereinigt alle die Vorzüge der Darstellungskunst, welche Schücking seit lange den beliebtesten deutschen Erzählern zugesellt haben.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

KAUFMÄNNISCHE RESSOURCE Breslau

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 10. — 10. März 1881.

Inhalt: Laube's Roman „Die Böhminger". Von Oskar Welten. — Philosophische Revue. Von Friedrich von Baerenbach. — Neue Gedichte. Von Waldemar Kawerau. — Reisebilder. — Die Vivisection im Dienste der Heilkunde. Von Karl Jessen. — Feuilleton. (Ausländische Literatur; Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Laube's Roman „Die Böhminger".

Die Böhminger. Roman von Heinrich Laube. Drei Bände. Stuttgart, Hallberger. 1880. 8. 15 M.

Unter den hinterlassenen Papieren der vor Jahresfrist dahingeschiedenen Gattin Laube's fand sich ein halbvollendetes Romanmanuscript desselben, welches aus dem Beginn der sechziger Jahre stammte und völlig in Vergessenheit gerathen war, sodaß es dem Verfasser erst nach wiederholter Lektüre des Fragments gelang, sich zu besinnen, was er damals gewollt und wonach er gestrebt. Nun aber griff er mit Energie die vernachlässigte Arbeit an, und in wenigen Wochen war der dreibändige Roman druckfertig, der uns heute zur Besprechung vorliegt und der, wenn er auch kein Meisterwerk ist, doch ein erfreuliches Zeugniß ablegt für die noch ungebrochene Geisteskraft des greisen Autors und nirgends erkennen läßt, daß zwischen der Abfassung der ersten und zweiten Hälfte der so bedeutende Zeitraum von zwanzig Jahren liegt.

Eine übelwollende Kritik hat es sich angelegen sein lassen — mit theilweiser Fälschung des thatsächlichen Inhalts dieses Werks und mit Ignorirung der eigentlichen Absicht Laube's —, dem Buche jeden Werth abzusprechen und die ungünstigste Meinung von demselben zu verbreiten. Die Gehässigkeit, mit der dies geschah, wurde nur übertroffen durch die Zumuthung, der Verfasser hätte einen philosophischen Tendenzroman schreiben sollen, nachdem er den Mystiker Böhme und dessen Stiftung zum Ausgangspunkte des Romans, einen Nachkommen dieses Philosophen aber zum Helden gemacht. Ungefähr mit demselben Rechte könnte man Shakspeare vorwerfen, daß er „Julius Cäsar" nicht zu einer Historie gemacht, in welcher uns ein Bild der Schicksale dieses Mannes aufgerollt wird. Daran aber dachte Shakspeare gar nicht, die Tragödie taufte er nur „Julius Cäsar", und die eigentliche Absicht war ihm, den Untergang der römischen Republik zu schildern. Und so zielte auch Laube — mutatis mutandis — nicht im entferntesten dahin ab, uns über Böhme und seine Philosophie und über die detaillirten Schicksale der Böhminger zu informiren, sondern ein möglichst anschauliches und lebendiges, ein dramatisch bewegtes Bild der socialen und politischen Zustände Deutschlands im Jahre 1830 zu bieten. Das konnte und das that er in zufriedenstellendster Weise; Böhme und seine Stiftung hineinzubringen, war ein technischer Behelf, zum Theil sogar eine Schrulle des Verfassers, und der ganze Roman könnte seinem Kerne nach bestehen ohne diesen Behelf und ohne daß der Held Saul ein Böhminger sein müßte. Ueberhaupt ist dieser Saul und seine Liebesaffaire mit Deborah wie der ganze romantische Aufputz des Buchs die leichte Zuckerwaare, dargeboten dem genäschigen Gaumen des Publikums. Bei gerechter Würdigung des eigentlichen Ziels, das sich Laube gesteckt, wird man auch darüber nicht allzu strenge mit ihm ins Gericht gehen dürfen, daß er es sich mit dem Romane etwas leicht gemacht hat, zumal er immer amusant, immer lebendig zu erfinden und zu schreiben weiß. Und welch eine Fülle origineller Gestalten, von denen einzelne kleine Meisterwerke der Zeichnung und Charakteristik genannt werden müssen, weist dieses Buch auf! Wie üppig schießen die dramatischen, oft drastischen Situationen empor und halten uns immer in Athem und Spannung, mögen wir auch den Kopf schütteln zu manchen Wendungen und Schwenkungen, die der Autor macht, um rasch und frisch vorwärts zu kommen. All das sind Vorzüge, welche das große, naive Publikum hochschätzt und welche der Kritiker nicht übersehen darf. Wenn wir nun aber auf den eigentlichen Kern des Werks kommen, auf die Schilderung der socialen und politischen Zustände Deutschlands in den dreißiger Jahren, so werden wir Jüngern, welche von jenen Zu-

ständen nur unklare Vorstellungen haben und aus den verschiedenen Geschichtswerken, welche jene Zeit zu schildern suchen, nur die trockenen Thatsachen erfahren, Heinrich Laube, der in jener Zeit gelebt und gekämpft und mit scharfem Auge geschaut und mit klarem Geiste erfaßt hat, was sie an Absonderlichem und Unmöglichem geboten, Dank zollen müssen, daß er sich der Mühe unterzogen, aus der Fülle seiner Erinnerungen zu schöpfen und mit plastischer Kunst mannichfaltige charakteristische Bilder vor uns hinzuzaubern. Und dies thut er mit strengster Objectivität, ebenso scharf die falschen Demagogen und die Revolutionäre aus Gewinnsucht geißelnd, als die Demagogenriecherei verdammend und dem damaligen Regierungssystem, welchem kein Mittel zu schlecht war zur Erreichung seiner Zwecke, einen wenig schmeichelnden Spiegel vorhaltend. Und wenn man aus diesem Buche auf Laube's politische Gesinnung schließen darf, so ist er der Mann des gemäßigten Fortschritts, gleich weit entfernt von jener Umsturzlust, welche zu zerstören, aber nicht aufzubauen versteht, wie von der reactionären Neigung, welche die Unmündigkeitserklärung des Volks als absolute Nothwendigkeit anerkannt sehen will. Das muß aber um so mehr erfreuen, da Laube als Theaterregent stets dem Absolutismus huldigte und nicht selten den Wahlspruch aller Tyrannen: „Macht geht vor Recht", praktisch bethätigte.

Doch wir müssen nun dem Verfasser selbst das Wort lassen und folgen ihm zu diesem Behufe in den Schwurgerichtssaal, woselbst Deborah, die Geliebte Saul's, unter der furchtbaren Anklage des Kindesmordes steht und ihr Urtheil gesprochen werden soll. Diese Schwurgerichtsscene gehört zu den glänzendsten Partien des Buchs und ist mit großem Geschick geschildert. Leider fehlt es uns an Raum, dieselbe ihrem ganzen Inhalt nach zu reproduciren, ein Stückchen davon aber mag hier seinen Platz finden. Mehrere Belastungszeugen haben ausgesagt, und immer unheilschwangerer ziehen sich die Schuldbeweise um der Angeklagten Haupt zusammen. Da tritt Saul zum Sprechen vor. Am ganzen Körper zitternd vor Aufregung und Entrüstung ruft er:

Das ist alles nicht wahr! (Murren im Publikum.) Es ist alles nicht wahr! wiederholte Saul mit gebieterischem Tone und fuhr dann fort: Dieser Mensch kennt Deborah gar nicht. Er ist in erzwungener Entfernung um sie herumgeschlichen, weil ihre Schönheit ihn lüstern gemacht, ganz so wie sein Spießgeselle, der sogenannte Doctor Cholera, der gar kein Doctor ist, sondern ein medicinischer Curpfuscher, ein medicinischer und politischer Curpfuscher. Beide leben von der Aufregung in den politischen Zuständen Deutschlands, beide sind Demagogen — (Unwille im Publikum).

Demagogen sag' ich. Das ist was anderes als Demokraten. Demagogen treiben ein Wuchergeschäft mit den ehrlichen Wünschen der Völker, sie treiben es zu ihrem persönlichen Vortheil. Sie hetzen und verhetzen, um im Trüben fischen zu können, und sie suchen und finden ihren Vortheil darin, daß die Wünsche der Völker nie befriedigt werden. Denn sobald das ersehnte neue Gesetz erreicht, sobald die neue Staatsordnung, welche wir alle wünschen, eingeführt würde, dann hätte das Demagogengeschäft ein Ende und sie wären beseitigt. So steht's jetzt in Deutschland. Nicht daß wir der französischen Freiheit nahe gebracht würden, nicht daß unsere Regierungen den Volkswünschen Erfüllung böten, o nein, so steht es nicht. Leider befehlen unsere Regierungen die Reaction und zwar in polizeilich und militärisch scharfer Weise. Und darum sind augenblicklich die Demagogen lahm gelegt, denn man sperrt sie ein, wenn sie ihr Handwerk der Verhetzung weiter treiben wollen. Da suchen sie sich denn anderweitige Beschäftigung. Sie verhetzen nun die Privatpersonen gegeneinander und stellen sich in den Dienst rachsüchtiger Menschen. So steht es hier. Dieser Cholera und Nelke sind in den Dienst eines russischen Barons getreten, oder richtiger eines russischen Spions. (Ein gellender Schrei im Publikum.)

Eines russischen Spions, welcher in unserm Vaterlande sein schändliches Wesen treibt. Marlowin ist sein Name. Nachdem er in Polen fertig geworden, weil die heldenmüthigen Polen niedergeworfen sind durch militärische Uebermacht, ist er zu uns gekommen, um die Freiheitsbestrebungen der Deutschen zu untergraben, und hat sich nebenher in Deborah verliebt, verliebt mit aller Wildheit eines Barbaren. Sie hat ihn abgewiesen, hat sich von ihm entfernt. Dadurch ist sein Rachegefühl entzündet worden bis zur bestialischen Wuth, und da er sie nicht besitzen konnte, so hat er sie vernichten wollen. Zu diesem Ende hat er die jetzt beschäftigungslosen Demagogen gedungen, und namentlich der sogenannte Doctor ist dazu benutzt worden, ihre Entbindung zur Anklage auf ein Verbrechen auszubeuten. Im entscheidenden Augenblicke der Entbindung hat er sich eingedrängt, die Frauenhülfe entfernt und sich wahrscheinlich des Kindes bemächtigt. (Bewegung im Publikum.)

Ich fordere das Gericht auf, in dieser Richtung nachzuforschen. Hülfsmittel zur Nachforschung sind vorhanden — das Mädchen Deborah's und die Hebamme bieten sie dar. Man höre sie. Wer Deborah kennt, wie ich sie kenne und wie meine Freunde sie kennen, der ist entsetzt über die Anklage eines Mordes und weist sie wie eine absolute Unmöglichkeit zurück. Die Anklage ist der helle Wahnsinn. Sie ist das liebevollste Geschöpf, welches keinen Wurm tödten würde ohne Noth, und sie soll ihr Kind getödtet haben! Wenn nichts anderes, gerade ihre Abstammung von einer jüdischen Mutter spräche dagegen. Das unglückliche Volk der Juden hat einer fast zweitausendjährigen Verfolgung und einem fast zweitausendjährigen Ausrottungsversuche gerade dadurch widerstanden, daß es den Familiensinn aufs treueste gepflegt, daß es die Kindesliebe wie einen Cultus gehegt hat. Wer weiß eine Jüdin zu nennen, welche ihr Kind verleugnet oder gar vernichtet hätte? Niemand, niemand. Und das sollte ohne irgendeine zwingende Veranlassung dies Weib hier, diese Deborah gethan haben? Dies Weib, welches sich unter erschwerenden Umständen eine reiche Bildung angeeignet hat, eine Bildung, von welcher jeder verbrecherische Gedanke ausgeschlossen ist, dies Weib, welches dem Reichthum eines Marlowin den Rücken gekehrt hat, um nicht ihren Gefühlen lügnerisch zu widersprechen, dies Weib, von welchem wir wissen, daß jeder Arme, jeder Unglückliche Rath, Trost und Hülfe bei ihr gefunden, dies Weib mit dem weichen, künstlerischen Herzen, das an das Höhere im Menschen glaubt und in diesem Höhern seine Begeisterung schöpft? Wer soll das glauben? Kein Mensch, der an das Höhere im Menschen glaubt. Ich glaube daran und ich bin berufen, für dies unschuldige Weib hier einzustehen, denn ich bin ihr Mann, und ich bin der Vater des Kindes.

Mit diesem Citate schließen wir die Anzeige des Laube'schen Romans, dessen Schwächen wir nicht verkennen oder leugnen, den wir aber um seiner Vorzüge willen mit voller Ueberzeugung empfehlen können. Oskar Welten.

Philosophische Revue.

1. Handbuch der Moral nebst Abriß der Rechtsphilosophie von J. J. Baumann. Leipzig, Hirzel. 1879. Gr. 8. 7 M.

Dieses Handbuch ist kein schulmäßiges Compendium im gebräuchlichen Sinne, wie der Titel vielleicht nicht zu Gunsten des Werks vermuthen läßt. Den Inhalt desselben bilden vielmehr vorwiegend monographische Bearbeitungen einzelner ethischer Grundprobleme, welche durch das einheitliche Grundprincip und einige leitende Gesichtspunkte in organischen Zusammenhang gebracht sind, und zwar derart, daß sich die einzelnen Principien und Ergebnisse im wesentlichen zu dem Grundriß eines Systems der Ethik zusammenfügen ließen. Die vorwiegend monographische Bearbeitung einzelner Grundprobleme schließt trotz dem sichtlich hervortretenden geistigen Bande die streng systematische Behandlung von vornherein aus. Was dem Werk dadurch an Vollständigkeit, an Erschöpfung des Stoffs, an Strenge der architektonischen Gliederung, an schulmäßiger Form, an didaktischer Anordnung des Ganzen und des Details verloren geht, ersetzt es durch sorgfältige Analysen der behandelten Grundbegriffe, durch allseitige Untersuchung wesentlicher Grundprobleme, durch die Vorzüge der monographischen Darstellung, durch die Verwerthung eines reichen empirischen Materials, durch die anregende Vielseitigkeit und die glückliche Popularität der Darstellung.

Der Autor sucht durch die gegenwärtige Bearbeitung zwei Hauptrichtungen der neuern Ethik zu vereinigen, deren eine die Moral als Entwickelungsgeschichte des menschlichen Geisteslebens, die andere als die Wissenschaft von dem, was sein soll, betrachtet. Es handelt sich also zugleich um eine ausgleichende und verbindende und um eine vom selbstgewählten Standpunkte Grundlinien ziehende Arbeit. Diese Arbeit gewinnt ganz besonderes Interesse durch die ausgesprochene Tendenz, die Moral von eigentlich metaphysischen Hypothesen unabhängig zu machen. Der Autor tritt mit derselben in innige Beziehung zu der vorwiegend in Frankreich und England vertretenen Schule der morale indépendante.

Es handelt sich dem Verfasser darum, die „inhaltlichen Gegensätze der Moralsysteme auszugleichen, welche sich als Betonung des sinnlichen Lebens, als Betonung der intellectuellen und technischen Fähigkeiten, als Betonung der Hingebung an andere bisher gegenüberstanden". Er hält es für selbstverständlich, daß dazu die Berücksichtigung nicht blos der europäischen, sondern auch der mohammedanischen, indischen und chinesischen und der Moral der Naturvölker erforderlich sei. Der Grundstein der Moral ist ihm die „richtige Willenstheorie", welche auch die Gesetze der Ausbildung des Willens und damit der „moralischen Charakterbildung" implicirt. Sehr treffend bemerkt der Verfasser, daß Moral erst sei, was sie sein muß, wenn sie „nicht blos sagt, was geschehen soll, sondern auch die Kräfte nachweist, wodurch es geschehen kann, und die Art und Weise lehrt, diese Kräfte zu wecken und zu steigern". Dies begründet die stetige Richtung der Aufmerksamkeit auf „Weckung und Ausbildung der moralischen Kraft". Dieser praktische Grundzug des Werks, der in manchen Theilen desselben geradezu als Hauptsache erscheint, verleiht ihm ein ganz besonderes Interesse für den Pädagogen, um so mehr, als es das von der Mehrzahl der Fachmänner bei der vorwiegend theoretischen Tendenz zeitgenössischer Bestrebungen vernachlässigte Gebiet der Willenserziehung, der Moralpädagogik in mancher Richtung, wenn auch nur nebenher, bearbeitet.

Nächst der monographischen Bearbeitung einzelner Grundprobleme bilden die vielfach eingefügten Ansätze und Beiträge zu einer ethischen Pädagogik den Hauptinhalt des Werks. Die Rechtsphilosophie ist nur in einem ganz kurzen Abriß behandelt, in welchem es sich in der Hauptsache um den Nachweis der innern Beziehungen des Rechts zur Moral handelt. Der Autor will weder das Recht unmittelbar auf eine bestimmte Moral gegründet, noch kurzweg von aller Moral getrennt, sondern eine ganz allgemeine, für verschiedene Religionen und für verschiedene Lebensansichten zugängliche moralische Grundlage des Rechts anerkannt wissen.

Die Darstellung der Moral geht aus von der Natur des Willens und den Gesetzen der Willensbildung. Obenan steht eine polemische Bemerkung gegen die übliche Methode, die moralischen Ideale und Postulate an die Spitze zu stellen. Mit Recht betont der Autor, daß die Schwierigkeit nicht sowol in dem Finden der Ideale, als vielmehr in ihrer Verwirklichung durch den Willen liege, ohne dessen Leistungsfähigkeit „Moral ein bloßes Gedankenbild, ein schöner Traum sein würde". Damit ist unmittelbar auf die anthropologische Wurzel der Ethik hingewiesen. Denn nicht um die dialektische Bearbeitung der abstracten ethischen Begriffe als solcher, auch nicht um eine Auflösung der Ethik in eine Aesthetik des Wollens kann es sich handeln, sondern um den Nachweis der Beziehung zwischen dem Sollen und Können, sittlicher Verpflichtung und sittlicher Leistungsfähigkeit. Daher macht der Autor die Naturlehre des Willens zur Grundlage der Ethik. Die Entwickelungsgesetze des Willens geben den Normativgesetzen der Willensbildung, der Erziehung des Willens zur pflichtmäßigen Gesinnung die reale Grundlage, ohne welche das „Du kannst, denn du sollst" ein theoretisches Ideal bliebe.

Im Begriff des Willens liegt nach der Darlegung des Autors ein Willensinhalt oder Gegenstand und ein Werthurtheil oder Motiv. „Klarheit der Vorstellung" und „Stärke des Werthurtheils" machen den Willen effectiv. Doch gehöre zu voller Leistungsfähigkeit die physiologische Basis vorausgängiger unwillkürlicher Bethätigung:

> Einen Vorgang, wo auf Vorstellung und Werthschätzung geistige oder geistig-leibliche Bethätigung eintritt, nennen wir

Wille und willkürliche Handlung; sie hat aber nicht mit Erfolg statt, wo nicht die unwillkürliche Bethätigung voraufging. ... Wo die organischen und psychischen Anknüpfungspunkte des effectiven Willens nicht sind oder aus Mangel an Ausbildung so gut wie verloren sind, da tritt der effective Wille nicht ein.

Aus der richtigen Willenstheorie erkläre sich auch das Entstehen der falschen in der Geschichte der Psychologie und der Ethik. Insbesondere verwirft Baumann die Schopenhauer'sche Auffassung vom Willen auf das bestimmteste:

Nicht der Wille liegt dem Vorstellen zu Grunde und erzeugt es als einen nachgeborenen, ihm unter Umständen feindlichen Sohn, sondern der Wille selbst ist das Nachgeborene, aus Vorstellung und Werthschätzung zusammen erst Entstehende; das Ursprüngliche sind unwillkürliches Geschehen und unwillkürliche Bethätigung. ... Der in seinem Ursprunge so verstandene Wille ist bildbar, sofern unzweifelhaft die organischen und psychischen elementaren Grundlagen desselben bildbar sind.

Auch hier gelte das Non imperatur nisi parendo. Der Hergang sei: unwillkürliche Bethätigung, im Anschluß an dieselbe Vorstellung und Werthschätzung (erstes Stadium), dann Vorstellung und Werthschätzung zuerst, im Anschluß an diese Bethätigung (zweites Stadium).

Diese sichtlich auf physiologisch-psychologische Grundlagen gestellte Willenstheorie wird vom Verfasser im einzelnen entwickelt. Aus derselben werden die einzelnen Gesetze der Willensbildung deducirt. Die Anwendung derselben in der Moralpädagogik wird theils angedeutet, theils ausführlicher dargestellt. Der Autor verwerthet mit Umsicht die Resultate physiologischer Forschung. Soweit ihn die Erörterung der Mittel und Wege der Willensbildung zur tiefern Einlassung auf pädagogische und psychologische Fragen führt, steht er vielfach in weitgehender Uebereinstimmung mit den Lehrmeinungen von Herbart, Beneke und Lotze. Wenn aber der Einfluß der letztern bei der Behandlung psychologischer und pädagogischer Fragen oft hervortritt, so ist für die Entwickelung des ethischen Standpunktes die umfassende Berücksichtigung anthropologischer, im Besondern physiologischer Forschungen von entscheidender Bedeutung. Zur Begründung des Standpunktes und der aus demselben sich ergebenden Gesetze sind werthvolle Materialien aus verschiedenen Gebieten wissenschaftlicher Forschung herangezogen und insbesondere die neuern Untersuchungen der Nervenphysiologie, der allgemeinen Anthropologie, der physiologischen Psychologie, der Sociologie, namentlich auch der Nationalökonomie vielfach verwerthet worden. Damit ist das Streben des Autors bethätigt, seine ethischen Ansichten auf anthropologische Grundlagen zu stellen, deren die Ethik unsers Erachtens zu ihrer wissenschaftlichen Begründung bedarf. Es braucht kaum besonders betont zu werden, daß das Werk auch von tüchtiger Kenntniß der Geschichte der Moralphilosophie Zeugniß ablegt.

Auf Grund der ermittelten Gesetze der Entwickelung des Willens und der Normen der Willensbildung stellt der Autor in einem besondern Kapitel, das auf culturhistorische Studien gestützt ist, den Emporgang der Menschheit zur Cultur in ganz allgemeinen Umrissen und mit stetiger Beziehung auf die moralische Entwickelung dar. Von besonderm Interesse ist hierbei die Erörterung der von der Moralphilosophie postulirten „Gleichheit der Menschen". Diese Gleichheit ist nach Baumann „die Gleichheit der formalen Grundzüge der menschlichen Natur mit Offenlassung eines mannichfachen und sehr verschiedenen Inhalts":

Die Gleichheit des Menschen ist etwas, was auf Grund der physiologisch-psychologischen Constitution der menschlichen Natur nicht am Anfange der Geschichte stehen konnte, sondern ihre Anerkennung ist, wo sie bereits durchgedrungen, das Resultat jahrhundertelanger mannichfacher Entwickelungen.

Die inhaltliche Grundlegung der Moral als Lehre von der Aufgabe und der Bestimmung des Menschen müsse drei Stücke im Fundament verbinden: 1) Die richtige Theorie des Wollens; 2) die Einsicht in die „Gleichheit der Grundzüge menschlicher Natur mit Rücksichtnahme auf eine mögliche mannichfaltige inhaltliche Ausfüllung derselben"; 3) „sie muß Ideale und Regeln ihrer Verwirklichung geben auf Grund der festen Gesetze menschlichen Wesens, sie muß stark und kräftig sein können, ohne darum Zwang üben zu wollen".

Die Moral ist, wie Baumann mit erfreulicher Entschiedenheit behauptet, eine immanente. „Sie geht von irdischen Verhältnissen aus und bewegt sich in diesen; es sind damit nicht die Hoffnungen, Aussichten, Erwartungen über die Erde hinaus ausgeschlossen." Aber diese letztern gehören unsers Erachtens nicht mehr dem Bereich der Wissenschaft, sondern allein dem Glauben an. Mit Recht verwahrt sich daher der Autor gegen Alterirung des Wesens des Menschen durch transscendente Versuche und verweist auf die immanenten Gesetze der menschlichen Natur, ohne die keine Ausführung sittlicher Aufgaben möglich wird. „Princip der Moral ist Erhaltung und Förderung der Menschheit." Die Begründung und Entwickelung dieses Princips und seiner Consequenzen ist daher nach Baumann die Aufgabe der Moralphilosophie. Dies Princip stimmt im wesentlichen überein mit dem wahren Kern der größten Moralsysteme, ganz besonders aber mit dem Princip, das, wenngleich noch lange nicht mit dem berechtigten Anspruch auf wissenschaftliche Begründung, von modernen Bearbeitern der Ethik, namentlich von den Anhängern des sogenannten Positivismus, von der morale indépendante, von englischen Ethikern neuerdings vertreten wird. Gewiß ist in der Arbeit der letztern Richtungen noch viel Unklares, Mangelhaftes, Oberflächliches; das leitende Princip blickt aber vielfach durch. Im Besondern steht das bezeichnete Princip auch dem unsererseits aufgestellten theoretischen Postulat nach, gemäß welchem wir die wissenschaftliche Bearbeitung der Ethik zu versuchen wünschen: keine theologische, auch keine metaphysische, sondern eine anthropologische Ethik. (Vgl. „Prolegomena zu einer anthropologischen Philosophie", 1879, Vorwort.) „Ohne Kenntniß der verwickelten Natur menschlicher Dinge ist daher

die Moral nicht aufzuführen." Doch betrifft diese verwickelte Natur mehr das Accidentielle, das Detail; das Wesentliche, das Fundament beruht auf den „formalen Grundzügen" oder den allgemeinen immanenten Gesetzen der menschlichen Natur. „Menschenkenntniß" in der tiefern Bedeutung des Worts ist ein Grundpostulat der wissenschaftlichen Ethik.

Die drei „Cardinaltugenden" sind nach Baumann: Thätigkeit, Wohlwollen und praktische Verständigkeit.

Das Moralprincip „Erhaltung und Förderung der Menschheit" gestatte eine „sittliche Verwerthung aller Hauptseiten menschlichen Wesens". Nun überwiege bald das vegetative System, bald das Muskelsystem, bald das Nervensystem. Das erste bei den „überwiegend wirthschaftlichen", das zweite bei den „überwiegend activen", das dritte bei den „überwiegend geistigen" (intellectuellen, religiös-contemplativen, ästhetischen) Naturen. Der Verfasser versucht die Anwendung seines Moralprincips in allen diesen Specialfällen darzustellen. Schließlich widmet er dem Geschlechtsleben eine recht eingehende Untersuchung, die reich an anregenden Bemerkungen und dankenswerthen Aufschlüssen ist und im Gegensatz zu den einschlägigen Leistungen des Pessimismus einem gesunden Eudämonismus das Wort redet, der trotz dem Umstande, daß die gegebenen Lebensverhältnisse denselben oft entwurzeln, einen wahren Kern hat und von sittlich kräftigender Wirkung sein könnte. Manche Probleme, die in bisher zu wenig erforschte Tiefen der Socialwissenschaften hinabreichen, konnten nur berührt, nur hier und da mit einem Streiflicht beleuchtet werden. Die ergänzenden Gesammtbetrachtungen erläutern manches in dem Haupttheil nur im allgemeinen Entwickelte.

Ein weiteres Eingehen auf Einzelheiten oder den kurzen Abriß der Rechtsphilosophie müssen wir uns versagen. Aus dem Gesagten geht genugsam hervor, daß wir das Werk für eine erfreuliche und beachtenswerthe philosophische Leistung halten, die einzelne Principien von großer Tragweite in die Untersuchung und in die Discussion einiger ethischer Grundprobleme eingeführt hat. Die glückliche Popularität der Darstellung wird das Werk auch außerhalb des Kreises der Fachgenossen zu einer vielfach belehrenden und zu tieferm Nachdenken anregenden Lektüre machen.

2. Geschichte der Psychologie. Von Hermann Siebeck. Erster Theil. Erste Abtheilung: Die Psychologie vor Aristoteles. Gotha, F. A. Perthes. 1880. Gr. 8. 6 M.

„Das Bedürfniß nach ihrer eigenen Geschichte ist für eine besondere Wissenschaft immer dann am größten, wenn sie im Begriff steht, in einen neuen Abschnitt ihrer Entwickelung einzutreten."

Auf diese Erwägung gründet der gelehrte Verfasser das Bedürfniß nach einer ausführlichen Geschichtsdarstellung angesichts der exacten Bestrebungen der modernen psychologischen Forschung. Dies Bedürfniß hat bereits andere Bearbeitungen und Beiträge veranlaßt, von welchen insbesondere das Werk von F. Harms genannt werden muß. Doch scheint das Werk Siebeck's seiner ganzen Anlage nach eine umfassendere Verwerthung bisheriger Specialforschungen in der Geschichtsdarstellung der einzelnen Lehren mit einer gedrängten und durchsichtigen Darstellung verbinden zu wollen, welche das Werk auch für außerhalb des fachwissenschaftlichen Kreises stehende wissenschaftlich gebildete Leser benutzbar macht. Diesen dürfte dasselbe, insofern es im gleichen Stil fortgeführt wird, zur Einführung in das Studium der Psychologie zu empfehlen sein.

Besonders dankenswerth sind für den engern Kreis der Fachmänner die reichlichen Belege, welche der Verfasser im Text und im Anhange beigebracht hat, wie auch insbesondere die Mittheilung der Ergebnisse eigener Forschungen. Das Werk legt ein beredtes Zeugniß für die gründliche Gelehrsamkeit, den regen Forschungseifer und die kritische Schulung des historischen Urtheils ab. Da eine Besprechung sachlicher Specialfragen hier versagt bleibt, können wir nur wünschen, das unter guten Auspicien begonnene Werk bald fortgesetzt und abgeschlossen zu sehen.

3. Ueber Metaphysik. Einleitung in die Metaphysik des Aristoteles. Von J. Barthélemy-Saint-Hilaire. Uebersetzt und mit einem Vorwort versehen von E. P. Goergens. Berlin, Th. Grieben. 1880. 8. 3 M.

Der ausgezeichnete französische Gelehrte und Staatsmann stellt in dieser kleinen Schrift die Grundzüge des Aristotelischen Systems dar, knüpft daran kritische Bemerkungen und behandelt in einem besondern Theil in kurzen Einzeldarstellungen die Geschichte und das eigentliche Wesen der Metaphysik, ihre Beziehungen zur Religion einer- und zur Wissenschaft andererseits. Er macht schließlich anregende und geistreiche Bemerkungen über die Beschaffenheit der metaphysischen Wissenschaft, über die hohe Stellung des Menschen und über die Zukunft der Metaphysik. In der ersten Hälfte will der Autor der Bedeutung des griechischen Denkers gerecht werden; in der zweiten tritt er für das gute Recht der Philosophie, das heutzutage vielfach in wissenschaftlichen Kreisen bestritten und geleugnet wird, mit unverhohlener Begeisterung und unverlorenem Idealismus in die Schranken.

Dem Zweck entsprechend ist auch die Darstellung durchaus populär. Das Werk will daher nicht mit dem Maßstab wissenschaftlicher Specialarbeiten gemessen werden. Es dürfte dem edelgesinnten Gelehrten die Sympathien und den Dank manches deutschen Lesers erwerben.

4. Der Gott des 19. Jahrhunderts. Religionsphilosophischer Versuch. Von E. Oelsner. Breslau, Schletter. 1879. Gr. 8. 3 M.

Der Verfasser dieses mit Wärme und Pathos geschriebenen religionsphilosophischen Versuchs leitet aus dem unausrottbaren metaphysischen Bedürfniß des normal entwickelten Menschen, das ihm nicht minder gewiß ist als der Glückseligkeitstrieb, die Nothwendigkeit religiöser

Anschauungen und eines religiösen Bewußtseins auf allen Stufen menschlicher Culturentwickelung ab. Mit dem wissenschaftlichen Bewußtsein und den Formen des Culturlebens auf allen Gebieten sieht er auch die Formen der Religiosität in einer stetigen Veränderung begriffen. Eine „für alle Zeit fest gegründete Religionsform" ist ihm ein Unding. Er glaubt darum an den religiösen Fortschritt. Die Religion ist ihm die „höchste Blüte des menschlichen Geisteslebens", die wahre Religion untrennbar von der echten Sittlichkeit.

Als „unbestreitbares Resultat unserer gegenwärtigen Geistesentwickelung" gilt ihm die in den verschiedensten nichttheologischen Systemen hervortretende Ueberzeugung, daß „unserer Welt ein bewußt denkendes Princip zu Grunde liegt".

Dies näher darzulegen versucht er durch die Bestimmung des Wesens der Religion und ihres Verhältnisses zur Philosophie. Er kritisirt die religiösen Vorstellungen der jüngsten Vergangenheit, die Auffassungen von David Strauß, von E. von Hartmann. Er polemisirt gegen die antireligiöse Strömung im Materialismus und in der modernen Naturwissenschaft, prüft den Idealismus auf seinen religiösen Gehalt und sucht die Elemente religiöser Empfindung in den Elementen intellectueller und moralischer Entwickelung. Der Gott des 19. Jahrhunderts offenbart sich ihm überall als die „ewige, unbegrenzte, liebende Vernunft". Die Schrift beansprucht nicht, in ihrem engern Rahmen eine tiefere Lösung transscendenter Fragen zu geben, wenngleich sie die Möglichkeit einer theoretischen Lösung, einer metaphysischen, keiner psychologisch- oder historisch-kritischen voraussetzt. Manches gute Aperçu über die Ziele und Wege einer Erneuerung des religiösen Bewußtseins und einer Versöhnung oder Verbindung desselben mit strengwissenschaftlichen Ueberzeugungen im Rahmen einer Weltanschauung und einzelne gute kritische Bemerkungen gegen die Pfaffen des Unglaubens und die Dogmatiker des Atheismus werden auch denjenigen befriedigen, der das Verhältniß von Glauben und Wissen anders erfaßt. Dem religiösen Bedürfniß mancher gebildeten Zeitgenossen dürfte die Schrift ihres warmen Tons wegen willkommen sein.

5. Die Lehre von der Autonomie der Vernunft in den Systemen Kant's und Günther's, dargestellt von Ernst Melzer. Nebst einem Anhange über E. von Hartmann's „Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins". Neisse, Graveur. 1879. Gr. 8. 1 M.

Eine aus der Beschäftigung mit den Systemen Kant's und Günther's hervorgegangene Schrift, welche den Gedankengang des ersten nicht immer mit genügender Schärfe und Klarheit erfaßt und das Verdienst des letztern mehrfach zu überschätzen scheint. Die gleiche Befangenheit zeigt sich bei der Besprechung der E. von Hartmann'schen Ethik, obgleich der Autor gegen gewisse fundamentale Irrthümer und Prätensionen derselben sich mit Recht verwahrt.

6. Der heliocentrische Standpunkt der Weltbetrachtung. Grundlegungen zu einer wirklichen Naturphilosophie von Alfons Bilharz. Mit 13 Holzschnitten. Stuttgart, Cotta. 1879. Gr. 8. 6 M.

Der Autor bezeichnet seine Schrift als „die Frucht achtzehnjährigen Ringens". Seine Anschauungen sind im wesentlichen die Fortsetzung der „Kant-Schopenhauer'schen", insofern nämlich „die Kritik der reinen Vernunft in Bezug auf die Raum- und Zeitlehre sowol als auf das Problem der Causalität zur Vollendung gebracht und auf dem festen Grunde des Schopenhauer'schen Willensbegriffs in berichtigendem und ergänzendem Sinne weiter gearbeitet wird".

Das Resultat sei die „den Grundlagen nach vollständige Versöhnung von Philosophie und Naturwissenschaft". Der Leser fragt sogleich: ob der Weg zu dieser durch die Schopenhauer'sche Metaphysik und Weltansicht führen könne?

Der Autor meint indessen seine „Lösung des erkenntnißtheoretischen Welträthsels" durch die „Auffindung des Fundaments der Moral, wodurch diese ihres transscendenten Gehalts entlastet und zur eigentlichen Wissenschaft gemacht wird", noch überboten, er meint, den Materialismus durch Vernichtung seines „siamesischen Zwillingsbruders", des Spiritualismus, überwunden zu haben. Zugleich hofft er, daß es ihm gelungen sei, die bisher stets verschobene Scheidewand zwischen Dogmatismus und Wissenschaft auf dem richtigen Punkt haltbar zu machen. Dies sei nur durch eine „positive Leistung" versucht worden: den „Schopenhauer'schen Willensbegriff". Diese sei jedoch ein ungeschliffener Diamant gewesen — „für eine Busennadel in der Gesellschaft zu tragen nicht geeignet".

Es gebe in dem ganzen Buch „keinen Satz, der nicht «in Gegenwart der Anschauung» gedacht wäre". Die einzige Voraussetzung zum Verständniß desselben sei, daß „der Leser sich jede Beziehung nach Analogie der analytisch-geometrischen Betrachtungsweise, d. i. als Curve vorstelle". Das sei das einzige Mittel, jemand zu „zwingen, daß er ganz genau dasselbe denke, was der Autor sich gedacht", mithin auch die „Grundbedingung wissenschaftlicher Mittheilung überhaupt".

So hofft der Autor, die Klippen zu umgehen, an denen Kant gescheitert ist. Zugleich sei sein Hauptstreben, den Leser zu selbständiger Prüfung der metaphysischen Fragen anzureizen.

Ein „Aufsteigender Weg" (Vorbereitendes) führt zur Entdeckung des „heliocentrischen Standpunktes". Die historisch-kritische Einleitung führt zunächst zu dem Ergebniß, daß in Kant der „einzige Anknüpfungspunkt für jede weitere Entwickelung" liege, sodann daß Schopenhauer's Lehre vom Willen als dem Wesen des Seins die einzige Bereicherung unserer metaphysischen Erkenntniß seit Kant sei, Kant sei heute so gut wie vergessen. Dennoch beginne erst mit dem Kritieismus eine fördernde Philosophie. Denn der „objective Weg" leiste nichts in der Philosophie. Auf das Subject, in die Tiefe des Subjects müsse zurückgegangen werden.

Weiter heißt es, es komme alles auf die Gewinnung des objectiven Gesichtspunktes oder des heliocentrischen Standpunktes an. Auf dem Wege zu diesem liegen mehrere Erkenntnisse:

Wir wissen, daß das Wesen des subjectiven Seins der Wille ist. — Es existirt nichts außer dem Willen oder der Kraft, und Raum und Zeit sind die einzigen Formen unserer sinnlichen Erkenntniß. — Die Welt, als Ganzes genommen, soweit es sich überhaupt um Erkennen handelt ... ist für den zusammenfassenden, philosophischen Gedanken zurückführbar auf eine zwei Kraftpunkte verbindende Linie und nichts weiter.

Der „Absteigende Theil" bringt die Darstellung der Hauptsätze und der einzelnen Weltgesetze, nach geometrischer Methode in Gleichungen entwickelt und in Curven dargestellt.

Ungeachtet mancher geistvollen kritischen Bemerkung und einzelner Ausführungen, welche als Leistungen von besonderm Tiefsinn betrachtet werden können, unbeschadet vieler einzelner Gedanken, welche vom Studium der Geschichte des philosophischen Denkens und zugleich von einer entwickelten Befähigung zu metaphysischen Speculationen Zeugniß ablegen, glauben wir nicht zugestehen zu dürfen, daß der Autor das Ziel, auf das er mit einer selten gewordenen Kühnheit des Strebens seine Denkarbeit gerichtet hat, in dieser Schrift wirklich oder auch nur annähernd erreicht habe. Wir neigen vielmehr zu der Annahme, daß die analytisch-geometrische Methode des Autors, wie sie uns hier angewandt scheint, nicht Aussicht habe, die von ihm gesuchten Erkenntnisse in einer bindenden wissenschaftlichen Form erlangen zu können und darzustellen. Der Versuch Spinoza's war sicherlich eine Leistung von staunenswerthem Tiefsinn und von unverdrossener Consequenz der Ausführung. Gleichwol sind wir heute nicht im Zweifel darüber, daß die anscheinend strenge Form des Beweises in der Mehrzahl der Fälle auf Tautologien und eine andere Ausdrucksweise der zu beweisenden Grundgedanken oder auf eine Verwerthung von Principien hinleite, welche weder bewiesen, noch denknothwendige Axiome, noch durch Induction festgestellt sind. Größere Resultate als dies in seinem innern Aufbau so denkwürdige System wird der Autor der besprochenen Schrift mit seiner Methode schwerlich zu erzielen vermögen. Wir befürchten vielmehr, daß das wissenschaftliche Object der Philosophie einer solchen Methode sich entziehe. Von gewissen metaphysischen Fragen dürfte dies ebenso oder noch mehr gelten. Eine Begründung im einzelnen ist hier so wenig thunlich wie ein Eingehen auf die Einzelheiten der Schrift, welche mehr unbelohnte speculative Vertiefung fordert, als wir den meisten denkenden Lesern zumuthen dürfen.

7. Immanuel Kant's Kritik der Urtheilskraft. Herausgegeben von Benno Erdmann. Leipzig, Voß. 1880. Gr. 8. 3 M.

Eine dankenswerthe Ausgabe, welche der namhafte Vertreter der Kant-Philologie mit der Umsicht und Sorgfalt, die er bei der Herausgabe der „Kritik der reinen Vernunft" und der „Prolegomena" bekundete, veranstaltet und mit orientirenden Bemerkungen eingeleitet hat.

8. Die Philosophie Arthur Schopenhauer's in ihrer Relation zur Ethik. Von Johann Michael Tschofen. München, Th. Ackermann. 1879. Gr. 8. 1 M. 40 Pf.

Diese Schrift, welche von dem fleißigen Studium der Werke Schopenhauer's Zeugniß gibt, knüpft an eine ganz kurze Darstellung der wesentlichsten Hauptsätze der Schopenhauer'schen Philosophie eine kurze Kritik, welche in manchen Punkten die Irrthümer und die immanenten Widersprüche des Systems mit richtigem Verständniß aufdeckt und nicht ohne Erfolg zu zeigen versucht, „wie unklar diese Philosophie gerade in ihrem Brennpunkt ist". Auch fehlt es nicht an richtigen Bemerkungen über die wirklichen und vermeintlichen Descendenten des Schopenhauer'schen Pessimismus. Insbesondere werden die Hineindeutungen in die Principien des letztern, die sich E. von Hartmann erlaubt hat, abgelehnt. Es dürfte dem Autor gelingen, durch seinen Hinweis auf den großen Widerspruch in den Theorien vom Willen und vom Intellect und durch neue Belege für die Einsicht, „wie undeutlich dem Philosophen selbst das Wesen, das Verhältniß von Wille und Intellect war", zu einer besonnenen Abschätzung der Leistungen des Philosophen im einzelnen mit beizutragen. Der Autor hat in der That einige beachtenswerthe Argumente für die Behauptung beigebracht, daß „nach Schopenhauer's Betrachtungsweise der Welt eine Ethik nicht möglich ist".

Die Form der vielfach von ernster Denkthätigkeit zeugenden Schrift verräth nicht die gleiche Sorgfalt und Gewandtheit wie die Anordnung der Gedanken in einzelnen Abschnitten.

9. Aesthetische Studien für die Frauenwelt. Von Otto von Leixner. Mit 3 Lichtdruckbildern. Leipzig, Schloemp. 1880. 8. 5 M.

Das gut ausgestattete Buch enthält eine Sammlung von Aufsätzen über verschiedene Fragen, die zum größten Theil dem Gebiete der Aesthetik angehören. Es finden sich geistvolle Bemerkungen über Gegenstände, mit welchen sich zu beschäftigen die Geschmacksbildung fordert. Die anspruchslose und gefällige Schreibweise, das oft durchschlagende ästhetische Feingefühl des Autors dürften dem Buch die Sympathien derer erwerben, welchen es gewidmet ist.

10. Philosophische Briefe an eine Frau. Von Karl Stugau. Leipzig, Haessel. 1879. 8. 5 M.

Auch diese Arbeit gehört gleich der voranstehenden zu den populären Schriften im bessern Sinne. Es sind darin die verschiedensten Fragen ohne jede strengere Anordnung und Methode abgehandelt. Soweit sich Philosophie überhaupt auch für diejenigen populariſiren läßt, die durch kein vorbereitendes Studium für die Gegenstände derselben empfänglich gemacht sind, dürfte diese Arbeit wie die Schrift von Leixner's ihrem Zweck einigermaßen entsprechen. Wenn es denselben gelingt, das Interesse gebildeter Frauen für philosophische Probleme anzuregen, so leisten sie das Beste, was sie anstreben können. Ebendeshalb hätte auf die der Natur der Dinge nach nur die Oberfläche streifende

Behandlung einiger schwierigen Fragen besser verzichtet werden sollen.

11. Die Vorurtheile der Menschheit. Von Lazar B. Hellenbach. Dritter Band: Die Vorurtheile des gemeinen Verstandes. Wien, Rosner. 1880. Gr. 8. 8 M.

Die Aufgabe, die sich das groß angelegte Werk des Autors gestellt hat, ist gewiß eine ebenso interessante als schwierige. Um die Vorurtheile der Menschheit nicht nur zu schildern, sondern auch richtig zu beurtheilen, muß ein vorurtheilsfreier Standpunkt der Betrachtung und der Kritik gewonnen werden. Ob der Autor diesen Standpunkt vollauf erreicht habe oder, soweit er ihn stellenweise erreicht haben sollte, unablenkbar auf demselben ausharre, vermöchten wir nach dem vorliegenden Werk in seiner gegebenen Gestalt nicht geradezu zu bejahen.

Vor allen Dingen scheint der Umfang des Themas eine ungleich größere und breitere Grundlage empirischer Data zu erfordern als die in dem vorliegenden Werk vorhandene. Die größere Schwierigkeit erwächst sodann aus der Sichtung und aus der kritischen Auslese, schließlich aus der Forderung des nicht allzu leicht erreichbaren erhöhten Standpunktes der Betrachtung.

Diese Forderungen scheint uns der arbeitseifrige, darstellungskundige Autor im Einzelnen nicht genügend berücksichtigt zu haben. Sein vielseitiges Interesse, seine ausgedehnte Belesenheit, sein Eifer, Klarheit und Gewißheit über die schwierigsten Probleme zu erhalten und zu vermitteln, die weitgehende Verwerthung vieler wissenschaftlicher Arbeiten zu der Lösung derselben mögen billigerweise anerkannt werden. Der Lösung sind wir durch die fleißige Benutzung bisheriger Arbeiten nicht näher gerückt. Die Aufgaben, die sich der Verfasser gestellt hat, scheinen mit den vorhandenen Mitteln nicht gelöst werden zu können. Dies schließt nicht aus, daß er die Wichtigkeit des Gegenstandes richtig erkannt hat und durch einzelne Bemerkungen auch die Einsicht anderer fördern mag.

12. Karl Rosenkranz. Eine Studie zur Geschichte der Hegel'schen Philosophie. Von Richard Quäbicker. Leipzig, Koschny. 1879. Gr. 8. 2 M.

Eine mit Pietät und kritischer Einsicht geschriebene Studie über Rosenkranz' wissenschaftliche und literarische Bestrebungen und Werke. Allen Freunden und Verehrern des ausgezeichneten Schriftstellers der Hegel'schen Schule wird die interessante Arbeit eine willkommene Gabe sein.

13. Die neuesten Bestrebungen auf dem Gebiete der Logik bei den Deutschen und die logische Frage. Von L. Rabus. Erlangen, Deichert. 1880. Gr. 8. 3 M.

Wenn wir auch mit der Kritik und mit den positiven Erörterungen des Autors vielfach im einzelnen nicht übereinstimmen können, müssen wir doch das Verdienst anerkennen, das er sich durch die sorgfältige Registrirung und die großentheils richtige Zusammenstellung und Anordnung der Bestrebungen im Bereich der modernen Logik erworben hat. Für denjenigen, der sich über die Entwickelung der Logik in der neuesten Zeit literarisch orientiren will, wird das Buch ein verlaßlicher Führer sein. Zu diesem Zweck möchten wir dasselbe den Fachmännern und weitern Kreisen empfehlen.

Friedrich von Baerenbach.

Neue Gedichte.

1. Frau Holde. Gedicht von Rudolf Baumbach. Leipzig, Liebeskind. 1880. 16. 2 M.
2. Zur Dämmerzeit. Gedichte von Max Kalbeck. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1881. 12. 2 M. 40 Pf.
3. Auf hoher Flut. Gedichte von Georg Freiherrn von Dyherrn. Breslau, Kiepert. 1880. 8. 4 M.
4. Bunte Muscheln. Gedichte von Marie von Porembsky-Bartelheim. Köln, Selbstverlag. 1880.

In einem kürzlich erschienenen liebenswürdigen Büchlein: „Wie hören wir Musik?" hat Ferdinand Hiller den Musikkritikern ein kleines Kapitel gewidmet und bei dieser Gelegenheit nicht mit Unrecht an die Thätigkeit Bädeker's erinnert, der die Studien zu seinen Werken in eigener Person machte und, obschon ihn diese Arbeit in die glänzendsten Städte, in die anmuthigsten Dörfer, in die herrlichsten Landschaften führte, doch wenig Freude dabei zu gewinnen pflegte. „Machte er einen schönen Spaziergang, so mußte er aufschreiben, wie oft derselbe nach rechts und nach links Abzweigungen hatte; bestieg er eine Höhe, so zählte er die Anzahl der Schritte, setzte er sich mit großem Hunger an die Wirthstafel, so fühlte er sich verpflichtet, alles durchzukosten, um zu erkunden, ob er dem Hause ein lobendes Sternchen anheften könne, ja sein Schlaf, nach allen Mühen des Tags, glich mehr einem Durchprobiren der Betten zum Besten der reisenden Menschheit als einer neubelebenden seligen Ruhe." Nun, viel besser ergeht es nicht nur nicht dem Musikreferenten, sondern dem Kritiker überhaupt, und hätte ich über das Thema „Wie lesen wir Gedichte?" zu schreiben, so könnte ich die citirte Stelle unverändert hinübernehmen, da sie auch für diesen Fall ganz vortrefflich passen würde. Muß jemand aus Beruf jahraus jahrein alle neuen poetischen Erscheinungen controliren, so gleicht sein Verhältniß als Leser schließlich mehr dem des Instructionsrichters einem Angeklagten gegenüber als dem des Kunstfreundes, der sich aus der Alltagsprosa zu retten sucht ins Reich des Idealen — nicht immer zwar, aber doch in den meisten Fällen, und das Lesen wird dadurch zu einem nicht sonderlich heitern und erfreulichen Geschäft. Zum Glück aber

gibt es, wie gesagt, Ausnahmefälle; hin und wieder kommt uns doch ein Buch in die Hände, das alle kritischen Regungen in den Hintergrund drängt und uns wieder zu einfach genießenden Lesern macht, die sich unbefangen und herzlich des Schönen freuen und dann auch andere an dieser Freude theilnehmen lassen möchten.

In dieser Lage befinde ich mich Rudolf Baumbach's neuester, in hübscher und zierlicher Ausstattung vorliegenden Dichtung „Frau Holde" (Nr. 1) gegenüber, die alles das, was an dieser Stelle bereits früher über den frohmüthigen Sänger der „Lieder eines fahrenden Gesellen" gesagt worden ist, in ganzem Umfange bestätigt. Baumbach ist ohne Frage unter den neuern Poeten eine der liebenswürdigsten Erscheinungen, ist ein frisches, gesundes Talent, das die Dutzendlyriker der Gegenwart überragt, ein Dichter, originell und eigenartig in seinen Vorzügen wie in seinen Fehlern, voll frischen Humors und sichern Schönheitsgefühls, der die volksthümlichen Klänge des Liedes in ebenso glücklicher Weise trifft wie den Ton epischer Erzählung. Seine ganze Art erinnert an die Julius Wolff's, dessen Lyrik mit der Baumbach's dieselbe Frische und Ursprünglichkeit der Empfindung und dieselbe Grazie und Schönheit der Form theilt; aber im Epos geht Baumbach viel sicherer seines Wegs, charakterisirt schärfer und bestimmter und vermeidet die Gefahr, die sich für Wolff im „Tannhäuser" so verhängnißvoll erwiesen hat: die Gefahr pedantischer Weitschweifigkeit. Hier in „Frau Holde" ist kein Wort zu viel, und nirgends stört jene peinlich minutiöse Ausmalung des Details, die uns im „Tannhäuser" bisweilen geradezu verstimmend berührt, weil nicht selten der gründliche Kenner mittelalterlichen Lebens den Dichter völlig beiseiteschiebt und jenem das Wort abnimmt. Baumbach beweist hier ein ganz hervorragendes Talent der Charakteristik, und schon ein flüchtiger Vergleich mit dem frühern Epos „Horand und Hilde" läßt uns erkennen, einen wie bedeutenden Fortschritt der Dichter in einer verhältnißmäßig kurzen Spanne Zeit gemacht hat. In erster Linie freilich ist Baumbach Lyriker, und zwar der allerbesten einer: das beweisen die in die kleine Geschichte eingestreuten Lieder ganz zweifellos. Hier finden wir dieselbe anspruchslose Freudigkeit wie in den köstlichen „Liedern eines fahrenden Gesellen", dieselbe graziöse Form der Verse, dieselbe Tiefe und Innigkeit der Empfindungen, und in dem ganzen Zuge der Sprache liegt vor allem der merkwürdige Zauber, mit dem diese Lieder uns an sich fesseln und der mit ein Beweis ist, einen wie bedeutenden Dichter wir an Baumbach besitzen. Es ist nicht leicht, einzelnes herauszugreifen, da diese Lieder fast alle gleichwerthig sind, von der einleitenden schwungvollen Apostrophe an des Dichters thüringer Heimat an bis zu dem prächtigen Schlußliede des Spielmanns an die segenspendende Frau Holde. Fast überall verspüren wir, bald lauter, bald leiser, Anklänge an das Volkslied, Anklänge, die nicht künstlich gemacht sind, sondern die sich wie selbstverständlich aus der ganzen Art des Dichters, der unbefangenen Ursprünglichkeit seines Gefühls ergeben. Hier ein Beispiel:

Blüten, Blüten überall;
Süßes Locken der Nachtigall —

Nachtigall auf dem Hollunderstrieb,
Hat mich das blonde Mädel lieb?

Und die Nachtigall nimmer müd
Singt: „Sie glüht, sie glüht, sie glüht."

Manches andere frische Lied erinnert uns im Ton an den kecken fahrenden Gesellen, der in fröhlichem Leichtsinn seine Weisen in die Welt hinausjubelt. So singt er:

Es geht ein lindes Wehen
Durch Baum und Blütenstrauch.
Kannst du, mein Lieb, verstehen
Des Frühlings leisen Hauch?

Ich hör' ihn deutlich sprechen
Und mache sein Wort dir kund:
Gott schuf die Rosen zum Brechen,
Zum Küssen den rothen Mund.

Damit mag es der Proben genug sein, denn ich käme sonst leicht in Versuchung, das ganze Büchlein auszuschreiben, während ich doch nur beabsichtige, diesem selbst recht viele Leser zu werben. So mag denn die kleine prächtige Dichtung warm empfohlen sein!

Ein unzweifelhaftes dichterisches Talent ist auch Max Kalbeck, ein begabter Schriftsteller, der vor kurzem seine breslauer Heimat mit der österreichischen Hauptstadt vertauscht hat. Nur enthalten die in einem Bändchen unter dem Titel „Zur Dämmerzeit" (Nr. 2) vereinigten Gedichte sehr Ungleichartiges, sodaß eine strengere Sichtung dem Buche wol zum Vortheil gereicht haben würde. Immerhin aber braucht die größere Zahl der Gedichte eine Kritik nicht zu scheuen; sie ragen durch ihre Gedankenfülle und ihre in jeder Versart gleich hohe Formvollendung weit über das Durchschnittsmaß empor und lassen eine starke und reiche Begabung erkennen, die der Theilnahme und Beachtung durchaus werth ist. Kalbeck ist nicht eigentlich Lyriker; es überwiegt in ihm die Reflexion, und nur selten ist das Wort der reine Ausdruck der Empfindung. Einige Ausnahmen, wie z. B. die anmuthigen „Mädchenlieder", widerstreiten dem nicht. Und gerade in dieser Gedankenpoesie tritt uns eine eigenartige dichterische Individualität entgegen, und es ist hier kaum ein Gedicht, welches nicht die Spuren eines kräftigen Talents, eines klaren und scharfen Geistes trüge. Daß hin und wieder Form und Inhalt sich nicht ganz decken, daß bisweilen die Farben etwas grell aufgetragen sind: das nimmt man bei jenen seltenen Vorzügen gern mit in den Kauf. Ein besonderes Lob verdient die sorgfältig gefeilte, echt künstlerische Form, die durchgängig mit feinem Gefühl und Geschmack behandelt ist, sodaß man niemals den Eindruck virtuoser Künstelei erhält. Eins der kürzern Lieder mag hier eine Stelle finden:

Ob der Körper still gefesselt liegt,
Regt die Seele dennoch ihre Schwingen:
Träume, die der Wille nicht besiegt,
Schmerzen, die kein Gott in Ruhe wiegt,
Müssen durch geheime Pforten dringen.

Ach, wohin, wohin bin ich entführt,
Daß ich schaue, was mich läßt erbeben,
Was mich tief im Innersten berührt? —
Geh, ich habe dir nicht nachgespürt,
Und du hast kein Recht mehr an mein Leben!

Fromm und froher Hoffnung schlief ich ein,
Daß der Schlummer endlich Frieden brächte;
Nicht am Tage mehr gedenk' ich dein,
Was verfolgst du mich mit deiner Pein?
Sprich, warum beschleichst du meine Nächte?

Wie fein Kalbeck das menschliche Empfinden nachfühlt und wie anspruchslos und ergreifend er es zu schildern versteht, ließe sich noch an manchem andern Gedicht beweisen.

In der folgenden der obengenannten Sammlungen erhalten wir den Nachlaß eines Todten, des im Herbst 1878 im rüstigsten Mannesalter verstorbenen Freiherrn Georg von Dyherrn, der in mancherlei novellistischen Versuchen ein liebenswürdiges, wenn auch nicht sonderlich hervorragendes Talent bekundet hatte. Die unter dem Titel „Auf hoher Flut" (Nr. 3) von Angehörigen des Dichters veröffentlichten Poesien haben wol ausschließlich die Aufgabe eines pietätvollen Erinnerungszeichens an den zu früh Verstorbenen, sodaß natürlich einer kritischen Besprechung enge Schranken gezogen sind. Den warmen Nachruf an den Dichter, der den Beschluß des Buchs bildet, wird niemand ohne Bewegung und Theilnahme lesen. Ein jäher Tod hat plötzlich ein blühendes Menschenleben, ein Leben, das noch reich an Glück und Liebe sein konnte, zerstört; inmitten rüstigen Schaffens entsank der fleißigen Hand die Feder und der Mund des frommen, schwärmerischen und gefühlsreichen Sängers verstummte. Wie sich die dichterische Begabung Dyherrn's in der Folge entwickelt haben würde, ist schwer zu sagen. Der einstige protestantische Theologe und spätere Landwirth war wenige Jahre vor seinem Tode in der Pfarrkirche zu Oberammergau zur katholischen Kirche übergetreten, und seine Poesie hatte fortan einen ausschließlich religiösen, oft gar zu überschwenglichen Charakter angenommen, der nicht jedermanns Art ist. Spuren dieser schwärmerischen unklaren Gefühlsschwelgerei finden sich allerdings auch schon in manchen der frühern Lieder, und es heißt ohne alle Frage den Dichter weit überschätzen, wenn in dem Nachruf behauptet wird, daß die Gedichte Dyherrn's zu dem Schönsten und Reinsten auf dem Gebiete der deutschen Lyrik zu zählen seien; es ist eine Ueberschätzung, wenn der Dichter selbst singt:

Wie ein Triumph es tröstend zieht
Durch meinen Sinn:
Ich hab' auf tausend Herzen hin
Geprägt mein Bild in meinem Lied —

denn die bessern der in dem Bande enthaltenen Gedichte sind doch nichts mehr als liebenswürdige Dilettantenpoesie, die einen edeln, gebildeten Geist verräth, der seine Gedanken in hübscher Form auszudrücken weiß; aber eine wirkliche Bereicherung unserer Lyrik wird schwerlich jemand darin finden können.

Ganz prächtig sind die Gedichte von Marie von Porembsky-Bartelheim, die unter dem Titel „Bunte Muscheln" (Nr. 4) in sehr elegantem Gewande erschienen sind. Sie können allen Melancholikern nicht warm genug empfohlen werden, da diese Muscheln Perlen des Humors — wenn auch eines unfreiwilligen — in Hülle und Fülle enthalten. Doch Scherz beiseite! Es ist wirklich unglaublich, daß selbst dieser bare Unsinn sich auf den Büchermarkt hat wagen dürfen, und nur erfreulich, daß wenigstens kein Verleger dieses Unglückswurm hat aus der Taufe heben wollen. „Im Selbstverlage" steht auf dem Titelblatt und da somit die Veröffentlichung dieser Gedichte mehr ein Privatvergnügen der Dichterin gewesen zu sein scheint, ist es vielleicht unrecht, ihr diese Freude durch kleinliches Mäkeln zu schmälern. Aber es wäre wirklich schade, wenn ich nicht wenigstens einige Perlen der Sammlung der Vergessenheit entrisse, und es wäre ein häßlicher Geiz, wollte ich unsern Lesern jede Probe dieser Poesien vorenthalten. Eins der anmuthigsten Lieder trägt die sinnige Ueberschrift „Perdu" und zeigt, daß die Dichterin auch witzig sein kann. Sie singt nämlich:

Wer einmal die Liebe gekostet,
Wer einmal vom Honig geleckt,
Wen einmal mit seinem Pfeile
Der kleine Amor geneckt:

Bei dem wird die Ruhe verschwinden,
Schnell kommen Sorgen und Müh',
Der Hunger, der Durst und die Ruhe
Ist alles auf einmal perdu.

Ist das nicht reizend? Aber die Verfasserin hat nicht nur die Liebe gekostet, sie hat auch sonst recht schlimme Erfahrungen gemacht. An einer andern Stelle verräth sie uns mit sittlicher Entrüstung:

. . . meinen guten Bekannten
Hab' ich geliehn mein Geld,
Doch keiner gab mir was wieder —
O welch 'ne arge Welt!

Aber in allen diesen Kümmernissen ist ihr ein süßer Trost geworden: sie besitzt nämlich den Olga-Orden:

Und heilig soll mir sein der Olga-Orden,
Denn größres Glück hat mir noch nicht geblüht!

Daß ihr keine dichterischen Lorbern erblühen werden, bedarf nach diesen Proben wol keiner Versicherung.

Waldemar Kawerau.

Reisebilder.

Nordamerika, seine Städte und Naturwunder, sein Land und seine Leute. Von Ernst von Hesse-Wartegg. Mit Beiträgen von Udo Brachvogel, Bret Harte, Theodor Kirchhoff, Henry de Lamothe, Charles Nordhoff, Friedrich Ratzel, Bayard Taylor u. a. Vier Bände. Mit 300 Illustrationen. Leipzig, G. Weigel. 1879—80. Lex.-8. 25 M.

Wir haben im vorigen Jahrgange (Nr. 31) über den ersten Band dieses schönen Werks berichtet. Aus den damals angekündigten drei Bänden sind — was bei der Größe des Stoffs nicht zu verwundern — vier geworden, und das Ganze liegt nun, ein stattliches, werthvolles Prachtwerk, fertig vor uns. Es ist ein ungeheueres Ländergebiet, auf welchem der Verfasser die Leser umherführt, und da gibt sich die unverhaltenste Mannichfaltigkeit und reichste Abwechselung der Bilder und Beschreibungen von selbst. Im ersten Bande war es Neuyork und der Hudson, Saratoga und der Niagara, Philadelphia und die Oelquellen von Pennsylvanien, was hauptsächlich geschildert wurde. Jetzt geht die Reise weiter nach dem Westen, da sind es die gewaltigen Städte Cincinnati, Saint-Louis und Chicago, der Riesenstrom Mississippi und sein Gebiet, was wir besuchen können. Dann führt die Pacifiebahn in die Prairien, zu den Prairie-Indianern, auf die Felsengebirge und in ihre Silberminen, zu den Mormonen am Großen Salzsee, endlich nach Californien. Von dort geht es in die spanischen Territorien, weiter in den Süden und Südosten, auf Zuckerplantagen und Baumwollpflanzungen, und den Schluß machen endlich die Länder am Lorenzstrom und der Hudsonsbai. Bald sind es die Wunder der Natur, die in entlegenen, schwer zugänglichen Fernen den Vergnügungsreisenden zu neuen Genüssen einladen, bald die wunderbaren Fortschritte der Civilisation, die unser Staunen erregen; hier schauen wir dem rastlosen Treiben der Industrie und des Handels in ihren gigantischen Verhältnissen zu; dort thun wir einen Blick in die gefährlichen Strudel fieberhafter Speculation und kolossalen amerikanischen Schwindels. Jetzt sehen wir, was der Mensch auf dem fruchtbarsten Schauplatz und dem weitesten Tummelfeld seiner Kräfte schon gewonnen und zu stolzer Höhe aufgerichtet hat; an einem andern Ort wieder liegt der Reichthum des Bodens und der Verhältnisse noch nicht oder noch kaum in Angriff genommen brach und wartet begierig der Millionen, die ihn ausbeuten und unter sich vertheilen möchten.

Die Schilderungen sind außerordentlich lebendig und anschaulich und zeigen den gewiegten Reisenden, den trefflichen Beobachter. Eine Menge von Illustrationen lassen die Schönheit der Landschaften ahnen, oder zeichnen, mitunter in drastischem Realismus, allerlei interessante Züge aus dem bunten Treiben ihrer Bewohner. Kurz, der Leser erhält wirklich in der angenehmsten Weise ein lebendiges Bild von diesen fernen fremden Ländern, die da in Bild und Schilderung vor seinem Auge vorüberziehen.

Wollen wir aus dem Reichthum des uns Dargebotenen einiges Einzelne herausgreifen, so ist z. B. eine sehr interessante Partie die Besprechung der Chinesenfrage in Californien, worüber sich der Mitarbeiter Th. Kirchhoff unter anderm so ausläßt:

Ein Spaziergang durch das Chinesenviertel in San-Francisco ist genügend, um jeden, der für chinesische Einwanderung geschwärmt hat, zum energischsten Widersacher derselben zu machen. Unsere Freunde im Osten, welche gelegentlich einmal ein paar Dutzend Chinesen zu sehen bekommen, die dort in Fabriken angestellt sind, begreifen nicht, was wir Californier an den charmanten Arbeitern auszusetzen haben, die so fleißig und so sauber sind! Könnten sie dieselben Asiaten an Plätzen sehen, wo sie wie hier in Menge wohnen, so würde ihnen unsere Abneigung gegen die Herren Zopfträger wol ohne weitern Commentar begreiflich werden. Der Schmutz in den Wohnungen, den düstern Kellerlöchern mit ihrer verpesteten Luft, wo oft ein halbes Hundert und mehr Chinesen in einem Raume zusammenleben, der den bescheidensten Ansprüchen einer einzigen weißen Familie nicht genügen würde (die Lagerstätten sind weiter nichts als übereinander an den Wänden festgenagelte Breter, ja es befinden sich unter den Straßen und Trottoirs Löcher von 6 Quadratfuß Bodenraum, in welchen sechs Asiaten ein recht gemüthliches Unterkommen finden); die mit betäubendem Dunst angefüllten Zimmer mit rußigen Wänden und schmierigen Fußböden, wo die ganz verthierten Opiumraucher auf den Pritschen daliegen und im Genuß der narkotischen Pfeife das Elend der Gegenwart zu vergessen trachten; die 200 scheußlichen Locale der Prostitution; die Spielspelunken, in denen die Geldgier allnächtlich ihre wüsten Orgien feiert, kurz, das ganze Ensemble der unsaubern Gassen und Wohnungen ist genug, um jedem civilisirten Weißen die Nerven erschüttern zu können. Ein ganz unbeschreiblicher Geruch liegt dort stets in der Luft, eine Art Kelleratmosphäre, mit dem Dunste von verwesenden Fischen und verfaultem Obst geschwängert. Das Chinesenquartier ist eine fortwährende Drohung von Epidemien für die Stadt, und wir haben das Glück, bisjetzt verschont gewesen zu sein, nur den beständigen atmosphärischen Strömungen zu verdanken, welche hier die Luft das ganze Jahr hindurch reinigen.

Und weil immer die dem Chinesenviertel benachbarten Weißen die unliebsame Nachbarschaft verlassen und sich vor dem Gestank und der Unreinlichkeit derselben zurückziehen, so breitet sich, wie weiter geklagt wird, dieses Chinesenviertel immer mehr aus. Wunderbar ist dagegen, wie die in den Wohnungen der wohlhabendern Weißen als Hausarbeiter angestellten Chinesen ein ganz anderes Bild darbieten: „Sie sind sauber gekleidet; fleißig und ohne Widerrede, ohne viel Worte zu verlieren, kommen sie ihren Pflichten nach. Was ihnen einmal gezeigt worden, verrichten sie mit ängstlicher Genauigkeit; sie sind mit einem Wort ganz vorzügliche Dienstboten“, und viele Arbeiten in Fabriken oder in den Agrieulturdistrieten werden von ihnen vortrefflich besorgt. Aber wenn sie dann eine Arbeit gelernt haben, so verlassen sie ihre Arbeitgeber und fangen dasselbe Geschäft erst im Kleinen, dann im Großen, als Genossenschaften, an, monopolisiren einen Handelszweig nach dem andern und erobern das Land Schritt für Schritt. Kirchhoff klagt:

Und so wird die freie Arbeit durch die Mitbewerbung der Kuliarbeit degradirt, der Verdienst so weit herabgedrückt, daß der Arbeiter nach und nach allen höhern Ansprüchen an das Leben entsagen muß.

Denn:

Die weißen Arbeiter, die als freie Menschen leben wollen, vermögen nicht mit den Chinesen, deren Lebensbedürfnisse lächerlich gering sind, zu concurriren. Die Frauen und Kinder haben aus demselben Grunde nur mit Mühe Arbeit in den Fabriken; unsere Jugend, die keine ehrenhafte Beschäftigung finden kann, wächst im Müssiggange auf und wird noch obendrein durch das Beispiel der tagtäglich vor die Augen tretenden sittlichen Verkommniß der Asiaten verderbt; viele Hunderte von Frauen, denen von den Mongolen die Möglichkeit der ehrlichen Arbeit genommen ist, werden der Schande in die Arme getrieben.

Es wäre interessant, noch Weiteres über diese Frage anzuführen, oder mit dem Reisenden in ein chinesisches Theater oder in eine chinesische Opiumhölle zu gehen, aber wir müssen auf das Buch selbst verweisen. Dagegen wollen wir unser Buch über eine andere verwandte Frage reden lassen, bei welcher wir jedenfalls zugeben müssen, daß nicht allein die principielle, ideale Anschauung und Beurtheilung, sondern auch die reale und praktische Beobachtung ihr Recht hat. Von den Südstaaten und ihren jetzigen Verhältnissen handelnd, sagt der Verfasser:

Zu dem durch den Krieg geschaffenen Elend der ehemaligen Aristokratie gesellte sich das Elend der dienenden Klasse der Neger. Was konnte aus diesen stets unter Aufsicht, unter der Zuchtruthe stehenden Millionen von Sklaven werden, als sie sich frei sahen? Was thut ein Kind, wenn es sich selbst überlassen wird, wenn die leitende Hand ihm plötzlich entzogen wird? Die Freimachung der Sklaven kam zu rasch, zu unvorbereitet. Unter der Sklaverei wurden sie regiert, misbraucht, aber gleichzeitig auch gefüttert, gepflegt. Jetzt sollten sie, die niemals gelernt, auf eigenen Füßen zu stehen, nun plötzlich sich selbst regieren, sich selbst ernähren und die weitgehendste souveräne Freiheit genießen! Das war unmöglich, denn dazu waren sie nicht reif. Einige, denen milde Pflanzer die Erlernung von Lesen und Schreiben gestattet hatten, die sittlichen Ernst und Energie besaßen, kamen fort und schufen sich annehmbare Existenzen; die großen Millionen aber sanken auf eine noch tiefere Stufe hinab. Von dem offenen Land, das sie aus Trägheit und Unverstand nicht bebauten, zog sich die große Mehrheit nach den Städten des Nordens und Südens, um in den erstern wieder die dienenden Stellungen anzunehmen, in den letztern jedoch ein drückendes Bettlerproletariat zu bilden, das wie ein Bleigewicht an dem Aufschwunge, dem Wachsthum dieser Städte hängt... Dieses unwissende, die vollständigen Bürgerrechte genießende, von gewissenlosen Yankeepolitikern zügellos beherrschte Negerproletariat war auch die Ursache jener beispiellosen Rassen- und politischen Kämpfe, die in den Jahren nach dem Kriege die großen südlichen Städte, vor allem Neworleans zum Schauplatz hatten und dem ganzen Süden noch viel tiefere Wunden schlugen, als es selbst der große Sklavenkrieg gethan. Die numerisch bedeutendern Neger wollten durchaus die herrschende Rasse sein; ihnen gehörte auch in der That eine Zeit lang das Land, und man denke sich nun ein Land europäischer Cultur und Bevölkerung von einer Rotte afrikanischer Sklaven regiert, die auf der tiefsten Culturstufe standen.

Oder an einer andern Stelle:

Sie können weder lesen noch schreiben, die Guten! Als Kinder waren sie Sklaven. In Sachen der Politik sind sie so dumm wie die Indianer. Die Gesetze der Gesellschaft, der Wissenschaft sind für sie versiegelte Briefe. Aber der Aermste und Niedrigste von ihnen versteht den Unterschied zwischen der Hütte und dem Palast, dem leeren Mittagstisch und der vollbesetzten Tafel, elenden Lumpen und warmen Kleidern, einem Platz in der Gosse und im gesetzgebenden Körper. Und das ist ihr Unglück. Sie wollen all das erreichen und besitzen, und doch verachten sie alle Arbeit ... nichts gilt ihnen höher, als irgendeine politische Stellung auszufüllen, sich als „Ew. Ehren" ansprechen zu hören, als Richter den Weißen Strafen auferlegen zu können.

Doch bezeugt der Reisende auch wieder, daß es rühmliche Ausnahmen gebe, die nicht unter dieses Allgemeinurtheil fallen, und wir wollen hoffen, daß seine Anschauungen von der Bildungsfähigkeit dieser Schwarzen doch wirklich zu schwarzseherisch sind.

Von den Mongolen und Afrikanern gehen wir noch zu einer dritten Rasse über, die in dem großen Nordamerika dem Reisenden in die Augen fällt, zu den Indianern, den von der fortschreitenden Civilisation auf den Aussterbeetat gesetzten einstigen Herren des Landes. Sentimentales Mitleid mit ihrem immer mehr sich erfüllenden traurigen Schicksal hat auch hier der Reisende nicht viel aufzuwenden; das Bild, das er von ihnen und ihrem Charakter entwirft, enthält starke Schatten; aber mit Recht wird auch der großen Schuld gedacht, welche diesen Indianern gegenüber die Weißen auf sich geladen haben theils durch „grauenvolle Massacres und Morde", theils durch systematische betrügerische Ausbeutung und zerstörende Demoralisirung.

Ergötzlich sind die Schilderungen aus dem socialen Leben der Indianer: z. B. die Brautwerbescene mit dem drastischen Zwiegespräch zwischen Liebhaber und Vater der Geliebten, oder die Beschreibung eines Jahrmarkts, wo ein junger Krieger eine Metallbüchse mit Streichzündhölzchen bei einem Weißen sieht und nun die schönste Büffelhaut für diese Kostbarkeit gern im Tausch dahingibt:

Bald darauf sah man die einfältige Rothhaut auf einem Stein sitzend ein Streichhölzchen nach dem andern anzünden, es so lange zwischen den Fingern haltend, bis er sich verbrannte. Dann betrachtete er sich die Finger, wie um sich zu versichern, daß es wirklich Feuer gewesen.

Daß nach dem Glauben der Indianer kein skalpirter Sterblicher des Himmelreichs theilhaftig wird und daß aus diesem Glauben die grausame Begierde stammt, jeden Feind, ob lebendig oder todt, zu skalpiren, und andererseits die ängstliche Sorge, sich selbst und seine Angehörigen vor dem Skalpirtwerden zu bewahren; daß ferner der Glaube besteht, ein Indianer, der im Dunkeln getödtet worden, müsse nun auch im Jenseits ewig in Dunkelheit leben, ein Glaube, der im Kriege die Weißen „vor nächtlichen Ueberfällen fast vollkommen schützen" soll, dürfte weniger allgemein bekannt sein.

Noch vieles gelüstete uns anzuführen aus der reichhaltigen Bildergalerie, Komisches und Ernstes, Ergötzliches, Erhebendes, Beschämendes, auch solches, was zu Kopfschütteln und gelindem Zweifel Anlaß gibt. Aber man möge selbst aus dem Buche sich auswählen, was einem gefällt. Nur noch zum Schluß die Hinweisung auf das

interessante Bild von Chicago, der Stadt, die gleichsam typisch ist für ganz Nordamerika, von ihrer Vergangenheit, ihrem Wachsthum und ihrer Gegenwart wie Zukunft. Vor 50 Jahren ein Dutzend Holzhütten; vor 40 Jahren zur „Stadt" erhoben; vor 30 Jahren aus dem Landstädtchen eine Stadt von 120000 Einwohnern geworden; am 9. October 1871 durch die große Feuersbrunst zerstört, und ein Jahr darauf schöner, glänzender und großartiger aufgebaut! Heute eine Stadt von mehr als einer halben Million, ein Weltmarkt, ein Verkehrscentrum, wo 41 Eisenbahnlinien zusammenlaufen, durch seine Wasserstraßen mitten im Binnenlande zugleich fast ein Seehafen zu nennen, und in fortwährendem rapiden Wachsthum begriffen: denn während die in städtischem Besitz angelegten Werthe „in Neuyork in den letzten zehn Jahren um 200, in Philadelphia um 240 Proc. sich vergrößerten, geschah dies in Chicago um 700 Proc."! Wo wäre eine solche Statistik möglich als eben in dem „Wunderlande des Fortschritts", dem das dritte Jahrtausend unserer Zeitrechnung gehören wird, in Nordamerika!

Die Vivisection im Dienste der Heilkunde.

In England haben zartfühlende Seelen Klage erhoben über die Grausamkeit der Menschen. Sie klagten nicht über das martervolle tagelange Hetzen eines armen Wildes, das selbst Damen dort als ein ersehntes Vergnügen gilt, nicht über die seit Jahrhunderten dort beliebten Schauspiele der Hahnenkämpfe und Boxereien, nicht dagegen, daß Menschenkinder schwächlich und elend auferzogen werden, um als Jockeys nach dem kläglichen Ruhme zu trachten, das leichteste Gewicht eines verzärtelten Rennpferdes zu bilden — o nein, nicht gegen solchen edeln Sport wandte sich ihr empfindsames Herz. Wie könnte sich England ohne solchen amusiren! Nein, an die Männer der Wissenschaft machte man sich heran, das sollten einmal die Sündenböcke sein. Daß Männer, welche die Leiden der Menschen zu ihrem Studium machen, welche ihren Geist abmühen, Kranken Linderung und Hülfe zu bringen, durch raffinirte Grausamkeit weit, weit alles überträfen, was an Grausamkeit beim Hetzen, Boxen und ähnlichem Sport vorkommt, daran war sofort kein Zweifel. Verschwiegen ward dabei, daß alle Operationen, mit äußerst wenig Ausnahmen, nur an chloroformirten und durch andere Mittel betäubten Thieren vorgenommen werden, ja daß der ganze Erfolg der Operationen davon abhängt, die nothwendigen Eingriffe so leicht, so schmerzlos als möglich zu machen, kurz daß alle die Vorsichts- und Linderungsmittel, welche bei Operationen an Menschen sich wirksam erwiesen haben, auch hier zur Anwendung kommen. Andere fügten ohne Kenntniß, ohne Beobachtung die Beschuldigung hinzu: wer Vivisectionen mache, müsse grausam werden, das sei selbstverständlich, und fanden zahlreiche Nachbeter auch in Deutschland. England aber ist nie der Sitz des physiologischen Studiums gewesen. Seine beiden Hauptuniversitäten Oxford und Cambridge sind philologisch-theologische Institute, in denen nur in den neuesten Zeiten die Naturwissenschaften und nach ihnen die Medicin eine gewisse Stellung erlangt haben. Auf einzelne enge Kreise war bis zur Gründung der londoner Universität die Pflege dieser Wissenschaft beschränkt, und aus solchen wie aus dem Studium auf ausländischen Universitäten gingen Englands bedeutende Physiologen hervor. Im allgemeinen ist sicherlich in Deutschland die Kenntniß der Physiologie viel weiter verbreitet als in England. Aber auch bei uns fanden sich müßige Köpfe genug, welche an dem Agitiren gegen Dinge, die sie nicht kannten und ohne Zweifel nie gesehen hatten, ein Interesse fanden.

Physiologische Versuche an lebenden Wesen sind aber seit den ältesten Zeiten angestellt worden, wenn auch früher mehr im Interesse einzelner als zum allgemeinen Nutzen der Wissenschaft. Schon die königlichen Giftmischer unter den Nachfolgern Alexander's des Großen auf den orientalischen Thronen erprobten ihre Gifte an ihren Sklaven. Zum Tode verurtheilte Verbrecher waren später die Gegenstände solcher und ähnlicher Versuche. In den Schwefelkratern Italiens dienen Hunde dazu, die tödlichen Eigenschaften der Gase zu zeigen. Aber erst als man durch unschädliche Betäubungsmittel den Nervenschmerz der Operationen beseitigen konnte, ward es möglich, durch tiefeingreifende Operationen Menschen in vorher nie geahntem Umfange von schweren Leiden zu befreien. Wer will es denn nun tadeln, daß gewissenhafte Aerzte die Operation, welche bis dahin nie oder nur mit tödlichem Erfolge an Menschen ausgeführt war, zuerst an Thieren nicht einmal, sondern wiederholt versuchten, bis sie nicht nur die Möglichkeit, sondern auch die sicherste und leichteste Methode der Operation ermittelt hatten? Das aber nennt man Vivisection, das ist der Ursprung aller dieser mühsamen, zeitraubenden Versuche. Von ihrer directen Anwendung für einzelne chirurgische Operationen ist man weiter gegangen, um die Thätigkeit der einzelnen Organe, einzelner Nerven u. s. w. zu ermitteln, und von da aus verbreitet sich seitdem eine nie geahnte Klarheit über die Verrichtungen aller dieser Theile und somit auch über die Möglichkeit, die Grenzen und die Methoden der Heilung krankhafter Zustände, gleichviel ob Operationen oder Arzneien zu deren Bekämpfung angewandt werden müssen.

Unter solchen Umständen ist die Schrift eines der namhaftesten deutschen Physiologen:

Die Vivisection im Dienste der Heilkunde. Von Rudolf Heidenhain. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1879. Gr. 8. 1 M.

von doppeltem Interesse, indem sie nicht blos die Angriffe Unwissender abweist, sondern auch mit leicht verständlichen

Beispielen die Bedeutung der Vivisection für die Heilkunde nachweist und vor allem den Standpunkt klarstellt, daß eben diese Untersuchungsmethode nur um der Heilkunde willen ins Leben gerufen ist und ausgebeutet wird. Denn so wenig sachkundig sind die Angreifer, die von ihm einzeln genannt werden, daß sie diese jedem Sachverständigen bekannte und geschichtlich so leicht nachzuweisende Thatsache ins Gegentheil zu verkehren wagen; denn ein Pamphletist erklärt, „es könne nicht eine einzige Stunde eines Menschenlebens nachgewiesen werden, welche durch das Thierexperiment gewonnen oder erträglich gemacht worden wäre".

Ansprechend ist die sachliche Weise, in welcher Heidenhain die Frage behandelt und nicht blos durch die Aussprüche Sachverständiger, sondern durch die offene Darlegung des ganzen Verfahrens jedem Leser ein Urtheil ermöglicht. Aus alledem lassen sich hier noch ein paar kleine Punkte hervorheben. Nachdem der Verfasser nachgewiesen, daß man in den physiologischen Instituten nicht jedem ohne weiteres die Versuchsthiere, die ohnehin kein so ganz billiges Material sind, preisgibt, sondern daß nur ältere Studirende meist erst nach dem Staatsexamen allmählich zu operirender Thätigkeit herangebildet werden, fährt er fort: „Für jüngere Studirende, die nur als Gehülfen eintreten, ist trotzdem der Vortheil sehr groß, denn sie lernen richtig beobachten, den verwickelten Fäden einer Erscheinung gedanklich nachgehen, alle Möglichkeiten überlegen, dem Ursprung der einzelnen Krankheitssymptome nachspüren, kurz sie leben sich in die Art des Denkens ein, welche für den Arzt am Krankenbette die allein fruchtbare Grundlage seiner Thätigkeit ist." Dann erklärt Heidenhain: größere fleischfressende Versuchsthiere, wie der Hund und allenfalls die Katze, seien für manche Versuche ganz unentbehrlich, aber es sei trotz einer weitverbreiteten Annahme keineswegs nachgewiesen, daß höher begabte Thiere, Hunde u. s. w., auch ein lebhafteres Schmerzgefühl hätten als andere, z. B. Kaninchen. Es beruhe diese Annahme nur auf menschlicher Täuschung und sei ein Ausfluß der Zuneigung des Menschen zu solchen Thieren. Dies ist ein Gesichtspunkt, dessen Correctheit einer allgemeinern genauen Untersuchung wol werth wäre, wobei es aber wol sehr darauf ankommt, wie weit man in der Vergleichung geht. Daß eine Eidechse, der man den Schwanz abbricht, weit weniger Schmerz empfindet, als wollte man etwas Aehnliches bei einem Säugethiere vornehmen, dürfte freilich kaum zweifelhaft sein; aber ob wir im Stande sind, den Schmerz, den z. B. ein Kaninchen durch eine Verletzung erleidet, im Verhältniß zu dem eines Hundes oder eines Löwen richtig zu würdigen, scheint doch eine schwierige Frage, für welche uns die Erzählungen von der Dankbarkeit verwundeter Thiere wol nicht ganz unparteiisch erscheinen lassen.

Karl Jessen.

Feuilleton.

Ausländische Literatur.

„L'Eau de Jouvence" von E. Renan, eine Fortsetzung seines „Caliban", ist viel verwickelter als dieses Buch und von umfassenderm Inhalt. Gewissermaßen kann es auch als Gegensatz zu „Caliban" betrachtet werden, da hier die Thorheiten und Fehler der Legitimisten fast ebenso grell aufgezeigt werden, wie es dort die der Demokraten wurden. Auch einen Angriff auf Deutschland enthält das neue Buch, einen Seitenhieb auf die Beförderer des internationalen und unbeschränkten Eigenthumsrechts und noch vieles andere.

— „La fin du 18me siècle" von E. Caro besteht aus einer Sammlung von interessanten und soliden Essays, wenngleich ohne glänzende Darstellung oder große Tiefe der Auffassung, wie die „Saturday Review" meint. Die bedeutendsten darunter sind die über die Assezat-Ausgabe von Diderot, über die Werke André Chenier's und über Madame de Staël.

Ueber „Goethe et Diderot" von J. Barbey d'Aurevilly äußert sich die „Saturday Review" wie folgt: „Es hat dieses Buch alle Fehler, von denen dasjenige Caro's frei ist: einen überschwenglichen und barocken Stil, heftige Schmähungen nach verschiedenen Richtungen hin, vollständige Blindheit gegen die Vorzüge von Dingen und Personen, die dem Verfasser nicht gefallen, unzureichende Kenntniß und vorgefaßte Meinungen, die jedem Urtheil zu Grunde liegen und ihm seine Färbung geben. Gewiß sind wir weit davon entfernt, zu sagen, es sei nicht Raum genug für viel Ikonoklasmus, was Goethe betrifft. Was Diderot anlangt, so ist der Götze kaum erst erhoben worden und schon sind die Thätigsten dabei die ersten, welche seine Thonfüße erkannt haben. Doch ist weder der eine noch der andere, gewiß nicht der erstere, eine Person, die man anständigerweise mit bloßer Schmähung behandeln kann. Barbey d'Aurevilly ist, wie wir glauben, stolz auf seinen Stil; welcher Art dieser ist, mögen einige Citate zeigen: «Il (Goethe) était badaud depuis l'axe de son être jusqu'à l'épiderme» u. s. w. Zuweilen ist er nervig und glänzend; ein Mann jedoch, der solch Kauderwelsch schwatzt wie er und uns sagt, Goethe sei ein «gélatine figée» und Manon Lescaut ein «chef-d'œuvre de bassesse dans la pensée et de platitude dans l'expression», schließt sich fast von ernster Betrachtung aus."

— Ein ebenso seines Inhalts wie seines literarischen Werths wegen beachtenswerthes Drama ist „La Moabite" von Paul Déroulède, welches der Minister Ferry bekanntlich verboten hat. Es ist eine unverhüllte Befürwortung der conservativen Republik und anderer Dinge, für welche freilich der Urheber des siebenten Artikels nicht wol sich begeistern kann.

— In „La politique extérieure de la république" spricht der Verfasser E. Vacherot sich dahin aus, daß der Pangermanismus eine größere Gefahr für Europa sei als der Panslawismus.

— Der Akademiker V. de Laprade bekämpft in seinem Buche „Contre la musique" das bloße Musiciren ohne Wortbegleitung, was er für eine Katachrese hält und wobei er viele seiner Gründe aus Plato's „Republik" schöpft. Die Darstellung ist classisch im besten Sinne.

Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Ueber E. von Hartmann's „Zur Geschichte und Begründung des Pessimismus" sagt die „Saturday Review", Nr. 1308, es sei eine Bestrebung des Verfassers, dem Pessimismus eine wissenschaftliche Grundlage zu geben, indem er ihn auf die breiten Schultern Kant's legt. „Kant", heißt es dann, „war gewiß kein Utopist oder hochempfindsamer Theoretiker; es ist aber mehr als zweifelhaft, ob er dem Satze beigepflichtet haben würde, daß das Dasein nothwendigerweise ein Uebel sei. Selbst dieses Dogma indessen, für welches allein Hartmann zu kämpfen scheint, ist sehr fern davon, ein durchgängiger Pessimismus zu sein. Eine solche Anschauung würde kein anderes Heilmittel für menschliches Elend zulassen als gänzliche Vernichtung; wogegen die Heiterkeit und Selbstbeherrschung, die Hartmann unter der Bedingung verspricht, daß man seine traurigen Lehren acceptire, einen Grad der Glückseligkeit zusichern würde, der jedem Philosophen genügen müßte, der weniger fordert als Fourier, denn diesen würde freilich nichts Geringeres befriedigen, als daß der Ocean in Limonade verwandelt werde. Kurz, Hartmann geht von pessimistischen Vordersätzen zu optimistischen Schlüssen über, und der Inhalt seines Buchs ist insofern gerechtfertigt, als er unmerklich an Stelle des echten Buddhismus Schopenhauer's einen modificirten Stoicismus setzt, der zwar sehr ethisch und respectabel ist, doch verhältnißmäßig wenig Aufmerksamkeit auf sich gezogen hätte, wäre er nicht erst maskirt aufgetreten."

„Ludwig Noiré", lesen wir weiter, „hat eine bemerkenswerthe Fähigkeit, bloße Gemeinplätze in der Gestalt von tiefen Entdeckungen darzubieten. Diese seine Begabung ist in der Abhandlung über «Das Werkzeug und seine Bedeutung für die Entwickelungsgeschichte der Menschheit» in wunderbarer Weise entfaltet. Der Inhalt des Buchs hat nur das gegen sich, daß er überflüssig ist, die Darstellung jedoch hätte dem Verfasser von «Typical Developments» zum Muster dienen können. Es ist ärgerlich, am Ende einer langen Erörterung der Frage, wie Werkzeuge gemacht worden sein müssen, belehrt zu werden, daß neuere Entdeckungen gezeigt haben, wie sie gemacht worden sind, und daß der Verfasser uns dies gleich am Anfang hätte sagen können, hätte er es nicht für überraschender und geziemender gehalten, nach «der deductiven Methode» zu verfahren."

— Die „Rivista Europea" vom 1. und 16. November berichtet über mehrere deutsche Werke.

Ueber „Goethe's Leben" von H. Düntzer (Leipzig, Reisland) sagt sie, es werde diese Arbeit die von Lewes bald vergessen machen. Das Buch sei zwar kein Muster der Darstellung, auch sei es etwas eintönig, besonders im zweiten Theil, wo Düntzer Goethe's Aufenthalt in Weimar schildert. Das Werk sei zu ausführlich und habe oft die Form eines Tagebuchs. Gleichwol sei es sehr werthvoll, und wer das Privatleben Goethe's zu kennen wünsche, werde es lesen müssen.

Sehr günstig werden „Kritische Streifzüge" von Eugen Sierke beurtheilt. Sie werden, heißt es, jedem echten Gebildeten viel Anregung durch ihre Gründlichkeit gewähren. Am meisten Aufmerksamkeit werde wol das auf sich ziehen, was der Verfasser über den Mangel eines Theaters sagt. Durch seinen zuweilen herben Ton dürfte das Buch jedoch viel Feindseligkeit erregen.

Martin Philippson's „Geschichte des preußischen Staatswesens" wird als ein sehr werthvoller Beitrag zur Geschichte Preußens bezeichnet und namentlich auch die fließende und gefällige Darstellung gerühmt.

Bibliographie.

Beiträge zum deutschen Unterrichtswesen. Eine volkswirthschaftlich-statistisch-pädagogische Darstellung für die Gebildeten unserer Nation. Berlin, A. Klein. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Entspricht die Organisation unserer Wehrkraft den Anforderungen der Zeit? Vorschläge zu einer neuen Heereserweiterung von G. H. Berlin, F. Luckhardt. Gr. 8. 60 Pf.

Fischer, K., G. E. Lessing als Reformator der deutschen Literatur. 2 Thle. Stuttgart, Cotta. 8. 8 M.

Gloßner, M., Das objective Princip der aristotelisch-scholastischen Philosophie, besonders Albert des Großen Lehre vom objectiven Ursprung, verglichen mit dem subjectiven Princip der neueren Philosophie. Zum Albertus-Jubiläum. Regensburg, Pustet. 1880. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Harnack, A., Das Mönchthum, seine Ideale und seine Geschichte. Eine kirchenhistorische Vorlesung. Giessen, Ricker. Gr. 8. 80 Pf.

Herrig, H., Konradin. Drama. Berlin, F. Luckhardt. 12. 2 M.

Herrmann, T. A., Deutsche Schule und deutsches Gewerbe. Vortrag. Dresden, Bleyl u. Kämmerer. 1880. Gr. 8. 60 Pf.

Hirtz, D., Fufzig Fawle frei nooch'm Lafontaine. Als Anhang d'rzue: „Unsri Dienstbotte", Sittegemäld in zwei Akte un in Vers, mit noch etliche u andere Gedicht, Alles in Straßburrjer Mundart. Straßburg, Schultz u. Comp. 1880. 8. 1 M. 50 Pf.

Homer's Ilias und Odyssee. Im Versmaß der Urschrift übersetzt von F. W. Ehrenthal. 2 Bde. Leipzig, Bibliographisches Institut. 8. 7 M.

Jordan, L. A. v., Erinnerungsblatt an das Passions-Spiel in Oberammergau und Mahnung zu dessen Besuch im Jahre 1890. Magdeburg, E. Baensch jun. 1880. Lex.-8. 1 M. 50 Pf.

Kalisch, L., Pariser Leben. Bilder und Skizzen. Mainz, v. Zabern. 1880. 8. 5 M.

Karmarsch, K., Gedichte. Auswahl, als Manuscript für seine Freunde gedruckt. Hannover, Schmorl u. v. Seefeld. 1880. 8. 3 M.

Keller, F., Durauud. Eine Sammlung von Gedichten in schwäbischer Mundart. Kempten, Kösel. 12. 1 M. 20 Pf.

Militärische Klassiker des In- und Auslandes. Mit Einleitungen und Erläuterungen von W. v. Scherff, v. Boguslawski, v. Tayssen, Freih. v. d. Goltz u. A., herausgegeben von G. v. Marées. 7. Hft.: Jomini: „Abriss der Kriegskunst", erläutert und mit Anmerkungen versehen von Oberstlieutenant v. Boguslawski. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Klee, G. L., Alpharts Tod. Ein deutsches Heldenlied, neu bearbeitet. Gütersloh, Bertelsmann. 1880. 16. 1 M. 20 Pf.

Krause, A., Populäre Darstellung von Immanuel Kant's Kritik der reinen Vernunft. Zu ihrem 100jährigen Jubiläum verfasst. Lahr, Schauenburg. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Kühn, A., Findlinge betreffend die Weimarische Literatur-Epoche. Weimar, Kühn. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Kühn, Zu Schutz und Trutz. Zeitgedichte. Berlin, Lorentz. 16. 50 Pf.

Lindner, A., Der Schwan vom Avon. Culturbilder aus Alt-England. Berlin, Hanow. 8. 2 M. 50 Pf.

Löwenfeld, S., Papsturkunden in Italien. Ein Nachtrag. Wien, Gerold's Sohn. 1880. Lex.-8. 30 Pf.

Griechische Lyriker. Uebersetzt von J. Mähly. Leipzig, Bibliographisches Institut. 8. 1 M. 75 Pf.

Römische Lyriker. Uebersetzt von J. Mähly. Leipzig, Bibliographisches Institut. 8. 1 M. 75 Pf.

Marquardt, J., Eros und Psyche. Ein griechisches Märchen nach Apuleius. Gotha, Thienemann. 16. 80 Pf.

Mendthal, S., Ueber Besitz und Freiheit. Memel, Schmidt. Gr. 8. 3 M.

Metz, J. G., Gedichte eines deutschen Veteranen. Luckenwalde, Warkentien. 1880. 8. 3 M. 40 Pf.

Die deutsch-evangelischen Mittelschulen in Siebenbürgen und die denselben drohende Gefahr. Eine Rechts- und Kulturfrage. Leipzig, O. Wigand. 1880. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen. Nebst der literarischen Beilage. Redigirt von L. Schlesinger. 19ter Jahrg. Nr. 3. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 2 M.

Mitzschke, P., Die Bibliotheken Naumburgs. Naumburg, Domrich. 1880. 8. 20 Pf.

Müller, P., Der Rose Pilgerfahrt. Ein Frühlings-Märchen. Neu erzählt. Stuttgart, Greiner. 16. 2 M.

Norden, E., Die Macht der Verhältnisse. Roman. Freiburg i. Br., Kiepert. 8. 2 M.

Paar, M., Der Dombau zu Cöln. Dramatisches Gedicht. Berlin, F. Luckhardt. 12. 1 M.

Ried, V., Fünf Ulanen. Erzählungen aus dem großen Kriege. Berlin, F. Luckhardt. Gr. 8. 5 M.

Rößler, R., Wie der Schnoabel gewaxen. Neue schlesische Gedichte. Berlin, Janke. 8. 1 M. 60 Pf.

Rotter, R., Kaiser Joseph II. und sein „Kämpfen um ein morgenrothes Land". Vaterländisches Charakterbild. Troppau, Gollmann. Gr. 8. 40 Pf.

Schulte, Baronin Auguste v., Deborah. Hannover, Lüdemann. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Schwaiger, M. J., Die Kinder Tannwald-Ott's. Original-Erzählung von der nordtirolischen Grenze. Innsbruck, F. Rauch. 8. 60 Pf.

Sophokles' Tragödien. Uebersetzt von H. Viehoff. 2 Thle. Leipzig, Bibliographisches Institut. 8. 4 M.

Valentiner, W., Astronomische Bilder. Mit 4 Tafeln und 125 in den Text gedruckten Abbildungen. Leipzig, Weber. Gr. 8. 12 M.

Zündel, F., Pfarrer Johann Christoph Blumhardt. Ein Lebensbild. Zürich, Höhr. 1880. Gr. 8. 4 M.

Anzeigen.

Im Verlage von G. Reimer in Berlin ist soeben erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Schleiermacher's
Darstellung
vom Kirchenregiment.
Abdruck aus Schleiermacher's sämmtlichen Werken, zur Theologie 13. Band.

Mit einführendem Vorwort
von
D. H. Weiß,
ord. Professor der Theologie an der Universität zu Tübingen.
Preis: 3 Mark 60 Pf.

Markgraf
Karl Philipp von Brandenburg
und die
Gräfin Salmour.
Mit Benutzung archivalischer Quellen
von
Dr. Julius Friedlaender,
Director des Königl. Münzkabinets.
Preis: 60 Pf.

Neue Lieferungsausgabe von:
Brockhaus'
Kleines Conversations-Lexikon.
Dritte Auflage.
Mit zahlreichen Karten und Abbildungen auf 80 Tafeln.

Zwei Bände.
In 40 Heften zum Preise von nur 30 Pf. für das Heft.

Dieses allgemein beliebte, reich ausgestattete und wohlfeilste Conversations-Lexikon erscheint in einer **neuen Lieferungsausgabe**, welche die günstigste Gelegenheit bietet, durch allmähliche kleine Zahlungen in Besitz desselben zu gelangen. Wöchentlich erscheint ein Heft oder Doppelheft. Alle Buchhandlungen nehmen Subscriptionen an.

Außerdem kann das Werk auch **vollständig auf einmal** in 2 Bänden (geheftet 12 M., gebunden 15 M. oder 17 M.) durch jede Buchhandlung bezogen werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Wege und Ziele der Culturentwickelung.
Essays von **Eduard Lasker.**
8. Geh. 6 M. Geb. 7 M. 20 Pf.

Eduard Lasker bietet in diesem Werke eine Reihe von Essays, die innerlich miteinander verbunden sind, indem sie in ihrer Gesammtheit eine einheitliche Weltanschauung zum Ausdruck bringen. Mit lebhaftem Interesse wird man den geistreichen Ausführungen des auf andern Gebieten, besonders durch seine hervorragende politische Wirksamkeit bekannten Verfassers folgen, welche die höchsten Fragen der Menschheit in den Kreis der Berathung ziehen, ohne dabei die Wirklichkeit und die thatsächlichen Zustände aus dem Auge zu verlieren.

WESER-ZEITUNG
(Bremen)
Täglich 3 Ausgaben.

Bei allen Postanstalten
pr. Quartal 7 Mark.
Inserate pr. Zeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:
Die Umsegelung Asiens und Europas auf der Vega 1878—1880.
Von
Adolf Erik Freiherrn von Nordenskiöld.
In ungefähr 20 Lieferungen.
Mit Abbildungen in Holzschnitt und lithographirten Karten.
Erste bis dritte Lieferung.
Preis jeder Lieferung 1 M.

Gleichzeitig mit der schwedischen erscheint diese autorisirte deutsche Ausgabe des hochwichtigen und interessanten Werks, in welchem Nordenskiöld selbst, der kühne Leiter der Vega-Expedition, der ruhmgekrönte Pfadfinder durch die Eismassen des Polarmeeres, seine gefahrenreiche Fahrt mit allem Detail und in einer Form beschreibt, welche wissenschaftlichen Ernst und Gehalt mit fesselnder, geschmackvoller Darstellung verbindet. Das Erscheinen in Lieferungen zum Subscriptionspreise von 1 M. für die Lieferung macht das Werk den weitesten Volkskreisen zugänglich.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:
Das Staatsrecht der Preußischen Monarchie.
Von
Dr. Ludwig von Rönne,
Appellations-Gerichts-Vice-Präsident a. D.
Vierte vermehrte und verbesserte Auflage.
In ungefähr 20 Lieferungen.
Erste und zweite Lieferung. Subscriptionspreis 2 M.

Die vierte Auflage des berühmten Rönne'schen Werks, das den Forderungen der Wissenschaft wie denen der Praxis in gleich ausgezeichneter Weise genügt, wird 5 Bände umfassen und, um die Anschaffung durch allmählichen Bezug zu erleichtern, in etwa 20 Lieferungen zum Subscriptionspreise von 2 M. für die Lieferung ausgegeben werden. Durch die sehr wesentlichen Umgestaltungen, welche infolge der Weiterentwickelung des öffentlichen Rechts diese neue Auflage erfahren hat, ist dieselbe auch für die Besitzer früherer Auflagen unentbehrlich.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

KAISERLICHE UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK Breslau

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 11. — 17. März 1881.

Inhalt: Literarische Unterhaltungen. Von Rudolf von Gottschall. — Aus der Romanliteratur. Von Albert Weigert. — Astronomische und geologische Schriften. Von M. Wilhelm Meyer. — Ludwig Feuerbach. Von Paul Nerrlich. — Feuilleton. (Deutsche Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Literarische Unterhaltungen.

Ueber die Berechtigung des zeitgeschichtlichen Romans mögen die Ansichten der Aesthetiker auseinandergehen: sie werden indeß alle zugeben müssen, daß mit der Verwerfung desselben ein großer Kreis interessanter Stoffe von der romanhaften Behandlung ausgeschlossen ist. Wir können dem archäologischen Roman, der jetzt zufällig en vogue ist, nicht das gleiche Recht einräumen wie dem Zeitroman, dessen Helden Blut von unserm Blute, in dessen Gedanken- und Empfindungswelt wir durchaus heimisch sind. Ein durch die Gelehrsamkeit vermitteltes Interesse kann nie den unbefangenen Reiz haben, wie ihn die Theilnahme an Erlebnissen und Schicksalen mit sich bringt, die sich in uns vertrauten Kreisen abspielen, auf dem Hintergrunde unsers Culturlebens, in unserer unmittelbaren Gegenwart. Für den socialen Zeitroman wird dies wol auch von allen Seiten zugestanden; sobald dieser Roman aber in das Gebiet der politischen Ereignisse, der Zeitgeschichte hinüberspielt, da machen sich Bedenken gegen seine Berechtigung geltend. Schon das feststehende geschichtliche Datum erscheint gefährlich für die freie Erfindung des Romandichters; es bricht gleichsam wie eine starr hervorragende Klippe den Wogenschlag seiner Phantasiespiele: noch schlimmer sieht es mit dem zeitgeschichtlichen Datum aus, das, über den Widerspruch der Quellen erhaben, durch Notorietät erwiesen, durch Augenzeugen bestätigt ist; denn hier kann das freie Spiel der Phantasie, wenn es neuen Schmuck hinzuträgt oder seine festen Stützen ihm fortnimmt, sich nicht auf die schwankende Auslegung der Geschichtschreiber berufen, welche diese oder jene Thatsache bald so, bald anders nach verschiedenen Quellen erzählen oder motiviren.

Gleichwol wird nicht, wie viele meinen, die schaffende und empfangende Phantasie durch die Actualität des Stoffs eingeengt: nur das eigene Erlebniß gibt ein so fertiges Bild, daß jede andere Schattirung als eine Entstellung empfunden wird; doch wie gering ist auch gegenüber dem Zeitereigniß stets die Zahl der Augenzeugen. Alle andern sind auf den Bericht und auf die Erzählung angewiesen, und die Erzählung wendet sich stets an die Phantasie. Immer gehört das Erzählte der Vergangenheit an; denn die Gegenwart ist bekanntlich im dialektischen Fluß der Zeit ein stets verschwindendes Moment. Was wir aber im erweiterten Sinne des Wortes „Gegenwart" nennen, das mit unserm Leben mehr oder weniger Gleichzeitige: das wird uns doch nur, wenn es nicht Selbsterlebtes ist, durch die Erzählung vermittelt. Es ist dabei ganz gleichgültig, ob diese Erzählung eine geringere oder größere Kluft der Zeit zu überspringen hat: ob der geschichtliche Roman uns Napoleon I., oder der Zeitroman Napoleon III., ob jener die Französische Revolution, dieser die Zeit der Commune schildert: das wird für die Thätigkeit der nachschaffenden Phantasie durchaus keinen Unterschied machen. Feststehende geschichtliche Ereignisse soll indeß nach unserer Ansicht der geschichtliche Roman so wenig verschleiern oder gar umgestalten wie der zeitgeschichtliche. Die Erfindung des Dichters soll hierbei keine Rolle spielen, sondern nur sein Darstellungstalent, und wenn er treu nach den Quellen lebendig schildert, so wird diese Schilderung nie einen Eindruck zu machen verfehlen, der ja auch ästhetisch berechtigt ist, wie die treue Anlehnung an die Ueberlieferung in den großen Volksepopöen beweist. Freilich zur Hauptsache darf das geschichtliche Datum im Roman nie werden, ebenso wenig wie der hervorragende geschichtliche Charakter.

Bei dem politischen Roman der Gegenwart mögen Rücksichten obwalten, die zu Verschleierungen nöthigen: solche durchsichtige Schleier umgeben in den „Rittern vom Geist" den Hof der deutschen Residenz und einige der maßgebenden Persönlichkeiten. Wir können dies Versteckspiel nicht

für ästhetisch berechtigt halten, wenn es auch durch äußere Umstände geboten ist; noch viel weiter als Gutzkow treibt es Lord Beaconsfield in seinem neuen Roman „Endymion"; wir haben uns in einer Besprechung desselben in „Unserer Zeit" gerade über die Frage der Actualität und der Benutzung zeitgeschichtlicher Charaktere im Roman näher ausgesprochen.

Wie soll das Problem der Actualität, des naheliegenden Interesses an einem mehr oder weniger der Zeitgeschichte angehörigen Stoff, gelöst werden? Wie sehr dies Interesse beim Publikum ins Gewicht fällt, das beweist der große Erfolg, den seinerzeit die Romane von John Retcliffe und neuerdings diejenigen von Gregor Samarow davontrugen. Was den buchhändlerischen Absatz betrifft, so konnte sich John Retcliffe, der Postsecretär Goedsche, mit Ebers und Freytag in Eine Linie stellen; „Sebastopol", „Nena Sahib", „Villafranca" gingen in 70—100000 kaufende Hände, freilich auf dem wenig vornehmen Wege der Colportage.

Retcliffe und Samarow haben jenes Problem in der einfachsten Weise gelöst: sie nahmen die öffentlichen Charaktere der Zeit, mochten sie nun todt oder noch am Leben sein, ohne weiteres mit ihrem vollen Namen und ohne jede Maske in ihren Roman auf, suchten sie in ihren Cabineten, bei ihren Privatunterhaltungen auf, legten ihnen Worte und Gedanken in den Mund, die sie vielleicht ausgesprochen haben konnten, die aber möglicherweise nur der Feder des Romanschreibers entflossen, und setzten sich damit, was für einen Poeten immerhin bedenklich ist, der Gefahr eines Widerspruchs aus, da die Lebenden sich doch nicht als Phantasiegestalten brauchten behandeln zu lassen.

Die Sache wird dadurch nicht viel anders, wenn der Dichter den Namen verschweigt, im übrigen aber die Person so kenntlich zeichnet, daß ihre Identität nicht in Frage kommen kann. So verhält es sich z. B. mit der kleinen Excellenz in Spielhagen's „Sturmflut", welche doch nur ein photographisches Bild von Windthorst ist.

D'Israeli hat in seinen Romanen meistens einen gänzlich verschiedenen Weg eingeschlagen, besonders aber in „Endymion"; er führt uns gleichsam auf den Maskenball der hohen Politik und es schlägt keine Mitternachtsstunde, in welcher sich seine Helden demaskiren; aber auch in Bezug auf ihre Abenteuer wechselt Wahrheit und Dichtung in einer Weise, welche doch unzulässig erscheinen muß gegenüber Thatsachen, die im hellsten Tageslicht der neuen Geschichte stehen. Er hat ein neues Genre erfunden, das einen eclatanten Widerspruch in sich selbst trägt: das Zeitungsmärchen; er hat Thatsachen, die man in den letzten Jahrgängen aller europäischen Zeitungen verzeichnet findet, phantastisch aufgeputzt und in eine märchenhafte Beleuchtung gerückt. Schon in „Vivian Grey" spielten deutsche Großherzoginnen und Diplomaten mit und zwar ebenfalls in einer maskenartigen Vermummung; dagegen nannte D'Israeli in seinem vorletzten Roman „Lothair" die Dinge bei ihrem rechten Namen; er gab ein Bild des Treffens von Mentana, indem er dies geschichtliche Ereigniß rundweg so bezeichnete, wie es in der Chronik der Zeitgeschichte steht, und auch Garibaldi, den er freilich nicht näher porträtirt, durfte ohne jede Maske als Leiter einer Bewegung auftreten, welche für den Fortgang der Romanhandlung von Wichtigkeit ist.

Wie anders das Versteckspiel in „Endymion"! Die englischen Cabinetsminister führen falsche Namen; man weiß nicht, sind die rechten gemeint oder hat der Autor poetische Figuren ihnen untergeschoben. Die Controle ist zur Hand; ja D'Israeli selbst erläutert sie durch seine genauen Jahreszahlen. Die Chronologie und das Märchen — wie paßt das zusammen?

Am märchenhaftesten erscheint Prinz Florestan; schon der Name erinnert an die Prinzen der Scheherezade oder an die Novellenprinzen, aus denen die altbritischen Dramatiker ihre Helden machten. Prinz Florestan ist der Sohn der Agrippina: er verweilt später als geheimer Verschwörer in England; es ist keine Frage, wir haben es mit Ludwig Napoleon, dem Sohne der Hortense, zu thun, und wie wir gleich hinzufügen wollen, D'Israeli schildert ihn als einen höchst sympathischen, etwas verschlossenen, aber sanften und gutmüthigen Charakter.

Der in England sich aufhaltende Prätendent erobert sich schließlich seine Krone, aber nun wieder in ganz unhistorischer Weise, etwa wie wenn er bei seinem boulogner Abenteuer Erfolg gehabt hätte. Das Land wird auf einmal in den Süden verlegt. Von einem Kaiser ist nicht die Rede, nur von einem Könige, und dieser König wählt zuletzt zu seiner Gattin die schöne hochstrebende Myra, die Heldin des Romans neben dem von ihr vorwärts geschobenen Endymion. Myra als Eugenie — diese Vermischung des Phantastischen und Wirklichen hat nur ein Hin- und Herrathen zur Folge, das einen echt künstlerischen Eindruck nicht aufkommen läßt. „Wer bist du, schöne Maske?" fragt man in einem fort; die Maske kommt uns bekannt vor und ist es doch wieder nicht.

Wir bleiben dabei, das politische Märchen, die phantastisch aufgeputzte Zeitung hat kein ästhetisches Recht; das Fabuliren muß aufhören, wo es sich um allgemein bekannte Thatsachen handelt, die sich nicht in Sagenduft hüllen lassen.

Wenn auch einige neuere deutsche Romanautoren in gleicher Weise verfahren und Charaktere der Zeitgeschichte durch falsche Namen unkenntlich machen, während ihr Signalement, ihre Stellung im Staate keinen Zweifel an ihrer Identität übriglassen, so halten wir doch das entgegengesetzte Princip für das richtigere, aber unter zwei Einschränkungen. Einmal steht der zeitgeschichtliche Roman unter demselben Gesetz wie der geschichtliche: die hervorragenden Charaktere dürfen nicht seine Helden sein, sondern nur episodisch in die Handlung eingreifen. Dagegen haben John Retcliffe und Gregor Samarow consequent gefehlt: die poetische Erfindung in ihren Romanen tritt gänzlich zurück gegen das Gewicht der politischen

Helden, die mit ihren zeitgeschichtlichen Tendenzen und Thaten im Vordergrunde der Handlung stehen. Dann aber muß der Dichter überhaupt vermeiden, lebende Personen redend und handelnd einzuführen. Etwas anderes ist es mit den Verstorbenen; sie gehören dem Schattenreiche der Geschichte, der Vergangenheit und damit der Phantasie an; sie sind poetisch verklärt, und wie sie widerspruchslos dem Historiker preisgegeben sind, so hat auch der Dichter ein Recht auf sie, auch wenn diese Verstorbenen der neuesten Zeit angehörten.

Ohne Frage ist das Problem, das der zeitgeschichtliche Roman zu lösen hat, ein besonders schwieriges: aber nur eine vorurtheilsvolle Aesthetik kann ihn deshalb in eine untergeordnete Sphäre der Dichtung versetzen wollen. Ungezwungener als hier lassen sich nirgends die Gedanken und geistigen Mächte wiedergeben, welche das Jahrhundert bewegen; und das wird doch stets die große Aufgabe echter Poesie sein.

Möglich, daß die Lösung des Problems noch keinem der zeitgenössischen Autoren gelungen ist: so ist es eben das Ei des Columbus, und echten Genies wird der rechte Wurf denn auch glücken; doch auch halbgelungene Bestrebungen auf diesem Gebiete haben eher Aussicht, den Antheil der folgenden Generationen zu erwecken und zu fesseln, als der weit in die Geschichte zurückgreifende Roman, bei dem es selten abgeht ohne Verfälschung des Zeitcostüms im Denken und Empfinden, denn jeder Dichter ist das Kind seiner Zeit, und diese wird immer unwillkürlich abfärben, welches verschollene Jahrhundert oder Jahrtausend er auch anfassen mag. Rudolf von Gottschall.

Aus der Romanliteratur.

1. Still und bewegt. Roman von Alexander Römer. Zwei Bände. Stuttgart, Hallberger. 1880. 8. 7 M.
2. Ohne Familie. Roman von Hector Malot. Aus dem Französischen übertragen von Mary Muchall. Autorisirte Uebersetzung. Zwei Bände. Hamburg, Grädener. 1880. 8. 7 M. 20 Pf.
3. Aus meinem Handwerkerleben. Beiträge zur Charakteristik der Aelpler von P. K. Rosegger. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1880. 8. 6 M.
4. König Mammon. Roman aus der Gegenwart von Franz Bonn. Köln, Bachem. 1880. 8. 3 M.
5. Wie die Menschen lieben. Erzählungen aus unserer Zeit von Marc. Boyen. Stuttgart, Richter u. Kappler. 1880. 8. 4 M.
6. Dunkle Wege. Roman von Ewald August König. Vier Bände. Jena, Costenoble. 1880. 8. 18 M.

Wir sprechen heute zunächst von einem Buche, das in vielfacher Beziehung unsere Anerkennung verdient: „Still und bewegt", von Alexander Römer (Nr. 1). Es ist ein schön geschriebenes geistvolles Buch, das wir nicht anstehen, in seiner Anlage und seiner Entwickelung bedeutend zu nennen. Ist es wider die Halbheit gerichtet? Wider die Hohlheit unserer gesellschaftlichen Zustände? Plaidirt es für die Hochstellung der Ehe, für das Recht der Frau, des Herzens und jener Sittlichkeit, die mit der conventionellen Moral nichts zu schaffen hat? Unter all diesen Zeichen tritt es in die Schranken und ficht im Geiste und mit den Erfolgen der Ueberzeugung.

Wir werden eingeführt in den Kreis der jeunesse dorée einer Residenz und finden hier bald die Helden des Romans: den Hauptmann von Wilchowsky, halb Manfred-, halb Don Juan-Natur, und den Kreisrichter Rodenthal, einen eleganten, schlagfertigen Gesellschaftsmenschen mit jenen vielseitigen Anlagen, mit jener Neigung zum Guten und zum Bösen zugleich, die zu einer That zu treiben jede Aufwallung im Stande ist. Es ist ein interessanter, in dem Buche in vertiefter psychologischer Consequenz durchgeführter Contrast zwischen diesen beiden Männern. Beide auf eximirtem gesellschaftlichen Niveau, beide losgelöst von jeder Sorge um die äußere Existenz, beide tief genug eingedrungen in die Schachte der Bildung, um mit reichem Besitz auf den Markt des Lebens hinauszutreten, wo die genannten Eigenschaften, verbunden mit dem günstigen Eindruck ihrer Persönlichkeiten, beiden ein allseitiges Willkommen sichern — und doch beide grundverschieden! Es ist, als ob der eine im Leben, der andere auf den Schulen gelernt hätte. Was ist er denn eigentlich, der Hauptmann Wilchowsky, mit dem stürmisch verlangenden Herzen, dem aufwärts strebenden Geiste, der sich durch eine Methode nicht zügeln ließ und keinem Paragraphen sich beugen konnte, mit der großen Seele, die wol der Verirrung durch des Blutes leidenschaftliches Toben verfiel, aber auch das selbstlose Streben nach dem Wahren und Guten, als einzigen Zweck des mikrokosmischen Daseins der Einzelwesen theilt? Wie erscheint ihm das Leben? Der Verfasser sagt:

> Wir zimmern wol muthig und unverdrossen Stockwerk um Stockwerk dazu, schauen zu Zeiten gar stolz aus den hohen Fenstern, aber wenn eine unbewußte Kinderhand an den Tisch stößt, so fallen die stattlichen Gebäude zusammen — und wir müssen von neuem bauen, wenn wir noch Lust haben — oder wir werden am Ende einmal selber mit begraben unter den Trümmern der mit eigener Hand herbeigeschleppten Steinmassen. — Es gibt nichts Neues unter der Sonne, nur ewig Altes in etwas veränderter Form — nicht wahr, Doctor, das wissen wir beide, und haben es vielleicht herzlich satt — wenn wir nicht in dem unzerstörbaren Selbsterhaltungstriebe, der der Materie eingeimpft ist, noch immer vorwärts klimmen müßten und uns einreden, daß noch irgendwo etwas anderes, etwas Begehrenswerthes zu holen sei. Habe ich recht? Ist es nicht so?

Was ist natürlicher, als daß eine solche Titanenkraft auf ihrer Bahn da zerstörend wirkt, wo ihrem Sehnen und Verlangen sich das jämmerliche Machwerk kleinlichen, menschlichen Klügelns entgegenstellt. Wilchowsky hat eine

Frau kennen gelernt, die nur aus äußern Gründen, der Versorgung wegen, einem Manne zugesellt worden war, der nur eine treue Haushälterin verlangte; denn sein Leben waren seine Bücher und die Studirstube war seine Welt. Die Frau aber hatte eine Seele, in der himmelstrebendes glühendes Verlangen lebte — den elenden Magddienst vertrug sie nicht. Wilchowsky hatte sie kennen gelernt in einer Zeit, in der ihr Muth, ihr Geist, ihre Seele am Erlöschen waren; er hatte erkannt, wie Großes die Schöpfung in dieser Frau vollbracht, und wie wieder einmal die Menschen im erbärmlichen Würfelspiel ihrer Interessen sich nicht gescheut, jenes Große als Einsatz zu wählen; mit heißer Leidenschaft hatte er sich dieser Frau zugewandt, an seiner Liebe rankte sich die Höhe ihres Wesens zu neuem Leben empor: so hatten sie sich gefunden, so war sie in den Augen der Welt „unsittlich" geworden; sie hatte den Bund mit ihrem Gatten gelöst, der ihr eine Schmach, eine Entwürdigung erschien, sie war dem gefolgt, mit dem sie sich eins fühlte auch ohne Priestersegen, sie hatte ihm Vollglück, Vollliebe und höchste Wonne eines Menschendaseins gewährt — doch wer wandelt ungestraft unter Palmen? „Vom Rechte, das mit uns geborene", ist leider in den Satzungen der Gesellschaft nur selten die Frage:

Doch unser Erdendasein quillt in engen Betten. Wo die Wogen so ungestüm über die Ufer stürzen, wo in dem winzigen Atom so gigantische Bilder sich zu spiegeln wagen, daß es sich darunter dehnt über sein Maß hinaus — da treibt eine eherne Macht es unerbittlich zurück. Die wallenden Wasser müssen sich schmiegen, die schäumenden Wogen stille werden, und die gigantischen Bilder werden schmäler und kleiner. — Auf den hellen kurzen Sonnentag ist eine lange Nacht gefolgt, die Nacht voll Einsamkeit und Oede, da Zweifel, Reue, Schuldbewußtsein, alle die finstern Dämonen uns packten, da wir krank und müde waren von der Sehnsucht und doch zu stolz, um einander zu rufen — das mußte so sein, denn die Manen derer, welche wir gekränkt und geschädigt, forderten die Buße.

So hatten sie sich getrennt, und so war er zu einer problematischen Natur geworden. Rodenthal dagegen hatte sich immer wohl gefühlt in jener Welt, wo man der Räthselfragen des Lebens nicht achtet, sondern nur darauf, wie man sich „präsentirt", über Begriffe sich nicht lange streitet, sind immer nur genügend Worte bei der Hand. Viel Widerstrebendes, Schwankendes, Gärendes streitet in seiner Brust und wird immer wieder übertönt von den Fanfaren der Eitelkeit und der Weltlust. In seinem Herzen hatte die Liebe Wurzel gefaßt, die Liebe zu Eva, der holden Mädchenblüte aus dem stillen Pfarrdorf Eschenthal. Vor ihre junge, weltunerfahrene Seele war er als Einziger hingetreten, der nicht mehr wie zu einem Kinde mit ihr sprach, der ihr die Pforten zu jener Welt erschloß, deren Schimmer nur wie leise Ahnung ihr Mädchenherz zu träumen gewagt hatte, und in ihrem Kinderantlitz spiegelte sich ein eigener Glanz, wenn sie ihm gegenüberstand, und mit ihren wundersam sinnigen Augen schaute sie ihn an, tief, bis an sein Herz hinan! Da liebte er sie wirklich und glaubte ihretwegen freudig die Welt des Scheins und des Flitters opfern zu können, da war er der warmherzige Mann, in dem das Verlangen nach dem Hohen und Reinen die Ueberhand gewonnen. Doch eben nichts Festes war in seinem Charakter; zwei Seelen wohnten in seiner Brust, er hatte die Fähigkeit, das Hohe zu erringen, aber nicht, es zu bewahren. Seine Liebe war nicht die Vollliebe gewesen, in welche die Welt nicht ihre Schatten werfen kann, weil so weit ihre Macht nicht reicht. Seine Lebensluft war nicht der vibrirende, tönende Widerhall der eigenen Empfindung aus der Brust des geliebten Wesens; er bedurfte des Boudoir-Parfums, um dauernd zufrieden athmen zu können; nur körperlich war er mit Eva eins geworden, nicht im Geiste, nicht im Willen — und so verlor er sie, so trennte sie sich von ihm! Gerade so hatte sich damals ihre Mutter von dem Gatten getrennt; denn diejenige, die einst Wilchowsky aus ihren Banden befreit, war Eva's Mutter gewesen; aber Eva hatte die Probe bestanden, der jene unterlegen war, sie war rein und makellos, als sie die Mutter wiederfand, und ihre Reinheit brachte die Sühne, die jene, mit allen Kräften strebend, in thatvoller Selbstverleugnung sich auferlegt.

So klingt das Buch in versöhnenden Accorden aus, vielleicht sogar zu versöhnlich für die bedeutungsschweren Conflicte, die sich in ihm vollziehen. Diese Conflicte aber birgt das Leben; sie sind nicht das dichterische Gespinst von Fäden, die eigentlich nur in glatter Aufeinanderfolge im Menschendasein sich abwickeln. Von wirklichen Schmerzen, wirklicher Sünde, wirklicher Reue ist hier die Rede, nur freilich, daß in unserer auf die materielle Existenz zunächst basirten Zeit und durch die Dressur moderner Erziehung die Menschen sich der höchsten Lust und des tiefsten Leidens selten bewußt werden.

Ganz anders, aber in seinem Genre auch ein sehr gutes Buch ist: „Ohne Familie", von Hector Malot (Nr. 2). Da ist von keinem Problem, von keinem eigentlichen Conflict die Rede; in dem ganzen, zwei starke Bände umfassenden Roman ist nirgends die Liebe das Agens, ja außer einer alten Bauersfrau, einer englischen Lady und einem kleinen stummen Mädchen ist überhaupt keinem weiblichen Wesen eine Rolle zugefallen, und doch unterhält das Buch, und sogar mit Spannung wenden wir hier und dort die Blätter um. In zwei Dingen sind die Franzosen zweifelsohne unsere Meister — in Erfindung einzelner Situationen und einer Detailmalerei, der Grazie und Anschaulichkeit unbedingten Reiz verleihen.

Ein Knabe wird von armen Leuten in einem Dorfe des mittlern Frankreich aufgezogen. Er ist ein Findelkind von einer Straße in Paris; bis zu seinem achten Jahre jedoch weiß er nichts davon, sondern glaubt, daß er eine Mutter hätte wie die andern Kinder:

Denn weinte ich, so nahm mich eine Frau liebreich auf die Arme und wiegte mich, bis meine Thränen zu fließen aufhörten. Ebenso gab sie mir stets den Gutenachtkuß, bevor ich zu Bette ging, und wenn der Decemberwind den Schnee gegen die gefrorenen Scheiben peitschte, so wärmte sie mir die Füße zwischen

ihren beiden Händen, wobei sie mir ein Lied zu singen pflegte, dessen Melodie sowol wie auch ein Theil der Worte mir noch jetzt gegenwärtig ist. Wurde ich vom Gewitter überrascht, während ich unsere Kuh draußen auf der Heide oder an grasbewachsenen Wegen hütete, so lief mir sicher dieselbe Frau entgegen, damit ich unter ihrem hochgehobenen wollenen Rock Schutz vor dem Regen finden möge; und hatte ich endlich Streit mit einem meiner Kameraden gehabt, so ließ sie sich meinen Kummer allemal erzählen, und gab mir entweder Recht oder wußte mich doch fast immer durch freundliche Worte zu trösten.

Aber Mutter Barberin hatte auch einen Mann, der jahraus jahrein als Steinhauer in Paris arbeitete, schließlich dort verunglückt war und in einem verlorenen Proceß gegen seinen Arbeitgeber all sein Hab und Gut geopfert hatte. Und als er nun heimkehrte als Krüppel und im tiefsten Elend, da wollte er den überflüssigen Tischgenossen in seinem Hause nicht länger dulden — was ging das fremde Kind ihn an! Er vermiethete es an einen Mann, der mit abgerichteten Thieren in den Landen umherzog, und die Reiseabenteuer mit dieser Gesellschaft, Abenteuer der einfachsten Art, füllen den ersten Band fast bis zum Schluß. Meistens von Thieren ist darin die Rede, von Hunden und einem Affen, aber alles wird so lebendig erzählt, ist in seiner Schlichtheit häufig so ergreifend und in allem, was passirt, so treu dem Leben abgelauscht, daß wir warmen Antheil nehmen. Vielleicht hat der Verfasser hier den Thieren zu viel Seele gegeben, den Instinct über das Natürliche hinaus zur Vernunft erhoben; aber es macht einen durchaus angenehmen Eindruck, einmal zu viel Seele zu begegnen; es erfrischt das geradezu dem complicirten Streben und Hasten der Menschen gegenüber, das schließlich immer nur zur eigenen größern Ehre gereichen soll. Es sind in dem Buche viel Weitschweifigkeiten, und sein Ende erinnert sehr an jene lieblichen Märchengeschichten, die da schließen: „Und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie heute noch!“ Trotzdem aber ist es eine ernsthafte Lektüre, die in einfacher Wahrheit von des Lebens Noth und Enge berichtet. Die Uebersetzung ist im ganzen als eine recht tüchtige zu bezeichnen, obgleich wir nicht leugnen wollen, daß sich der deutschen Sprache mehr Eleganz abgewinnen läßt, als der Uebersetzerin dies gelungen ist.

Es gibt Bücher von so eigenartigem Reiz, daß man ihn kaum zu erklären im Stande ist — man kann ihn nur empfinden! Zu diesen Büchern gehören die Rosegger'schen Schöpfungen; sind sie ein Anachronismus in unserer Zeit, klingen sie zu uns hinüber wie der Nachhall verklungener Accorde? Wir vermögen nicht es zu untersuchen, wir wissen nur ganz genau, daß sie anders sind als sonst die Unterhaltungsschriften, und wissen, daß sie uns gefallen. Und wollen wir rubriciren, so müssen wir Rosegger's Erzählungen Dialektdichtungen nennen; aber das ist es eben, wie Dichtungen kommen sie uns gar nicht vor, mehr wie das Resultat vertiefter Beobachtungen, durch die uns nicht nur äußere Vorgänge, sondern Art und Gemüth und Charakter eines Volksstammes in lebendigster Anschaulichkeit geschildert werden. Hier scheint nichts erfunden, sondern alles nur feinfühlig abgelauscht; es sind naturgetreue Verhältnisse, vor die uns der Verfasser führt, und liegen sie unserm Sein und unserer Art auch fern, wir begreifen sie nicht nur, wir leben sie eine Zeit lang mit, weil die Motive den Charakteren auf das vollkommenste entsprechen und diese, oft nur mit wenigen Zügen, geradezu plastisch dargestellt sind. Das alles jedoch genügt noch immer nicht, unser Wohlgefallen an diesen einfachen Geschichten hinreichend zu erklären; was außerdem hinzutritt, das ist nicht abgelauscht, sondern Rosegger's eigenstes Theil. Es ist jene poetische Kraft, die mit den einfachsten Mitteln ergreifende Wirkung zu erzielen vermag; es ist der tief gemüthliche Ton, der nicht nur in unserm Ohr, sondern in unserm Herzen seine Akustik findet. Wie frisch schildert Rosegger:

Ja, ihr Närrchen, wenn schon der immergrüne Epheu und die lose Schwalbe um das Mädchen minnen, wie erst die warmlebigen Burschen des Thals! — Es ist ja so wunderbar, so närrisch, so göttlich auf dieser Welt! — Am Abend, wenn die Schwalbe schon längst in ihrem Neste hockt und den stillen, süßen Freuden des Familienlebens obliegt, und wenn über den steinigen Höhen des Tauern der Mond aufsteigt, schamrothen Antlitzes zuerst wie ein Junge, der das erste mal minnt, doch hellern, keckern Auges bald die Mauern des Schlosses bescheinend und im Gemache einen scharfen Schatten schneidend aus dem Köpfchen der jungen Maid, die wiederum am Fenster steht — zu solcher Abendstunde mögt ihr heimlichen Lauscher wol einen wunderlichen Gesang hören unten im Haselgesträuch. Anfangs ist es nur eine Entschuldigung:

Meine Schuhe, die ich trag',
Sein von Fuchsleder gemacht,
Sie schlafen beim Tag
Und gehn aus bei der Nacht.

Gleich darauf mag schon das Geständniß kommen, das Geständniß von warmer Neigung oder einer heißen Herzenssehnsucht; es kann ein glühend Verlangen werden, gemildert nur durch die anmuthige, schalkhafte Liebesform, in welche schon die Alten ihre trotzigen Wünsche zu kleiden gewußt haben. Auch den Jungen ist nun ganz dasselbe mundgerecht.

Das ist die Sprache eines Dichters, der hineingreift ins Menschenleben, und wo er's anpackt, überall weiß er's poetisch zu gestalten.

„Aus meinem Handwerkerleben“ (Nr. 3) halten wir für die reifste Schöpfung des Dichters, für diejenige, die ihn in der Bedeutung und der Beschränkung seines Gebiets am besten erkennen läßt. Gedankenvoll und innig, mit dem deutlichen Stempel innerer Wahrheit treten diese Skizzen vor uns: keine großartigen Gebilde, aber von echtem Werth, keine eigentlichen Denksteine unserer Literatur, aber abgerundete Schöpfungen eines wirklichen und eigenartigen Talents. Uns sind diese Skizzen lieber, wir halten sie für instructiver und getreuer als die mehrbändigen Bauernromane.

Franz Boun schreibt in der Vorrede zu seinem „König Mammon“ (Nr. 4):

Die materialistische Richtung unserer Zeit zu bekämpfen, dazu sollte jeder einzelne beitragen, was er vermag, in Bild und Wort, in Lied und That; denn der Materialismus,

der gefährlichste Feind des Christenthums, der Kunst und alles wahren Menschenglücks, bedroht uns von allen Seiten, und nur die allgemeine aufrichtige Umkehr zum Idealen kann uns retten vor dem Verluste der höchsten Güter. Mein Buch wird zwar diesem Erbfeind keine tödliche Wunde schlagen; mir wird es genügen, wenn es ihm gelingt, vielleicht da und dort übereinstimmende Gesinnung zu wecken, und jene Treue gegen das Gute zu befestigen, welche der schönste Schmuck des Menschen ist und auch der deine war.

Was der arme Materialismus alles verschuldet! Es ist eigentlich sonderbar, wie so von überall her die Weltverbesserer aufstehen, als ob nicht, um überhaupt nur die Welt zu erkennen, die Welt mit ihrem ungemessenen Hoch und Niedrig, dem endlosen Faden, der von der Spule der Zeit sich wickelt, ein Weitblick gehörte, wie er nur von der Menschheit Höhen aus möglich ist! Aber da wird jede Erscheinung, die in Widerspruch steht mit der eigenen Neigung, jede Erfahrung, die persönliche Absichten durchkreuzt, als Symptom der Zeit betrachtet, und man wünscht, „man wäre der liebe Gott", dann wäre die Welt eine andere!

Wir behaupten ohne weiteres, daß Franz Bonn (dessen pietätvollen Sinn, wie er in der Widmung zu seinem Buche sich ausspricht, wir willig anerkennen) dem Erbfeinde keine tödliche Wunde geschlagen. Sein Buch ist eine Verquickung von Realismus und Unwahrscheinlichkeit; über dem Ganzen schwebt als Geist die Moral: „Fürchte Gott, thue Recht, scheue niemand", eine sehr berechtigte und löbliche Moral, deren dichterische Consequenzen nur schon zu oft gezogen sind! Sehen wir, wie Franz Bonn einen der häßlichsten Auswüchse dieser materialistischen Zeit, den Communismus, motivirt:

„Jettchen! liebes, reizendes Jettchen!" rief der Schriftsetzer. „Nenne das häßliche Wort nicht mehr, das engherzige Menschen erfunden haben, um uns in unserer Freiheit zu beeinträchtigen. Ist es Diebstahl, wenn ich das nehme, was der Zufall mir schenkt, was von Natur aus mein eigen ist und nur durch eine unwillkürliche Ungerechtigkeit in die Hand eines andern gekommen ist? Haben wir beide nicht gleiche Rechte, gleiche Ansprüche an das Glück und an das Leben? Wärmt die Sonne nicht gleichmäßig alle ihre Kinder? Frieren nicht alle gleichmäßig, wenn sie sich von uns wendet? Schmeckt mir der Kalbskopf à la tortue weniger als deinem Fräulein? Hat sie andere Nerven, anderes Blut in den Adern? Nichts von allem; wir sind alle Menschen, und wenn wir das, was die zufällige gesellschaftliche Ordnung dem einen auf Kosten des andern gegeben, wieder an uns ziehen, heißt das Stehlen? Gleiche Vertheilung der Kräfte, das ist der Grundstein der allgemeinen Glückseligkeit. Jettchen! mein Engel! laß mich einen Blick in die Cassette werfen, damit ich weiß, wie viel ich davon als unser Eigenthum beanspruchen kann."

Quod erat demonstrandum. Ist das nicht eine bequeme Leichtigkeit, sich mit Gedanken abzufinden? In allem Ernst gesprochen: wir rathen niemand, den „König Mammon" zu lesen, die Zeit erscheint uns zu kostbar, um sie mit solchen Trivialitäten auszufüllen; wenn aber jemand nach dem Talente von Franz Bonn gefragt wird, so mag er ihm ruhig ein gewisses dichterisches Conceptionsvermögen, dem nur jede Gestaltungskraft noch fehlt, zugestehen. Im „König Mammon" wenigstens sind seine Figuren Schemen, verkörperte Absichten — lebendige Geschöpfe sind es nicht.

„Wie die Menschen lieben", so nennt Marc. Boyen (Nr. 5) ihre Erzählungen. Wir wünschten, die Dichterin (denn wir glauben nicht zu irren, wenn wir eine weibliche Feder annehmen) hätte einen weniger anspruchsvollen Titel gewählt, dann wäre uns eine Enttäuschung erspart geblieben. „Wie die Menschen lieben" — das hat uns auf die Vermuthung gebracht, wir werden etwas Besonderes über das Wesen der Liebe in diesen Erzählungen erfahren; dem aber ist nicht so, hier lieben die Menschen nur einfach — sofort; sonst lieben sie gerade so, wie wir es aus unzähligen Geschichten wissen.

Die Marc. Boyen'schen Erzählungen sind indeß sehr nett, geschmackvoll und mit poetischer Empfindung gedichtet, die Dichterin hat Talent zu fabuliren, sie weiß glaubliche Situationen zu schaffen, deren Steigerung sich spannend vollzieht. Ihre Sprache ist gewählt, ohne überschwenglich zu sein, sie entbehrt des Wohllauts nicht und klingt uns doch natürlich. Am besten hat uns die Geschichte der „Beiden Elisen" gefallen, obgleich vielleicht gerade diese kritisch am wenigsten bestehen könnte — aber hier sind volle Herzenstöne, und das Ganze ist nicht allein eine Episode, wie im Grunde genommen die andern Geschichten auch, sondern ein unterhaltendes dichterisches Gewebe. Wie Marc. Boyen schreibt, mögen folgende kurze Zeilen beweisen:

Vor Waldow's Augen legte sich ein dunkler Schleier. Er trat taumelnd einige Schritte auf das Mädchen zu, und indem er sie in den Sessel, von welchem sie sich erhoben, zurückschob, fiel er vor ihr nieder, barg seinen lockigen Kopf in den Falten ihres Kleides und weinte, als sollte ihm das Herz brechen. Und mit den heißen Thränen flutete alle Qual, aller Jammer der letzten Stunden von seinem Herzen fort, und als ein neuer, ach, so namenlos glückseliger Mann erhob er später sein schönes Gesicht zu seiner süßen Braut.

Es ist im vorigen Jahrgange d. Bl. eingehend von zwei Romanen Ewald August König's die Rede gewesen, von „Schuldig?" und „Die Hand der Nemesis", denen sich seiner ganzen Wesenheit nach des Autors neuestes Buch: „Dunkle Wege" (Nr. 6), völlig anschließt. Wir möchten diese Bücher nicht Criminalromane nennen; der Proceß, der hier den Verbrechern gemacht wird, spielt sich vor keinem menschlichen Forum, nicht vor dem Richter, nicht im Schwurgerichtssaale ab; das Schicksal, oder nennen wir es auch die ewige Gerechtigkeit, läßt die Verbrecher selbst Schritt für Schritt ihrem Untergange zueilen: „Es ist nichts so fein gesponnen, es kommt alles an die Sonnen", und diesem Proceß beizuwohnen, ist in der That spannend und hochinteressant. Also „Verbrecher-Romane" halten wir für die richtigere Bezeichnung dieser Bücher; Verbrecher sind darin die Helden, Verbrechen werden zum Agens der Handlung, und des Autors Trefflichkeit offenbart sich auch nur in criminal-juristischer Logik. Nirgends stoßen wir auf Unwahrscheinlichkeiten, nirgends wird durch grelle Farben der Effect erzielt, die Dinge vollziehen sich vor unsern Augen mit innerer Nothwendigkeit, „das eben ist

der Fluch der bösen That, daß sie fortzeugend immer Böses muß gebären", langsam, nach und nach sehen wir den sichern Boden, den die Verbrecher sich geschaffen, wankend werden, bis er endlich einstürzt und unter seinen Trümmern ihnen die gerechte Strafe wird. In all diesen Stadien aber empfinden wir nie eine dichterische Willkür — was auch in dem Romane geschieht, so grausig es auch unserm sittlichen Bewußtsein gegenübertritt, menschlich bleibt es immer, und was es für Folgen hat, was es für Früchte trägt, die bunten, gleißenden sowol als jene, die den Untergang herbeiführen; alles erscheint uns natürlich. Auch in der Verbrecher-Psychologie ist August König ein Meister. Jene brutalen Straßenräuber, die nur durch physische Kraft ihrer Opfer Herr werden, deren Roheit ihnen schon das Kainsmal auf die Stirn gedrückt, die zeichnet er uns nicht; seine Verbrecher sind alle psychologisch interessant, eine Seite ihres Wesens ist es immer, die sie als außergewöhnliche Menschen kennzeichnet, ja wir können uns für manchen von ihnen einer gewissen Sympathie nicht erwehren.

So weit also der Kunst des Autors volle Anerkennung, zu mehr gibt uns das vorliegende Buch keine Veranlassung. Was um die Verbrechen herum sich gruppirt, was gewissermaßen ihren Schauplatz bildet, ist ohne jede Inspiration geschaffen, ist trivial und flach. Wir interessiren uns für keinen einzigen dieser „ehrlichen" Menschen, ihre Beziehungen untereinander sind die allerlandläufigsten, fast alle leiden sie an einer Geschwätzigkeit schlimmster Art — der geistlosen. Zwar trägt sich gleichfalls alles natürlich zu, aber diese Natürlichkeit ist die Alltäglichkeit, wir finden keinen Grund dabei zu verweilen, wir lächeln nicht darüber, es stimmt uns nicht ernst, wir bleiben indifferent. Die König'schen Romane sind nur für die Psychologie des Verbrechens von Interesse; in der Literatur selbst nehmen sie keinen hohen Rang ein.

Albert Weigert.

Astronomische und geologische Schriften.

In das Gebiet der literarischen Unterhaltung gehört heute zweifelsohne auch die mit naturwissenschaftlichen Dingen, und von diesen wieder haben die großen Räthsel am gestirnten Himmel ein zahlreiches Laienpublikum angezogen, welches sich in Mußestunden gern mit der Lektüre allgemeinverständlicher astronomischer Schriften beschäftigt. Wenn es deshalb dem Zwecke unserer Zeitschrift sehr wohl entspricht, die dieses Gebiet betreffenden literarischen Erscheinungen Revue passiren zu lassen, so würde doch eine fachwissenschaftliche Kritik derselben über den Rahmen d. Bl. entschieden hinausreichen. Ich begnüge mich deshalb, die mir vorliegenden Schriften nur in Bezug auf Geschmack und Richtung zu prüfen, damit ein Leser, welcher astronomische Lektüre sucht, danach seine Wahl zu treffen weiß.

1. Der Wunderbau des Weltalls oder populäre Astronomie. Von J. H. von Mädler. Siebente Auflage. Neu bearbeitet und vermehrt von W. Klinkerfues. Nebst einem Atlas, astronomische Tafeln, Abbildungen und Sternkarten enthaltend, und dem Bildniß des Verfassers. Berlin, Wichteler u. Comp. Gr. 8. 11 M.

Ueber die anerkannte Vorzüglichkeit der berühmten Mädler'schen Astronomie ist weiter kein Wort zu verlieren. Sie eignet sich besonders zum Vorstudium für junge Leute, welche Lust haben, Astronomie ernstlicher zu studiren. Als Unterhaltungsbuch geht sie dagegen häufig zu tief, und sie sucht durchaus nicht einen nur mittelmäßig bei der Lektüre interessirten Leser bei der Sache zu halten. Es war die Aufgabe des gelehrten Directors der göttinger Sternwarte, die neue Auflage durch Rectification der Zahlen und Hinzufügung des Neuentdeckten auf die Höhe unserer Zeit zu heben. Weiter konnte er nichts thun, wenn die „Astronomie" eine Mädler'sche bleiben sollte. Daß die ungeheuern Fortschritte der astronomischen Wissenschaft im letzten Jahrzehnt, welche auf ganze weite Gebiete derselben ideenumformend wirkten, nicht recht mit Fleisch und Blut in das berühmte Werk eingehen konnten, sondern nothwendig nur hier und da angehängt werden mußten, war unvermeidlich. Ich erinnere an das große Gebiet der spectralanalytischen Untersuchungen am Himmel, die nur in einem Schlußkapitel gesondert behandelt worden sind. Dasselbe ist als Broschüre separat erschienen mit dem Titel:

2. Die Principien der Spectralanalyse und ihre Anwendung in der Astronomie. Von W. Klinkerfues. Berlin, Wichteler u. Comp. Gr. 8. 1 M.

Dieser Abriß ist jedem als höchst lesenswerth zu empfehlen. Mit meisterhafter Feder klar vorgetragen, eröffnet er jedermann einen interessanten Blick in die neue Wissenschaft, welche uns Materie chemisch prüfen lehrte, von der wir durch Unendlichkeiten getrennt sind.

Von einem ganz andern Gesichtspunkte als die Mädler'sche Arbeit ist eine andere jüngst erschienene populäre Astronomie aufgefaßt, welche den Titel führt:

3. Durch die Sternenwelt oder die Wunder des Himmelsraums. Eine gemeinfaßliche Darstellung der Astronomie, für Leser aller Stände bearbeitet von Ferdinand Siegmund. Mit 150 Illustrationen, 6 Farbendruckbildern und 2 Sternkarten. Wien, Hartleben. Gr. 8. 12 M.

Der Verfasser hätte sie treffender genannt: Eine beschreibende Darstellung der himmlischen Erscheinungen. Das Buch ist keine Astronomie, weil es nicht erklärt, sondern nur beschreibt und sich von aller Theorie fernhält. Aus

diesem Grunde und wegen der äußern Ausstattung charakterisirt sich das sehr ausführliche und fleißig gearbeitete Werk vorzüglich als Jugendschrift. Daß das Buch zum guten Theil aus Citaten bekannter Werke zusammengesetzt ist, kann seine Brauchbarkeit als nützliche Unterhaltung für die Jugend in keiner Weise beeinträchtigen. Diese Citate sind gewöhnlich mit einer Phrase wie: „Arago, Mädler, Klein, Littrow u. s. w. meint, daß" . . . eingeleitet, zuweilen aber ist auch die Herkunft gar nicht angegeben, z. B. bei dem Artikel über die Marsmonde, welcher, ohne sich in der behandelten Arbeit durch Anführungszeichen vom übrigen Text zu unterscheiden, einem Feuilleton der „Frankfurter Zeitung" entnommen ist. Alle neuesten Entdeckungen sind mitgetheilt, und die Zusammenstellung ist sorgfältig und vollständig, wenngleich sie hier und da den Mangel fachmännischer Kritik verräth. Die Holzschnitte sind gut, die Farbendruckbilder etwas bunt.

4. Sammlung populärer astronomischer Mittheilungen von Wilhelm Förster. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 3 M.

Förster's Stil zeichnet sich durch Gewandtheit, Reinheit der Form und Eleganz aus. Er weiß die behandelten Stoffe oft von einer neuen und interessanten Seite zu beleuchten, weshalb die Lektüre nicht nur Laien, sondern selbst Fachleuten Vergnügen und Nutzen bereiten kann. Die hier vorliegende Sammlung enthält die Kapitel: „Das Kalenderwesen und die Astrologie"; „Der Mond"; „Die Sonne"; „Die Vorübergänge der Venus vor der Sonne und die Bestimmung von Entfernungen im Himmelsraum"; „Die Finsternisse und Bedeckungen"; „Die Planeten"; „Die Feuerkugeln und Sternschnuppen"; „Die Kometen".

An dieser Stelle mag zugleich an die bereits vor vier Jahren erschienene

5. Sammlung wissenschaftlicher Vorträge von Wilhelm Förster. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 3 M.

erinnert werden. Die wissenschaftliche und philosophische Tiefe dieser Essays schließt ihre Allgemeinverständlichkeit nicht aus; sie behandeln entweder historische, biographische oder philosophische Gegenstände. Die Kapitel heißen: „Die Astronomie des Alterthums und des Mittelalters im Verhältniß zur neuern Entwickelung"; „Johann Keppler und die Harmonie der Sphären"; „Ueber Zeitmaße und ihre Verwaltung durch die Astronomie"; „Ueber astronomische Weltansichten und Probleme"; „Gedächtnißrede zur Säcularfeier des Geburtsjahres Alexander von Humboldt's"; „Johann Keppler"; „Nikolaus Kopernicus"; „Wahrheit und Wahrscheinlichkeit".

Die Arbeiten Förster's sind geistreich und verrathen auf jeder Seite philosophisch geschultes Denken. Wir geben als Stilprobe eine aufs gerathewohl herausgegriffene Stelle aus dem Vortrag über die „Weltansichten":

Welche Weltansicht hat sich nun entwickelt? Verklungen ist der Accord der Sphären, verschollen der Prophetenton der Seher, Paradies und Hölle kehrten in die Brust des Menschen zurück. Was erfüllt nun die öden, unermeßlichen Räume, was bewegt jetzt die Seele und hebt sie dauernd empor über den Schwall ruheloſen Empfindens, wenn sie nach oben blickt? Alle die Doppelsterne und Nebelflecke, alle die Weltsysteme und die Sonnen und Centralsonnen, so meint man, erfüllen den Raum nicht, wenn keine Ideen sie verbinden, wenn ein umfassender Weltgedanke nicht das All belebt, wie eine Brücke zwischen dem menschlichen Geist und dem Urquell des Lebens. Viele meinen, in dem Gedanken von der Mehrheit bewohnter Welten einen Anhalt zu erblicken. Ueberall, auf allen diesen strahlenden Himmelslichtern, die nach den Forschungen der Astronomie als große Welten betrachtet werden müßten, seien gewiß bewußte, uns geistig verwandte Wesen anzunehmen, und so sei es die erhabene Sympathie aller Geister, ungetrennt durch Räume wie durch Zeiten, welche uns feierlich gemahne beim Blick in jene Fernen. Dieser dichterische Gedanke, von uraltem Gepräge, hat im Laufe der letzten beiden Jahrhunderte in der That eine deutlichere Gestalt gewonnen.

6. Die Fortschritte der Astronomie. Nr. 5. 1877—79. Mit Sachregister über Nr. 1—5, 1870—79. (Aus der Vierteljahresrevue der Naturwissenschaften.) Herausgegeben von Hermann J. Klein. Leipzig, Mayer. 8. 2 M.

Ein sachlich geordnetes Résumé aller neuesten Resultate der Sternforschung, welche vielen höchst erwünscht kommen wird. Klein ist ein umsichtiger, exacter und eifriger Materialsammler, dessen Arbeiten man mit gutem Gewissen als eine sichere seeundäre Quelle empfehlen kann. Astronomen, welche von der regelmäßigen Verfolgung der Fachliteratur zeitweilig abgehalten waren, oder eifrige Dilettanten der Himmelsforschung, denen diese Literatur nicht vollständig zu Gesicht kommt, finden hier alle nöthigen Angaben darüber.

7. Kosmologische Briefe über die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft des Weltbaues. Für Gebildete. Von Hermann J. Klein. Zweite, verbesserte und beträchtlich vermehrte Auflage. Mit dem Bildnisse des Verfassers. Graz, Leykam-Josefsthal. Gr. 8. 6 M.

Der beliebte Verfasser populärer naturwissenschaftlicher Schriften bietet in diesem Buche eine Sammlung astronomischer Essays theils beschreibenden, theils speculirenden Inhalts, welche dazu angethan sind, das lebhafte Interesse des Leserkreises zu erwecken, dem sie sich zuwenden. Klein gebietet über einen reichen Fonds an Material, dessen Verarbeitung er in einfacher, klarer, normaler Form ausführt. Er besitzt keine hervorstechende Originalität der Darstellung oder besondere Tiefe der Gedanken, aber gerade dieser letztere Umstand macht ihn zum bessern populären Schriftsteller, da es ihm so leichter wird, zum geistigen Niveau der Laienwelt herabzusteigen. Die gegenwärtige Schrift wird wegen der atomistisch-philosophischen Betrachtungen über die Weltordnung, welche in einigen Kapiteln der Verfasser an der Hand anerkannter Forscher anstellt, denjenigen Lesern neuen Stoff zum Nachgrübeln liefern, welche bei solchen stets hypothetisch bleibenden, aber deshalb nur um so mehr anziehenden Fragen zu verweilen Vergnügen finden. Im Inhaltsverzeichniß sind die Briefe wie folgt überschrieben: „I. Das Universum als einheitliches Ganzes"; „II. Vergangenheit und Zukunft des Weltalls"; „III. Die

Natur und Weltstellung der Kometen"; „IV. Die Rolle der Sternschnuppen im Sonnensysteme"; „V. Meteorströme, Meteorite und Kometen"; „VI. Die physischen Zustände der Planeten, besonders mit Rücksicht auf die Bewohnbarkeit der letztern"; „VII. Die Sonne"; „VIII. Die physischen Zustände der Sonnenoberfläche"; „IX. Zur Entstehungsgeschichte des Sonnensystems".

Was wir an dem Buche auszusetzen haben, ist sein Titel. Die Form ist keineswegs die des halb wissenschaftlichen, halb plaudernden Briefes, wie man danach voraussetzen sollte, aus welchem dem Leser mit eleganter Leichtigkeit die Gedanken zuströmen. Es sind eben nur Essays von der gewöhnlichen Form. Wenn jedoch Klein durch den Titel etwa eine Parallele mit den berühmten „Kosmologischen Briefen", welche 1769 Lambert, einer der scharfsinnigsten und geistreichsten Forscher aller Zeiten, veröffentlicht hat, herausfordern wollte, so würde er daran jedenfalls nicht vorsichtig handeln. Der Verfasser verehrt den Lesern sein Bildniß als Titelblatt.

An dieser Stelle reiht sich am besten in die Serie der aufzuführenden Arbeiten eine eigene ein, deren Erwähnung mir nach dem vorher definirten Plane dieses Referates nothwendig erscheint:

8. Kosmographisches Skizzenbuch. Die Forschungen unserer Zeit über die Einrichtung des Weltgebäudes. Von M. W. Meyer. Leipzig, Brockhaus. 8. 6 M.

Die einzelnen Kapitelüberschriften lauten: „I. Einleitung. Die Wahrheiten der Astronomie"; „II. Die Kometen"; „III. Die kosmischen Meteore"; „IV. Die Doppelsterne"; „V. Das System der Sonne"; „VI. Die Himmelsluft"; „VII. Die neuern Entdeckungen im Sonnensystem"; „VIII. Das Problem des Sonnenabstandes". In der Vorrede heißt es:

> Wir bemühten uns, den Bau des Universums begrifflich derart zu entwickeln, daß der denkende Leser den Causalreihen, welche zu den letzten Resultaten führen, folgen und sich selbst Rechenschaft über den Grad der Gewißheit geben kann, mit welcher die entwickelten Ideen der Wahrheit entsprechen mögen.

Ich suche in dieser Schrift die Wahrheit astronomischer Facten, so gut es mit dem Apparate des reinen logischen Denkens ohne das Hülfsmittel der Mathematik angeht, zu beweisen. Eine gewisse Richtung der Kritik hat mir einen Hang zur philosophischen Speculation vorgeworfen.

Wir gehen jetzt zu Schriften über, welche nicht mehr rein astronomischer Natur sind, sondern mit der geologischen Wissenschaft Fühlung nehmen und so eine Verbindung des Himmels mit dem heimatlichen Wohnsitz des Menschen anstreben. Wir haben von diesem Gesichtspunkt aus zunächst die recht interessante Schrift:

9. Der Planet Mars eine zweite Erde, nach Schiaparelli gemeinverständlich dargestellt von J. H. Schmick. Mit einer Karte und 8 Holzstichen. Leipzig, Georgi. Gr. 8. 3 M.

zu erwähnen. Sie gibt zunächst eine klare Interpretation der berühmten Arbeit Schiaparelli's, welche 1878 unter dem Titel „Osservatori astronomiche e fisiche sull' asse di rotatione e sulla topografia del pianeta Marte" erschienen ist und damals das Erstaunen der Astronomen bis zur Ungläubigkeit steigerte. Schiaparelli fügte seinem Werke eine topographische Karte der Marsoberfläche bei, welche eine derartige Menge vorher nie gekannten Details als Resultate der mailänder Beobachtungen von 1877 enthielt, daß man einen so eminenten plötzlichen Fortschritt der Kenntniß von unserer brüderlichen Nachbarwelt im ersten Augenblicke kaum für möglich hielt. Nur der Name des berühmten Beobachters konnte und mußte mittlerweile diese Zweifel vertilgen. Der Schrift von Schmick ist eine gute Copie der Schiaparelli'schen Karte beigegeben.

Es gewährt einen ganz eigenthümlichen Reiz, diese ferne Weltkugel zu betrachten, wo Oceane Inseln umspülen wie bei uns, wo Continente durch weite Kanäle voneinander getrennt oder durch Landzungen miteinander verbunden erscheinen wie bei uns, wo im Winter die Pole Schnee- und Eismassen überziehen, welche wie auf unserer Erde schmelzen, wenn die Sonne nach ihrer winterlichen Abwesenheit wieder ihr befreiendes Licht über diese erstarrten Regionen auszubreiten beginnt. Voller Bewunderung sieht man deutlich, wie sich ein einheitlicher Gedanke der Schöpfung weit über die kleine Erde hinweg in die Tiefen des Universums ausdehnt, mit denen wir durch ihn verbunden sind. Diejenigen allerdings, deren Phantasie die Himmelskörper mit allen wunderbaren und märchenhaften Eigenschaften auszustatten suchten, welche eben nur ihre Phantasie kannte, werden sich enttäuscht fühlen; denn es scheint in der That unsere Nachbarwelt der Erde in so hohem Grade ähnlich zu sein, daß gegen die Möglichkeit der Existenz von menschenähnlichen Wesen dort oben kein triftiges Argument mehr in die Schranken treten könnte.

Der Verfasser legt zunächst den Laien die Weltstellung des Mars klar, entwickelt die klimatologischen Verhältnisse seiner Oberfläche und zeigt, wie man durch einfache geometrische Betrachtungen zu deren Kenntniß gelangen kann. Nun folgt die Behandlung der Beobachtungen Schiaparelli's, um schließlich die Frage zu erörtern: „Welchen Einblick in die Entwickelung des Erdkörpers gestattet uns die erlangte Kenntniß der Marsoberfläche?" In diesem Kapitel verläßt Schmick wieder Schiaparelli, um durch eine Vergleichung und Discussion der gewonnenen Resultate neue Argumente für die Hypothese der „secularen Umlegung der verschiebbaren Bestandtheile der Weltkörper durch die Gravitation" aufzusuchen, über welche vielfach gestritten wurde. Nach der Idee des Verfassers wechselt in astronomisch festzusetzenden Perioden das Uebergewicht von Land auf einer Halbkugel der Erde gegen die andere. Die Richtung der Kanäle und mehrere andere Erscheinungen auf der Marsoberfläche ruft er als neue Belege dieser Idee an. Eine Kritik derselben liegt außerhalb des Zwecks dieses Aufsatzes. Schmick entwickelt seine Ueberzeugungen über diese Idee ausführlicher in dem Buche:

10. Sonne und Mond als Bildner der Erdschale erwiesen durch ein klares Zeugniß der Natur. Einige Verwendungen dieses Ergebnisses. Von J. H. Schmick. Leipzig, Georgi. Gr. 8. 7 M.

Der Verfasser sucht die Wärmeschwankungen, welche in geologischen Zeiten die Erdoberfläche erlitten hat, ursachlich auf Attractionsdifferenzen von Sonne und Mond zurückzuführen. Die Sache ist nicht so schnell erklärt, und es ist hier kein Raum, eine Kritik zu geben. Nur zwei Worte. Die Excentricität der Erdbahn schwankt, d. h. die Differenz unserer wahren Entfernung von der Sonne mit der mittlern Jahresentfernung bleibt nicht constant, sowie auch der Punkt der Bahn, in welchem wir der Sonne am nächsten sind, nicht an demselben Flecke stehen bleibt. Augenblicklich befinden wir uns zu Jahresanfang in der Sonnennähe, und um diese Zeit erhält also die ganze Erdkugel mehr Wärme und Licht und wird gleichzeitig heftiger angezogen als im Sommer unserer Halbkugel. Durch die stärkere Anziehung wird aber auch die Erde schneller in ihrer Bahn bewegt, verweilt also hier kürzere Zeit als im andern Theile, sodaß im ganzen für keinen Theil der Erdoberfläche eine Zunahme an Wärme erwächst. Trotzdem glaubt der Engländer Croll in einem ausführlichen Werke auf vielen Umwegen gefunden zu haben, daß eine Halbkugel immer dann im Nachtheile, was ihre Erwärmung betrifft, bleiben müßte, für welche die Sonnenferne in die Winterszeit fiele, indem er die Meeresströmungen und Winde mit ins Spiel brachte. Auf dieser Halbkugel häuft sich Eis an und verlegt den Schwerpunkt der Erde. Die Meere werden versetzt und die andere Halbkugel trocken gelegt, und dieses Spiel wiederholt sich mit den Perioden, in welche jene Schwankungen der Excentricität der Erdbahn eingeschlossen sind. Gegen diese Hypothese wendet sich Schmick und ersetzt den Einfluß der Wärmedifferenz, welche indirect eine Verschiebung des Schwerpunktes hervorbringt, durch die Gravitation selbst, von der er annimmt, daß sie ein Gleiches thue. Da aber der mathematische Ausdruck der Gravitationswirkung genau derselbe ist wie der für die strahlende Wärme, so ist es von vornherein begreiflich, daß sich ihm dieselben Schwierigkeiten entgegensetzen müssen, und daß er diese nur auf andern Umwegen zu beseitigen suchen kann. Er hält sich an das Flutphänomen und meint, daß dieses heftiger auftreten und von Tag zu Tag einen Rest seiner Wirkung zurücklassen müsse auf der Halbkugel, welche zur Zeit der Sonnennähe der Sonne zugewendet sei. Er bedenkt dabei nicht, daß die Sonne die Erde als Ganzes nimmt und ihren Schwerpunkt gegen die Erdoberfläche niemals verlegen kann. Die Wassermassen zwar, welche ihr näher sind als der Mittelpunkt, zieht sie mehr an als den letztern; dafür entsteht eine symmetrische Flutwelle auf der entgegengesetzten Seite, und die Lage des Schwerpunkts gegen die Sonne wird nicht verändert. Diese Deformation der Meeroberfläche wird sich allerdings durch die Veränderung der Sonnenentfernung und die Richtung des Perihels verändern, wird aber auf den beiden Halbkugeln immer eine symmetrische Lage behalten.

Schmick sucht seine Idee durch eine Reihe Seespiegelmessungen der Ostsee zu erhärten, die seit sechzig Jahren Schwankungen aufweisen, welche er mit seiner Hypothese in Verbindung bringt. An einer andern Stelle verbreitet er sich über die Forschungen in diluvialen Höhlen. Dieselben documentiren durch ihre intermittirenden Schichten von Gletscherproducten, zwischen welche andere Lager mit Resten von tropischen Thieren und Pflanzen eingeschaltet sind, daß mehrere Schwankungen der mittlern Temperatur wie auch der mittlern Seehöhe in vorsintflutlichen Zeiten stattgefunden haben müßten. Das wird allerdings von vielen Forschern gegenwärtig anerkannt. Schmick benutzt diese Thatsachen als Belege für seine Idee. Eine auf Grundsätzen der mechanischen Wärmetheorie und einer sehr plausibeln Annahme beruhende Erklärung für solche Wärmeschwankungen gab jüngst August Ritter in seiner Schrift „Anwendungen der mechanischen Wärmetheorie auf kosmologische Probleme“ (Hannover 1879). Derselbe weist nach, daß die Sonne in der That intermittirend mehr und weniger Wärme ausstrahlen müsse. Diese letztern Untersuchungen sind exacter analytischer Natur, während Schmick sich der mislichen empirisch praktischen Rechnung überlassen mußte.

11. Kometische Strömungen auf der Erdoberfläche. Von L. Graf von Pfeil. Mit 5 Karten. Berlin, Hempel. Gr. 8. 6 M.

In diesem Buche wirft Graf von Pfeil auf 70 Seiten (S. 71—196; die größere Hälfte enthält nämlich Anmerkungen und Zusätze) die ganze Geologie und Kosmologie der Neuzeit über den Haufen; er meint am Schluß:

> Ich übergebe meine Untersuchung der Wissenschaft, fest vertrauend, daß sie allzu werthvolle Keime für weitere Forschungen enthält, um unter dem ganzen Wust bodenloser und leider in der Wissenschaft Geltung habender Hypothesen durch Schweigen erstickt zu werden.

Reden wir also. Da die Atmosphäre der Sonne in den obern Theilen aus Wasserstoff besteht, so ist gar kein Grund vorhanden, weshalb das bei der Erde nicht auch so sei. Nun schlägt ein Komet hinein. Der Komet enthält Sauerstoff oder bringt den der untern Atmosphäre doch mit dem Wasserstoff der obern zusammen: es entsteht eine ungeheuere Knallgasexplosion. Das Resultat ist heißer Regen: die Sintflut. Die Kometen schneiden Furchen in die Erde, bilden die Antillen, alle Meerbecken und ihre Strömungen. Sie kommen plötzlich wieder in ihre alten Rechte als Weltgeiseln und Schreckenserscheinungen.

Graf von Pfeil hat ein Mittel gefunden, sich die Materialien zu verschaffen, welche er für das Zustandekommen gewisser geologischer Vorgänge nöthig hat: er läßt sie einfach vom Himmel fallen. Zur Bildung der Steinkohle z. B. hat er Kohlensäure nöthig; da er aber den jetzt noch oder auch nur einstmals glühend flüssigen Kern der Erde und manche andere Vorgänge, durch welche

von innen heraus Kohlensäure in die Atmosphäre geschafft wird, nicht anerkennt, so läßt er Kohlenstoff, welcher in der Einsamkeit des Weltraums zu Krystallen zusammengeschossen ist, in Form von Diamanten vom Himmel regnen. Diese bedecken den Erdboden. Ein Komet fährt über sie hin, um sie zu entzünden: die Kohlensäure ist fertig. Er glaubt auch nicht an die Existenz großer Meere in der Vorzeit: wie will er sich dann aber z. B. das Steinsalz von Staßfurt erklären?

Es ist ein eigenthümlicher revolutionärer Zug, der sich seit jüngster Zeit, in welcher allerdings so viele alte Dogmen der Naturwissenschaft sinken mußten, in ihrer Domäne geltend macht und, ins andere Extrem überschlagend, plötzlich alle mühsam erworbenen und oft nicht einmal allbekannte Errungenschaften umzustürzen sucht. Dieser Zug steckt nicht nur, wenn auch zunächst, geistreiche Dilettanten, sondern auch ernste Forscher an. Dafür finden wir an manchen Stellen des folgenden, außerordentlich lesenswerthen Buchs Belege:

12. Die Strömungen des Festen, Flüssigen und Gasförmigen und ihre Bedeutung für Geologie, Astronomie, Klimatologie und Meteorologie. Von H. Wettstein. Mit 29 Holzschnitten und 25 Karten. Winterthur, Wurster u. Comp. Gr. 8. 8 M.

Wir entfernen uns immer mehr von dem Gebiete der Astronomie. In diesem Buche fallen nur noch hier und da Streiflichter in ihren Bereich, wenngleich, wie es denn wol nicht anders geschehen konnte, fortwährend die Wirkung der Sonne als letzte Ursache der vielseitigen Bewegungen erscheint, welche wir hier eingehend und übersichtlich studiren können. Der Verfasser stellt sich überall auf den jüngsten Standpunkt der Wissenschaft und vertheidigt viele ganz neue Hypothesen mit jugendlichem Eifer und voller Ueberzeugung. Er schreibt im allgemeinen kurz, klar, überzeugend, in pädagogisch gut gewählter Ordnung und weiß stellenweise durch glänzende rhetorische Stellen den oft recht spröden Stoff zu beleben. Die kleinere Hälfte des mit vielen Karten reich ausgestatteten Buchs beschäftigt sich mit geologischen Fragen, mit den „Strömungen des Festen". Die „Theorie der Dislocation durch die Einwirkung der Sonnengravitation" wird vertheidigt und erweitert und mit den Erscheinungen des Erdmagnetismus, des Nordlichts, der Vertheilung der Organismen in der Vorzeit in ein System gebracht. Diese Dislocationstheorie darf nicht mit der unter Nr. 10 behandelten Idee von Schmick verwechselt werden, obgleich sie mit ihr einige Berührungspunkte besitzt: die übereinander gelagerten, verschieden gestalteten Schichtungen werden regelmäßig um Mittag von der Sonne stärker angezogen als um Mitternacht, weil sie in letzterer Stunde von dem Durchmesser der Erde vom Gravitationscentrum weiter entfernt sind als in der erstern. Die obern Schichten werden um Mittag gehoben und geschoben, während zwölf Stunden später nicht alle wieder zurückkönnen, weil die Unterlage ganz wohl so beschaffen sein kann, daß Hindernisse nur Bewegungen in einer gewissen Richtung gestatten. Durch eine Summirung solcher auslösenden Wirkungen ist die ganze Configuration der Erde, ihre Abplattung, sind ihre Berge, Thäler und Meervertiefungen entstanden und bilden sich noch heute durch unterirdische Reibungen der Schichten die vulkanischen Erscheinungen, sowie durch eben solche Reibungen endlich die erdmagnetischen Phänomene auftreten. Daß die Erde jemals glühend flüssig gewesen sei, wird mit der Laplace-Kant'schen Weltbildungsidee in starken Zweifel gezogen. Wollten wir diesen Betrachtungen hier kritisch entgegentreten, so würden wir nothwendig in denselben Fehler verfallen, den wir dem Verfasser vorwerfen müssen, daß wir nämlich mit unserm Urtheil dasjenige anderer zu schnell abfertigten. Sehr oft hat man da, wo sich ein Widerspruch gegen eine sonst gut fundirte Theorie erhob, durch weitere Vertiefung gerade glänzende Bestätigungen derselben aufgefunden: Newton hatte offenbar unrecht, an seiner Gravitationstheorie zu verzweifeln, weil sie in ihrer Anwendung auf den Mond nicht stimmen wollte. Richtiger wäre es gewesen, von dieser Nichtübereinstimmung auf eine falsch angenommene Entfernung des Mondes zu schließen, deren Correction er erst lange Jahre nach dem ersten Entwurf seiner großen Idee vornehmen konnte und die nun die volle Bestätigung derselben ergab. Wenn Dislocationen der Erdtheile in so gewaltigem Maße stattgefunden haben, wie sie in diesem Buche vorausgesetzt werden, so ist es unbegreiflich, wie seit Anfang dieses Jahrhunderts keine einzige Sternwarte der Erde eine Verschiebung ihrer Lage gegen den Aequator auch nur von ein bis zwei Zehntheilen einer Bogensecunde constatiren konnte. Gleichfalls sehr schnell wird der Verfasser mit der so scharf durchdachten und schön bewährten Zöllner'schen Idee über die Natur der Kometen fertig, welche er mit ganz wenigen Worten ad absurdum führt. Das ist zum mindesten ein gewagtes Unternehmen. Wir dürfen hier nicht näher darauf eingehen; daß aber der notorisch vom Kern, unter der Wirkung einer abstoßenden Centralkraft der Sonne, ausgehenden Materie der Kometenschweife nicht durch Betrachtungen von der Art Wettstein's beizukommen ist, wird jeder mit der Sache vertraute Leser einsehen.

Die zweite Hauptabtheilung des Buchs bildet die Betrachtung und Erläuterung der Meeresströmungen, während sich der letztere recht ausführliche und durchweg gut ausgearbeitete Theil mit den Strömungen der Luft befaßt, also eine auf neuesten Grundlagen ruhende beschreibende und theoretische Meteorologie bietet. Die Lage und Entstehung der constanten Winde auf der Erde, die Bildung der Stürme, des Föhn, der Wind- und Wasserhosen, das Drehungsgesetz des Windes, endlich Gewitter- und Hagelentstehung werden eingehend und kritisch besprochen. Der Leser findet auch hier überall das Neueste und wird zum eingehendern Studium all dieser jüngst entwickelten Ideen durch das Buch auf das lebhafteste angeregt.

Wir wollen schließlich als Stilprobe die Schlußworte des Kapitels über die Verbreitung der Organismen an-

führen, in welchem der Verfasser von der Anpassung der Thierarten an die durch die Dislocation ihres Landes entstandenen klimatischen Verhältnisse, oder der Auswanderung der Thiere in andere Gegenden, endlich von den Zugvögeln gesprochen hatte; dieser Schluß lautet:

Das Thier gewöhnt sich von Jahr zu Jahr an eine weitere Wanderung, der Mensch aber acclimatisirt sich, d. h. er mäßigt seine Begierden nach den Dingen, die doch nicht mehr zu erreichen sind, und schränkt sich auf diejenigen ein, die ihm noch zur Verfügung stehen. Aber es ist, wie wenn ihm doch, auch in den spätesten Geschlechtern, noch eine dunkle Erinnerung bliebe an die Tage der Jugend seines Geschlechts, da es unter Palmen wandelte und den harten Kampf um die täglichen Bedürfnisse des Daseins noch kaum oder gar nicht kannte. Es ist dieses Gefühl, diese Erinnerung an vergangene schöne Zeiten, nicht des Individuums, sondern der Rasse, zu einer Art Instinct geworden, und es treibt immer noch die Besten und den Eindrücken der Natur Zugänglichsten zur Wanderung in ferne Zonen oder erweckt in ihnen die Sehnsucht nach der alten Heimat, nach der Farbenglut und dem Formenreichthum des Südens und nach der Traum- und Märchenwelt des Ostens, nach dem Eden unserer Vorältern, das wir suchen, wo es nicht mehr ist, weil es mit uns aus dem sonnigen Mittag dem Nebellande der Mitternacht entgegengezogen ist.

13. Die Urwelt der Schweiz. Von Oswald Heer. Mit 8 landschaftlichen Bildern, 12 Tafeln, einer geologischen Uebersichtskarte der Schweiz und zahlreichen in den Text eingedruckten Abbildungen. Zweite, umgearbeitete und vermehrte Auflage. Zürich, Schultheß. Gr. 8. 16 M.

Wir gelangen auf specifisch geologisches Gebiet. Das vorliegende Werk, dessen erste Auflage (1864) einen Weltruf erlangt hat und in französischer wie englischer Uebersetzung erschienen ist, behandelt in erster Linie die Geologie und Paläontologie der in dieser Beziehung so ungemein lehrreichen Schweiz, erhebt sich dabei aber durch häufige Rundblicke auf andere Ländergebiete wesentlich über den Horizont einer Monographie. Wenngleich das Buch kein eigentliches Lehrbuch der Geologie und Petrefactenkunde genannt werden kann, enthält es in weniger gebundener und schematischer Form doch das wesentlichste Material zu einem solchen. Es zieht den Laien, der in diese Vorweltgeschichte eingeführt werden will, durch seine charakteristischen landschaftlichen Schilderungen der verschiedenen Steinalter aber so an, wie den Fachmann durch die überall eingefügten Resultate ernster Specialforschung. Heer befaßt sich vor allem mit der Erforschung und Darstellung der Thatsachen und knüpft daran nur sehr vorsichtig und zögernd Speculationen. Dagegen liebt er es, die Thatsachen in den Rahmen eines lebendigen Bildes zu fassen, welches dem Leser die fremdartigen wie die ähnlichen Züge urweltlicher Landschaften in lebendigem Colorit darstellt. Erst in den Schlußkapiteln wagt er einen Blick in das Gebiet der Hypothesen zu thun, welche zur ursachlichen Erklärung der gegebenen Thatsachen dienen sollen: die Probleme der Bildung der Gebirgsmassen, die Veränderungen der Klimate, die Entstehung der Arten tauchen auf. Erst hier entdeckt man, wenn man die Vorrede nicht gelesen hat, daß Heer Antidarwinianer ist: so streng objectiv bleibt er bis gegen das Ende seines Werks. Er sucht überhaupt immer da, wo man zwischen zwei entgegengesetzten Richtungen schwanken kann, an den alten Lehren festzuhalten. Er ist conservativ. Daß Darwin bei weitem nicht alle Erscheinungen der lebendigen Natur seiner Idee anpassen kann, muß ein unparteiischer Beurtheiler ohne weiteres zugeben. Es ist und bleibt räthselhaft, wie äußere Umstände der Biene gelehrt haben sollen, ihre sechseckigen Zellen über die ganze Erde hin in derselben Weise zu bauen; wie die umgebende Natur auf gewisse Landkrabben wärmerer Gegenden dahin gewirkt hat, daß dieselben sich regelmäßig um dieselbe Jahreszeit versammeln, um quer durch das Land auf directestem Wege in meilenweiter Wanderung dem Meere zuzueilen, dem sie ihre Eier anvertrauen; wie die Metamorphose der Insekten entstanden sei — und noch tausend andere Fragen bleiben offen. Da sich also nur verhältnißmäßig wenige Erscheinungen der Natur mit der Darwin'schen Lehre streng vereinbaren lassen, dagegen alle mit der Idee einer zwecksetzenden regierenden Gottheit, so bleibt Heer — ohne Darwin's Verdienst irgend schmälern zu wollen — lieber beim Alten. Er verschließt sich so wenig principiell den neuen Anschauungen, als er die seinigen leidenschaftlich vertheidigt. Er glaubt an eine „Umprägung der Arten" in denjenigen geologischen Epochen, welche wesentliche Abschnitte der Schöpfungsgeschichte bezeichnen. Während der in diesen Zwischenepochen schneller, wenn auch gewöhnlich nicht katastrophenartig vor sich gehenden Umwandlungen der Erdoberfläche gehen viele Arten zu Grunde, für welche ähnliche, sich den neuen Verhältnissen anpassende neu „ausgeprägt" werden, während die erhalten gebliebenen Arten selbst sich durch Gewöhnung (ganz im Darwin'schen Sinne) den veränderten Lebensbedingungen anpassen und so „homologe" Arten bilden. Wir sehen, daß diese Ansichten gewissermaßen einen Compromiß zwischen den beiden feindseligen Heerlagern herzustellen suchen.

Fast alle diese Schlußbetrachtungen sind der neuen Auflage eigenthümlich und ohne Zweifel für den Anhänger jedweden naturwissenschaftlichen oder philosophischen Glaubensbekenntnisses von großem Interesse. Die äußere Ausstattung des Buchs ist eine sehr elegante. Die gravirten Tafeln enthalten naturwahre, sehr sauber ausgeführte Zeichnungen der wichtigsten vorweltlichen Typen, deren auch eine große Anzahl in dem Text beigefügten Holzschnitten vorgeführt ist, während acht stimmungsvolle landschaftliche Bilder uns mitten in die urweltliche Natur verschiedenster Epochen zurückversetzen.

Da wo der Verfasser nicht durch den Zwang des Stoffs an einen rein beschreibenden Ton gebunden ist, entwickelt sich seine Sprache oft zu sehr ansprechenden, wenn auch durchaus nicht prätentiösen Bildern, ja einigemal wagt er sich sogar auf das Gebiet der Poesie und besingt z. B. die Natur der Oeningerstufe. Wir ziehen es jedoch vor, als Stilprobe Prosa zu wählen:

So schwebt ein fremdartiges Bild um das andere an unserm geistigen Auge vorüber, etwa wie am Himmel in unermeßlichen Fernen Sterne hinter Sternen hervortauchen, und es entsinkt uns der Muth, nach den Jahrzahlen zu fragen, welche diese Zeitabstände ausdrücken sollen. Wenn aber auch Zeit und Raum einem uferlosen Meere zu vergleichen, das in unendliche und unserm Geist unfaßbare Fernen sich verliert, sind doch die Weltkörper, die sich in diesem Meere bewegen, endliche Größen, die einen Anfang und ein Ende haben, und wie die Entfernungen wenigstens der nähern gemessen werden können, so wird der menschliche Geist vielleicht einmal die Mittel entdecken, um die Zeitentfernungen zu bestimmen, welche die Entwickelungsstufen unsers Planeten voneinander trennen.

14. Handbuch der Mathematik, herausgegeben von Schlömilch. Erster Band. (Encyklopädie der Naturwissenschaften, Abth. 1; Lief. 2, 4, 7, 9, 10.) Breslau, Trewendt. Gr. 8. 18 M.

So wenig heutzutage ein Kaufmann seine Geschäftsrechnungen noch mit Rechenpfennigen erledigen kann, so wenig ist es gegenwärtig dem naturwissenschaftlichen Forscher möglich, sich ohne den Apparat der algebraischen Rechnung sicher auf seinem Gebiete zu bewegen. Die einfache Beschreibung seines Gegenstandes genügt nicht mehr; man will Combinationen von Erscheinungen mit Erscheinungen oder Relationen derselben untereinander kennen lernen; man will durch den strengen Maßstab der Rechnung Ideen und Hypothesen aller Art prüfen, welche als Erklärungen von ganzen Erscheinungscomplexen angerufen werden. Daß endlich insbesondere die Mathematik das Hauptwerkzeug des Astronomen ist, weiß jedermann. Es ist deshalb hier der Ort, eines Werks zu gedenken, welches sich die Aufgabe stellt, den mathematischen Laien mit diesem mächtigen Apparate der Forschung bekannt zu machen. Der vorliegende erste Band enthält die Gebiete der Arithmetik und Algebra, die Planimetrie, Stereometrie und Trigonometrie, behandelt von Dr. F. Reidt, schließlich darstellende Geometrie von Professor Richard Heger. Auf dem verhältnißmäßig geringen Umfange von 662 Seiten werden diese Gebiete von Grund auf in vortrefflicher Auswahl des Wichtigsten derart behandelt, daß ein ernstes Selbststudium des Werks den vorher aller mathematischen Kenntnisse entbehrenden Leser befähigt, denjenigen mathematischen Untersuchungen zu folgen, welche nicht auf das Gebiet der höhern Analysis übergreifen. Beispielsweise würde er sphärische Astronomie treiben und diejenigen Formeln ihrer Entstehung und Bedeutung nach verstehen und rechnend handhaben können, mit deren Hülfe man Finsternisse vorausbestimmt, wenigstens soweit keine Differentiale dabei ins Spiel kommen. Wenn der Laie also zu diesem Studium noch ein wenig analytische Geometrie der Ebene und des Raums hinzufügt, welche die „Encyklopädie der Naturwissenschaften" später jedenfalls noch gibt, so wird er ziemlich alle mathematischen Beweise für die Probleme der Physik und Astronomie, die ihm begegnen könnten, zu verfolgen im Stande sein. Der Fachmann zwar, wenn er sich nicht zu pädagogischen Zwecken hier Stoff holen will, benutzt aus diesen ganzen Gebieten fast gar nichts mehr zu seinen Untersuchungen. Die elementare Geometrie des Euklid ist wol eine gute Vorbereitungsschule für den Geist, aber zur Anwendung nicht geschmeidig genug und wurde durch die analytische Geometrie des Deseartes vollständig verdrängt.

Der letzte Abschnitt des Buchs, die darstellende Geometrie von Heger, beschäftigt und bildet namentlich das räumliche Vorstellungsvermögen für Figuren. Sie vertieft sich hier und da schon in schwierigere Betrachtungen und ist sehr praktisch an die Grenze zwischen die Elemente der Mathematik und die Lehre von der Analysis gesetzt, welche jedenfalls den folgenden mathematischen Band des großen Werks bilden wird.

M. Wilhelm Meyer.

Ludwig Feuerbach.

Ludwig Feuerbach. Aussprüche aus seinen Werken gesammelt von Eleonore Feuerbach. Leipzig, O. Wigand. 1879. 8. 2 M.

Strauß und Feuerbach haben zwar nach dem Urtheil aller Stimmfähigen die Orthodoxie für immer begraben, allein noch immer fehlt es der Mehrzahl an dem wahren Verständniß für jene beiden Heroen, noch immer beruhigt man sich mit Vermittelungsvorschlägen, die nichts sind als durchaus unhaltbare, abgeschmackte Halbheiten. Ihrer Individualität und Wirksamkeit nach sind Strauß und Feuerbach in gewissen Beziehungen allerdings durchaus verschieden. Jener ist in sich vollendet und abgeklärt, ruhig und leidenschaftslos, seine Werke sind Kunstwerke, seine Richtung ist mehr eine historische, er ist vielseitig und in gewissem Sinne populär. Der andere dagegen ist einseitig; er kennt nur Ein Ziel, dem er, ohne nach rechts und nach links zu sehen, zustrebt; er ist voll Pathos und Leidenschaft, unbefriedigt, seine Werke sind oft aphoristisch; nicht die Geschichte, sondern die Philosophie ist seine Domäne; sein Name zwar ist weltbekannt, nur eine kleine Gemeinde aber kennt wirklich sein Leben und seine Schriften. Aber gerade wegen dieser Verschiedenheiten ergänzen beide einander auf das glücklichste: ihnen beiden schwebt dasselbe Ziel vor, die Bekämpfung des alten, die Ausbreitung des neuen Glaubens.

Die von Feuerbach's Tochter unlängst veranstaltete und durch ein Vorwort Wilhelm Bolin's eingeführte Sammlung von „Aussprüchen aus Feuerbach's Werken" kann nicht dankbar und freudig genug begrüßt werden; wenige Blätter nur sind es, aber sie enthalten eine Fülle der originellsten, scharfsinnigsten, wahrsten Gedanken. Dem Kenner des Philosophen geben sie die Quintessenz dessen,

was er an ihm bewundert; wer aber von Feuerbach wenig mehr kennt als den Namen, für den wird das Buch, wenn anders er unbefangen und nur vom Streben nach Wahrheit geleitet ist, eine neue Periode seines Lebens beginnen; er wird eindringen in die Werke und dort den Weg zur Lösung des Welträthsels suchen.

Ehrlich und ohne Scheu constatirt Feuerbach den Contrast zwischen der modernen Weltanschauung und dem Christenthum; er kennt das Wesen des Christenthums gründlicher als die meisten Vertheidiger desselben, denn er escamotirt nicht wie diese die wesentlichsten Sätze desselben weg, weil sie ihm als einem Sohne des 19. Jahrhunderts nicht passen und weil er mit aller Gewalt den Namen Christ retten will. Das Christenthum ist Dualismus, seine Consequenz ist der Katholicismus, das Mönchsthum, die Verachtung des Diesseits und der Wissenschaft — so sehr sich auch die vermittelnde Richtung gegen diese Sätze sträubt, so sind sie doch unumstößlich und von den gewichtigsten Folgen. Und nun gar Feuerbach's Sätze über Bibel und Offenbarung, über das Wesen des christlichen Glaubens, über Tod und Unsterblichkeit, Liebe und Egoismus — es ist getragen vom Geiste echter Humanität, ein feuriger Protest gegen alles, was morsch und wurmstichig ist im Bau der alten Weltanschauung.

Auch von dem freilich, was in Feuerbach's Werken vergänglich ist, finden sich Spuren in vorliegendem Buche. Feuerbach verwechselt fast überall das Wesen der Religion mit dem Wesen der christlichen Religion oder überhaupt einer der vorhandenen; er legt, von Schleiermacher beeinflußt, zu viel Gewicht auf das subjective, psychologische Element; es fehlt ihm die volle Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer continuirlichen Entwickelung; er reißt nieder, aber wir ahnen nur, wir sehen noch nicht das neue Leben, welches den Ruinen entsprießt. Doch es wäre thöricht, ihn deshalb zu tadeln; gerade ihn und keinen andern verlangte, wie er war, der Entwickelungsgang der Zeit; der Weiterbau und Ausbau ist Sache der kommenden Generationen. Wenn nur erst sein Wirken allen bekannt ist, dann wird es auch von allen anerkannt werden; nichts aber ist geeigneter, wiederum die allgemeine Aufmerksamkeit auf den genialen Denker zu lenken, als das vorliegende Buch.

Paul Nerrlich.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Von der „Allgemeinen Geschichte der Literatur" von Johannes Scherr (Stuttgart, Conradi) sind die ersten Hefte erschienen. Der Verfasser sagt am Schluß seiner Vorrede: „Dem Publikum und der Kritik glaubte ich meine Dankbarkeit am anständigsten dadurch zu erweisen, daß ich auf die vorliegende sechste Auflage größtmögliche Sorgfalt verwandte. Dieselbe heißt auf dem Titelblatt eine «neu bearbeitete und stark vermehrte» und darf so heißen. Denn selbst die flüchtigste Vergleichung mit den frühern Auflagen — auch mit der fünften — muß jeden überzeugen, daß nicht nur jedes Kapitel der vier Bücher des Werks zahlreiche Bereicherungen erfuhr, sondern daß auch ganz neue Abschnitte eingefügt wurden. Daß ich jede begründete Ausstellung an dem frühern Texte verbessernd berücksichtigte, versteht sich von selbst. So lange die Entwickelung der Literatur nicht stockt oder ganz aufhört, ist sie ein Ewig-Flüssiges. Vom Literarhistoriker heischt seine Pflicht, daß er dieser unendlichen Strömung unermüdlich nachgehe und alle Wendungen derselben verzeichne. Die wenigen Jahre, welche seit dem Erscheinen der fünften Auflage verstrichen sind, haben nun aber wiederum eine solche Masse von neuem Material aufgehäuft, daß es nicht geringer Mühwaltung bedurfte, diesen neuen Erscheinungen der Weltliteratur gerecht zu werden, ohne doch den Umfang meines Buchs allzu erheblich anzuschwellen. Gestatte man mir, demselben auf seinen Weg den Geleitwunsch mitzugeben, daß es in seiner erneuten Gewandung, mittels welcher es die allgemeine Geschichte der Literatur bis zum Jahre 1880 herabführt, dazu angethan sein möge, von alten Freunden willkommen geheißen zu werden und neue zu gewinnen." Das Werk steht bisjetzt einzig in der Literatur der Gegenwart da, und es wird einigen neuauftretenden Concurrenzwerken nicht leicht werden, damit zu wetteifern.

— Der erste Band der fünften vermehrten und verbesserten Auflage des Werks „Die deutsche Nationalliteratur des 19. Jahrhunderts, literarhistorisch und kritisch dargestellt von Rudolf von Gottschall" (Breslau, Trewendt) ist soeben erschienen. Der Herausgeber d. Bl. sagt in der Vorrede zu seinem Literaturwerk: „Daß die Verlagshandlung wiederum eine neue Auflage unsers Werks herauszugeben genöthigt ist, zeigt in einer für den Verfasser erfreulichen Weise, daß in dem durch neue kritische Wortführer hervorgerufenen Tumult unserer literarischen Kreise die Theilnahme für den Standpunkt, den er in diesem Werk vertreten, keineswegs erloschen ist. Trotz einzelner Symptome des Niederganges unserer Literaturbewegung, trotz falscher Moderichtungen, einseitiger Begünstigung verdienstlicher, aber untergeordneter Leistungen und besonders der wachsenden Gleichgültigkeit gegenüber der höhern Lyrik und dem höhern Drama konnte ich mich nicht veranlaßt sehen, jenen Standpunkt zu modificiren und das Vertrauen auf eine gedeihliche Fortentwickelung unserer Literatur, auf die sieghafte Entfaltung des modernen Ideals aufzugeben. Der Hemmnisse, die sich diesen Bestrebungen entgegenstellen, mußte ich freilich mehr Erwähnung thun als früher, und hierin sowie in der Einfügung einzelner neuer Talente und in der Fortführung der literarischen Chronik bis zur unmittelbarsten Gegenwart, auch in Bezug auf die Schöpfungen der ältern Autoren, sowie in einer Bereicherung der bibliographischen Notizen, namentlich was die Werke über die einzelnen Schriftsteller betrifft, bestehen die für das Ganze nicht wesentlichen Veränderungen, welche in dieser neuen Auflage sich finden. Bei aller Objectivität in der Würdigung der einzelnen Schriftsteller soll das Werk selbst, wo es die Charakteristik einzelner Richtungen gilt, nach wie vor die Fahne, die es von Hause aus hochgehalten, auch in den Kampf hineintragen, nicht blos ein umfassendes Bild der literarischen Entwickelung geben, sondern auch selbst ein Ferment bilden in der fortschreitenden Bewegung. So möge es neben den zahlreichen alten Freunden sich immer neue erwerben!"

— Ludwig Salomon's „Geschichte der deutschen Nationalliteratur des 19. Jahrhunderts" ist mit der neunten und zehnten Lieferung zum Abschluß gekommen. Die drei letzten Lieferungen des fleißigen Werks, auf welches wir näher zurückkommen werden, enthalten die Porträts von Anastasius Grün, Rudolf Gottschall, Heinrich Heine, Friedrich Rückert.

— Auf kaum zehn Seiten Octav wird „Sanders als Begründer der neuhochdeutschen Philologie“ (Kolozsvar 1880) gepriesen von Hugo von Meltzl. Es thut uns leid, daß ein Mann wie Sanders sich feiern lassen muß von einem Schriftsteller, welcher eine so über alle Begriffe dürftige Schrift als besondere Broschüre dem deutschen Buchhandel einzuverleiben wagte.

— Die „Geschichte der Jungfrau von Orleans“ (Koburg, Riemann) hat Oberlehrer Baumgarten nach den besten Quellen erzählt, und seine Abhandlung versehen mit einem Porträt der Jungfrau, einer Karte des Kriegsschauplatzes und einem Plane der Stadt Orléans. Es gereicht uns zur Freude, dieser kleinen, aber gründlichen Arbeit hohes Lob spenden zu dürfen; sie ist wol das Beste, was innerhalb ähnlichen Umfangs über Jeanne d'Arc existirt.

— Director C. L. Leimbach veröffentlicht einen Vortrag, welchen er über „Die Lorelei-Dichtungen mit besonderer Rücksicht auf die Ballade von Heinrich Heine“ gehalten hat. Er findet, daß letztere die Königin im Blumenstrauß unter allen Lorelei-Liedern, und daß der Schmerz einer hoffnungslosen Liebe das Motiv dieser Dichtung ist.

— Die „Memoiren eines Thierbändigers“ (Apilio Faimali) hat Paul Mantezza gesammelt und herausgegeben (Heidelberg, C. F. Winter). Unter den Thierbändigern nimmt der Italiener Faimali gewiß eine hervorragende Stelle ein, und wer sich für die Laufbahn eines solchen interessirt, mag seine „Memoiren“ lesen. Solche besonders, welche selbst die eigenthümliche Carrière eines Thierbändigers ergreifen wollen, können aus dem vorliegenden Schriftchen viel lernen.

— Eine auf gründlichen Quellenstudien ruhende Biographie von „Charles Sealsfield mit Briefen an Heinrich Brockhaus, Freiherrn von Cotta und H. Erhard“ (Wien, Rosner) gab Victor Hamburger heraus. Wir bezeugen gern, daß das Lebensbild von Sealsfield-Postl durch die hier gegebenen Veröffentlichungen eine dankenswerthe Bereicherung erfahren hat.

— Da neuerdings wieder der Talmud der Gegenstand vieler Angriffe geworden ist, so veröffentlicht der Rabbiner J. Stern eine Skizze (Zürich, Verlags-Magazin), worin er alle die Frauen betreffenden Stellen des Talmud aneinanderreiht, um zu zeigen, wie sich darin durchweg der Geist einer edeln reinen Moral ausspricht. Das Ganze läuft darauf hinaus, nachzuweisen, wie eigentlich im Talmud die richtigste Würdigung der Frau und der Ehe sich findet; insbesondere werden jüdische Frauen für den hier dargebotenen Blumenstrauß von Lobsprüchen dankbar sein.

— Gegen die Vertreter der Frauenemancipation hat F. S. Warneck ein Büchlein herausgegeben: „Ehret die Frauen“ (Mitau, Behre), worin er für die durch die Natur gegebene Prärogative des Frauengeschlechts kämpft. Wir dürfen dem Verfasser das Zeugniß nicht versagen, daß er sein überaus heikles Thema gründlich, geistreich, warm, taktvoll besprochen hat, und können seine Arbeit allen denen empfehlen, welche mit ihm auf demselben Boden stehen.

Bibliographie.

Amon von Treuenfest, G. Ritter v., Geschichte des k. k. Huszaren-Regiments Alexander Freiherr von Koller Nr. 8. Von seiner Errichtung 1696—1880. Nach den Feld-Akten und sonstigen Original-Quellen der k. k. Archive verfasst. Wien, Braumüller. 1880. Gr. 8. 10 M.

Angerer, J., Deutsche und Italiener in Südtirol. Beitrag zur Nationalitätsstatistik Oesterreichs. Bozen, Moser. Gr. 8. 1 M.

Die Antisemitenagitation und die deutsche Studentenschaft. Göttingen, Peppmüller. Gr. 8. 30 Pf.

Bandau, Adelheid, Zwölf Jahre als Diakonissin. Berlin, Hempel. Gr. 8. 4 M.

Bauernfeind, C. M. v., Joseph von Utzschneider und seine Leistungen auf staats- und volkswirthschaftlichem Gebiete. Rede. München, Franz. 1880. Gr. 4. 2 M.

Beaconsfield, Earl of (B. D'Israeli), Endymion. Aus dem Englischen von C. Böttger. Autorisirte deutsche Ausgabe. 3ter Theil. Leipzig, Brockhaus. 8. 6 M.

Beckherrn, Mittheilungen aus Rastenburgs Vergangenheit. Rastenburg, Kowalski. Gr. 8. 1 M.

Socialpolitische Beiträge zur Judenfrage in Deutschland. Aus dem praktischen Leben der Provinz und Großstadt geschildert. Berlin, A. Klein. Gr. 8. 60 Pf.

Béranger, P. J. v., Lieder. Übersetzt von G. Weber. Kiel, Lipsius u. Tischer. 8. 4 M.

Brook, A., Licht und Schatten. Roman. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 10 M.

Bucher, L., Der Parlamentarismus wie er ist. 2. verm. u. verb. Aufl. Stuttgart, Krabbe. Gr. 8. 5 M.

Cüppers, J., Helge und Sigrun. Epische Dichtung. Düsseldorf, Schwann. 16. 1 M.

Franz, R., Königin Nitokris. Epische Dichtung. Wien, Hölder. 16. 2 M. 40 Pf.

Grabe, F., Van de Elwkant ut Hadelnland. Plattdütsche Unnerholungen in Rimels. Celle, Schulze. 1880. 8. 1 M. 50 Pf.

Greif, M., Gedichte. 2te stark verm. Aufl. Stuttgart, Cotta. 8. 3 M.

Guttzeit, H., Ein Wörtchen über die „Tasso“-Aufführung im königlichen Schauspielhause zu Berlin. Berlin, Mrosc. 1880. 12. 30 Pf.

Hammer, A. T., Wahrheiten und Hypothesen. Zerstreute Betrachtungen über Religion und Theologie. Berlin, Mrose. Gr. 8. 2 M.

Homers Odyssee von J. H. Voß. Abdruck der ersten Ausgabe vom Jahre 1781 mit einer Einleitung von M. Bernays. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 8 M.

Kemper, J., Der Bonenjäger, eine Forschung auf dem Gebiete der münsterschen Mundart. Münster, Aschendorff. Gr. 8. 1 M.

Kloth, H., De Landrathsdochder. En Geschich ut' östlich Holsteen. 2ter Bd. Kiel, Lipsius u. Tischer. 1880. 8. 2 M. 70 Pf.

Koch, B. M. W., Sonette biblischen Inhalts. Berlin, Mrose. 1880. 12. 1 M. 20 Pf.

Mauthner, F., Die Sonntage der Baronin. Novellen. Zürich, Schmidt. 8. 4 M.

Frankfurter Novitäten-Bühne. Nr. 1: Der Volkszähler. Lustspiel von O. Kamp. Frankfurt a. M., Koenitzer. 8. 90 Pf.

Perrot, Dichter-Grüsse aus der Fremde. Fremdsprachliche Dichtungen, ins Deutsche übertragen. Augsburg, Literarisches Institut von Dr. M. Huttler. 8. 1 M.

Rappold, J., Unser Gymnasium. Erwägungen und Vorschläge zu Methode und Lehrplan. Wien, Pichler's Wwe. u. Sohn. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Reichenbach, A., Die einheitliche Weltanschauung und die Grundzüge des menschlichen Gesellschaftslebens. Berlin, Issleib. Gr. 8. 6 M.

Seguin, L., Der nächste Feldzug. Aus dem Französischen von S. 2. Aufl. Hannover, Helwing. Gr. 8. 3 M.

Sittl, C., Die Wunder der Handschrift. Die Handschriften-Beurtheilungskunst. Zürich, Trüb. Gr. 8. 4 M.

Stamford, C. Baron v., Das Regiment Prinz Maximilian von Hessen-Cassel im Kriege des Kaisers gegen die Türken 1717—1718 und im Kriege der Quadrupelallianz auf Sicilien 1718—1720. Ein Beitrag zur hessischen Kriegsgeschichte. Kassel, Klaunig. 1880. Gr. 8. 4 M.

Stein, A. (H. Nietschmann), In der Dämmerstunde. Schlichte Geschichten. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 8. 3 M. 60 Pf.

Baltische Studien. Herausgegeben von der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Alterthumskunde. 31ster Jahrg. 1880. 4 Hefte. Stettin, Herrcke u. Lebeling. Gr. 8. 6 M.

Sybel, H. v., Kleine historische Schriften. 3ter Bd. Stuttgart, Cotta. 1880. Gr. 8. 10 M.

Sydow, O. v., Tancred. Ein Lebensbild aus den Zeiten der Kreuzzüge. Leipzig, Böhme. 1880. 8. 2 M. 50 Pf.

Topf, B., Die Musik in der Kirche. Ein Vortrag. Langensalza, Beyer u. Söhne. 1880. Gr. 8. 30 Pf.

Uphues, K., Das Wesen des Denkens. Nach Platon. Landsberg a/W., Schönrock. Gr. 8. 3 M.

Volger, F., Preußische Farben. Militärischer Schwank. Landsberg a/W., Volger u. Klein. Gr. 8. 1 M.

— — Krieg und Frieden oder Kutschke als Budiker. Schwank mit Gesang. Musik von C. Heyer. Landsberg a/W., Volger u. Klein. Gr. 8. 1 M.

Walter, L., Bertha von Marenholtz-Bülow in ihrer Bedeutung für das Werk F. Fröbels. Ihr Leben und ihre Schriften. Dresden, Huhle. 8. 1 M. 50 Pf.

Wangemann, O., Geschichte des Oratoriums von den ersten Anfängen bis zur Gegenwart. Unter Mitwirkung von R. Musiol herausgegeben. Mit zahlreichen Notenbeilagen. 1ste Lfg. Demmin, Frantz. Gr. 8. 1 M.

Werner, K., Die Scholastik des späteren Mittelalters. 1ster Bd. — A. u. d. T.: Johannes Duns Scotus. Wien, Braumüller. Gr. 8. 10 M.

Westenhoeffer, J., Märchen und Erzählungen aus dem Elsässer Sagenkreise. Metz, Deutsche Buchhandlung. 1880. 8. 1 M.

Wilm, N. v., Ein Gruß aus der Ferne. Gedichte. Riga, Stieda. 12 2 M. 20 Pf.

Wipprecht, R., Der Spiritualismus vor dem Forum der Wissenschaft. Leipzig, Mutze. 1880. Gr. 8. 50 Pf.

Wolff, L., Konrad von Marburg. Drama. Kassel, Klaunig. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Ein Wort zur Judenfrage, von einem ehemaligen Juden. Berlin, Heinicke. 1880. 8. 30 Pf.

Zola, E., Erzählungen an Ninon. Ins Deutsche übertragen von F. Wohlfahrt. Großenhain, Baumert u. Ronge. 1880. 8. 1 M.

Anzeigen.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

In allen Buchhandlungen und guten Leihbibliotheken vorräthig:

Schwert und Feder.

Roman

von

Alfred Graf Adelmann.

3. Auflage. Ausstattung br. 4½ M., in Lwdbd. 5½ M.

Vom hohen nationalen Standpunkte ausgehend, ist dieser Roman von einem patriotischen Geiste durchweht, welcher sich mit einem das ganze Werk erfüllenden **tiefpoetischen Hauche** und einer **schönen edlen Sprache** verbindet. Der ebenso **fesselnd** als **spannend** geschriebene Roman wird die Herzen aller derjenigen gewinnen, welche unser deutsches **Vaterland** und das **Ideale** lieben und das **Schöne** hochhalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

DIE HEILIGE SAGE DER POLYNESIER.

KOSMOGONIE UND THEOGONIE.

Von

ADOLF BASTIAN.

8. Geh. 6 M.

In diesem neuen Werke theilt der verdienstvolle Gelehrte und Reisende im Zusammenhange mit, was er über das Geistesleben und die religiösen Anschauungen der oceanischen Naturvölker namentlich auf seiner letzten grossen Weltreise erforschte. Das Werk hat um so höhern Werth für die vergleichende Ethnographie und Völkerpsychologie, als es sich hier um Volksstämme handelt, die ein Viertel unsers ganzen Erdballs bewohnen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Veteris Testamenti Graeci

codices Vaticanus et Sinaiticus cum textu recepto collati ab

Eberardo Nestle.

Supplementum editionum quae Sixtinam sequuntur omnium in primis Tischendorfianarum.

8. Geh. 5 M.

Eine nothwendige Ergänzung der ersten bis fünften Auflage von Tischendorf's Ausgabe der Septuaginta sowie auch aller andern Ausgaben derselben aus älterer und neuerer Zeit.

WESER-ZEITUNG

(Bremen)

Täglich 3 Ausgaben.

Bei allen Postanstalten

pr. Quartal 7 Mark.

Inserate pr. Zeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben ist vollständig erschienen:

Endymion.

Von

Earl of Beaconsfield.

(Benjamin D'Israeli.)

Aus dem Englischen von Professor Dr. C. Böttger.

Drei Theile. 8. Geh. 18 M. Geb. 21 M.

Dieser neueste Roman des berühmten englischen Staatsmanns, eine pikante Mischung von Wahrheit und Dichtung, führt mitten in die höchsten Kreise der Gesellschaft ein und streift in geistvoller Unterhaltung alle Fragen, von welchen das politische Leben Englands während der jüngsten Decennien bewegt worden ist. Vorliegende deutsche Uebertragung gibt die feinen Eigenthümlichkeiten der Beaconsfield'schen Schreibweise so treu und vollkommen wieder, daß sie sich fast ganz wie ein Originalwerk liest.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

The Scientific English Reader.

Englisches

Naturwissenschaftlich-technisches Lesebuch.

Von

Dr. F. J. Wershoven.

I. Theil: Physik, Chemie, Chemische Technologie.

Mit 9 Abbildungen. 8. Geh. 2 M.

II. Theil: Maschinentechnik und Mechanische Technologie.

Mit 15 Abbildungen. 8. Geh. 1 M. 50 Pf.

Im Anschluss an sein in demselben Verlage erschienenes „Technisches Vocabular" (Preis 2 M. 50 Pf.), das bereits grosse Verbreitung gefunden hat, bietet der Verfasser hier den polytechnischen Lehranstalten sowie zum Selbstudium für Praktiker und Industrielle eine mit sprachlichen und sachlichen Erläuterungen versehene Sammlung von naturwissenschaftlich-technischen Aufsätzen der hervorragendsten englischen Fachmänner.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

LITERARISCHE BLÄTTER

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 12. — 24. März 1881.

Inhalt: Der neueste Roman von Georg Ebers. Von Rudolf von Gottschall. — Zwei culturgeschichtliche Werke. Von Otto Henne-Am Rhyn. — Anthropologische Literatur. — Biographisches. Von Ferdinand Brockerhoff. — Feuilleton. (Ausländische Literatur; Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Der neueste Roman von Georg Ebers.

Der Kaiser. Roman von Georg Ebers. Zwei Bände. Stuttgart, Hallberger. 1881. 8. 10 M.

Dem Vorwort nach schließt der Autor mit diesem Werke den Cyklus seiner ägyptischen Romane ab:

Mit der Beendigung dieses Romans hat mein alter Wunsch, die wichtigsten Abschnitte der Geschichte des ehrwürdigen Volks, dem ich seit beinahe einem Vierteljahrhundert mein Leben weihe, dichterisch zusammenzufassen, seine Erfüllung gefunden. Die Glanztage der Pharaonenzeit habe ich in der „Uarda", den Heimfall Aegyptens an die junge Weltmacht der Perser in der „Königstochter", die hellenistische Epoche unter den Lagiden in den „Schwestern", die Römerzeit und das Aufkeimen des jungen Christenthums in dem „Kaiser", und die anachoretische Bewegung in den Aegypten benachbarten Wüsten und Felsenlandschaften in „Homo sum" zur Darstellung zu bringen versucht. So wird denn „Der Kaiser" der letzte Roman sein, dem ich das alte Aegypten zum Schauplatz anweise.

Wir werden durch diese Worte daran erinnert, daß wir von dem fleißigen Autor eine Reihe culturgeschichtlicher Romane besitzen, die, ähnlich wie Freytag's „Ahnen" Säcularbilder aus der Entwickelungsgeschichte des deutschen Volks geben, solche aus dem Lebensgang der alten Aegypter uns vorführen. Und beide Autoren können sich auch in gleicher Weise des seltensten buchhändlerischen Erfolgs rühmen, der neuern Unterhaltungsschriften zutheil geworden ist. Auch haben beide Autoren gleichzeitig ihren Romancyklus zum Abschluß gebracht.

Die jüngste Dichtung führt uns in das Aegypten, das unter der Botmäßigkeit des kaiserlichen Rom steht; in dem Roman „Die Schwestern", in welchem das Aegypten der Ptolemäer, das unter der Herrschaft einer bereits im Sinken begriffenen hellenischen Cultur stand, geschildert wird, sahen wir schon in Scipio einen Vertreter des Römergeistes, dessen markige Kraft den schwächlichen, zersplitterten Staaten der alexandrinischen Epoche den Untergang drohte. Jetzt war ein neues Weltjahr eingetreten, wie es früher nach der Ansicht der ägyptischen Weisen der Sirius über das Nilland heraufführte. Das Gestirn dieses Weltjahrs war der römische Cäsarismus, und ein römischer Cäsar ist der Held unsers Romans.

Alle diese Cäsaren, auch die besten, waren mehr oder weniger das, was wir heutigentags problematische Naturen nennen würden; die Weltherrschaft war ihnen zu Kopf gestiegen; selbst ihre kleinlichsten, müßigsten Launen wurden ja zum Gesetz der Welt. Der Besten einer war Hadrian, und sein volles Lob legt der Dichter am Schluß des Werks einem treuen Diener, dem Präfecten Titianus in den Mund:

Ein großer Fürst ist geschieden. Das Kleine, das den Menschen Hadrian entstellte, soll die Nachwelt vergessen, denn der Herrscher Hadrian war einer von denen, welche das Schicksal dahin stellt, wohin sie gehören, und die, treu ihrer Pflicht, rastlos ringen bis an ihr Ende. Mit weiser Mäßigung hat er es über sich vermocht, seinen Ehrgeiz zu zügeln und dem Tadel und Vorurtheil aller Römer zu trotzen. Die Provinzen aufzugeben, deren Erhaltung die Kraft des Staats erschöpft haben würde, war gewiß der schwerste und vielleicht der weiseste Entschluß seines Lebens. Das neu von ihm begrenzte Reich hat er von einem Ende zum andern, ohne Scheu vor Frost oder Hitze, durchwandert und alle seine Theile so eifrig kennen zu lernen gesucht, als wäre der Staat sein ererbtes Landgut. Seine Herrscherpflicht trieb ihn auf Reisen, und sein Wandertrieb erleichterte es ihm, diese Pflicht zu erfüllen. Er wurde von der Leidenschaft bewegt, alles zu verstehen und zu erlernen. Selbst das Unfaßbare setzte seinem Wissensdrange keine Grenzen, und stets bestrebt weiter zu schauen und tiefer zu grübeln, als es dem Menschengeist erlaubt ist, bot er einen großen Theil seiner mächtigen Kraft auf, um den Vorhang niederzureißen, der künftige Schicksale bedeckt. Niemand hat so viele Nebendinge betrieben wie er, und doch hat kein anderer Kaiser die Hauptaufgabe seines Lebens, die Macht des Staats zu festigen und zu behüten und das Wohlsein seiner Bürger zu steigern, unbeirrter im Auge behalten als er.

Doch Hadrian war nicht blos klein in seinen Werken und Launen; es war nicht blos der Cäsarenwahnsinn in homöopathischer Auflösung, der ihm eigen war; er hatte auch mit grausamer Gewaltthat in Rom gegen seine Feinde gewüthet, um sich die Herrschaft zu sichern, und in Bajä hatte der erkrankte Cäsar, wie einst sein Vorgänger auf dem benachbarten Cap Misenum, die letzte Lebenszeit dem Cultus der Grausamkeit und Wollust gewidmet. Es war also das echte Cäsarenblut in ihm, und blos die Regententüchtigkeit des vortrefflichen Friedensfürsten konnte dies vergessen machen.

Einen entscheidenden Conflict, eine wichtige Katastrophe aus dem Leben des Kaisers hat Georg Ebers nicht zum Mittelpunkte seines Romans gemacht; auch gab es dafür keinen geschichtlichen Anhalt. Dagegen ist das Charakterbild des Kaisers aus einer Mosaik einzelner Züge zusammengesetzt; wir sehen ihn als den wißbegierigen Wanderer, der seine Kenntniß durch eigene Anschauung zu vermehren und sich an schönen landschaftlichen Bildern zu erquicken sucht; wir sehen ihn als einen Sonderling, der in Alexandrien incognito erscheint, selbst im Geheimniß vor seiner eigenen Gattin, die im Cäsareum der Nilstadt verweilt; wir sehen ihn als einen Philosophen, der mit den Denkern aus verschiedenen Schulen zu debattiren liebt, als einen Künstler, der auf die Leistungen anderer eifersüchtig ist, wenn er sich auch nicht mit den Tigersprüngen eines Nero auf seine Rivalen stürzt, und hinter allen diesen wechselnden Masken verbirgt sich doch der Weltherrscher, der das Bewußtsein einer großartigen und seltenen Machtstellung hat, und der Regent, der seines Amtes Pflichten gewissenhaft erfüllt.

Der Charakter Hadrian's, wie er im Roman erscheint, ist interessant, ohne dämonisch zu sein; er vereinigt alle Bildungselemente der Epoche in sich, aber er drückt ihr nicht das Gepräge seines Geistes auf; er ist mehr passiv und empfangend, als führend und tonangebend; ja die anekdotischen und kleinlichen Züge treten mehr in den Vordergrund, als seiner imperatorischen Würde günstig ist. In der Handlung des Romans ist es eigentlich nur die Wahl eines Sohnes und Nachfolgers, welche das Interesse auf einen bestimmten Punkt fesselt. Des Kaisers Gattin Sabina, eine in ihrer Herbheit und Unliebenswürdigkeit trefflich gezeichnete Gestalt, will, daß Hadrian den Prätor Varus zu seinem Sohn und Nachfolger ernenne, und dieser wilde Lebemann, der die Orgien Roms nach Alexandrien verpflanzt, ist ehrgeizig genug, jenes große Ziel erstrebenswerth zu finden und selbst die Intriguen nicht zu scheuen, durch welche er es erreichen zu können glaubt. Nachdem eine dieser Intriguen, wie wir gleich sehen werden, durch eine merkwürdige Verkettung der Umstände zu einer großen Brandkatastrophe geführt hat, entschließt sich Hadrian, den dringenden Bitten seiner Sabina nachzugeben; er adoptirt Varus als Sohn und ernennt ihn dann nach einigem Zögern auch zum Nachfolger. Dies alles hat mit jenem Zwischenfall nichts zu thun; bestimmende Gründe, die seinen Entschluß motiviren könnten, liegen überhaupt nicht vor; er schwankt und zögert aus Laune und entscheidet sich aus Laune. Dann aber will er dem kranken Varus, dessen Lebenstage gezählt sind, in Antinous einen Nachfolger geben und den schönen Jüngling auf den Thron der Cäsaren setzen.

Das Verhältniß zwischen Hadrian und Antinous ist schon von Paul Heyse in einer Tragödie behandelt worden und hat neuerdings in dem Roman „Antinous" von Taylor (soviel wir wissen, ein Pseudonym für den Theologen Hausrath) abermals eine poetische Darstellung gefunden. Gleichwol können wir diesen Stoff dafür nur wenig geeignet finden, am ersten noch für das Drama, welches das Recht hat zu idealisiren, am wenigsten für den Cultur- und Sittenroman, der uns ein treues Bild der Zustände eines Zeitalters geben soll, wie dies in den Ebers'schen Romanen auch nach allen andern Richtungen hin geschieht. Das Verhältniß zwischen dem Kaiser und seinem Liebling gehört aber einer Sitte des Alterthums an, die von unserer Zeit als Unsitte gebrandmarkt, ja von dem Strafgesetzbuch, wenigstens von dem deutschen, mit strenger Strafe heimgesucht wird. Ein solches Verhältniß, wie es in Wahrheit bestand, zu schildern, ist für einen Romanschriftsteller unmöglich, der auf ein sehr großes Publikum zu rechnen ein Recht hat; er würde sich ja damit um seine ganze Popularität bringen und einen allgemeinen Schrei der Entrüstung hervorrufen. Es bleibt ihm also nichts übrig, als das Verhältniß zu idealisiren, über Kern und Wesen desselben hinwegzugleiten und es in den allgemeinen Cultus der Schönheit und einer durch sie hervorgerufenen Freundschaft zu verflüchtigen. Es bleibt aber dabei immer etwas Schielendes zurück; der Kundige ergänzt, was der Dichter verschweigt, aus eigenen Mitteln, und dem Unkundigen, der mit dem Maßstab der Gegenwart mißt, wird die Freundschaft des ältern Mannes zu dem adolescentulus mit solchem Höhengrad der Empfindung immer unerklärlich sein.

Der Knabe aus Bithynien, Antinous, erscheint in unserm Roman als des Kaisers treuer Reisegefährte; als ein Wunder plastischer Schönheit wird er uns gleich von Hause aus geschildert:

> Dort lag auf dem mit blauem Tuche verbrämten Felle eines gewaltigen Bären Hadrian's Liebling Antinous. Sein schönes Haupt ruhte auf dem künstlich erhaltenen Kopfe des von seinem Gebieter erlegten Thieres, sein rechtes Bein spielte frei in der Luft, gestützt von dem in die Höhe gezogenen linken, und seine Hände beschäftigten sich mit dem Molosserhunde des Kaisers, der seinen klugen Kopf an die hochgewölbte nackte Brust des Jünglings geschmiegt hatte und oft zu seinem weichen Munde hinanstrebte, um ihm seine Zärtlichkeit zu beweisen. Aber dieser letztere wehrte ihm dies, preßte scherzend die Schnauze des Thieres mit den Händen zusammen oder umwickelte sein Haupt mit dem Ende des weißen Palliums, das von seinen Schultern gesunken war. Dem Hunde schien dies Spiel zu behagen; als aber Antinous einmal das Tuch fester um seinen Kopf geschlungen hatte und er sich vergeblich bemühte, sich von der seinen Athem beengenden Hülle zu befreien, heulte er laut auf, und

dieser Klageton veranlaßte den Kaiser, seine Lage zu verändern und dem auf dem Bärenfell Ruhenden einen misbilligenden Blick zuzuwerfen, nur einen Blick, kein Wort des Tadels. Bald veränderte sich auch der Ausdruck in Hadrian's Auge, das sich mit so liebevoller Aufmerksamkeit an die Gestalt des Jünglings heftete, als sei sie ein edles, niemals genug zu bewunderndes Kunstwerk. Und wahrlich, die Himmlischen hatten dieses Menschenkindes Leib zu einem solchen gestaltet! Wundervoll weich und doch kräftig war jeder Muskel an diesem Hals, dieser Brust, diesen Armen und Beinen! Ebenmäßiger als das seine konnte kein Menschenantlitz geschnitten sein.

Antinous ist ein Müßiggänger, und bisweilen folgt auch bei ihm dem Müßiggang, wie Ebers treffend sagt, sein grauer Schatten, die Langeweile. Mit dem Kaiser ergeht er sich oft in sinnigen Betrachtungen und läßt sich über Verschiedenes belehren; Hadrian ist der Mentor des Jünglings, sein Pädagoge; doch bald findet er einen andern in dem Gotte Eros. Er ist mit dem Kaiser, der zunächst als Baumeister Claudius Venator in Alexandrien erscheint, in den Palast auf der Halbinsel Lochias eingezogen; der dicke Verwalter desselben, der alexandrinische Stadtrath Kerannos, hat zwei hübsche Töchter, Selene und Arsinoe. Die erstere wird, als sie am frühen Decembermorgen mit dem Lämpchen in der Hand durch die Gänge des Palastes schreitet, um an dem auf der Terrasse befindlichen Brunnen Wasser zu holen, von des Kaisers großem Hund angefallen und zu Boden gerissen, wobei sie an Kopf und Fuß verletzt wird; Antinous eilt herbei und befreit sie von dem Ungethüm. Seitdem ist Selene ihm theuer und ihr gilt seine Neigung und Leidenschaft, während diese den jungen Bildhauer Pollux liebt, der wiederum ihrer muntern leichtlebigen Schwester Arsinoe sein Herz geschenkt hat. Beide Schwestern arbeiten insgeheim zusammen in einer Papyrusfabrik, um die Familie, die kleinen Geschwister zu ernähren, da der Vater tief verschuldet ist. Nach ihrem Unfall ist Selene leidend und am Fuß gelähmt und bricht in der Fabrik zusammen. Arbeiterinnen, die fromme Christinnen sind, pflegen sie und bringen sie in das Haus einer Glaubensgenossin, Hanna, am Meer. Hier erhält sie einen Strauß, von dem sie irrigerweise glaubt, daß ihn Pollux ihr schicke; sie ist darüber aufs höchste beglückt. Dann besucht sie die Schwester Arsinoe, die ihr mit naiver Offenherzigkeit ihre von Pollux warm erwiderte Liebe bekennt, ihren gemeinsamen Gang durch die Stadt und ihre Betheiligung am Bacchantenzuge. Kaum hat sie Arsinoe verlassen und auch ihre Pflegerin Hanna, welche geht, um eine halbe Stunde lang mit der Gemeinde zu beten, als sich Selene vom Lager erhebt. Hier lassen wir Georg Ebers selbst sprechen; es ist die poetisch schönste Stelle des Werks:

Sobald sie allein war, richtete sie sich in ihrem Bette auf und warf die Blumen, die vor ihr gelegen hatten, weit in das Zimmer hinein, drehte an der für die Befestigung der Spange bestimmten Nadel so lange, bis sie zerbrach, und rührte keine Hand, als der goldene Reif mit dem geschnittenen Steine zwischen die Wand des Zimmers und ihr Bett fiel. Dann starrte sie an die Decke des Gemachs und regte sich nicht. Es wurde Nacht. Die Lilien und Geißblattblüten in dem großen Strauß am Fenster begannen kräftiger zu duften, und der Wohlgeruch, den sie ausströmten, drängte sich unerbittlich ihren von fieberhafter Erregung geschärften Sinnen auf. Bei jedem Athemzuge empfand sie ihn, und keine Minute verging, in der er sie nicht an ihr zertrümmertes Glück und an das Elend ihres Herzens erinnert hätte. So ward ihr der süße Odem der Blumen unerträglicher als beißender Rauch, und sie zog die Decke über den Kopf, um dieser neuen Qual zu entgehen. Aber bald befreite sie sich wieder von ihrer Hülle, weil sie unter ihr zu ersticken meinte. Eine Unruhe ohnegleichen bemächtigte sich ihrer, und dabei hämmerte der Schmerz in ihrem kranken Fuß, ihre Wunde brannte und peinigendes Kopfweh pochte an ihre Stirn und kniff die Muskeln über ihrem Auge zusammen. Jeder Nerv, den sie besaß, jeder Gedanke, den sie hegte, bereitete ihr Qual, und sie fühlte sich dabei ganz haltlos, ganz verwahrlost und völlig preisgegeben launer grausamen Mächten, die ihre Seele hin und her rissen wie der Sturm die Kronen der Palmen. Ohne Thränen, unfähig, an derselben Stelle liegen zu bleiben, und doch für jede Bewegung durch neue Schmerzen bestraft, aus ihren Fugen gestoßen, nicht stark genug, um in ihrer Zerfahrenheit einen zusammenhängenden Gedanken zu fassen, und doch fest überzeugt, daß der Blumenduft, den sie fort und fort einathmen mußte, sie vergiften, zu Grunde richten, um den Verstand bringen würde, hob sie ihren kranken Fuß aus dem Bette, ließ den andern folgen und setzte sich auf ihrem Lager nieder, ohne auf ihre Schmerzen und die Warnung des Arztes zu achten. Ihr langes Haar floß aufgelöst über ihr Angesicht, über die Arme und Hände, mit denen sie ihr Haupt stützte. In dieser neuen Stellung gewann die Thätigkeit ihres Geistes und Herzens eine neue Richtung. Versteinernd war der Blick, mit dem sie auf den Estrich starrte, und bittere Feindseligkeit gegen ihre Schwester, Haß gegen Pollux, Verachtung vor ihres Vaters elender Schwäche und ihrer eigenen Verblendung trieben miteinander ein wüstes Wechselspiel in ihrer Seele. Draußen lag alles in stillem Frieden, und von dem Hause der Witwe des Pudens her trug der Abendwind dann und wann die reinen Klänge eines frommen Liedes zu ihrem Ohre. Selene beachtete sie nicht; als ihr aber derselbe Hauch den Blumenduft stärker als vorher ins Antlitz wehte, grub sie ihre Finger fest in ihr Haar und zog es so kräftig herunter, daß sie über den Schmerz, den sie sich selbst verursachte, laut aufstöhnen mußte. Die Frage, ob denn ihr Hauptschmuck weniger reich und schön sei als der ihrer Schwester, drängte sich ihr auf, und wie ein Blitz die Nacht, so durchzuckte ihre verdüsterte Seele der Wunsch, mit der Hand, die jetzt ihr selber Schmerzen bereitete, Arsinoe an den Haaren zu Boden zu ziehen. Dieser Duft, dieser entsetzliche Duft! Sie vermochte nicht, ihn länger zu ertragen! Außer sich stellte sie sich auf ihr unverletztes Bein, und mit kleinen, ganz kleinen Schritten schob sie sich wimmernd dem Fenster entgegen und stürzte den Strauß mitsammt dem großen Kruge von gebranntem Thon, in dem er stand, zu Boden. Das Gefäß zerbrach. Es hatte der armen Hanna vor kurzem mühsam ersparte Geldstücke gekostet. Auf einem Fuße stehend lehnte Selene, um sich zu erholen, an dem rechten Pfosten der Zimmeröffnung und vernahm hier lauter als auf ihrem Lager die Stimme der Meereswogen, die sich an dem steinernen Uferbau hinter dem Häuschen ihrer Pflegerin brachen. Mit diesen Tönen war das Kind der Lochias wohl vertraut, aber so wie heute hatte das Gespüle und der Anschlag des an die Steine klatschenden feuchten und kühlen Elements noch nie auf sie gewirkt. Ihr sieberndes Blut glühte, ihr Kopf war heiß, wie in langsamem Feuer verzehrte der Haß ihre Seele, und es war ihr, als riefe jede neue sich an dem Uferbau brechende Welle ihr zu: „Ich bin kalt, ich bin feucht, ich kann die Flammen löschen, die dich verzehren, ich kann dich erquicken und kühlen.“ Was vermochte die Erde ihr zu bieten, als neue

Qual und neues Elend! Aber das Meer — das blaue dunkle Meer war groß, kalt und tief, und seine Wogen versprachen ihr mit schmeichelnden Tönen, die Glut des Fiebers und die Last des Lebens mit einem mal von ihr zu nehmen. Selene bedachte nichts, überlegte nichts, erinnerte sich weder an die Kinder, für die sie so lange wie eine Mutter gesorgt hatte, noch an ihren Vater, dessen Hüterin und Stütze sie gewesen war; aber dumpfe Stimmen in ihrer Seele raunten ihr zu, daß die Welt schlecht und grausam und eine Stätte der Qual und der Sorgen sei, die das Herz zernagten. Es war ihr zu Sinne, als wäre sie bis an die Schläfen in einen Feuerpfuhl versunken, und wie eine Unglückliche, deren Gewänder von den Flammen ergriffen wurden, trieb es sie in das Wasser, auf dessen Grunde sie hoffen durfte, ihr höchstes Sehnsuchtsziel zu erreichen, den schönen kalten Tod, in dem alles vorbei ist. Schwankend und stöhnend schob sie durch die Thür in den Garten und hinkte, indem sie beide Hände an die Schläfen drückte, dem Meere entgegen.

Sie stürzt sich ins Meer und wird von Antinous gerettet: auch diese Schilderung gehört zu den Schönheiten des Romans.

Der junge Bithynier soll indeß auch bald von seiner Freundschaft für den Kaiser eine Probe geben, die ihn mit einem andern Element in Berührung bringt. Der Prätor Varus, dessen Adoption durch den Kaiser auch von der Kaiserin gewünscht wird, hat erfahren, daß der Monarch in der Nacht an seinem nächsten Geburtstage sein Horoskop stellen werde: davon sollte seine Entscheidung abhängen. Es handelte sich um die Constellation der Gestirne zu einer bestimmten Stunde. Varus theilt nun Antinous mit, daß der Cäsar zu dieser Zeit selbst die Sterne befragen werde, deren ungünstigen Stand die Astrologen im voraus verkündeten; Antinous solle das hindern. Dieser sucht vergeblich nach irgendeinem Auskunftsmittel; er will sich schon selbst das Leben nehmen, Selene's Bild aber hält ihn davon zurück. Da steckt er einen der Speicher in Brand, welche der Sternwarte benachbart sind, und ruft so den Kaiser herunter. Dies gibt dem Dichter Anlaß zu einer lebendigen Schilderung des Brandes. Doch ob hier das Motiv stark genug ist für die That des Bithyniers? Varus hatte ihn getäuscht; doch auch wenn dieser die Wahrheit gesprochen: daß Hadrian in den Sternen Unheil lesen könnte, ist dies ein Grund, solches Unheil auf Erden zu schaffen? Und wenn ein aufgeregtes, halb sinnverwirrtes Gemüth zu einem so verzweifelten Hülfsmittel greifen konnte, welcher Anlaß lag bei Antinous zu solcher Aufregung vor? Blos die Sorge für den Kaiser? Wir halten diese Brandstiftung für eine etwas forcirte Erfindung des Romanautors.

In einem Element findet dann auch Antinous zuletzt seinen historisch beglaubigten Untergang. Selene hat sich zum christlichen Glauben bekehrt und ist nach der Nilstadt Besa gezogen. Der Kaiser und die Kaiserin machen eine Reise durch Aegypten. Dort in Besa wird eine Bildsäule Hadrian's vom Sturm umgestürzt:

Der Sturm riß die Guirlanden mit sammt den Masten zu Boden, und die erregten Wogen des Flusses schlugen mit ungebändigter Kraft an das Ufer, rissen ein Stück des fruchtbaren Erdreichs nach dem andern mit sich fort, stürzten sich wie flüssige Keile in die Spalten des getrockneten Erdreichs und unterhöhlten das hohe Ufer beim Landungsplatze. Nach Mitternacht brauste der Sturm mit unerhörter Gewalt, riß die mit Palmenzweigen bedeckten Dächer von manchem Hause und warf die Nilflut mit so gewaltigen Stößen, daß sie dem brandenden Meere gleichsah. Die ganze ungebrochene Kraft des Wogenschwalles prallte wieder und wieder an den Erdvorsprung, welcher die Bildsäulen des Kaiserpaares trug. Kurz bevor das erste Frühlicht sich zeigte, ertrug die durch keinen Steinbau gefestigte Landzunge nicht länger den wilden Ansturm des Wassers, Erdschollen glitten und fielen laut klatschend in den Strom, und ihnen folgte mit donnerndem Lärm ein großes Stück des Uferhanges. Die hinter ihm gelegene Erdfläche senkte sich, und die Bildsäule des Kaisers, die sie getragen, gerieth ins Wanken und neigte sich langsam zum Falle. Als es tagte, lag sie mit dem Fußgestell noch oben am Boden; ihr Haupt war in der Erde vergraben.

Die Bürger richten sie wieder auf: man gibt den Christen Schuld an ihrer Zerstörung; die Aufregung wächst, und als Selene mit ihrem blinden Brüderchen vorübergeht, verlangt man von ihr, daß sie das Bild des Kaisers anbete. Als sie sich dessen weigert, wird sie von der tumultuarisch andrängenden Menge getödtet und stirbt als Märtyrerin. Antinous erfährt das; die Kunde macht einen tiefen Eindruck auf sein ohnehin melancholisches Gemüth:

Vor seinem innern Auge sah er seine bescheidene bithynische Heimat, sein Mütterchen und seine Geschwister, denen er niemals wieder begegnen sollte. Noch einmal durchlebte er die schreckliche Stunde, in der er den gütigsten Herrn betrogen und in der er zum Brandstifter geworden war. Eine große Angst überfiel ihn, als Hadrian's Wunsch ihm in den Sinn kam, ihn an die Stelle des Mannes zu setzen, den der weise Herrscher vielleicht infolge seiner Frevelthat zum Nachfolger ernannt hatte. Er, Antinous, der nicht von heute auf morgen zu denken vermochte, der jedem Gespräch mit ernsten Männern aus dem Wege ging, weil es ihm schwer fiel, ihrer Rede zu folgen, er, der nur zu gehorchen verstand, er, der sich nirgends wohl befand als da, wo er mit seinem Gebieter und seinen Träumen fern von dem Treiben der Welt allein war — er vom Purpur, von Sorgen, von bergesschwerer Verantwortlichkeit belastet! Nein, nein, dieser Gedanke war unerhört, war gräßlich, und doch gab Hadrian keinen Wunsch auf, dem er einmal Worte geliehen. Die Zukunft stellte sich ihm wie ein furchtbarer Feind drohend vor die Seele. Schmerz, Unruhe, Unglück starrten ihn an, wohin er auch schaute. Was war das Entsetzliche, das seinen Gebieter bedrohte? Es nahte, es mußte kommen, wenn nicht — ja wenn nicht einer sich fand, der sich zwischen ihn und das Verhängniß stellte und den Speer, den der zürnende Gott versandte, mit seiner Brust, mit seinem die Wunde still erwartenden Herzen auffing. Er, ja er allein war dieser eine, er nur konnte es sein! Wie ein plötzlich aufflammendes Licht, so erhellte dieser Gedanke seine Seele. Und fand er den Muth, sich zu opfern, für seinen lieben Herrn sich dem Tode zu weihen, dann war jede Schuld gegen ihn herrlich gesühnt —, dann, dann — o wie wundervoll, o wie herrlich! — dann fand er vielleicht Eingang in die Thore jener seligen Welt, die Selenens Gebet ihm geöffnet, dann sah er wol bald sein Mütterchen wieder und seinen Vater und später auch seine Geschwister, jetzt aber, in einer Stunde, in wenigen Minuten schon die, die er liebte, und die ihm vorangegangen war in den Tod. Ein so wonniges Hoffnungsgefühl wie er noch niemals empfunden, erfüllte seine Seele. Da lag der Nil, da war ein Kahn!

Mitten im Strom stürzte er sich in die Fluten.

Die ernste Selene und ihre heitere Schwester Arsinoe sind ein Geschwisterpaar, das uns an Klea und Irene in

dem vorletzten Roman von Eber's, „Die Schwestern", schon durch den Contrast der Charaktere zu aufdringlich erinnert. Es ist zwar keine Copie, sondern nur eine Variante; aber der Dichter hätte auch diese Variante in zwei aufeinanderfolgenden Romanen besser vermieden. Arsinoe ist zwar recht frisch und munter gezeichnet, doch geben wir der Irene den Vorzug.

Wir haben bereits einige der schönsten dichterischen Schilderungen des Romans erwähnt und mitgetheilt; es sind solche, die mit seiner Haupthandlung zusammenhängen. Noch zahlreicher sind die culturgeschichtlichen Gemälde aus dem Leben Alexandriens, in Schloß und Hütte, die genrebildlichen Skizzen aus dem Familienkreise des Schloßverwalters und des Thürhüters, aus dem Leben der alexandrinischen Bildhauer und Philosophen, der vom Volkssturm bedrohten Juden und vor allem der jungen christlichen Gemeinde. Oft hat den Autor der Reiz solcher Schilderung auf Grundlage seiner gelehrten Studien doch wol verlockt, manches in den Roman aufzunehmen, was sich als unberechtigte Episode in die Handlung einschiebt und das Interesse zersplittert; besonders im ersten Bande herrscht ein Hinundher der epischen Bewegung; es drängt sich eine solche Fülle von Genrebildern nebeneinander; auf keinen der Mitwirkenden fällt das scharf hervorhebende Licht: sodaß man ohne irgendwelche Spannung nur wie durch einen Bilder- oder Antiquitätensaal durch diese Romankapitel schreitet trotz einzelner ergötzlichen und gut gezeichneten Erscheinungen, wie des poetischen Hoffräuleins Balbilla, dessen Caricatur der Kaiser aus dem gefügigen Ton knetet, während der Bildhauer das folgende barocke Porträt von ihr entwirft:

> Du hast doch Pfauen gesehen, die ein Rad schlagen? Denke dir nun, jedes Auge im Schwanz des Vogels der Hera wäre ein rundes zierliches Löckchen, und setze unter das Rad ein reizendes kluges Mädchengesicht mit einer lustigen kleinen Nase und einer etwas zu hohen Stirn, dann hast du das Bild des vornehmen Frauenzimmers, das mir gestatten will, seine Büste zu formen.

Wie lebendig alle diese Beschreibungen von Stadt und Land, vom Volksleben, von den Sitten, Volksfesten, Unruhen, Feuerscenen sind, das wissen die Leser aus den frühern Romanen von Ebers; er versteht es, die Sprache dichterisch zu gestalten, und nur selten findet sich ein auffallendes Wort, wie z. B. „Verpersönlichung", oder eine triviale Sentenz, wie: „Mädchen freuen sich immer über schöne Blumen, es haben ja beide auch etwas Verwandtes", in der stilvollen Darstellung.

Den ersten Rang in dem ägyptischen Romancyklus von Ebers möchten wir indeß nicht diesem letzten Werke ertheilen, das im ganzen zu arabeskenhaft gehalten ist bei allen Schönheiten, ohne durchgreifende Spannung und vielfach ins Breite verläuft, sondern dem Roman „Uarda", der uns am eigenartigsten und bedeutendsten erscheint.

Rudolf von Gottschall.

Zwei culturgeschichtliche Werke.

1. Illustrirte Culturgeschichte. Für Leser aller Stände. Von Karl Faulmann. Mit 14 Tafeln in Farbendruck, mehrern Facsimilebeilagen und circa 300 in den Text gedruckten Illustrationen. Wien, Hartleben. 1880. Gr. 8. In Lieferungen zu 60 Pf.

Karl Faulmann, Professor der Stenographie in Wien, ist ohne Frage ein geistreicher Mann, der viel weiß und eine gute Darstellungsgabe besitzt; aber ohne ihm zu nahe zu treten, darf man sagen, daß selbst dem geistreichsten Manne nicht alles erlaubt ist, namentlich aber nicht, ein „für Leser aller Stände" bestimmtes Buch statt mit nützlichen Belehrungen für diese mit persönlichen Liebhabereien anzufüllen. Diese letztern mögen Faulmann Vergnügen machen, den Lesern, welche seine etymologischen Hypothesen verstehen, machen sie solches gewiß nur zum kleinsten Theil; für die Leser aber, welche sie nicht verstehen, sind sie ohnehin überflüssig. Wer die „Illustrirte Culturgeschichte" anschafft, sucht doch gewiß Culturgeschichte darin; statt dessen findet er aber eine überaus große Zahl von Wortableitungen und Wortdeutungen, die mit der Culturgeschichte sehr wenig zu schaffen haben. Daß sich doch immer noch Gelehrte und Schriftsteller von dem Wahne nicht losmachen können, was sie selbst interessire, müsse auch andere interessiren, was für sie ausgemacht sei, müsse auch für jeden andern zum unumstößlichen Dogma werden! An eine Culturgeschichte darf man gewiß vor allem die Forderung stellen, daß sie wissenschaftlich verfahre; das thut aber Faulmann nicht, wenigstens in den vorliegenden fünf Lieferungen nicht, welche den allgemeinen Theil seiner Culturgeschichte enthalten (möglich, hoffentlich wird der besondere Theil anders beschaffen sein!); sondern er dictirt, er befiehlt ohne Untersuchung: so ist es, so muß es sein! Man darf mit der an den Gelehrten, besonders aber den Historiker gestellten Forderung der Objectivität nicht allzu streng sein, und ist es auch nicht; Faulmann aber missbraucht diese allgemeine Milde, indem er einfach gar keine Objectivität kennt. Er spricht niemals im Namen der Wissenschaft; es ist stets nur Faulmann, der seine Ansichten zum Besten gibt und sie zu Dogmen aufbauscht.

Schon die Eintheilung und Anordnung des allgemeinen Theils seiner „Culturgeschichte" ist mehr als sonderbar — sie ist barock. Faulmann betitelt sein erstes Kapitel „Im Garten Eden" und untersucht darin zuerst, ob die hebräische Paradiessage historischen Grund habe. Solche Untersuchungen sind in Specialabhandlungen am Platz, aber nicht in einer Culturgeschichte. Hier muß, wenn der Bibel-

glaube nicht vorhanden ist, mit den wissenschaftlich erforschten Urzuständen des Menschengeschlechts begonnen werden. Die wissenschaftlichen Forschungen werden aber von Faulmann kaum berücksichtigt, nur seine Etymologien geben überall den Ausschlag. Vom Paradies läßt er sich auf Erörterungen über Nacktheit und Kleidung, Scham und Schamlosigkeit leiten. Er stellt den nackt und priapeisch gemalten ägyptischen Gott Khem mit dem hebräischen Cham, der über seines Vaters Blöße spottet, zusammen, nimmt dann alle nackt dargestellten Götter bis auf die griechischen durch und behauptet, die Nacktheit der Götter beweise, daß sie ein höheres Alter haben als die Bekleideten, während gerade das Umgekehrte der Fall ist und die griechischen Götter ihre Kleider nur ablegten, um den Künstlern Gelegenheit zur Verherrlichung der Schönheit zu geben. So irrt Faulmann überall vom Hundertsten ins Tausendste und stellt nicht das logisch Zusammengehörende zusammen, was jeder Leser beisammen sucht, sondern nur, was seine etymologischen Schrullen von ungefähr zusammenführen. Da trifft man halbe bis ganze oder mehr Seiten voll Ableitungen von Hieroglyphen durch Hebräisch, Sanskrit, Griechisch u. s. w. mit Beschreibungen von Münzen und Gemmen, die in das System des Verfassers zu passen scheinen — und das soll für „Leser aller Stände" sein! Was hat es mit den Urzuständen der Menschheit zu thun, inwiefern fördert es die Culturgeschichte, daß auf einer athenischen Münze Poseidon und Athene in oberflächlich ähnlicher Stellung stehen wie Adam und Eva, daß auf einer Abraxas-Gemme eine Figur Schlangenfüße hat und einen Schild mit dem Gottesnamen Jao trägt? Wen kann es interessiren, daß Faulmann findet, weil diese Vocale (angeblich) in der Keilschrift das gleiche Zeichen haben wie die Zahl 10, so stehe die ägyptische Zahl 10, welche das gleiche Zeichen hat wie der Gott Horos (einen Adler?), mit dem Adler des Zeus in Verbindung? Wer sucht denn solche Sachen in einer Culturgeschichte, und was lernt man daraus? Nichts als die Ansichten Faulmann's — ob man aber diese kennen lernen will? Der Menschen schaffende und das Feuer vom Himmel holende Prometheus führt Faulmann auf die Erfindung des Feuers! Wo auf einem Bilde eine Figur den Arm aufstreckt, muß sie mit dem feuerholenden Prometheus oder dem blitzeschleudernden Zeus verwandt sein! Der ägyptische Gott Khem, der nur einen Arm zeigt, muß sich mit dem einhändigen nordischen Tyr zusammenstellen lassen!

Faulmann zeigt in manchen Stellen, z. B. gerade bei der Erfindung des Feuers, daß er lebendig zu schildern und anziehend darzustellen weiß; warum thut er das nicht überall, warum unterbricht er seine sachgemäßen Erörterungen mit seiner vertrackten, subjectiven, willkürlichen und unwissenschaftlichen Etymologie, die schlechterdings zu gar nichts führt? Das Paradies der Juden gibt für Faulmann immer noch den Leitfaden her; wo er darauf kommt, daß Adam die Thiere benannte, da wird der Ursprung der Sprache angeknüpft!

Erst mit dem zweiten Kapitel: „Im Urwalde", verläßt er das Paradies und geht in die wirkliche Urzeit über. Er erzählt den Ursprung der Jagd, begeht aber einen Widerspruch. Nachdem er nämlich früher die biblische Annahme, daß die Menschen ursprünglich ein harmloses Leben geführt, dadurch widerlegt, daß man auf den ältesten Culturstufen Waffen gefunden und daher der Mensch vom Anfang an ein Raubthier war, bringt er den Ursprung des Fleischessens, welchem Pflanzennahrung vorangegangen, mit der Erfindung des Feuers in Verbindung. Wir werden nun eine längere Strecke hindurch von Etymologie verschont; aber nach einer sehr guten Darstellung des Ursprungs der verschiedenen Waffen werden die Leser wieder mit gewaltsamen mythologischen Zusammenstellungen heimgesucht, und es folgt eine ganz ungenügende Darstellung des Anfangs der Religion, in welcher alte und neue Gottheiten bunt und ohne alle Kritik untereinandergeworfen werden, wie es eben die Verfolgung einer fixen Idee mit sich führt. Ein sonderbares Kapitel ist das dritte: „Am Wasser." Darin spuken die abenteuerlichsten Einfälle, die großentheils mit dem Wasser sehr wenig oder nichts zu thun haben. Ohne daß man einsieht warum, kommt Faulmann auf die indischen Götterbilder mit vier Armen zu sprechen und bemüht sich zu beweisen: weil sie ursprünglich gewiß nur zwei Arme gehabt, so seien die Gegenstände, die sie in den beiden rechten, und jene, welche sie in den beiden linken Händen halten, die gleichen! Daß manche mythologische Personen Berge bedeuten, wollen wir nicht verwerfen; ob aber die Maria mit dem indischen Berge Meru zusammenzustellen ist, darüber mögen kühnere Phantasien entscheiden. Die Berggöttinnen führen Faulmann auf die Stellung der Frauen in der Cultur, für welche sie allerdings als die ersten Träger der Industrie große Wichtigkeit haben. Ob es aber Amazonenstaaten gab, wie Faulmann gläubig annimmt, ist doch sehr fraglich. Vom Kindermorde der Amazonen erzählt er haarsträubende Geschichten; zu unserm Trost beruhen sie nur auf kühnen Namencombinationen. In der Verwandlung der Daphne vor dem verfolgenden Apollo in einen Lorber sieht Faulmann nicht die schöne Allegorie von der durch die Berührung der Sonne entfalteten Knospe und Blüte, sondern den Rest einer Ueberlieferung von flußuferbewohnenden Weibern, die sich in gewissen Umständen in hohlen Bäumen verbargen! Solche „Fischweiber" sollen auch die Sagen von den Nixen veranlaßt haben!

In gelungener Weise, wie immer wenn er nicht durch Etymologie um seine ruhige Fassung gebracht wird, behandelt der Verfasser die Zähmung der Thiere und die Bereitung der Getränke. Die Entstehung des Ackerbaues aber versinkt wieder in Phantasien, die uns zu weit führen würden. Wir wollen es nicht tadeln, daß Faulmann das Rigsmal der Edda als einen geeigneten Führer durch die Urgeschichte der Stände betrachtet; es wäre dies sogar ein ganz guter Gedanke, wenn er von Einseitigkeiten frei bliebe. Der Ursprung der Viehzucht gehört zu den besten Theilen

des Buchs; an denselben schließen sich die Anfänge der Kleidung, die Erfindung der Butter und der Brunnen, der Ursprung der Sternkunde, die wol zuerst bei Nomaden aufkam. Aber höchst phantastisch sind wieder die Combinationen Faulmann's über den Thierkreis. Gewiß hatten viele Völker zwölf Götter nach der Zahl der Monate; aber jeden Gott mit einem bestimmten Monat zusammenzustellen, geht ohne Gewaltsamkeit nicht an! Die Anfänge der Industrie und des Handels enthalten manche gute Gedanken; aber daß die drei Sträflinge der griechischen Unterwelt, Ixion, Sisyphos und Tantalos, eigentlich Götter der Holzarbeit, der Steinarbeit und des Webens (das Wasser soll ein Gewebe sein!) vorstellen, ist, wenn auch kein schlechter Gedanke, doch weit entfernt von Wahrscheinlichkeit. Die Entstehung des Adels und die der Schiffahrt schließen den allgemeinen Theil von Faulmann's „Culturgeschichte". Wir wären glücklich, in dem mit den amerikanischen Völkern begonnenen besondern Theil einen Fortschritt von unnützem Wortkram zu fruchtbaren und lichten Darstellungen zu finden, zu deren Erwartung so manche Stellen des leider durch nebelhafte Phantastereien getrübten allgemeinen Theils so sehr berechtigen. Die Ausstattung des Werks durch den Verleger ist eine ausgezeichnete.

2. Illustrirte Geschichte der Schrift. Populär-wissenschaftliche Darstellung der Entstehung der Schrift, der Sprache und der Zahlen sowie der Schriftsysteme aller Völker der Erde. Von Karl Faulmann. Mit 14 Tafeln in Farben- und Tondruck und vielen in den Text gedruckten Schriftzeichen, Schriftproben und Inschriften. Wien, Hartleben. 1880. Gr. 8. 12 M.

Faulmann's „Geschichte der Schrift" ging seiner „Illustrirten Culturgeschichte" voran. Es muß zugestanden werden, daß sie ein Product rastlosen, fast übermenschlichen Fleißes und Strebens ist, unterstützt von der splendiden Ausstattung, die ihr der Verleger gab, und von den trefflichen Typen der k. k. Staatsdruckerei. Sie hält auch, was der Titel sagt, mit Ausnahme zweier Worte: „populär" ist sie ganz und gar nicht, und „wissenschaftlich" nur in relativem Maße.

Das Werk zerfällt in zwei sehr verschiedenartige Theile; der erste: „Runa oder das Geheimniß der Entstehung der Lautzeichen", ist eine Reihenfolge unhaltbarer und unklarer Phantasien, während der zweite: „Die Schriftsysteme der Völker des Erdkreises", eine reichhaltige und wenn auch mehr technische als wissenschaftliche, doch höchst belehrende Uebersicht aller Schriftarten bietet, welche die Menschheit ersann. Der Grundgedanke Faulmann's in Bezug auf die Entstehung der Schrift ist einer, gegen den sich vernünftigerweise nicht viel wird einwenden lassen, wenn er auch nichts weniger als bewiesen ist, nämlich der, daß die Schriftzeichen älter sind als ihre Verwendung in der Sprache, daß sie eine von den durch sie dargestellten Lauten unabhängige, eigene und ursprüngliche Bedeutung haben. Es fragt sich nur, welche — das ist der Haken, und an diesem bleibt Faulmann mit den gewagtesten und sonderbarsten Ideen hängen. Die Schriftzeichen sind nach ihm nicht willkürlich gewählt und ebenso wenig willkürlich geordnet. Die Alphabete und die Formen ihrer Glieder haben bestimmte Veranlassungen ihres Ursprungs. Es hätte hier keinen Zweck, in das Einzelne der Erörterungen Faulmann's über den Ursprung der Schriftzeichen einzugehen. Seine Untersuchungen sind so weitläufig und eigenthümlich, daß sie nur im Zusammenhange, wie ihn das Buch bietet, aufgefaßt (ob auch verstanden?) werden können. Die Etymologie, des Verfassers Steckenpferd, feiert hier wahre Orgien, sodaß es dem Leser geht wie Faust's Schüler mit dem Mühlrad im Kopf. Er legt seinem ersten Theil die nordischen Runen zu Grunde, welche er als ursprüngliche Zauberzeichen betrachtet, was durchaus nicht unwahrscheinlich ist. Problematischer ist der Zusammenhang der Runen mit den Hieroglyphen. Wunderlich erscheint die Idee, daß fi und ur, die ersten Runen, auch die ersten menschlichen Laute gewesen sein sollen, und noch wunderlicher die Symbolik, welche er an die Runen und andere Zeichen knüpft, und die ins Endlose geht und die verschiedensten mythischen und historischen Personen miteinander in Zusammenhang bringt, wenn ihre Anknüpfungspunkte auch noch so oberflächlich sind (z. B. David und Thor, welche beide Riesen bekämpften!). Jedes Zeichen soll einem Culturfortschritt entsprechen, was natürlich künstlichen und gezwungenen Allegorien Thür und Thor öffnet. Philologen von Fach könnten ohne Zweifel Faulmann Schritt vor Schritt unwissenschaftlicher Willkür zeihen; wir verzichten darauf, weil seine Ausführungen zu ermüdend sind, um eine dauernde und erhebliche Anhängerschaft zu finden, der gegenüber es sich verlohnte, die Berechtigung aller Einzelheiten zu untersuchen. Die Runen und andere Zeichen werden im weitern Verlaufe des ersten Theils mit den Himmelsgegenden, Thierkreiszeichen, Elementen, Tages- und Jahreszeiten und andern Dingen zusammengestellt, ohne daß dabei nennenswerthe Resultate sich ergäben oder etwas Neues gefunden würde, das Anspruch auf Dauer und Anerkennung hätte, was allerdings die Zusammenfassung des allgemeinen Theils an dessen Schluß auch gar nicht prätendirt.

Der besondere Theil ist weit genießbarer; er gibt wesentlich nur Thatsachen, und zwar in sehr reichhaltigem Maße. Wir lernen darin in sehr hübscher übersichtlicher Darstellung allseitig kennen: die peruanische Knotenschrift, die mexicanischen und indianischen Bilderschriften, die ägyptischen Hieroglyphen nebst der hieratischen, demotischen und koptischen Schrift, die berberischen und die äthiopischen Schriften, die chinesische Schrift mit ihren Abarten, die daraus hervorgegangenen japanischen Schriften, die aus syrischen Zeichen entstandenen mongolischen und mandschuischen, die assyrisch-chaldäische und persische Keilschrift, die gemischte kyprische, die phönikisch-hebräische, die erste Buchstabenschrift, die syrischen, die persischen, die arabischen, die indischen (Sanskrit, Pali, tibetisch u. a.), die armenischen und georgischen Schriften, dann, nach Europa übergehend, die griechische, die gothische, die slawische, die alba-

nesische, die italienische, die lateinische Schrift (mit den tironischen Noten), deren mittelalterliche Formen, die durch die Buchdruckerkunst bewirkten Veränderungen, die neuern Schreibschriften, das Standardalphabet von Lepsius, die telegraphische Schrift und endlich die stenographischen Systeme der Engländer, Franzosen und Deutschen, deren Schlußstein Faulmann's eigenes bildet. Das überaus fleißige Werk, dem man in Anbetracht dieser Eigenschaft am Ende seine etymologischen Sünden und Schwächen verzeihen kann, ist mit einer wahren Schatzkammer genau und schön ausgeführter Facsimilia geziert und verdient gewiß große Anerkennung.

Otto Henne-Am Rhyn.

Anthropologische Literatur.

Der Mensch vor der Zeit der Metalle. Von N. Joly. Mit 136 Abbildungen in Holzschnitt. Autorisirte Ausgabe. (Internationale wissenschaftliche Bibliothek, 46. Band.) Leipzig, Brockhaus. 1880. 8. 8 M.

Das herrschende naturwissenschaftliche Thema der Gegenwart, die Urgeschichte des Menschengeschlechts, hat in dem Werke des französischen Gelehrten N. Joly: „Der Mensch vor der Zeit der Metalle", eine treffliche neue Bearbeitung gefunden, welche die Beachtung des Lehrers sowol als des Schülers, des Laien nicht nur, sondern auch des Fachmanns verdient.

Der Verfasser, wie er selbst bemerkt, „ein von den Lehren seiner Religion völlig überzeugter Katholik", stellt gleichwol an die Spitze seiner Kundgebungen den Satz:

> Die Naturwissenschaft ist nicht abhängig von irgendeinem philosophischen System oder einer Religion. Gibt es etwa eine protestantische und eine katholische Geometrie, Physik oder Physiologie?

Diesem Satze, auf welchen er im Verlaufe seiner Besprechungen wiederholt zurückkommt, bleibt er, nach Ansicht des Referenten, in allen Theilen der reichhaltigen Schrift vollkommen treu, indem er namentlich auch die gewagten Annahmen der dogmatisirenden neuern Naturphilosophie nicht ohne strenge Beurtheilung läßt.

Wir sind bei Lesung des Joly'schen Werks unwillkürlich an die Schlußworte des Berichts über die wichtigsten wissenschaftlichen Leistungen des letzten Jahres auf dem Gesammtgebiete der Anthropologie in Deutschland erinnert worden, welchen in der zweiten Sitzung der elften allgemeinen Versammlung der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte zu Berlin am 6. August 1880 der Generalsecretär der Gesellschaft, Professor Ranke, erstattet hat; an die Worte: „Nur bei Festhaltung der strengsten wissenschaftlichen Methode — welche alle dogmatischen Festsetzungen auf das entschiedenste zurückweist — können die Naturwissenschaften das sein, was sie sein sollen und wollen: ein Hauptlehrmittel des Volks. Und bei keiner naturwissenschaftlichen Disciplin mag dieser Satz mehr Geltung behaupten als bei der unsern: der Anthropologie, der Lehre vom Menschen."

Nach Ansicht des Referenten ist es eine gleiche Grundanschauung, die dem Joly'schen Werke seinen Charakter verleiht, was dessen Werth nicht unwesentlich erhöhen dürfte, trotz dem mäßigen Umfange des Buchs, die Fülle des darin angesammelten Materials eine sehr bedeutende, der Schatz des in fesselnder Weise Vorgetragenen ein sehr reichhaltiger ist.

Das Werk zerfällt in zwei Theile: „I. Das hohe Alter des Menschengeschlechts", „II. Die Uranfänge der Civilisation", in deren erstem der Verfasser „die bisjetzt aufgestellten zahlreichen Beweise sammt allen Einzelheiten der dahin zielenden Forschungen, welche für das hohe Alterthum des Menschengeschlechts Zeugniß ablegen", zur Kenntniß zu bringen sucht, indem er weiter im zweiten Theile „die Sitten und Gebräuche, die Industrie und Kunst, die moralischen und religiösen Begriffe des vor der Metallzeit lebenden Menschen zu erörtern und ein möglichst getreues Bild von dessen Sein und Wesen zu entwerfen" bestrebt ist.

Dem entsprechend gliedert sich weiter der erste Theil in neun Kapitel über folgende Gegenstände: „Das vorgeschichtliche Zeitalter"; „Boucher de Perthes' Forschungen"; „Die Knochenhöhlen"; „Torfmoore und Kjökkenmöddings"; „Die Pfahlbauten und die Nuraghi"; „Gräber"; „Der vorgeschichtliche Mensch in Amerika"; „Der Tertiärmensch"; „Das hohe Alter des Menschen".

Der zweite Theil zerfällt in acht Kapitel des folgenden Inhalts: „Das häusliche Leben"; „Die Industrie"; „Der Ackerbau"; „Die Schiffahrt und der Handel"; „Die schönen Künste"; „Sprache und Schrift"; „Die Religion"; „Ein Bild des Quartärmenschen". Diese Kapitel zerfallen weiter in verschiedene einzelne Themata, deren specielle Angabe jedoch hier zu weit führen würde. Somit gewährt das Buch in dem von dem Verfasser bearbeiteten eigenthümlichen wissenschaftlichen Gebiete eine Umschau nach den verschiedensten Richtungen, und wir halten dafür, daß er die dabei ins Auge zu fassenden zahlreichen Gesichtspunkte mit klarem, verständnißvollem Forscherblicke in den Kreis seiner Erwägungen gezogen hat.

Insbesondere ist in dem ersten Kapitel des ersten Theils eine kurze Schilderung der verschiedenen geologischen Phasen gegeben, die unser Erdball zu durchlaufen gehabt, ehe er seine gegenwärtige Gestalt erhielt, was zum Verständniß des darauf folgenden Inhalts von wesentlichem Nutzen, für den Leser aber eine ebenso anregende als belehrende Einführung in den interessanten weitern Inhalt des Buchs ist.

Mit Einrechnung der dem Drucke eingefügten 136 Holz-

schnitte umfaßt das Buch 433 Octavseiten Text und ein Register von 17 zweispaltigen Seiten, welches nebst der besondern Inhaltsübersicht von 5 Seiten das Aufsuchen einzelner Gegenstände unterstützt. Die Sprache und sonstige Behandlungsweise ist eine leichtverständliche und anziehende. So heißt es unter anderm:

Fern liege uns der Gedanke, einen blinden Glauben jenen gewagten oder mindestens voreiligen Berechnungen zu schenken, mit deren Hülfe gewisse Gelehrte den Versuch machten, mit mehr oder minder dehnbaren Ziffern sowol das erste Auftreten des Menschen auf der Erde wie auch die verhältnißmäßige Dauer jener Zeitalter zu bestimmen, die der Mensch in unserm Europa zu durchschreiten hatte, um aus dem Zustande völliger Barbarei auf den jetzt erreichten Bildungsgrad zu gelangen. Wenn die hervorragendsten Gelehrten sagen, daß die Wissenschaft noch nicht einmal im Stande sei, die genauen Daten jener Zeit anzugeben, an die der Anfang der ägyptischen Annalen grenzt, wenn sie uns ferner darauf verweisen, daß man vor funfzig Jahren noch nicht ein einziges Wort von der Geschichte jener Zeit kannte, ist es dann nicht thöricht, wenn man sich vermißt, die Urarchive des Menschengeschlechts mit einem Schlage wiederherzustellen und sich einbildet, sämmtliche Urkunden zu besitzen, die zur Ausführung einer so schwierigen und so riesengroßen Arbeit erforderlich sind?

Und als Randbemerkung ist dem hinzugefügt:

Bei Bohrungen in dem lehmigen Boden des Nilthals fand man zwei gebrannte Steine; der eine lag 18 Meter und der andere 22 Meter tief. Wenn man die Ablagerung, die der Fluß in einem Jahrhundert absetzt, auf 15 Centimeter berechnet, so würde man dem ersten dieser Steine ein Alter von 12000 und dem zweiten ein Alter von 14000 Jahren zuschreiben müssen. Auf gleiche Berechnungen gestützt, läßt Burmeister das erste Erscheinen des Menschen auf ägyptischer Erde vor 72000 Jahren stattgefunden haben, und Draper behauptet, der europäische Mensch sei Zeuge des letzten Eindringens der Gletscher gewesen und besitze somit ein Alter von 250000 Jahren.

So finden in dem interessanten Buche auch einander entgegenstehende Ansichten geeignete Erwähnung. Dabei erscheint es aber im besondern bemerkenswerth, daß, wie der Verfasser andeutet, derselbe schon im Jahre 1835, mithin bereits vor 45 Jahren, auf dem hier fraglichen Gebiete forschend thätig gewesen und mit seinen Erstlingsbestrebungen in jener Wissenschaft, „deren Dienst er fast sein ganzes Leben geweiht", damals auch schon an die Oeffentlichkeit getreten ist. Daß gerade der französische Boden in Rücksicht auf die sich hier stellenden Fragen ganz besonders reiches Material geliefert hat, bedarf kaum der Erwähnung. Das Buch legt indeß auch davon beredtes Zeugniß ab. Möge dasselbe einen recht zahlreichen Leserkreis finden!

Biographisches.

1. Der General Hans Ludwig von Erlach von Castelen. Ein Lebens- und Charakterbild aus den Zeiten des Dreißigjährigen Kriegs. Bearbeitet nach zeitgenössischen Quellen von August von Gonzenbach. Erster Theil. Mit einem Bildniß des Generals von Erlach und einem Bande Urkunden. Bern, Wyß. 1880. Gr. 8. 13 M.

Am 9. October 1639 schloß das Directorium, dem Herzog Bernhard von Weimar kurz vor seinem im Juli desselben Jahres erfolgten Tode die Führung seiner Armee anvertraut hatte, mit der Krone Frankreich einen Vertrag, durch welchen dieser die Dienstpflicht des seit dem Jahre 1635 unter ihrer Autorität kämpfenden Heeres gesichert und die von ihm besetzten Plätze und Landschaften, namentlich die hochwichtige Festung Breisach sammt dem zugehörigen Breisgau, überlassen wurden. Diese Uebereinkunft ist ihren Urhebern von der neuern deutschen Geschichtschreibung wiederholt zu einem schweren Vorwurf, ja zum Verbrechen gemacht worden. Nachdem schon Röse in seiner „Geschichte Herzog Bernhard's" (1829) sie der Bestechlichkeit und des Verraths geziehen hatte, wurde diese Beschuldigung später von Barthold („Geschichte des großen Kriegs"), W. Menzel und vor kurzem noch von Molitor in seiner Schrift „Der Verrath von Breisach" (1875) mit immer größerer Schärfe und Bestimmtheit ausgesprochen. Insbesondere richtet sich die Anklage gegen den Generalmajor von Erlach, der als der erste der vier Directoren die Convention im Auftrage seiner Collegen zum Abschluß gebracht hat. Er ist ihr zufolge der „Judas", der, durch französisches Geld erkauft, aus gemeiner Gewinnsucht in bewußter Absicht deutsche Truppen und deutsches Land dem Reichsfeinde hinterlistig in die Hände spielte und so zum Verräther an seinem frühern Dienstherrn, dem Herzog, wie an dessen Armee und dem Vaterlande wurde.

Ein solches Verdict ist, wenn es sich als begründet erweist, allerdings geeignet, den Namen und das Andenken des Mannes, welchen es trifft, mit unauslöschlicher Schande zu bedecken. Schon deshalb muß sich jeder, der dasselbe für ungerecht hält, auch abgesehen von der Pflicht, für die historische Wahrheit einzutreten, gedrängt fühlen, seine abweichende Ansicht zur Geltung zu bringen. Der Verfasser des vorliegenden Werks ist in diesem Falle. Er hat aus dem sorgfältigen Studium der „hundert Foliobände von Originalacten", die, lange Zeit im Erlach'schen Familienarchiv begraben, 1875 wieder ans Licht getreten sind, die Ueberzeugung gewonnen, daß die gegen den General erhobene Anklage all und jeden Grundes entbehrt, und daher mit Recht geglaubt, zur Ehrenrettung des vielgeschmähten Landsmanns das Ergebniß seiner Forschungen veröffentlichen zu müssen. Inwieweit ihm die Rechtfertigung desselben gelungen ist, wird sich nur nach einer eingehenden Prüfung des Details seiner Ausführungen beurtheilen lassen. Im allgemeinen darf man sagen, daß der Beschuldigte an ihm einen recht gewandten Verthei-

diger gefunden hat, der seine Sache mit großem Geschick zu führen weiß. Wohl vertraut mit den in Frage kommenden thatsächlichen und rechtlichen Verhältnissen, die er umsichtig in allseitige Erwägung zieht, versteht er es, das Thun und Lassen seines Clienten unter steter Bezugnahme auf das von ihm benutzte urkundliche Material in das für ihn günstigste Licht zu stellen. Dabei berührt sehr angenehm die maßvolle ruhige Haltung, die er durchgängig auch den vielfach leidenschaftlichen Ausfällen der Ankläger gegenüber bewahrt. Ohne Frage ist diese Apologie eine gründliche und gediegene Arbeit, die aufmerksame Beachtung verdient und selbst dann nicht geringen Werth beanspruchen darf, wenn ihre Resultate keine unbedingte Zustimmung finden sollten. Sie tritt aber auf in Form einer ausführlichen Lebensbeschreibung, die in dem vorliegenden ersten Theile (von 670 Seiten) bis zum Jahre 1642 fortgeführt wird.

Hans Ludwig von Erlach, geboren 1595 zu Bern, stammte aus einer alten angesehenen Patricierfamilie dieser Stadt. Ein längerer Aufenthalt in Genf, wohin er schon in sehr jungen Jahren geschickt wurde, gab ihm nicht nur Gelegenheit, sich eine große Fertigkeit im Gebrauch der französischen Sprache zu erwerben, er begründete auch die streng calvinistischen Ueberzeugungen, welche ihn durch sein ganzes Leben begleitet haben. Nachdem er dann fünf Jahre als Page am Hofe Christian's von Anhalt gelebt, trat er, mündig geworden, alsbald in fremde Kriegsdienste. In der Schlacht am Weißen Berge, an welcher er bereits als Hauptmann in der Armee des Anhaltiners theilnahm, wurde er gefangen genommen. Kaum losgekauft, stellte er sich unter die Fahne des Markgrafen Johann Georg von Jägerndorf, später des wilden Christian von Braunschweig, endlich, als dessen Heer sich auflöste, unter die Gustav Adolf's, der ihn im Kriege mit Polen zum Generalquartiermeister mit dem Range eines Obersten ernannte. Nach Abschluß des Friedens kehrte er 1626 in seine Heimat zurück, wo er sich mit einer Cousine, einer Waise und reichen Erbin, vermählte und in den Großen Rath, bald auch (1629) in den regierenden Kleinen Rath aufgenommen wurde. In dieser Stellung entfaltete er bis zum Jahre 1637 unausgesetzt eine rege militärisch-politische Thätigkeit, die bei den mannichfachen Wirren und Verwickelungen, in welche damals die neutrale und confessionell gespaltene Schweiz durch die Ansprüche und Uebergriffe der an ihren Grenzen operirenden Armeen gerieth, seinen Landsleuten sehr zu statten kam.

Der Verfasser meint und nicht ohne Grund, daß dieses Vorleben seines Helden, wie er es in den beiden ersten Kapiteln schildert, doch nicht berechtige, ihn mit Wolfgang Menzel in verächtlicher Weise als einen „Abenteurer und Allerweltsdiener" zu bezeichnen. Er hat auch, scheint uns, recht, wenn er behauptet, daß nicht Erlach den Dienst des Herzogs Bernhard gesucht, sondern dieser ihn zum Eintritt in denselben veranlaßt habe. Bernhard war es, der, als er im Jahre 1637 an den Rhein rückte, um den Krieg auf das rechte Ufer hinüberzuspielen, wiederholt den Rath und Beistand des ihm seit längerer Zeit bekannten Schweizers in Anspruch und dabei Gelegenheit nahm, ihn für sich und seine Sache zu gewinnen. Als ihm dies gelungen war, löste Erlach die dienstlichen Beziehungen zu seiner Vaterstadt und schloß sich dem Herzog an, der ihn als seinen Generalmajor oder, wie man heutzutage sagen würde, als Chef des Stabes an die Spitze der Armee stellte. Fortan bestand zwischen den beiden Männern ein recht nahes persönliches Verhältniß; sie stimmten eben, wie dies der Verfasser genauer ausführt, trotz ihrer sehr verschiedenen Natur- und Charakteranlagen in Auffassung und Gesinnung so sehr überein, daß jeder im andern gleichsam sich selbst achtete und ehrte. In seiner neuen Stellung nun leistete Erlach dem Herzog sehr wesentliche Dienste. Eine Mission nach Paris, womit ihn dieser bald nach seiner Bestallung betraute (Mai 1638), wurde geschickt und nicht ohne Erfolg ausgeführt. Als er dann zur Armee zurückkehrte, war der glänzende Sieg von Wittenweyer zwar schon erfochten, doch bot die nun beginnende Belagerung von Breisach Raum und Anlaß zu einer umfassenden Thätigkeit, zumal ihm der Herzog, in dieser Zeit sehr leidend, das Obercommando vor der Festung übertrug (November). Bald erhielt er einen noch ehrenvollern Beweis des unbegrenzten Vertrauens, welches der Fürst in ihn setzte. Derselbe ernannte ihn, als Breisach im December capitulirt hatte, zum Gouverneur dieses wichtigen Platzes, als welcher er zugleich die Regierung der umliegenden Landschaft zu leiten hatte (Kap. 6). Der Verfasser, der, um das hier beiläufig zu bemerken, die diplomatischen Verhandlungen wie die kriegerischen Actionen, deren seine Erzählung gedenkt, überall ausführlich darstellt, berichtet auch eingehend (in Kap. 7) über die militärische, administrative und politische Thätigkeit, welche Erlach auf seinem verantwortungsvollen Posten entwickelte. Dieselbe erfuhr übrigens eine längere Unterbrechung, als er zu einer neuen Sendung an den französischen Hof berufen wurde.

Die Eroberung Breisachs vermehrte die Macht und das Ansehen des Herzogs in hohem Grade; sie übte aber auch auf seine Beziehungen zu Frankreich einen störenden Einfluß. Er trug sich damals mit dem Plane, das ihm längst unbequeme Abhängigkeitsverhältniß, in welchem er bis dahin zur französischen Krone gestanden hatte, zu lösen und als Beherrscher der von ihm eroberten Länder, des Elsasses und des Breisgaus, ihr gegenüber eine unabhängige Stellung zu gewinnen. Zu dem Ende wollte er die Festung Breisach, den Stütz- und Mittelpunkt des neu zu gründenden Fürstenthums, in seinem ausschließlichen Besitz behalten, während die Franzosen, nicht unbekannt mit seinen Absichten, dieselbe für sich in Anspruch nahmen. Darüber kam es dann zu unerquicklichen Verhandlungen, die, zumal es auch an anderweitigen Differenzen nicht fehlte, zu einer bedenklichen Spannung führten. Unter diesen Umständen hielt es der Herzog für rathsam, seinen Generalmajor, der

sich bei jener frühern Mission so trefflich bewährt hatte und in Paris persona grata war, abermals zur Vertretung seiner Interessen dorthin zu schicken (April 1639): ein unheilvoller Schritt, wenn man den Anklägern Erlach's glauben darf, denn sie behaupten, daß bei dieser Gelegenheit die Bahn des Verraths von ihm betreten worden sei, indem er, mit einem Jahrgehalt von 12000 Livres bestochen, dem König und seinen Ministern feierlich in die Hand gelobt habe, nach dem etwaigen Tode des Herzogs Breisach für den Dienst Frankreichs zu bewahren. Der Verfasser weist diese Beschuldigung indeß entschieden zurück. Zwar kann er die Pension nicht in Abrede stellen; er führt aber, wie uns scheint, mit überzeugenden Gründen aus, daß dieselbe, weil dem Herkommen entsprechend, durchaus unverfänglich gewesen und ihre Annahme nicht habe verweigert werden können, ohne den König empfindlich zu verletzen und die Interessen des Herzogs zu gefährden. Er sucht ferner zu zeigen, daß das angebliche Handgelöbniß nie geleistet, die in Rede stehende Versicherung vielmehr nur gesprächsweise den französischen Ministern gegeben worden und um so weniger zu incriminiren sei, da sie, wie die Dinge einmal lagen, selbstverständlich gewesen und der Herzog selbst eine wesentlich gleiche Erklärung abgegeben habe. Auch war der letztere mit dem Verhalten seines Gesandten durchaus einverstanden, wie schon der Umstand beweist, daß er ihn bald nach seiner Rückkehr nochmals nach Paris entsenden wollte, um auf Grund neuer Instructionen weiter zu verhandeln. Bevor er indeß diese Absicht ausführen konnte, starb er (8./18. Juli zu Neuenburg am Rhein). Ob eines natürlichen Todes oder, was später vielfach geglaubt wurde, an Gift, läßt auch der Verfasser unentschieden. Doch meint er, daß jedenfalls an einen politischen Mord, wie er dem Cardinal Richelieu, von andern der liguistischen Partei zur Last gelegt werde, nicht zu denken, sondern, wenn wirklich eine Vergiftung stattgefunden habe, dieselbe der Privatrache zuzuschreiben sei. Nach dem Tode des Herzogs aber fragte es sich, wem sein werthvolles Erbe, das Heer und die von ihm besetzten Länder, zufallen solle. An Bewerbern fehlte es nicht; sowol der Kaiser wie Frankreich und Schweden, der Herzog Wilhelm von Weimar und der Pfalzgraf Karl Ludwig bemühten sich mehr oder weniger eifrig, ihre Ansprüche und Hoffnungen zu verwirklichen. Es würde zu weit führen, in die speciellen Erörterungen einzutreten, welche der Verfasser den nun folgenden Verhandlungen widmet. Wir beschränken uns darauf, die wichtigern Momente kurz anzugeben, die er zur Rechtfertigung des im Eingange erwähnten Vertrags und seiner Urheber geltend macht.

Der rasche Abschluß der Uebereinkunft, den der Generalmajor in verrätherischer Absicht beschleunigt und durch eine schlau berechnete Ueberrumpelung seiner Collegen herbeigeführt haben soll, war unbedingt nothwendig, weil nur so verhindert werden konnte, daß die Armee, deren Erhaltung in ihrem bisherigen Bestande der Herzog den Directoren dringend ans Herz gelegt hatte, sich auflöste oder in feindliche Hände fiel. War aber Gefahr im Verzuge, so blieb nur übrig, sich mit Frankreich zu verständigen, weil dessen Mitbewerber, namentlich die in erster Linie berechtigten Brüder des Herzogs, weder gewillt noch in der Lage waren, die Bedingungen zu erfüllen, von welchen die Uebernahme des Erbes abhing. Was den Inhalt des Vertrags angeht, so bewilligte derselbe den Franzosen keineswegs, was sie gewollt und erstrebt hatten: die uneingeschränkte Verfügung über das Heer und die von ihm besetzten festen Plätze und Länder, sondern im wesentlichen nur so viel, als ihnen vom Herzog selbst in frühern Verträgen und in seinem Testament zugestanden worden war. Man kann ihm auch nicht vorwerfen, daß er es gewesen, der das Elsaß, den Sundgau und die Festung Breisach in den bleibenden Besitz Frankreichs gebracht habe; wenn diese Reichstheile später durch den Westfälischen Frieden abgetreten wurden, so geschah es, weil Kaiser und Reich damals außer Stande waren, sie zu behaupten.

Leider ist das nur zu richtig; fraglich aber scheint uns, ob der Verlust so unvermeidlich gewesen wäre, wenn die Franzosen das streitige Object nicht schon in Händen gehabt hätten. Daß sie aber im Besitz waren, verdankten sie zu einem guten Theil dem in Rede stehenden Vertrage. Der Verfasser betont wiederholt, daß derselbe an dem bisherigen Stande der Dinge wenig oder nichts geändert habe. Unsers Erachtens hat er ihn recht erheblich, und zwar zu Gunsten Frankreichs modificirt. Zunächst dadurch, daß er die Armee, welche bis dahin doch nur, weil und so lange es dem Herzog beliebte, im Dienst der französischen Krone stand, dieser unmittelbar verpflichtete und ihr an Stelle des deutschen Fürsten einen französischen General zum obersten Anführer gab. Dann auch insofern, als er bestimmte, daß fortan die Besatzung der festen Plätze zur Hälfte aus Franzosen bestehen und die Ernennung der Gouverneure dem König von Frankreich überlassen bleiben solle. Die beschränkenden Clauseln, welche diesen Zugeständnissen beigefügt wurden, wollen nicht viel bedeuten und konnten jedenfalls nicht hindern, daß die Franzosen durch geschickte Ausnutzung des Vertrags Herren der deutschen Truppen und Länder wurden. In Bezug auf die letztern meint nun zwar der Verfasser, daß deren eventuelle Ueberlassung an die Franzosen vom Herzog selbst gewollt worden sei; denn dieser habe in seinem Testament erklärt, daß im Falle keiner von seinen Brüdern die Erbschaft antreten würde, Frankreich den Vorzug und das Recht haben solle, die festen Plätze in Gemeinschaft mit seinen Truppen zu besetzen. Indeß davon abgesehen, daß der Vertrag abgeschlossen wurde, bevor die Brüder des Herzogs sich definitiv entschieden hatten, daß ferner im Testament weder von einem französischen Obercommando noch von königlichen Gouverneuren die Rede ist, geht auch die Convention über den ausdrücklichen Vorbehalt des Herzogs, nach welchem die eventuell einzuräumenden Gebiete bei einem künftigen Frieden dem Deutschen Reiche zurückgegeben wer-

den sollten, hinweg, ohne dessen Ausführung irgendwie zu sichern oder ihn auch nur zu erwähnen. Gewiß war es unter den gegebenen Umständen sehr schwierig und vielleicht unmöglich, andere Bedingungen durchzusetzen. Daß aber der Vertrag in seiner gegenwärtigen Fassung den Intentionen des Herzogs, wie sie namentlich in der letzten Zeit seines Lebens deutlich hervortraten, widersprach und die deutschen Interessen zu Gunsten der französischen hintansetzte, läßt sich nicht verkennen.

Indeß liegt doch kein genügender Grund vor, den Generalmajor deshalb für einen Verräther an seinem Vaterlande zu erklären. Verrath wird nur geübt, wo Treue gelobt oder selbstverständlich ist, und bei Erlach trifft weder das eine noch das andere zu. Die Schweiz war, wenn sie auch nominell noch zum Deutschen Reiche gehörte, ihm doch thatsächlich längst entfremdet. Man kann es daher einem Angehörigen dieses Landes nicht zum Vorwurf machen, wenn er in seinem Denken und Handeln den Deutschen verleugnete oder vielmehr vermissen ließ. Ebenso wenig ist ihm zu verargen, daß seine persönlichen Sympathien Frankreich zugewandt waren. Schon die nahen Beziehungen, welche in seiner weitern und engern Heimat seit lange mit diesem Lande unterhalten wurden, mußten dahin führen. Es kam hinzu, daß der eifrige Protestant, nicht anders wie seine Glaubensgenossen in Deutschland, in ihm den Schirm und Hort der evangelischen Freiheit erblickte. Ob er in dieser Zuneigung durch den klingenden Lohn, welcher ihm zutheil wurde, bestärkt worden ist, mag dahingestellt bleiben. Die pecuniären Vortheile, die ihm sein Verhalten eintrug, beweisen noch nicht, daß er durch sie bestimmt wurde. Was wir von ihm hören und wissen, berechtigt keineswegs zu der Annahme, daß er Motiven solcher Art einen irgendwie entscheidenden Einfluß eingeräumt habe. Freilich ist behauptet worden, er habe sich in seiner Geldgier sogar an dem Privateigenthum des Herzogs vergriffen und dessen Kleinodien widerrechtlich für sich behalten. Doch zeigt der Verfasser namentlich in Kap. 12, welches die Verhandlungen über das Mobiliarvermögen Bernhard's in gewohnter Ausführlichkeit mittheilt, daß diese schwere Beschuldigung durchaus unbegründet ist.

Mit diesem Abschnitt schließt übrigens der hier vorliegende erste Theil des Werks. Beigegeben ist ein 265 Seiten starker Band mit 119 Urkunden, welche vom Juli 1637 bis zum September 1639 datiren und, manche von ihnen zum ersten mal, im Originaltext abgedruckt sind.

2. Jean Jacques Rousseau. Sein Leben und seine Werke. Biographische, kritische und historische Studie nebst bisher noch ungedruckten Actenstücken und einem Porträt J. J. Rousseau's. Von A. Meylan. Bern, Haller. 8. 2 M.

Als vor zwei Jahren das Centenarium J. J. Rousseau's in Frankreich und Genf festlich begangen wurde, durfte man wol der Hoffnung Raum geben, daß die Feier des Tags sich nicht in Aufzügen, Diners und Festreden erschöpfen, sondern in mehr oder weniger werthvollen Schriften über das Leben und die Wirksamkeit des Gefeierten bleibende Denkzeichen hinterlassen werde. Diese Erwartung ist denn auch nicht ganz unerfüllt geblieben; es sind in der That bei der in Rede stehenden Gelegenheit einige Beiträge zur nähern Kenntniß Rousseau's, und zwar des Menschen wie des Schriftstellers, veröffentlicht worden. Groß ist die Zahl derselben eben nicht; auch imponiren sie, soweit sie uns zu Gesicht gekommen sind, weder durch ihren Umfang noch durch einen bedeutsamen, Neues von Belang bietenden Inhalt. Anspruch auf größere Beachtung hat unter ihnen wol nur eine Sammlung von Aufsätzen, die aus der Feder hervorragender genfer Gelehrten geflossen, sich theils mit der Persönlichkeit ihres berühmten Landsmanns und seinen Beziehungen zur Vaterstadt, theils mit dem Inhalt und den Wirkungen seiner Schriften beschäftigen („Jean Jacques Rousseau, jugés par les Genevois d'aujourd'hui, 1879") und in ihrer Verbindung gewissermaßen ein Gesammtbild Rousseau's und seiner einflußreichen Thätigkeit darbieten, in welchem, wenn auch kaum neue, so doch die charakteristischen Züge des Gegenstandes in interessanter Beleuchtung hervortreten. Freilich würde es weit wirksamer sein, wenn es, statt aus einer Mehrheit von mannichfach abweichenden Gesichtspunkten, einheitlich concipirt und ausgeführt worden wäre. Auffallend genug, daß sich bis dahin noch kein Genfer der anziehenden und gewiß auch dankbaren Aufgabe unterzogen hat, das Leben und Wirken Rousseau's im Zusammenhange darzustellen. Der Ort und die Hülfsmittel, die er für eine solche Arbeit bietet, namentlich die intime Kenntniß von Land und Leuten, die dem Bewohner zu Gebote steht, hätten, sollte man denken, längst dazu anregen müssen. Man ist indeß über Detailforschungen und die monographische Behandlung einzelner Punkte nicht hinausgekommen. Allerdings läßt sich, was von den Genfern gilt, von den Franzosen überhaupt sagen. Ihre Literatur weist zwar eine große Zahl von Schriften auf, welche Rousseau und seine Werke zum Gegenstande haben; doch entbehrt sie immer noch einer Biographie, die des Mannes und ihrer selbst würdig wäre.

Von den Büchern aber, die zu seiner „hundertjährigen Gedächtnißfeier" erschienen sind, bietet die eingangs genannte „Studie" Meylan's weit weniger, als ihr etwas anspruchsvoller Titel in Aussicht stellt. Vorab sei bemerkt, daß die Lektüre derselben nicht gerade anziehend ist. Möglich, daß sie sich in der gleichzeitig veröffentlichten französischen Ausgabe, die ja wol den ursprünglichen Text wiedergibt, besser liest. Die vorliegende deutsche Bearbeitung bleibt in Sprache und Stil weit hinter den Anforderungen zurück, die man billigerweise stellen darf. Belege dafür finden sich auf jeder Seite; wir führen hier nur die spaßhafte Uebersetzung des Verses an, welchen Rousseau einem Porträt Friedrich's des Großen beifügte: „La gloire, l'intérêt, voilà son Dieu, sa loi." („Ruhm und Betheiligung sind sein Gott, sein Gesetz.") Sprachliche Sünden dieser Art würden weniger in die Augen fallen, wenn ein reicher und gediegener Inhalt für den mangelhaften Ausdruck entschädigte. Doch dem ist hier leider

nicht so. Was von den obligaten Festschriften in der Regel gilt, scheint auch bei dieser zuzutreffen: sie werden meist ohne genügende Vorbereitung begonnen und, weil die Zeit drängt, zu hastig vollendet. Die Folge ist, daß sie statt einer gründlichen, auf sorgfältigen Studien beruhenden Erörterung des Gegenstandes nur ein oberflächliches Gerede darbieten, welches seinen bekannten Inhalt meist aus secundären Quellen schöpft. Viel mehr als ein solches gibt auch unsere Schrift nicht. Wer in ihr Aufschluß über die innere Entwickelung Rousseau's, über das Verhältniß des Schriftstellers zu seinen Werken oder über deren Bedeutung für die Mit- und Nachwelt sucht, wird nur wenig und kaum etwas Neues finden. Selbst über die Vorgänge des äußern Lebens enthält sie meist nur dürftige, nicht selten ungenaue und manchmal geradezu unrichtige Angaben. Die „bisher ungedruckten Actenstücke" aber, welche sie mittheilt, sind im ganzen von geringer Erheblichkeit.

So haben die Auszüge aus öffentlichen Urkunden, welche den Civilstand und die Besitzverhältnisse der Rousseau'schen Familie betreffen, soweit deren Inhalt nicht schon bekannt war, keinen sonderlichen Werth. Man wußte längst, daß Jean Jacques in der Grand'rue und nicht in dem Hause der nach ihm benannten Straße, welches eine Inschrift als seine Geburtsstätte bezeichnet, geboren worden ist. Er wurde in ihm aber auch nicht, wie der Verfasser angibt, erzogen, da sein Vater es nie bewohnt hat. Eine andere kleine Festschrift von Eugen Ritter („Jean Jacques et sa famille", 1878) weist nach, daß die Erzählung, welche die Mutter Rousseau's während eines Besuchs bei ihren in der Grand'rue wohnenden Verwandten von den Wehen überrascht werden läßt, unbegründet ist, vielmehr sein in dieser Straße gelegenes Geburtshaus auch die Wohnung seiner Aeltern war, aus welcher der Vater erst einige Jahre später in die jetzige Rue Rousseau, doch nicht in das die Inschrift tragende Haus, übersiedelte. Ritter zeigt ferner, daß die Mutter Jean Jacques' nicht, wie dieser in seinen „Confessions" angibt, die Tochter, sondern eine Nichte des Pfarrers Bernhard gewesen, und berichtet dann einige Thatsachen aus dem Leben des alten Rousseau und seiner Schwestern, die, wenn auch im Grunde ohne große Bedeutung, immerhin geeignet sind, das helle Licht, in welchem der Sohn und Neffe seine Angehörigen erscheinen läßt, in etwas zu trüben.

Verdienstlich ist in dem Buche von Meylan die Mittheilung der Verfügungen, durch welche die Regierungen von Bern und Genf, als Rousseau 1762 infolge des vom pariser Parlament gegen ihn erlassenen Haftbefehls Frankreich verließ, um auf dem Boden der Schweiz eine Zuflucht zu suchen, seine Schriften verurtheilten und ihn selbst aus ihren Gebieten auswiesen. Freilich constatiren diese Documente nur die Thatsache der Verfolgung; über ihre Motive wie über die Personen, welche hinter den Coulissen thätig waren, geben sie keine neuen Aufschlüsse. Wir finden sie deshalb weniger interessant als manche der Notizen, die der Verfasser den Aufzeichnungen anderer entnimmt. Was z. B. Gallif über die Familie Rousseau's bemerkt, widerlegt die weit verbreitete Ansicht, daß dieser Demokrat aus dem eigentlichen Volke entsprossen sei. Er sagt:

> Die Familie Jean Jacques' stammte aus Paris und befand sich bei ihrer Uebersiedelung nach Genf in sehr guten Verhältnissen. Ihre Verbindungen mit der adelichen Familie de Bude lassen annehmen, daß sie ebenfalls adelich war. Gewiß ist, daß Rousseau mit den angesehensten und mächtigsten Familien der Republik verwandt war.

Ein anderer Historiker, Baron Grenus, erklärt den reinen Stil Rousseau's und die Ueberlegenheit, mit welcher er die französische Sprache beherrscht, aus dem Umstande, daß er stets nur Vorältern gehabt, welche aus dem Lande, wo das Französische Nationalsprache war, stammten.

Abgesehen von solchen Entlehnungen, findet sich in der vorliegenden Schrift kaum etwas, wodurch unsere Kenntniß vom Leben Rousseau's vermehrt würde. Weniger noch bietet sie, wo sie von seinen Werken spricht. In Bezug auf diese begegnen sogar Aeußerungen und Angaben, die, falls sie nicht auf Uebereilung zurückzuführen sind, eine bedenkliche Unkenntniß verrathen. So ist zu lesen:

> In Mont-Louis gab er 1759 den Roman „Julie" heraus. ... In der im nämlichen Jahre erschienenen „Neuen Heloise" finden wir den Jean Jacques wieder, dem wir in den „Bekenntnissen" begegneten, zu welchen (?) die Heloise sozusagen die Ergänzung bildete.

Der Verfasser hält demnach die „Neue Heloise" für ein von der „Julie" verschiedenes Werk, während sie doch nur ein anderer Titel desselben Romans ist. Auch scheint er zu glauben, daß sie nach den viel später geschriebenen „Bekenntnissen" verfaßt wurde. Auf der vorhergehenden Seite heißt es: „Während die Polemik über die Encyklopädie sich schärfte, skizzirte Rousseau (in der Eremitage) die beiden Charaktere Woldemar und Julie." Eine Person mit dem Namen Woldemar kommt im Roman nicht vor; vermuthlich ist Wolmar gemeint, der aber erst im zweiten zu Montmorency verfaßten Theil desselben auftritt und hier wol für St.-Preux genommen wird. Ebendort findet sich die Aeußerung: „Wie man sieht, waren die «Institutions politiques» und die «Morale sensitive» von langer Hand vorbereitete Werke." Nach der Ansicht des Verfassers sind das also Schriften, die Rousseau nicht blos „geplant", sondern auch vollendet und publicirt hat. Die „Sensitive Moral" ist aber bekanntlich niemals ausgeführt worden und von den politischen Institutionen nur ein kurzer Auszug im „Contrat social" erschienen.

Von diesem letztern Werke sagt Meylan, es „habe bei seinem Erscheinen sofort eine noch nie dagewesene Aufnahme gefunden", während es im Gegentheil geraume Zeit kaum beachtet wurde. Er verwechselt es mit dem «Émile» auch insofern, als er die Verfolgung, welche sich gegen Rousseau erhob, nicht auf diese Schrift, sondern auf den „Contrat social" zurückführt.

Unrichtig ist die Angabe: „Rousseau wollte eben diesen Band seiner «Bekenntnisse» der Oeffentlichkeit übergeben", als die Polizei einschritt. Diese verbot lediglich die Fort-

setzung der Vorlesungen, in welchen der Verfasser den Inhalt seiner „Confessions" einem ausgewählten Kreise von Zuhörern mitzutheilen gedachte; den Druck des Werks zu untersagen, hatte sie keine Veranlassung, weil Rousseau an der Bestimmung festhielt, daß es erst nach seinem Tode veröffentlicht werden solle. Wenn an derselben Stelle berichtet wird: „Im Alter von 60 Jahren, d. i. im Jahre 1772, vollendete Rousseau seine verdienstvolle Arbeit über die Verfassung Corsikas", so ist zu bemerken, daß Rousseau weder zu dieser noch zu irgendeiner andern Zeit die in Rede stehende Arbeit vollendet hat. Begonnen hat er sie allerdings, als er in Motiers und auf der Petersinsel verweilte (1765); er gab sie aber auf, bevor die Franzosen sich im Jahre 1769 — nicht 1771, wie der Verfasser angibt — der Insel bemächtigten.

Doch genug der Berichtigungen. Das Gesagte wird hinreichen, um die Ansicht zu begründen, daß die Literatur über Rousseau durch die hier besprochene Schrift keine wesentliche Bereicherung erfahren hat.

Ferdinand Brockerhoff.

Feuilleton.

Ausländische Literatur.

Ein neues, gewiß auch für Laien höchst anziehendes Werk ist das von dem berühmten Charles Darwin mit Hülfe seines Sohnes Francis Darwin jüngst veröffentlichte: „The Power of Movement in Plants", worin die von Sachs und Frank angestellten Untersuchungen über die Verwandtschaft der Pflanzen mit den niedern Thiergattungen zu einem endgültigen Ergebniß geführt werden.

— John Daniel Leader hat in seinem Buche „Mary, Queen of Scots, in Captivity" einen neuen Beitrag zu der schon so umfangreichen Literatur, die sich um die Person dieser unglücklichen Königin angesammelt hat, geliefert. Er behandelt jedoch nur ihr Gewahrsam unter Shrewsbury, also den Zeitraum vom eigentlichen Anfange ihrer Gefangenschaft an bis zur Zeit, wo Sir Ralph Sadler beauftragt wurde, Shrewsbury, der seines Auftrags schon lange vorher recht überdrüßig war, abzulösen. Die „Saturday Review" erklärt das Buch für einen sehr guten Bericht über einen Zeitraum, der bisher ein vernachlässigtes Kapitel in Mary Stuart's Biographie gewesen ist.

Auch England hat, wie die Brockhaus'sche Verlagshandlung in Leipzig, seinen „Neuen Plutarch", und in diesem ist soeben „Haroun Alrashid, Caliph of Bagdad" von E. H. Palmer erschienen. Sowol in der Wahl des Helden als auch in der Behandlung, meint das ebengenannte Blatt, sei der Verfasser gleich glücklich gewesen, und seine freie Schilderung des originellen Charakters Harun-Al-Raschid's sei eine wirklich werthvolle Bereicherung der biographischen Literatur.

— Ein gewichtiges und gediegenes Werk ist „A History of Greek Sculpture from the Earliest Times down to the Age of Pheidias" von A. S. Murray. Die „Saturday Review" macht deutscher Gelehrsamkeit das freilich zweifelhafte Compliment, es gleiche dieses Buch dem eines geduldigen und völlig competenten deutschen Gelehrten aus den Tagen, wo deutsche Gelehrsamkeit noch nicht begonnen hatte, im Eifer nachzulassen, doch leide es andererseits auch an den Mängeln, welche so viele sonst vortreffliche Leistungen Deutscher entstellen. Es fehle seiner Darstellung nämlich die schöne Form; er kümmere sich mehr um den Stoff als um diese, und seine Sätze erscheinen wie vereinzelte Behauptungen, nicht wie Glieder in einer Kette von Beweisführung.

— Als erster Band einer neuen „Geschichte Europas in gemeinverständlichem und anziehendem Stil" ist „A History of Modern Europe" von C. A. Fyffe erschienen und wird in England als eine tüchtige Arbeit begrüßt.

— Der bekannte Reisende Samuel James Capper, der im Deutsch-Französischen Kriege auf Deutschlands Seite stand, hat ein neues Werk unter dem Titel „The Shores and Cities of the Boden See. Rambles in 1879 and 1880" veröffentlicht, welches wie seine frühern ähnlichen Leistungen neben der gelehrten Seite auch eine praktische hat.

— Zu den mehr als vierzig englischen Uebersetzungen des Goethe'schen „Faust" hat Thomas E. Webb eine neue hinzugefügt, die freilich nach dem Urtheil der englischen Presse die Bayard Taylor's nicht überflügelt hat. Besonderes Lob indessen wird seinem Vorwort und seinen Anmerkungen gespendet, die ein eingehendes Studium der Dichtung und viel Scharfsinn bekunden sollen.

— Unter dem allgemeinen Titel „Men of Light and Leading" hat A. J. Symington dem amerikanischen Dichter Bryant eine Biographie gewidmet, die des ausgezeichneten Mannes würdig ist.

Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Der „Saturday Review", Nr. 1312, entnehmen wir folgende Besprechungen:

„Biographien sind so oft unbefriedigend, daß derjenige, der sich zu einer solchen berechtigt hält, kaum getadelt werden kann, wenn er die Sache noch bei Lebzeiten selbst in die Hand nimmt. So scheint Franz Liszt verfahren zu sein, denn wenngleich das uns vorliegende Werk «Franz Liszt» von L. Ramann diesen Namen trägt und wol auch dieser sich bona fide als Autor betrachten darf, so ist es doch ganz augenscheinlich ein inspirirtes Werk, in dem Sinne jedoch, in welchem der Inspiration keine Gewährleistung für Unfehlbarkeit eingeräumt wird. Ramann läßt sich nirgends zur Angabe seiner Quellen herab, ausgenommen bei rein musikalischen Dingen, und innere Evidenz spricht dafür, daß er in allen biographischen, kritischen und psychologischen Einzelheiten an die Hauptquelle gegangen ist. In Liszt's eigener Hand nimmt seine Biographie ebenso sehr die Gestalt einer Apologie an wie die des Cardinals Newman, mit dem Unterschiede, daß, während Newman darthat, daß keine Entschuldigung nöthig war, Liszt sich fortwährend von seinen eigenen Sünden durch den leichten Ausweg reinigt, daß er die anderer dafür verantwortlich macht. Alles Unregelmäßige in der Musik und den Sitten hält er für ebenso genügend durch den Aufenthalt in Paris erklärt wie einen nassen Rock durch einen Sturz in die Themse. Wir wollen nicht zu genau nachforschen, ob Liszt je etwas ohne diesen Aufenthalt gewesen sein würde, der ihn mit Chopin und Paganini, Meyerbeer und Berlioz, George Sand und der Gräfin d'Agoult in Berührung brachte. So viel wenigstens ist klar, daß ohne denselben Ramann's Biographie wenig Interesse oder Werth außer für Musiker besessen haben würde. Das Bild der glänzenden, aber fieberischen Gesellschaft des ersten Jahrzehnts der Regierung Ludwig Philipp's ist jedoch höchst anziehend, so verkehrt auch der Versuch ist, sie als die Verderberin eines Mannes darzustellen, dem all ihre Schwächen angeboren waren."

Ueber „Ilios. Stadt und Land der Trojaner" von H. Schliemann heißt es: „Dies ist ein herrliches Beispiel dessen, was als die englische Forscherschule gekennzeichnet werden mag, die Methode nämlich, welche es zu ihrem ersten Geschäft macht, Thatsachen zu sammeln, von welchen später Verallgemeinerungen hergeleitet werden können. Hierin liegt keine Verschmähung der Theorie. Hätte sich Schliemann keine Hypothese hinsichtlich der Lage des homerischen Troja gebildet, so würde er keine praktischen Schritte gethan haben; wäre er ein bloßer Theoretiker gewesen, so würde seine Feder nie durch die Spitzaxt gerechtfertigt worden sein. Das einfache Aufgraben des Bodens mit einem Spaten hat Verblendungen zerstreut, welche drohten, nicht allein die Grundlagen griechischer Geschichte zu lockern, sondern auch griechische Mythologie und durch sie alle übrigen Mythologien zu verwirren und zu verdrehen. Was man auch immer von Schliemann's Ansichten über solche vergleichsweise geringfügige Dinge wie die Identificirung des Priamischen Palastes oder Agamemnon's Grab denken mag: jedenfalls hat er die historische Grundlage der homerischen Dichtung und die Persönlichkeit Homer's selbst in die Reihe historischer Wahrheiten gestellt. Wie die meisten großen Dinge, ist auch das Geheimniß seines großen Erfolgs äußerst einfach; es ist lediglich Schliemann's Bereitwilligkeit, Homer zuzutrauen, daß er sein eigenes Thema kenne."

Zu „Die Lieder und Sprüche des Omar Chäjjam, verdeutscht von F. Bodenstedt", bemerkt das Blatt: „Omar Chäjjam, von dessen Namen bis vor zehn Jahren kaum irgendein Engländer gehört hatte, kann jetzt fast, dank der meisterhaften Uebertragung von Fitzgerald, als ein eingebürgerter englischer Dichter gelten. Unsere Literatur bietet wenig Beispiele einer so erfolgreichen Verpflanzung von einer Sprache in die andere; sie wäre aber im Englischen ohne außerordentliche Freiheit in der Behandlung des persischen Textes nicht erreicht worden. Wie frei sie oft war, erhellt aus der genauern Uebertragung Bodenstedt's, die Omar dieselbe allgemeine Werthschätzung in Deutschland gewinnen kann, wie er sie bereits in England genießt. Während Bodenstedt's Uebersetzung indessen wortgetreuer und dem Geist des Urtextes ähnlicher ist als die Fitzgerald's, hat dieser bei weitem den Vorzug in der Form. Sein Versmaß gibt das Omar's so gut als möglich wieder und trägt einen persischen Stempel; in Bodenstedt's verschiedenartigen lyrischen Weisen jedoch scheint jede Spur von Orientalismus häufig verschwunden zu sein. Mit diesem Vorbehalt kann seine Uebertragung auf Grund ihrer Eleganz, ihres poetischen Gefühls und ihrer Vollständigkeit warm empfohlen werden.... Vom poetischen Gesichtspunkte aus ist sie ein Fortschritt selbst gegen seinen berühmten Mirza Schaffy, und man kann nicht rühmend genug von der Ausstattung des Bandes sprechen.... Sie ist indessen in keiner Hinsicht eine kritische Ausgabe und trotz aller Bemühungen eines M. Nicholas bleibt noch viel zur Feststellung des Textes zu thun übrig."

„Der Gegenstand von Adolf Stern's historischem Roman «Die letzten Humanisten»", sagt das Blatt, „gewährt viel Spielraum für malerische Situationen, die der Verfasser geschickt benutzt hat. Der Gegensatz zwischen den letzten Trümmern italienischer Cultur nach der päpstlichen und jesuitischen Reaction und den wilden Umgebungen der Ostseeinseln, wohin das Schicksal sie verschlagen hatte, ist gewaltig und anregend; und wenn auch Giordano Bruno bald vom Schauplatz verschwindet, so bleibt doch der Kampf zwischen Humanität und Barbarei, von dem er einer der Hauptvertreter ist, das belebende Motiv der Erzählung. Die Collision dieser streitenden Grundsätze ist mit großer Begabung geschildert und die Theilnahme des Lesers ist mit Gewandtheit für die Kinder des Lichts in Anspruch genommen."

„Trotz einiger Excentricität und Ziererei und viel zu häufiger Alliteration ist «Odhin's Trost» von Felix Dahn dennoch eine kraftvolle Erzählung, die mit vielen dichterischen Sagen aus der skandinavischen Götterlehre belebt ist."

Bibliographie.

Arbes, J., Meine Forschungen im Gebiete des Geistes. Zwei empiriseh-philosophische Untersuchungen. Pilsen, Maaseh. 1880. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Cauer, E., Zum Andenken an Gotthold Ephraim Lessing. Berlin, Grote. Gr. 8. 60 Pf.

Dippel, J., Der neuere Spiritismus. In seinem Wesen aufgezeigt und nach seinem Werthe geprüft. Würzburg, Woerl. Gr. 8. 1 M. 70 Pf.

Dorneth, J. v., Aus dem Kaukasus und der Krim. Nach eigenen Erlebnissen. Mit 6 Abbildungen. Wien, Hartleben. 8. 3 M. 25 Pf.

Elze, K., Lord Byron. 2te verm. Ausg. Berlin, Oppenheim. Gr. 8. 6 M.

Eppler, C. F., Blätter und Blüthen vom Lebensbaume. Gedichte. Bern, Wyß. 12. 2 M. 80 Pf.

Findel, J. G., Lessing's Ansichten über Freimaurerei. Eine Studie über „Ernst und Falk". Leipzig, Findel. Gr. 8. 60 Pf.

Frey, B., Aus alter Fehde. Berlin, Goldschmidt. 1880. 8. 3 M. 50 Pf.

Glaß, R., Gedichte. Altenburg, Bonde. 12. 2 M.

Grimme, F. W., Deutsche Weisen. Gedichte. Gesammtausgabe. Paderborn, F. Schöningh. 12. 3 M. 60 Pf.

Heinzel, M., Ock ni trübetimplig! Schläsche Verzählsel. Breslau, Max u. Comp. 12. 1 M.

Haber, R. v., Geschichte der Kavallerie des Deutschen Reiches. Berlin, Baensch. Gr. 8. 5 M.

Hillebrand, K., Zeiten, Völker und Menschen. 5ter Bd. — A. u. d. T.: Aus dem Jahrhundert der Revolution. Berlin, Oppenheim. Gr. 8. 6 M.

Die Hinrichtung des „Judenheiligen" Gotthold Ephraim Lessing durch Dr. E. Dühring in Berlin. Ein Echo aus dem Bregenzer Schriftstellerwinkel. Bregenz, Wagner. Gr. 8. 50 Pf.

Holst, H. v., Verfassung und Demokratie der Vereinigten Staaten von Amerika. 1ster Thl.: Staatensouveränetät und Sklaverei. 3te Abth.: Von der Annexion von Texas bis zum Kompromiß von 1850. — A. u. d. T.: Verfassungsgeschichte der Vereinigten Staaten von Amerika seit der Administration Jackson's. 2ter Bd. Berlin, Springer. Gr. 8. 12 M.

Holtz, L., Um und durch Spanien. Reiseskizzen, gesammelt auf einer im Jahre 1879 nach Spanien ausgeführten ornithologischen Reise. Wien, Hartleben. 8. 1 M. 80 Pf.

Der Humanismus das Princip der Freimaurerei. Eine Denkschrift. Leipzig, Findel. Gr. 8. 50 Pf.

Huth, A. H., Henry Thomas Buckle's Leben und Wirken. Auszugsweise umgearbeitet von L. Katscher. Leipzig, C. F. Winter. 8. 3 M. 60 Pf.

Jensen, W., Vor Sonnenwende. Breslau, Schottländer. 12. 2 M.

Die Juden in der Musik. Berlin, Heutze. Gr. 8. 50 Pf.

Kattenbusch, F., Der christliche Unsterblichkeitsglaube. Vortrag. Darmstadt, Würtz. Gr. 8. 80 Pf.

Kolkmann, J., Weg mit dem preußischen Schulzwange! Löbau Westpr., Skrzeczek. Gr. 8. 60 Pf.

Konservativ und Liberal. Von A. H. Karlsruhe, Reiff. 12. 40 Pf.

Krasiński, S. Graf, Die Sommernacht. Aus dem Polnischen von H. Blumenstok. Wien, Toeplitz u. Deuticke. Gr. 8. 1 M.

Linde, A. von der, Quellenstudien zur Geschichte des Schachspiels. Mit Unterstützung der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Berlin, Springer. Gr. 8. 20 M.

Th. Mommsen und sein Wort über unser Judenthum. Berlin, Heutze. Gr. 8. 20 Pf.

Mund, F., Heinrich Püllen's Liebesgeschichte. Humoreske aus dem Schülerleben. Herford, Bacmeister. 8. 80 Pf.

Ohorn, A., Schlichtes Volk. Vier Dorfgeschichten in Versen. Breslau, Schottländer. 12. 2 M.

Oswald, E., Inge von Rantum. Eine Sylter Novelle. Frankfurt a. M., Diesterweg. Gr. 8. 3 M. 50 Pf.

Pabst, O., Unserer militärischen Jugend. Kleine Beiträge zur Förderung der Selbsterziehung. Wien, Seidel u. Sohn. 1880. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Peyer, G., Die Erschließung Central-Africa's. Mit besonderer Berücksichtigung der Entdeckungsreise H. M. Stanley's und des gegenwärtigen Standes der Africaforschung dargestellt. Mit einer Karte. Basel, Bahnmeier. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Polko, Elise, Stimmungsbilder. Novellen und Skizzen. Breslau, Schottländer. 12. 3 M. 75 Pf.

Putlitz, S. G. Edler Herr zu, J. P. Proudhon. Sein Leben und seine positiven Ideen. Berlin, Hertz. Gr. 8. 2 M. 60 Pf.

Rangabé, A. R., Dukas. Tragödie. Aus dem Griechischen übersetzt von O. A. Ellissen. Breslau, Schottländer. 8. 4 M.

Ungarische Revue. Mit Unterstützung der ungarischen Akademie der Wissenschaften herausgegeben von P. Hunfalvy. 1ster Jahrgang. 1881. 12 Hefte. Budapest. Gr. 8. 10 M.

Reymond, M., Neuer Zeit- und Streit-Struwwelpeter. Ein Bilderbuch für junge Retter der Gesellschaft. Den Freunden des besonnenen Rückschrittes gewidmet. Illustrirt von F. Boscovits. Zürich, Trüb. 8. 1 M. 80 Pf.

Sanders, D., Abriß der deutschen Silbenmessung und Verskunst. Berlin, Langenscheidt. Lex.-8. 2 M. 50 Pf.

Wibmer, C., Aus meinem Leben. (2ter Thl.) Meine Reisen in Europa, Asien und Afrika in den Jahren 1827—1878. München, Franz. 8. 4 M.

Ziegelhain, B. v., Hans Laugendorf. Stuttgart, Metzler. 1880. 8. 3 M.

Anzeigen.

Soeben begann zu erscheinen und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der Orient.

Geschildert von

Amand von Schweiger-Lerchenfeld.

Mit 200 Illustrationen in Holzschnitt
und 32 Kartenbeilagen.

In 30 Lieferungen à 30 Kr. = 60 Pf.;

monatlich erscheinen 3 Lieferungen.

Das Werk ist im October 1881 vollständig.

Diesem glänzend ausgestatteten Werke liegt die bedeutsame Aufgabe zu Grunde, in Wort und Bild ein Gemälde jener Gebiete zu liefern, deren classische und culturgeschichtliche Vergangenheit seit jeher das Interesse der gebildeten Welt für sich beansprucht hat und deren Gegenwart und Zukunft die regste Theilnahme erwecken.

Der Name des durch seine Reisen im Orient und durch seine diesbezüglichen Schriften bestens bekannten Autors bürgt ebenso für die treffliche Gediegenheit des textlichen Theiles des Werkes, wie die Zahl ausgewählter Künstler für den illustrativen.

A. Hartleben's Verlag in Wien.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Kleiner italienischer Briefsteller

zum Studium für Deutsche.

Mit Worterklärungen und Anmerkungen
herausgegeben von
Johann Lardelli.

8. Geh. 1 M.

Mit diesen 100 ausgewählten Briefen aus der Privat- und Handelscorrespondenz, zum Theil den besten Schriftstellern entnommen, bietet der Herausgeber ein treffliches Hülfsmittel zur Bildung im italienischen Briefstil.

Soeben erschien:

RUMÄNISCHE DICHTUNGEN

DEUTSCH
von
CARMEN SYLVA.

HERAUSGEGEBEN UND MIT WEITERN BEITRÄGEN VERSEHEN
von
MITE KREMNITZ.

(*„Dichtungen des Auslandes Bd. IX“.*)

16. Elegant broschirt 4 M., elegant gebunden 5 M.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

Bilder aus dem englischen Leben.

Studien und Skizzen von **Leopold Katscher.**

8. Broseh. Preis 6 M.

„Leopold Katscher, der Vielgewanderte, hat eine Reihe von Studien und Skizzen unter dem Titel: «Bilder aus dem englischen Leben» gesammelt, in denen er zuerst englisches, dann specifisch londoner Leben schildert, an welche er zuletzt einige leichtere feuilletonistische Aperçus anreiht. Der Verfasser, der viel gesehen, hat den offenen Blick durch Vergleich geschärft und weiss bekanntlich das Gesehene mit grosser Anschaulichkeit und frischen Farben zu schildern. Die Themata seiner Studien sind überdies interessant genug, so unter den Studien namentlich das Universitätswesen, das uns hier endlich einmal in seinem ganzen Umfang und klar dargestellt wird, sowie das Clubleben einst und jetzt; unter seinen Skizzen: Die Verwaltung Londons und Sechs Musteranstalten, die Bagatellen endlich sind eine ganz hübsche Beigabe. Seit Rodenberg's «Londoner Skizzen» haben wir nichts von dieser Bedeutung über die Weltstadt erhalten.“

Ueber Land und Meer, 1880, Nr. 44.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dichtungen

von

Johann Fischart,

genannt **Menzer.**

Herausgegeben von Karl Goedeke.

8. Geh. 3 M. 50 Pf. Geb. 4 M. 50 Pf.

(Deutsche Dichter des sechzehnten Jahrhunderts, 15. Bd.)

Die vorzüglichsten poetischen Stücke des großen deutschen Satirikers und Sprachkünstlers Fischart: „Das glückhafft Schiff von Zürich“, „Flöhhatz, Weibertratz“, „Das Lob der Mucken“ und eine Anzahl kleinerer Gedichte werden hier in einer neuen, billigen, mit biographischer Einleitung und erklärenden Anmerkungen versehenen Ausgabe dargeboten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Memoiren zur Zeitgeschichte.

Von

Oskar Meding. (Gregor Samarow.)

Erste Abtheilung:

Vor dem Sturm.

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Der frühere hannoversche Regierungsrath und Vertraute des Königs Georg V., Oskar Meding, als Romanschriftsteller bekannt unter dem Pseudonym Gregor Samarow, veröffentlicht hier die Geschichte seiner politischen Wirksamkeit in drei Abtheilungen, deren erste die Zeit von 1860 bis 1866, die zweite das Jahr 1866 selbst, die dritte die Periode von 1867 bis 1870 umfassen wird. Seine Aufzeichnungen ergänzen und berichtigen in vielen Punkten die bisherige Darstellung der Ereignisse, indem sie von den geheimern Beweggründen der Betheiligten Kunde geben; sie bilden eine werthvolle Quelle für die Zeitgeschichte wie zugleich eine fesselnde Lektüre.

(Mit einer Beilage von Eduard Trewendt in Breslau, betreffend Rudolf von Gottschall's „Deutsche Nationalliteratur“, und Nr. 4 des **Literarischen Anzeiger.**)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 13. — 31. März 1881.

Inhalt: Literarische Unterhaltungen. Von Erwin Mausbach. — Neue deutsche Dramen und Lustspiele. Von Karl Nissel. — Philosophische Schriften. Von Gustav Portig. — Poetische Uebersetzungen. Von Robert Waldmüller. — Neue Romane und Novellen. Von Theodor von der Ammer. — Feuilleton. (Theater und Musik.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Literarische Unterhaltungen.

Im Nachfolgenden gedenke ich angriffsweise vorzugehen gegen ein sehr winziges Wesen, welches indeß trotz seiner Winzigkeit einen derartigen Angriff durchaus zu verdienen scheint. Dieses Wesen ist der Apostroph. Doch habe ich keineswegs im Sinne, einen Beitrag zur deutschen Rechtschreibung im allgemeinen zu liefern. Vielmehr sehe ich von der Prosa, in welcher der Apostroph zudem wenig vorkommt, ganz und gar ab und gedenke lediglich auf dem Gebiete der Poesie dem Apostroph die Thür zu weisen oder wenigstens seine Anwendung auf ein Minimum zu beschränken. Es handelt sich um die Anwendung des Apostroph als andeutenden Zeichens für ein ausgefallenes e, respective i, und es würde dabei zu unterscheiden sein dessen Setzung in der Mitte oder am Ende eines Worts. Am Ende des Worts wird immer nur ein e, niemals ein i weggefallen sein können, und in diesem Falle, d. h. also am Ende eines Worts, halte ich die Verwendung des Apostroph als Hinweis auf dies weggefallene e für durchaus in der Ordnung. Denn die Weglassung des e ist in diesem Falle eine poetische Licenz; ohne die Setzung des Apostroph entsteht Undeutlichkeit, mancherlei verschiedene Formen sind ohne denselben gar nicht zu unterscheiden, und aus diesem Grunde wird der Apostroph in derartigen Fällen auch in alle Zukunft gesetzt werden müssen. Ich bin deshalb der Ansicht, daß z. B. der Bonz'sche Verlag in Stuttgart, der in Betreff der vorliegenden Frage gleichfalls zu einer festen Norm zu kommen versucht hat, in seiner Abneigung gegen den Apostroph, sofern er ihn auch am Ende der Worte verbannt, entschieden zu weit geht. Wenn wir da in Karl Weitbrecht's „Gedichten" oder in Kastropp's „Kain" unter anderm gedruckt finden: „leg ich, wär ich, Mutterang, hock im Dunkeln, wenn ich, schwebt" (natürlich) ist die Weglassung des e überhaupt nur vor Vocalen gerechtfertigt), so ist doch der Apostroph hier kaum zu entbehren, und z. B. im letztern Falle („schwebt") ist unter Umständen nicht zu unterscheiden, ob es sich um das Präsens oder Imperfectum handelt. Da aber absolute Deutlichkeit der Rede doch schließlich das höchste Gesetz ist, so wird es sich empfehlen, in diesen und ähnlichen Fällen den Apostroph beizubehalten.

Für absolute Verbannung desselben hingegen bin ich, wenn er ein inmitten des Worts weggelassenes e andeuten soll. Denn in der Weglassung des e in diesen Fällen sehe ich keineswegs blos eine dichterische Licenz, sondern eine einzelne Aeußerung desjenigen Abschwächungsprocesses, welcher im Wesen der Sprache begründet liegt. Bekanntlich ist jede Sprache am reichsten in ihrem Jugendzeitalter, wie jeder weiß, der homerische Formen mit denjenigen der attischen Prosa, oder gothische Wortformationen mit mittelhochdeutschen oder noch spätern zu vergleichen vermag. Am meisten abgeschwächt ist von den modernen Sprachen bekanntlich das Englische, und auch die neuhochdeutsche Sprache unterliegt durchaus diesem für alle Sprachen unausweichlichen Gesetze. Ein schlagendes Beispiel dafür aus neuerer Zeit ist das Participium Perfecti Passivi, welches ursprünglich auf et ausgeht. Diese Form war zu Platen's Zeit, der es in sprachlichen Dingen ja sehr genau nimmt, also vor circa funfzig Jahren, offenbar noch gang und gäbe, und Platen gebraucht dieselbe consequent am Ende der weiblich reimenden Sonettenverse. Jetzt hingegen und für unsern modernen Geschmack haben Formen wie: „geleget, beweget, gereichet, erweichet, erhöret" bereits etwas unerträglich Gespreiztes, die Weglassung des e vor dem t ist als dauernde sprachliche Abschwächung zur vollendeten Thatsache geworden, und ein Dichter, welcher diese Formen (abgesehen von einzelnen Ausnahmen natürlich, namentlich in der Sprache des Erhabenen) noch im Reime oder

sonst gebraucht, wird leicht in den Verdacht kommen, aus bloßer Reimnoth so verfahren zu sein. Und was vom Participium Perfecti Passivi gilt, das gilt mehr oder weniger auch von der zweiten Person Pluralis, d. h. auch hier sagen wir schon ziemlich allgemein nicht mehr: „ihr leget, beweget, erweichet", sondern: „ihr legt, bewegt, erweicht". Nichtsdestoweniger aber fällt es keinem Menschen ein, hier zur Andeutung des weggefallenen e einen Apostroph zu setzen.

Eine ähnliche Abschwächung nun (und nicht blos, wie schon gesagt, eine poetische Licenz) sehe ich auch in andern Fällen der Weglassung des e inmitten eines Wortes, und wenn diese Abschwächungen bisjetzt noch nicht sämmtlich in die Prosa übergegangen sind, so ist zu bedenken, daß die Poesie — als der Prosa historisch stets vorausgehend — auch in diesen Dingen die Initiative ergreift; und wenn kaum zu bezweifeln ist, daß man in circa funfzig Jahren „das eigne Weh" (und nicht „das eigene Weh"), „der niedre Neid" (und nicht „der niedere Neid"), „gesehn" (und nicht „gesehen"), „der goldne Hort" (und nicht „der goldene Hort") u. s. w. auch in Prosa so gut wie allgemein sagen und schreiben wird, so ist für die Poesie schon jetzt kein Grund vorhanden, die Weglassung des e in den erwähnten Wendungen durch einen Apostroph anzuzeigen. Die Poeten und Verlagsfirmen mögen sich also entschließen, in diesen Fällen (und ihre Zahl ist die bei weitem größte) dem Apostroph den Garaus zu machen. Den Setzern wird dadurch eine nicht unbedeutende Mühe erspart, der Druck erscheint weniger unschön und weniger zerhackt, und für die Poeten ist es schlechterdings nicht nöthig, auf jeder Seite vielleicht zehn- oder mehrmal vor dem geneigten Leser einen höflichen Kratzfuß zu machen und durch Setzung des Apostroph um Entschuldigung zu bitten für die Weglassung des schon ganz überflüssig gewordenen e.

Was weiterhin die Weglassung des Vocals i inmitten des Wortes angeht, so sind die Fälle, in denen eine solche überhaupt vorkommen kann, bei weitem weniger zahlreich, und man kann durchaus nicht sagen, daß der sprachliche Abschwächungsproceß bereits so weit vorgeschritten wäre, daß das i für vollkommen entbehrlich gelten könnte. In der Weglassung dieses i wird man bis auf weiteres noch eine poetische Licenz zu sehen haben, und man soll dieselbe — wie alle poetischen Licenzen — in nicht zu ausgedehntem Maße in Anwendung bringen. Wie nun aber, wenn dieselbe nicht zu vermeiden ist? Julius Grosse beispielsweise (in seiner Gedichtsammlung „Aus bewegten Tagen") läßt das i stets stehen, auch da, wo infolge davon statt des nothwendigen iambischen oder trochäischen Maßes ein daktylisches oder anapästisches entsteht, er behandelt derartige Fälle somit nach der Theorie der ja oft genug vorkommenden aufgelösten Versfüße in der antiken Metrik, und dagegen läßt sich nichts sagen. Fällt aber das i im Druck aus, so wird sich (wenigstens bis auf weiteres, d. h. bis der Abschwächungsproceß auch dieses i ganz über Bord wirft) die Beibehaltung des Apostroph empfehlen und die Druckart „wehmüth'ge Trauerweise", „freud'ger Schall", „ew'ge Liebe" der andern ohne Apostroph vorzuziehen sein.

Ganz überflüssig finde ich den Apostroph schließlich bei Zusammenziehungen und Verschmelzungen zweier Worte, und ich kann schlechterdings nicht einsehen, was bei Wendungen wie: „er geht aufs Land", „Lenore fuhr ums Morgenroth" u. a., die Setzung des Apostroph (in „aufs" und „ums") für einen rationellen Grund haben soll. Hier handelt es sich nicht um Weglassung eines einzelnen Buchstabens, nicht um eine poetische Licenz, sondern um ein Wortcompositum, in welchem aus zwei Wörtern (wenn auch mit Verkürzung des zweiten) wirklich und wahrhaftig eins geworden ist, und warum man die kaum vereinten nun wieder durch einen Apostroph auseinanderhalten soll, dafür ist ein vernünftiger Zweck durchaus nicht abzusehen.

Hiermit werden die wesentlichen Fälle, in denen es sich um Setzung oder Weglassung des Apostroph handeln kann, erschöpft sein. Natürlich wird man über die Behandlung der einzelnen Fälle verschiedener Ansicht sein können, und der Verfasser erwartet nicht, daß die vorstehenden Ausführungen und Vorschläge widerspruchslosen Beifall finden. Wohl aber wäre es ihm angenehm, wenn Autoren und Verleger dadurch angeregt würden, die in Rede stehende Frage, so wenig bedeutend sie scheinen mag, nicht lediglich nach Maßgabe eines dunkeln Gefühls, sondern nach einer allmählich sich anbahnenden festen Norm zu behandeln.

Erwin Mansbach.

Neue deutsche Dramen und Lustspiele.

In unaufhörlich neuer Folge drängen sie heran, die deutschen dramatischen Schriftsteller mit ihren Werken, wie die Zugvögel im Lenz. Jeder will das hohe schöne Ziel erreichen, das auf den weltbedeutenden Bretern winkt und Gold und Ruhm verheißt.

Den heutigen Reigen eröffnen drei dramatische Arbeiten des unermüdlichen Eduard Gervais, und zwar in bunter Reihe: ein Lustspiel, ein Schauspiel und ein Trauerspiel. Der Respect vor dem hohen Alter des Dichters, seinem Muthe und gutem Willen und seiner Ausdauer können das Urtheil der Kritik nicht bestimmen. Wir halten die Reihenfolge vom Komischen zum Ernsten ein und beginnen mit:

1. Der Nuntius kommt. Lustspiel in drei Acten von Eduard Gervais. Leipzig, Webel. 1880. 8. 1 M.

Das ist alles andere, nur kein Lustspiel. Motive, Situationen und Personen sind schon zu oft dagewesen

und verbraucht; nicht eine neue Erscheinung tritt uns in dieser Oede entgegen, und von einer eigentlichen Handlung, von einer lustigen gar nicht zu sprechen, ist in diesem sogenannten Lustspiel kaum die Rede. Dabei ist der Dialog entweder geschraubt, oder unbeholfen und platt.

Nicht besser ist:

2. Die Brüder. Schauspiel in fünf Acten von Eduard Gervais. Leipzig, Webel. 1880. 8. 1 M. 50 Pf.

Der Verfasser hat dem Personenverzeichniß die Charakterisirung jeder einzelnen Person beigefügt und außerdem eine Inhaltsanzeige des Ganges der Handlung. Dadurch wird dem Leser Zeit und Mühe erspart, denn es kostet in der That Zeit und Mühe, dies Schauspiel zu durchlesen. Schlimmeres und Besseres vermögen wir darüber nicht zu sagen.

Eine gleich schwierige Aufgabe stellt dem Leser:

3. Galileo Galilei. Trauerspiel in fünf Acten von Eduard Gervais. Leipzig, Webel. 1880. 8. 1 M. 50 Pf.

Armer Galilei, großer Dulder und Märtyrer deiner Ueberzeugung, das hast du dir nicht geträumt, daß dich ein deutscher Dichter als einen zweideutigen, zu Finessen geneigten Hofmann werde auf die Bühne bringen! Glücklicherweise wird dieser „Galilei" kaum die weltbedeutenden Bretter überschreiten, da dem Stück bei gänzlicher Handlungslosigkeit auch die Weihe der Poesie fehlt. Nur Automaten treten vor uns hin und sprechen ihr Pensum ab. Wir wollen dem Fleiß des Dilettanten unsere Anerkennung nicht versagen, der im Schweiße seines Angesichts diese Jamben gefeilt und zusammengenietet haben mag; aber dies Trauerspiel ist ein todtgeborenes Kind.

Auf einem bedeutend höhern Standpunkte stehen:

4. Drei Dramen. Zur Composition geeignet. (Wieland der Schmied. Die Schottenbraut. König Fjalar.) Mit einer Einführung und einer ästhetischen Studie über das musikalische Drama von Oskar Schlemm. Hannover, Schüßler. 1880. Gr. 8. 5 M.

Diese drei Dramen, deren poetischen Werth wir bereitwilligst anerkennen, sind nur für die musikalische Composition gedichtet, erheischen die Musik zur Begleitung des Wortes, und zwar fordern sie einen Componisten aus der Schule Richard Wagner's, dessen Kunstwerk der Zukunft das Evangelium Oskar Schlemm's zu sein scheint. Die Dichtung ist in der Form der Alliteration gehalten, mit einigen dunkeln, schwerfälligen Wortbildungen, aber im ganzen nicht ohne Schwung. Eine Probe aus „Wieland der Schmied" mag dies bezeugen, die Erzählung Wieland's, woher er das Gold zu seinen Arbeiten nahm:

Die goldgelockte
Göttin Iduna,
Die Jugend und Anmuth
Wob, wo sie weilte,
Die Weide Walhall's,
Ward einst geraubt
Dem Reiche Wotan's.
Es alterten alle
Ewigen Götter.
Die wonnige Schöne
Entwich dem Antlitz
Der fröhlichen Freia.
Dem alternden Weibe
Enteilt' Odur.
Als Iduna wieder
Den Göttern gewonnen,
Und Schönheit und Pracht
In Walhall prangte,
Blieb Odur fern
Der Veste der Ewigen,
Entwöhnt dem Weibe.
Drum eilte die Göttin,
Rufend den Gatten,
Ueber Firnen der Berge,
Ueber Feld und Meer,
Ihn nimmer findend.
Nun sitzt sie müde
Von Schmerz und Mühen
Auf der (?) First jenes Felsens
Und weint trauernd
Goldene Thränen,
Und die Thränen tropfen
Hier in den Gießbach;
Der birgt mir mein Gold.
Aus Götterthränen
Schmied' ich den Goldschmuck.

Es fehlt den drei Dramen keineswegs spannendes Interesse, aber sie sind ohne das Kunstgewand der Musik für die Bühne nicht benutzbar und können eigentlich nur im Zusammenhange mit der Musik einer eingehenden kritischen Besprechung unterzogen und gewürdigt werden. Aber um sie ganz und voll in die Erscheinung treten zu lassen, gehört zur Composition derselben eben ein Meister wie Richard Wagner. Einen solchen wünschen wir den in ihrer Art höchst anerkennenswerthen Dichtungen.

Etwas tiefer in der poetischen Werthschätzung steht:

5. Der Schullehrer von Closewitz. Drama in fünf Aufzügen von Julius W. Braun. Berlin, Ißleib. 1880. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Also der Schullehrer von Closewitz trägt die ungeheuere Schuld, daß die Schlacht bei Jena für Preußen verloren ging; er war der deutsche Ephialtes, der den Feinden den Weg zeigte! Auf die schwachen Schultern eines bisher unbescholtenen, sogar edeln Menschen ist der entsetzliche Verrath gebürdet, der Deutschlands Unglück und Preußens Erniedrigung zur Folge hatte. Die Motivirung ist sehr schwach; der Stoff würde sich weit besser zu einer Novelle als zu einem Drama eignen, da er nicht ohne ein gewisses spannendes Interesse ist; zu einem Drama fehlt vor allen Dingen die Concentration der Handlung. Große weltgeschichtliche Acte erfordern zu ihrer Bewältigung für die Bühne ein Talent ersten Ranges oder ein Genie; das kleine Talent soll die Hand davon lassen, denn es müht sich doch vergeblich ab und bringt es nur zu Nieten.

Einige der Kriegsscenen dieses Dramas sowie die Zeichnung Napoleon's erinnern an Grabbe's „Napoleon", allerdings nur wie die schwache Nachzeichnung eines Meisterwerks an dieses erinnert. Die Kühnheit der Erfindung und Zeichnung historischer Charaktere, die lapidare Schlagkraft des Ausdrucks, wie sie Grabbe eigen, dürfen wir in diesem „Schullehrer von Closewitz" nicht suchen. Der Verfasser, dessen schönes Talent wir nicht in Abrede stellen, hätte mehr Sorgfalt an die Ausarbeitung wenden und mehr straffen Zusammenhalt in das lockere Gefüge seiner dramatischen Composition bringen sollen.

Eine sehr flüchtige Arbeit ist:

6. Ein politischer Verbrecher. Lustspiel in drei Aufzügen von Julius W. Braun. Berlin, Issleib. 1880. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Das ist kein Lustspiel, sondern ein Schwank, eine Burleske der gewöhnlichsten Art, dem ebenso Reiz der Neuheit wie fesselndes Interesse fehlen. Zu einem Lustspiel gehört eine festgegliederte Handlung, klare Verarbeitung der Motive, sorgfältige Charakterzeichnung, gehören Witz und Humor und ein gewandter geistvoller Dialog. Als eine verbrauchte und im gegenwärtigen Falle plumpe Personenverwechselung erscheint es, den gehaßten Gegner, einen bekannten Mann, besonders als Schriftsteller, für den erwarteten lieben Freundesbesuch zu halten. Der Ton der Conversation im Hause des Präsidenten entbehrt des Schliffs und der Feinheit, und das Gespräch zwischen Vater und Tochter ist ziemlich pietätlos und bekundet keine gute Erziehung in einer so vornehmen Familie, wie die des Präsidenten Stölzer sein will und sein soll. Der Schluß tritt unvermittelt und ganz unwahrscheinlich ein. Das Ganze, eine leicht hingeworfene Arbeit, dürfte der Bühne wol kaum Nutzen bringen.

Das Werk eines jüngern dramatischen Autors ist:

7. Barbarina. Lustspiel in vier Aufzügen von Ernst Alexander Mügge. Leipzig, Reclam jun. 1880. Gr. 16. 20 Pf.

Die Mache dieses Lustspiels verräth dramatisches Geschick und große Bühnenkunde; doch hat es der Verfasser mit den Regeln der Aesthetik nicht allzu genau genommen. Eine Anzahl pikanter Anekdoten und bekannter historischer Personen sind aneinandergereiht und zusammengestellt zu einer Gesammthandlung, die zwar manches Interessante bietet, der aber die Einheit, das seelische, die Handlung eng verbindende Element mangelt. Das Lustspiel zerfällt in zwei Hälften, deren erste mit dem zweiten Acte schließt. Die zweite, nach einem Zeitintervall von vier Jahren beginnende Hälfte ist stark mit ernsten Situationen und Scenen durchsetzt und führt uns die Charaktere der handelnden Personen wesentlich verändert vor. Dazu ist mit den bekannten historischen Persönlichkeiten, wenn wir auch den Rechten des Dichters den allerweitesten Spielraum zugestehen, doch allzu willkürlich umgesprungen. Die Zeichnung des großen Königs ist zwar nach der bekannten Schablone entworfen, aber sie entbehrt der Prägnanz, der geistigen Schärfe des Ausdrucks. Das Auftreten Voltaire's hat kaum einen andern Zweck, als den großen Dichter von der kleinsten menschlichen Seite zu zeigen. Doch fehlt es dem Stücke auch nicht an gelungenern Figuren, zu denen die Heldin desselben und ganz besonders der Baron Pöllnitz gehören. Für einige Anachronismen findet der Zuschauer, der das Nachwort des Lustspiels nicht gelesen hat, gar keine Erklärung, und die Gründe des Verfassers leuchten ihm sicher so wenig ein, als sie uns einleuchten. Es überrascht seltsam, wenn 1744 von Lessing's „Minna von Barnhelm" und „Emilia Galotti" die Rede ist, die zwanzig und dreißig Jahre später gedichtet wurden und deren Dichter damals erst ein funfzehnjähriger Jüngling war. Das sind unerlaubte Anachronismen, die hier nicht einmal den Schein einer Rechtfertigung in sich tragen. Doch ist das Lustspiel nicht ohne Geschick abgefaßt, und wir zweifeln keinen Augenblick an seiner Bühnenwirksamkeit. Von dem Talente des Verfassers erwarten wir noch manches bessere Werk, wenn anders demselben nicht blos an dem baaren Vortheil und dem leichterworbenen Ruhme des bunten Marktes, sondern an bleibendem Nachruhme gelegen ist.

Ohne Zweifel haben wir eine dramatische Erstlingsarbeit vor uns in:

8. Geist und Purpur. Eine Tragödie in fünf Acten von Percy Andreae. Hannover, Selbstverlag.

Es ist ein Ringen mit Form und Ausdruck, welches zu keiner Klarheit gelangt, unausgegoren, verschwommen. Die Charaktere sind alle ohne Festigkeit und innern Halt, wie Luftgebilde, die jeden Augenblick zu zerfließen drohen, doch keine Menschen mit Blut und Mark. Der dramatische Aufbau ist ein lockeres Gefüge, das eine unsichere Hand verräth; das Symbolisiren mit Personen ist eine sehr heikelige Sache, die nicht jedem gelingt, am allerwenigsten dem Verfasser dieser Tragödie, der uns weder daran glauben macht, noch eine Erklärung dafür gibt. Und dennoch spricht aus dem Werke etwas, was auf die poetische Befähigung des Verfassers hindeutet und deshalb verheißungsvoll für die Zukunft erscheint, wenn das vorhandene Talent sich mit wahrhaftem Fleiß und mit Ausdauer zu verbünden vermag. Die dem Stücke zu Grunde gelegte Idee ist groß und schön, aber zu ihrer Bewältigung für die Bühne gehört die volle Reife des Talents, geistiges Vermögen und schöpferisches Können. In diesem „Geist und Purpur" fehlen dem Sänger wie dem König Begeisterung und Hoheit, und ihr Schicksal erweckt weder Mitleid noch Furcht in höherm Sinne. Alles ist unfertig, ohne innere Logik, und Entsetzen und Abscheu sollen das tragische Empfinden ersetzen. Der Mord aus Zufall, ohne zwingende Nothwendigkeit und tragische Weihe, stößt ab und erregt nur Schreck und Schauder, aber keine läuternde reinigende Empfindung, die befreit und erlöst. Ueberhaupt hat der Zufall in der Tragödie keine Stelle.

Ein hochpoetisches Werk ist:

9. Kambyses in Aegypten. Tragödie in fünf Aufzügen von Th. Gampe. Dresden, Axt. 1880. 8. 1 M. 50 Pf.

König Kambyses von Persien hat durch eine Gesandtschaft bei dem Könige Amasis von Aegypten um die Hand der Königstochter für sich werben lassen. Unter dieser Gesandtschaft befindet sich der Bruder des Kambyses, der Prinz Smerdes, den Chareel, Amasis' Tochter, heimlich erblickt; sie hat sich in den schönen, stolzen, kühnen Mann verliebt. Deshalb weiß Chareel ihren Vater zu bewegen, statt ihrer die auch aus königlichem Geblüte stammende Prinzessin Nitetis dem Kambyses zuzusenden. Dieser sieht darin eine Zurücksetzung und Beschimpfung, weil er die Hand der Königstochter zur Gemahlin begehrt hat, und überzieht wuthschnaubend Aegypten mit Krieg. Er siegt und hält in dem Momente seinen Siegeseinzug zu Sais, als das Todtengericht über den verstorbenen König Amasis gehalten wird. Kambyses befiehlt, den Leichnam der königlichen Gruft zu entreißen, als ihm aus dieser Chareel entgegentritt und sich ihm als Opfer anbietet, um ihr Vaterland zu retten. Kambyses ist entzückt von Chareel's Schönheit und Anmuth und willigt in das Begehren der Prinzessin. Er gibt Befehl, dem Morden und Plündern Einhalt zu thun, als sein Bruder Smerdes auftritt und bei dessen Anblick sich Chareel's Liebe zu demselben deutlich verräth. In Kambyses' Brust erwacht die Eifersucht, er widerruft den eben gegebenen Befehl, dem Blutvergießen Einhalt zu thun, und schickt Chareel in Smerdes' und Prexaspes' Geleit voraus nach Memphis. Prexaspes, ein hochgestellter Perser aus Kambyses' Umgebung, aber einer jener herz- und gewissenlosen Menschen, die nur ihrem eigenen Vortheil dienen und für welche Tugend und Größe Worte ohne Sinn sind, stachelt Kambyses' Eifersucht aufs äußerste an. Kambyses verstößt Chareel, und als sie Smerdes aufnimmt und zum Weibe begehrt, verbannt er beide nach einer fernen Satrapie. Hier, mitten in seinem süßen Liebesglück, erfährt Smerdes durch Chareel, daß eine gewaltige Verschwörung existire, durch welche Kambyses gestürzt werden soll, und zwar schon in nächster Zeit, und an dieser Verschwörung nimmt auch Chareel's Bruder Psamenit, der entthronte König Aegyptens, theil. Da flammt Smerdes auf, tödtet zuerst Psamenit und eilt dann zur Rettung des Kambyses. Er kommt noch zur rechten Zeit und unterdrückt mit starker Hand die Verschwörung. Kambyses sieht beschämt sein an Smerdes begangenes Unrecht ein; gerührt dankt er ihm und stellt ihn wieder an die Spitze des Heeres, damit er es zu neuen Siegen führe. Aber das läuft gegen Prexaspes' Pläne, der in Smerdes seinen Todfeind sieht. Aufs neue verleumdet er Smerdes bei Kambyses und erweckt dessen eingeschlafenen Zorn, aber zum Brudermorde kann er den König nicht bewegen, und so übernimmt er es auf eigene Hand und ermordet Smerdes auf der Löwenjagd.

Prexaspes, der die Wankelmüthigkeit des Kambyses, aber mehr noch die Strafe für seine Verbrechen fürchtet, stellt in der Person des Priesters Gaumatga einen falschen Smerdes auf, gewinnt für denselben Glauben und großen Anhang und zieht heran, Kambyses zu stürzen. Angesichts der über den Mord ihres Gemahls wahnsinnig gewordenen Chareel, bedrängt von der aufrührerischen Volksmenge, die seinen Sturz verlangen, sieht Kambyses endlich seine Verblendung ein; aber es ist zu spät, und um nicht in die Macht seiner Feinde zu fallen, stößt er sich den Dolch in die Brust und vollzieht so das Richteramt an sich selbst. Doch Prexaspes triumphirt zu früh; vor den sterbenden Kambyses bringt man die Leiche des ermordeten echten Smerdes und enthüllt so den Betrug des habgierigen Verräthers und an den Leichen der drei Hauptpersonen schließt die Tragödie ab.

Die Diction ist frisch, stellenweise kühn und schwungvoll und durchweg durch Poesie geadelt. Ueber das Ganze ist tragische Weihe ausgegossen, der Gang der Handlung ist spannend und voll ergreifender Situationen. Vielleicht daß sich hier und da an dem dramatischen Gefüge bessern ließe, indem der Tod des Smerdes an den Tod Siegfried's erinnert, der Wahnsinn Chareel's eine große Aehnlichkeit mit dem Wahnsinn der Ophelia hat; vielleicht daß der gewählte Stoff uns zu fremd anmuthet und zu fern liegt. Aber das sind nebensächliche Dinge, und den Stoff hat uns Ebers näher gerückt und mit ihm vertraut gemacht. Auf der Bühne der Gegenwart sehen wir ganz andere unmöglich scheinende Dinge durch die Darstellung verwirklicht, warum sollte einer Tragödie die deutsche Bühne verschlossen sein, die so hohen Werth in sich trägt und ebenso bühnengerecht ist, als sie sich bühnenwirksam erweisen wird?

Ein Tendenzdrama aus dunkler Zeit ist:

10. Raymund von Beziers. Ein Trauerspiel der Albigenserzeit in fünf Aufzügen. Von Karl Scholl. München, Merhoff. 1879. 8. 1 M. 50 Pf.

Es ist zwar ein Tendenzdrama, jedoch in besserm Sinne, keine handlungslose Declamation, die wohlfeile Prophezeiungen längst erfüllter Dinge hinausruft; ein Drama mit enggeschlossener, rasch fortschreitender Handlung, voll Mark und Leben und gutgezeichneter Charaktere. Der päpstliche Legat erscheint freilich ein wenig zu schwarz gezeichnet, aber doch als Vertreter des blutigen Glaubensfanatismus jener finstern Schreckenszeit und dabei ein Mann der That, wenn auch nicht der guten That. Die Sprache ist frisch und kräftig, nicht ohne poetischen Schwung, wenn auch bisweilen den Jamben leichterer Fluß und schärfere Feile zu wünschen wäre. Im ganzen kann man „Raymund von Beziers" ein wirkungsvolles bühnengerechtes Trauerspiel nennen, das der Aufführung würdig ist.

Eine recht gute dramatische Arbeit ist:

11. Der Herrgottsschnitzer von Ammergau. Volksschauspiel in fünf Aufzügen von Ganghofer-Neuert. Augsburg, Schmidt. 1880. 8. 1 M.

Die Bezeichnung Volksschauspiel hat einen odiösen Beiklang durch den mit ihr getriebenen Misbrauch und

erregt gewöhnlich Bedenken. Wir finden auch hier die Bezeichnung nicht ganz zutreffend, richtiger würde es Schauspiel aus dem Volksleben heißen. Es ist ein kernhaftes, gutes Stück, voll Wahrheit und Leben und vortrefflich componirt, durchweht von einem frischen poetischen Hauche; wir müssen lebhaft bedauern, daß es im süddeutschen Dialekt geschrieben und dadurch für einen großen Theil Norddeutschlands unverständlich ist und unmöglich wird. Wir halten das Conserviren der Sonderdialekte für keinen Vorzug, wir hätten sonst bald so viel Sprachabweichungen in Deutschland, als es Provinzen gibt, und wir ringen doch auch auf dem Sprachgebiet nach einheitlichem Ausdruck. Jedenfalls ist es mislich, wenn es erklärender Noten für den Leser und schauenden Hörer bedarf, und obendrein umschreibt dieser oberbairische Dialekt einen sehr engbegrenzten Kreis. Trotz alledem müssen wir dem Schauspiele das beste Lob ertheilen, es wird sicher auf allen süddeutschen Bühnen große Wirkung erzielen.

Den gelungenen Versuch, Augier's „Fourchambault" zu ergänzen und fortzusetzen, liefert:

12. Des Hauses Fourchambault Ende. Schauspiel in fünf Aufzügen von Müller aus Guttenbrunn. Mit einem Vorwort von H. Laube. Breslau, Schottländer. 1881. 8. 2 M.

Der Versuch ist gewagt, die scheinbar ungelöst gebliebenen Fragen des französischen Dramas im Sinne und Geiste des berühmten französischen Dichters zu lösen und zum glücklichen Ende zu führen. Ob Augier damit einverstanden sein mag, das ist eine offene Frage, deren Beantwortung wol nicht ausbleiben wird. Der deutsche Autor knüpft seine Arbeit an den Schluß des Augier'schen Stücks und entwickelt die Charaktere ihrer Anlage gemäß psychologisch weiter, kommt aber dadurch zu ganz andern Schlüssen als Augier. Der Abschluß seines Schauspiels erscheint uns durchaus nicht harmonisch, weil er die Mehrzahl der handelnden Personen in ihre frühern Fehler zurückfallen läßt und dieselben sogar vergrößert. Dieser Frau Fourchambault glauben wir ebenso wenig ihre Reue und Besserung, als sie Müller der Frau Fourchambault Augier's geglaubt hat. Die Beseitigung der Frau Fourchambault durch Trennung oder Tod hätte unstreitig einen weit harmonischern Abschluß ermöglicht, als die Beseitigung des im Grunde als unschuldiges Opfer seiner Gutmüthigkeit fallenden Fourchambault. Auch dem Leopold Augier's trauen wir weit eher Reue und Besserung zu als dem verschlechterten Leopold Müller's. Die Arbeit im ganzen ist jedoch trefflich, besonders die dramatische Composition und die Zeichnung der Charaktere, die durch Chevet einen schönen Zuwachs erhalten haben; die Diction ist geistvoll und vom feinsten Schliff, die Bühnenwirksamkeit des Schauspiels außer Zweifel — allein wir fragen: warum all dies an die Lösung einer undankbaren Aufgabe, an die Ergänzung einer französischen Dichtung setzen? Eine deutsche Originaldichtung in gleicher Ausführung hätte dem deutschen Dichter doch ungleich mehr Ruhm und Verdienst eingetragen, als dieser wenn auch noch so vortrefflichen Fortsetzung einer fremdländischen Dichtung zufallen wird. Karl Nissel.

Philosophische Schriften.

1. Eudämonismus und Egoismus, eine Ehrenrettung des Wohlprincips von Edmund Pfleiderer. Leipzig, Barth. 1880. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Vorliegende Studie ist ein Separatabdruck aus den „Jahrbüchern für protestantische Theologie", welcher um seiner Bedeutung willen allerdings eine weitere Verbreitung verdient. Darum halten wir es für angemessen, auch an dieser Stelle den Gedankengang des Verfassers eingehender darzulegen. Eudämonismus bedeutet dem Worte nach, daß jemand den Hauptaccent in Theorie und Praxis auf die Glückseligkeit legt. Die ganze neuere Moralwissenschaft scheint denselben zu verwerfen, besonders ist Kant sein geschworener Feind. Freilich wird diesem Philosophen ein abstracter und lebensfremder Rigorismus vorgeworfen. Um Klarheit zu gewinnen, müssen wir ausgehen vom Wesen des Wollens. Zu allem Wollen gehört ein Object und nach rückwärts ein Motiv; alles Wollen dreht sich nach seinem Wesen um Lust und Unlust. Wehe oder Unlust kommt niemals als wahres Motiv vor; alles Wollen geht auf ein wirklich oder vermeintlich Werthvolles. Einen absoluten Werth hat das, was schlechthin für alle, in jeder Zeit und in jeder Lage seine Bedeutung hat. Keinem einzigen „Werthvollen" bleibt die eine Generalrelation erspart, daß es überhaupt zu empfindenden Subjecten in Beziehung stehe und von ihnen genossen werde. Entweder kann der Wille Wohl für sich selber suchen, oder er sucht es für andere Wesen, vorzugsweise für Menschen. Im erstern Falle ist das Wohl-Wollen ein egoistisches, im andern ein selbstlos universalistisches. Nur der Egoismus ist das wahrhaft Böse, der Eudämonismus bildet für Gutes und Böses das Object. Letzterer repräsentirt nur in gröberer hedonischer Form die secundäre Schale am Egoistisch-Bösen. Der Grundwille oder das Gewissen mit seiner Forderung des universellen Wohlwollens ist das überpersönliche Gute, die Regung der Sympathie das unterpersönliche Gute. Durch den freithätigen Zusammenschluß beider soll das persönlich Gute sich herstellen. Insofern kann die Liebe wirklich als Gebot auftreten; sie soll zur zweiten höhern Natur erhoben werden. Die Liebe ist trotz ihres ursprünglichen Empfindungscharakters ein ganz brauchbares ethisches Princip, auf der höhern Stufe ist sie als Gesinnung oder

Gemüth, als eine ungetheilte Centralfunction des ganzen Geistes anzusehen.

Der Verdacht, daß die Liebe ein feiner Egoismus sei, ist zurückzuweisen. In der That ist ein selbstloser Eudämonismus, eine weise, auf möglichste Beglückung der Mitwesen bedachte Liebe das allein richtige ethische Princip. Die Liebe, als das Trachten nach dem wahren Wohl des andern, wird es sich nicht nehmen lassen, die Arbeit an fremder ethischer Vervollkommnung geradewegs zu ihrer höchsten Aufgabe zu machen. Denken wir uns das Princip der Selbstverleugnung allseitig durch das Ganze der Gesellschaft durchgeführt, so unterliegt es keinem Zweifel, daß bei diesem System zugleich die weitaus größte Summe von Glück für alle herauskommt. Kant lehrt uns als werthvollste Hauptsache den beherrschenden sittlichen Geist der Ethik, jedoch ohne harmonisch dazugehörigen Leib; Schleiermacher und seine Richtung dagegen geben den reichgegliederten ethischen Leib, ohne den wahrhaft dominirenden Geist der entsprechenden Gesinnung hinzuzufügen. Die Liebe aber als selbstloses Wohl-Wollen weist mit Nothwendigkeit auf die Einheit von Gesinnung und Thatgestaltung, fügt zur Gesinnung (Pflicht und Tugend) auch das Gut.

Im Voranstehenden haben wir die Grundgedanken Pfleiderer's gegeben, um zu einem Studium seiner eindringenden, klar und überzeugend geschriebenen Schrift einzuladen. Wir halten es für vollkommen berechtigt, daß der Endämonismus, von falschen Elementen gereinigt, in der Ethik wieder zu Ehren gebracht werde, und erkennen den von Pfleiderer eingeschlagenen Weg als den einzig zum Ziele führenden. Die Hauptgedanken seines Buchs möchten wol noch eine breitere Ausführung verdienen und könnten namentlich der kritischen Auseinandersetzung mit Kant selbständig gegenübergestellt werden.

2. Der Einheitsgedanke. Als Fundamentalbegriff aller Religionen und Wissenschaft, als Verständigungsbasis unter den Gebildeten aller Confessionen und Nationen gemeinfaßlich dargestellt von J. J. Rülf. Memel, Schmidt. 1880. 8. 2 M.

Schon der Titel dieses Buchs läßt in dem Verfasser einen Mann erkennen, welcher sich mit der Hoffnung trägt, der Reformator aller Philosophie und Religion werden zu können. Wäre er wirklich ein solches Universalgenie, ein solcher Genius der Genien, dann müßte er doch in seinem Grundgedanken nicht mit Eduard von Hartmann zusammenfallen, er müßte etwas wirklich Neues bringen. In der That nimmt er diesen Schein an und weiß nicht oder will nicht wissen, daß schon andere vor ihm seine Gedanken ausgesprochen haben. Psychologisch wird uns das erklärlich, denn der Verfasser ist entweder ein Jude oder mindestens ein Judengenosse. Er verherrlicht die Juden Philo und Spinoza (auch Bernstein) in maßloser Weise, er erhebt semitischen Geist und Sprache in unerhörter Art auf Kosten des indogermanischen, er citirt fast nur Stellen des Alten Testaments und diese oft in hebräischer Sprache, er braucht den Talmud als Beweismittel und bringt am Schluß seines Buchs die von allen jüdischen Schriftstellern mit den Haaren herbeigezogene Philippika gegen die Intoleranz! Wie der Rabbiner Dr. Schreiber in Bonn Schiller und Goethe ihre deutsche nationale Gesinnung abspricht, damit der Patriotismus eines Mendelssohn in um so strahlenderm Lichte erscheine, so macht Rülf einen J. G. Fichte, Schelling und Hegel frischweg zu Vertretern des Dualismus in der Philosophie, nur damit er — Rülf — als der Erfinder des Einheitsgedankens sie weit überrage. Und wenn wir solch ein Gemisch von Unwissenschaftlichkeit und Anmaßung zurückweisen, so schreit man in allen Tonarten über Intoleranz!

Die Sätze, welche der Verfasser zu beweisen sucht, sind folgende: 1) Stoff und Kraft sind Eins, oder: es gibt gar keine Stoffe, sondern nur Kräfte, welche im Stoffe zur Ruhe gekommen sind. Gleichwol wird zugleich ausgeführt, daß Kraft nur als ununterbrochene Wirksamkeit zu denken sei. 2) Es gibt keinen Körper, es gibt nur eine Seele. Dieselbe Kraftentfaltung findet statt in Leib und Seele, zugleich aber ist die menschliche Seele der selbstbewußte, freie, unsterbliche Geist. Das Wissen von der Freiheit ist die Freiheit selbst. Die Selbstsucht ist der mächtigste Antrieb zu aller sittlichen und geselligen Thätigkeit (!); ohne diese leidige Selbstsucht kein strebefleißiges Handeln, kein sittlicher Werth des Einzelmenschen. Es ist ein und dieselbe Kraft, welche im Körper Gestaltung, im Geiste Erhaltung sucht und findet. Gott ist die Kraft aller Kräfte, das allvollkommenste Wesen, der absolute Geist. Das All ist nicht Gott, Gott ist das All. Die Entwickelung ist die fortlaufende, in jedem Augenblicke des Daseins sich erneuernde Schöpfung des Weltalls. Die Gottheit hat vermöge ihrer Schöpferallmacht den vollen Ausdruck in der sinnlichen Welt gefunden, aber ihre Veräußerung ist nicht eine Entäußerung. In demselben zeitlosen Momente, mit welchem Gott sein Wesen in und an die Welt veräußert, nimmt er sich und seine Selbständigkeit, Freiheit und Unveränderlichkeit wieder in sich selbst zurück.

Wir haben im Voranstehenden des Verfassers Gedanken mit dessen eigenen Worten gegeben. Die eigentliche Schwierigkeit des Philosophirens hat er noch gar nicht voll und tief erkannt; mit bloßen Taschenspielerkünsten und Behauptungen schafft man kein System. Darum: si tacuisses, philosophus mansisses!

3. Spiritualismus und Spiritismus, ihr Werth und Zweck und kurze Theodicee zur Würdigung derselben. Von Baron C. Dierckinck-Holmfeld. Leipzig, Schulze u. Comp. 1880. Gr. 8. 1 M.

Ein wohlgemeintes, aber überaus ermüdendes Durcheinanderwogen aller möglichen Gedanken. Das bloße geistige Interesse, ein gewisser idealer Zug befähigt doch noch lange nicht, in den schwierigsten Fragen der Philosophie oder Theologie ein entscheidendes Wort mitzusprechen. Wieviel Naivetät gehört dazu, um das, was der Verfasser so nennt, für eine „Theodicee" auszugeben! Er

hält „das jetzige Ein- und Auftreten der Geister auf unserm Erdball für ein Werk göttlicher Weisheit, hervorgerufen und geleitet durch die Vorsehung zum Besten der Menschheit, um den Materialismus zu entkräften". Diese Geistererscheinungen nennt er Spiritualismus, versteht also etwas ganz anderes darunter als die Philosophie; Spiritismus hingegen ist ihm ein „Hineinstopfen präexistirender Geister und Seelen in natürliche Leiber und Seelen". Auf den Streit zwischen „Spiritualisten" und „Spiritisten" einzugehen, haben wir hier keine Veranlassung und durch vorliegendes Schriftchen auch keine besondere Ermuthigung gefunden.

4. Das Soll und Haben der Menschheit. Kritische Einleitung in die Philosophie der Geschichte von Robert Binde. Berlin, Dümmler. 1880. Gr. 8. 2 M.

Die vorliegende Abhandlung ist die erste erweiterte Abtheilung einer von der philosophischen Facultät zu Göttingen belobten Preisbewerbungsschrift. Wenn schon jene Preisschrift selbst von der genannten Facultät hohes Lob empfing, so sind wir in der angenehmen Lage, ein solches noch mehr dieser Ueberarbeitung spenden zu können. Der Verfasser verfügt über große Literaturkenntniß, lichtvolle Darstellung, objective, auf gesunden Grundsätzen ruhende Kritik. Den Resultaten, welche er gefunden hat, können wir meistens unbedenklich zustimmen. Wir heben folgende Sätze hervor: Der Mensch schreitet im Wissen, im freien Vernunftgebrauch, in der Humanität, im Recht und in der Gesittung fort. In allen Kämpfen siegt endlich Wahrheit, Recht und Freiheit. Alle herrschsüchtigen Reactionsgelüste sind ohnmächtig. Die leidenschaftliche Verfolgung von Sonderinteressen in der Gesellschaft wird zu Schanden an sich selber. Kein blindes Ungefähr wirkt in der Geschichte, aber auch kein Gängelband eines finstern Verhängnisses. Der Verlauf des geschichtlichen Lebens wird durch die Gestalt der Spirale veranschaulicht. Jedes Extrem ist verderblich und hebt sich in sein Gegentheil auf. Der idealen Lebensauffassung muß von der streitenden Wissenschaft wieder Geltung verschafft werden u. s. w. Wir empfehlen die vorliegende Arbeit als die gediegene Leistung eines wirklich Berufenen und wünschen ihr einen großen Erfolg.

5. Ueber die exacte Naturphilosophie. Ein Beitrag zu der in der Gegenwart auf naturwissenschaftlichem Grunde sich vollführenden neuen Constituirung der Philosophie. Von Adolf Mühry. Vierte, sehr vermehrte Auflage. Göttingen, Dieterich. 1880. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Es freut uns, auch über dieses Buch dasselbe günstige Urtheil fällen zu können wie über dasjenige von Binde. Der Verfasser will die Grundzüge einer philosophisch-naturwissenschaftlichen Weltanschauung geben und thut dies mit großer Gelehrsamkeit, mit vorsichtiger Abwägung aller hier einschlagenden Fragen. Der Grundgedanke seiner Schrift ist folgender: Im Weltall ist eine Teleologie auf rein inductivem, naturwissenschaftlichem Wege zu erkennen und anzuerkennen, und damit ist verbunden, daß im Weltall Gedachtes und ein Denken mit logischen Gesetzen besteht. Mit dem im Universum sich offenbarenden Denken ist das Denken oder der Geist des Menschen identischer Art und unterworfen denselben logischen Gesetzen, wenn es auch nur ein schwaches Minimum darstellt in Vergleichung mit jenem. Das Denken oder der Geist gehört demnach auch zur realen objectiven Natur, in deren weitestem vollständigen Sinne, und das menschliche Denken bleibt nun gleichfalls nicht beschränkt auf die engen Grenzen unserer kleinen Erdkugel, insofern es selber einen Theil des im Universum wirkenden Geistes darstellt, ähnlich wie die irdischen Elementarstoffe und die Kräfte theilnehmen an der allgemeinen Vertheilung im Weltall. Daraus darf, ja muß gefolgert werden, theoretisch, daß der Geist auch theilnehme an der allgemeinen Unvergänglichkeit und damit auch an der Anfangslosigkeit, wie es allem real in der Welt Seienden zugesprochen werden muß, vorausgesetzt daß es nicht nur ein Zustand ist, also, genauer gesagt, allen Substanzen. Empirisch freilich haben wir in dieser Hinsicht keine Zeugnisse für jene Unvergänglichkeit, was die einzelnen Geister betrifft.

Wir überlassen es dem Leser, die geistvolle Beweisführung dieser Sätze selbst zu prüfen. Mag man dem Verfasser beistimmen oder nicht: man darf ihm das Zeugniß nicht versagen, daß sein Streben ein berechtigtes, sein Versuch ein beachtenswerther ist.

Gustav Portig.

Poetische Uebersetzungen.

1. Chaucer's ausgewählte kleinere Dichtungen. Im Versmaße des Originals in das Deutsche übertragen und mit Erörterungen versehen von John Koch. Leipzig, Friedrich. 1880. 12. 2 M.

Die Chaucer-Literatur gewinnt durch vorliegende Uebersetzungen eine dankenswerthe Bereicherung. „Das Parlament der Vögel" ist die bedeutendste der hier gebotenen Dichtungen; ihr gesellen sich „Klage an Frau Mitleid", „Geleit an den Schreiber Adam", „Wahrheit", „Adel", „Beständigkeit", „Fortuna", „Geleit an Bukton", „Geleit an Skogan" und „Klage an meine leere Börse" zu. Wie man weiß, ist Chaucer ein Freund von Strophen, in denen die nämlichen Reime immer wiederkehren; der Uebersetzer hat sich mit dieser Schwierigkeit auf geschickte Weise abgefunden. Für diejenigen, welche sich mit den weitschichtigen Untersuchungen über die Entstehungszeit der Chaucer'schen Gedichte beschäftigt haben, bringen der Anhang und die Vorrede Beachtenswerthes. Mit Recht sagt der Verfasser, daß die von ihm getroffene Auswahl geeignet sei, die Anschauungen Chaucer's besser erkennen zu lassen,

als dies durch die Lektüre der „Canterbury-Geschichten" möglich ist.

2. Ugo Foscolo's Gedicht Von den Gräbern (Dei sepolcri), übersetzt von Paul Heyse. Leipzig, Friedrich. 1880. 8. 1 M.

Niccolo Ugo Foscolo ist 1777 auf Zante geboren, seine Aeltern aber stammten aus Venedig, und Italiens Wiedergeburt war schon früh das Ziel seiner Sehnsucht. Als Dichter, als Redner, als Journalist, in Lyon auch als Mitglied der Consulta wußte er durch seine Begeisterung und durch die Lauterkeit seiner patriotischen Gesinnung sich einen tiefgehenden Einfluß auf seine Nation zu erobern, und als er, nur funfzig Jahre alt, nach zehnjährigem Flüchtlingsdasein in England starb, wehklagte um ihn ganz Italien. Das Gedicht „Dei sepolcri" entspricht dem wuchtigen Ernst der Zeitverhältnisse, unter denen er und die italienischen Vaterlandsfreunde seufzten; doch streift es das politische Gebiet nur obenhin, um desto ausschließlicher die Gräber überhaupt zu feiern und in dem Cultus, den die Menschheit ihnen widmet, einen Sporn zum Nacheifern des Edeln zu erblicken:

Zu Edelm spornen an der Edeln Gräber
Ein tapfres Herz, o Pindemonte; schön
Und heilig machen sie dem Wanderer
Die Erde, die sie birgt....

Aber wo die Gräber nicht mehr Rede stehen, thun es die Musen:

Und mich, den Flüchtling, den der Zeiten Drang
Und Ehrbegier von Land zu Ländern treibt,
Mich soll'n die Musen weihn, die Nährerinnen
Der Menschengeister, Helden zu erwecken.
Grabhüterinnen sind sie; wenn die Zeit
Mit kaltem Fittich dort die Trümmer selbst
Von hinnen fegt, tönt durch die Wüste noch
Ihr frend'ges Singen, und der holde Wohllaut
Besiegt das Schweigen der Jahrtausende. —

Ich habe diese Dichtungsart den Griechen entlehnt, die aus den alten Ueberlieferungen sittliche und politische Gedanken herleiteten, indem sie sich damit nicht sowol an den Verstand, als an die Phantasie und das Herz ihrer Leser wandten.

So leitet Foscolo die Anmerkungen zu seinem Gedicht ein, indem er den in den Schriften des Alterthums nicht Belesenen unter seinen Landsleuten die zahlreichen, sonst dunkeln Stellen des Gedichts verständlicher zu machen sucht. Heyse's Uebersetzung bedarf selbstverständlich keines Lobes.

3. Becquer. Ausgewählte Legenden und Gedichte. Aus dem Spanischen übersetzt von A. Meinhardt. Leipzig, Friedrich. 1880. 8. 3 M.

Eine interessante Erscheinung, dieser spanische E. T. A. Hoffmann! Wie der Uebersetzer in der Einleitung berichtet, ist Gustavo Adolfo Becquer 1836 in Sevilla geboren und 1870 in Madrid gestorben. Sein Vater war Maler. Früh verwaist, kam der Sohn in die Hut einer reichen Pathin, die ihn zum Kaufmann erziehen und zu ihrem Erben einsetzen wollte. Die Hoffnung, in Madrid von seiner Feder leben zu können, verführte ihn indessen, jener ihn minder ansprechenden Carrière zu entsagen, und so wurde sein Leben denn eine Kette von bittern Enttäuschungen, Entbehrungen und Sorgen. Was er an dichterischen Leistungen hinterlassen hat, ist nicht viel. Der Uebersetzer sagt von ihm:

Er hatte von großen epochemachenden Werken geträumt, die er auch seinen Freunden schon im Entwurf mitgetheilt, von deren Ausführung er sich wahre Befriedigung und wahren Ruhm versprochen hatte; die kleinen Dichtungen, die heute seinem Namen in Spanien einen so guten Klang verleihen, sah er selbst nur als Bagatellen an.

Ob die Auswahl auch im spanischen Original eine nicht umfangreichere ist, geht aus den Worten des Uebersetzers nicht deutlich hervor. Was hier von Becquer vor uns liegt, sind acht kleine Legenden in Prosa und einige vierzig kurze Gedichte. Die mitübersetzte Vorrede Becquer's hat viele Aehnlichkeit mit Kürnberger's früher von mir mitgetheilten Aeußerungen über das Maßlose der auf ihn eindringenden phantastischen Gebilde. Er klagt:

In den dunkeln Winkeln meines Gehirns schlummern nackt und zusammengekauert die tollen Kinder meiner Phantasie und harren schweigend, daß die Kunst sie in Worte kleide, damit sie sich anständig auf der Bühne der Welt sehen lassen können. So fruchtbar wie die Liebe der Armen, einem Vater gleich, der mehr Kinder erzeugt als er ernähren kann, empfängt und gebiert meine Muse in dem geheimnißvollen Heiligthum des Hauptes und bevölkert es mit so zahllosen Schöpfungen, daß weder mein Fleiß noch alle Jahre, die mir vom Leben noch bleiben mögen, genügen würden, sie zu gestalten.... Aber ach! Zwischen der Welt der Gedanken und der der Gestalten besteht ein Abgrund, den nur das Wort überbrücken kann; und das Wort, das träge, schüchterne, weigert sich, ihre Anstrengungen zu unterstützen.

Dann klagt er weiter:

Schlaflosigkeit und Phantasie schaffen und schaffen weiter in ungeheuerer Ehe.... Und dennoch muß ich Ruhe haben. Wie man dem Körper zur Ader läßt, wenn durch die geschwollenen Venen das Blut sich mit erregter Hast vorwärts drängt, so muß auch ich in dem Hirn Luft schaffen, das so viel Seltsamkeiten nicht mehr zu fassen vermag.... Vielleicht werde ich sehr bald schon mein Bündel für die große Reise schnüren müssen.... Ich möchte nicht, wenn das eintrifft, der buntscheckigen Ausrüstung eines Seiltänzers gleich, diesen Schatz von Lumpen und Flittergold, den meine Phantasie in den Vorrathskammern des Gehirns aufgespeichert hat, mit mir forttragen müssen.

Dies schrieb Becquer zwei Jahre vor seinem Tode, gewiß nicht ohne bei ruhig Denkenden den Verdacht zu erregen, er verstehe sich zwar nicht auf die Poesie, aber wohl auf die Kunst des Sensationmachens. Seine Dichtungen selbst aber konnten nicht lange darüber in Zweifel lassen, daß man mit einem poetisch ungewöhnlich stark beanlagten Menschen zu thun habe, dem allerdings der Irrsinn nah auf den Fersen sei und der, im Gegensatz zu so manchem formgewandten, aber kernlosen dichterischen Talent, an einem Ueberschuß von phantastischer Erregbarkeit kranke, für die ihm die gestaltende Kraft fehle.

In solchem Sinne hätte Heinrich Heine ihn, in der Weise, wie er Platen's Verheißungen künftiger Odysseen verspottete, einen Schuldenmacher genannt.

In der That ist in Becquer zwar unzweifelhaft ein echter Dichter zu Grunde gegangen, aber schwerlich ein zu großen Schöpfungen berufener. Wäre dem nicht so, dann hätten die wenigen Musenspenden, die er uns in Prosa bietet, unter sich verschiedenartigere Züge. Sie gleichen einander jedoch im hohen Grade. Und auch den Gedichten mangelt das Gepräge starker Originalität. Wären sie die Gedichte eines Deutschen, so würde die Kritik ihnen den Vorwurf der Anlehnung nicht ersparen und zwar an manches Lied aus dem deutschen Dichterwald. Reminiscenzen an Geibel, Platen, Heine's Lieder meint man hier und da durchklingen zu hören:

Manchmal begegnet sie mir in Gesellschaft
Und geht an mir vorbei,
Und lächelnd geht sie, und ich muß mich fragen:
Wie kann sie lachen noch?

Dann steigt mir auf die Lippe auch ein Lächeln,
Das herben Schmerz verbirgt,
Ich denke dann: Vielleicht daß sie nur lächelt,
Wie ich auch lache jetzt!

Ich weiß nicht, was ich habe
In dieser Nacht geträumt;
Wie trüb, wie trüb ist wol mein Schmerz gewesen;
Als ich erwachte, fühlt' ich noch die Schmerzen.

Ich sah, als ich emporfuhr,
Daß thränenfeucht mein Kissen,
Und fühlte, als ich's sah, zum ersten male
Von bittrer Lust die Seele ganz erfüllt.

Wie traurig sind die Träume,
Die uns zu weinen zwingen;
Doch hab' ich auch im Kummer eine Freude ...
Ich weiß nun, daß mir Thränen noch geblieben.

Wenn sich die blauen Glockenblumen schaukeln
Auf dem Balkon,
Dann glaubst du, daß der Wind es sei, der seufzend
Vorüberzieht,
So wisse denn, verborgen in den Blättern
Da seufze ich.

Wenn da im Rücken unbestimmt ertönet
Verworrner Klang,
Dann glaubst du, eine ferne Stimme riefe
Den Namen dein,
So wisse denn, im Dunkel, das dich einhüllt,
Da ruf' ich dich.

Wenn in der tiefen Nacht von Furcht befangen
Dein Herze schlägt,
Wenn du auf deinen Lippen einen Hauch spürst
Voll heißer Glut,
So wisse, ob unsichtbar, dir zur Seite
Da athme ich.

Es trat ihr in die Augen eine Thräne,
Mir auf die Lippe ein Verzeihungswort;
Da sprach der Stolz — es trocknete die Thräne,
Das milde Wort auf meiner Lipp' erstarb.

Ich geh' auf einem Wege, sie auf anderm;
Doch denken wir an unsre alte Lieb',
Dann sage ich: weshalb hab' ich geschwiegen?
Und sie wird sagen: weshalb weint' ich nicht?

In Nacht verborgen, hat sie mich verwundet,
Mit einem Kuß besiegelt den Verrath;
Ihr Arm umschlang mich noch, indessen heimlich
Sie kalten Bluts mein Herz zerrissen hat.

Und unbefangen sie auf ihrem Wege
Froh, unverzagt und lächelnd weiter geht;
Warum? Weil Blut nicht meiner Wund' entströmet ...
Weil noch der Todte aufrecht steht.

Diese, fast sämmtlich reimlosen Gedichte — der Uebersetzer behielt durchweg die Originalform bei — mit dem Lande Spanien in Zusammenhang zu bringen, kostet uns einige Mühe. Anders verhält sich es mit den Prosalegenden, auf deren phantasmagorische Eigenart bereits hingedeutet wurde. Sie lassen uns keinen Augenblick im Zweifel, daß wir jenseit der Pyrenäen Umschau halten. Hier nur die ersten drei. In „Meister Perez, der Organist" wird von einem Orgelspiel berichtet, das nach dem Tode des Organisten noch von der ganzen Gemeinde vernommen wurde, eine sehr lebendig colorirte Erzählung. Poetisch wirkt auch die Legende von „den grünen Augen"; sie gehören einem Wasserweibe und sind von solch unwiderstehlichem Zauber, daß der Held der Geschichte um ihretwillen in den Fluten untergeht. „Der Mondenstrahl" heißt die dritte, mit dem Irrsinn eines Jünglings abschließende Geschichte. Er hatte die Spur eines ihm immer wieder entschwindenden Weibes so lange und so unablässig gesucht, bis er endlich ihrer habhaft zu werden glaubte, im Erfassen ihres Gewandes aber erkannte, daß er nach einem Strahl des Mondes haschte:

Lieder ... Weiber ... Ruhm ... Glück ... alles Lügen, leere Phantome, die wir in unserer Einbildungskraft erschaffen und nach unserer Laune kleiden, die wir lieben und die wir verfolgen, weshalb? wozu? um einen Mondenstrahl zu finden!

Diese tief in den Bronnen der Romantik getauchten Erzählungen sind kleine Meisterstücke.

4. Iris. Dichterstimmen aus Polen. Auswahl und Uebersetzung. Von Heinrich Nitschmann. Leipzig, Friedrich. 1880. 12. 3 M.

Der Verfasser hat bereits in seinem „Polnischen Parnaß" bewiesen, daß er ein berufener Vermittler zwischen der deutschen und der noch immer bei uns nur wenig bekannten polnischen Literatur ist. Auch das vorliegende Sammelwerk hält sich auf wünschenswerther Höhe. Es sind darin vertreten: Adam Mickiewicz, Julius Slowacki, Sigmund Krasinski, Eduard Odyniec, Franz Morawski, Vincenz Pol und August Bielowski. Nur wenige dieser Gedichte sind von untergeordnetem Interesse oder entbehren der nöthigen Klarheit, wie z. B. die Dichtung „Grazyna" von Mickiewicz, so manche Meisterzüge ihr auch eigen sind, und ebenso das „Lied von Heinrich dem Frommen" von Bielowski, dessen innerer Zusammenhang ohne die Anmerkungen kaum ganz verständlich ist. Ein schönes Maß im Schildern des Gräßlichen hält Slowacki ein; es sterben in dem Gedicht „Der Vater der Pestkranken von El-Arisch" nicht weniger als neun Kinder und deren

Mutter, und der überlebende Vater ist der Erzähler; dennoch wirkt das Gedicht mehr ergreifend als abstoßend. Begabung für humoristische Genrebilder zeigt Morawski, sowol in „Bauer und Teufel“ wie in der „Visite in der Nachbarschaft“. Ein gut Theil origineller noch ist Vincenz Pol in dem Jagdgedicht „Der Starost von Kisla“. Vor allem dergleichen kleine Literaturschätze zu heben, sollten sich Uebersetzer angelegen sein lassen. Lyrische Ergüsse, die ja unsere eigene Sprache schon in Fülle hervorbringt und die aus andern Sprachen uns doch kaum je in ihrem wirklichen Wohlklang übermittelt werden können, haben weit weniger Recht, die Kunst und den Fleiß des Uebersetzers in Anspruch zu nehmen. Unsympathisch im hohen Grade muthet Krasinski's Gedicht „Aus der Zelle der heiligen Theresia“ an. Diese extatische Büßerin bemächtigt sich ihres Herrn Jesu mit solcher Ausschließlichkeit, daß selbst die Madonna darüber vom Stuhle gewiesen wird:

Nicht heißer konnte ihre Liebe sein —
Ich weiß zwar: sie war groß, ich bin nur klein —
Geringer ist ja mein Verdienst um dich;
Doch mehr geliebt hat sie dich nicht als ich.
Wie wird mein Herr einst über uns befehlen,
Welch Urtheil fällen Salomo's Gericht?
Wie eine Liebe theilen für zwei Seelen?
Denn zwiefach gibt es solche Liebe nicht!
Nein, mehr als ich hat sie dich nicht geliebt!
Sie lag im Leben nur einmal betrübt
Auf Golgatha, von deinem Blut benetzt,
Ein einzig mal — und ich so oftmals wieder!
... Du, Herr, und ich, wir sind hier ganz allein.
... Ich knie schweigend, meine Thränen fließen,
Denn ganz durchbebt mich deines Leibes Qual:
Es schmerzt mein Haupt von deinem Dornenkranze,
Durch meine Hände dringt der Nägel Stahl,
In meiner Seite wühlt der Stich der Lanze.
Tief unter dir und doch zu dir erhoben,
Bin ich gekreuzigt, Herr, mit dir hoch oben!

5. Luis de Camoens' sämmtliche Gedichte. Zum ersten male deutsch von Wilhelm Storck. Erster Band: Buch der Lieder und Briefe. Paderborn, F. Schöningh. 1880. 8. 5 M.

Das hier vorliegende Uebersetzungswerk wird vier Bände umfassen; ausgeschlossen sind von demselben die drei Dramen und die Lusiaden des berühmten Portugiesen. Sowol das Vorwort wie die Anmerkungen zeugen von der Sorgfalt, welche der Uebersetzer seinem Werke angedeihen ließ. Die ganze weitschichtige Camoens-Literatur ist von ihm bis auf den Grund durchgearbeitet worden. In höchst ungewöhnlicher Weise hat er sich demnächst die Fähigkeit angeeignet, die Verse fließender und wohllautender zu übertragen, als dies bei Reimübersetzungen herkömmlich ist. Den Zauber des portugiesischen Originals in gleichviel welcher fremdländischen Uebertragung wiederzufinden, wird niemand erwarten, aber das hier Geleistete erreicht eine so hohe Vollkommenheit, daß man sich in die Lektüre mit Genuß vertiefen kann. Und gerade die Lyrik eines bedeutenden Dichters ladet ja zu solchem Genusse ein, indem aus ihr uns mehr als aus seinen größern und objectivern Dichtungen seine eigenste Persönlichkeit entgegentritt. Die Frage, ob dem Leser nicht durch eine biographische Einleitung die Freude an Camoens' Lyrik noch erhöht würde, scheint der Uebersetzer sich verneint zu haben, und es ist einzuräumen, daß aus den zahlreichen Anmerkungen das Lebensbild des Vielgewanderten sich nach und nach zusammensetzt; dies mosaikartige Geschäft zerstreut aber doch mehr, als für das Gewinnen einer deutlichen Vorstellung wünschenswerth ist, sodaß hier die Hoffnung ausgesprochen werden mag, es sei ein biographischer Abriß einem der folgenden Bände noch vorbehalten.

Als Probe für die gute Abrundung, welche der Uebersetzer den verdeutschten Versen zu geben weiß, hier einige Strophen aus dem Gedicht „Lob und Tadel“, das dem scherzweisen Zwecke dient, je nachdem man die Zeilen mit den gegenüberstehenden im Zusammenhange oder sie gesondert liest, Lob oder Tadel einer Dame auszusprechen:

Ihr seid eine Dame — Von Verdienst und Werth
Aus der Garst'gen Kreise; — Seid Ihr weit geschieden,
Böser Ruf und Name — Hat Euch so gemieden,
Folgt ja Euerm Gleise (.) — Was man schätzt und ehrt.

Euer inures Wesen — Offen liegt's dem Blick,
Das gewahrt man nimmer; — Daß Ihr könnet grollen;
Ferne liegt Euch immer — Böses Thun und Wollen,
Alles was erlesen (.) ... — Dazu habt Ihr Schick.

6. Dichtungen von Johann Arany. Aus dem Ungarischen übertragen von Andor von Sponer. Leipzig, O. Wigand. 1880. 16. 2 M.

Der Uebersetzer schickt der aus etwas mehr als funfzig Gedichten bestehenden Sammlung keine biographische Notiz über den Dichter voraus. Was der Leser über das Leben und die Schicksale desselben zu erfahren wünscht, muß er in den Gedichten selbst suchen, die aber nach dieser Richtung hin nur geringe Ausbeute ergeben, da sie vorwiegend aus Balladen und ähnlichen Gedichten bestehen. Daß es ihm erbärmlich geht oder ging, verräth er uns hier und da. So in dem Gedicht „An meinen Sohn“:

Sieh, dir wird ein reiches Erbe, weil
Ich ein armer Dichter, nie zutheil,
Höchstens unbefleckten Namens Ehr',
Mein Verdienst, das wiegt nicht allzu schwer.

Ebenso in dem Gedicht „An die Zukunftsjahre“, worin es heißt:

Ich blick' umher und seh' umnachtet
Das Firmament: die Freunde sind
Zerstoben, feuchten Blicks betrachtet
Mich ängstlich sorgend Weib und Kind.

Diese Klänge des Mismuths machen aber einem Ausbruche humoristisch anmuthenden Behagens Platz, als er in den Besitz eines eigenen Hauses gelangt ist:

Ihr Dichter, grollt dem Schicksal,
Verwünscht es immerhin:
Ich grolle nicht, ich klag' nicht,
Seitdem ich Hausherr bin. ...

Auch einen Garten hab' ich —
Erhebendes Gefühl!
An funfzig Bäume spenden
Mir Schatten traut und kühl. . . .

Freilich scheint sich's nur um einen Lehmbau zu handeln:

Noch mehr! Auch Miether hab' ich,
Ein Schwalbenpärchen traut
Hat hier an meiner Lehmwand
Ein kleines Nest gebaut.

Doch ist das Behagen ganz ernsthaft gemeint, und nur die eine Sorge stört ihn, daß, wie Kinder das Schwalbennest schon dreimal zerstörten, auch sein Nest auf die Dauer nicht gesichert sei:

Erleb' ich's, daß ich endlich
Ersehnten Frieden find'?
Ach, oder kommt das Schicksal —
Das ausgelassne Kind . . .?

Auch ein „Schier dreißig Jahre bist du alt" klingt in dem „Empfindsamen Abschied" durch — hoffentlich aus überwundener Zeit:

Hab' nur einen Rock, ob's schneit, ob Sonne scheint,
Und auch der verläßt mich jetzt, alter Freund. . . .

In Bezug auf das Gedicht „An meine Dukaten" belehrt uns eine Anmerkung, daß Arany mit zwei epischen Dichtungen Preise gewann. Die im vorigen Jahre ihm gewordenen Dukaten sind leider schon den Weg aller Dukaten gegangen, und erstaunt, wiederum Gold in der Hand zu haben, fragt er:

Ist denn das Gold schon heutzutag'
Ein Ding, das mit der Armuth geht?
Ob man dich wol nur höhnen mag,
Du armer ungrischer Poet?

Wie jene Preisdichtungen beschaffen sind, und ob sie über den Werth specifisch ungarischer Gesinnung hinausreichen, läßt sich nach dem in der vorliegenden Sammlung Gebotenen nicht beurtheilen. Die Uebersetzung für so manches Gewöhnlichklingende und Unklare verantwortlich zu machen, ist vielleicht unbillig; doch sollte das Original mit den nämlichen Mängeln behaftet sein, so ist Arany's dichterische Bedeutung für die Weltliteratur dadurch ziemlich beeinträchtigt. Einige wenige Stellen zum Beleg:

Sporngetrieben wie auf Flügeln
Saust das Roß mit losen Zügeln;
Mädchen sind umringt im Kreise,
Manche seufzt im Schose leise.

Traurig ist die Taube, die ihr Paar verlor;
Nachtigallenklage flötet mir ins Ohr —

Und wieder:

Vöglein wandern, fliegen über Berg und Wald,
Das verlassne findet auch ein Pärchen bald.

Wenn der Familiensinn, das Ehr-
Und Pflichtgefühl ermatten,
Die Frau sich hingibt — was noch mehr,
Verkauft vom eignen Gatten;
Wenn aus dem Weg den alten Mann
Des eignen Sohnes Hand schafft,
Beruhigt durch die Zweifel an
Der echten Blutsverwandtschaft. . . .

Mancher fiel im Kampfe von den Räuberhorden,
Doch das Mädchen ist auch nie zur Frau geworden:
Fand dort auch den Tod, den blanken Speer gedrohten. . . .

Zum Schluß eins der poetischer sich abrundenden Gedichte; es bezieht sich auf den Tod Petöfi's, der in der Schlacht bei Schäsburg fiel, dessen Leiche aber nicht gefunden wurde:

Kein grüner Rasen deckt sie,
Die edle Asche, und
Die Schlummerstätte sein
Verkündet uns kein Stein,
Kein Zeichen thut sie kund.
Und keine Antigone
Im Lande weit und breit
Die uns, den Ort entdeckend,
Mit Rosen ihn besteckend,
Mit Blüten ihn bestreut!

Freilich braucht nicht erst auf diejenigen Stellen, die einem deutschen Ohr den Genuß auch dieses Gedichts trüben, hingewiesen zu werden.

Aus anderweitigen Quellen sei hier über Janos Arany noch Folgendes hinzugefügt. Geboren ist er am 1. März 1817 zu Nagy-Körös; seit 1851 hat er daselbst eine Professur bekleidet; 1860 wurde er Director der Kisfaludy-Gesellschaft in Pest, 1859 Mitglied der ungarischen Akademie. Als seine Hauptwerke gelten: „Toldi", „Die Belagerung von Murany", „Katalin", „Die Zigeuner von Nagy-Ida", „Toldi's Abend" und „Buda halálo", erster Theil einer epischen Trilogie, 1864 von der ungarischen Akademie gekrönt.

7. Ausgewählte Gedichte von Björnstjerne Björnson, Carl XV., C. Hauck, Th. Kjerulf, A. Munch, Oscar II., Paludan Müller (Adam Homo), Runeberg, Welhaven, Chr. Winther und andern neuern nordischen Dichtern. Deutsch von Edmund Lobedanz. Leipzig, Friedrich. 1881. 12. 5 M.

Der als genauer Kenner der nordischen Sprachen rühmlichst bekannte Verfasser dieser Uebersetzungen bietet vor allem in den von ihm übertragenen Gedichten Björnson's (etwa die Hälfte des Buchs) und dann in den Proben aus Paludan Müller's modernem Epos „Adam Homo" eine sehr dankenswerthe Gabe. Das letztere Gedicht ist in Ottave rime verfaßt, bietet daher keine geringen Schwierigkeiten. Sein satirischer, humoristischer Inhalt kommt jedoch in dem mitgetheilten Prolog und dem ersten der zwölf Gesänge, aus denen das Original besteht, in genügender Weise zu seinem Recht, und es ist sehr zu wünschen, daß Lobedanz seinen im Vorwort ausgesprochenen Vorsatz, das Ganze zu übersetzen, baldigst zur That werden lasse. Ueber Paludan Müller und sein im Norden so hochgeschätztes Gedicht „Adam Homo" findet man Näheres in Strodtmann's Buch: „Das geistige Leben in Dänemark". Wir

hätten über die namhaftern Dichter auch in dem Lobedanz'schen Buche einige biographische Notizen für sehr wünschenswerth gehalten und möchten für eine zweite Auflage empfehlen, solche noch nachzutragen. Die Aufzählung der Componisten jedes Liedes wäre dagegen wol zu entbehren. Am beliebtesten scheinen für den Zweck der Composition die Gedichte von Björnson zu sein. Bei dem Liede „Ueber die hohen Fjällen" z. B. sind die Namen von acht Componisten mit dem Zusatz „und andere" genannt. Als Probe sowol von dem frisch und eigenartig anmuthenden Humor dieses in Deutschland durch einige Dramen und Novellen bekannt gewordenen Dichters, wie auch von der ansprechenden Verdeutschung, sei hier Björnson's „Niels Finn" mitgetheilt:

Und aus sollte gehen der kleine Niels Finn,
Doch der Schneeschuh hält fest nicht, zu gehen darin. —
„Das ist schlimm", sprach es drunten.

Und der kleine Niels Finn setzt den Fuß auf den Schnee:
„Weich', garstiger Kobold, wenn sacht' ich geh!" —
„Hi ho ha!" sprach es drunten.

Niels schlug mit dem Stabe, daß rings es stob:
„Sag, sahst du den Berggeist, der dort sich erhob?" —
„Hitlihu!" sprach es drunten.

Der eine bleibt stecken, ei das war dumm!
Niels wollt' ihn ergreifen und — stürzte um. —
„Fass' ihn nur", sprach es drunten.

Tief saß er im Schnee und stampfte und schalt,
Doch tiefer stets zog's ihn mit Zaubergewalt. —
„Das ging gut!" sprach es drunten.

Es tanzte die Birke, der Tannenbaum lacht,
Als hätten zwei hundert ein Bündniß gemacht. —
„Merkst du's nun?" sprach es drunten.

Der Fels lacht voll Hohn, Schnee deckt sein Gesicht,
Doch Niels ballt die Faust: „Noch ergeb' ich mich nicht." —
„Aber bald!" sprach es drunten.

Und der Schneerachen gähnt, und die Wolk' sank herab,
Da dachte Niels Finn: ich blick' in mein Grab! —
„Ist es fertig?" sprach es drunten.

Zwei Schneeschuh thauten im Schneemeer umher,
Viel konnt' man nicht sehn, und es gab auch nicht mehr. —
„Wo ist Niels?" sprach es drunten.

Robert Waldmüller.

Neue Romane und Novellen.

Unter den uns heute zur Besprechung vorliegenden Werken nimmt unstreitig der Roman

1. Die Kinder der Frau von Bland. Roman von E. Vely. Zwei Bände. Herzberg a. H., Simon. 1880. 8. 8 M.

den ersten Platz ein. Es ist eine eigenthümliche Gewohnheit schriftstellernder Damen, sich der Schilderung hartherziger, mit grausamem Starrsinne ein Vorurtheil, eine Meinung verfolgender Frauencharaktere zuzuwenden. Es liegt hierin ein gutes Verständniß des weiblichen Charakters; allein, als wollten die Schriftstellerinnen mit einer gewissen Bravour den Beweis liefern, Frauen besäßen ebenso viel Energie wie Männer, tragen sie die Farben wenigstens nach unserm Geschmacke zu drastisch auf. So auch Frau E. Vely in ihrer Frau von Bland. Diese Frau von Bland verknöchert vollkommen in ihren Begriffen von Familienehre, mit welchen sie ihre sämmtlichen Kinder herzlos opfert, und ihre consequente Härte macht auf den Leser schließlich nicht mehr den Eindruck des psychologisch Gesunden, sondern den des peinlich Verkehrten: man ärgert sich über dieselbe, aber man wird nicht tiefer davon berührt. Die Verfasserin hat das gefühlt und verleiht ihrer Heldin darum wenigstens eine Seite des Ewig-Weiblichen in ihrer Liebe zu einem jungen Schriftsteller, welcher die Frucht eines geheimen sündhaften Verhältnisses derselben ist. Aber damit ist nur eine Inconsequenz geschaffen, denn es widerspricht der Erfahrung, daß die Kinder eines ungeliebten Mannes von der Mutter auch nicht geliebt werden, und Lieblosigkeit einer Mutter beruht auf ganz andern psychologischen Vorgängen als auf denen des Familienehrgeizes u. dgl. Abgesehen von diesem bei Schriftstellerinnen häufigen Zeichnungsfehler, bewährt sich Vely als echte Künstlerin. Sie zeigt dies in der Weise, wie Frau von Bland bestraft wird —, eine wahrhaft dramatische Entwickelung, insbesondere aber in der Darstellung der Charaktere und Schicksale der übrigen Figuren. Sie wendet dabei mitunter sehr kräftige realistische Farben an, bleibt aber immer in den Grenzen des besten künstlerischen Geschmacks. Dieser bringt denn auch ohne eine sonst bei Damen naheliegende Ueberschwenglichkeit feine Stimmungen zu Wege, welche von poetischem Empfinden Zeugniß geben. Die Darstellung im ganzen ist eine wahrhaft elegante, ungesucht mit bestem Takte den richtigen Ton treffend. Als besonders gelungen darf die Durchführung der Figur der armen Schauspielerin Nina bezeichnet werden. Dieselbe ist mit einem graziös pikanten Dufte umgeben. Eine feinsinnig ausgebildete, vornehm ideale Figur ist die Tochter der Frau von Bland, Renate. Die Söhne derselben sind mit Vermeidung jeder Uebertreibung dem modernen Leben richtig nachempfundene Gestalten. Der Erfindung fehlt es nicht an Spannung, und so hätten wir, trotz des Mangels in der Hauptfigur, eine jener braven Leistungen, welche außer der einfachen Befriedigung des Lesebedürfnisses noch höhere Ziele anstrebt.

2. Die Rose vom Wetternsee. Historischer Roman von Philipp Laicus. Mainz, Kirchheim. 1880. 8. 4 M.

Eine tendenziös katholische Schrift, welcher indeß ein bedeutendes Talent nicht abgesprochen werden kann. Gegenstand der Erzählung ist Gustav Wasa's Erhebung zum

Könige von Schweden und die Umwandlung Schwedens in ein lutherisches Land. Der Autor weiß mit einer interessanten Fabel eine warm gefärbte lebhafte Schilderung der Zeit zu verbinden und offenbart in Naturschilderungen, wie in einzelnen Situationen poetische Anlagen. Der Tendenz zu Liebe, wird das Bild Gustav Wasa's von der Hand des Autors vielfach widersprechend gezeichnet. Während er nicht umhin kann, die Heldengröße des schwedischen Volksheros anzuerkennen, muß auf der andern Seite dessen Neigung zum Lutherthume die Veranlassung geben, ihm Schwächen anzuhängen, welche mit seiner sonstigen Mannhaftigkeit schwer in Uebereinstimmung zu bringen sind. Ob es im Interesse des Katholicismus sein mag, die zur neuen Lehre neigenden Priester mit einem höchst drastischen Humor lächerlich zu machen, scheint uns fraglich. Wir meinen, es wäre klüger, die Achtung, die man selbst begehrt, andern Confessionen gegenüber nicht in das Gegentheil umzukehren, wenn man verhüten will, daß nicht bei vielen Lesern Gedanken sonderbarer Art wachgerufen werden. Der Autor verwendet für seine Lutheraner die dicksten Farben, welche „ein Pfaffenfeind" aufzutragen pflegt. Sie sind nach ihm feist, heimtückisch, lüstern, kurz arge Gesellen.

Eigenthümlich ist es, in einem katholisirenden Romane der Sinnlichkeit so handgreifliche Farben verliehen zu sehen. Daß der Autor am Schlusse seines Buchs Schweden bedauert, weil es infolge des Lutherthums zu einer so indifferenten Macht herabgesunken, mag der Historiker mit ihm ausmachen. Spanien und Portugal waren recht katholisch und sind bedeutend mehr herabgekommen als das uns gar nicht unglücklich scheinende Schweden.

3. Krone und Kerker. Historischer Roman in fünf Büchern von Eduard Adolay. Zwei Bände. Berlin, Kogge u. Fritze. 1880. 8. 10 M.

In diesem Roman wird die mysteriöse Geschichte einer russischen Kronprätendentin in der Form eines effectvollen Sensationsromans erzählt. Wir gestehen gern zu, daß der Autor bedeutend mehr Talent besitzt, als die gewöhnlichen Schreiber solcher Romane mit Titeln wie der obige, allein das Werk kann trotzdem keinen Anspruch auf künstlerische Bedeutung machen. Es ist Leihbibliothekenfutter, wenn auch nicht von der schlechtesten Sorte. Sein Publikum wird der Autor finden, denn er erzählt spannend.

4. Romanhaft. Humoristische Erzählung von Otto Girndt. Berlin, Goldschmidt. 1880. 8. 3 M.

Diese Erzählung behandelt die Diatriben an einer kleinstädtischen Kunstakademie mit einer merkbaren Dosis Satire und verbindet damit eine fesselnde, von gut charakterisirten Figuren gehaltene Fabel. Wie aber der Autor zu der Bezeichnung „humoristisch" kommt, ist uns unerfindlich. Die Geschichte ist so ernsthaft wie irgendeine andere und besitzt weder drastische Komik, noch viel weniger jenen höhern Humor, welcher das Ernste lächelnd wiedergibt.

5. Herz und Pflicht. Novelle von Franz Köhler. Berlin, Goldschmidt. 1880. 12. 50 Pf.

Dies ist eine zwar in dem Kerne ihrer Erfindung nicht mehr ganz originelle Erzählung, welche aber in ihrer guten Durchführung immerhin als beachtenswerthe Leistung bezeichnet werden darf.

6. Die Randschrift eines Königs. Historische Novelle von M. A. Niendorf. Berlin, Goldschmidt. 1880. 12. 50 Pf.

Hier wird die bekannte Geschichte des Lieutenants Katte in einer anekdotischen Form behandelt, welche aber deshalb als verunglückt zu bezeichnen ist, weil ein hochtragisches Motiv mit einem komischen verknüpft wird und das letztere den Ausschlag gibt.

Theodor von der Ammer.

Feuilleton.

Theater und Musik.

Das Erstlingsdrama von Gustav Freytag, das seinerzeit mit einem Preise gekrönt wurde: „Kunz von der Rosen oder die Brautfahrt", ist am wiener Burgtheater mit großem Erfolg in Scene gegangen. Das Stück behandelt die Brautfahrt Maximilian's I. in einer Reihe bunter und bewegter Scenen und Tableaux. Was der einheitlichen Wirkung des Stücks abgeht, kann durch eine glänzende Ausstattung und Darstellung ersetzt werden — und so geschah es am wiener Burgtheater. Auch sicherte der österreichische Patriotismus, der das Stück beseelt, demselben in Wien die beste Aufnahme; es ist im Grunde ein habsburgisches Familiendrama, wenn auch von echt deutschem Geiste durchweht.

— Das neue Lustspiel von L'Arronge: „Der Compagnon", ist an mehrern Bühnen, am berliner Wallner-Theater, am hamburger Thaliatheater, in Leipzig und Frankfurt a. M., mit gutem Erfolg zur Aufführung gekommen. Es ist wieder eine Variante auf das Lieblingsthema des Autors, das Verhältniß der Aeltern zu den Kindern. Diesmal ist der Held ein allzu zärtlicher Vater, der durch seine liebevolle Aufdringlichkeit der Tochter und seinem Schwiegersohn, der zugleich sein Compagnon ist, zur Last fällt und durch eine schlichte Bürgersfrau bekehrt wird, welche, um dem Glück ihrer Tochter nicht im Wege zu sein, die Stadt verläßt, in der sie bisher heimisch war. Solche Bühnenbekehrungen sind freilich wenig überzeugend; doch ist die Scene, wo die innere Umwandlung des Vaters vor sich geht, eine der originellsten des Stücks, das sonst dem Kenner des neuern Bühnenrepertoire zahlreiche Anklänge und bekannte Charaktere und Situationen bietet. Der Dialog hat ein paar glückliche komische Wendungen, ist aber in den meisten Scenen trivial und erinnert bisweilen an den Ton der berliner Posse.

— In Meiningen ist das Drama Ernst von Wildenbruch's: „Die Karolinger", mit Erfolg zur Aufführung gekommen. Der Held des Stücks ist der Graf von Barcelona, eine Art von Majordomus, der dem jungen Karl, gegen den Willen der Familie und des Reichs, zur Königskrone verhilft und auf dem

Gipfel der Macht seinen Untergang findet: man rühmt die dramatisch knappe und kernhafte Sprache des Stücks.

— Ein Drama von Ernst Grua: „Die rothe und weiße Rose", das œuvre posthume eines Dichters, dessen Vater lange Jahre der berliner Hofbühne als beliebter Künstler angehörte, kam an diesem Theater mit schönem Erfolg zur Aufführung. Es ist ein Stück von poetischer Haltung, nicht nach der Schablone der jetzigen Bühnengemäßheit gemacht, aber allerdings mehr eine Mosaik als ein Drama von energischer Spannung.

— Bei dem fünfundzwanzigjährigen Jubiläum, welches der dramatische Schriftsteller G. von Moser in Görlitz am 15. März feierte, brachten die Zeitungen ein Register der von ihm allein oder mit andern zusammen verfaßten Stücke, ein Register von 60 Nummern. Es sind dies: „Der Husar" (einactig); „Schach und matt" (einactig); „Er soll dein Herr sein" (einactig); „Ein moderner Barbar" (einactig); „Wie denken Sie über Rußland?" (einactig); „Ein nettes Jüngelchen" (einactig); „Jedem das Seine" (einactig); „Nur praktisch" (einactig); „Krieg und Frieden" (einactig); „Eine unglückliche Liebe" (einactig); „Splitter und Balken" (einactig); „Wie soll er heißen?", Gelegenheitsstück zur Taufe des Prinzen Wilhelm (einactig); „Wallner im Olymp zur Eröffnung der Wallner'schen Sommerbühne" (einactig); „Eine kranke Familie" (dreiactig); „Moses und die Propheten" (vieractig), in Gemeinschaft mit Drost geschrieben; „Aus Liebe zur Kunst" (einactig); „Ein Fall im Riesengebirge" (einactig); „Hypothekennoth" (einactig); „Die Novizen" (dreiactig); „Leiden junger Frauen" (einactig); „Kaudel's Gardinenpredigten" (einactig); „Stiftungsfest" (vieractig); „Der Elefant" (vieractig); „Wenn man Whist spielt" (einactig); „Wie denken Sie über Rumänien?" (einactig); „Verplefft" (einactig); „Eine kleine Mondfinsterniß" (einactig); „Reflexe" (einactig); „Der Schimmel" (einactig); „Die Versucherin" (einactig); „Der Hausarzt" (einactig; infolge einer Wette in einer einzigen Nacht erfunden und bis zu Ende dictirt); „Neumann" (einactig); „Die Raben" (dreiactig); „Der Sklave" (vieractig); „Mädchenschwüre" (vieractig); „Moritz Schnörche" (einactig); „Ich werde mir den Major einladen" (aus dem Französischen); „Registrator auf Reisen" (fünfactige Posse, in Gemeinschaft mit L'Arronge); „Vater Gorilla" (einactige Posse, mit L'Arronge); „Drei Monat nach Dato" (dreiactige Posse in Gemeinschaft mit Jacobson); „Ein vorsichtiger Mann" (dreiactig mit Jacobson); „Ultimo" (vieractig); „Veilchenfresser" (vieractig); „Hypochonder" (vieractig); „Hohe Schule" (vieractig, in Gemeinschaft mit Julius Rosen geschrieben); „Hektor" (einactig); „Ebbe und Flut" (einactig); „Eine Frau, die in Paris war" (vieractig); „Splitter und Balken" (einactig, zweites Stück dieses Titels); „Geld und Glück" (fünfactiges Volksstück); „Graf Racoczy. Harun al Raschid" (vieractig); „Kalte Seelen" (vieractig); „Der Bibliothekar" (vieractig); „Der Zugvogel" (vieractig, in Gemeinschaft mit Franz von Schönthan); „Krieg im Frieden" (vieractig, in Gemeinschaft mit Franz von Schönthan). Von diesen Stücken haben über hundert Aufführungen im Wallner-Theater erlebt: „Verplefft", „Registrator auf Reisen", „Drei Monate nach Dato", „Ultimo", „Veilchenfresser", „Hypochonder", „Krieg im Frieden". Diese Stücke tragen meistens das Gepräge glücklicher Improvisation und bester Laune; G. von Moser ist unser anspruchslosester und muntester Lustspieldichter. Bei seiner Jubiläumsfeier wurde er vom Herzog von Gotha zum Hofrath ernannt.

Bibliographie.

Abert, J., Schlaf und Traum bei Calderon. Würzburg, Stahel. Gr. 8. 80 Pf.

Aus dem Leben der Großherzogin-Mutter Marie von Mecklenburg-Strelitz. Ein Erinnerungsblatt zum 21. Januar 1881. Neustrelitz, Barnewitz. Gr. 8. 75 Pf.

Bruckisch, R., Turner-List. Dramatischer Scherz. Brieg, Bänder. Gr. 8. 1 M.

Chronik der Stadt Aarau. (Bis zum Jahre 1820.) Aarau, Sauerländer. Gr. 8. 4 M.

Davis, A. J., Der Culturkampf und seine Wirkung auf die nächste Zukunft mit Zugrundelegung der „herannahenden Crisis". Für die Jetztzeit bearbeitet von G. von Laugsdorff. Leipzig, W. Besser. 8. 1 M. 50 Pf.

— — Die Rechte und der Beruf des Weibes. Ein Kapitel aus dem zweiten Band der großen Harmonie „Der Lehrer". Rechtmäßige vom Autor bewilligte deutsche Uebersetzung herausgegeben von W. Besser. Leipzig, W. Besser. 8. 20 Pf.

Rumänische Dichtungen. Deutsch von Carmen Sylva (Fürstin Elisabeth von Rumänien). Herausgegeben und mit weiteren Beiträgen versehen von Mite Kremnitz. Leipzig, Friedrich. 12. 4 M.

Dorer, E., Cervantes und seine Werke nach deutschen Urteilen. Mit einem Anhang: Die Cervantes-Bibliographie. Leipzig, Friedrich. Gr. 8. 5 M.

Drachmann, H., Strand-Novellen. Aus dem Dänischen übersetzt von E. von Engelhardt. Vom Verfasser autorisirte Ausgabe. Leipzig, Friedrich. 8. 4 M.

Dühring, E., Die Ueberschätzung Lessing's und dessen Anwaltschaft auf die Judeu. Karlsruhe, Reuther. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Dyherrn, G. Freih. v., Aus klarem Born. Gedichte. Freiburg i. Br., Kiepert. 8. 1 M. 20 Pf.

Franzos, K. E., Stille Geschichten. Dresden, Minden. 8. 5 M.

Friedmann, A., Dou Juan's letztes Liebesabentener. Drama. Leipzig, Reissner. 16. 2 M.

Friedrich, F., Ausgesöhnt. Berlin, Goldschmidt. 8. 50 Pf.

Girndt, O., Ein heimliches Verhältniß. Humoristische Erzählung. Berlin, Goldschmidt. 8. 50 Pf.

Hafner, T., D'r Hebel in Ulm. Hebel's lyrische Gedichte aus der alemannischen in die Ulmer Mundart übertragen. Ulm, Rübling. 8. 40 Pf.

Hamel, R., Mittheilungen aus Briefen der Jahre 1748—68 an Vincenz Bernhard von Tscharner. Rostock, Meyer. Gr. 8. 2 M.

Hansen, H. v., Zwei Kriegsjahre. Erinnerungen eines alten Soldaten an den Feldzug der Russen gegen die Türkei 1828 und den polnischen Aufstand 1831. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 8 M.

Harweck-Waldstedt, G. M., Dem Kaiser Heil! Festspiel. Berlin, H. R. Mecklenburg. 12. 25 Pf.

Hutier, C. v., Ernst und heiter. Kleine Erzählungen aus dem Leben. Sangerhausen, Schneider. 1879. 8. 1 M.

Jókai, M., Zweimal sterben. Roman. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 10 M.

Kleinpaul, R., Kreuziget ihn! Welsche Reiseabentener, nach den Papieren eines Verstorbenen herausgegeben. Leipzig, Friedrich. 8. 6 M.

Das Landes-Zeughaus in Graz. Herausgegeben von der Vorstehung des Münzen- und Antiken-Cabinetes am St. L. Joanneum. Leipzig, Brockhaus. Imp.-4. 60 M.

Lartey, E., Gastmahl der Verwaltuugsräthe. (Properz iu Paris. — Altenglische Sitten nnd mosaische Geologie. — Die Handbibliothek eines aufgeklärten Junkers.) 1ste Lfg. Budapest, Lauffer. 1880. Gr. 8. 2 M.

Lessings Vermächtniß. Reichenbach i. Schl., Hoeser. Gr. 8. 80 Pf.

Linhart, Elise, Zweimal vermählt und andere Erzählungen. Mit einer biographischen Skizze von Helene Stöfl (Schwester der Verfasserin). 2 Bde. Jena, Costenoble. 8. 10 M.

Malm, J. J., Die Oberpahlsche Freundschaft. Eiu Gedicht in deutsch-estnischer Muudart. Mit einer linguistisch- uud literar-historischeu Einleitung zum ersten Male herausgegeben von P. Th. Falck. Leipzig, Friedrich. 8. 2 M.

Mantels, W., Beiträge zur lübisch-hansischen Geschichte. Ausgewählte historische Arbeiten. Jena, Fischer. Gr. 8. 8 M.

Möser, A., Schauen und Schaffen. Neue Gedichte. Stuttgart, Levy u. Müller. 8. 3 M. 60 Pf.

Norden, E., Die Macht der Verhältnisse. Roman. Freiburg i. Br., Kiepert. 8. 2 M.

Oettingen, A. v., Obligatorische und fatultative Civilehe nach den Ergebnissen der Moralstatistik. Ein Wort zum Frieden. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 2 M.

Rättig, H., G. E. Lessing's Bedeutnng für unsere Zeit. Vortrag. Torgau, Jacob. Gr. 8. 20 Pf.

Die neue deutsche Rechtschreibung und die Nothwendigkeit ihrer Verbesserung. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht. Gr. 8. 80 Pf.

Romagnoli's, A., Apotheose Victor Emanuel's II. Terziuen. Im Versmasse des Originals ins Deutsche übertragen von E. Suter uud Th. Abenheim. Leipzig, Friedrich. Gr. 8. 1 M.

Sacher-Masoch, Neue Judengeschichten. Leipzig, Morgenstern. 8. 4 M.

Sanders, D., Die beiden Apostel. Ein Schwank von Hans Sachs dem Jüngern. Zürich, Verlags-Magazin. 12. 30 Pf.

Schell, F. J., Grundzüge einer vernunftgemäßen Religionslehre. 1ster Thl. — A. u. d. T.: Grundzüge einer vernunftgemäßen Auffassung des Christenthums, wodurch dasselbe dereinst Weltreligion werden kann. Alzey, Ackermann. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Schlegel, T., Die Opfernacht. Ein epischeS Gedicht aus der wendischen Sage. Hamburg, J. F. Richter. 12. 2 M.

Schneider, H., Die Klavierstimmer. Lustspiel. Glauchau, Hobeda. Gr. 8. 1 M.

Shakespeare, Der Kaufmann von Venedig. Für die Darstellung eingerichtet von E. Possart. München, A. Ackermann. 8. 2 M.

Sperber-Niborski, L., Krieg mit Rußland! 1ster Thl. Löbau Westpr., Ekrzeczek. Gr. 8. 75 Pf.

Tolstoi, Graf A., und N. Nekrassow, Dichtungen. Eine Auswahl, in deutscher Uebertragung mit Beifügung des russischen Textes von Jessen (L. von Osten). St. Petersburg, Röttger. Gr. 8. 6 M.

Wächter, O. v., Carl Georg von Wächter. Leben eines deutschen Juristen. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Anzeigen.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

Kreuziget ihn!

Welsche Reiseabenteuer

nach den Papieren eines Verstorbenen

herausgegeben von

Rudolf Kleinpaul.

8. Eleg. brosch. 6 M., eleg. geb. 7 M. 50 Pf.

Ein originelles Buch und vielleicht das bedeutendste Rudolf Kleinpaul's, des bekannten Verfassers von „Roma capitale“ und „Mediterranea“. Kleinpaul schildert Reise- und Liebesabenteuer aus Frankreich, Florenz, Rom, Capua, Sorrent und Neapel.

Dem ganzen flott geschriebenen Culturroman liegt die Idee zu Grunde, den Schwärmer in seinem Innern nach der Anweisung Goethe's zu kreuzigen, und er fordert die Leser auf, ein Gleiches zu thun. Kreuziget ihn, weil man mit dem dreissigsten Jahre naturgemäss zu schwärmen aufhört, und dann vielmehr, nachdem man lange an der Nase herumgeführt worden ist, selbst den Schelm spielt. Das Buch, für das den Namen zu finden der Kritik überlassen werden muss, darf nicht nur als ein amusantes, sondern auch als ein höchst lehrreiches, culturhistorische Skizzen von bleibendem Werth enthaltendes, und seiner Tendenz nach aber als ein psychologisches Unicum bezeichnet werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Insel Capri.

Idylle vom Mittelmeer

von

Ferdinand Gregorovius.

8. Carton. 1 M. 80 Pf.

Diese elegante Separatausgabe der classischen Schilderung von Capri aus Gregorovius' „Wanderungen in Italien“ ist nach dem Wunsche des Dichters zunächst bestimmt, von den Besuchern Italiens mitgeführt zu werden; sie empfiehlt sich aber durch ihre zierliche Ausstattung auch für den heimischen Büchertisch.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Die Grabdenkmäler der Päpste.

Marksteine der Geschichte des Papsttums.

Von

Ferdinand Gregorovius.

Zweite neu umgearbeitete Auflage.

8. Geh. 4 M. Geb. 5 M.

Eine neue durchaus umgearbeitete Auflage der bekannten Schrift von Gregorovius, welche die gesammte Geschichte des Papstthums in kurzen charakteristischen Zügen vorführt und vom Verfasser selbst als die Vorhalle zu seiner „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter“ bezeichnet wird. Unentbehrlich für die Besitzer des letztern Werks, gewährt sie auch jedem Freunde der Cultur- und Kirchengeschichte hohes selbständiges Interesse.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Magnetismus

mit seinen mystischen Verirrungen.

Culturhistorischer Beitrag zur Geschichte des deutschen Gaunerthums.

Von

E. Ch. Benedict Avé-Lallemant.

8. Geh. 4 M.

Eine quellenmäßige Geschichte des sogenannten thierische Magnetismus oder Hypnotismus und der im Namen desselbe verübten Täuschungen und Schwindeleien von den älteste Zeiten bis zur Gegenwart, dargestellt von dem Verfasser des berühmten Werks „Das deutsche Gaunerthum in seiner social politischen, literarischen und linguistischen Ausbildung“ (4 Bde. Preis 30 M.).

Werthvolle Geschenke für Confirmanden

aus dem Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Illustrirte Bibel.

Die Heilige Schrift des Alten und Neuen Testaments. Mit Holzschnitten nach Originalzeichnungen von Bendemann, Overbeck Rethel, Schnorr von Carolsfeld, Steinle u. a.

Dritte Auflage. 4. Geheftet 15 M. Gebunden in Halbfranz 22 M., in Leder 30 M.

Prachtausgabe: geheftet 20 M.; gebunden in Leder 36 M.

Die Länder und Stätten der Heiligen Schrift.

Von F. A. Strauß und Otto Strauß.

Mit 130 Abbildungen in Holzschnitt, 1 Stahlstich, 2 Steintafeln, 2 Farbendruckbildern und 3 Karten.

Zweite Auflage. 4. Geheftet 20 M. Gebunden in Leinwand 24 M., in Leder 28 M.

Prachtausgabe mit 30 farbigen Stahlstichen, 112 Abbildungen in Holzschnitt, 2 Steintafeln, 2 Farbendruckbildern und 3 Karte Gebunden in Leinwand 40 M., in Leder 48 M.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

GERMANISCHE RESSORT Breslau

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 14. — 1. April 1881.

Die **Blätter für literarische Unterhaltung** erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 7 M. 50 Pf. vierteljährlich, 15 M. halbjährlich, 30 M. jährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Oskar Meding's Memoiren. — Aus den beiden classischen Perioden der deutschen Literatur. Von Robert Borberger. — Unterhaltungsliteratur. — Neue Gedichte. Von Rudolf Kulemann. — Feuilleton. (Deutsche Literatur; Ausländische Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Oskar Meding's Memoiren.

Memoiren zur Zeitgeschichte. Von Oskar Meding (Gregor Samarow). Erste Abtheilung: Vor dem Sturm. Leipzig, Brockhaus. 1881. 8. 6 M.

Selten hat wol ein Buch in allen politischen Kreisen Hannovers und vielleicht auch in dem übrigen Deutschland ein so großes Aufsehen gemacht wie das vorliegende, welches in der überaus gewandten Weise des Verfassers das Bild einer deutschen Kleinstaaterei entrollt, wie es kaum trauriger und kläglicher erdacht werden könnte.

Daß unter dem Regimente des Königs Ernst August durch den gewaltsamen Bruch des Staatsgrundgesetzes 1837 der Rechtszustand und das Rechtsbewußtsein des hannoverischen Volksstammes einerseits ebenso heftig erschüttert wie andererseits gekräftigt wurde, ist bekannt und erklärt den fortgesetzten Widerstand aller gebildeten und unabhängigen Männer gegen die absolutistischen Gelüste der welfischen Dynastie, die zu ihrem Unglück später durch einen Regenten repräsentirt wurde, dem das mangelnde Augenlicht ein unausgesetztes Mistrauen gegen seine Umgebung einflößte, nicht aber zur bescheidenen Selbsterkenntniß führte, sondern ihn vielmehr zum Spielball aller Streber machte, die es geschickt verstanden, seine Selbstüberschätzung und seine anerzogenen feudalen Grundanschauungen zu ihren Zwecken auszunutzen. Hätte der blinde König auf seinem durch den Umsturz des Staatsgrundgesetzes erst für ihn möglich gewordenen Thron nur Einen uneigennützigen Freund gehabt, der mit verständnißvollem Blicke und rücksichtslosem Freimuth ihn durch Dinge und Menschen geführt und zur Zurückhaltung des eigenen, so oft seltsamen Urtheils gedrängt hätte, wahrscheinlich wäre der Sturm des Jahres 1866 ohne das Härteste, was gerade diesen Mann treffen mußte, vorübergegangen. Nicht allein war der Unfriede im eigenen Lande genährt und die besten Köpfe zu den Gegnern der Regierung getrieben, der Hofadel misgestimmt über die Bevorzugung mancherlei künstlerischer Persönlichkeiten, die Bureaukratie unwillig, für die Ehre der an der Spitze der Verwaltung stehenden Junker arbeiten zu müssen, sondern es wurde von oben her die alte Abneigung gegen den mächtigen Nachbar Preußen derart geschürt und gefördert, daß Bismarck die Ueberzeugung gewann, die welfischen Herrscher würden mitten im Herzen des preußischen Landes stets gefährliche Bundesgenossen sein und bleiben. Es ist uns nicht zweifelhaft, daß die Intervention Napoleon's zu Nikolsburg, welche verlangte, Preußen solle sich entweder auf die Annexion Hannovers, oder auf die Sachsens, oder auf die Verkleinerung beider Königreiche beschränken, widrigenfalls eine französische Kriegserklärung erfolge, sehr bald dahin führte, daß die erste Alternative acceptirt wurde, so schwer es dem siegreichen König gewesen sein soll, sich solche Vorschriften gefallen zu lassen. Indessen heute wird niemand an der Weisheit der Bismarck'schen Wahl mehr zweifeln, wenn man die Hartnäckigkeit und die feindlichen Gesinnungen der entthronten Welfen bis auf den heutigen Tag aufmerksam verfolgt. Unzweifelhaft würde der König Georg im andern Falle jeden Augenblick benutzt haben, um sich von der verhaßten Unterordnung unter die nunmehrige Kaiserdynastie der Hohenzollern loszusagen, wenn die Umstände günstig für ihn sich gestalteten.

Diese Anschauungen bestätigen sich selbst in dem vorliegenden Buche, trotzdem der Verfasser sich mausgesetzt bemüht, nachzuweisen, daß seine Thätigkeit den Zweck verfolgt habe, zwischen den beiden nahe verwandten

Fürstengeschlechtern ein erträgliches und freundliches Verhältniß anzubahnen. Daß dies nicht gelang und von den leitenden Persönlichkeiten die Tendenzen der stets unzuverlässigen österreichischen Politik bei dem blinden König mit Erfolg befürwortet wurden, läßt sich leicht zwischen den Zeilen herauslesen, wenn es nicht ohnehin schon längst aus den verschiedensten Aufzeichnungen des Convertiten O. Klopp und andern öffentlichen Actenstücken genugsam bekannt wäre. Meding hat nach seinen „Memoiren" eine ungleich wichtigere Stellung beim König Georg eingenommen, als es von irgendjemand geahnt worden ist, und dies wird auch heute noch von Leuten, die es wissen müßten, scharf bestritten. Nicht zu verschweigen ist, macht aber dem Verfasser Ehre, daß er sich mit großem Geschick bemüht, den ganzen Charakter seines hohen Wohlthäters in das rosigste Licht zu bringen und ihm eine Menge guter Eigenschaften zuzuschreiben, die freilich von unbefangenen Beurtheilern ganz anders aufgefaßt und beurtheilt werden. Wir zweifeln sogar nicht, daß der mit den Verhältnissen des vormaligen hannoverischen Hofs Unbekannte oder durch Parteiinteresse Verblendete in der Darstellung des Königs eine innere Befriedigung empfinden und der Feder des Verfassers um so größere Anerkennung aussprechen wird, je weniger bis dahin die historischen Darlegungen übereinstimmen. Wir erkennen sogar das hier gelieferte Bild des Königs, der Königin, des Hofs und der maßgebenden Personen, wie der Grafen Platen und Borries, des Generalpolizeidirectors Dr. Wermuth u. a., als ein stilistisches Meisterwerk an, das es verstanden hat, die Lichtseiten mit dem wohlwollendsten Dankbarkeitsgefühl auszumalen und die Schattenseiten nur in versteckter und zartester Weise anzudeuten, wodurch der Verfasser in der That für sich eine historische Unterlage hergestellt hat, die aber freilich der objectiven Wahrheit nicht selten ermangelt.

Diese Kunst, Dichtung und Wahrheit zu vermengen, zieht sich wie ein rother Faden durch das ganze Werk, und es erschiene angezeigt, daß die beiden Elemente fortlaufend von sachkundiger Hand gesondert würden, wenn nicht einestheils der Leserkreis für derartige Berichtigungen zu klein, anderntheils aber die Thatsachen selbst bereits früher in andern Aufsätzen*) hinsichtlich vieler Persönlichkeiten richtig gestellt wären. Indessen müssen wir doch dagegen Verwahrung einlegen, wenn man versucht wäre, in diesem Buche mehr finden zu wollen als die subjectiven Anschauungen eines Mannes, der für seine Partei aus dem, wobei er mitgewirkt, von seinem einseitigen Standpunkte aus Geschichte zu machen bemüht war, dessen Mittheilungen als Thatsachen mit Vorsicht aufzunehmen und dessen Schlußfolgerungen daraus ex post alles Mögliche zu rechtfertigen versuchen. Wie Meding den König lobt und hinterher das Lob einschränkt, davon nur ein Beispiel. Er sagt:

Seine Blindheit hatte ihn auch nicht das Vertrauen zu den Menschen im allgemeinen verlieren lassen; im Gegentheil er war stets geneigt, von jedem das Beste zu glauben, Fehler mild zu beurtheilen und zu verzeihen; nur in allen Regierungsangelegenheiten, in allen Staatsgeschäften machte ihn seine Blindheit wol noch mistrauischer, noch eifersüchtiger auf seine Autorität, als er es sonst wol ohnehin schon gewesen wäre. Denn seine Autorität und seine königliche Würde waren für ihn Glaubensartikel u. s. w. Ganz besonders mistrauisch war er gegen seine Minister, selbst wenn er dieselben persönlich schätzte und liebte.

Da aber bekanntermaßen der König sich in alle Staatsangelegenheiten bis zur Anstellung in den unbedeutendsten Stellungen mischte, überall Zuträger und Streber gern anhörte, so hatten die Leute unzweifelhaft recht, daß sie ihn für durch und durch mistrauisch hielten. Ohne Rücksicht auf geleistete Dienste warf er seine treuesten und eifrigsten Beamten zur Seite, sobald er sie für seine Zwecke ausgenutzt hatte, und Ministerwechsel waren daher an der Tagesordnung. Dabei ging er niemals gerade aus mit seinen Absichten, sondern täuschte wohlüberlegt selbst diejenigen, welche berufen waren, das höchste Vertrauen in Anspruch zu nehmen: ein Verfahren, das wir hier nicht mit dem im Leben üblichen Ausdruck bezeichnen mögen. Daß er „kein Verständniß für den Parlamentarismus hatte, die Verfassung ihm ein ebenso rechtsgültiges, aber auch ebenso abänderungsfähiges Gesetz wie jedes andere war", gibt Meding zu, und es erklärt sich daraus, daß er ohne Gewissenspein die Verfassung, die er zweimal unverbrüchlich zu halten gelobte, umstieß und alle Proteste dagegen unbeachtet ließ, die Personen, welche sich ihm nicht willfährig bewiesen, in kleinlichster Weise verfolgte und schädigte, wo er nur konnte. Dies alles läßt sich in der Meding'schen glatten Schilderung wol herausfinden, wenn man sich nur die Mühe gibt, aus der Menge kleiner liebenswürdiger Züge diese verschämte Kritik herauszusuchen.

Wir sind nicht zweifelhaft, daß selbst die schöngefärbten Charakteristiken Meding's genügen, das historische Urtheil über den Mangel an Rechtsgefühl, Wahrheitsliebe und Gerechtigkeitssinn bei dem König zu vervollständigen, wenn dies auch vielleicht nicht beabsichtigt ist.

Höchst ergötzlich sind übrigens die Schilderungen der gegenseitigen Intriguen zwischen den Ministern, die angebliche Abneigung des althannoverischen Adels gegen den, „voll hochmüthigen Stolzes" auf seinen Namen, österreichisch gesinnten Grafen Platen-Hallermund, der wiederum von dem dänenfreundlichen Staatsrath Zimmermann geleitet wurde, während dieser fortwährend dem einflußreichen Generalpolizeidirector Wermuth Concurrenz zu machen sich abmühte. Letzterer „war unausgesetzt thätig, um dem Minister Borries und dem König Bericht zu erstatten und Maßregeln vorzuschlagen; oft aber hatte man die Empfindung, daß diese eifrige, fieberhafte Thätigkeit keinen Zweck außer sich selbst habe". Mit letzterer Bemerkung hat Meding sehr recht; zu damaliger Zeit gehörte es zu den Erfordernissen eines guten Polizeimannes, überall Verschwörungen zu wittern, ab und zu Haussuchungen zu halten, Briefe mit Beschlag zu belegen, die Presse zu verwarnen, um den König von der Unentbehrlichkeit der Polizeiwirthschaft zu überzeugen.

*) Vgl. „Hannovers letzte Tage 1864—66" in „Unsere Zeit", Neue Folge, III, 1, 721.

Nach dieser Richtung leistete Wermuth Unglaubliches, und da er selbstverständlich nichts von Erheblichkeit entdecken konnte, richtete er seine polizeiliche Wachsamkeit ganz besonders auf den Nationalverein und seine Mitglieder, unter denen von Bennigsen, Planck, Miquel u. a. die Hauptpersonen waren, die einer polizeilichen Controle unterstellt wurden, was aber ihre Bedeutung im Volke gerade erheblich steigerte.

Damals schrieb Meding eine Flugschrift gegen von Bennigsen, dessen Inhalt im wesentlichen in dem vorliegenden Buche leider reproducirt ist, und die wiederum zeigt, daß niemand über seinen Schatten hinauskann. Denn obwol die damalige anonyme Kritik amtlich allgemein verbreitet wurde, so stieg das Ansehen von Bennigsen's in gleichem Maße, zumal die Gegenschrift von Frau Raven: „Herr von Bennigsen und der Nationalverein", alle versuchten Angriffe erfolgreich zurückwies. Seit jener Zeit ist die staatsmännische Bedeutung des Herrn von Bennigsen über die engen Grenzen Hannovers allerseits in ganz Deutschland und weiterhin genugsam anerkannt, sodaß es einer Widerlegung der Meding'schen Nörgeleien an dieser Stelle nicht mehr bedürfen wird; nur der Behauptung müssen wir widersprechen, daß „von Bennigsen durch unbefriedigten Ehrgeiz in die Opposition gedrängt" worden sei, weil „seine bedeutenden Fähigkeiten im Staatsdienst nicht die Anerkennung gefunden hätten, die er wünschte und reich verdiente". Von Bennigsen, aus einer alten hannoverischen Adelsfamilie, war damals noch jung, hatte ohne Unterbrechung die juristische Laufbahn verfolgt, war der Staatsanwaltschaft zugetheilt, und hätte rasch alle Stufen durcheilt, die ihm der kleine Staat zu bieten im Stande war, wenn er nur seine schon auf der Universität documentirten liberalen Grundsätze mehr in sich verschlossen hätte, denn unter vier Augen wollten damals fast alle hannoverischen Beamten liberal sein. Als aber von Bennigsen in die zweite hannoverische Kammer gewählt war, versagte man ihm, verblendet, den Urlaub, worauf er seine richterliche Stelle sofort niederlegte: ein Schritt, der ihm für seine Zukunft den Staatsdienst abschnitt, den Zutritt bei Hofe unmöglich machte und ihn in Gegensatz mit seinen Standesgenossen brachte, die gewohnt waren, sich in der Hof- und Staatssonne zu wärmen und sich dadurch Macht, Einfluß und Pfründen zu verschaffen verstanden. Dadurch aber erwarb sich von Bennigsen den Ruf eines unerschütterlichen und selbstlosen überzeugungstreuen Charakters, den er sich trotz vieler Angriffe seiner politischen Gegner rein erhalten hat und den unumwunden jetzt anzuerkennen sich leider Meding hat entgehen lassen. Daß er Miquel „an tiefem und feinem Geist, an juristischem Scharfsinn und an positiver Schöpfungskraft" über von Bennigsen hervorragen läßt, ist ein Urtheil, das wir hier ganz dahingestellt sein lassen; persönlich theilen wir es nicht.

Daß die ausführlich erörterte Thätigkeit Meding's, eine conservative Presse in Hannover und Deutschland zu gründen und zu verbreiten, von irgendwelchen nennenswerthen Erfolgen gekrönt gewesen wäre, behauptet er selbst nicht; die von der Regierung abhängigen kleinen Blätter wurden durch Ueberweisung von staatlichen Druckarbeiten an deren Besitzer zwar für Aufnahme seiner Correspondenzen gewonnen, in der öffentlichen Meinung ward aber nichts damit erreicht. Das Publikum erkannte den Vogel gar bald an seinen Federn, las andere Blätter desto freudiger und beharrte in seiner Opposition gegen das Willkürregiment, das, im Bunde mit dem feudalen Adel in der ersten Kammer und mit Hülfe der protegirten lutherischen Orthodoxie und der katholischen Ultramontanen geübt, in immer weitern Kreisen immer misliebiger wurde. Die bei dieser Arbeit Meding zutheil gewordene Hülfe durch den Exminister Baemeister charakterisirt seine vollständig reactionäre Thätigkeit für alle die, welche das Wirken Baemeister's kennen und sich durch das überschwengliche Lob des Verfassers nicht beirren lassen; alles, was dieser schlaue Herr verfaßte und vertheidigte, war bei den ehrlichen Politikern von vornherein gerichtet; wir können also diesen Theil der Memoiren übergehen. Für diejenigen aber, welche es interessirt, wie man öffentliche Meinung hinter den Coulissen zu machen pflegt, gibt dies Kapitel lehrreiches, wenn auch abschreckendes Material in Hülle und Fülle.

Inwieweit die geheimen diplomatischen Sendungen, die dabei verhandelten Pläne bezüglich der Bundeskriegsverfassung, die Einmischungen und Rathschläge Napoleon's für deutsche Verhältnisse, die Unterhaltungen des Königs mit Napoleon und dem Prinzregenten, die unzuverlässigen Versprechungen Oesterreichs, die kleinlichen Anschauungen der mittelstaatlichen Minister, kurz wie und ob das Elend der damaligen deutschen Zerfahrenheit und Eifersüchtelei richtig erzählt ist, vermögen wir nicht zu entscheiden; vielleicht ist man aber an andern Stellen geneigt, das eine oder das andere zu bestätigen oder richtig zu stellen. Nur das eine ist ersichtlich, daß trotz des Eifers des Königs Georg Ersprießliches nicht erreicht wurde. Wir glauben es daher gern, wenn Meding sagt: „Ich kehrte nach Hannover zurück, reicher um eine große Enttäuschung, zugleich aber auch um einen lehrreichen Blick in die tiefe Zerfahrenheit der deutschen Zustände!" Wenn dann Meding den Dr. O. Klopp trotz seiner „sensitiven persönlichen Eitelkeit", trotz des „Fehlens allgemeiner Vorbildung" und „Mangels der Kenntniß fremder Sprachen" zum Referenten im Hausministerium mit dem Titel Archivrath dem Könige empfahl, wiewol er ferner wußte, daß derselbe in engen Verbindungen mit dem österreichischen Gesandten und Windthorst stand, so fehlt uns dafür ebenso das Verständniß, wie für die Anerkennung, die er dem „im Essen und Trinken das Unglaublichste leistenden" Professor Pernice zutheil werden läßt.

Daß der Staatsminister Dr. von Malortie stets der entschiedenen und aufrichtigen Ueberzeugung war, Hannover müsse gar keine Politik machen, sondern immer mit Preußen

gehen, um in ruhiger Sicherheit allen Eventualitäten der Zukunft entgegengehen zu können, wie S. 209 behauptet wird, beweist, daß auch diese Autorität auf den sich selbst überschätzenden König keinen Einfluß übte, obwol derselbe bei seinem Vater Ernst August eine gewichtige Persönlichkeit gewesen war. Wir übergehen die Menge höchst pikanter Streiflichter, welche der Verfasser auf mehr oder weniger einflußreiche Personen, wie die Prinzen Solms, Hofrath Wedel, von Bar, von Brandes, von Hedemann, Naturarzt Lampe u. a., fallen läßt, in der Ueberzeugung, daß der reiche Inhalt dieser gewandten Plaudereien in allen gebildeten Kreisen Interesse erwecken wird. Die einen werden sich grimmig dazu verhalten, die andern ungläubig, wieder andere alles für Wahrheit nehmen, aber alle das Buch mit der Ueberzeugung aus der Hand legen, wie glücklich wir uns schätzen können, daß endlich eine gewaltige Hand die Führung im deutschen Vaterlande übernommen hat. Daß die gegenwärtigen Lenker der kleinen Staaten aus den hannoverischen und kurhessischen Zuständen, welche letztern gleichfalls scharf gestreift werden, sich die sachgemäßen Lehren ziehen und sich die Malortie'schen Grundsätze aneignen möchten, müßte man zwar wünschen, wenn es auch ab und an jetzt noch immer nicht so scheint. Schließen sie sich nicht offen und ehrlich an das Reich an, dann müssen sie ihm unterliegen, ohne sich mit Recht beklagen zu können.

Ehe wir jedoch unsere Besprechung schließen, citiren wir noch eine Aeußerung des Königs über den jetzt vielfach im Vordergrunde stehenden Windthorst:

> Wenn Windthorst mein Minister ist, so kommt es mir vor, als ob ich mich auf einem Schiffe befände, an dessen Mast meine Flagge weht und das den Curs hält, den ich fahren will; ich lege mich einen Augenblick nieder und schlafe ein, und wenn ich nachher wieder auf das Verdeck komme, so sehe ich eine fremde Flagge und das Schiff fährt einen andern Curs.

Trotz dieses Ausspruchs machte der König ihn zweimal zu seinem Minister und berief ihn jedesmal zum Rathgeber, wenn für ihn irgendwelche Schwierigkeiten zu beseitigen waren. Neu wird es vielleicht manchem sein, daß der Exminister Windthorst, wenn er nach Hannover kam, „polizeilich überwacht" wurde. Endlich stellen wir aus eigener Wahrnehmung und aus genauer Kenntniß der damaligen Stimmen in der Presse in Abrede, daß das letzte Ministerium „im ganzen einen allseitig günstigen Eindruck" gemacht habe: das Gegentheil war der Fall und die Meinung feststehend, daß absolut andere geeignete Personen nicht zu finden gewesen seien. Daß solche Minister die Katastrophe von 1866 nicht ahnten, wenigstens nichts thaten, sie abzuwenden, obendrein sie nicht einmal würdig zu bestehen vermochten, spricht mehr als alles übrige gegen diese Behauptung des Verfassers.

Daß wir übrigens mit Spannung der Fortsetzung seiner „Memoiren" entgegensehen, brauchen wir wol kaum noch hinzuzufügen.

Aus den beiden classischen Perioden der deutschen Literatur.

Zunächst haben wir eine neue Uebersetzung des Nibelungenliedes zu begrüßen:

1. Das Nibelungenlied, übersetzt von L. Freytag. Berlin, Friedberg u. Mode. 1879. Gr. 8. 4 M.

Der neue Uebersetzer führt sich in dem Vorworte selbst ein als Uebertrager der „Frithjofssage", der „Nachtmahlskinder", der „Lady of the Lake" und des „Manfred" und beansprucht, eine neuhochdeutsche Nachdichtung des mittelhochdeutschen Textes, nicht aber eine Interlinearversion, eine Umgießung des alten Stoffes in die neue Form, nicht aber eine mechanische Copie gegeben zu haben, Er fürchtet, manchem seiner Leser zu frei verfahren zu sein, wenn er etwa den Vers „Ez troumde Kriemhilde in tugenden der si pflac" nicht übersetzt habe: „Es träumte Kriemhilden in Tugenden der sie pflag"; auf diese schöne Wörtlichkeit habe er gern verzichtet. Und so lautet denn die erste (davon sogleich!) Strophe bei ihm:

> Es träumte Kriemhilden in jungfräulicher Zucht,
> Sie hege einen Falken in langer Tage Flucht,
> Den vor ihren Augen zerriß ein Adlerpaar.
> In dieser Welt ward ihr solches Leid nie offenbar.

Wenn er mit obiger Bemerkung auf die Simrock'sche Uebersetzung stichelt, die mir augenblicklich nicht zur Hand ist, so ist ihm wol zuzugeben, daß Simrock sich gar zu sehr von der Fassung des Originals hat beeinflussen lassen; doch sind mir nicht alle eigenen Umarbeitungen der Simrock'schen Uebersetzung bekannt. Nach meinem Geschmacke thut auch der neue Uebersetzer in dieser Hinsicht noch zu wenig. Denn abgesehen davon, daß er veraltete Worte, wie „Brünne" für Panzer, beibehält, was sich rechtfertigen läßt, behält er die Nibelungenstrophe in ihrer alten, uns unverständlich gewordenen Form bei. Ja er äußert sich in den Anmerkungen:

> Durch die Fähigkeit, die Senkungen auszulassen, gewinnt der Nibelungenvers dieselbe Beweglichkeit und Mannichfaltigkeit, die dem griechischen Hexameter, dem altlateinischen saturnischen Vers und der (zu lesen: dem) altindischen Sloka eigen war. Der sogenannten modernen Nibelungenstrophe (z. B. „Es stand in alten Zeiten ein Schloß so hoch und hehr", „Ist denn im Schwabenlande verschollen aller Sang") mit ihrem regelmäßigen Abwechseln von Hebungen und Senkungen fehlen alle diese Vorzüge, und es ist ein Glück, daß durch den Vorangang einzelner neuerer Dichter unsere mittelhochdeutsche Heldenstrophe wieder bei uns heimisch geworden ist.

Daß die alte Nibelungenstrophe wieder bei uns heimisch geworden sei, ja daß sie es jemals wieder werden könne, leugne ich dem Uebersetzer geradezu ab. So vor-

trefflich diese Strophe zu ihrer Zeit war, so wenig taugt sie für unsere neudeutschen Ohren. Unsere neudeutsche Sprache verlangt ganz entschieden einen regelmäßigen Wechsel von Hebungen und Senkungen; ihr anderes zumuthen, heißt ihr Gewalt anthun. Lange genug hat unsere arme Muttersprache sich in ihrer Rhythmik die sonderbarsten Verrenkungen (man denke nur an die Klopstock'schen Versmaße!) gefallen lassen müssen; angehende Dichterlinge, die auf dem Gymnasium ihr bischen Horazische Metrik nicht umsonst wollten gelernt haben, haben sie in die Zwangsjacke antiker Rhythmik gesteckt, und die Schar der Uebersetzer hat sie erst recht zum Tummelplatz aller möglichen undeutschen Formen gemacht. Als bleibenden Gewinn rechne ich von diesen exotischen Formen nur das Sonett, die Terzine, die Octave und das Ghasel. Die Octave wäre es, aber mit Wieland'scher Freiheit behandelt, die ich einem neudeutschen Epiker oder Uebersetzer älterer Epen vorschlagen würde. Denn was hilft es, daß der Uebersetzer die Worte verdeutscht, wenn diese Worte mit einem ungewohnten Klang in unser Ohr tönen? Oder, da unser Uebersetzer auch die „Frithjofssage" übertragen hat und außerdem ein leidenschaftlicher Lachmannianer ist, so hätte ich noch einen andern Vorschlag für ihn: Tegnér fühlte sehr richtig, daß unser Publikum nicht mehr die Geduld hat, ein längeres Epos, das in demselben Versmaße verläuft, zu lesen oder gar anzuhören; er löste also seinen Stoff in einen Cyklus von einzelnen Balladen auf, gab jeder einen besondern Rhythmus und damit einen besondern Ton, und erzielte so eine reizende Mannichfaltigkeit, die vor Ermüdung schützt. Früher war es mein Lieblingsgedanke, einmal das indische Heldengedicht „Ramayana" auf diese Weise zu übersetzen, wo sich dann das speciell Indische, nicht rein Menschliche und darum nicht allgemein Anziehende von selbst ausgeschieden haben würde. Welche Freude müßte es aber erst, so denke ich mir, für einen eingefleischten Lachmannianer sein, als welchen sich L. Freytag mit Stolz zu erkennen gibt, der ja dadurch Gelegenheit erhielte, die berühmten 20 Lieder, aus denen das Nibelungenlied zusammengeschweißt ist, so ganz „reinlich und zweifelsohne", jedes in seiner Besonderheit und epischen Eigenthümlichkeit hinzustellen! Ich wiederhole: die Nibelungenstrophe mit ihren fehlenden Senkungen klingt unsern Ohren ebenso fremd, wie der Sloka oder der Hexameter, die Freytag allerdings ganz mit Recht vortreffliche Versmaße nennt — für ihre Zeit und an ihrem Ort, und ihre Einführung oder Beibehaltung in der neuern Literatur ist ebenso vom Uebel, wie die Beibehaltung des Sloka und des Hexameters; die deutsche Literatur darf nicht länger ein Urwald sein, in dem alle diese Klänge aus den verschiedensten Völkern und Jahrhunderten mistönig widerhallen.

Seinen kritischen Standpunkt auf der Seite Lachmann's gibt Freytag mit den Worten kund:

> Lachmann's Text (die Handschrift A) hat 2316 Strophen; aber die von ihm als unecht nachgewiesenen (725 an der Zahl), die jedem unbefangenen Leser nur die reine Freude an der Schönheit der einzelnen Lieder verbittern würden, habe ich beiseite gelassen, sodaß meine Nachdichtung fast 1600 Strophen zählt.

So kommt es denn, daß seine Uebersetzung auch nicht mit dem, trotz Lachmann, schon so bekannt gewordenen „Uns ist in alten Mären" anfängt.

Er gibt uns dann eine sehr dankenswerthe Einleitung, in der er die Entstehung der zu Grunde liegenden Sage aus den verschiedenen ältern Aufzeichnungen, deren Inhalt mitgetheilt wird, entwickelt. Er legt dabei das Hauptgewicht, wie dies neuerdings immer mehr Sitte wird (früher ging man in der Aufsuchung der historischen Grundlagen zu weit), auf die mythischen Grundideen, worüber ich mit dem Verfasser zu rechten nicht berufen bin, wenn es mir auch scheinen will, als höre man bisweilen in dieser Hinsicht das Gras wachsen. Das Historische findet in folgender kurzen und lichtvollen Darstellung seine Abfertigung:

> Im 4. Jahrhundert finden wir die ripuarischen Franken, die eigentlichen Träger dieses Sagenkreises, in Westfalen; gegen die Mitte des 5. Jahrhunderts überschreiten sie den Rhein und werden vom Aëtius im Besitz des selbsterworbenen, bisher römischen Eigenthums anerkannt. Um dieselbe Zeit drängen die Burgunden, die bis dahin am obern Main gesessen, ebenfalls gegen den Rhein vor unter ihrem Könige Gundahari (Gundikari), und der kluge Aëtius, die letzte Säule des sinkenden Rom, gönnt ihnen den Besitz der Gegend von Speier, Worms und Mainz, um durch ihre Freundschaft dem Nachrücken weiterer germanischer Stämme einen Riegel vorzuschieben. Aber während die ripuarischen Franken ruhig und unangefochten in ihrem neuen Besitze verharren, ist die Freundschaft der Römer und Burgunden nicht langlebig: König Gundahari benutzt die Verlegenheiten Roms, um sich auf der linken Rheinseite weiter auszubreiten. Aëtius hat das Glück, ihn zurückzuschlagen, gibt ihm aber freiwillig Frieden, weil er selbst die Westgothen abwehren muß. Doch diesen Frieden genießen die Burgunden nicht lange: bald erhebt sich neuer Zwist, und in einer großen Schlacht wird das Königshaus des Gundahari durch hunnische Hülfstruppen vernichtet: dem Aëtius sind diese geschickt worden durch den Vater des berühmten Hunnenkönigs, den wir nur unter dem ihm von seinen germanischen Unterthanen verliehenen Namen Attila (Atli, Etzel) kennen. Diese burgundische Niederlage fällt ins Jahr 437. Es ist begreiflich, daß dieses schwere Misgeschick der Burgunden, zusammen mit dem spätern tragischen Schicksal ihres Reichs, auf ihre unmittelbaren Grenznachbarn, die ripuarischen Franken, eines mächtigen Eindrucks nicht verfehlen konnte: so knüpften diese Franken ihren alten Nationalmythus von Sigfrid an den Fall des burgundischen Königshauses an, und so flossen die ursprünglich ganz heterogenen Elemente der Geschichte und des Mythus ebenso ineinander, wie andererseits durch dieselbe Veranlassung, durch die politische Intervention der sogenannten Hunnen (Hunen), die Nibelungensage mit der hunnisch-gothischen Sage in Verbindung gesetzt wurde.

Daß diese letztere, die hunnisch-gothische Sage, nachweisbar mehr auf geschichtlicher Grundlage ruht als die Siegfried-Sage, scheint ihm einigermaßen unbequem zu sein; er bemüht sich auch, sie möglichst zu mythisiren, und scheint mir darin, wie gesagt, zu weit zu gehen. So, wenn er S. XXXVIII den geschichtlichen Attila in dem Etzel des Nibelungenliedes nicht wiedererkennen will:

Der sogenannte Attila der Geschichte, der Todfeind der Germanen wie der Romanen, der auf den catalaunischen Feldern namentlich durch germanische Kraft gebrochen wurde, Attila, die Gottesgeisel, soll zum Freund und Hort des deutschen Volkskönigs Dietrich geworden sein! Bei dem Attila der Mythe bringt Dietrich die dreißigjährige Verbannung zu, und mit Attila's Hülfe kehrt der Held in sein Erbreich zurück. Attila erscheint in der echten Sage durchweg als wohlwollend, zuverlässig, aber als unkriegerisch: die Siege, die er erringt, erkämpft er nur durch Dietrich's ausschlaggebende Hülfe, und auch an dem Zusammenstoße mit den Nibelungen nimmt er nur aus sicherer Ferne theil. Er ist also der reine Gegensatz zu dem historischen Attila: wie diese beiden Personen von Anfang an identisch gewesen sein sollen, ist schwer verständlich. Eine solche Fälschung des Volksbewußtseins ist gerade so undenkbar wie etwa der erste Napoleon als deutscher Volksheld. Chronisten und Kunstdichter können dergleichen vergessen; das Volk vergißt es niemals.

Wir meinen: Napoleon als deutscher Volksheld ist so undenkbar gar nicht, wie unser Schriftsteller sich einbildet; alles, „was lebendig, kraftvoll sich verkündet", imponirt dem Volk, und seine Kunstdichter (und diese sind doch wol in gebildeten Zeiten der Mund des Volks) haben schon einen ganz hübschen Ansatz zu Napoleon's Idealisirung gemacht. Wer weiß, was ohne die Befreiungskriege geworden wäre. So patriotisch, so urdeutsch ist die deutsche Heldensage nie gewesen. Auch darin spiegelt sie die unselige Schwäche des deutschen Volks, seinen Universalismus ab, daß sie kein Heimatsgefühl hat; angeregt durch die Völkerwanderung und durch den Impuls der Kreuzzüge zu dichterischer Gestaltung gezeitigt, trägt sie das Vagabundische dieser beiden Epochen an der Stirn; unstet und flüchtig wie Kain treibt sie sich am Rhein, in Ungarn, in Oberitalien, in Konstantinopel umher. Zudem haben wir schon in der Geschichte der Dichtung eine ganz schlagende Analogie zu jenem Attila als deutschem Nationalhelden: Alexander der Große ist der Held der persischen Sage geworden. Was Freytag auf der folgenden Seite aus der Bedeutung des Namens Attila (= Großväterchen) folgern will, ist deshalb nicht stichhaltig, weil der deutsche Name sich doch jedenfalls an einen ähnlich klingenden hunnischen angelehnt hat.

Dies wären die Bemerkungen, die mir bei der anziehenden Lektüre des Freytag'schen Buchs eingefallen sind. Es macht im ganzen den Eindruck einer fleißigen, mit Liebe und Geschick unternommenen und durchgeführten Arbeit. Zur Probe der Uebersetzung wähle ich die schönen Strophen von Siegfried's Klage bei seiner Ermordung:

„Leichten Ruhm", sprach Sigfrid, „habt ihr zum Gewinn.
Hätt' ich an euch erforscht nur den mordgier'gen Sinn,
Vor euch behalten hätt' ich Leben wol und Leib,
Mich jammert nichts so bitter als Kriemhild, mein edles Weib.

„Nun mag sich Gott erbarmen, daß ich gewann den Sohn,
Dem man es später wol vorwirft mit Hohn,
Daß seine Vettern jemand schlugen mördrisch wund.
Hätt' ich nur Kraft zum Reden, gerechte Klage macht' ich kund."

Der todeswunde Recke klagte da aufs neu:
„Wollt Ihr, edler König, bewähren irgend Treu
In der Welt an jemand, laßt Euch befohlen sein
Auf Eure Gunst und Gnade die allerliebste Traute mein.

„Sie ist Eure Schwester, daß dies zum Glück ihr sei!
Bei Eurer Fürstenehre, steht ihr in Treuen bei,
Da mein umsonst wol harren mein Vater und mein Lehn,
Einem lieben Freunde ist nie größeres Weh geschehn."

Soll diese Uebersetzung uns in das ästhetische Verständniß der „Nibelungen" einführen, so will folgende kleine Schrift das grammatische Verständniß erleichtern:

2. Einführung in das Nibelungenlied und die Gudrun. Zum Selbstunterricht für solche, die sich mit der mittelhochdeutschen Sprache und Dichtung bekannt machen wollen. Von J. A. Griesmann. Leipzig, Webel. 1880. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Man erkennt in der Schrift überall die Praktik des erfahrenen Schulmanns, nicht zu viel auf einmal zu geben, die Theorie stets mit der Anwendung zu verbinden und die Schüler nicht durch allzu strengen Schematismus unnöthig zu ermüden. Man könnte freilich fragen, warum er, statt nach den „Nibelungen" auch die „Gudrun" auf ähnliche Weise zu bearbeiten, nicht lieber einige Lieder Walther's von der Vogelweide gegeben habe, da doch die „Gudrun" in Stil und Versmaß den „Nibelungen" ziemlich ähnlich sei; aber darauf würde er wahrscheinlich antworten, er habe seine guten Gründe gehabt, sich auf die volksthümliche Epik zu beschränken, und auch hierin würde sich gewiß der erfahrene Schulmann bewähren, denn „in der Beschränkung zeigt sich erst der Meister". Auch ist es nicht unsere, sondern des Verlegers Sache, zu fragen: wer wird das Buch kaufen, da dem Käufer es doch nicht erlassen bleibt, sich eine Textausgabe zu beschaffen, und die Pfeiffer'schen Ausgaben auf ähnliche Weise in das Verständniß einführen? Wir haben nur zu constatiren, daß, wer einmal sein Geld an die Anschaffung dieser Schrift wendet, sich nicht betrogen findet, sondern wirklich ein bequemes Hülfsmittel zum Verständniß des Mittelhochdeutschen in die Hand bekommt.

3. Die gesammte Literatur Walther's von der Vogelweide. Eine kritisch-vergleichende Studie zur Geschichte der Walther-Forschung von Willibald Leo. Wien, Gottlieb. 1880. 8. 2 M.

Bibliographische Werke müssen immer als unentbehrliche, wenigstens als sehr bequeme Hülfsmittel zum Studium entgegengenommen werden, besonders wenn sie, wie das vorliegende Werk, nicht blos die Titel der Schriften einfach anführen, sondern auch über deren Inhalt einen kurzen Ueberblick und eine Würdigung des Geleisteten geben. Dadurch ist das vorliegende Buch sogar eine anziehende Lektüre geworden. Und da in dem Leben Walther's leider fast so gut wie alles streitig ist, so kommt dieser Ueberblick über den heutigen Stand der einzelnen Streitfragen um so erwünschter. Für das größere Publikum werden besonders die letzten Kapitel von Interesse sein: „Ueber Walther's Leben im Besondern", wo der einzige bisjetzt aufgefundene urkundliche Beleg zu Walther's Leben, die von Zingerle herausgegebenen „Reise-

rechnungen Wolfger's von Ellenbrechtskirchen, Bischofs von Passau, Patriarchen von Aquileja", so besprochen wird:

Zingerle konnte es sich nicht versagen, die Reiserechnungen, über welche er so große Freude empfand, herauszugeben, und wir danken ihm dafür; denn die Stelle in denselben, wo es heißt, daß der „Cantor Walther de Vogelweide" bei Zeiselmauer am 11. November 1803 (?) „V sol. longos" zu Ankauf eines Pelzmantels erhält, ist ja der erste urkundliche Nachweis vom Leben Walther's, der uns zugleich einen sichern chronologischen Anhaltspunkt darbietet. Durch die hübsch geschriebene Einleitung, welche uns die bedeutende Stellung, die Wolfger, den die Päpste ebenso hochschätzten wie der Kaiser, einnahm, schildert, wird das Büchlein doppelt interessant. Die äußersten Punkte der Reisen, über welche die erwähnten Rechnungen geführt wurden, waren Rom, Nürnberg und Theben bei Preßburg. Leider hat noch nicht festgestellt werden können, ob Walther an einer derselben geradezu theilnahm.

Anton Nagele, erfahren wir auf der folgenden Seite, will jenen „nunmehr schon historisch gewordenen Pelzrock" auf den 12. November 1199 ansetzen; also auch hierin, wie man sieht, noch überall Unsicherheit.

Das folgende Kapitel behandelt „Tirol und die Heimatfrage Walther's". Hier hat sich nun, was immerhin ein erfreuliches Zeichen ist, schon der Localpatriotismus eingemischt, und seit der Pfarrer von Laien, Johann Haller, 1867 darauf aufmerksam gemacht hat, daß der ältere Vogelweiderhof im Layener Ried am Eisackfluß in Tirol alle Requisiten zu einer Heimat unsers Dichters aufweist, sind eine Reihe von Schriften von Tirolern herausgegeben worden, die Walther als den Ihrigen in Anspruch nehmen.

Man wollte aber den Vogelweiderhof in Tirol nicht so abseits und vergessen stehen lassen: eine kleine Gemeinde von Verehrern Walther's faßte den Entschluß, an dem Hof einen Gedenkstein zu Ehren Walther's von der Vogelweide anzubringen. Die geplante stille Feier ward aber gar schnell zu einem deutschen Nationalfest, und die begeisterten Reden über unsern Walther an diesem Tage hallten in tausend und tausend Herzen wider; durch alle Tagesblätter ging die Nachricht von dem schönen, hochpoetischen Fest auf dem Vogelweiderhof, und wir müssen uns darauf beschränken, nur die wichtigsten derselben anzuführen.

Folgendes Kapitel: „Walther's Standpunkt als Mensch und Dichter. Kritisch-ästhetische Aufsätze" u. s. w. Der Verfasser, wie es scheint, Katholik, ist doch nicht einverstanden mit dem Gebaren der Ultramontanen, die sich neuerdings systematisch darauf legen, alle unsere Dichtergrößen zu schmähen. Er kritisirt einen anonymen Aufsatz in Moufang's „Katholik", Jahrgang 1873:

Walther wird als ein charakterloser Mensch hingestellt, der den Mantel immer nach dem Winde drehte und vor allem blos auf seinen Vortheil bedacht war. Classisch ist folgende Stelle, wo der ungenannte Verfasser von Walther's Klage: „Uns sint unsenfte brieve her von Rôme komen", spricht: „Dieses Lied, von Walther an der Stätte und in den Erinnerungen seiner Kindheit gedichtet, versöhnt uns einigermaßen mit dem Sänger und mag Gottes Barmherzigkeit auf ihn herabgerufen haben. Er entschloß sich wirklich, um Buße für seine Sünden zu thun, trotz seines hohen Alters, die Kreuzfahrt mitzumachen." Walther wird im ganzen Verlaufe dieses Aufsatzes als einer der gefährlichsten Feinde der Kirche hingestellt, und das war er doch nicht, er, der die Päpste nur als weltliche Herren und übermüthige Fürsten bekämpfte. Ich glaube, wir hätten Beweise genug dafür, daß er kein liberaler Wühler war, der nur gegen Rom zu hetzen verstand.

So liebt es denn der Verfasser auch nicht, daß sein Heros in den Culturkampf unserer Tage hereingezogen werde; doch darf er uns die Freude darüber nicht verdenken, daß die größten mittelalterlichen Dichter Italiens und Deutschlands, Dante und Walther, Gegner der päpstlichen Macht, daß sie Ghibellinen waren.

Haben die mittelalterlichen Lyriker mit den volksthümlichen Epikern jener Zeit das gemein, daß zwar ihr Name, doch von ihren Lebensumständen so gut wie nichts bekannt ist, sodaß von dem bedeutendsten unter ihnen, Walther, erst neuerdings ein glücklicher Fund einen urkundlichen Beleg zu Tage fördern konnte, so treten die deutschen Meistersänger mit ihrer Persönlichkeit schon mehr in den Vordergrund. Und so hat ein gleichfalls vor kurzem gemachter glücklicher Fund ein helles Licht auf einen der hervorragendsten geworfen und das Buch veranlaßt:

4. Frauenlob. Sein Leben und Dichten von Alfred Boerckel. Mit einem Titelblatt nach der Statuette Frauenlob's von H. Barth. Mainz, v. Zabern. 1880. 8. 2 M. 25 Pf.

Das Buch ist den deutschen Frauen gewidmet:

Nehmt, deutsche Fraun, mit Huld dies Buch zu eigen;
Ein Spiegelbild der Minnesingerzeit,
Soll es euch den im Lied und Leben zeigen,
Der einst euch Lied und Leben hat geweiht,
Und dem im Tod noch war ein Los beschieden,
Wie vor und nach ihm keinem Homeriden.

Der Verfasser deutet damit auf die Erzählung, an deren Wahrhaftigkeit er nicht zweifelt, daß Frauenlob's Leichnam von edeln Frauen zu Grabe getragen worden sei. Den Beinamen Frauenlob scheint er nur von den Lobgedichten auf die Jungfrau Maria, nicht von den Streitgedichten über den Vorzug von „Frau" und „Weib" herzuleiten. Doch nun, was den erfreulichen Fund betrifft, der die vorliegende poetische Biographie ermöglichte:

Da geschichtlich feststeht, daß Frauenlob jahrelang in Mainz sich aufhielt und auch daselbst im Domkreuzgange begraben liegt, so wird es einleuchten, daß die allein zuverlässige Auskunft über ihn in der hiesigen Dombibliothek hätte gefunden werden können, wenn nicht durch den Dombrand 1793 diese Urkundenquelle versiegt wäre. Vor der erwähnten Katastrophe jedoch hat der damalige Professor N. Müller eine Reihe von (im Anhange näher bezeichneten) Handschriften aus dem 14. und 15. Jahrhundert excerpirt, jedenfalls mit der Absicht, diese Auszüge in einem spätern Werk über Frauenlob zu verwenden. Ein solches Werk ist aber nicht erschienen. Der Tod hat sein Veto dagegen eingelegt, und das von Müller mit anerkennenswerthem Fleiß gesammelte Material lag wol schon lange Zeit unbeachtet in einem Archivschrank der mainzer Stadtbibliothek, bis es zufällig dem Verfasser in die Hände fiel und so die Grundlage der folgenden Arbeit bilden konnte. Hierdurch ist denn eine ziemlich genaue und, wie der Verfasser überzeugt ist, völlig glaubwürdige Antwort auf die wichtigsten Fragen nach Frauenlob gegeben. Es erhellt unter anderm daraus, daß derselbe nicht 1206 in Meißen, sondern 1270 in Mainz geboren und erzogen wurde, und daß

er nicht mit seinem Familiennamen Heinrich von Meißen, sondern, einem Meisenvogel in seinem Wappenbild entsprechend, Heinrich zur Meise oder Henricus ad parum hieß. Außerdem wird ersichtlich, wer seine Aeltern, Geschwister und Verwandte waren, wer ihm als Amme, Wärterin und Lehrer diente, und welche Ereignisse auf sein Leben besondern Einfluß übten. Indem sich so der Verfasser bemühte, das Wissenswertheste aus den angegebenen, oft ebenso umfangreichen als schwer zu entziffernden Schriftstücken in kurze, leicht faßliche Form zu bringen und hierdurch nachzuweisen, wer eigentlich Frauenlob war, suchte er gleichzeitig durch in den Text eingestreute Gedichte zu zeigen, wie er gesungen.

Trotz dieser Vorrede, die uns vorbereiten soll, ist man denn doch einigermaßen erstaunt, beim Umwenden eine Biographie Frauenlob's in Versen zu finden. Es ist zwar nicht das erste mal, daß Frauenlob selbst zu einem Gegenstande der Dichtung gemacht worden ist. Ludwig Bechstein dichtete ein Gesangstück, welches vom Kapellmeister Rohr in Meiningen componirt wurde; aus einer Aufführung desselben erinnere ich mich noch der Frauenlob in den Mund gelegten Verse an die Jungfrau Maria:

O wolle mich, der treu an dir gehangen,
Im Rosenhain empfangen,
Nach dir, Maid, Mutter, steht all mein Verlangen.

Auch scheint mir Frauenlob schon wegen seines poetischen Beinamens und seines romantischen Begräbnisses ein ganz passender Gegenstand der Dichtung; daß aber neu entdeckte literaturgeschichtliche Urkunden, noch ehe ihr Wortlaut vorliegt, zu einer Dichtung verwendet werden, dünkt mich neu und eigenthümlich. Der Verfasser wird sich die Literaturforscher dadurch versöhnen müssen, daß er schleunigst den Wortlaut dieses allerdings bedeutenden Fundes veröffentlicht. Wir Laien aber sind ihm auch für die vorliegende Gabe von Herzen dankbar, und besonders sollten es die Frauen sein, denen zu Liebe der Verfasser den Pegasus bestiegen hat.

Der Ton des Gedichts ist im ganzen geschickt getroffen, auch das Versmaß, reimlose Trochäen, passend gewählt. Nur bisweilen erinnert der Stil an die Reimchroniken, was bei dem, dem Wesen der Dichtung widersprechenden Zweck, auch zugleich möglichst viele Personen, von denen sonst nichts weiter bekannt ist, aus den Urkunden anzuführen, nicht wol zu vermeiden war. Es folge eine Probe dieser poetischen Biographie sammt einem der vom Verfasser übersetzten Lieder Frauenlob's:

Bald darauf besuchte Heinrich
Wieder Straßburg. In dem Hause
Erwin Steinbach's, warm empfangen
Und bewirthet, nahm der Sänger
Gern sein freundliches Quartier.
In des Meisters hoher Werkstatt
Saß er oft wie traumverloren
Am Modell der Münsterkirche
Und sah, wie sich kunstvollendet
Erwin's ewige Gestalten
Formten in geweihter Hand.
Und noch öfter saß er traulich
Im Familienkreis des Wirthes
Und sah auf die fleiß'ge Hausfrau,
Auf die Söhne, seine Freunde,
Auf die Töchter, seine Lust.
Emma, als die jüngre Schwester,
War zugleich der Liebling aller.
Heinrich, der ihr stark gehuldigt,
Reihte seinem Liederkranze
Marianischer Verehrung
Diese Mädchenblume ein.

Emma.

Kunst und Tugend, schöne Jugend,
Frauenwürde, Magdlichkeit
Haben ihren Segen, ihrer Kraft Vermögen,
Ihren Herrschersitz in dir geweiht!
Will ich in dem Sang erheben
Deines Geistes Schöpfermacht,
Deiner Bilder warmes Leben,
Der Erfindung reiche Schacht,
Dann verstumm' ich plötzlich bange
Vor dem Unrecht, dir gethan,
Fliegt mein Herz von deinem Sange
Fortgeflutet himmelan.
Will ich preisen deine Schöne,
Deiner Reize Zauberschein
Und, daß ich das Beste kröne,
Das Madonnenantlitz dein,
O, dann werd' ich stumm und wirre,
Andachtfluten rauben mich,
Die Gedanken werden irre,
Als Maria seh' ich dich.
Emma! So verwandelt stehest
Du vor mir im Heil'genschein,
Und als die Madonna gehest
Du in meine Andacht ein.

5. Beiträge zur Beurtheilung G. E. Lessing's. Von Richard Mayr. Wien, Hölder. 1880. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Es ist leicht, den Inhalt dieses Buchs anzugeben; es ist eine tendenziöse Schmähschrift auf Lessing, wie wir deren in der Neuzeit aus naheliegenden Gründen mehrere haben erleben müssen. Ohne sich viel um einen Plan zu kümmern, fängt der Verfasser da an, wo er den meisten Vorrath zum Schimpfen zu haben glaubt, und wo könnte dies anders sein als bei der auch unsern protestantischen Schwarzröcken (man vgl. Beyschlag's Vortrag über „Nathan den Weisen") so verhaßten herrlichen Parabel von den drei Ringen. Dann folgen noch drei weitere Kapitel über „Die Erziehung des Menschengeschlechts", die für ein durchaus verfehltes Werk erklärt wird, über „Historische Parallelen" und „Gedanken über wahre und falsche Toleranz", worin der Verfasser besonders an den Juden sein Müthchen kühlt. Schwerer ist es zu sagen, was denn das für ein Standpunkt ist, von dem aus dem Verfasser die Dinge in einem so seltsamen Licht erscheinen. Denn für einen Ultramontanen scheint er nicht angesehen werden zu wollen. Er klagt einmal (ich kann leider die Stelle nicht wiederfinden) über Geistesdruck in Wien, und einmal schildert er sogar seine eigene Partei sehr treffend mit den Worten:

Der umgekehrte Weg, mittels der idealen Factoren materielle Zwecke zu erreichen und sich im Besitz der erworbenen Vortheile zu erhalten, ist der Weg der Priesterkaste, der Brahminen und Bonzen vom Yatse-Kiang bis zum Tiber und Marañon.

Indessen, wenn wirklich ein tieferer Sinn in diesem kindischen Spiel liegen soll, so bleibt uns nichts anderes übrig als anzunehmen, daß der Verfasser seine eigene Partei verleugnet, um ihr desto kräftiger zu dienen. Hoffentlich wird auch diese Schmähschrift dazu beitragen, dem deutschen Volke seinen Vorkämpfer für Geistesfreiheit um so werther zu machen, wenn es sieht, welch gewaltiger Stein des Anstoßes er den Finsterlingen ist.

6. Quellen und Parallelen zu Lessing's „Nathan". Vortrag am 31. Januar 1880 im Saale der Handelsakademie zu Prag gehalten von J. S. Bloch. Wien, Gottlieb. 1880. 8. 1 M.

Statt eines hinterhaltigen Ultramontanen, wie er uns in der vorigen Schrift entgegentrat, haben wir es hier mit dem zwar einseitigen, aber ehrlichen Juden zu thun. Der Verfasser hat es übel vermerkt, daß Kuno Fischer in seinem vortrefflichen Buche über Nathan geäußert hatte: „Man bringe doch diesen Nathan vor eine rechtgläubige Synagoge und lasse sich sagen, ob der ein Repräsentant des Judenthums", und will ihn in diesem Vortrage widerlegen. Daß er mit dieser Widerlegung ellenweit an seinem Ziel vorbeischießen wird, ergibt sich schon aus seinem Programm:

Für diese Aufgabe erbitte ich mir Ihre geneigte Aufmerksamkeit. Sie ist interessant genug, daß sich einer ihr unterzieht. Wir wollen Nathan vor das Forum der rechtgläubigen Synagoge citiren, seinen Charakter und seine Handlungen ausschließlich vom Standpunkte des Judenthums prüfen; wir wollen vor allem zu seinen Lehren, seinen schönsten Sentenzen und Sprüchen, zu den Grundsätzen, in deren Geist er lebt und wirkt, die Quellen und Parallelen im hebräischen und rabbinischen Schriftthum aufsuchen und so ein Urtheil provociren, ob es wahr ist, was er selber vor Saladin bekennt: „Sultan, ich bin ein Jud'."

Und nun verwendet der Verfasser die Randbemerkungen, die er sich im Laufe der Jahre zu seinem Exemplar des „Nathan" aus seiner jüdischen Lektüre gemacht hat, aus „Hiob", den „Sprüchen der Väter" im Talmud und Aehnlichem, um uns zu beweisen, daß solche goldene Worte der Weisheit, wie sie aus Nathan's Munde strömen, und eine so edle, durch die That bewährte, dem eigenen widerwilligen Herzen mit schwerer Mühe abgerungene Gesinnung im Judenthum so „gemein wie Brombeeren" sind. Hat der Autor auch die erhabenen Sprüche der Weisheit und Tugend in unserm Neuen Testament gelesen, die bei uns jedes Kind schon auswendig lernen muß? Z. B. „Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet", oder „Liebet euere Feinde", oder „Es wird mehr Freude sein im Himmel über Einen Sünder, der Buße thut, als über neunundneunzig Gerechte", oder „Unter allerlei Volk, wer Gott fürchtet und Recht thut, der ist ihm angenehm?" Nicht wahr, eine Kirche, in der schon die unmündigen Kinder mit solchen goldenen Sprüchen getränkt werden, die kann unmöglich einen rechtschaffenen Mann deshalb verdammen, weil er über die Person des Stifters eine von der herrschenden abweichende Meinung hat? Und kennen Sie unsere Kirchengeschichte?

Opfer fallen hier,
Weder Lamm noch Stier,
Aber Menschenopfer unerhört.

Und wissen Sie auch, was allein Ihre Kirche vor diesem Dämon der Verfolgungssucht bewahrt hat und wofür Sie also Ihrem Gott nicht genug danken können? Lediglich ihre Machtlosigkeit. Wird einmal das Königreich der Juden wieder aufgerichtet, wie Spiegelberg beabsichtigte, so müßte es mit sonderbaren Dingen zugehen, wenn ich mich auch nur an der Grenze blicken ließe, aus Furcht, man möchte mir einen unliebsamen Begriff von jüdischer Toleranz beibringen wollen. Nein, der Einzelne mag immerhin tolerant sein, die Menge, besonders in der Geistlichkeit, ist es nie; denn hier weiß sich immer der eine durch den andern gedeckt. Vor den einzelnen Machthabern fand Jesus Gnade, aber das Synedrium rief: „Kreuzige!" Und die tolle Menge schrie ihm nach: „Sein Blut komme über uns und unsere Kinder!"

7. Das Quellenverhältniß von Wieland's Oberon. Von Max Koch. Marburg, Elwert. 1880. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Wieland's Quellen waren schon im ganzen bekannt — er selbst hatte sie in der Vorrede namhaft gemacht —, und auch an Erläuterungsschriften hat es bisjetzt nicht gefehlt, wie das Werk von Düntzer in Wartig's Sammlung und R. Köhler's Ausgabe in der Brockhaus'schen Sammlung beweist. Gleichwol war die vorliegende Arbeit nicht überflüssig; man könnte sie als eine Aehrenlese nach vorhergegangener Ernte bezeichnen. Ihr Hauptverdienst scheint mir zu sein, daß der Verfasser nachweist, wie auch von da an, wo Wieland's selbständige Gestaltung des Stoffs beginnt, nach Hüon's Kampf im Saal des Sultans zu Babylon, er doch noch hier und da einzelne Motive aus seinen Vorlagen benutzt, wie auch nebenbei andere Parallelen herbeizieht. Die Arbeit ist mit Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit gemacht und schießt nur bisweilen über das Ziel hinaus, wie wenn der Verfasser aus Pietät gegen seinen Lehrer die beiden Namen Rezia und Armanda aus dem Einen Namen der Vorlage „Esklarmonde" ableiten will. Eine andere Aufgabe für einen jungen Literarhistoriker wäre: Der Einfluß des Wieland'schen „Oberon" auf Schiller's Dichtungen; denn z. B. die erste Scene zwischen Carlos und Eboli scheint mir nicht ohne den Einfluß der ersten Verführungsscene zwischen Hüon und Almansaris zu Stande gekommen zu sein.

8. Novalis' Briefwechsel mit Friedrich und August Wilhelm, Charlotte und Karoline Schlegel. Herausgegeben von J. M. Raich. Mainz, Kirchheim. 1880. 8. 2 M. 40 Pf.

Noch im Jahre 1870 bedauerte Haym, der Geschichtschreiber der Romantischen Schule, daß keiner von den „göttlichen" Briefen Hardenberg's an seinen Jugendfreund Friedrich Schlegel erhalten sei. Diese Annahme war jedoch nicht richtig. Denn einen ansehnlichen Theil dieser Freundesbriefe nebst einigen andern, die Novalis mit A. W. Schlegel und dessen Frau Karoline, geborene

Michaelis, und mit Charlotte Ernst, geborene Schlegel, gewechselt hatte, verwahrte F. Schlegel's handschriftlicher Nachlaß, der zuerst auf dessen Frau Dorothea, geborene Mendelssohn, und dann auf den Sohn der letztern, den am 18. December 1877 in Mainz verstorbenen Historienmaler Philipp Veit, übergegangen war. Dieser hatte Novalis' Originalbriefe schon vor einem Jahrzehnt einem Mitgliede der Familie Hardenberg übersandt und dieselben später gegen Schlegel'sche Originale ausgetauscht. Im Jahre 1873 sind sodann in der Schrift: „Friedrich von Hardenberg (genannt Novalis). Eine Nachlese aus den Quellen des Familienarchivs, herausgegeben von einem Mitgliede der Familie", aus jenen Manuscripten zum ersten mal 17 Briefe veröffentlicht worden. Diese Sammlung kann aber den Freunden der deutschen Literatur nicht genügen. Denn sie enthält nur die Minderzahl der fraglichen Briefe, bietet selbst von diesen fast nur Bruchstücke und ist in der Wiedergabe des Textes nicht immer zuverlässig. Solche Mängel sollen durch die vorliegende Edition gehoben werden.

Das ist die Geschichte und der Zweck der vorliegenden Sammlung, für die wir dem Verfasser zu aufrichtigem Dank verpflichtet sind. Es läßt sich zwar nicht leugnen, daß Novalis vielfach überschätzt worden ist; wer die orientalischen Mystiker, wie Dschelal-eddin und Ferid-eddin-Attar, und die Mystiker des deutschen Mittelalters, einen Tauber und Berthold von Regensburg, kennt, wird seine Meinung von ihm einigermaßen herabstimmen; immerhin aber ist er eine so interessante Erscheinung, daß das Studium seines Lebens und seiner Dichtungen höchst lohnend ist. Sehr dankenswerth ist übrigens auch in vorliegender Schrift die Mittheilung eines Aufsatzes von Novalis, der bisher nur 1826 in der vierten Auflage von Novalis' Schriften, die F. Schlegel besorgte, gedruckt war; aus der folgenden Auflage hat ihn Tieck wieder weggelassen, sodaß selbst der für die Romantiker schwärmende Koberstein ihn nicht hatte erlangen können. Sie findet sich im Anhange; Novalis hatte ihr den Titel gegeben: „Die Christenheit oder Europa. Ein Fragment" (1799), und sie für das „Athenäum" der Schlegel bestimmt, in welches sie aber auf Goethe's Rath nicht aufgenommen wurde. Hervorgerufen war sie durch Schleiermacher's „Reden über die Religion". Der Herausgeber von Novalis' Nachlese hatte behauptet, F. Schlegel habe dieses Fragment deshalb in Novalis' Werke aufnehmen lassen, „um diesen Aufsatz als den Beweis von Novalis' Katholicismus hinzustellen", und deshalb habe er auch drei Sätze ausgelassen. „Die Absicht ist klar und auch mit Geschick ausgeführt." Gegen diese Behauptung versucht nun unser Herausgeber, nicht mit sonderlichem Geschick, zu polemisiren, wobei er denn doch zugeben muß:

Er (F. Schlegel) hatte sich mehr und mehr dem Christenthum genähert und im Jahre 1808 in Köln das katholische Glaubensbekenntniß abgelegt. In der literarischen Welt wußte man diesen Schritt sich vielfach nicht zu erklären und forschte selbst nach unreinen Motiven. Was konnte für Schlegel erwünschter sein, als seinen liebsten Freund Novalis gleichsam als Eclaireur auszusenden und in der Schrift „Die Christenheit" jene Saiten erklingen zu lassen, deren volle Accorde er schon seit 1806 in seinem Innern ertönen hörte? Ein derartiges persönliches, vollkommen berechtigtes Interesse mochte Schlegel nebenbei wol auch verfolgt haben.

Von jenen drei Sätzen, die F. Schlegel wegließ, wird behauptet, sie seien in Novalis' Schriften schon längst gedruckt gewesen. Die Sache bedarf noch einer nähern Untersuchung. Die Sätze lauten:

Er (der Katholicismus) ist gereinigt durch den Strom der Zeiten; in inniger, untheilbarer Verbindung mit den beiden andern Gestalten des Christenthums wird er ewig diesen Erdboden beglücken. Seine zufällige Form ist so gut wie vernichtet; das alte Papstthum liegt im Grabe und Rom ist zum zweiten mal eine Ruine geworden. Soll der Protestantismus nicht endlich aufhören und einer neuen, dauerhaftern Kirche Platz machen?

Robert Borberger.

Unterhaltungsliteratur.

Wenden wir uns bei der kritischen Umschau unter den heute vorliegenden literarischen Novitäten zuerst der Besprechung der rein belletristischen Werke zu, so steht unter diesen, besonders wegen seiner quantitativen Berechtigung zu diesem Platz, an erster Stelle:

1. Die zwölfte Perle. Roman in drei Bänden von Luise Ernesti (M. von Humbracht). Breslau, Schottländer. 1880. 8. 15 M.

Die talentvolle und besonders bei der weiblichen Leserwelt beliebte Verfasserin gibt in dem hier angeführten, umfangreichen, nicht ohne starke sensationelle Würze geschriebenen Roman die Leidens-, Liebes- und Erlösungsgeschichte eines edeln jungen Mädchens, das als Opfer religiösen Vorurtheils und falschen Adelsstolzes erst nach schweren Prüfungen in der Heimat „auf rother Erde" die geraubten äußern Schätze, besonders aber das Glück einer reinen Liebe findet. Das Geschick der Heldin, Ella Luzani, ist eng mit dem Verlust und Wiedergewinn eines kostbaren Perlenhalsbandes, eines hochwichtigen Familienerbstücks, verknüpft; der Besitz der „zwölften Perle" sichert nicht nur Ella's Lebensglück, sondern auch die Entlarvung ihres grimmigsten und gewandtesten Feindes. Die in die sehr wechselvollen Schicksale der Heldin verflochtenen Personen, theils liebenswerth (wie die edle Gräfin Wanda und deren hochsinniger Oheim Graf Sandrowski, oder Ella's Pflegevater Major Luzani und dessen aufopfernde Schwester Minette), theils widerwärtig und abstoßend (wie die Abenteurer, die das Schicksal Ella's und ihres Bruders Adrian in den Händen halten), theils schwankend und schwach gezeichnete Charaktere, tragen alle mehr oder minder zur Steigerung der spannend und bunt entwickelten Handlung bei, wenn auch gerade aus dieser Fülle eine gewisse sprungartige Dar-

stellungsweise und eine Ueberladung an grellen Lichtern und Schreckensscenen entsteht, welche den künstlerischen Gesammteindruck des Ganzen beeinträchtigen. Auch ist der Stil nicht durchweg correct, und einige Druckfehler entstellen die Form noch mehr; trotzdem aber erhebt sich der mit dichterischer Phantasie und dramatischem Geschick entworfene Roman doch genugsam über das Niveau der Alltäglichkeit, um die Anerkennung der Kritik und die Gunst der Leserwelt beanspruchen zu dürfen.

Knapper in der Durchführung, wenn auch dem ebenbesprochenen Roman an einer gewissen Ueberfülle des Phantastischen sehr ähnlich, ist:

2. Zwischen Kreuz und Tempel. Roman aus der Gegenwart von H. Wighart. Zwei Bände. Breslau, Schottländer. 1880. 8. 9 M.

Handelte es sich in dem hier an erster Stelle genannten Roman hauptsächlich um den Kampf zwischen Adel und Bürgerthum, während der religiöse Fanatismus lediglich als Bundesgenosse engherziger Adelsprincipien auftrat, so wird in dem Roman „Zwischen Kreuz und Tempel", wie schon deutlich am Titel zu erkennen ist, der Familienkampf aus dem engen Bezirk des Hauses in die Oeffentlichkeit getragen, und neben der landläufigen Liebesgeschichte, die mehr oder weniger den Mittelpunkt des Romans bildet, verfolgt das Buch eine bestimmte Tendenz. Judenfrage und Culturkampf, Civilehe und Confessionslosigkeit, Adelsstolz und Selbstüberschätzung, die Macht der geistigen Ueberlegenheit in allen möglichen Conflicten mit dem Vorurtheil, die Gewalt der Leidenschaft und die Ueberredung der Vernunft: alle diese zwar zeitgemäßen, aber unerquicklichen und häufig auf die Spitze getriebenen Zeit- und Tagesfragen schwirren in dem mit fast zu viel Eifer und Energie geschriebenen Buche durcheinander, um den Leser endlich zu dem kaum erwarteten befriedigenden Resultat zu führen, daß die „wahre Liebe" auch die „wahre Religion" und der „wahre Adel" ist. In vielen Scenen und Charakteren (wir erinnern hier nur an Olga's häufige Maßlosigkeit, oder die wilde Glut der schönen Rahel, die kalte Koketterie Waltraut's, und die Engherzigkeit von deren adelicher, aber sehr „unedler" Mutter) wirkt der Ton oft zu schroff und verletzend und mindert leider den Effect des warm und anregend geschriebenen Buchs; immerhin aber sind die Ausstellungen der Kritik nicht derart, daß ein weiterer Leserkreis, der in seiner Lektüre nicht das Plastisch-Beruhigende, sondern das Modern-Interessante sucht, sich der Unterhaltung und Anregung entziehen sollte, welche der talentvolle Verfasser in seinem Zeitroman zu gewähren vermag.

Einfacher in Anlage, Charakteristik und Gestaltung des novellistischen Stoffs ist:

3. Die Stiefschwestern. Roman von F. Henkel. Breslau, Schottländer. 1880. 8. 3 M. 50 Pf.

Die begabte und geschätzte Verfasserin gibt in vorliegender Erzählung die Lebensgeschichte zweier Schwestern, deren eine, Prinzeß Anna, durch Geburt, Geist und Schönheit zu einem hohen Platz in der Gesellschaft berechtigt ist, leider aber das schöne Wort „noblesse oblige" zu befolgen vergißt, sodaß sie wol bewundert, aber nie wahrhaft geliebt wird, um zuletzt ihr leeres Dasein im Schose der „alleinseligmachenden Kirche" zu beschließen — so reich und doch so arm! Ganz im Gegensatz zu dieser schönen vornehmen Egoistin steht deren Stiefschwester, die holde Agnes, die in einfachen bürgerlichen, wohlgeordneten Verhältnissen aufwächst. Ausgestattet mit den Schätzen einer gesunden Bildung und eines tiefen Gemüths, geheilt von einer Schwärmerei für den charakterlosen Jugendfreund, der ihr um der schönen und aristokratischen Schwester willen untreu und von dieser zu Grunde gerichtet wird, findet sie in der starken Liebe eines edeln Mannes den Balsam für alle Wunden, welche die stolze Schwester ihrem Herzen geschlagen hat. Die Hauptcharaktere der einfachen, lebenswahren Geschichte sind treffend gezeichnet; neben den „Schwestern" und deren Bewerbern treten besonders der Antiquitätensammler Leisner, eine mit feinem Verständniß und geschicktem Pinsel gezeichnete Figur, und die originelle heirathslustige, und wenn auch spät, doch noch glücklich unter die Haube gelangende, derbe, geschmacklose, aber doch grundehrliche und gutmüthige Tante Barbara, sowie die in der Kunst des Entsagens vielgeübte und vielgeprüfte liebenswerthe Hofdame Julie von Trimborn hervor. Leider ist der Stil des recht unterhaltenden Romans oft nachlässig und fehlerhaft, was ein freundlicher Leser, den die gebotene Erzählung fesselt, wol entschuldigen, die gewissenhafte Kritik aber nicht unerwähnt lassen darf, da dieselbe mit Recht auch auf Durcharbeitung der Form dringen muß.

Aus den Conflicten des städtischen Lebens, die in den drei ebenbesprochenen Romanen behandelt werden, führt uns, wenn auch immer auf der Basis der Wirklichkeit, doch in eine poetischere Welt:

4. Gunnar. Eine Erzählung aus dem norwegischen Leben von H. H. Boyesen. In autorisirter Uebersetzung von Paul Jüngling. Breslau, Schottländer. 1880. 8. 3 M. 50 Pf.

Waldesluft, Tannengrün, Bergesgipfel, Nordlandsscenerie, Poesie, Kunst und Liebe: das sind die Elemente, die sich zu einem naturwahren, äußerst ansprechenden Gemälde nordischer Natur und nordischer Charaktere vereinen — fremdartig und doch anheimelnd, ursprünglich und frisch, gewaltig oder lieblich wirkend und doch frei von allem Gezierten und Gesuchten. Besonders wird die Frauenwelt Gunnar, dem talentvollen und zuletzt die „Prinzessin seiner Träume" heimführenden Hausmannssohn, und seiner holden Ragnhild, die, vornehm und reich, ihm fast verloren scheint, bis die Liebe sie ihm unauflöslich verbindet, lebhafte Theilnahme entgegenbringen und der, auch gewandt übersetzten, Liebesgeschichte in Norwegen viel Geschmack abgewinnen.

In noch höherm Grade, wenn auch in völlig anderer,

sehr eigenartiger Weise, hat uns die zweite nordische Novelle, die wir auf unserm Büchertisch gefunden, angesprochen; es ist dies:

5. Eine alte Jungfer. Roman von Marie Colban. Stuttgart, Hallberger. 1880. 8. 4 M.

Wir sehen uns diesem wenig umfangreichen, aber originell entworfenen und durchgeführten Roman gegenüber in der angenehmen Lage, denselben als künstlerisch werthvoll und deshalb als die beste der uns diesmal vorliegenden literarischen Novitäten bezeichnen zu können. Ebenfalls in Norwegen spielend, führt uns die Handlung dieser einfachen Geschichte einer „alten Jungfer" nicht nur in das Seelenleben und die Herzenskämpfe tüchtiger Nordlandsnaturen, sondern auch in die großartige Landschaft des Nordens ein. Es ist weniger der Inhalt der Lebensgeschichte Martha's, der alten Jungfer, die zuletzt eine schöne junge Frau wird, und ihrer Angehörigen, als vielmehr die treffend und maßvoll durchgeführte Schilderung der Charaktere (z. B. fesseln neben der Heldin der „Fremde", die gute, böse „Muhme", der „Lootse" und sein „Weib", der junge „Spanier") und die meisterhafte Zeichnung der Natur- und Stimmungsbilder (wir erinnern hier nur an die höchst wirkungsvolle Beschreibung des Seesturms), was in dieser Dichtung in Prosa so bedeutend wirkt. Die Sprache des Talents ist überall deutlich vernehmbar, und der bereits anderwärts von der Kritik mit Beifall aufgenommene Roman verdient es, auch in d. Bl. einem gebildeten und ausgedehntern Leserkreise empfohlen zu werden, wenn auch mancherlei fremdartige und eigenthümliche Wendungen gebraucht werden, die mit einem reinen Deutsch nicht so harmonisch zusammenklingen, wie das Talent der Verfasserin mit der Vollendung der ihm gestellten künstlerischen Aufgabe.

An diese Kritik belletristischer Werke schließen wir Schriften mehr belehrenden Inhalts an, die meist im Gewande der Erzählung auftreten. Unser Urtheil möge hier sogleich alle zusammenfassen, da fünf der betreffenden Bände ein und derselben Bibliothek angehören, und wenn dieselben auch nicht Einem Verfasser ihre Entstehung verdanken, doch dem gleichen löblichen Zweck der Volksbelehrung dienen, mit welcher nach den einleitenden und beherzigenswerthen Worten des Herausgebers der betreffenden Serie, des beliebten und mit Recht als tüchtig angesehenen Jugend- und Volksschriftstellers Ferdinand Schmidt,

eine gründliche Besserung unserer vaterländischen Zustände durch eine gesunde Volks- und vorzugsweise Jugendliteratur angebahnt werden soll, indem wichtige Epochen der Weltgeschichte und große historische Charaktere in leicht faßlicher, aber reiner, warmer und edler Darstellung dem allgemeinen Publikum zugänglich gemacht werden.

Diesen Grundsätzen entsprechend sind folgende Bändchen, in geschmackvoller und doch wohlfeiler Ausgabe veröffentlicht, als gesunde und willkommene Bereicherung unserer Jugendliteratur anzusehen:

6. Neue Jugendbibliothek. Herausgegeben von F. Schmidt. Erster und dritter bis sechster Band. (1. Karl der Große. Lebensbild von Ferdinand Schmidt. 3. Martin Luther. Ein Lebensbild von Ferdinand Schmidt. 4. Bonifacius. Ein Lebensbild von Hugo Sturm. 5. Jürgen Wullenweber von Lübeck. Ein Bild aus der Geschichte der deutschen Hansa von Hermann Jahnke. 6. Heinrich I. und seine Gemahlin. Von W. Bonnell.) Wittenberg, Herrosé. 1878—79. 8. Jeder Band 1 M.

Dem gleichen Zweck verständiger Belehrung entsprechend wie die hier genannten Bändchen der „Neuen Jugendbibliothek", wenn auch nicht für die Jugend, sondern für das Volk im eigentlichen Sinne berechnet, ist die folgende Sammlung, die wir am Schluß unserer Revue anerkennend erwähnen:

7. Deutsche Volksschriften. Sechster und siebenter Band: Die Habsburger und die Hohenzollern in ihrer deutschen Reichspolitik von Franz Heyer. Breslau, Koebner. 1879. 12. 1 M.

Die sachgemäße, patriotische, faßliche Weise, in welcher der politisch-historische Stoff in dem vorliegenden Doppelbande zur populären Darstellung gelangt, erscheint uns geeignet, nicht nur das Verständniß für die vom Verfasser behandelten Nationalfragen in weitern Kreisen und gerade in den auf diesem Gebiet so vielfach irregeleiteten tiefern Schichten des Volks zu fördern, sondern auch im Herzen jedes Deutschen das Gefühl der patriotischen Befriedigung über die endliche Wiederherstellung unsers so oft von innern und äußern Feinden gefährdeten Reichs zu erwecken; ein Ziel, zu dessen Erreichung Verfasser und Verleger der „Deutschen Volksschriften" sich in dankenswerther Weise verbunden haben.

Neue Gedichte.

1. Wald und Welt. Gedichte von Joseph Ludwig Haase. Innsbruck, Wagner. Gr. 16. 2 M.

Der Verfasser sagt:

Ein Band Gedichte! Lieder von dem Walde!
Wer ist für solche Gaben heut empfänglich?

Und dann:

Wol hast du recht! Für Leier und für Flöten
Ist unsre Zeit wahrhaftig nicht geschaffen,
Denn statt Schalmeien tönen Heertrompeten,
Und alles Lied verklingt im Lärm der Waffen.
Indeß, weil Stürme durch die Wälder sausen,
Soll drum nicht säuseln milder Frühlingswind,
Weil Meereswogen himmelstürmend brausen,
Der Quell nicht murmeln, der im Moose rinnt?

Das ist ganz gut gesagt. Auch findet sich manches andere Gute in der Sammlung. Wir machen hier gleich

eine Bemerkung. In Chrestomathien wiederholen sich dieselben Proben (und oft was für welche!) aus Dichtern, die berühmt sind oder die man für berühmt hält, bis zur Abnutzung unzählige male. Warum kommt nicht ein Kunstjünger im Einverständniß mit einem Verleger einmal auf die Idee, mit Weglassung aller sogenannten Berühmten in den sonst dem Untergange geweihten Sammlungen „Unberühmter" das Gute ausfindig zu machen und es als Neues dem Publikum darzubieten?

„Wald, Lenz, Liebe sind des Dichters heilige Dreieinigkeit" heißt es. Welt und Leben bilden den Gegensatz:

Ach, eine Leidensblume ist das Leben,
Gott gab das Leben uns, jedoch er lieh
Auch Sonne, Stern und Thau uns: Poesie!

Uebrigens bilden Sonne, Stern, Thau, Natur noch keine Poesie, ebenso wenig wie mehrere einzelne in einem Freiligrath'schen Gedicht als Poesie bezeichnete Gegenstände. Die Natur ist blos das Substrat, in und an welchem der Dichter seine Idee, um sie sichtbar zu machen, verkörpert.

In „Waldesfreuden" sagt er unter anderm:

Blätter knistern unterm Fuß;
Bäumchen flüstern trauten Gruß;
Vögel singen munter, frisch;
Rehe springen durchs Gebüsch.

Plötzlich heißt es:

Schläge hallen durchs Revier,
Bäume fallen dort und hier.

Diese „Schläge" sollen also mit zur Harmonie des Waldes gehören; sie wird aber dadurch gerade aufgehoben.

Der Dichter läßt den Wald im Frühling, Sommer, Herbst und Winter erscheinen. Vom Herbst sagt er:

Welche Lust, im Wald zu schweifen,
Einen Bock zu sehn,
Schnell die Büchse zu ergreifen,
Und schon ist's geschehn.
Piff! paff! knallt's.
Auch die Vögel auf den Bäumen
Fallen meinem Rohr;
Alle holet ohne Säumen
Hektor mir hervor.
Und die kühlen, frischen Lüfte,
Die im Walde wehn —
Und der Tannen harz'ge Düfte —
O's (!) ist gar zu schön!

Der Dichter scheint auch diese Dissonanz empfunden zu haben; er will jedoch die Hinrichtung vermittels der Jagd beibehalten wissen, nur keine Hetzjagd gestatten, die mit Tortur verbunden ist:

Jagen, ja, im edeln Sinn,
Ist's, dem ich ergeben bin;
Täglich auf der Lauer liegen,
List mit Schlauheit zu bekriegen,
Schaffet wahren Hochgenuß,
Der erhebend wirken muß.

Wie kann man „mit Schlauheit" den Wald betreten, den man für hehrer als den Dom erklärte? Dagegen nennt er den nicht durch die Gewalt der Stürme, sondern durch eine Säge bewirkten Sturz eines Riesenstammes „Meuchelmord".

Die Diction ist oft gehoben, sinkt aber auch nicht selten noch unter die Prosa herab, z. B.:

Wenn junger Lenz mit seinen Sonnenstrahlen
Die Schöpfungsräume kreuz und quer durchschießt.

Wir drücken uns unmaßgeblich poetischer so aus:

Wenn junger Lenz aus Himmels Azurschalen
Goldfluten Lichtes durch die Räume gießt,
Daß überall, auf Bergen und in Thalen,
Was blühen will, nun keimet, knospet, sprießt. . . .

Zusammensetzungen wie Blitzesfunkenschlag, Fiederweltregion (Gefiederweltregion) u. s. w., äußerlich aneinandergeheftet, nicht innerlich erwachsen, welche der Prosa geziemen mögen, hat die Poesie zu vermeiden.

Sollen wir Gedichte hervorheben, so seien es folgende: „Waldconcert", „Waldsee", „Abendfeier", „Am Birkenbühl", „List gegen List", „Allerseelen", „Wo sind die Sterne?" „König Frost", „Du weißt ja wo!" „Du weißt ja wie!"

„Denkst du daran, geliebte Eine,
Wo ich mit dir im Mondenscheine
Aus dem Gewühl des Städtchens floh,
Du weißt ja wo!

„Wo ich durch seliges Umarmen
An deiner Brust, der liebewarmen,
Genaß von allem Ach und O,
Du weißt ja wo!

„Wo wir im Wäldchen still und kühle,
Erfüllt von einem Hochgefühle,
So wohl uns fühlten und so froh,
Du weißt ja wo!"

„Noch immer denk' ich jener Tage,
Wo wir der schwersten Last und Plage
Vergaßen und der Lebensmüh,
Du weißt ja wie!

„Wo wir, als hoch am Himmelsbogen
Die Sterne blinkend aufwärts zogen,
Von Glück geschwärmt und Poesie,
Du weißt ja wie!

„Wo wir im eignen Selbstvergessen
Beisammen Hand in Hand gesessen
Und schwuren, uns zu lassen nie,
Du weißt ja wie!"

2. Monodramen neuer Form. Material für den rhetorisch-declamatorischen Vortrag. Von Richard von Meerheimb. Dresden, Jaenicke. Gr. 16. 3 M.

Auf 171 Seiten 23 meist längere Gedichte, die der Verfasser Monodramen nennt. Wie dies zu verstehen, dafür gleich ein Beispiel. Ein französischer Vivisector macht vor deutschem Publikum unter begleitenden Erläuterungen seine Experimente. Was letzteres dazu sagt, erfahren wir aus den Worten des Mannes, in welchem sich die von seiten des Publikums gemachten Aeußerungen

des Unwillens wiederholen, also stoß- und bruchstückweis wiederholen. Demnach ist hier das Publikum im Vivisector mit einbegriffen. Solche Monodramen würden am Ende alle Dramen, Epen, Romane überflüssig machen; wir wollen aber neben Don Quixote auch Sancho Pansa hören. Wenn unser Dichter auf dem Titelblatt seiner Monodramen die Worte aus Platen's „Romantischem Oedipus" zum Motto nimmt:

Wo wäre denn
Die Breite, die dem Trauerspiel nothwendig ist?
Der Nebenbeipersonen reiches Uebermaß —

so übersieht er, daß Platen nur die vielen Nebenbeipersonen, keineswegs aber die einzelnen Charaktere des Dramas, wenn es auch nur wenige wären, in einer Monas verschwinden lassen will.

Anders verhält sich die Sache, wenn das Subjeet allein ist, oder genöthigt ist allein zu sein, wo dann in der Erwartung der Dinge sich aus der Spannung der Seelen zwei Verhältnisse lösen oder dem Ich ein zweites, gewissermaßen doppelgängerisches als Objeet oder vorgespiegelte Situation gegenübertritt, mit der Aufforderung, letztere mit einer wirklichen zu vertauschen. In diesem Falle war Macbeth. Sein Ziel ist die Beseitigung des Königs. Aber wie ihn beseitigen? Was er sich lebhaft denkt, erscheint ihm unter der Gestalt eines Dolches, mit welchem sich das von dem ersten oder ursprünglichen Ich losgetrennte doppelgängerische zweite Ich bewaffnet, um ersteres augenscheinlich zu veranlassen, das zu thun, was es nicht recht zu thun wagte. „Du (der Dolch der Einbildung) gehst mir vor den Weg, den ich will schreiten", sagt Macbeth. Also eine Unterredung zwischen dem Ich als Subjeet und dem Ich als Objeet: zwei Personen in einer Person. Monodramen von dieser Art finden wir ja auch bei unserm Dichter, z. B. in „Elisabeth Cazotte", deren Gedanke an die ersehnte Rettung ihres Vaters, den man dem Blutgerüste zuführen will, sich so lebhaft steigerte, daß sie, obwol sie allein im Gefängniß blieb, die Worte „Frei! Triumph!" von den Lippen derer hört, die sie nicht wirklich sieht und nicht wirklich hört. Alle solche innern Vorgänge, diese Zwiesprache des Menschen mit sich selbst, kommen bei Shakspeare, Goethe und vielen andern Dichtern bis in das tiefste Alterthum höchst wirksam zur Erscheinung. Wenn unser Dichter solche Selbstgespräche als eine „neue Kunstform" ansieht, deren „Prioritätsrecht" er für sich in Anspruch nimmt, so müssen wir sagen, daß er sich im Irrthum befindet: diese Kunstform ist so alt wie die Poesie selber.

Außer einigen Stücken in Prosa und Versen ist das andere im nicht gereimten fünffüßigen Jambus geschrieben, doch finden wir auch ein Gedicht und zwar das längste (19 Seiten): „Der Mentor auf dem Parket", in antiker oder Distichenform. Leider aber enthält es zahlreiche metrische Verstöße, wie dies freilich bei den meisten Dichtern der Neuzeit der Fall ist, obwol ihnen viele gute Vorbilder nicht fehlen. Uebrigens bewährt der Dichter in Uebereinstimmung mit seinen früher herausgegebenen Poesien auch hier die Lebhaftigkeit der Phantasie und die Energie des alles Schwächliche vermeidenden Ausdrucks, sodaß diese „Monodramen" sich sehr wohl zu rhetorisch-declamatorischen Vorträgen eignen, wie sie ja auch bereits in erfreulicher Weise zu solchen gedient haben.

Rudolf Kulemann.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Der bekannte ultramontane Abgeordnete A. Reichensperger hat eine Schrift: „Parlamentarisches über Kunst und Kunsthandwerk nebst Glossen dazu", erscheinen lassen (Köln, Bachem). Nach einer sehr ausführlichen, der Selbstvertheidigung gewidmeten Einleitung läßt er im Wortlaut seine im preußischen Abgeordnetenhause gehaltenen Reden folgen, welche Bezug auf die Kunstpflege haben. Wenn Reichensperger auch immer nur als Dilettant urtheilt und so manches Schiefe oder Einseitige sagt, so gibt er doch wiederum beherzigenswerthe Winke und kämpft gegen verschiedene unberechtigte Zöpfe der Herren Akademiker. Die vorliegende Sammlung von Reden hat aber nur für den wirklich Urtheilsfähigen Werth; den Dilettanten kann Reichensperger leicht irre führen.

— Ein anonymer Wagnerianer beantwortet die Frage: „Was ist Stil?" (Leipzig, L. Senf). Stil ist nach ihm die bis ins Kleinste durchgeführte Uebereinstimmung zwischen Inhalt und Form, zwischen dem Auszuführenden und der Ausführung. Das Ganze läuft auf eine Verherrlichung Richard Wagner's hinaus; weil dieser allein im Besitz des echten musikalischen Stils sei, so müsse um jeden Preis eine Stilbildungsschule in Bairenth gegründet werden. Dieselbe koste ja nur die Kleinigkeit von 900000 Mark und werde sich der persönlichen Leitung des „Meisters" erfreuen. Also frisch ans Werk! Wollt ihr „eine dauernde Institution für die Ausbildung reinen Stils und fester Tradition deutscher Kunst" haben, so häuft zu den für die Nibelungentetralogie in Baireuth verschwendeten Summen noch neue; das große Universalgenie des Jahrhunderts und sein Prophet Hans von Wolzogen werden es euch danken.

— „Die Verwahrlosung des modernen Charakters" sucht Max Vogler in einer bei P. Frohberg in Leipzig erschienenen Schrift zu erklären und zu überwinden. Unleugbar behandelt der Verfasser sein Thema mit hohem persönlichen Interesse, mit großer Sachkenntniß und mit Beherrschung der einschlagenden Literatur. Er überschaut und würdigt ganz richtig alle zur Bildung des modernen Charakters mitwirkenden Factoren, ist vielleicht hin und wieder ein wenig pessimistisch angehaucht, äußert aber viel Treffendes. Wir wünschen dem Buche eine weite Verbreitung.

— E. Molchow hat eine Broschüre erscheinen lassen: „Aegypten und Palästina oder Religion und Politik" (Zürich, Verlags-Magazin). Der Verfasser geht davon aus, daß die Rivalität zwischen den beiden Reichen Juda und Israel in Sage und Gesetzgebung sich geltend gemacht habe, und daß hiermit ein ergebnißreicher kritischer Schlüssel gefunden sei. Er behandelt möglichst aphoristisch viele bunt durcheinandergewürfelte Fragen, um an dieselben seine eigenen geistreichen Einfälle und kritischen Bemerkungen anzuknüpfen. Er will Beiträge liefern zu einer rationellen Behandlung des biblischen Geschichtsunterrichts, irrt

aber, wenn er meint, daß die Resultate subjectiver Kritik ohne weiteres auf dem Boden der Schule verwendbar wären.

Ausländische Literatur.

A. A. Swinburne hat die englische Literatur durch ein neues Werk: „Studies in Song", bereichert, das hauptsächlich zur hundertjährigen Feier des von ihm hochverehrten Dichters Walter Savage Landor bestimmt ist, aber auch außerdem mancherlei Schönes enthält. So soll nach dem „Athenaeum" die „By the North Sea" überschriebene Dichtung an reicher Mannichfaltigkeit der Musik und zauberhafter Großartigkeit der Schilderung fast alle seine frühern Leistungen in diesem Genre übertreffen.

Bei dieser Gelegenheit wollen wir nicht unerwähnt lassen, daß Swinburne seinerseits in einem vortrefflichen Artikel in „The Fortnightly Review" über Alfred Tennyson und Alfred de Musset, ebenso wie wir unlängst in d. Bl., die neueste Dichtung „Rizpah" des englischen Laureaten als eine der gewaltigsten und schönsten, die Tennyson geschaffen, rühmt, ja es will fast scheinen, er stelle sie über alle seine bisherigen Leistungen.

— Unter den letzterschienenen englischen Romanen, die sich auch in der Tauchnitz'schen Sammlung befinden, sind diesmal einige ganz besonders hervorragende zu erwähnen:

„The Trumpet-Major" von Thomas Hardy (Nr. 1951 und 1952 der Tauchnitz-Edition) übertrifft vielleicht noch dieses, wie man ziemlich allgemein annimmt, ersten jetzt lebenden Romanschriftstellers Englands erste Schöpfung: „Far from the Madding Crowd"; es kann ungescheut den besten Erzeugnissen Fritz Reuter's, mit dem er die meiste Aehnlichkeit hat, an die Seite gestellt werden.

Der anonyme Roman „Mehalah, a Story of the Salt Marshes" (Nr. 1955 der Tauchnitz-Edition) würde als etwas ganz Neues und Eigenartiges in der Schilderung der Liebe zu bezeichnen sein, hätte nicht Frau von Hillern in „Und sie kommt doch" bereits etwas Aehnliches geschaffen. An Gewalt der Leidenschaft und der Sprache sowie an Eigenthümlichkeit und Grausamkeit der Handlung gleichen sich beide Romane in bemerkenswerther Weise, womit wir indessen durchaus nicht etwa auf Plagiat anspielen wollen. Der Held in „Mehalah" ist nämlich doch anders geartet als der Mönch im obengenannten deutschen Romane: er glaubt an Bestimmung in der Liebe und hat sich ein völliges System aus seiner Theorie gebildet, dem er mit der äußersten Zähigkeit huldigt und das er vielleicht nur zu wortreich und zu oft vorträgt. Dies wäre aber auch die einzige Ausstellung, die wir an dem jedenfalls mit seltener Begabung verfaßten Romane zu machen hätten. Beide genannten Romane sind die beachtenswerthesten Erscheinungen, welche die üppige englische Romanliteratur der neuesten Zeit hervorgebracht hat.

Merkwürdigerweise — oder auch nicht, denn solches Zusammentreffen ist fast etwas Regelmäßiges in der Literatur wie in der Wissenschaft — hat George Meredith, auch einer der begabtesten neuern Romanschriftsteller, in „The Tragic Comedians" (Nr. 1956 der Tauchnitz-Edition) etwas Aehnliches zu Tage gefördert wie „Mehalah", nur daß die Charaktere einer höhern Schicht der Gesellschaft angehören als die in gedachtem Roman. Der Held seines Buchs ist nämlich kein anderer als Lassalle, und die Heldin Frau von Racowitza, deren Schrift „Meine Beziehungen zu Ferdinand Lassalle" nicht nur die Handlung der Hauptsache nach entlehnt ist, sondern stellenweise auch der Dialog. Immerhin hat Meredith es verstanden, seiner Erzählung einen höhern Zug und ein eigenthümliches Interesse zu verleihen. Wie in „Mehalah", so wird auch hier die Liebe als etwas Unwiderstehliches, Fatalistisches dargestellt, und hierin liegt die oben angedeutete Aehnlichkeit zwischen den beiden Romanen, von denen einer Dichtung, der andere Wahrheit ist. An fast elementar zu nennender Gewalt jedoch steht letzterer der „Mehalah" weit nach.

— Einer der bedeutendsten Beiträge zur Geschichte der französischen Revolution ist „Histoire du Tribunal révolutionnaire de Paris" von H. Wallon in zwei Bänden. Das Vorwort, worin der Verfasser sich über die heutigen Zustände Frankreichs ausspricht, dürfte bei der extremen Partei Anstoß erregen. Im Werke selbst liegt ein entschiedenes Verdammungsurtheil der Commune.

— Ein in jeder Hinsicht sehr nachlässig geschriebenes Werk ist „Molière, sa femme et sa fille" von Arsène Houssaye.

— „Causeries Florentines" von Julian Klaczko befassen sich mit Dante, Petrarca und Michel Angelo und haben alle Vorzüge der frühern Schriften dieses genialen Verfassers.

— Mit „La Bohême Tapageuse", welches aus drei Theilen besteht und zwar: „I. Raphaëlle", „II. La Duchesse d'Arvernes" und „III. Carysandre", hat der Verfasser Heetor Malot einen bedeutenden Erfolg erzielt. Nur ist er in die Fußstapfen Daudet's getreten und hat wirkliche Personen auf die Scene geführt.

— Der bisher blos als Kunstkritiker bekannte Philippe Burty hat sich nun auch auf dem Gebiete des Romans versucht und eine Kunstnovelle, „Grave Imprudence" betitelt, veröffentlicht, die ebenfalls als ein Erfolg bezeichnet werden kann. Persönliche Erfahrungen spielen auch hier mit hinein, und wohlbekannte Persönlichkeiten liegen ebenfalls unverkennbar den darin auftretenden unter dünner Hülle zu Grunde.

Bibliographie.

Adelmann, A. Graf, Schwert und Feder. Roman. Jena, Costenoble. 8. 4 M. 50 Pf.

Deutsche Bühnen-Genossenschaft. Officielles Organ der „Genossenschaft deutscher Bühnen-Angehöriger". Red.: W. Mannstaedt. 10ter Jahrgang. 1881. Berlin, Günther. Imp.-4. Vierteljährlich 4 M.

Cassel, P., Iron und Isolde, ein altdeutsches Sagenbild, und Der Bär von Berlin. Zwei Abhandlungen. Zum 27. Februar. Berlin, Wohlgemuth. 8. 1 M. 50 Pf.

Eliot, E., Die Juden und ihre Gegner. Ein Essay. Autorisirte Uebersetzung von E. Lehmann. Hamburg, O. Meißner. 1880. 8. 60 Pf.

Förster, B., Das Verhältniss des modernen Judenthums zur deutschen Kunst. Vortrag. Berlin, M. Schulze. Gr. 8. 1 M.

Groß, F., Mit dem Bleistift. Geschichten und Skizzen. Leipzig, Reißner. 8. 4 M.

Heeß, J., Des Priesters Rache. Dramatisches Bild aus dem XVIII. Jahrhundert. Mainz, Kirchheim. 8. 75 Pf.

Joël, D., Der Aberglaube und die Stellung des Judenthums zu demselben. 1stes Heft. Breslau, Koebner. Lex.-8. 3 M.

König, E. A., Der goldene Schatz aus dem dreißigjährigen Kriege. Roman. 4 Bde. Jena, Costenoble. 8. 18 M.

Kuhn, K., Die mißglückte Weiberkur. Lustspiel mit Gesang. Augsburg, Kranzfelder. 8. 50 Pf.

Lafonge-Agimont, Die Pathin des Fürstbischofs. Historische Novelle. Nach dem Französischen bearbeitet von A. Laicus. Mainz, Kirchheim. 8. 2 M.

Molchow, E., Ist der Pentateuch von Moses verfaßt? Zürich, Verlags-Magazin. Gr. 8. 80 Pf.

Nadler, K. G., Fröhlich Pfalz, Gott erhalts! Gedichte in Pfälzer Mundart. Herausgegeben von L. Eichrodt. Lahr, Schauenburg. 8. 2 M. 25 Pf.

Schneeberger, P. H., Das Urbild zu Schillers Jungfrau von Orleans. Würzburg, Stahel. Gr. 8. 40 Pf.

Senffert, B., Klein und Schiller. Würzburg, Stahel. Gr. 8. 40 Pf.

Streckfuß, A., Auf Urlaub. 2 Thle. Berlin, Goldschmidt. 8. 1 M. 50 Pf.

Der Student von Ulm. Von W. J. Stuttgart, Metzler. 1880. 12. 50 Pf.

Temme, J. D. H., Nach Jahren. Criminal-Geschichte. Berlin, Goldschmidt. 8. 50 Pf.

Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. 5te Serie. 2ter Bd.: Vom Nil zum Ganges. Wanderungen in die orientalische Welt von P. Cassel. — 4ter Bd.: Von der Maladetta bis Malaga. Zeit- und Sittenbilder aus Spanien von W. Lauser. Berlin, A. Hofmann. Gr. 8. à 6 M.

Vogeler, A., Otto von Nordheim in den Jahren 1070—1083. Beitrag zur Geschichte König Heinrich's IV. Minden, Körber u. Freytag. 1880. Gr. 8. 2 M.

Zobeltitz, F. v., Fürst Bismarck. Ein Lebensbild für Volk und Heer. Berlin, Militaria. Lex.-8. 80 Pf.

— — Feldmarschall Graf Moltke. Ein Lebensbild für Volk und Heer. Berlin, Militaria. Lex.-8. 80 Pf.

Anzeigen.

Für das neue Schuljahr empfohlen.

H. A. Stoffregen

Deutscher Liederschatz

für Schule, Haus und Leben. Auswahl der schönsten und volksthümlichsten Lieder.

1. Heft 30 Pf. — 2. Heft 40 Pf. — 3. Heft 50 Pf.

Liederbuch für die deutsche Volksschule.

Auszug aus obigem **Liederschatz**,
für einfache Schulverhältnisse bestimmt.

120 Seiten. 8. Preis 45 Pf.

Alle Recensionen, die in großer Anzahl und von den berufensten Seiten über diese Bücher erschienen sind, beurtheilen dieselben außerordentlich günstig, ja mehrere namhafte Recensenten bezeichnen sie geradezu als Mustersammlungen, „wie deren überhaupt wenige im lieben Deutschen Reiche existiren", und gleiche Anerkennung wie die sorgsame, auf jahrelangen Vorbereitungen beruhende, „äußerst gediegene" Bearbeitung und Auswahl hat die treffliche Ausstattung der Bücher und ihr sehr billiger Preis allgemein gefunden. Die Einführung in Schulen erleichtern wir gern durch günstigste Bezugsbedingungen.

Gerstenberg'sche Buchhandlung in **Hildesheim.**

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vollständiges Wörterbuch
der italienischen und deutschen Sprache
von
H. Michaelis.

Zwei Theile. 8. Geh. 12 M. Geb. 15 M.

Michaelis' neues Italienisch-Deutsches und Deutsch-Italienisches Wörterbuch kommt einem lebhaft empfundenen Bedürfniß der beiden Nationen entgegen, indem es auch die Sprache des modernen Lebens in bisher nicht vorhandener Vollständigkeit aufgenommen hat und sowol die Phrasen des höhern literarischen Stils wie die Ausdrücke der gewöhnlichen Umgangssprache enthält. Jeder Theil ist auch einzeln zum Preise von 6 M. geh., 7 M. 50 Pf. geb. zu haben.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Cypern
im Jahre 1879.
Von
Sir Samuel White Baker.

Aus dem Englischen von **Richard Oberländer.**

Mit einer lithographirten Karte. 8. Geh. 8 M. Geb. 9 M. 50 Pf.

Cypern ist durch die im Jahre 1878 erfolgte Occupation von seiten der Engländer neuerdings in den Vordergrund des politischen Interesses gerückt worden. Das vorliegende Werk des berühmten englischen Reisenden, in welchem die gegenwärtigen Zustände der Insel und ihrer Bewohner mit treuer Anschaulichkeit geschildert sind, darf mithin sicher auf zahlreiche Leser rechnen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

DURCH DEN DUNKELN WELTTHEIL
oder
Die Quellen des Nils, Reisen um die grossen Seen des aequatorialen Afrika und den Livingstone-Fluss abwärts nach dem Atlantischen Ocean
von
HENRY M. STANLEY.

Zweite Auflage.

Zwei Bände. Mit Karten und Abbildungen.

8. Geh. 32 M. 50 Pf. Geb. 37 M.

Stanley's Beschreibung seiner kühnen, weltberühmten Entdeckungsreise mitten durch den afrikanischen Continent hat wie in England und Amerika so auch in Deutschland den ausserordentlichsten Erfolg gehabt. Binnen kurzer Zeit wurde die erste Auflage vergriffen, und das Werk liegt nun in zweiter Auflage vor, die im Text wie in den Karten vielfach verbessert worden ist.

In demselben Verlage erschien:

Stanley, Henry M. Wie ich Livingstone fand. Reisen, Abenteuer und Entdeckungen in Central-Afrika. Zwei Bände. Mit Abbildungen in Holzschnitt und 1 Karte. 8. Geh. 20 M. Geb. 22 M. 50 Pf.

Dieses erste Reisewerk Stanley's erregte gleichfalls das Interesse der ganzen gebildeten Welt und steht mit dem obigen als dessen Vorläufer im engsten Zusammenhang.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Memoiren zur Zeitgeschichte.
Von
Oskar Meding. (Gregor Samarow.)

Erste Abtheilung: **Vor dem Sturm.**

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Der frühere hannoversche Regierungsrath und Vertraute des Königs Georg V., Oskar Meding, als Romanschriftsteller bekannt unter dem Pseudonym Gregor Samarow, veröffentlicht hier die Geschichte seiner politischen Wirksamkeit in drei Abtheilungen, deren erste die Zeit von 1860 bis 1866, die zweite das Jahr 1866 selbst, die dritte die Periode von 1867 bis 1870 umfassen wird. Seine Aufzeichnungen ergänzen und berichtigen in vielen Punkten die bisherige Darstellung der Ereignisse, indem sie von den geheimern Beweggründen der Betheiligten Kunde geben; sie bilden eine werthvolle Quelle für die Zeitgeschichte wie zugleich eine fesselnde Lektüre.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Wendische Volkssagen und Gebräuche
aus dem Spreewald.
Von
Wilibald von Schulenburg.

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M. 20 Pf.

Ein neuer Beitrag zur Sagenliteratur, um so wichtiger, als der Verfasser die unverfälschten Originale mittheilt, wie er sie selbst aus der mündlichen Ueberlieferung des Volks sammelte und die noch nirgends aufgezeichnet und veröffentlicht wurden. Auch in sprachlicher Hinsicht ist die Sammlung von nicht geringem Werth.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

KAUFMANNISCHE RESSOURCE Breslau

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 15. — 14. April 1881.

Inhalt: Literarische Unterhaltungen. Arrigo Boito's Oper „Mephistopheles". Von Hans Müller. — Heinrich Schliemann's Troja. Von J. Mähly. — Ein italienischer Gelehrter. Von Otto Speyer. — Romane und Erzählungen. Von Gustav Portig. — Feuilleton. (Deutsche Literatur; Theater und Musik.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Literarische Unterhaltungen.

Arrigo Boito's Oper „Mephistopheles".

Die Deutschen haben sich dem Auslande gegenüber seit jeher höchst geduldig und duldsam bewiesen. Nicht nur daß man bei uns alle auswärtigen Producte überhaupt von vornherein als werthvoller und lebensfähiger betrachtet als die eigenen: man findet selbst alle Ungeheuerlichkeiten und Ungehörigkeiten fremdländischer Abstammung beifallswürdig und zum mindesten interessant. Während man über einen Einheimischen, der besondere Wege wandelt und künstlerische Unthaten begeht, Zetermordio schreit, bemüht man sich, in allen auswärtigen Absonderlichkeiten das Eigenthümliche, das Originelle, das Geistreiche herauszusuchen. Und wenn man sich noch so wenig von Herzen zu einem wahren, überzeugungstreuen Beifall zwingen kann, so weiß man sich doch immer mit dem Wörtchen „interessant" zu helfen; man bezeichnet unter dieser Marke bereitwilligst, was von Grund aus fremdartig, widersinnig oder ungehörig ist. Denn was vom Auslande kommt, interessirt selbstredend, so wenig Interesse es auch verdienen mag. Was auf deutschem Boden nicht zu wachsen vermag, was bei uns nicht gemacht werden kann, erweckt um so mehr unsere Aufmerksamkeit und hat Erfolg.

Hierin liegt die eine Seite unserer übertriebenen Duldsamkeit. Die andere besteht darin, daß wir mit der größten Liebenswürdigkeit und Freundlichkeit uns gefallen lassen, wenn fremdländische Texträuber die anerkanntesten Meisterschöpfungen unserer großen Dichter nach eigenem Bedarf zustutzen, ummodeln und verarbeiten und die herrlichen Gestalten unserer nationalen Poesie in den wundersamsten Gewandungen auf die Bühne zerren und verzerren. Wir haben es geduldig zugesehen, wie die schönsten Phantasiegeschöpfe unserer hervorragenden Dichtungen, die uns längst in ihrer ursprünglichen Sprache gesagt haben, was sie zu sagen hatten, und auch von uns verstanden waren, in fremdländischen Tönen und Weisen uns anzusingen begannen, und wir haben zumeist recht weidlich Beifall geklatscht, selbst wenn die Transscriptionen noch so sehr dem Bilde widersprachen, welches uns schon in Fleisch und Blut übergegangen war. Ja es ist vielfach in Deutschland so weit gekommen, daß die sogenannten gebildeten Leute sich damit begnügen, die classischen Werke unserer Nationalliteratur auf weiten Umwegen durch andere Länder, in Rückübersetzungen aus andern Sprachen und in oftmals höchst unzutreffenden musikalischen Interpretationen kennen zu lernen.

Unter diesen Umständen kann man es dem Dichter Victor Hugo durchaus nicht verargen, daß er mit aller Kraft und mit allem Selbstbewußtsein protestirte, als seine Trauerspiele unbeanstandet von italienischen Librettisten für Opern verarbeitet wurden. Seine Klage gegen Donizetti's „Lucrezia Borgia" und seine rücksichtslose Forderung, die bekanntlich auch durchging, daß diese Oper für Paris von Grund aus umgearbeitet werden müßte, sodaß der Titel in „La Renegata" und die italienischen Edelleute in Türken umgewandelt wurden, waren jedenfalls gerechtfertigt. Dagegen wird man es keineswegs billigen können, daß er sich nach der Verarbeitung seines „Hernani" durch die Herren Piave und Verdi einfach mit einer Geldentschädigung abfinden ließ und die Frage als eine rein geschäftliche und pecuniäre auffaßte, anstatt sie als eine principielle zu erkennen und endgültig zu einer Entscheidung zu führen. Es wäre in der That einmal Zeit, den großen Dichtern die Genugthuung zu schaffen, daß ihre Schöpfungen nicht jedermann zur beliebigen Benutzung überlassen bleiben und der Gier aller beliebigen

Librettoschreiber als Opfer dienen dürfen. Wie schwer auch die Frage ist, sie fordert energisch eine für die ursprünglichen Schöpfer von Kunstwerken würdige Lösung. Nachdem Shakspeare, Goethe und Schiller mit ihren besten Dichtungen zu den unwürdigsten und stümperhaftesten Opern- und Operettenbearbeitungen haben herhalten müssen, kann sich kaum ein hervorragender Dichter, dessen Schöpfungen einmal allgemeinen Beifall gefunden haben, ruhig schlafen legen, ohne befürchten zu müssen, daß seine Werke über kurz oder lang nicht mehr in ihrer ursprünglichen Gestalt, sondern in zeitgemäß zugeschnittenen musikalischen Bearbeitungen von vielfach sehr zweifelhaftem Werthe der Menge vorgeführt werden. Die Thatsache, daß es heutzutage viele Kreise gibt, die nur den „Faust" von Gounod, die „Mignon" und den „Hamlet" von Thomas, den „Don Carlos" von Verdi, den „Tell" von Rossini her kennen, ist eine so betrübende und bemerkenswerthe, daß eine Abhülfe dringend noththut. Man wird unwillkürlich an das Dictum jener Pensionsmutter erinnert, die in ihrer hohen Weisheit den Zöglingen erklärte, die Mythologie sei dafür da, daß man die modernen Opern und Operetten verstehen könne. Unsere großen dichterischen Meisterwerke sind für viele auch nicht anders vorhanden als in den zumeist kläglichen Bearbeitungen, und daß diese nicht im Stande sind, ein Verständniß der Originalarbeiten zu erschließen, braucht wol nicht bezweifelt zu werden.

Man sehe sich nur einmal die Textbücher der Herren Jules Barbier und Michel Carré — und diese Librettisten sind wol noch die minder schlimmen — im französischen Original genauer an und befrage sich aufs Gewissen, ob eine solche Verarbeitung von großen Meisterwerken erlaubt werden darf. Sie beweisen nicht nur eine bedenkliche Armuth an selbständiger Erfindung, sondern auch eine recht kecke Speculation auf die gewöhnlichste Vergnügungslust und den flachen gedankenlosen Geschmack des Publikums.

Goethe's „Faust" hat vor allem dem Auslande viel zu schaffen gemacht und des Oftern zu den verschiedensten Metamorphosen Anlaß gegeben. Die neueste derselben, welche in der jüngst so vielseitig besprochenen Oper „Mephistopheles" von Arrigo Boito zu Tage tritt, ist eine der absonderlichsten und, um es gleich zu sagen, auch unverzeihlichsten. Leider wird man sich in Deutschland daran gewöhnen müssen, die Bearbeitung meist als geistreich, interessant und eigenthümlich bezeichnen zu hören.

Die Oper ist kein neues Werk mehr. Der entschieden talentvolle Componist, ein geborener Paduaner und nahezu vierzig Jahre alt, welcher seine erste Ausbildung auf dem mailänder Conservatorium erhielt und auf Grund eines Staatsstipendiums Frankreich und Deutschland besuchte, wobei er sich mehrere Jahre in Leipzig aufhielt, brachte sein Erstlingswerk schon im Jahre 1868 in Mailand zur Aufführung. Doch wußte er sich bei seinen Landsleuten keine sofortige Anerkennung zu erwerben. Die Oper fiel glänzend durch. Erst nach sieben Jahren versuchte Boito, sie in Bologna nochmals auf die italienische Bühne zu bringen. Er hatte das Werk, welches ursprünglich einen gar zu endlosen Umfang gehabt haben soll, bedeutend gekürzt, und nun verwandelte sich der erstmalige Miserfolg in einen plötzlichen fast beispiellosen Erfolg. Die Oper machte sich Bahn über fast alle größern italienischen Bühnen und gelangte, nachdem der Localpatriotismus und der maßlose Enthusiasmus des Südens reiche Blüte getragen und den Namen des neuentdeckten Musikgenies in alle Welt ausposaunt hatte, auch im Auslande zu großem Ansehen.

In Deutschland hat das Stadttheater der alten heiligen Colonia, welches sich in letzter Zeit mit Vorliebe, wenn auch nicht immer in angemessener und ausgereifter Darstellung, des Neuen und Neuesten annimmt, den Anfang gemacht, das „eigenthümliche und geistreiche" Werk des vormals in seinem Vaterlande verkannten Italieners einem größern Publikum zu vermitteln. Pollini's Musentempel in Hamburg folgte dem Beispiel einige Tage später mit einer jedenfalls bessern und sorgfältigern Aufführung, und nun werden voraussichtlich die übrigen deutschen Theater der Reihe nach sich bestreben, das interessante Kunstwerk dem deutschen Volke vorzustellen und beklatschen zu lassen. Die liebenswürdige Duldsamkeit, welche das deutsche Volk den Producten des Auslandes entgegenbringt, wird sich hierbei wieder einmal nach allen Seiten hin bewähren. Und doch scheint es nach allen Wahrnehmungen, als ob man in Deutschland von ernster Seite wol kaum andere Urtheile vernehmen werde als eben die altbeliebten Epitheta: „eigenthümlich", „geistreich" und „interessant". Wenigstens spielten diese Wörtchen eine Hauptrolle in den Zeitungsberichten über die ersten Aufführungen des Werks. Eine wirkliche ästhetische Befriedigung, einen wahrhaft künstlerischen Genuß wird voraussichtlich niemand davontragen. Der etwaige Erfolg des mit Unrecht als Oper bezeichneten Werks wird immer nur ein äußerer, auf der Ausstattung, den Arrangements, den Ballets beruhender bleiben.

Was die Bearbeitung des Textes angeht, so bin ich einmal so undeutsch, denselben allerdings durchaus eigenthümlich, keineswegs aber geistreich und interessant zu finden. Wer eine wahre, warme Empfindung für deutsche Kunst und deutsche Kunstentwickelung besitzt, der muß mit Ernst und Eifer Verwahrung gegen eine solche frevelhafte Verunstaltung und Verballhornung unsers edelsten deutschen Dichterwerks einlegen und mit allen Mitteln dagegen kämpfen, daß überhaupt einem solchen Zerrbilde weitere Verbreitung verschafft wird. Die Zusammensetzung dieses Textbuchs, das auf das gewissenloseste Goethe's „Faust" zerhackt, verstümmelt und selbst verbessert und verändert, geht denn doch über alles Erlaubte hinaus. Die Bearbeitung mag nach Analogie der Ballet- und Ausstattungsstücke entstanden sein, wie man sie in Italien zu Hunderten zu sehen bekommt. Während aber bei diesen eine gewisse anerkennenswerthe Anspruchslosigkeit vorwiegt, wie es in der Natur der Sache begründet ist, und die Pantomimen, die Ballets, die Decorationen die Hauptsache bilden, tritt in

Boito's „Mephistopheles" die Musik und der Text mit einem gehörigen Vorrath von Prätension auf. Statt der Pantomimen erhalten wir regelrechte Recitative, Arien, Duette nach den Worten Goethe's und, wo diese dem Componisten nicht ausreichten, noch willkürliche Einschaltungen — und das Ganze nennt sich selbst mit der größten Unverfrorenheit eine Oper.

Diese Benennung und Einreihung in das Gebiet der dramatischen Kunst muß dem Werke von vornherein abgesprochen werden, wobei man gar nicht einmal einer der strengsten Anhänger des alten Aristoteles zu sein braucht. Von einer einheitlichen dramatischen Handlung und einer dramatischen Entwickelung der einzelnen Charaktere ist kaum die Rede, und man würde sich schwerlich in den verschiedenen, willkürlich aus dem Ganzen herausgerissenen Abtheilungen und Scenen zurechtfinden können, wenn einem nicht der „Faust" so durch und durch bekannt wäre, wenn man nicht den Zusammenhang längst vor der Seele stehen hätte. Aber gerade dadurch wird auf der andern Seite die Sache um so schlimmer. Gerade weil uns Goethe's „Faust" Gemeingut ist, können und dürfen wir es nicht billigen, wie ein fremder Künstler mit dem hohen und herrlichen Werke eines weit größern Künstlers umspringt, wie er aus dessen reichem Schatze an unsterblicher Poesie hervorpickt, was ihm gerade paßt, und die einzelnen Perlen zu übertünchen und mit falschen Perlen zu ergänzen sucht. Der oberflächlichste Blick in das Textbuch genügt, um zu zeigen, wie respectlos der fremde Künstler hier verfahren hat, und all sein Talent vermag diese tausendfältigen Sünden nicht wieder gut zu machen. Je weniger Pietät der Componist für das Originalwerk Goethe's beweist, um so mehr läßt er sich von seinem musikalisch-praktischen Sinne leiten. Nur was Gelegenheit zu recht verschiedenartigen und wirksamen musikalischen Behandlungen abgibt, nimmt er dankbar in seine „Oper" auf, und die Handlung wird nur dadurch lose zusammengehalten, daß Mephistopheles seine Wette mit dem Herrn verliert. Die Ueberlistung des Teufels schien dem Tonschöpfer denn auch das Wichtigste an der Sache zu sein, sodaß er den Titel in „Mephistopheles" verwandelte, wie seinerzeit Gounod, dem Gretchen's Leidenschaft die Hauptsache war, sein Werk „Margarethe" taufte. Wie man aber eine solche Verarbeitung des deutschesten Kunstwerks in Deutschland obendrein geistreich und interessant finden kann, wird schwer zu begreifen sein. Ein Deutscher dürfte mit einem solchen Zerrbild nicht vor das Publikum treten, und dem Fremden können wir nur deshalb vieles zugute halten, weil er ein Fremder ist, weil er offenbar anders empfindet, als es uns möglich ist, und überhaupt meilenweit davon entfernt ist, den deutschen „Faust" verstehen und nachempfinden zu können.

Nach alledem ist eine nähere Darlegung der Handlung kaum von nöthen. Es sei nur kurz der Gang derselben erwähnt und der auffallendsten Veränderungen gedacht.

Hans Müller.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Heinrich Schliemann's Troja.

Ilios. Stadt und Land der Trojaner. Forschungen und Entdeckungen in der Troas und besonders auf der Baustelle von Troja. Von Heinrich Schliemann. Mit einer Selbstbiographie des Verfassers, einer Vorrede von Rudolf Virchow und Beiträgen von P. Ascherson, H. Brugsch-Bey, E. Burnouf, Frank Calvert, A. J. Duffield, J. P. Mahaffy, Max Müller, A. Postolaccas, A. H. Sayce und R. Virchow. Mit circa 1800 Abbildungen, Karten und Plänen in Holzschnitt und Lithographie. Leipzig, Brockhaus. 1881. Gr. 8. 42 M.

Troja, Mykenä, Olympia, Samothrake, Kypros, Pergamum und in letzter Zeit Orchomenos: ein märchenhafter Reichthum, der sich auf wenige Jahre zusammendrängt, eine Ernte, wie sie der Archäologie und Culturgeschichte seit ihrer Existenz als Wissenschaft noch nie auch nur entfernt zutheil geworden ist und in der Perspective eine unabsehbare Zahl neuer Aufgaben und zu lösender Probleme, im Vorgrunde aber der Mann, dessen Finderglück allein mit seiner Energie verglichen werden kann, und der jedenfalls als phänomenale Erscheinung in der Geschichte der Archäologie dastehen wird, solange diese für ihre Gründer und Förderer eine dankbare Erinnerung behält. Seiner frühern Publication über „Trojanische Alterthümer" (Leipzig 1874) hat Heinrich Schliemann nun eine neue, in jeder Hinsicht reichere und gediegenere folgen lassen, welche, wie einst die frühere, zu besprechen unsere Aufgabe ist.

Das Werk ist in jeder Beziehung stattlich zu nennen — seinem Umfange, seinem Inhalte, seiner Ausstattung nach. Letztere dürfte vielen als etwas zu luxuriös erscheinen, da ja ein Prachtwerk eigentlich erst dann sich rechtfertigt, wenn ein abgeschlossenes fertiges Ganzes vorliegt, das con amore genossen werden kann, das übersichtlich sich unsern Blicken beut, und zwar so, daß diese neben der goldenen Frucht auch der silbernen Schale sich freuen dürfen. Nun ist allerdings die Untersuchung hier noch gar sehr im Werden und noch lange nicht an der Reife der Thatsachen angelangt; von einer wirklichen Frucht, dem Ziel aller Entwickelung, in welcher der genetische Fortschritt vom Keime an am Faden der Causalität könnte nachgewiesen werden, ist noch gar keine Rede; wir stehen rathlos, verblüfft vor einem massenhaften, confusen Material, vor einem Berg voller Geheimnisse, und wenn ihn auch die eiserne Energie eines einzelnen gesprengt und seine Eingeweide durchwühlt hat — erschlossen ist damit sein Räthsel, sein innerstes Wesen noch lange nicht; der Zauberer, dem er gern sein Inneres öffnet auf den Ruf: „Berg Sesam, thu dich auf", wird

wol noch lange auf sich warten lassen, länger als Schliemann meint, dessen begeistertes Auge schon jetzt das Mysterium zu durchdringen wähnt. Wir haben einstweilen in seinem Buch eine erste Sichtung des ungeheuern Stoffs, ein gewissenhaftes Inventar des Fundes, sauber geordnet, möglichst nach Kategorien eingetheilt, daneben allerdings auch bloße Ausgrabungsberichte; aber als Gegengewicht auch fertige, umrahmte und ausgemalte Bilder (vgl. das erste, zweite und theilweise dritte Kapitel, enthaltend: „Das Land der Trojaner" [Umfang, Gebirge, Flüsse, Klimatologie, Panorama der Ebene, Zoologie, Flora]; „Ethnographie der Trojaner" [nebst Topographie von Troja und anderm, was besser dem vorhergegangenen Abschnitt einverleibt worden wäre] und „Trojas Geschichte"); indessen auch die Ausgrabungsberichte haben trotzdem, daß sie nur gleichsam als das Prooömium zu den folgenden Darstellungen aufzufassen sind, ein eigenthümliches Interesse sowol durch die lebendige und anschauliche Schilderung, als auch durch die Persönlichkeit des Schilderers selbst. Schliemann schreibt sympathisch, schreibt fesselnd, weil er mit seinem Herzblut schreibt; es ist ein wahrhaft erquickendes Gefühl, es mit einer Persönlichkeit zu thun zu haben, welche bis auf den letzten Rest aufgeht in ihrer Idee, deren selbstlose Gewissenhaftigkeit, deren lebendigstes sachliches Interesse sich in jedem Satze spiegelt. Wen sollte dieses warme Colorit, unter dessen Oberfläche man die Begeisterung glühen sieht, nicht auch wohlthätig berühren? Ein Reflex davon muß übergehen auf jeden, der sich aus den Tagen der Jugend ein Stück wahrhaft menschliches Empfinden herübergerettet hat auf die Stufe des gereiften Denkens; denn ein solches Schauspiel bietet sich nicht oft in der Geschichte der Wissenschaft. Es handelt sich nicht blos um einen opferfreudigen Jünger derselben, sondern um einen solchen, der daneben ein volles Maß kindlicher Naivetät (im besten Sinne) zu bewahren gewußt hat, der gar kein Hehl daraus macht, daß er auch ein Stück Ehrgeiz zu befriedigen habe — aber wie wohlthuend wirkt dieser unschuldige Ehrgeiz auf uns, wenn wir ihn mit der düster flackernden Flamme vergleichen, die andere nach und nach verzehrt. Schliemann's Ehrgeiz, den man ihm von Herzen gönnen darf, ist das Secundäre, er ist die Folge seiner primären Begeisterung, und diese versöhnt uns mit allem sanguinischen Ueberschuß und Ueberschwang, allen utopischen Gelüsten und glaubensseligen Extravaganzen ihres Besitzers. Seine Persönlichkeit gehört einstweilen noch mit zu dem Vollbild von Troas, und darum ist es auch ganz in der Ordnung, daß Schliemann der Geschichte seiner Ausgrabungen eine Autobiographie vorangehen läßt. Was bei vielen, bei den meisten Verfassern als überflüssig, als Allotrion gelten müßte, ist hier ein beinahe nothwendiges Glied des Ganzen. Der Liebhaber wird sich aber noch mehr gefallen lassen als eine Bekanntschaft mit der hochinteressanten Persönlichkeit Schliemann's, er wird sich auch gern die Pläne, Ansichten und Veduten, die massenhaften Abbildungen von Töpferfabrikaten, sogar die Hunderte von Terracottawürfeln (am Schluß des Werks) gefallen lassen. Manches davon war ja nothwendig zur Veranschaulichung, vieles aber, vielleicht der größere Theil des Gegebenen, ist in der That für das Verständniß überflüssig und kann nicht einmal immer den Anspruch erheben, als angenehmer Schmuck und Zierath des Buchs zu gelten. Andere dagegen, welche für knappe Darstellung der wissenschaftlich-werthvollen Thatsachen weniger Interesse haben, werden ihr Vergnügen gerade an der reichen Ausstattung finden, und der Buchhändler muß auch diesem Geschmack gerecht zu werden suchen; dazu kommt, daß man bis vor noch nicht langer Zeit nur Klagen über das Gegentheil in Deutschland hörte, Klagen über geringe, ja schlechte Ausstattung: sie waren nur zu sehr berechtigt; wenn nun ein Umschlag ins Gegentheil sich vollzogen hat, so scheint es, ist eher der Ausdruck der Befriedigung geboten als der der Misbilligung. Eins aber können wir nicht verhehlen, nämlich: manche dieser Illustrationen, besonders die, welche ein landschaftliches Bild geben, d. h. also die den beschreibenden Text illustriren, veranschaulichen sollen, verfehlen diesen Zweck; man sehe z. B. die Bilder an, welche das Ausgrabefeld auf Hissarlik nach seinen verschiedenen Seiten, Tiefen, Stadien u. s. w. dem Auge klarlegen sollen: es bedarf da einer mehr als gewöhnlichen stereometrischen Anschauung, um sich orientiren zu können. Ganz unübersichtlich ist auch der von E. Burnouf gefertigte „Plan von Troja" (Nr. 1), wo eine große Zahl der Majuskeln und Minuskeln uns durchaus im Unklaren läßt, was sie zu bedeuten haben. Mag es auch sein, daß sich auf den 880 Seiten des Buchs die Erklärung (jedenfalls also auf weiten Raum vertheilt) findet — wem kann man zumuthen, sich die Mühe des Suchens zu nehmen? Dergleichen Dinge will man, mit Recht, bequem haben, und sie gehören auf die Zeichnung selber, wenn diese irgend etwas leisten soll.

Ein wissenschaftliches und abschließendes Urtheil über das neue Werk Schliemann's auszusprechen, dazu ist die Zeit noch lange nicht gekommen, selbst wenn Schliemann seiner Publication einen vorzugsweise wissenschaftlichen Charakter vindiciren wollte. Aber auch in diesem Fall müßte er doch zugeben, daß vieles darin bloßes compte rendu oder, wenn man lieber will, Referat über Geschehenes ist, noch kein feststehendes Resultat der Culturgeschichte. Darum scheint es auch bei einer Besprechung des Buchs geboten, nicht sowol von einem angenommenen, in der Ueberzeugung des Beurtheilers unverrückbaren Standpunkt aus die gewonnenen oder imaginären Thatsachen desselben Revue passiren zu lassen und kritisch zu beleuchten, als dem Verfasser auf dem Wege, den er selbst gewählt hat, zu folgen, natürlich so rasch als möglich, gleichsam in Siebenmeilenstiefeln, mit kurzem Halt an denjenigen Stationen, wo Wichtiges zu verzeichnen oder wo ein Protest einzulegen ist. Uebrigens erklärt der Referent von vornherein, daß er durch dieses neue und ausführlichere Werk Schliemann's nicht veranlaßt worden ist, von seinem bei Besprechung der frühern Publication des Verfassers eingenommenen Stand-

punkt (in Nr. 34 d. Bl. f. 1878) abzugehen, d. h. in kurzen Worten, an die langwierige Belagerung eines Königsitzes Namens Ilios durch die griechischen Heerführer Agamemnon u. s. w. zu glauben, dessen Trümmer nun auf Hissarlik gefunden sein sollen so und so viel Meter unter der Oberfläche — wenigstens nicht in der Weise und in der scharfen Begrenzung, wie Schliemann und Virchow daran glauben. Ich muß, um Gesagtes nicht zu wiederholen, den Leser auf jene frühere Besprechung verweisen. Zur Ehre Schliemann's muß aber gesagt werden, daß ihn das Finderglück nicht üppiger und übermüthiger gemacht hat. Im Gegentheil, er ist mit seinen Zielen gewachsen: während er früher Phantasiestücke lieferte, die kaum mehr als ein Lächeln verdienten, ist er bei fortschreitendem Wissen kühler geworden; er legt sich größere Reserven auf, die Kritik hat auch bei ihm angeklopft und Einlaß gefunden. Zwar nicht immer. Aber man bedenke auch: wessen Geist sollte angesichts der massenhaft aus der Tiefe quillenden, sich unaufhörlich mehrenden Schätze jeden Augenblick die kühl kritische oder gar skeptische Verfassung beibehalten? Verlangen wir nicht das Unmögliche. Eins bleibt doch sicher: wer auch in den Schliemann'schen Entdeckungen das Räthsel von Homer und Ilion noch keineswegs gelöst, ja wer darin nicht einmal einen Beitrag zur Lösung desselben erblicken will, muß doch zugeben, daß durch Schliemann der Archäologie und der Culturgeschichte ein ungeheuer wichtiges, durch Fülle und Beschaffenheit imponirendes Material zugeführt worden ist, an welchem sie für eine Reihe von Jahren hinaus ihre Kräfte werden zu üben haben. Das Achselzucken über Schliemann, das mitleidige Lächeln, womit man ihm seine phänomenale Energie und seine feurige Begeisterung heimzahlte, ist schon nach den Funden von Mykenä einem andern Gefühl gewichen und wird wol für alle Zeiten vorbei sein.

Die Vorrede zu dem Buch hat Virchow geschrieben, dem unter den Freunden, Förderern und Berathern Schliemann's die erste Stelle gebührt. Er ist mit Liebe, ja Begeisterung auf die Ideen desselben eingegangen, hat sich Ort und Verhältnisse angesehen, hat mit dem Auge des erfahrenen Beobachters und geübten Kritikers das Vorhandene geprüft und gesichtet und seine werthvollen Beobachtungen dem Buch, dessen Werth dadurch nicht unerheblich gesteigert wird, einverleibt. Mit Recht bemerkt er: „Die Ausgrabungen von Hissarlik würden einen unvergänglichen Werth haben, auch wenn die Ilias niemals gedichtet worden wäre"; er wendet sich hauptsächlich gegen die oberflächlichen Einwendungen eines petersburger Gelehrten (Stephani) in Betreff des Alters der Niederlassungen auf Hissarlik (wovon die ältesten, wenn auch ins graue prähistorische Alterthum hinaufreichend und polirte Steine neben geschlagenen Chalcedonen und Obsidianen aufweisend, dennoch mit ihren Geräthen von Kupfer und Silber der Metallzeit zuzuweisen sind, wenn auch das Eisen noch vollständig fehlte), macht auf die zahlreich gefundenen Gesichtsurnen aufmerksam, welche sich keineswegs auf den Boden von Hissarlik beschränken, sondern auch in Preußen ausgegraben worden sind (durch welche Thatsache die Schliemann'sche Ansicht von der Form eines Eulenkopfes gemildert werden möchte), spricht von den (in der drittuntersten Niederlassung) überall wahrnehmbaren Spuren einer gewaltigen Feuerglut (erstarrte Glastropfen u. s. w.) und meint, es könne gar nicht bezweifelt werden, daß „hier ein grausamer Sieg erfochten ward gegen eine Besatzung, welche nicht blos sich, die Ihrigen sund ihre Häuser vertheidigte, sondern auch großen Besitz an Gold und Silber ... zu schützen hatte" — und „hier war es zum ersten mal, wo Asien und Europa in völkerfressendem Kampfe zusammenstießen". Wir vermögen indeß nicht einzusehen, inwiefern die Ausgrabungen auf Hissarlik zu diesen beiden Behauptungen berechtigen.

Die nun folgende Autobiographie des Verfassers, in hohem Grade lesenswerth und instructiv, gibt uns den psychologischen Schlüssel zu den kolossalen Unternehmungen Schliemann's an die Hand. Sie trägt in jeder Zeile das Gepräge reinster, instinctiver Wahrheitsliebe, die wohlthuendsten Züge einer, wie gesagt, kindlichen Naivetät, die ohne irgendwelchen Anflug von Ruhmsucht, aber auch ohne die häßliche Schminke heuchlerischer Bescheidenheit und bewußter Selbsterniedrigung die Dinge bei ihrem rechten Namen nennt, nichts vertuschend, nichts herausstreichend, die bewundernswerthe sprachliche Receptivität mit der gleichen objectiven Treue darlegend wie die äußern bunten Erlebnisse und Begegnisse (Reisen, finanziellen Aufschwung u. s. w.) einer Existenz, deren nur ein ἀνὴρ πολύτροπος im besten Sinne des Worts sich rühmen kann. Schliemann hat die Welt gesehen in einem Umfange wie wenige; er hat gelernt, Menschen und Dinge mit dem Blick des Praktikers zu prüfen, und gleichwol ist seine Begeisterung nicht verraucht; der Traum seines Lebens war und blieb Griechenland. Die Jahre 1868 und 1869 sahen ihn auf Ithaka, im Peloponnes und in Troja, und an letzterer Stelle begann er — im instinctiven Vertrauen auf Maclaren's Behauptung, daß auf Hissarlik, nicht Bunarbaschi, die Stelle des alten Troja zu suchen sei — seine ersten Ausgrabungen 1870. Diese wurden mit stets steigendem Erfolge bis Mitte 1873 fortgesetzt, und 1874 erschien der compte rendu dieser Ausbeute als „Trojanische Alterthümer". Der Hauptfund, was Kunstwerth betrifft, war der von Schliemann so genannte „Schatz des Priamus" (vgl. Abbildung S. 49 des großen Werks), der in einer Tiefe von 28 Fuß zum Vorschein kam; er bestand in goldenen Diademen, Gefäßen von Gold und Silber, silbernen „Talenten", Ohrringen, kleinen Juwelen, einem goldenen Stirnband, Waffen und Helmkronen von Bronze, einem kupfernen Kessel, kupfernen Schild u. s. w.; den Inhalt einer einzigen der Silbervasen machten etwa 9000 verschiedenartige kleinere Goldsachen aus. In seinem neuen Werk hat Schliemann den Namen „Priamus" bei Schatz und Haus fallen gelassen; er spricht nur noch von einem Stadthauptmann oder Fürsten — und mit Recht. Immer noch war Schliemann auf sich selber angewiesen; die Anerken-

nung folgte stückweise und langsam, kaum daß ein warm gewordener Gesandter oder ein anderer hochstehender Diplomat sich des Mannes annahm in seinem unausgesetzten Kampf gegen die Intriguen der türkischen Regierung. Nach 1874, als die Ausgrabungen in Mykenä in die Hand genommen waren und so fabelhafte Resultate lieferten, wuchs das Contingent der „Freunde" zu einer stattlichen Zahl an. Wer ihm mit moralischer oder gelehrter Unterstützung an die Hand geht, den nennt Schliemann seinen Freund, und er meint es gewiß ehrlich, ehrlicher als manche Philologen mit ihrem traulichen „Du" und „lieber Freund" in Zeitschriften, Dedicationen, Sendschreiben u. s. w., wo's einem beim Lesen so recht „kühl bis ins Herz hinan" wird. In das Jahr 1878 fallen dann die Ausgrabungen auf Ithaka, wo es Schliemann gelang, zwischen kyklopischen Mauern (die sich den Berg Aëtos hinanziehen) die Ruinen von 190 einst zu einer großen alten Stadt gehörenden Häuser zu entdecken. Wer in der Dichtererklärung der orthodoxen Methode zuneigt, mag sich von Schliemann auch sagen lassen, daß er die Stelle aufgefunden, welche dem Homer die Idee zu den zwölf Schweinekoben des Eumaios gegeben hat.

Im gleichen Jahre wurden dann wieder, also nach langer Unterbrechung, die Ausgrabungen auf Hissarlik in die Hand genommen und rüstig fortgesetzt ins folgende Jahr hinein, wo Emil Burnouf und Virchow eintrafen und, besonders letzterer, die wesentlichsten Dienste leisteten. In Gesellschaft mit Virchow wurde die Troas durchstreift und untersucht, besonders aber die verschiedenen Schichten des Hissarlikhügels geprüft, wobei es sich ergab, daß die gesammte Höhe der Schuttschichten von der Oberfläche bis zum eigentlichen Felsbett nahezu 20 Meter beträgt, und daß wirklich die ganze Höhe aus nichts anderm als aus Ueberresten menschlicher Wohnungen besteht. Und — was das Merkwürdige und Unterscheidende dieser Aufhäufungen ist — es ist eine größere Reihe von (nach Schliemann sieben) aufeinanderfolgenden und in sich verschiedenartigen Stratificationen vorhanden, welche einen wiederholten Wechsel der Bevölkerung bekunden. Der ursprüngliche Raum der untersten und ältesten Stadt war natürlich viel kleiner als die jetzige Fläche des Hügels; diese selber erweiterte sich nach der Höhe und nach der Breite mit jeder folgenden Niederlassung.

So weit die Einleitung. Das erste Kapitel behandelt das „Land der Trojaner" — eine schon längst gewünschte Untersuchung. Interessant ist besonders der Abschnitt über die Flüsse Skamander, Simoeis und ihre heutige Benennung, sowie die Darstellung ihres heutigen Laufs, der mit dem alten nicht mehr durchweg zusammenfällt. Daß Schliemann die bestehenden mehrfachen Controversen endgültig erledigt habe, wage ich nicht zu behaupten. Aus Virchow's Untersuchungen soll hervorgehen, daß seit Plinius und Strabo die hydrographischen Verhältnisse sich nicht verändert haben. Merkwürdig ist aber doch, daß Strabo den Paläskamander des Plinius nicht erwähnt; und ich kann nach der von Schliemann gegebenen „Karte der Troas" nicht glauben, daß der erstere (Plinius) mit seinem „Xanthus Simoenti penetus" den Kalifatli-Asmak bezeichnet habe, sondern er hat wol den Flußarm gemeint, der durch die sogenannte Stomalimne ausmündet. Abgesehen von der Hydrographie soll nun nach Virchow's und Burnouf's Untersuchungen die Ebene von Troas seit dem trojanischen Kriege keine wesentlichen Veränderungen erlitten haben; selbst die Küstenlinie, meint Schliemann, sei damals ganz dieselbe gewesen.

Das griechische Lager befand sich auf dem linken Ufer des Skamander; alle Hauptschlachten fanden zwischen Skamander und Simoeis statt, und wenn trotzdem bei Homer nie von einem Passiren der Flüsse die Rede sei, so sei „eben Homer epischer Dichter und nicht Historiker": ein Geständniß, das man sich zu merken hat! Schliemann hat auch die von Demetrios von Skepsis (und nach ihm Strabo) als die Stätte des alten Troja bezeichnete Stelle von Ιλιέων κώμη erforscht und keinerlei Schutthäufung dort vorgefunden, sodaß schon aus diesem Grunde die besagte Stätte keinen Anspruch auf jene Ehre erheben kann. Wir gehen über einzelne Wunderlichkeiten (etymologischer Natur, z. B. S. 90, vgl. auch S. 129, wo als Zeuge für die Zoologie der Troas Appian, der im 3. nachchristlichen Jahrhundert lebte, dem Zeugniß eines homerischen Hymnus vorangestellt wird) hinweg und berühren etwas unserer Meinung nach Wichtigeres — nicht als ob wir irgend Werth darauf legten, ob Homer unter seinen γέρανος Störche oder Kraniche verstanden hat, aber vor dem falschen und schädlichen Enthusiasmus möchten wir warnen, der bei Homer alles und jedes für schön und perfect hält. „Nichts", sagt Schliemann, „kann schöner sein als Homer's Beschreibung des Zugs dieser Vögel." Und worin bestehen denn die superlativischen Vorzüge dieser Glanzstelle, welche Schliemann, wie immer, nicht blos ins Deutsche übersetzt, sondern auch im Original in extenso mittheilt? Darin, daß „das Geschrei der Kraniche sich von dem Himmel erhebt, die, nachdem sie dem Winde und dem ungeheuern Regen entgangen sind, mit lautem Schreien über die Ströme des Okeanos fliegen, dem Pygmäengeschlecht Tod und Verderben bringend". Jetzt haben wir also eine Idee, warum Homer ein so großer Dichter ist, daß man sogar über seine Fictionen, als wären sie greifbare geschichtliche Wahrheiten, dicke Bände schreibt! Bald darauf heißt es wieder: „In bewundernswürdiger Weise versteht es Homer, die landschaftlichen Schönheiten zu schildern" u. s. w. Beweis: er sagt von dem Heere der Griechen: „Sie standen auf der blumigen Au des Skamander." Guter Homeros! Und damit glaubt man dir zu nützen, bedenkt nicht, wie man die unbefangenen Leser stutzig macht und am Ende nur Skepticismus, Mistrauen gegen das wirklich Schöne pflanzt!

Das folgende Kapitel 2 behandelt „Ethnographie", wo wir unter anderm vernehmen, daß das Jonische Meer di heutige Adria, daß Hektor der phrygische Name (hieß er denn nicht Dareios bei den Phrygen?) sei, daß alle auf

den assyrischen Denkmälern angeführten Eigennamen von Eingeborenen der im Osten des Halys gelegenen Gebiete bis zuletzt nicht-arisch blieben, und daß die Sprache der heutigen Osseten des Kaukasus wie das Kurdische zur Familie der iranischen Sprachen gehört! Aber ist denn das Iranische keine arische Sprache? In solchen linguistischen Untersuchungen ist doch wahrlich größte Genauigkeit die erste Pflicht — daß es auch eine Stadt Ilion in Thrakien und ein Pergamos in Pierien (Macedonien) gab, daß zwischen Troja und Phönizien eine Verbindung bestanden zu haben scheint, und eine Anzahl möglicher und unmöglicher Hypothesen linguistischer und ethnographischer Natur. In Schliemann's Glauben existirt noch das Dogma von dem Zusammenhange zwischen Etrurien und Lydien, d. h. von einer Colonisation Etruriens durch die Lydier (1044 v. Chr.) und die „auffallende Aehnlichkeit" zwischen Thongefäßen, die auf Hissarlik gefunden wurden, und etruriſchen Gräberfunden haben dieses Dogma in ihm befestigt. Andere Kritiker würden es freilich für sehr wunderbar halten, wenn unter den zahllosen Thongefäßen, welche der Boden von Hissarlik zu Tage förderte, nicht auch Aehnlichkeiten mit weit entlegenen Fundorten sich zeigten. An einer andern Stelle kann der Leser erfahren, wie die 1086 griechischen Schiffe (gerade so viel sind es gewesen!) am Strande aufgestellt waren, ohne einander allzu sehr zu geniren! Mit homerischen Zahlen rechnen zu wollen, ist doch heutzutage nicht angebracht.

Kapitel 3, betitelt „Trojas Geschichte", macht uns mit den grauen Häuptern Ilos und Assarakon bekannt, mit welchen die beiden Linien, die troische und die dardanische, sich scheiden, ferner mit der ilischen Göttin Athene, welche phrygischer Abstammung und im Grunde nichts anderes als die Ate sei (die gefleckte Kuh auf Münzen ist das heilige Symbol dieser Nacht- und Mondgöttin Athene oder Ate); als fernere Beispiele für die Umformung der Namen asiatischer Gottheiten in griechische werden Eileithyia = Yodeleth, Apollon Ismenios = Eschmun, Zeus Meilichios = Moloch angeführt, ferner nach Ahrens' Vorgang Priamos zum Heros Eponymos der Burg Pergamon gemacht, an den bei Sappho vorkommenden Zeus Hektor erinnert, wobei wir uns erlauben, auf Zeus Agamemnon aufmerksam zu machen; nehmen wir noch die „Mondgöttin" Helena hinzu, so dürfte diese, ganz abgesehen von Forchhammer's Wassergott Achilleus, genügen, den Glauben an die persönliche Existenz der homerischen Helden gründlich zu erschüttern.

Hierauf folgt eine Geschichte des trojanischen Feldzugs nach keinem geringern Gewährsmann als Homer — man kann sich denken, wie historisch zuverlässig: zehn Jahre Rüstung, zehn Jahre Belagerung, 100000 Mann und darüber...ein bewundernswerthes Decimalsystem, in welches auch die zehn Jahre Irrfahrten des Odysseus sich symmetrisch fügen. Tröstlicher als diese Phantasmagorien sind die Untersuchungen über die spätern Schicksale der zerstörten Stadt (bis Ilium novum und darüber hinaus) ausgefallen sowie die Widerlegung der wenigen alten Autoren, welche für Alttroja und Neuilion zwei verschiedene Baustellen annahmen.

Das folgende Kapitel: „Die wahre Lage von Homer's Ilion", führt diese Untersuchung fort, leider auch hier theilweise mit sehr problematischen Factoren, als da sind: homerische Raum- und Zeitangaben. Wir wollen ja gern glauben, daß Bunarbaschi nicht die Stelle des alten Ilios gewesen sein kann, weil sich dort (trotz E. Curtius' von Schliemann feierlich bekämpfter Behauptung) keinerlei Trümmer wollen finden lassen, aber nicht weil die Entfernung vom Hellespont zu weit gewesen wäre, um alles das zu leisten, was Homer die Griechen an einem Tage thun läßt; nicht deswegen weil die Augen des Agamemnon bei größerer Entfernung (wie diese allerdings für die Anhänger der Bunarbaschitheorie vorhanden ist) nicht ausgereicht hätten, die Wachfener der Trojaner, oder die Augen der Helena, von der Mauer herab die Anführer der Griechen zu sehen; nicht darum weil nur um einen Hügel wie Hissarlik Achill den Hektor dreimal herumjagen konnte, ohne daß das Maß der Menschenmöglichkeit überschritten worden wäre: sondern weil unter den Niederlassungen auf Hissarlik, wie jetzt die Ausgrabungen klargelegt haben, auch die einer nach damaligen Begriffen ansehnlichen und reichen Stadt sich befand, die unter den Händen eines Dichters zu einem Troja εὐρυάγυια (breitstraßig) sich ausweiten konnte, während diese Voraussetzung auf keiner andern Stätte in größerm Umkreise zutrifft. Die Platonische Stelle („Gesetze", III, 382) entscheidet gar nichts, weder für noch gegen; aber es darf nicht verschwiegen werden, daß in der Ode des Horaz (III, 2), wo Juno den Römern bei ihrem Zorn ans Herz legt, die Stätte des alten Troja nicht wieder aufzubauen, ein fataler Stein des Anstoßes für die Anhänger der Hissarlik- (d. h. Neuilion-)Theorie liegt. Es scheint dadurch erwiesen, daß zu Horaz' Zeit diese Stätte unbewohnt war; da nun aber Neuilion bewohnt gewesen, so muß Horaz, wie die Gegner von Hissarlik behaupten, das alte Troja an einer andern Stelle gesucht haben — und nicht blos er, sondern die damalige Reichsregierung; denn daß ein Gedanke an Wiederaufbau der zerstörten Mutterstadt damals die „maßgebenden Kreise" müßte beschäftigt haben und daß Horaz nicht blos einen Griff in die Luft gethan hat, muß jedem sich aufdrängen, der die Ode liest. Dachte man etwa an einen zweiten Regierungssitz, wie später Konstantin der Große, ehe er sich für Byzanz entschloß, eine Stelle nahe bei Troja soll im Auge gehabt haben? Unbewohnt oder zerstört konnte zu Horaz' Zeit Ilium novum nicht sein, denn das hätte ja sein Zeitgenosse Strabo nicht unerwähnt lassen dürfen, und wir haben directe Beweise in Stellen alter Autoren dagegen. Oder war man vielleicht eine Zeit lang in Rom derselben Ansicht wie Strabo, d. h. glaubte man, Altilion habe anderswo gestanden? Aber Ovid wenigstens („Fasti", VI, 421) war von der Identität der beiden Stätten überzeugt. Der Schlüssel zu der Erklärung dürfte folgender sein: Ein anderes ist es, eine Provinzialstadt,

wie auch Neuilion eine war, in ihrer verhältnißmäßigen Bedeutungslosigkeit belassen; ein anderes, sie zur Bedeutung eines zweiten Rom aufbauschen zu wollen. Diesem letztern hat sich Juno (oder wer nun hinter dieser Maske spricht) widersetzt und sich hierbei allerdings etwas hyperbolisch ausgedrückt: „Ne tecta velint reparare Trojae."

J. Mähly.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Ein italienischer Gelehrter.

Gino Capponi. Ein Zeit- und Lebensbild von Alfred von Reumont. Gotha, F. A. Perthes. 1880. Gr. 8. 9 M.

Neben der unerschöpflich sich immer neu gebärenden Flut einer flüchtigen und oberflächlichen, bei aller individuellen Verschiedenheit der Autoren doch im ganzen höchst eintönigen Touristenliteratur über Italien haben uns die letzten Jahrzehnte auch eine Reihe bedeutender Werke, die Resultate ernster wissenschaftlicher Forschung über die Geschichte einzelner Epochen, Landschaften und Städte der Halbinsel gebracht. Gregorovius' und Reumont's umfassende Arbeiten über die Geschichte der Stadt Rom, des letztern Geschichte Toscanas, Scheffer-Boichorst's und O. Hartwig's Untersuchungen über die älteste florentinische Geschichte und ihre Quellen, Reuchlin's neueste Geschichte Italiens u. a. m. sind auch jenseit der Alpen hochgeschätzte Schriften von bleibendem Werthe und eine Ehre für die deutsche Wissenschaft. Aber sie sind doch fast alle nur für die wenigen vorhanden, bei denen Lust und Zeit zu größerer Vertiefung in specielle historische Studien reichlich vorhanden sind. Dagegen ist das Feld der leichtern historischen Literatur, die nach Auffassung, Darstellung und Umfang auch dem größern Publikum zugänglich ist, noch sehr spärlich angebaut. In Bezug auf zeitgenössische Memoiren und Biographien von Männern, die bei der großartigen politischen, socialen und wissenschaftlichen Entwickelung Italiens innerhalb unsers Jahrhunderts eine hervorragende Rolle gespielt haben, kann sich, abgesehen vielleicht von einigen biographischen Skizzen oder historischen Essays über Cavour und Garibaldi, über Massimo d'Azeglio und Manzoni, unsere Literatur nicht einmal mit der unserer westlichen Nachbarn, geschweige derjenigen der Italiener selbst messen.

Wenn somit das vorliegende Buch schon seiner Gattung nach eine Lücke in unserer Literatur über Italien ausfüllen hilft, so dürfte auch der Name des Mannes, den es an der Spitze trägt, ihm die allgemeine Theilnahme des deutschen gebildeten Publikums zuwenden und einen größern Leserkreis sichern. Auch für solche, die nie in Italien gewesen sind, nie die ehrwürdige Gestalt des Greises durch die Straßen der Arnostadt, ehrfurchtsvoll begrüßt von allen seinen Mitbürgern, haben schreiten sehen, klingt doch der Name Gino Capponi vertraut als der des Nestors unter den italienischen Patrioten, des Benjamin Constant Italiens. Mit welchem Rechte Capponi viel mehr als liberaler Politiker denn als historischer Forscher und Schriftsteller bekannt und berühmt ist, werden wir später sehen: jedenfalls erblicken wir in ihm einen der edelsten Repräsentanten jenes reinen und ideellen Patriotismus, der in unserer praktisch-realistischen Zeit fast verschollen ist. Wer näher mit ihm bekannt ist, weiß, daß Gino Capponi mit allen den zahlreichen politischen und literarischen Größen, die Florenz besuchten, in näherer oder entfernterer Beziehung gestanden hat, und daß schon deshalb die Geschichte seines Lebens ein hohes und mannichfaltiges Interesse bieten muß. In unserer Schrift aber wird dasselbe noch sehr wesentlich erhöht dadurch, daß der Verfasser, ein persönlicher Freund seines Helden, lange Jahre hindurch mit ihm im vertrautesten Verkehr gestanden, in literarischer und gesellschaftlicher Beziehung sehr vielfach *mit* ihm, in politischer wenigstens *neben* ihm gelebt hat. Alfred von Reumont, vom König Friedrich Wilhelm IV. hochgeschätzt, dem er dafür eine fast schwärmerische Verehrung widmet, war eine lange Reihe von Jahren hindurch preußischer Geschäftsträger in Rom und Florenz. Infolge dieser seiner Stellung mit den ersten gesellschaftlichen und politischen Kreisen beider Städte vertraut, durch Neigung und Studium ihren wissenschaftlichen und literarischen Größen nahestehend, war er wie kaum irgendein anderer geeignet, uns ein Bild der geistigen Bewegung jener Zeit in Mittelitalien zu entwerfen, uns von den Männern, den historischen Begebenheiten, den wissenschaftlichen und literarischen Unternehmungen der jüngsten Vergangenheit zu erzählen, von welchen letztern er zuweilen sagen könnte: quorum ego pars magna fui. So ist es auch natürlich, daß das Buch keine Biographie im eigentlichen Sinne des Wortes geworden ist:

> Um einen bedeutenden Mann als Mittelpunkt gruppirt sich ein Bild des politischen und literarischen, theilweise auch des geselligen Lebens seiner Zeit, im einzelnen skizzenhaft, doch mit einem Detail, welches die Geschichte des Landes nicht zu geben vermag.

Wir haben hier, zum großen Theile wenigstens, Erinnerungen Reumont's vor uns, denen das Leben Capponi's als leitender Faden dient. So tritt uns auch das „Ich" öfters entgegen, während der Verfasser gewissermaßen als Gegengewicht gegen diese allzu subjective Färbung den Helden möglichst oft aus seinen Druckschriften und Briefen, hier und da auch nach Aufzeichnungen von Gesprächen selbst reden läßt. Verliert das Buch dadurch an Einheit des Inhalts wie der Darstellung, so gewinnt es auf der andern Seite eine lebensvolle Mannichfaltigkeit, durch welche es nicht nur bei Leuten, welche, wie der Referent,

jene Zeiten an gleichem Orte mit durchlebt und viele der darin eine größere oder geringere Rolle spielenden Persönlichkeiten gekannt haben, sondern bei allen Lesern ein warmes und lebendiges Interesse wachrufen muß. Durch diesen memoirenartigen Charakter und die bei aller Beherrschung des Stoffs vorherrschende subjective Färbung behauptet die Schrift auch ihre volle Berechtigung neben der von Reumont fleißig benutzten Biographie, die ein anderer gelehrter Freund Capponi's im Jahre 1879 veröffentlichte *), wenngleich deren Verfasser dem Helden vielleicht noch näher stand und das Familienarchiv bei seiner Arbeit benutzen konnte.

Allerdings geht uns Reumont zu weit, wenn er von einer Menge auch solcher Persönlichkeiten, die mit dem Helden nur flüchtig in Berührung kamen, eingehende Charakterschilderungen entwirft oder ihre Lebensschicksale erzählt. Die Zahl bedeutender Männer aus allen Gebieten des Lebens, der Wissenschaft und Literatur, die nicht nur flüchtig berührt, sondern in ihrer Eigenart wie in ihrem Einflusse auf ihre Umgebung mehr oder weniger eingehend geschildert oder doch scharf skizzirt werden, ist Legion. Man könnte nach dieser Richtung hin das Buch als eine historische Porträtgalerie und zugleich als ein toscanisches Staatsmänner- und Gelehrtenlexikon der neuesten Zeit bezeichnen.

Ein wohlthuender warmer Ton, von der herzlichen Freundschaft und Verehrung des Verfassers für seinen Helden wie für seine Liebe zu dessen Vaterland, das auch ihm gleichsam zur zweiten Heimat geworden war, zeugend, durchweht das ganze Buch. Daß Reumont nicht überall als unbedingter Lobredner aufgetreten ist, daß er auch in Widerspruch und Tadel offenherzig eigenen Anschauungen Worte gegeben hat, war sein Recht und seine Pflicht. Eine andere Frage ist, wie weit der Leser mit diesen Anschauungen zumal auf dem politischen und kirchlichen Gebiete übereinstimmen kann. In wie urbane und gemäßigte Form auch Reumont stets seine Bemerkungen über Ereignisse und Personen in unserm Buche kleide: überall tritt doch naturgemäß seine conservativ-ultramontane Grundanschauung, der wir anderswo in noch weit schärferer Ausprägung begegnen, hervor und führt ihn zu Urtheilen, vor allem über die politische Entwickelung Italiens in den letzten 30 Jahren, zu denen kundige Leser nicht mit Unrecht bedenklich den Kopf schütteln dürften. Daß der Freund und Verehrer Friedrich Wilhelm's IV. so wenig an revolutionären Vorgängen wie an Staatsmännern gleich Cavour und Bismarck, so wenig an der Entthronung des Papstes wie an dem Culturkampf Geschmack finden kann, ist natürlich und kommt bald offen, bald halbverhüllt in vorsichtiger Form oft genug zum Vorschein. Daß aber ein solcher unverrückt festgehaltener Standpunkt trotz des besten Willens, den wir hier voraussetzen dürfen, eine unbefangene objective Betrachtung und Beurtheilung vielfach unmöglich macht; daß er die wirklichen Thatsachen wie ihre Consequenzen oft in eine schiefe, entstellende Beleuchtung rückt; daß Urtheile dadurch hervorgerufen werden, die bei einem so genauen Kenner italienischer Zustände fast unbegreiflich erscheinen — ist eine Erfahrung, die wir in unserm Vaterlande selbst in neuester Zeit zu oft gemacht haben, als daß sie uns noch in Verwunderung zu setzen vermöchte. So überrascht uns weder die höchst einseitige Darstellung der Vorgänge in der Romagna in den Jahren 1843—45, noch die glänzende Schilderung der toscanischen Zustände vor 1848, über die der Held und Freund des Verfassers ein ganz entgegengesetztes Urtheil fällt, noch das Loblied auf den Großherzog Leopold II., den Reumont, im Gegensatze zu dem „principe coronato di papaveri e di lattughe"*) Giusti's, als einen thätigen, gewissenhaften und vorsorglichen Regenten charakterisirt trotz seiner bemitleidenswerthen Schwäche der Revolution wie der Reaction gegenüber, trotz seiner willenlosen Abhängigkeit von Oesterreich und trotz der Aufhebung der toscanischen Verfassung von 1848, „die mehr als ein Verbrechen, die ein Fehler war"; so wundern wir uns nicht, auch hier der Utopie von einem italienischen Staatenbunde zu begegnen; so erklärt sich uns die unbedingte Verurtheilung der florentinischen Revolution vom April 1859, die er in einseitigster Auffassung und Darstellung allein auf piemontesische Intriguen zurückführt; so auch der bittere Vorwurf gegen die sardinische Dynastie, daß sie ihr Stammland „schmachvoll" abgetreten habe, das herbe Verdammungsurtheil über die Depossedirung des Papstes, ebenso wie die halbversteckte Misbilligung der preußischen Politik von 1866, das Anathema gegen die obligatorische Civilehe, die preußischen Maigesetze und anderes. Daß hier oft genug ein Gegensatz zwischen ihm und Capponi selbst zu Tage tritt, ist unvermeidlich, so sehr gemäßigt auch dessen Liberalismus war und so sorgfältig Reumont die Widersprüche in ihren beiderseitigen Anschauungen zu mildern bemüht ist.

Wollten wir den Lesern ein anschauliches Bild von dem reichen und mannichfaltigen Inhalt unsers Buchs entwerfen, so müßten wir dasselbe in weit ausgiebigerer Weise excerpiren, als uns das hier verstattet ist. Da aber den meisten derselben von Gino Capponi selbst wol wenig mehr als der Name und der allgemeine Ruf bekannt sein dürfte, geben wir wenigstens in den folgenden Zeilen, der Reumont'schen Schrift folgend, eine kurze Skizze seines Lebens und Wesens, seines Denkens und Thuns.

Gino Capponi entstammte einem stolzen florentinischen Patriergeschlecht, dessen Ahnenreihe hoch in das Mittelalter hinaufreicht. Mehr als einer seiner Vorfahren hat sich in den Annalen seiner Vaterstadt ein ewiges Denkmal gestiftet. Noch heute lebt der Name jenes Pier Capponi, der einst dem übermüthigen Karl VIII. von Frankreich die stolze Antwort gab: „Blast ihr eure Trompeten, wir werden unsere Glocken läuten", in dem Gedächtniß seiner

*) „Gino Capponi. I suoi tempi, i suoi studi, i suoi amici. Memorie raccolte da Marco Tabarrini" (Florenz 1879).

*) Dem mit Mohn und Lattich bekränzten Fürsten.

Mitbürger. Erst mit der Mediceerherrschaft, die selbständigen politischen Charakteren keinen Raum mehr zur Entfaltung ließ, verschwinden die Capponi aus der Geschichte. Doch blieb ihr gesellschaftliches Ansehen, wuchs ihr Reichthum; mehr als ein stolzer Palast der Arnostadt trug ihren Namen und ihr Wappen. Das Haupt der Familie führte und führt den Markgrafentitel (Marchese).

Gino Capponi, geboren am 14. September 1792, erhielt nach florentinischer Adelssitte seine Erziehung nicht in einer öffentlichen Schulanstalt, sondern durch Privatlehrer, meist geistlichen Standes. „Sein kräftiger und unabhängiger Geist überwand bald", sagt sein Freund, der Dichter Ugo Foscolo, „die Fesseln einer falschen Erziehung wie die Vorurtheile unwissender Priester und müßiger Edelleute." Mit außergewöhnlicher Kraft des Gedächtnisses und großer Leichtigkeit der Auffassung begabt, eignete sich der lernbegierige Knabe und Jüngling einen Reichthum der mannichfaltigsten Kenntnisse an, ohne durch die Masse des fremden Stoffs die Einheit des Geistes und die Selbständigkeit des Denkens einzubüßen.

Schon mit 19 Jahren und nach der Sitte seines Standes fast ohne sein Zuthun verheirathet, verlor er bereits nach drei Jahren die Gattin, die ihm zwei Töchter hinterließ. War sie ihm gleich nicht geistig ebenbürtig gewesen, so blieb er doch ihrem Andenken treu und hat sich nie zum zweiten mal verheirathet.

Erst einundzwanzigjährig, wurde er einer Deputation beigesellt, welche im Herbst 1813 der Regentin Marie Luise in Paris eine Ergebenheitsadresse der Stadt Florenz überbringen sollte. Inzwischen waren die entscheidenden Würfel bei Leipzig gefallen; die Deputation konnte sich dem über den Rhein zurückgeworfenen Kaiser selbst vorstellen. Unter der Restauration, während in Toscana der allmächtige Minister Fossombroni dem Wohl des Landes auf seine Weise durch einen milden Despotismus materiell aufhalf und moralisch untergrub, nahm Gino keinen Antheil an dem öffentlichen Leben seiner Heimat. „Es gab da nichts für mich zu thun." Dagegen förderte er unablässig die eigene Bildung durch Studien verschiedener Art, durch die Anknüpfung von Verbindungen mit bedeutenden Gelehrten aller Länder Europas, endlich durch Reisen über die Halbinsel, Frankreich und Großbritannien. Hier, wo er längere Zeit verweilte, faßte er für Land und Volk wie für die politischen Institutionen eine Vorliebe, die sich nie verleugnet hat. Daß er nicht auch nach Deutschland kam, war das Verdienst der österreichischen Polizei, die dem in liberalem Geruch Stehenden den Paß verweigerte, als er in Karlsbad die Cur gebrauchen und von da Norddeutschland bereisen wollte. Als er später doch die Alpen überschritt, geschah es nur, um in München einen letzten Versuch zu machen, durch die Kunst der dortigen Aerzte sein schwer gefährdetes Augenlicht zu retten. Es war vergeblich: mit 52 Jahren war Capponi vollständig erblindet, ein doppelt harter Schlag für einen Mann, dem jede Abhängigkeit von andern stets in tiefster Seele zuwider gewesen war. Deshalb im Innern nie vollständig resignirt, wußte er doch mit großer Selbstbeherrschung die bittere Stimmung nach außen hin zu verbergen. Nie unterbrach er, von seinem unübertrefflichen Gedächtniß unterstützt, den Gang seiner Studien und Arbeiten, die sich hauptsächlich auf dem historischen und linguistischen Gebiet bewegten. Profan- und Kirchengeschichte waren ihm gleichermaßen vertraut, vorab die des Vaterlandes, am innigsten die der eigenen Heimat. Auch an den politischen Geschicken des Vaterlandes nahm er den regsten Antheil; er theilte für kurze Zeit die Illusionen ganz Italiens nach Pius' IX. Thronbesteigung, erkannte aber bald, daß die stürmische und unreife Bewegung der Geister 1847 nur zu Revolution und Reaction führen könne. An der Constitution des Großherzogthums Toscana vom Februar 1848 hatte er bedeutenden Antheil; die Einleitung dazu stammt aus seiner Feder. Als nach den Niederlagen des sardinischen Heers bei Volta und Custozza das bekannte Verrathgeschrei Italien durchtönte und der revolutionären Partei fast überall die Oberhand verschaffte, berief der Großherzog den populären Mann an die Spitze des Ministeriums. Aber es war keine Zeit mehr für ein gemäßigt liberales Regiment, noch weniger für einen Blinden, dem es bei aller Einsicht an rascher Thatkraft und Entschlossenheit fehlte. Damals hätte es des Blutes und Eisens bedurft, um die entzügelten Volksmassen im Zaum zu halten: dazu war Gino Capponi nicht der Mann, auch wenn ihm die fehlenden Mittel wirklich zu Gebote gestanden hätten. Schon nach 70 Tagen mußte er dem radicalen Ministerium Guerrazzi-Montanelli weichen; er zog sich in das Privatleben zurück, aus dem er nur auf kurze Zeit nach der Gegenrevolution vom Frühling 1849 hervortrat, um sich, durch das Vertrauen seiner Mitbürger berufen, an der provisorischen Regierung zu betheiligen und nach dem Rücktritt derselben dem vergeblichen Protest gegen den Einmarsch der Oesterreicher in Toscana sich anzuschließen.

Während der Reactionsperiode von 1849—59 lebte er nur den Wissenschaften, den Freunden und der Familie. Sein schöner Palast in der Via San-Sebastiano war ein Sammelplatz der Elite der florentinischen Gelehrten- und Literatenwelt wie aller namhaften Fremden des weitern Vaterlandes, ja ganz Europas, die längere oder kürzere Zeit in Florenz weilten. Als Präsident der berühmten Accademia della Crusca nahm er thätigsten Antheil an der nur allzu langsam fortschreitenden neuen Ausgabe ihres großen, für die italienische Sprache maßgebenden Lexikons; außerdem beschäftigte er sich mit historischen Arbeiten über die Longobardenzeit und die Geschichte seiner Vaterstadt und gab die von ihm reich vermehrte Sprichwörtersammlung seines zu früh geschiedenen Freundes, des edeln florentinischen Nationaldichters Giusti, heraus, dem er damit ein würdiges Denkmal setzte.

An der unblutigen Revolution des Frühlings 1859, die der Herrschaft der lothringischen Dynastie in Toscana ein Ende machte, nahm Capponi so wenig einen hervor-

ragenden Antheil wie an den folgenden Ereignissen und der provisorischen Regierung des Landes bis zu dessen Annexion an das norditalienische Königreich. Daß er mit den Resultaten einverstanden war, beweist sein Votum als Abgeordneter von Florenz gegen die Lothringer. Von vornherein allerdings kein Unitarier, überzeugte er sich später von der Unmöglichkeit einer Verwirklichung seines frühern bundesstaatlichen Ideals. Dagegen war er nicht einverstanden mit der vollständigen Depossedirung des Papstes, wenn er dessen Herrschaft auch auf das Stadtgebiet von Rom beschränken wollte, und sprach deshalb, zum Senator des Königreichs ernannt, in diesem Sinne, aber vergeblich, gegen die Annahme des Plebiscits, durch welches die Bewohner des Patrimoniums Petri einschließlich der Hauptstadt ihren Anschluß an das Königreich erklärt hatten.

Vom König Victor Emanuel, der den ehrwürdigen Blinden bei seinem Einzuge in das neuerworbene Florenz 1860 persönlich aufgesucht hatte, mit Orden und Ehren überhäuft, zum Ehrenpräsidenten des neuen Instituts für höhere Studien in Florenz ernannt, wurde der Greis in den folgenden Jahren von schweren Schicksalsschlägen in der eigenen Familie wie von dem Verlust seiner ältesten und treuesten Freunde betroffen. Obgleich dadurch sowol wie durch die eigene hülflose Lage vielfach in verdüsterter Stimmung, nahm er doch fortwährend den lebhaftesten Antheil an der politischen und socialen Entwickelung des Vaterlandes wie der Welt, folgte mit gespannter Aufmerksamkeit den neuen Erscheinungen auf dem wissenschaftlichen und literarischen Gebiet, auf dem er selbst auch im höchsten Alter nicht abließ productiv wie receptiv thätig zu sein. Die italienische Bearbeitung einer französischen Geschichte von Florenz, des Werkes einer Freundin, Hortense Allart, rief von neuem den Gedanken in ihm wach, selbst die Geschichte seiner Vaterstadt zu schreiben. Mit jugendlichem Feuereifer setzte er sich an die Arbeit: nach zehn Jahren war sie vollendet. Die ängstlichen Bedenken des dreiundachtzigjährigen Greises, ob er sie veröffentlichen solle, überwand seines Freundes Reumont Ueberredung; im Jahre 1875 erschien Capponi's „Geschichte der Republik Florenz" in zwei Bänden, seit Machiavelli das erste wirklich bedeutende Werk über diesen Gegenstand. So viele Einzelheiten darin auch, zumal betreffs der ältesten Geschichte, vor der neuesten Kritik der Quellen nicht standhalten, so manches aus dieser Epoche auch später noch als irrthümlich aufgedeckt werden mag: im ganzen hat sich Capponi mit dieser Arbeit ein Denkmal gesetzt, das seinen Namen auf Jahrhunderte hinaus erhalten, das stets einen ehrenvollen Platz unter den historischen Monographien einnehmen wird. Nur ein Florentiner, nur ein Mann, der so ganz und gar mit der Geschichte und dem Wesen seiner Vaterstadt vertraut und sozusagen verwachsen war, der sein ganzes Leben hindurch über diesen Gegenstand nachgedacht, gelesen und geschrieben hatte, in dessen Innerm noch das Bild des alten Florenz mit seinem gewaltigen Mauerring und seinen engen Gassen, wie es in den Grundzügen unverändert aus dem Mittelalter herübergekommen, gegenwärtig, für den die Geschichte der Republik Florenz gewissermaßen zugleich eine Stammes- und Familiengeschichte war, konnte dieselbe mit solcher Treue und Lebendigkeit, mit solcher Wahrheit und Wärme der Localfarbe wieder aus dem eigenen Innern heraus erzeugen.

Wenige Monate nach der Vollendung des Drucks, am 3. Februar 1876, schied Gino Capponi vierundachtzigjährig nach kurzer Krankheit aus dem Leben. Als die Trauerkunde durch die Straßen flog, ergriff eine tiefe Bewegung die ganze Stadt; groß und klein drängte sich herbei, die verehrten Züge zum letzten mal zu schauen. So wenig Gino Capponi seit längerer Zeit an dem äußern Leben seiner Mitbürger theilgenommen hatte, so galt er doch allgemein als der edelste Typus des florentinischen Patriciats, gewissermaßen als der letzte Repräsentant einer großen Vergangenheit, über die sich mit ihm das Grab zu schließen schien. Das Municipium ließ ihm eine öffentliche Trauerfeier in der Gräberkirche von Santa-Croce, dem Mausoleum der großen Florentiner, veranstalten; die ganze Bürgerschaft folgte seinem Sarge und pilgerte noch lange zu seinem Grabdenkmal auf dem olivenbekleideten Hügel der Villa Marignolle.

Und wahrlich, der Dahingeschiedene war solcher Theilnahme würdig. Ein Ehrenmann in des Worts verwegenster Bedeutung, von durchaus unabhängiger Gesinnung, von unerschütterlicher Redlichkeit, Geradheit und Ueberzeugungstreue, ohne alle Spur von kleinlichem Egoismus, ohne persönlichen Ehrgeiz, mit offenem Sinn für alles Schöne und Gute im Leben wie in Literatur und Kunst, stets die Wahrheit suchend und rückhaltlos die erkannte verkündend, mit offenem Sinn und offener Hand für jedes gemeinnützige Streben und Unternehmen, sparsam für sich, freigebig für andere, ein werkthätiger Freund der Unterdrückten, der Armen und Nothleidenden, ein Förderer aller jungen strebsamen Kräfte, dabei tief religiös ohne alle Ostentation wie ohne alle Unduldsamkeit, jede echte Ueberzeugung ehrend, in seinem Urtheil nur von dem moralischen Werth der Dinge und Personen bestimmt, ein glühender Patriot und voll der innigsten Anhänglichkeit an die geliebte Heimat, mußte er seinen Mitbürgern wie ein glänzender Stern erscheinen, dessen Verschwinden am Himmel ihrer Vaterstadt eine dunkle Leere zurückließ.

Und doch ist Capponi trotz der allgemeinen Verehrung, die er genoß, trotz der fleckenlosen Reinheit seines Lebens und Charakters kein Glücklicher gewesen. Und daran war keineswegs allein das schreckliche Unglück einer zweiunddreißigjährigen Blindheit, keineswegs nur die schweren Schicksalsschläge, die ihn in seiner Familie trafen, schuld: die Ursache lag tiefer, in dem Mangel an Harmonie zwischen Wollen und Vollbringen, zwischen Denken und Handeln. Es fehlte ihm an thatkräftiger Energie, an frischer Entschlossenheit. Er war sich dieses Mangels selbst bewußt, und dies Bewußtsein ließ ihn nicht zur rechten Lebensfreudigkeit kommen. Dieser Fehler hat ihn nicht nur ver-

hindert, eine hervorragende Rolle bei den politischen Ereignissen in seinem Vaterlande zu spielen; er hat auch seiner wissenschaftlichen und literarischen Thätigkeit bedeutenden Abbruch gethan. Von einem Mann mit so ungewöhnlicher geistiger Begabung, mit solchem Scharfsinn, solcher Klarheit des Urtheils, solcher Combinationsgabe, solchem Darstellungstalent, solch ungeheuerm Vorrath an den mannichfaltigsten Kenntnissen hätte man eine Reihe bedeutender Werke auf mehr als einem Gebiet erwarten dürfen. Dennoch besitzen wir von ihm außer jener einzigen bedeutenden Schrift seines Greisenalters nur eine lange Reihe kleinerer Arbeiten und Fragmente des verschiedensten Inhalts: Kritiken, Nekrologe, historische, biographische, national-ökonomische, pädagogische Abhandlungen und Skizzen. Die Herausgabe von Büchern verstorbener Freunde, wie des erwähnten von Giusti und der neapolitanischen Geschichte von Colletta, betrieb er mit Eifer; zu der Ausführung der eigenen Plane kam es nicht; es fehlte an Muth und Energie, um die mannichfaltigsten Studien und Vorarbeiten zu einem Ganzen zusammenzufassen und zu veröffentlichen.

Das Denkmal, welches A. von Reumont dem Freunde, bei dem er während der letzten zehn Lebensjahre desselben je drei Monate zuzubringen pflegte, gesetzt hat, macht dem Verfasser nicht minder Ehre als seinem Helden. Wir haben schon hervorgehoben, daß trotz des warmen Tons der Freundschaft, der sich nie verleugnet, doch auch die Mängel Capponi's mit offenem Freimuth anerkannt werden, den Leser überzeugend, daß er es hier mit keinem Panegyrikus, sondern mit einer wahrheitsgetreuen und gewissenhaften Berichterstattung und Schilderung zu thun hat. Daß Reumont die Uebereinstimmung mit dem Freunde schärfer betont als den Gegensatz in ihren Anschauungen, den der Leser oft mehr zwischen den Zeilen findet, ist natürlich. Wenn er mit seiner subjectiven Auffassung von Dingen und Personen nicht zurückhält, so ist sein Urtheil doch stets besonnen und maßvoll in der Form, und nur an wenigen Stellen tritt uns eine durch den Parteistandpunkt des Verfassers veranlaßte unwillkürliche Entstellung der Thatsachen entgegen. Wenn er mit der neuen Gestaltung Italiens nicht einverstanden ist und noch weniger mit der Art und Weise, wie sie zu Stande gekommen, so spricht er doch mit anerkennenswerther Selbstverleugnung aus, daß er nichts mehr wünsche, als daß der eingeschlagene Weg das geliebte Land zum wahren Heil führen möge.

So dürfen wir zum Schluß unser Urtheil über das vorliegende Buch dahin zusammenfassen, daß es nicht nur ein anziehendes Lebensbild einer bedeutenden und interessanten Persönlichkeit, sondern auch eine werthvolle Bereicherung unserer Literatur über die politische, literarische und wissenschaftliche Bewegung Italiens innerhalb des letztvergangenen halben Jahrhunderts bietet.

Otto Speyer.

Romane und Erzählungen.

1. Ein Familienideal. Roman von Elise Polko. Breslau, Schottländer. 1880. 8. 5 M.

Das ist einer von den Romanen, welche man empfehlen kann, weil sie einer geübten Feder, einem weiten reichen Herzen entsprungen sind. Die Verfasserin zeichnet nicht blos mit großer Gewandtheit ihre Gestalten psychologisch wahr und treffend, sondern sie weiß auch ihrer Darstellung einen Hauch von Poesie zu verleihen, welcher wohlthuend wirkt. Das Ganze ist getragen von einer gesunden religiös-ästhetischen Weltanschauung, die Handlung nicht nervös aufregend, sondern stetig sich entwickelnd, der Ausgang anmuthend.

2. Eine Wahlverwandtschaft. Novelle in Briefen von E. Salinger. Breslau, Schottländer. 1881. 8. 3 M.

Hat Karl Goedeke, welchem diese Novelle gewidmet ist, vor dem Drucke gewußt, daß unter seiner Fahne dieses Torpedofahrzeug in die Welt hinausgeschickt werden würde? Wol kaum. Wir hegen auch sehr starke Zweifel an der Versicherung der Vorrede, daß diese Erzählung wahr sei. Sie ist ein Extract aus Goethe's „Wahlverwandtschaften", nur ohne die psychologisch so meisterhafte Entwickelung derselben. Von Handlung ist in der Novelle nicht die Rede. Ein junger Bankier heirathet eine Schauspielerin, nachdem er sie lange kennt und Proben seiner Treue gegeben hat. Später nehmen beide eine verwaiste Nichte ins Haus; der Bankier verliebt sich leidenschaftlich in diese, und als sie das Haus verläßt, wird er todtkrank. Die Gattin holt zur Heilung des Ungetreuen die Nichte zurück, die Liebe zwischen dem Geretteten und dem jungen Mädchen beginnt von neuem, bis endlich der Gattin das Herz im Tode bricht. Das ist für die Nichte das Signal —, Gift zu nehmen, und über ihrer Leiche wird der Bankier wahnsinnig. Die Todten reiten bekanntlich schnell, darum läßt sich die ganze Katastrophe auf drei kleinen Seiten abmachen. Bruder, was willst du noch mehr?

3. Julius Mühlfeld's Gesammelte Schriften. Fünf Bände. Berlin, Grieben. 1880. 8. 7 M. 50 Pf.

Der zweite Band dieser Schriften enthält das Lebensbild von Theodor Körner in vierter Auflage. Das Lebensbild selbst ist sehr ansprechend geschrieben und darum der buchhändlerische Erfolg nicht unverdient. Es ist gut, daß der Verfasser seine Kritik nur in der Vorrede hat walten lassen, denn es überschreitet doch jedes Maß von Vergötterung, wenn er Körner „den idealsten Sohn des deutschen Volks" nennt.

Der erste Band enthält die Erzählung „Pfarrer und Wilderer", während der dritte „Dessert", d. h. lauter Skizzen bietet. Die treffendste Charakteristik dieser Art

von Literatur dürfte vielleicht darin bestehen, daß sie am wirksamsten in gewisse billige illustrirte Romanzeitungen unterzubringen ist. Das Publikum der letztern pflegt nicht undankbar für solche Kost zu sein, wir unsererseits werden allzu leicht satt davon.

4. Ohne innern Halt. Erzählung von S. Schandorph. Aus dem Dänischen von J. D. Ziegeler. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1881. 8. 3 M.

In dem vorliegenden Roman wird uns ein Stück modernen Lebens mit großer historischer Treue geschildert. Der Haupthelb ist ein Candidat der Philologie in Kopenhagen, welcher die ganze Summe der heutigen Weltbildung in sich aufgenommen hat und mit Geschick zu vertheidigen versteht. Er hat aber all seine Philosophie und all seine Naturwissenschaft nicht innerlich wahrhaft verdaut und ist vor allen Dingen nicht von der Reflexion zur wahren sittlichen That hindurchgedrungen. So geschieht es, daß er als Hauslehrer zu einem reichen dänischen Grafen kommt, wo er im Gespräch mit dem Pastor des Orts, mit der Gräfin und deren erwachsenen Tochter, endlich auch mit einer ganzen Reihe von adelsstolzen Würdenträgern die moderne Weltanschauung mehr geistreich bestechend als innerlich überzeugend verficht. Durch die Neuheit und Kühnheit seiner Ideen fesselt er die junge Gräfin an sich, sodaß diese eine Neigung zu ihm faßt, welche aber mehr eine Erregung der Phantasie als eine tiefe Empfindung des Herzens ist. Als Probe von der gewandten Sprechweise des Candidaten Albrecht führen wir einen Toast an, welchen er in einer hochadelichen Gesellschaft ausbringt:

Die unüberwindliche Großmacht, die Herrscherin aller Zeiten, ist der Geist; der Geist, der da spricht durch klare Gedanken, beflügelte Rhythmen, strahlende Farben, durch die Schönheitslinien der Formen. Er liegt ewig im Kampf, um den todten Stoff nach seinem Bedarf umzumodeln; seine Entwickelungsgeschichte ist aufgezeichnet in den Mythen von den Kämpfen der Götter mit den Titanen, der Asen mit den Jätten. Der Widerstand des Stoffs kann mitunter zäher Natur sein, bezwungen wird er aber zuletzt immer. Es gab Zeiten, wo dieser Sieg so offenbar war, so glänzend, daß wir auf diese Epochen wie auf die Culminationspunkte des Menschengeschlechts zurückblicken. Ehre sei den Männern des Geistes, den inspirirten Genies! Ehre sei aber auch gleichzeitig ihren Verbündeten, die ihnen sympathetisch entgegenkommen und sie stützen. Wir haben vor wenigen Jahren eine Zeit der Entwickelung, der Begeisterung erlebt in dem denkwürdigen Jahre 1848, jenem Jahre, in welchem der vorgeschrittene Gedanke neue Formen verlangte in Uebereinstimmung mit seinem erworbenen Standpunkte. Aber eine spätere Zeit hat das nicht erfüllt, was jenes Jahr versprach. Mehr und mehr verstummt das Lied, mehr und mehr drängt sich die Prosa in den Vordergrund. Das kommt daher, glaube ich, weil die Männer jener Zeit falsche Allianzen suchten. Sie suchten eine geistlose Rasse, die aus Eitelkeit mitmachen wollte, der aber zu allen Zeiten das Gehör für die Musik der Ideen abging — die Bourgeoisie! In alten Zeiten hatte der Adel dieses Gehör. Derselbe ist noch jetzt zum größten Theil Besitzer der größten Güter; er muß durch die Unabhängigkeit des Geschlechts von der groben, prosaischen Arbeit vorbereitet worden sein, geistige Nahrung zu schätzen und zu bedürfen. Ich will nicht entscheiden, ob der Fehler auf dieser oder auf jener Seite liegt — genug, die Männer des Geistes und der Adel haben sich bisher nicht gefunden. Möchte es geschehen in einer nicht zu fernen Zukunft, möchten wir sehen, wie die Männer der Kunst und Wissenschaft auf den dänischen Rittergütern verkehren; möchten wir sehen, wie deren Wände von Bildern strahlen, ihre Säle widerhallen von Gesang, wie monumentale Statuen in ihren Gärten prangen, mit einem Wort — ein Hoch der Allianz zwischen der Aristokratie und der Intelligenz!

Der Candidat Albrecht hat die junge Tochter des Hauses so gefesselt und geblendet, daß diese sich, ihrer Familie trotzend, zu ihm bekennt und sogar ihn liebt. Da passirt auf dem Herrenhof ein großes Unglück; es gilt nun, mit klarer Besonnenheit und Einsetzung des Lebens Verschüttete zu retten. Hierbei erweist sich Albrecht als feig und kopflos, hingegen der Vetter der Gräfin ebenso groß als Ingenieur wie als Mann. Da fällt es der Comtesse Alwilda wie Schuppen von den Augen; sie sieht ein, daß ein Freidenker, welcher immer nur reizen und irritiren möchte, nicht der wahren sittlichen That, nicht der echten Liebe fähig ist. Sie hat in Vetter Otto einen Stärkern gefunden, als sie selbst ist, und ihm gehört sie an. Albrecht entflieht heimlich vom Schlosse, weil er sich blamirt hat; die junge Gräfin heirathet ihren Vetter. Der Philologe wird nach längern Irrfahrten Schulmeister. Der Roman ist spannend und geistesfrisch geschrieben, die Zeichnung der Aristokratie vortrefflich gelungen, das Gemisch von Handlung und Ideenentwickelung im rechten Maßverhältniß gehalten.

5. Aus dem norddeutschen Bauernleben. Schildereien von Friedrich Oetker. Berlin, Paetel. 1880. 8. 4 M.

Drei Erzählungen von interessantem Inhalt werden hier in knapper Form, in lebendigem Stil, mit feiner psychologischer Charakterisirung gegeben. Wir bedauern nur, daß die Darstellung gar zu sehr mit plattdeutschen Sätzen durchwirkt ist, wodurch eine Menge von Randbemerkungen nöthig werden. Entweder schreibe man in durchgehends hochdeutschem Stil, oder man bewege sich fortwährend in plattdeutschen Wendungen; das vorliegende Halb und halb hat etwas Unbefriedigendes. Abgesehen von dieser Ausstellung hat uns das Kernige in den Reden und Handlungen dieser Bauern sehr wohlgethan.

6. Norwegische Erzählungen von Björnstjerne Björnson. Deutsch von George Schwuchow. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1880. 8. 2 M.

Neun kleine Bilder werden uns hier auf kaum 111 Seiten gezeichnet. Jedenfalls sind sie charakteristisch in ihrer Art, oftmals aber nur dem Eingeborenen in ihrem tiefern Hintergrunde verständlich. So sehr wir für eine internationale Literatur, für einen Austausch der besten Geistesproducte der Völker sind, so müssen wir doch die Nothwendigkeit bezweifeln, gerade die vorliegenden Novelletten dem deutschen Büchermarkt einzuverleiben. Mag sein, daß ihr Verfasser einen klangvollen Namen trägt: hier ist er hinter seiner sonstigen Höhe zurückgeblieben. Gustav Portig.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

„Einiges zum Leben und zur Charakteristik des verstorbenen Geheimen Justizraths Karl Christian Galster zu Herford" hat dessen Sohn veröffentlicht (Bielefeld, Küster). Die kleine Schrift hat über den engen Kreis der Bekannten des Verstorbenen hinaus keinen Anspruch auf Beachtung; wenn jemand erzählt, daß sein Vater namentlich die Rose geliebt und ein geladenes Gewehr über dem Bette aufzuhängen pflegte, so muß er sehr arm an brauchbarem Stoff für die zu schreibende Biographie sein.

— Ein „Lebensbild des Pfarrers und Kriegsobersten der Waldenser Henri Arnaud" hat nach den Quellen untersucht und dargestellt Karl Hermann Klaiber (Stuttgart, J. Steinkopf). Die überaus fleißige, mit Urkunden und reichlichen Quellencitaten ausgestattete Arbeit gewährt ein höchst anziehendes Lebensbild eines in der Geschichte der Waldenser hochverdienten Geistlichen. Die vorliegende Biographie ist sicherlich das Zuverlässigste und Vollständigste, was über H. Arnaud existirt.

— H. Steinthal's gesammelte „Kleine Schriften" sollen in zwei Bänden erscheinen, von denen der erste vorliegt (Berlin, Dümmler). Er umfaßt die sprachwissenschaftlichen Arbeiten des berühmten Linguisten; die Artikel, welche zur Mythologie, zur Literaturgeschichte und zur allgemeinen Philosophie gehören, sollen im zweiten Bande folgen. Aus der bereits erschienenen Sammlung heben wir ganz besonders folgende Aufsätze hervor: „Zur Sprachphilosophie", „Ueber den Idealismus in der Sprachwissenschaft", „Ueber den Wandel der Laute und des Begriffs", „Zur Physiologie der Sprachlaute". Steinthal's Richtung und Bedeutung sind so bekannt, daß die sehr dankenswerthe Veröffentlichung seiner kleinern Aufsätze unserer Empfehlung nicht bedarf.

— Eine sehr gelehrte ethnologische Studie hat Julius Lippert geschrieben: „Der Seelencult in seinen Beziehungen zur althebräischen Religion" (Berlin, Th. Hofmann). Sie zerfällt in zwei Theile: „Ueber den Seelencult bei nichthebräischen Völkern" und „Ueber den Seelencult der Hebräer". Lippert fühlte sich durch die Thatsachen der anthropologischen Wissenschaft dazu gedrängt, auf dem Gebiete der Entwickelung der Naturreligionen dem „Seelen- und Ahnencult" eine viel hervorragendere Stellung einzuräumen, als dies bisher geschehen; die Anfänge des Cultus will er sogar in der althebräischen Religion nachweisen. Die Prüfung der von ihm aufgestellten Ansichten müssen wir Sachverständigen überlassen.

— Otto Henne-Am Rhyn hat eine sehr fleißig gearbeitete Schrift herausgegeben: „Das Jenseits, eine culturgeschichtliche Darstellung der Ansichten über Schöpfung und Weltuntergang, die andere Welt und das Geisterreich" (Leipzig, O. Wigand). Dieselbe ist eine Frucht der gesammten culturgeschichtlichen Studien des Verfassers; sie tritt auf ohne eigene Tendenz und will sich nur berichtigend verhalten. Mit dem ihm eigenen Geschick hat der Verfasser ungeheuer viel Stoff zusammengetragen und übersichtlich geordnet; er bespricht die Schwärmer und die Schwindler der Aufklärungszeit, das Tischrücken wie den Spiritismus. Obwol wir die vom Verfasser aufgewendete Mühe gern anerkennen, dürfen wir doch nicht verschweigen, daß man ohne eigene gründliche philosophische Durchbildung das gestellte Thema nicht bearbeiten kann. Hier treten fühlbare Mängel zu Tage, und zwar um so mehr, je weniger sich der Autor genirt, seine eigene Kritik einfließen zu lassen.

— „Mythen und Sagen aus dem steirischen Hochlande" hat Johann Krainz gesammelt und herausgegeben (Bruck a. d. Mur, Filg). Die österreichischen Alpenlande sind ein alter Hort für Mythe und Sage, nur Steiermark mußte bisher einer umfassendern Sammlung entbehren. Diesem Bedürfniß ist durch den hier documentirten Fleiß des Herausgebers abgeholfen. Derselbe hatte als Volksschullehrer auf dem Lande vorzugsweise Gelegenheit, aus dem lebendigen Brunnen der Volksüberlieferung zu schöpfen. Wir sind ihm deshalb dankbar, daß er dem Verschwinden dieser Denksteine der alten Zeit durch kluges Aufsammeln vorgebeugt hat; er hat eine so vortreffliche Arbeit geliefert, daß sie ihre Empfehlung in sich selbst trägt. Hat doch derartige unmittelbar aus dem Volke geschöpfte Poesie viel größern Werth als viele unserer modernen, am Studirtisch zurechtgemachten „Volksbücher"; bietet sie doch auch erwünschtes Material zur Culturgeschichte und Völkerpsychologie.

— Ferdinand Horn zieht eine merkwürdige Parallele zwischen „Lessing, Jesus und Kant" (Wien, Gerold's Sohn). Der Verfasser findet, daß alle drei in allen wesentlichen Punkten ihrer religiös-ethischen Anschauungen übereinstimmen; sie gäben dem Grundgedanken Ausdruck, daß in dem religiös-sittlichen Streben der Menschheit wie des Einzelnen das Schwergewicht auf das Thun, auf das praktische Verhalten zu legen sei. Ferner stimmen sie darin überein, daß in den Fragen unsers religiös-sittlichen Verhaltens die oberste Entscheidung der Vernunft zukomme, daß das Grundgesetz der Pflicht höchste sittliche Norm sei, und daß endlich das religiös-sittliche Streben der Menschheit ein Endziel habe, welches weit über das Dasein des Einzelnen hinausreiche. Hieraus leitet der Verfasser die tröstliche Gewißheit ab, daß für unser Seelenheil von uns nichts anderes gefordert werden dürfe, als was in unserer Gewalt steht. Das Ganze ist nicht ohne persönliche Wärme, aber mit völligem Dilettantismus geschrieben.

— Karl Radenhausen hat die Entdeckung gemacht, daß „Christenthum gleich Heidenthum" ist (Hamburg, O. Meißner). Der Verfasser, welcher in demselben Verlage zwei Werke: „Isis" und „Osiris", hat erscheinen lassen, definirt Religion als „Erkenntniß sämmtlicher Verhältnisse des Menschen zur übrigen Welt". Das Christenthum sei fast zum Gegentheil der Lehren seines Stifters verkehrt worden; die Schuld hiervon trägt die Priesterschaft. Darum müßten alle heidnischen Einfügungen ausgeschieden werden, die Trennung von Religion und Sittlichkeit aufhören, die Religion müsse in der Wissenschaft aufgehen, die Irrthümer des „Jeschuah" (Jesn) selbst seien zu beseitigen, die Religion müsse beschränkt werden auf den einfachen Gottesglauben und die allezeit gültigen Sittenlehren. Weder durch Originalität der Gedanken noch durch Gelehrsamkeit hat uns diese Schrift imponirt; sie wiederholt nur in oft anmaßlicher Form abgestandene Gemeinplätze.

Theater und Musik.

Das badische Hoftheatercomité in Manheim hat folgendes Preisausschreiben zum hundertjährigen Jubiläum von Schiller's „Räuber" erlassen: „Am 13. Januar 1882 werden es hundert Jahre, daß Deutschlands größter Dramatiker Friedrich Schiller seine «Räuber» im manheimer Nationaltheater zur erstmaligen Aufführung gebracht hat. Diesen hohen Gedenktag der deutschen Bühne, welcher die Namen Schiller, Iffland und Dalberg dauernd verknüpft, beabsichtigt das großherzogliche Hof- und Nationaltheater nicht nur durch eine pietätvolle Darstellung dieser Dichtung zu feiern, sondern auch durch die Krönung

eines neuen, in höherm Stile geschriebenen Dramas deutschen Ursprungs mit einem Preise von 1000 Mark. Maßgebend für die Ertheilung dieses Preises werden diejenigen Eigenschaften sein, welche die Bedeutung von Schiller's «Räuber» selbst ausmachen. Im Gegensatz zu dem Princip, welches die Aetualität von der Bühne ausschließt, soll vielmehr das Drama im Geiste von Schiller's ersten Werken ein Spiegel unserer Zeit und unsers Volks sein. Es ist selbstverständlich, daß hiermit nicht die dramatische Einkleidung von Fragen politischer oder socialer Natur, welche mit dem Tage entstehen und vergehen, gemeint sein kann, sondern das tiefe und originelle Erfassen von solchen Conflicten, welche die Menschheit allgemein und dauernd bewegen, in jedem bestimmten Zeitraum aber, also auch in unserm, eine besondere und charakteristische Farbe annehmen. Prosa und Vers sollen dabei gleichwerthig sein; ob in höherer oder niederer Sphäre der Gesellschaft spielend soll ebenfalls keinen Unterschied machen. Zur Preisconcurrenz zugelassen sind solche Stücke, sowol Manuscripte als Drucklegungen, welche bis zum Tage der Feier an keiner Bühne zur Aufführung gelangten und deren Entstehungszeit nicht vor den 1. Januar 1880 fällt. Weder anonyme noch pseudonyme Werke werden berücksichtigt, sondern nur solche, welche den vollen Namen des Verfassers tragen. Die Einsendung wird abgeschlossen am 10. November 1881. Das relativ beste Drama wird unter allen Umständen mit dem Preise gekrönt und einige Tage nach der Festvorstellung der «Räuber» auf der manheimer Bühne zur Aufführung gebracht. Die Entscheidung geschieht durch das großherzogliche Hoftheatercomité unter Zuziehung des artistischen Directors des großherzoglichen Hof- und Nationaltheaters, Herrn Hofrath Dr. Julius Werther, nach vorausgegangener Berathung mit einheimischen und auswärtigen hervorragenden Kunstkennern. Einsendungen sind mit der Angabe «Zur manheimer Preisbewerbung» an das Comité zu richten. Durch die Zuerkennung des Preises wird das Aufführungsrecht für das großherzogliche Hoftheater erworben."

— Seitdem die Cyklen der Shakspeare'schen Historien aufgeführt worden, grassirt in Deutschland eine Art von Cyklenmanie. Daß sich um die Geburtstage einzelner großer Dichter, wie Schiller, Goethe, Lessing, eine Reihe von Vorstellungen gruppirt, wie dies z. B. in Leipzig der Fall ist, kann als ein Ausfluß des deutschen Cultus der Classicität, der ja in seinen Uebertreibungen noch schön und herzerwärmend ist, betrachtet werden. Wie wir indeß erfahren, soll auch ein Kotzebue-Cyklus am wiener Stadttheater zur Aufführung kommen: der von der Gegenwart etwas unterschätzte Dramatiker, bei dem noch mancher Bartel unter den Stückefabrikanten seinen Most holt, wird also auch mit einem Cyklus geehrt werden. In Leipzig gab es sogar einen L'Arronge-Cyklus; dieser Autor wurde in zwei Tagen dreimal — mit Hülfe einer Nachmittagsvorstellung — aufgeführt und zwar mit dem „Compagnon" und „Hans Lonei", und den L'Arronge-Tagen folgte noch an mehrern Abenden der Woche „Der Compagnon" und zuletzt „Mein Leopold".

— Ein neues Drama: „Die Idealisten", von Gustav zu Putlitz wurde am karlsruher Hoftheater mit Erfolg gegeben; man rühmt dem Stücke sowol ergreifende wie humoristische Scenen nach.

— „König Erich" von Joseph Weilen ist jetzt auch in Leipzig mit Erfolg gegeben worden. Wir haben über die frühern Erich-Dramen bereits in Nr. 16 d. Bl. f. 1872 eine dramaturgische Parallele mitgetheilt. Von dem „Bauernkönig" von Robert Prutz hat der „Erich" Weilen's manchen Zug; mit den Dramen von Koberstein und Heinrich Kruse hat das Stück von Weilen gemein, daß die Liebe des Königs zur Karin in den Vordergrund der Handlung tritt: nur ist dies Mädchen aus dem Volke bei Kruse naiv, bei Weilen und Koberstein eine idealisirte Schutzgöttin des Helden.

Bibliographie.

Arendt, O., Die Reichsunfallversicherung. Eine Kritik des Gesetzentwurfes betreffend die Versicherung der Arbeiter gegen Unfälle. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 2 M.

Auerbach, B., Die Genesis des Nathan. Gedenkworte zu Lessings 100jährigem Todestag. Berlin, Auerbach. 8. 1 M.

Aus Metternich's nachgelassenen Papieren. Herausgegeben von dem Sohne des Staatskanzlers Fürsten R. Metternich-Winneburg. Geordnet und zusammengestellt von A. v. Klinkowström. Autorisirte deutsche Original-Ausgabe. 3ter u. 4ter Bd. — A. u. d. T.: 2ter Thl. Friedens-Aera 1816—1848. 1ster u. 2ter Bd. Wien, Braumüller. Gr. 8. 24 M.

Bautz, J., Der Himmel. Speculativ dargestellt. Mainz, Kirchheim. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Beer, A., Der Staatshaushalt Oesterreich-Ungarns seit 1868. Prag, Tempsky. Gr. 8. 13 M. 50 Pf.

Becker, F. A., Cuxhaven und das Amt Ritzebüttel. Ein Beitrag zur Geschichte und Entwickelung des Landes, nebst topographischen, statistischen und chronologisch geordneten Mittheilungen und einer Karte. Hamburg, O. Meißner. 1880. 8. 3 M. 60 Pf.

Bergel, J., Die Eheverhältnisse der alten Juden im Vergleiche mit den griechischen und römischen. Leipzig, Friedrich. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Bergmann, J., Sein und Erkennen. Eine fundamental-philosophische Untersuchung. Berlin, Mittler u. Sohn. 1880. Gr. 8. 4 M.

Bernstein, S. Ritter v., Humoristika mediea. Aus der Kneipe des Vereines deutscher Aerzte in Prag. Prag, Kytka. 12. 3 M.

Brandes, G., Ein griechisches Liederbuch. Verdeutschungen aus griechischen Dichtern. Hannover, Hahn. 8. 2 M. 40 Pf.

Friedländer, J., Markgraf Karl Philipp von Brandenburg und die Gräfin Salmour. Mit Benutzung archivalischer Quellen. Berlin, G. Reimer. 8. 60 Pf.

Gerhard, C. J. P., Lessing und Christus! Ein Friedenswort an Israel. Breslau, Max u. Comp. Gr. 8. 60 Pf.

Die sechs Giftbäume im deutschen Felde und der Lebensbaum. Von einem Deutschen. Gütersloh, Bertelsmann. 1880. 8. 1 M.

Guenste, W., Eine paradoxe Behauptung. Schwank. Barmen, Inderau. 8. 80 Pf.

Hentschel, C., Flora. Legenden, Sagen und Schilderungen aus der Pflanzenwelt. Eine poetische Gabe. Langensalza, Beyer u. Söhne. 12. 1 M.

Herrmann, K., Wohlfahrt! Oder der Weg zu Wohlstand und Reichtum. Fünfzig wirtschaftliche und sociale Kapitel. Leipzig, Scholtze. 12. 1 M. 20 Pf.

Jung, L., Drei Antworten aus dem Neuen Testamente auf drei Fragen über die Person und Lehre Jesu Christi. Freiburg i. Br., Kiepert. Gr. 8. 3 M.

Deutsche Litteraturdenkmale des 18. Jahrhunderts, in Neudrucken herausgegeben von B. Seuffert. Nr. 1: Otto. Trauerspiel von F. M. Klinger. Heilbronn, Henninger. 8. 90 Pf.

Nippold, F., Die Theorie der Trennung von Kirche und Staat geschichtlich beleuchtet. Rektoratsrede. Bern, Wyss. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Norton, R., Die Epoche der Begriffsverwirrung. Berlin, Steinitz. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Oesterley, H., Historisch-geographisches Wörterbuch des deutschen Mittelalters. 1ste Lfg. Gotha, J. Perthes. Lex.-8. 2 M. 40 Pf.

Pöhlmann, R., Die Anfänge Roms. Erlangen, Deichert. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Remeis, K., Die Strahlung und die Temperatur der Sonne. Eine Darstellung und Erörterung der einschlägigen Messungen und der erlangten Resultate. Köln, Mayer. Lex.-8. 1 M. 60 Pf.

Reuter, W., Lessings Erziehung des Menschengeschlechts. Darlegung des Gehaltes und des Zweckes; Erörterung und Prüfung im Lichte der heiligen Schrift und der Geschichte. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Richter, G., Allgemeine Wirthschaftslehre. Freiberg, Craz u. Gerlach. Gr. 8. 5 M.

Sammlung musikalischer Vorträge. Herausgeber: P. Graf Waldersee. Nr. 25: Ueber den Stand der öffentlichen Musikpflege in Italien. Von M. Roeder. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 75 Pf.

Schmidt, H., Das Verhältnis der christlichen Glaubenslehre zu den anderen Aufgaben akademischer Wissenschaft. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 80 Pf.

Schweiger-Lerchenfeld, A. v., Der Orient. Mit 200 Illustrationen in Holzschnitt und 32 Kartenbeilagen. 1ste u. 2te Lfg. Wien, Hartleben. Gr. 8. à 60 Pf.

Sibree, J., Madagascar. Geographie, Naturgeschichte, Ethnographie der Insel, Sprache, Sitten und Gebräuche ihrer Bewohner. Autorisirte deutsche Ausgabe. Mit einem Titelbilde und zwei Karten. Leipzig, Brockhaus. 8. 8 M.

Sleidan's Briefwechsel, herausgegeben von H. Baumgarten. Strassburg, Trübner. Gr. 8. 6 M.

Steuer's, M., Musikalisches Conversations-Lexicon. Ein Handbuch der Tonkunst, herausgegeben zum Gebrauche für Musiker und Musikfreunde. 1ster Thl.: Die Lebensbeschreibungen aller berühmten Musiker, musikalischen Schriftsteller, Instrumentenbauer etc., nebst Angabe der einschlagenden Literatur. Berlin, Schlesinger. 8. 2 M. 50 Pf.

Wörle, K., Amalasuntha. Historisches Trauerspiel. Barmen, Inderau. 8. 2 M.

Anzeigen.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

Soeben erschien:

Russland und England.

Aeussere und innere Gegensätze

von

E. von Ugény.

8. 20 Bogen. Broschirt 6 M.

E. von Ugény hat sich durch seine „Bilder aus dem Familienleben der höheren Stände" (1880) rasch einen Namen erworben. Der pseudonyme Verfasser stellt hier die beiden gewaltigen Antagonisten im Orient gegenüber; er beleuchtet im ersten Theil Russland, sichtet hier alle die entgegengesetzten Urtheile der deutschen, französischen und englischen Presse und gibt ein anschauliches und wahrheitsgetreues Bild der Zustände in Russland, auf das gerade im gegenwärtigen Augenblicke wieder die Augen der ganzen Welt gerichtet sind. Im zweiten Theil kennzeichnet er die Briten durch ihre eigene Presse und Literatur, durch ihr Privatleben und ihre Politik; er kennt die guten und schönen Seiten des englischen Nationalcharakters und zollt ihnen ganz und voll seine Anerkennung und Bewunderung, aber er zeigt auch die Engländer auf Reisen, in ihren socialen und politischen Beziehungen zu fremden Völkern, wo sie uns in ganz entgegengesetztem Lichte erscheinen als in der Heimat, schroff, hochmüthig und grausam. Die unerbittliche Logik der Thatsachen, in welchen der Insularismus ausgeprägt ist.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Teatro italiano.

Für den Unterricht im Italienischen herausgegeben von

G. Locella.

1.—6. Bändchen. Jedes Bändchen 60 Pf.

1. **Giacosa, G.** Acquazzoni in Montagna.
2. **Gozzi, C.** Turandot, Principessa chinese.
3. **Fambri, P.** Il Caporale di settimana.
4. **Gherardi del Testa.** L' oro e l' orpello.
5. **Bersezio, V.** Una bolla di sapone.
6. **Carrera, V.** La Quaderna di Nanni.

Diese Sammlung der beliebtesten italienischen Theaterstücke, zum Uebersetzen ins Deutsche eingerichtet und mit erklärenden Anmerkungen versehen, bietet ein vorzügliches Hülfsmittel zur Erlernung der italienischen Umgangssprache für Schulen wie beim Selbstunterricht.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Verfassung der Nordamerikanischen Union.

Von

Eugen Schlief.

8. Geh. 9 M.

Der Verfasser, ein preußischer Jurist, der sich auch längere Zeit in Amerika aufgehalten, liefert hier zum ersten mal eine systematische Darstellung des geltenden Verfassungsrechts der Union. Bei den vielfachen Analogien im rechtlichen Charakter der Vereinigten Staaten und des neuen Deutschen Reichs ist das Werk für deutsche Staatsmänner, Parlamentarier, Rechtslehrer und Justizbeamte von besonderer Wichtigkeit.

Für das neue Schuljahr empfohlen.

H. A. Stoffregen
Deutscher Liederschatz

für Schule, Haus und Leben. Auswahl der schönsten und volksthümlichsten Lieder.

1. Heft 30 Pf. — 2. Heft 40 Pf. — 3. Heft 50 Pf.

Liederbuch für die deutsche Volksschule.

Auszug aus obigem **Liederschatz**,

für einfache Schulverhältnisse bestimmt.

120 Seiten. 8. Preis 45 Pf.

Alle Recensionen, die in großer Anzahl und von den berufensten Seiten über diese Bücher erschienen sind, beurtheilen dieselben außerordentlich günstig, ja mehrere namhafte Recensenten bezeichnen sie geradezu als Mustersammlungen, „wie deren überhaupt wenige im lieben Deutschen Reiche existiren", und gleiche Anerkennung wie die sorgsame, auf jahrelangen Vorbereitungen beruhende, „äußerst gediegene" Bearbeitung und Auswahl hat die treffliche Ausstattung der Bücher und ihr sehr billiger Preis allgemein gefunden. Die Einführung in Schulen erleichtern wir gern durch günstigste Bezugsbedingungen.

Gerstenberg'sche Buchhandlung in **Hildesheim.**

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

ILIOS
STADT UND LAND DER TROJANER

FORSCHUNGEN UND ENTDECKUNGEN IN DER TROAS
UND BESONDERS AUF DER BAUSTELLE VON TROJA.

VON

Dr. HEINRICH SCHLIEMANN.

Mit einer Selbstbiographie des Verfassers, einer Vorrede von **Rudolf Virchow** und Beiträgen von **P. Ascherson, H. Brugsch-Bey, E. Burnouf, Frank Calvert, A. J. Duffield, J. P. Mahaffy, Max Müller, A. Postolaccas, A. H. Sayce** und **R. Virchow.**

Mit circa 1800 Abbildungen, Karten und Plänen in Holzschnitt und Lithographie.

Gr. 8. (XXIV und 880 S.) Cartonnirt 42 M. Geb. 45 M.

In diesem umfassenden, reich ausgestatteten Werke gibt Schliemann eine vollständige Darstellung seiner Ausgrabungen in der Landschaft Troas sowie der staunenswerthen Funde, welche dadurch aus jahrtausendelanger Verborgenheit wieder ans Licht gezogen wurden. Von grösster Wichtigkeit für Archäologen und Philologen, wird das Werk, wie Professor Virchow in seiner Vorrede sagt, auch für jeden Gebildeten eine Quelle des Genusses und der Belehrung werden. Ein Prospect ist in allen Buchhandlungen gratis zu haben.

Soeben erschien bei **Wilhelm Friedrich** in Leipzig:

Lessings Nathan der Weise.

Historisch und philosophisch erläutert

von Dr. **Julius Fürst.**

8. 4 Bogen. Broschirt 1 M.

Der schon als Schriftsteller vortheilhaft bekannte Dr. Julius Fürst bringt in diesem Beitrage zur Lessing-Literatur zugleich einen werthvollen Beitrag zur Judenfrage der Gegenwart.

(Mit einer Beilage: Mittheilungen von F. A. Brockhaus in Leipzig, 1881 Nr. 2.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

K.K. PHILOSOPHISCHE FACULTÄTS BIBLIOTHEK

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 16. — 21. April 1881.

Inhalt: Literarische Unterhaltungen. Arrigo Boito's Oper „Mephistopheles". Von Hans Müller. (Beschluß.) — Literarhistorische Schriften. Von Rudolf Doehn. — Heinrich Schliemann's Troja. Von J. Mähly. (Beschluß.) — Vermischte Schriften. — Feuilleton. (Deutsche Literatur; Ausländische Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Literarische Unterhaltungen.

Arrigo Boito's Oper „Mephistopheles".

(Beschluß aus Nr. 15.)

Der erste Theil der Oper beginnt mit dem Goethe'schen Prolog im Himmel. Nach einem kurzen Vorspiel singt der unsichtbare Chor der himmlischen Heerscharen ein „Pleni sunt coeli et terra gloria tua" und die herrlichen Worte Rafael's: „Die Sonne tönt nach alter Weise." Dann fährt Mephistopheles auf einer Wolke heran und hält seine bekannte Anrede an den Herrn, der auch hier natürlich unsichtbar bleibt, und geht theils nach den Goethe'schen Versen, theils nach einer wundersamen Rückwärtsverdeutschung die bekannte Wette ein. Er singt:

Ich werde so ihn zu locken verstehen,
Daß er bald verfällt meinen Schlingen:
Willst mit mir du wol wetten?

Der Herr.

Es sei!

Mephistopheles.

Wohl, ew'ger Vater, mir ist für meine Wette
Nicht bange. Kosten wird er den süßen Apfel
Der Sünde, und über Gott, den Herrn,
Werd' ich triumphiren.

Natürlich darf auch die Bemerkung des Mephistopheles: „Von Zeit zu Zeit seh' ich den Alten gern" in höchst sonderbaren Recitativen nicht fehlen, wie denn überhaupt Boito allenthalben seine Vorliebe für Goethe's reflectirende und philosophirende Worte bekundet und ihnen eine zumeist recht unpassende musikalische Form gibt. Dann ertönt der Chor der Engel: „Rosen, ihr blendenden, Balsam verschwendenden" aus dem zweiten Theil bei Goethe — hier als „Chor seliger Knaben" bezeichnet. In dieser Einschaltung sowie in einigen andern ähnlicher Art wird man das Geistreiche und Interessante der Arbeit herauswittern können, wenn man Lust dazu verspürt. Der erste Chor wird wiederholt und der Prolog ist zu Ende.

Vom Himmel werden wir auf die Erde versetzt. Der Ostersonntag wird unter allseitigster Betheiligung vor dem Thor gefeiert. Mannichfaltige Bilder, frei nach Goethe, entfalten sich vor unsern Augen, und einzelne Gruppen sowol wie der gesammte Chor tragen uns einiges aus Goethe und anderes Eigenes vor. Selbstredend wird ein ländliches Ballet arrangirt. Faust tritt mit Wagner auf und singt ein Stück seines bekannten Monologs. Statt des „schwarzen Pudels" aus Goethe's „Faust" sehen sie — warum? — einen „grauen Bruder" auf dem Feld umherstreifen und nehmen ihn mit zur Studirstube. Hier hält Faust wieder ein Stück Monolog und grollt dann über den lärmenden — Bruder. Als dieser sich in den fahrenden Scholasten verwandelt, sagt er die bedeutsamen Worte: „Das also war des Bruders Kern!"

Mephistopheles singt Goethe's bekannte Worte und trägt dann in Liedform die folgenden Verse vor:

Ich bin der Geist, der stets verneinet,
Immer, alles hier ... und dort.
Mein Gelächter und mein Grollen
Störten schon des Schöpfers Wort.
Will das Nichts und des Geschaffnen
Allgemeinen Untergang,
Und mein eignes Element
Ist das, was man Sünde nennt:
Sünd' und Tod.
Lachend sprech' ich das kleine
Wörtchen aus: Nein!
Lange, fange und vernichte dann,
Quäl' und halte, lache.

Theil bin ich von jenem Theil
Des ew'gen Alls: der Finsterniß.
Bin ein Sohn der Schreckensnacht,
Die wieder kommt.
Hält das Licht auch jetzt gefangen
Meines Scepters finstre Macht,
Kehrt doch bald zurück die Nacht
Und für Erd' und Himmel Untergang.

Die beiden vereinigen sich, singen ein vergnügtes Duett:

Von dieser Stunde
Bin ich der Deine (Bist du der Meine),
Mach' (Machst) alles recht,
Diene ich dir (dienst du mir)
Und bleibe dein Knecht (Bleibest mein Knecht) —

und fahren in die Welt.

Der folgende Auftritt bringt uns die Gartenscene in ziemlich willkürlicher und theilweise frivoler Umgestaltung. Frage und Antwort in Betreff der Religion des Geliebten sind natürlich wörtlich in Musik übersetzt, und nachdem Gretchen die Gewißheit hat, daß Faust in diesem Punkte gänzlich anderer Meinung als sie ist, zaudert sie nicht lange, den Eintritt in ihr Kämmerlein und die Annahme des Schlaftrunks zu gewähren — eine recht unsympathische Wendung! Dabei singen beide:

Margarethe.

Güt'ger Himmel, nie empfundnes,
Nie geahntes süß Entzücken,
Freuden, sonnig, hehr und wonnig,
Mir die Seele hoch beglücken.

Faust.

Himmelsfreuden, nie geahnte,
Flammend mir das Herz entzünden,
Lassen hier in ihren Armen
Mich das höchste Glück empfinden.

Hieran knüpft sich unter dem Titel „Walpurgisnacht" eine wiederum sehr „geistreiche" Verschmelzung der Scenen aus der Hexenküche und der Walpurgisnacht, die zu hübschen Ausstattungen, ausgelassenen Tänzen und wirksamen Gruppirungen Gelegenheit gibt, im übrigen aber recht äußerlich bleibt, trotzdem die Goethe'schen Worte reichlich benutzt sind.

Die sich hieran anschließende Kerkerscene, wenn schon musikalisch nicht ohne Werth, ist eine höchst jammervolle Verunstaltung der herrlichen Poesie Goethe's. Ein reichlich mit Tonmalerei gewürztes Liedchen, das den Zeisig in Tönen flöten und flattern läßt, leitet die Handlung ein. Margarethe singt:

Dort im Wald, in trübe Lachen
Hat mein Kindchen man tief versenket,
Jetzt, um rasend mich zu machen,
Sagt man, ich, ich hätt's ertränket.
Hier ist's öde und ach so eisig,
Meine Seele so tief betrübt,
Wie im Walde frei der Zeisig
Fröhlich flattert fort.
Ach! Erbarmt euch mein!

In dem langen tiefen Schlummer
Schied die Mutter aus dem Leben;
Zu vermehren meinen Kummer,
Sagt man, ich — hätt' sie vergeben.
Hier ist's öde und ach so eisig,
Meine Seele so schwer betrübt,
Wie im Walde frei der Zeisig
Fröhlich flattert fort!
Ach! Erbarmt euch mein!

Die ergreifende Scene wird möglichst opernhaft verwerthet, und des Mephistopheles barsches „Her zu mir" gibt einen wenig musikalischen Abschluß.

Der zweite Theil enthält in einem überaus dürftigen Act eine Wiedergabe des zweiten Theils der Goethe'schen Dichtung unter dem Titel: „Classische Walpurgisnacht." Das irdische Gretchen, mit dessen Hülfe Mephistopheles vergebens gehofft hatte, seine Wette zu gewinnen, hat sich in die überirdische Helena umgewandelt; aber auch mit dieser kommt Mephistopheles nicht zum Ziele. Einige Vorträge der Helena, des Mephistopheles, die Begegnung Faust's in mittelalterlicher Kleidung mit Helena, ihre Vereinigung in Liebe, dazu Gruppirungen, Ballet und Mondscheinbeleuchtung — und der ganze zweite Theil des „Faust" von Goethe ist abgethan. Das Liebesduett beider wird nach dem folgenden Text gesungen:

Liebe!
O Liebe der Götter, der Menschen Entzücken,
Du magst uns der Zeit, der Erde entrücken.
Die Nebel der Erde schon sind sie zeronnen,
Es strahlen den Seligen hellere Sonnen,
Wir schwingen empor uns zu höheren Wonnen,
Und schau' ich ins Auge dir,
Hör' Sphären ich klingen,
Am Herzen mir ruhend
Laß Liebe uns singen.
Der Liebe hell lodernde Flammen,
Der Liebe Entzücken.
Geliebte,
Geliebter, laß in begeisterten Weisen
Eros, den mächtigen Gott, uns preisen.

Der „Epilog" schließlich führt uns den Tod des gealterten Faust vor. Mephistopheles hofft noch immer seine Wette zu gewinnen. Faust schwankt zwischen den Erscheinungen der Seligen und der Sirenen. Endlich aber ruft er sein: „Wie schön bist du! Verweile!" aus — aber nicht in dem von Goethe so wunderbar geschilderten Augenblick des menschlichen Selbstbewußtseins, der beglückenden Zufriedenheit über ein gutes Werk, über eine folgenreiche That, die es ermöglicht, daß „die Spur von seinen Erdentagen nicht in Aeonen untergehen" kann. Nein, in echt christlich-katholischem Sinn — ein Beweis, wie durchaus falsch das Verständniß Boito's für Goethe's „Faust" ist — wendet sich Faust in dem Streit, den Himmel und Hölle um ihn führen, als wenn der Jüngste Tag hereingebrochen wäre, dem Himmel zu. Man muß dies im Textbuche lesen, um es zu glauben; es heißt da:

(Er wendet sich mit Hoheit zu dem Evangelienbuche.)
Meine Burg ist das Wort Gottes.
(Sinkt auf die Knie und betet, über die Bibel gebeugt.)
Allbarmherziger Gott, erlöse

Von der Hölle Hohn den Sünder,
Führe mich nicht in Versuchung.
(In Begeisterung.)
Tönet laut, Engelspsalmen,
Rauscht tröstend, Siegespalmen!
Heiliger Augenblick,
So hoch beseligend,
Verweile!

Mephistopheles.

Welch häßlich Geklimper, welch Pfeifen!
Jetzt muß nach der Seele ich greifen.

Faust.

Zu mir komm', Herr, dein Reich! (Er stirbt.)

Die himmlischen Heerscharen beginnen ihren uns schon bekannten Gesang „Die Sonne tönt nach alter Weise" aufs neue. Ein Regen von Rosen fällt auf Faust. Mephistopheles versinkt grollend. Die Engel singen fort und fort, bis der Vorhang sinkt und das merkwürdige Spiel beendet ist.

Arrigo Boito hat diesen für jeden Deutschen haarsträubenden Text selbst geschrieben, wie er denn überhaupt eine Vorliebe zu eigenmächtigen Librettodichtungen zu haben scheint und nicht nur sich selbst, sondern auch andern Componisten Operntexte verfaßte; so schrieb er für Verdi eine Bearbeitung des Shakspeare'schen „Othello". Für die deutsche Ausgabe, welche gleich der italienischen in der königlichen Hofmusikalienhandlung von Ricordi in Mailand erschienen ist und durch Eduard Bote und G. Bock in Berlin vertrieben wird, sind die vom Verfasser verwendeten Goethe'schen Verse nach der Angabe auf dem Titelblatt mit Aufführungszeichen bezeichnet, das übrige ist von C. Riese übersetzt.

Muß man das Textbuch, das vielleicht in seiner ursprünglichen ausgedehntern Fassung weniger dürftig und zerrissen war, von Grund aus verdammen, so kann man doch nicht leugnen, daß die Musik des Componisten viel Talent beweist. Es fehlt ihr aber trotzdem, wie dem Text, an Stil, Einheit und leider auch an Gemüth und Charakter. Das Musikwerk beginnt großartig und würdevoll und weiß auch im Verlauf des Abends manches Bedeutende zu bringen, aber Gewöhnliches bleibt nicht ausgeschlossen; Hyperoriginelles wiegt vor; die Pathen Verdi und Meyerbeer sind nicht zu verkennen, und trotz aller Pikanterien und musikalischen Spitzfindigkeiten weiß der musikalische Theil nur an sehr vereinzelten Stellen wahrhaft zu erwärmen. Dahin gehören die Chöre der himmlischen Heerscharen, die Tanzweisen, der tolle Walpurgisnachtspuk und Helena's stimmungsvolle Beschreibung des Untergangs von Troja — in allen diesen Musikstücken bekundet sich jedenfalls viel Geschick und zuweilen selbst männlicher Ernst, und es bleibt immerhin zu bedauern, daß der Künstler einen solchen Misgriff in der Wahl seines Gegenstandes gethan hat. Das Zerrissene, Zerfahrene und Bizarre, welches die drollige Verarbeitung des Textes mit sich bringt, überträgt sich vollauf auf den gesammten Eindruck, den das Werk hinterläßt. Dabei muß man die Erfahrung machen, daß fast nirgendswo eine wirklich bedeutende selbständige künstlerische Individualität, die auf eigenen Füßen steht, entgegentritt. Boito ist und bleibt ein Italiener, wie wir deren schon mehrere kennen gelernt haben. Sein Tonwerk weist, wie alles, was aus dem Süden stammt, lebendige Sinnlichkeit, melodiösen Wohllaut und pikante Orchesterfärbung auf, aber die tiefere künstlerische Empfindung und Erfassung, die wahre Poesie ist fast durchweg zu vermissen. Auch zeigt die Arbeit als solche keine wesentlichen Fortschritte gegen die gewöhnliche italienische Mache. Man hatte vorher behauptet, das Werk sei unter Wagner's Einfluß entstanden, doch dürfte es schwer sein, denselben irgendwo nachzuweisen, es sei denn, daß die schwachen Versuche, einige Leitmotive, wie dasjenige des Mephistopheles, anzubringen, dafür zeugen sollten. Verdi hat in seiner „Aida" jedenfalls einen viel größern Schritt vorwärts gethan. Doch was thut dies alles! Das Werk wird für das deutsche Publikum voraussichtlich ein geistreiches und interessantes sein und bleiben!

Hans Müller.

Literarhistorische Schriften.

1. Geschichte der slawischen Literaturen von A. N. Pypin und V. D. Spasović. Nach der zweiten Auflage aus dem Russischen übertragen von Traugott Pech. Autorisirte Ausgabe. Erster Band. Leipzig, Brockhaus. 1880. Gr. 8. 11 M.
2. Geschichte der polnischen Dichtkunst in der ersten Hälfte des laufenden Jahrhunderts von Adalbert Cybulski. Zwei Bände. Posen, Zupanski. 1880. Gr. 8. 10 M.
3. Zierden der englischen Literatur in biographischen Einzeldarstellungen. Frei bearbeitet und mit Anmerkungen versehen von Leopold Katscher. Erstes bis drittes Bändchen. Leipzig, Wartig. 1880. 8. 9 M.

Nach der vorwiegend bibliographischen Arbeit Safarik's im Jahre 1826 und dem unvollständigen Versuch der Talvj (Therese Albertine Luise Robinson, geborene von Jakob) hat zuerst der russische Literaturhistoriker Alexander Nikolaevič Pypin im Verein mit Vladimir Danilovič Spasovič, der den polnischen Theil bearbeitete, eine slawische Literaturgeschichte verfaßt, die im Jahre 1865 zu Petersburg erschien und, da sie den an ein solches Werk zu stellenden Anforderungen entsprach, allgemeine Anerkennung fand. In Deutschland war es namentlich August Schleicher, welcher der erwähnten Arbeit, die in Rußland mit dem Uvarow'schen Preise gekrönt wurde, großen Beifall zollte. In den Jahren 1879 und 1880 erschien nun von diesem Werk zu Petersburg eine zweite, gänzlich umgearbeitete und sehr vervollständigte Auflage in zwei Bänden,

von denen uns der erste in autorisirter deutscher Uebersetzung von Traugott Pech (Nr. 1) vorliegt. Der Verfasser hat diesmal die großrussische Literatur, von der in der ersten Auflage eine kurze summarische Uebersicht gegeben war, ganz ausgeschlossen, um sie in einem besondern Werk, das als dritter Band der „Geschichte der slawischen Literaturen" wird gelten können, eingehender zu behandeln. Die im zweiten Bande folgende Abtheilung über die polnische Literatur hat auch jetzt wieder V. D. Spasović bearbeitet.

Ueber den Zweck des Buchs sagt der Verfasser in einem kurzen Vorwort zum ersten Bande, daß er, „ohne in Specialuntersuchungen einzugehen, die in einem solchen Rahmen nicht am Platze seien, einen allgemeinen Ueberblick für Nichtspecialisten geben wolle und zugleich eine Darlegung der Hauptdaten und literarischen Hülfsmittel für diejenigen, welche sich mit dem Gegenstande näher bekannt zu machen wünschen". Seinem Standpunkte nach gehört der Autor, um dies schon hier anzudeuten, nicht zu denen, die tabula rasa machen wollen, um an Stelle der bestehenden Civilisation eine ganz neue, slawische zu setzen; im Gegentheil, er betrachtet die slawischen Dinge im Zusammenhange mit der Weltentwickelung, als einen Theil der allgemeinen menschlichen Cultur, der sich die Slawen anzuschließen, nicht gegenüberzustellen haben. Der Nichtslawe aber wird aus dem Buche mehr, als es bisher vielleicht der Fall war, die berechtigten Seiten der slawischen Bewegung kennen und dann auch wol achten lernen, und schon aus diesem Grunde können wir dem Uebersetzer für seine Arbeit dankbar sein.

Was nun die Eintheilung der in Rede stehenden Schrift anlangt, so besteht letztere, abgesehen von einem kurzen Vorwort des Uebersetzers, aus einer ausführlichen Einleitung und drei Hauptkapiteln. Die Einleitung behandelt in vier Kapiteln: 1) „Die Ethnographie und Statistik der slawischen Völkerstämme"; 2) „Die verschiedenen slawischen Dialekte"; 3) „Die Geschichte der slawischen Volksstämme"; 4) „Die Einführung des Christenthums und das damit beginnende slawische Schriftenwesen". Hinsichtlich der slawischen Dialekte bemerkt der Autor, daß sie in zwei Hauptabtheilungen zerfallen, in die südöstliche und in die westliche. Erstere theilt sich wieder in drei Hauptäste: das Russische, Bulgarische und Serbische; die andere ins Czechische, Polnische, Lausitzisch-Serbische und die Sprache der ausgestorbenen polabischen und baltischen Slawen. Was die Geschichte der slawischen Volksstämme und die Frage ihrer nationalen Einheit anbetrifft, so weist der Verfasser darauf hin, daß die absolute Einheit der Slawen schon zu weichen begann, als ihre Stämme in ihren ersten Ansiedelungen auseinandergingen. In die wirkliche Geschichte tritt das Slawenthum schon getrennt ein; es sind ihm schon Nuancen aufgedrückt, die allmählich um so stärker hervortreten mußten, je verschiedenartiger die Lebensbedingungen waren, unter denen die einzelnen Völker lebten. Und in der That, die Geschichte hat die slawischen Völker auf sehr verschiedenen Wegen geführt und ihre individuellen Eigenthümlichkeiten gekräftigt. Gleich von Anfang an schlossen sie sich verschiedenen europäischen Culturtypen und Confessionen an: die einen dem byzantinischen Osten, die andern dem römisch-germanischen Westen. Die südlichen Stämme, mit Ausschluß der Kroaten und Slowenen, nahmen die östliche Rechtgläubigkeit an, die westlichen den Katholicismus. Dazu kamen verschiedenartige Nachbarn, deren Einfluß starke Spuren hinterließ, ja gänzliche Umwälzungen in der Geschichte und dem Charakter der Stämme hervorbrachte. Im Westen bestand diese Nachbarschaft aus Deutschland, Ungarn, Italien; im Süden aus Byzanz, dann der Türkei; im Osten außer Byzanz noch aus finnischen Stämmen und tatarischen Reichen. Die erste große Umwälzung im äußern und innern Leben des Slawenthums brachte das Christenthum hervor; es schloß die Periode des heidnischen Alterthums ab. Der geographischen Lage der Stämme entsprechend ward es von zwei Seiten eingeführt, von Byzanz und Rom, und verursachte eine neue Spaltung, indem es die Stämme in zwei religiös-feindliche Lager theilte. Religiöse Verschiedenheit trennte im Mittelalter überhaupt mehr als in der Folgezeit; bei den Slawen bewirkte sie im Verein mit politischen Verhältnissen ein Auseinandergehen in der socialen Entwickelung nach zwei verschiedenen Richtungen hin. Byzanz gab den Ostslawen mit seinem kanonischen Recht auch seine politischen Maximen, die offenbar auf den Verfall ihrer alterthümlichen demokratischen Gemeindeorganisation eingewirkt haben. Die byzantinischen Begriffe von der Autorität der Staatsgewalt nisteten sich so fest auf slawischem Boden ein, daß man sie nicht umgehen kann, wenn man von der alten Geschichte der Ostslawen spricht. Bulgarien und Serbien stellen nach diesem Einfluß förmliche Miniaturcopien der byzantinischen Verwaltung und des byzantinischen Hofs dar. Am moskauer Zaren gewahrt man byzantinische, halb theokratische Züge. Im Westen führten der römische Katholicismus und die Beziehungen zu den Deutschen zur Entwickelung des Feudalismus, der unter der einheimischen Aristokratie eifrige Anhänger fand, sie vom Volke trennte und so wieder nach einer andern Seite hin die nationalen Institutionen und Gewohnheiten änderte. Aus Byzanz kam der Einfluß der byzantinisch-kirchlichen Literatur; mit dem Katholicismus verbreitete sich die lateinisch-germanische Bildung.

Eingehend auf die nationale Einheit der Slawen, die sich, wie neuerdings mit so vieler Emphase behauptet wird, auf die Sprache und die Literatur stütze, verweist der Verfasser zunächst auf den slawischen Congreß, der 1848 in Prag stattfand; Vertreter verschiedener slawischer Stämme, meist Leute, die in slawischen Dingen unterrichtet waren, traten dort zusammen, um über die Vereinigung der Slawen zu berathen, machten jedoch die betrübende Erfahrung, daß sie sich in ihrer Muttersprache nicht verständigen konnten. Der Volkswitz sagte damals, die panslawistische Sprache sei die deutsche Sprache. Alsdann kommt der Autor auf die Volkspoesie der Slawen zu sprechen und sagt unter anderm:

Epos und lyrisches Lied sind die allgemeinen Formen der slawischen Poesie; das Drama zeigt sich erst später und nur in der Kunstform; es ist dem Westen entlehnt. Die mythischen Vorstellungen, die die Grundlagen des slawischen Epos bilden, bestanden in pantheistischer Vergötterung der Natur, ganz so wie bei allen andern Völkern Europas, doch war die slawische Mythologie, soweit man sie bisher kennt, bei weitem nicht so entwickelt wie z. B. die germanische. Den heidnischen Gottheiten der Slawen mangelt es durchaus an einer bestimmten Physiognomie, sie haben keine poetische Geschichte, wie sie die mit Götterthaten reich ausgestattete Mythologie anderer Völker aufweist; offenbar entwickelte sich die heidnische Cultur der Slawen nicht schnell genug, um ihrer mythologischen Welt eine volle Organisation zu geben. In der Tradition haben sich nur wenige Hinweise auf die alten mythologischen Gottheiten erhalten, auch die Geschichte kennt sie nur wenig. Perun, Svjatovid, Dazbog u. a. bleiben uns dunkle Gestalten; die heidnische Kosmogonie ist mit spätern christlichen Vorstellungen und apokryphen Ueberlieferungen fremden Ursprungs vermengt. Von solcher Art ist z. B. die dualistische Schöpfungsgeschichte der Bogomilen, welche die Welt aus zwei Prineipien, einem guten und einem bösen, entstehen läßt; ferner die Erzählung von der „Golubinaja kniga" (Taubenbuch), die vom Himmel gefallen sei. ... Die slawische Volkspoesie hat kein einziges altes Denkmal aufzuweisen, das der „Edda", den „Nibelungen" und ähnlichen Erzeugnissen des mittelalterlichen germanischen Epos an die Seite gestellt werden könnte; das russische „Lied vom Siegeszug Igor's" und die czechische „Königinhofer Handschrift" gehören ihrem Inhalt nach schon einer sehr späten Zeit an und sind auch sonst noch in mancher Hinsicht problematisch. Und das Volksepos, das die Hauptquelle unserer Bekanntschaft mit der alten Mythologie bildet, findet erst jetzt eine gehörige Durchforschung. Die von Rybnikow und Hilferding gesammelten Lieder haben viel Neues gebracht, sogar rücksichtlich der russischen Volkspoesie, die doch schon eingehender bearbeitet war als die übrigen; die bulgarischen Lieder fängt man erst jetzt an zu sammeln. Doch bleibt bei alledem die slawische Mythologie auch jetzt noch in Dunkel gehüllt und fragmentarisch.

Das nationale Epos der Slawen erhielt sich nach der Ansicht des Verfassers nur da, wo das Volk dem patriarchalischen Alterthum treuer geblieben war und weniger von der Civilisation berührt wurde, „die sich mit conservativer Exclusivität nicht verträgt". Demnach besteht das slawische Epos im allgemeinen nur bei den östlichen Stämmen, den Russen, Bulgaren und Serben. Auf der andern Seite, im westlichen Slawenthum, hatten die Polen und Czechen, wie der Autor nachweist, ganz ihr nationales Epos vergessen, sodaß man sich jetzt nur noch nach Bruchstücken und Zeugnissen der Chronisten ein ungefähres Bild von demselben machen kann. Eine geräuschvolle historische Wirksamkeit riß diese Völker frühzeitig aus ihren Erinnerungen an das heidnische Alterthum und die Mythologie heraus. Bei den Czechen wurde beides durch die stürmischen Ereignisse der hussitischen Bewegung im 15. Jahrhundert vollends zurückgedrängt. Neue Ideen hatten sich der Geister bemächtigt und die nationale Thätigkeit war aufs äußerste angespannt; allein in ihr zeigte sich schon keine Spur patriarchalischer Elemente mehr, sondern nur Forderungen der Individualität traten auf, die sich mit den Eigenschaften des Epos wenig vertragen. Gegenwärtig weiß man im czechischen Volke von den Traditionen des Volksepos gar nichts mehr, man hat sie vollständig vergessen. Aehnlich war es auch in Polen. Das geknechtete und aller selbständigen Thätigkeit beraubte Volk verlor das Verständniß für die frühern Traditionen; die höhern Stände vergaßen sie gänzlich, sie standen unter dem Einfluß der lateinischen Bildung, die der Erhaltung naiver historischer Alterthümlichkeiten durchaus nicht förderlich war. Zuweilen haben allerdings die Ereignisse, wie man aus den Chronisten ersehen kann, eine epische Thätigkeit hervorgerufen, allein sie beschränkte sich immer nur auf einzelne poetische Versuche und hatte durchaus nicht den Charakter einer nationalen Epopöe. Fast die einzige Form der Poesie blieb bei diesen Völkern die Lyrik, die sich leicht den geschichtlichen Wandlungen anpaßte.

Was die religiöse Spaltung unter den slawischen Völkern anbetrifft, so erklären viele slawische Patrioten dieselbe im Namen der „Einheit" für historisch nichtig und verlangen, daß der slawische Stamm zur Einheit der Rechtgläubigkeit (d. h. zur griechischen Kirche) zurückkehren müsse, weil sich bei ihm einstmals das Christenthum vorwiegend von Byzanz aus verbreitet und die östliche Kirche außer bei den Südslawen und in Rußland, auch in Böhmen, ja sogar in Polen Wurzel gefaßt habe; der römische Katholicismus sei seinem ganzen Wesen nach antislawisch und müsse daher fallen. Ueber diese heikle Frage bemerkt der Autor nur so viel, daß eine Menge slawischer Stämme ihre ganze Geschichte in Verbindung mit dem Katholicismus durchlebt hat. Ueberhaupt könne der Katholicismus nur insoweit antislawisch sein, als er z. B. auch antigermanisch wäre, und der Kampf gegen ihn könne im Grunde genommen doch nichts weiter sein als ein Kampf gegen den klerikalen Obscurantismus, an dem es aber auch im entgegengesetzten Lager nicht fehle. Gegenwärtig hätte man mit dem Katholicismus als mit einer Thatsache zu rechnen, als mit einem Zubehör vieler slawischer Stämme.

Der Panslawismus fing, wie der Verfasser ausführt, mit antiquarischen Abstractionen an und war in der ersten Zeit ein romantischer Idealismus, nahm aber allmählich unter dem Einfluß der Ereignisse eine politische Schattirung an. In Rußland ward der Panslawismus zum Slawophilenthum, und bald trat die Erwartung auf, „daß sich die slawischen Bäche in das russische Meer ergießen würden". Der Autor läßt sich in dieser Beziehung also vernehmen:

Jedenfalls haben die Jahre 1875 bis 1878 einen bedeutenden Wendepunkt in der Entwickelung des slawischen Bewußtseins hervorgerufen, aber leider ist auch in diesen bedeutungsvollen Jahren wieder jener bedauernswerthe und schädliche Mangel an Verständniß für das eigene wie allgemeine slawische Interesse zu Tage getreten. Solange noch nicht mehrere slawische Stämme befreit sind, solange sie sich noch nicht gegenseitig gründlich kennen und verstehen gelernt haben, ist es schwer, von ihrer Einheit und Solidarität zu reden. Wie sich die slawische Entwickelung gestalten wird, ist Sache der Zukunft; aber zu fabeln, daß sie der Welt eine noch nie gesehene Civilisation bringen werde, ist eine poetische Phantasterei, die bisher nur schädlich gewirkt hat, da sie Selbsttäuschungen bei Leuten nährt, die ohnehin

schon stark mit solchen behaftet sind. Bisjetzt fehlt es für eine solche Civilisation noch gänzlich an Unterlagen; auch widerspricht es dem slawischen Naturell durchaus nicht, sich die europäische Cultur anzueignen. Das Slawenthum hat näher liegende Aufgaben, deren Lösung eine dringende Nothwendigkeit ist. Einheit und Solidarität werden nicht erreicht durch die Trugbilder einer phantastischen Zukunft noch durch eine ebenso phantastische Restaurirung des Alterthums, sondern nur dadurch, daß sich jedes Volk seine eigene Bildung angelegen sein läßt. Nicht in der Anfeindung der westlichen Bildung, sondern im Anschluß an dieselbe haben die Slawen ihr Heil zu suchen; das ist der Weg, auf dem sie am schnellsten zur Einheit gelangen können. Und dann hat ihre zweite Hauptsorge darin zu bestehen, daß sie einander gründlich studiren; sie sollen lernen, die historische Individualität anerkennen, die Eigenthümlichkeiten des andern Stammes achten, sich von der Anmaßung eigener Unfehlbarkeit lossagen — darin fürwahr werden sie die Grundlage finden, auf der es ihnen möglich sein wird, zu einem festen Bruderbunde zusammenzutreten. Durch all die Schwankungen, Unklarheiten, Uebertreibungen, wie es deren in der laufenden Entwickelungsperiode so viele gegeben hat, zieht sich doch das eine Streben hindurch, die Literaturen aller slawischen Stämme wissenschaftlich und praktisch zu erforschen, sowie ihre besondern Eigenthümlichkeiten und ihre Geschichte aufzuklären. Dies ist auch allein der Weg, auf dem es möglich sein wird, zu einer richtigen Anschauung der wechselseitigen slawischen Beziehungen zu gelangen.

Nach diesen und ähnlichen Ausführungen von mehr allgemeiner Natur behandelt nun der Autor die Literaturen der einzelnen slawischen Volksstämme. Das erste Hauptkapitel ist der Literatur der Bulgaren gewidmet, und zwar in der Art, daß zuerst die alte Zeit (die alte kirchliche byzantinische Literatur, die Literatur der Erzählungen, der bogomilischen Sagen u. s. w.), dann die Zeit des türkischen Jochs und der Beginn der Wiederbelebung, und schließlich die bulgarische Volkspoesie (Liedersammlungen und das bulgarische Epos) in ausführlicher Weise besprochen werden.

Im zweiten Hauptkapitel wird die Literatur der Südslawen einer nähern Betrachtung unterzogen. Hier kommen zunächst die Serbo-Kroaten in Betracht. Unter Serbo-Kroaten versteht der Autor außer den eigentlichen Serben (im Fürstenthum Serbien, in Bosnien, der Herzegowina, Crnagora und Altserbien) noch die Dalmatiner verschiedenen Namens, die Kroaten und Slawonier; endlich zählt er dazu auch noch den sehr nahe stehenden Stamm der Slowenen.

Im dritten und letzten Hauptkapitel behandelt der Verfasser die Literaturen der Südrussen und der galizischen Russinen, während er die Darstellung der großrussischen Literatur wegen ihres Umfangs und mehr noch wegen ihrer historischen Bedeutung, wie bereits oben erwähnt, einem besondern Bande vorbehält.

Dem vorstehend erwähnten Werk schließt sich in würdiger Weise die von Louis Kurtzmann herausgegebene zweibändige „Geschichte der polnischen Dichtkunst in der ersten Hälfte des laufenden Jahrhunderts“ von Adalbert Cybulski (Nr. 2) an. Es ist wohl zu beachten, daß dieses Buch Vorlesungen enthält, welche der Verfasser in den Wintersemestern 1842/43 und 1844/45 an der Universität zu Berlin über die damals neueste polnische Poesie hielt. Wenn der Stil nicht überall auf gleicher Höhe mit dem Inhalt steht, so darf nicht vergessen werden, daß der Verfasser ein Pole war und seine vor einem größtentheils aus Polen bestehenden Auditorium gehaltenen Vorträge nicht in der Absicht niederschrieb, sie herauszugeben. Der Herausgeber berichtet über den Lebensgang Cybulski's ungefähr Folgendes: Adalbert Cybulski wurde am 10. April 1808 zu Konin bei Pinne in der Provinz Posen geboren. Nachdem er das Gymnasium in Posen absolvirt hatte, begab er sich 1828 nach Berlin, um dort Philosophie, Philologie und Geschichte zu studiren. Dort traf ihn die Nachricht von dem Novemberaufstand in Warschau. Sofort trat Cybulski mit andern seiner Commilitonen in das polnische Heer ein und machte den an Mühen und Gefahren so reichen Feldzug bis zum Ende mit, gerieth jedoch in russische Gefangenschaft und verlebte drei Jahre tief in Rußland als Gefangener. Diese Zeit war für ihn keine verlorene, da er sie dazu benutzte, die russische Sprache und Literatur gründlich kennen zu lernen, was seinem Studium der slawischen Philologie später zugute kam. Im Jahre 1834 befreit, mußte er noch einmal in Preußen seine Theilnahme am Aufstande mit einer sechsmonatlichen Festungshaft in Schweidnitz abbüßen. Erst im Jahre 1836 konnte er nach Berlin zurückkehren, um die unterbrochenen Universitätsstudien wieder aufzunehmen und zu vollenden. Nun widmete er sich ausschließlich dem Studium der slawischen Philologie und unternahm zu diesem Zweck eine mehrjährige wissenschaftliche Reise durch die slawischen Länder. Im Jahre 1840 kehrte er nach Berlin zurück und habilitirte sich dort als Privatdocent für slawische Philologie, veröffentlichte auch eine große Anzahl kleinerer und größerer Abhandlungen in polnischen Zeit- und Sammelschriften. Im Jahre 1848 nahm er an dem Slawencongreß in Prag theil, doch blieb er, obschon Slawe und Pole von ganzem Herzen, ein unerbittlicher Gegner des Panslawismus, dessen Hohlheit niemand treffender als er nachgewiesen hat. Seine Landsleute wählten ihn zweimal als Abgeordneten in das preußische Abgeordnetenhaus. Im Jahre 1860 erhielt er die ordentliche Professur für slawische Philologie an der Universität zu Breslau, wo seine auf gründlichen Studien und ausgebreitetem Wissen basirten Vorlesungen großen Erfolg hatten. Hier aber ereilte ihn ein frühzeitiger Tod am 15. Februar 1867 mitten im besten Schaffen.

Der erste Band des in Rede stehenden Werks enthält außer einer Einleitung drei Kapitel, von denen das erste die dem Auftreten von Mickiewicz vorangehende Epoche der polnischen Dichtkunst charakterisirt, während das zweite Mickiewicz's Thätigkeit und Einfluß sowie seiner Zeitgenossen Dichtungsweise schildert und das dritte das Moment der ukrainischen Poesie hervorhebt.

Cybulski datirt die neuere polnische nationale Poesie von dem Falle Polens; er gibt die Zukunft Polens nicht

auf und ist der Ansicht, daß unter allen slawischen Stämmen die Polen allein es sind, welche „den slawischen Geist mit dem europäischen zu versöhnen vermögen". Die Idee eines Panslawismus, der sich auf Rußland stützt, bekämpft er namentlich vom polnischen Standpunkt aus mit der größten Entschiedenheit. So sagt er unter anderm:

Was geht mich die gemeinsame Abkunft von einer slawischen Urgroßmutter an, wenn der eine ihrer Söhne zum Kain seiner übrigen Brüder geworden ist oder es zu werden im Begriff steht? Theuerer und lieber ist mir alsdann jeder Fremdgeborene, wenn er gleiche Gesinnung mit mir theilt, gleiche Zwecke verfolgt, die Rechte der Menschheit, der Civilisation vertheidigt. Unausführbar ist die Idee des Panslawismus, weil sie im Schoße der slawischen Stämme selbst auf Hindernisse stößt, die sie nicht zu überwinden vermag, solange noch ein Funke von nationalem Selbstgefühl in diesen Stämmen lebt. Verderblich ist sie für das Wohl und das Glück nicht nur der Slawen, sondern auch der übrigen europäischen Völker, weil sie, als auf Eroberung und Zerstörung ruhend, die Selbständigkeit aller in Frage stellt, die freie Entwickelung des Geistes aufhält oder zu Grunde richtet. Die slawischen Völker waren von jeher durch Stammesunterschiede voneinander gesondert; sie bildeten nie ein einziges Reich, standen nie unter einem Staatsoberhaupt, sind durch die ewige Trennung, durch den verschiedenen Gang ihrer politischen und literarischen Entwickelung, durch ihre Religion, Sitte, Lebensweise, Sprache, durch ihre geographische Entfernung und entgegengesetzte historische Richtung seit einem Jahrtausend so fremd untereinander geworden, daß ihre Vereinigung zu einem slawischen Universalreiche unter einem Herrscher eine Utopie, ein Unding ist. Ebenso könnte man verlangen, daß sich die germanischen Stämme: Deutsche, Holländer, Dänen, Norweger, Schweden, ja Engländer, daß sich die romanischen Völker: Franzosen, Spanier, Portugiesen, Italiener, zu einem Reiche vereinigen sollen; denn wahrlich ist der Unterschied zwischen diesen nicht größer als der der slawischen Stämme untereinander. Man müßte vorerst alle diese Stämme nach ihrem ursprünglichen Vaterlande, dem Hochgebirge Tibets, oder, weil dies bereits von andern Stämmen besetzt ist, nach dem die Menschen zum Naturzustande zurückbringenden Sibirien senden, damit sie dort nach einer oder mehrern Generationen, wie die Juden in der Wüste, jeden europäischen Aberglauben ablegen und dann in dem geliebten slawischen Vaterlande dem einen großen panslawistischen Gott, dem Kaiser, als unterthänige Knechte gehorchen. Und auch dann wäre noch zu fragen, ob sie zu ihren frühern Götzen der Sonderung nicht zurückkehren, das große Reich theilen und wieder eine Beute der Feinde würden, um unter dem Joch abermals einen neuen panslawistischen Messias zu erwarten.

Wie Cybulski mit seiner ganzen Kraft dem Panslawismus entgegentritt, so bekämpft er auch den freiheitsfeindlichen Ultramontanismus und die mystisch-messianische Richtung von Mickiewicz, die sich mit dem Panslawismus verband. Hochinteressant ist es, was er über den Lebenslauf von Mickiewicz mittheilt und über dessen Dichtungen, deren poetischen Werth er übrigens theilweise voll und ganz anerkennt. Von Mickiewicz sagt er einmal treffend: „Er sollte der Schöpfer und Träger der neuesten polnischen Poesie werden; er ist das Herz des blutenden Polenvolks, das seine Wehklagen ausspricht, aber nicht dessen sich selbst begreifender Geist." Zu den Dichtern, die uns das Gemälde des ukrainischen Lebens vorführen, zählt er vorzüglich Malczewski, Bohdan Zaleski und Goszczynski. Malczewski repräsentirt das polnisch-adeliche, Zaleski das kosakische, und Goszczynski das haidamakische Element.

Auch der zweite Band besteht aus einer Einleitung und drei Kapiteln, von denen das erste den Aufstand von 1830—31 schildert, das zweite die dichterischen Erscheinungen bis 1830 charakterisirt, das dritte die nachrevolutionäre Zeit der polnischen Literatur einer nähern Betrachtung unterzieht. In der Einleitung stellt Cybulski die Behauptung auf, daß der eigentliche Brennpunkt der neuern polnischen Poesie „die Idee der nationalen Selbständigkeit und mit ihr die Idee der vollständigen socialen Reform sei, wie sie mit der Geschichte des Volks, mit der Vernunft des Menschen, mit dem Geist der Zeit überhaupt übereinstimmt". In dieser Idee liege die Mission, der Beruf des polnischen Volks. Daß dies eine stolze, ja erhabene Auffassung der literargeschichtlichen Aufgabe des Polenthums ist, wird niemand bezweifeln; ob diese Auffassung aber auch thatsächlich begründet sei, ist eine andere Frage, deren Beantwortung uns hier jedoch nicht obliegt.

Da der Inhalt des ersten Kapitels des zweiten Bandes vorzugsweise historische Ereignisse behandelt, so können wir hier darüber mit Stillschweigen hinweggehen, nur das sei bemerkt, daß der Autor für die Zukunft nicht von den Jesuiten und ihren Bundesgenossen, sondern nur von der demokratischen Idee, die dem Slawismus historisch zu Grunde liege, Heil für Polen erwartet. Im zweiten Kapitel führt der Verfasser aus, wie der Aufstand der Polen im Jahre 1830 von einer Dichtung begleitet gewesen sei, die man nur als „Volkspoesie" bezeichnen könne; der Aufstand habe Dichter wie Garczynski, Slowacki, Goszczynski, Pol u. a. erst ins Leben gerufen, diese Dichter seien zugleich Freiheitskämpfer gewesen, und in ihren Gedichten spiegele sich alles wieder, was damals das polnische Volk gefühlt und empfunden habe. Zahlreiche Beispiele dienen zur Illustrirung dieser Ansicht. Im dritten Kapitel wird mit Vorliebe des Grafen Sigismund Krasinski gedacht, der nach Cybulski's Meinung zuerst der polnischen Poesie einen „europäischen Charakter" verliehen hat. Wir schließen unsern Bericht über das Cybulski'sche Buch mit nachstehendem Gedicht Krasinski's:

Vor Tagesanbruch werden blaß die Sterne.

Ich glaub' an Polens Sieg, sei er auch ferne,
Daß es verloren nicht, trotz hundertjähr'gen Banden;
Doch ob wir's schauen herrlich auferstanden? —
— Vor Tagesanbruch werden blaß die Sterne!

Groß steht es vor mir in der Zeiten Ferne,
Wir sind dann wol im Sarg der Würmer Beute,
Denn morgen scheitert, was noch segelt heute —
— Vor Tagesanbruch werden blaß die Sterne!

Stets ist uns nah der Fall, der Sieg noch ferne,
Und eh' sich Gottes Wege offenbaren,
Vergehen Jahre, Hunderte von Jahren —
— Vor Tagesanbruch werden blaß die Sterne!

Wir siechten hin und lebten doch so gerne;
Wir liebten so und mußten so schwer büßen,
Ach! andre werden Polens Freiheit grüßen —
— Vor Tagesanbruch werden blaß die Sterne!

Als ein recht verdienstvolles Unternehmen darf die von Leopold Katscher unternommene Herausgabe der „Zierden der englischen Literatur in biographischen Einzeldarstellungen" (Nr. 3) angesehen werden. Es erscheint nämlich seit einiger Zeit bei Macmillan u. Comp. in London ein großartig angelegtes Unternehmen unter dem Titel: „English Men of letters", das von dem rühmlichst bekannten Literarhistoriker John Morley, dem Biographen Rousseau's, Diderot's u. s. w., geleitet wird und auf 30 bis 40 Bändchen berechnet ist, wovon bisher etwa 12 erschienen sind. Jedes Bändchen enthält die von einem hervorragenden englischen Autor geschriebene Biographie einer Zierde der englischen Literatur von Chaucer bis auf unsere Zeit. Einerseits der Geschmack des deutsch lesenden Publikums an Biographien, andererseits die Gediegenheit und Zweckmäßigkeit des in Rede stehenden Unternehmens, endlich die berechtigte Vorliebe der Deutschen für die englische Literatur veranlaßten L. Katscher, der selbst längere Zeit in England lebte und mit der englischen Literatur wohlvertraut ist, zu dem Versuch, eine deutsche Ausgabe der „English Men of letters" zu veranstalten. Er beschränkt sich dabei nicht auf eine wörtliche Wiedergabe der Originale, sondern übersetzt frei und nimmt zahlreiche, hier und da durchgreifende redactionelle Aenderungen vor, weil manches, wenn es unverändert geblieben wäre, dem deutschen Geschmack entweder zu weitschweifig oder zu specifisch englisch vorkommen würde. Auch bringt er zuweilen eine zweckmäßige orientirende Anmerkung an. Die eigentlichen Ansichten und Urtheile der englischen Verfasser sind aber in der deutschen autorisirten Ausgabe in keiner Weise abgeändert oder verkümmert worden.

Vor uns liegen nun drei Bändchen, welche die Lebensbeschreibungen von Oliver Goldsmith, Daniel Defoe und William M. Thackeray enthalten. Die Auswahl dieser drei englischen Autoren für die ersten drei Bändchen läßt sich wol am besten durch die Thatsache rechtfertigen, daß die Hauptwerke derselben zu den in Deutschland meistgelesenen Denkmälern der englischen Literatur gehören. Welcher Deutsche, der überhaupt liest, hätte nicht schon als Kind den „Robinson" und später den „Vicar von Wakefield" und die Schriften des großen Humoristen Thackeray gelesen? Der Verfasser der Biographie Goldsmith's ist William Black, ein renommirter Romanschriftsteller, der in der objectivsten und zugleich anziehendsten Weise Goldsmith's Leben beschreibt, das bekanntlich nicht frei war von tragischen Schicksalen und harten, oft leider nicht unverschuldeten Leiden. Black sagt:

Man hat Grund zu der Annahme, daß der Frohsinn, der Goldsmith's Werke wie Sonnenschein durchlenchtet, ihn selbst in den schwersten Stunden seiner wunderlichen, mühevollen Laufbahn niemals gänzlich im Stich ließ. Bei aller Empfindungsfähigkeit hatte unser Held ein glückliches Temperament, das alles aufs gerathewohl ankommen ließ; befand er sich zufällig bei Kasse, so war er stets zu lustigen Streichen geneigt; besaß er kein Geld, so nahm er das Hungern von der humoristischen Seite. Kurz, er wußte alles zu fügen und es fiel ihm nicht ein, das Misgeschick, das er selbst verschuldet hatte, der Ungerechtigkeit und der Vernachlässigung der Gesellschaft zuzuschreiben.

Der Verfasser von Defoe's Biographie ist der Literarhistoriker William Minto, früher Redacteur des „Examiner". Defoe war nicht wählerisch in seinen Mitteln, auch war Charakterfestigkeit nicht seine starke Seite. Minto äußert sich deshalb über ihn unter anderm in folgender Weise:

Kein anderer öffentlich wirkender Mann erkannte klarer, als Defoe es that, was das Wohl des Landes erforderte, und keiner arbeitete eifriger dafür. Er trug mehr als viele andere, theils durch geheime Intriguen, theils durch die Presse, zur Erreichung der beiden großen Ziele bei, die Wilhelm von Oranien der englischen Staatskunst steckte: die Vereinigung von England und Schottland, und die Einsetzung einer protestantischen Thronfolge. Abgesehen von seiner politischen Thätigkeit, war er ein mächtiger Fürsprecher fast aller auf die Förderung des socialen Wohls hinzielenden praktischen Pläne, die in seinen Tagen aufs Tapet kamen. Kann man ihn auch nicht als Muster sittlicher Aufführung hinstellen, so muß doch, wenn man die Zwecke, für die er arbeitete, in Betracht zieht, und nicht die Mittel, die er anwandte, anerkannt werden, daß es nur wenige Engländer gegeben hat, welche auf die Dankbarkeit ihres Vaterlandes mehr Anspruch haben als er. Er mag selbstsüchtig und ruhmredig gewesen sein, allein in seinem politischen Leben wurden diese Eigenschaften durch ihre Verbindung mit höhern und bessern Bestrebungen gemildert. Defoe ist ein wunderliches Gemisch von Schelm und Patriot; zuweilen scheint der Schelm, zuweilen der Patriot die Oberhand zu behalten, aber die Mischung ist so eins und die Energie des Mannes so rastlos, daß es so ziemlich unmöglich ist, die beiden Elemente scharf voneinander zu trennen und zu unterscheiden.

Thackeray's Biograph endlich ist der wohlbekannte Romandichter Anthony Trollope, der uns indeß, wie er auch selbst eingesteht, nicht sowol eine genaue Lebensbeschreibung seines Helden gibt, als vielmehr eine ausführliche und interessante Besprechung von dessen schriftstellerischen Arbeiten. Der uns zugemessene Raum verbietet es, ausführlicher auf diese Besprechung einzugehen. Trollope erzählt in mustergültiger Weise, wie Thackeray ein Schriftsteller wurde, wie er als solcher anfänglich zu kämpfen hatte, dann prosperirte und schließlich eine der größten Zierden der modernen englischen Literatur wurde.

Rudolf Doehn.

Heinrich Schliemann's Troja.

(Beschluß aus Nr. 15.)

Ilios. Stadt und Land der Trojaner. Forschungen und Entdeckungen in der Troas und besonders auf der Baustelle von Troja. Von Heinrich Schliemann. Mit einer Selbstbiographie des Verfassers, einer Vorrede von Rudolf Virchow und Beiträgen von P. Ascherson, H. Brugsch-Bey, E. Burnouf, Frank Calvert, A. J. Duffield, J. P. Mahaffy, Max Müller, A. Postolaccas, A. H. Sayce und R. Virchow. Mit circa 1800 Abbildungen, Karten und Plänen in Holzschnitt und Lithographie. Leipzig, Brockhaus. 1881. Gr. 8. 42 M.

Die folgenden mehr archäologischen Kapitel handeln von den sieben Strata, den Lagerstätten ebenso vieler „Städte", welche Schliemann auf dem Hügel von Hissarlik, eine über der andern, blos die siebente mehr an den Seiten des Hügels hin, gefunden haben will: die fünf ersten nennt er prähistorisch; von der sechsten Schicht weiß er nicht recht, welchen Namen sie eher verdient, ob sie schon der historischen Zeit zugetheilt werden darf; die siebente ist das äolische oder, wie man heutzutage gewöhnlich sagt, Neu-Ilium. Früher hat sich Schliemann mit einer geringern Zahl von Schichten und Städten begnügt; bei fortdauerndem Graben und Prüfen ist er auf die Siebenzahl gekommen. Die Beweise und Belege für die verschiedenen Niederlassungen findet er hauptsächlich in dem Unterschiede der Thongefäße und der Architektur (besonders der Hausmauern). Charakteristisch für sämmtliche prähistorische Städte dieser Fundgrube ist der Umstand, daß alle Geräthe für Lebende und Todte (also auch die Särge) aus Thon gefertigt waren (aber in der dritten derselben, worin Schliemann das alte Ilium erkennen will, fand er doch eine große Anzahl bronzener, ja silberner und selbst goldener Geräthe!). In allen fünf Städten haben sich keine oder wenigstens soviel als keine Spuren von Bemalung vorgefunden; in allen wurden die Todten verbrannt, nicht begraben. Die letztere Behauptung wird wol manchem Kritiker gerechte Zweifel erregen, denn das wird nach so und so viel tausend Jahren doch schwer zu beweisen sein! Und Schliemann hat es auch in der That nicht bewiesen. In allen fanden sich zahllose Austerschalen und Meermuscheln, dagegen keine Reste eines Huhns, woraus geschlossen wird, daß sich diese Hügelbewohner eher zum Genuß von Seethieren als von Eiern und Vogelfleisch disponirt fühlten. In allen fand sich neben Gold auch Silber und Blei, von welchen zwei letztern Metallen Lubbock behauptete, daß sie in der Bronzezeit sich nicht finden, eine Behauptung, die also jetzt durch Schliemann's Funde widerlegt ist. Alle fünf, also noch die unterste, gehören trotz zahlreichen Funden von Steinwerkzeugen und Steinwaffen nicht der Stein-, sondern der Bronzezeit an; das merkwürdigste der Mineralien, welches sich hier neben Porphyr, Diorit, Trachyt vorfand, ist der grüne, sogar weiße Nephrit. Ueber das räthselhafte Vorkommen desselben in Kleinasien u. s. w. bis nach Westafrika hin durch Import, und das Aufhören dieser Einfuhr nach der vorgeschichtlichen Zeit werden lange Abhandlungen von Fachmännern und Gelehrten in extenso mitgetheilt. Alle fünf Städte entbehren der Säulen (die auch der Dichter der Ilias noch nicht kennt), während die in der Odyssee genannten kaum anders als aus Holz gedacht werden können. Von den Städten der historischen Zeit auf Hissarlik wird wol Nr. 6, die sogenannte lydische Stadt, von vielen Kritikern angezweifelt werden; auch Schliemann selber hat sie in sein „Diagramm" mit etwas kleinern Buchstaben eingetragen, bewiesen hat er ihre Existenz nicht, nicht einmal wahrscheinlich gemacht. Noch einzelne Merkwürdigkeiten mögen hier verzeichnet werden. In den untern Städten ist eine große Anzahl von Vasen zu Tage gefördert worden, welche auf beiden Seiten mit senkrechten röhrenförmigen Löchern zum Aufhängen an einer Schnur versehen sind; solche sind auch auf der Insel Thera und auf babylonischem Boden ausgegraben worden; in der untersten Schicht fanden sich sogar noch die Ueberreste eines flächsenen Strickes; der Thon dieser — meist ein glänzendes Schwarz zeigenden — Gefäße ist mit grobgestoßenem Granit vermischt; die Töpferscheibe findet in den prähistorischen Städten noch keine Anwendung. Die merkwürdigsten Thongefäße sind in der Trümmerschicht der zweiten und der sechsten Stadt zum Vorschein gekommen: Thonkrüge von ganz außergewöhnlicher Größe, 5—6½ Fuß hoch; dort ihrer mehrere, hier ein einziger, aber so geräumig, daß er zwei Mann beherbergen konnte. An einer andern Stelle, wo eine Menge von Thongefäßen ausgegraben wurde, trägt der Flug Schliemann'scher Phantasie ihn zu dem Lager eines prähistorischen — Weinhändlers! Auch der deutsche Reichskanzler Fürst Bismarck hat sich für jene kolossalen Thonkrüge nicht blos interessirt, sondern sogar seine Ansicht über deren Culturwerth gegen Schliemann ausgesprochen, dahin gehend, daß die Anfertigung solcher Kolosse für einen schon hohen Grad von Civilisation zeuge; denn es sei ebenso schwer, sie zu formen als sie zu brennen, und sie könnten also nur von einem Volke hergestellt sein, das in der Töpferkunst eine bereits mehrhundertjährige Erfahrung hatte. Beiläufig sei erwähnt, daß Schliemann auch das homerische δέπας ἀμφικύπελλον unter den Thongefäßen gefunden zu haben glaubt, als Zweihenkel nämlich, nicht in der Form eines Doppelbechers, wie die Mehrzahl der Philologen mit Unrecht annimmt. Und nun die zahllose Masse jener weiblichen Idole und Vasen mit Eulenköpfen, welche in der zweiten Stadt und den folgenden zu Hunderten an das Tageslicht gekommen sind! Man muß es vollkommen begreiflich finden, daß sie von Schliemann in Verbindung gesetzt werden mit den beiläufig 18000 Wirteln, den Attributen oder Symbolen, wie er meint, der Hauptgöttin auf Hissarlik, der Athene Ergane,

welche identisch ist mit der eulenköpfigen (γλαυκῶπις) Athene. Aehnliches fand sich ja im Boden von Mykene, nur daß die hier gefundenen Idole die der kuhköpfigen (βοῶπις) Here sind. Schliemann ist vollständig im Recht, wenn er (allerdings nicht zuerst) die Behauptung aufstellt, daß es sich hier, in den Beiwörtern γλαυκῶπις und βοῶπις nämlich, keineswegs um eine Charakteristik der Augen besagter Göttinnen handle, sondern zum mindesten um den ganzen Kopf, ja er hätte getrost sagen dürfen, um die ganze Gestalt, denn γλαυκῶπις u. s. w. kann doch auch heißen: wie eine Eule aussehend, eulengestaltig — und daß dies die mythologische Genesis ist: erst die volle Gestalt eines Thiers (als Symbol), dann der bloße Kopf eines solchen auf Menschengestalt, endlich die volle anthropomorphische Göttergestalt, darf heutzutage nicht mehr bezweifelt werden. Nun war Pallas jedenfalls eine in Troja hochverehrte Göttin (vgl. das Palladium im dortigen Tempel und bezeichnende Homerstellen), und Schliemann's Combination ist daher der höchsten Beachtung werth. Kühn, aber nicht ohne einen Schein von Wahrscheinlichkeit ist ferner die gelegentlich der βοῶπις Here ausgesprochene Vermuthung, daß die ihr geweihte Stadt Mykene ihren Namen von μυκάω (Brüllen) herzuleiten habe; ansprechend die fernere Hypothese, daß die Pluralform bei Städten wie Athenä, Mykenä, Thebä (neben der Singularform) erst aufgekommen sei bei der Vergrößerung dieser Städte, und daß, als sie noch auf ihre πόλις (Akropolis) beschränkt waren, der Singular allein gebräuchlich gewesen sei. Die Idole mit Widderhörnern (die bekanntlich auch auf Cypern gefunden werden) weiß Schliemann nicht zu erklären. Sie finden sich in der dritten Stadt. Aber auch hier kommt Schliemann's Phantasie einem nüchternen Denker recht unangenehm in die Quere. Er findet nämlich eine Terracottenkugel, in der Mitte derselben ein Eulengesicht, rechts davon ein Rad, welches „vielleicht" die Sonne bedeutet, zur Linken drei concentrische Kreise, welche „vielleicht" den Mond darstellen, und darunter ein kleiner Kreis, „vielleicht" zur Bezeichnung des Morgensterns, und nun aus diesen Vordersätzen flugs der Schluß: „Dieses Eulengesicht zwischen Sonne, Mond und Morgenstern beweist besser als alle Vasen und Idole, daß der Eulenkopf das Symbol der ilischen Athene ist"!

Merkwürdig ist das auf Gefäßen der dritten Stadt (Troja) gefundene[] Kreuzzeichen 卐 und 卍, das in Indien sogenannte Svastica und Sauvastica (Zeichen für Frühlingssonne und für Herbstsonne?), welches von China an durch ganz Asien bis nach Westafrika hinein dem Auge des Forschers entgegentritt und aller Deutungsversuche spottet. Merkwürdiger aber ist die Kritik, wie sie Schliemann, der sonst so gewissenhafte Forscher, handhabt, um zwischen Homer und seinen eigenen Funden die schönste Harmonie herzustellen. „In Bezug auf die Lage", meint er nämlich, „stimmt die dritte Stadt von Hissarlik vollkommen zu den Homerischen Anlagen" (und die heiße und kalte Quelle vor den Thoren?); dann heißt es bei Homer „Ilias", XVIII, 280—290 wörtlich: „Früher nannten alle Menschen die Stadt des Priamos eine gold- und bronzereiche, jetzt aber (d. h. durch die Belagerung) sind die schönen Schätze völlig dahingeschwunden", und daraus begründet Schliemann folgenden Satz: „Wenn daher die dritte Stadt von Hissarlik, ihrer Erschöpfung durch eine langwierige Belagerung zum Trotz, noch immer so reich war, daß ich dort zehn Schätze finden konnte, so ist dies noch ein Beweis mehr für ihre Identität mit der Ilios des Dichters"! Und derselben Stadt, deren Lage so wunderbar stimmt mit den Angaben Homer's, hat derselbe Homer, wie derselbe Schliemann zugestehen muß, fälschlich die Kleinigkeit einer Akropolis zugeschrieben, die sie nicht hatte, nicht haben konnte! Der Südostwinkel der Stadt ist, nach Schliemann's auf topologischen Schlüssen beruhender Behauptung, von der Feuersbrunst verschont geblieben. Nun sollte es aber scheinen, daß, wenn die Griechen so radical destructiv mit der eroberten Stadt verfuhren, daß sie dieselbe, und zwar durch Feuer, vom Erdboden wollten verschwinden machen, sie auch den Südostwinkel in die allgemeine Zerstörung hineingezogen hätten. Also sind entweder die Griechen nicht so grausam gewesen, oder Schliemann hat sich mit seiner Annahme vom Südostwinkel geirrt. Eine dritte Möglichkeit, daß die ganze Annahme einer kolossalen Feuersbrunst eine bloße Hypothese sei, wage ich, gegenüber den positiven Versicherungen Schliemann's und besonders Virchow's vom Vorhandensein überwältigender und handgreiflicher Zeugnisse und Spuren einer solchen, nicht aufzustellen. Aber ob die Griechen damit zu schaffen hatten, ist wieder eine andere Frage.

Interessant ist die Bemerkung Schliemann's, daß im fernen Alterthum die Bronze (χαλκὸς) — Schliemann leitet das Wort von brunus aes ab — größern Werth gehabt habe als selbst das Gold. In der That finden sich noch bei Homer Stellen, welche einen solchen Schluß zu rechtfertigen scheinen, aber für das Gegentheil entscheidend ist doch die Stelle „Ilias", VI, 236, wo das Verhältniß einer Goldrüstung zu einer ehernen wie 100 : 9 angenommen wird.

Ueber die drei folgenden Städte gehen wir weg, um noch kurz die siebente, d. h. Neu-Ilion, zu berühren. Hier ist vor allem die erstaunliche Menge der gefundenen Bronzemünzen zu erwähnen; keine geht weiter zurück als bis zur macedonischen Periode. Das Werthvollste jedoch, was hier die Ausgrabung zu Tage förderte, ist ein marmorner, $6\frac{1}{2}$ Fuß langer und gegen 3 Fuß hoher Triglyphenblock mit einer Metope, welche den Phöbus Apollo mit den vier Sonnenrossen darstellt, in classischem Stil, ein Meisterwerk ersten Rangs, werth mit den besten griechischen Sculpturen verglichen zu werden. Nach dem Urtheil competenter Archäologen stammt es aus dem vorchristlichen 4. Jahrhundert. Das Werk ist auch in technischer Hinsicht merkwürdig, insofern der Kopf des Gottes, was sonst auf Reliefs sehr selten und erst seit dem Vorgang des Malers Kimon von Kleonä gefunden wird, nicht im Profil, sondern en face dargestellt ist.

So viel über das neue Schliemann'sche Buch. Nun noch die Beigaben deutscher, englischer und amerikanischer Gelehrter („Anhang"). Wir wollen uns darüber so kurz als möglich zu fassen suchen. In Nr. 1 handelt Virchow über „Troja und Hissarlik". Der berühmte Gelehrte geht von dem Princip aus, es müsse doch in dem Lande selbst, in seinen natürlichen Verhältnissen ein ganz besonderes Motiv liegen, daß gerade hier die Sagenbildung so thätig und so schöpferisch war, es müsse in der Oertlichkeit ein besonderer Anreiz zum Dichten liegen; man habe doch gewiß nicht aus bloßer geographischer Caprice, ohne Rücksicht auf die Wirklichkeit gerade die Troas zum Schauplatz so vieler Legenden (Götter-, Heroen- und Menschensagen) gemacht. Wir vermögen das Gewicht dieser Argumentation nicht anzuerkennen. Denn warum soll denn ein großartiger, grundstürzender, lange nachzitternder geschichtlicher Vorgang nicht dasselbe bewirkt haben können, ja müssen? Wenn es Virchow für unmöglich hält, daß die Ilias von jemand gedichtet sein könne, der nicht das Land selbst besucht hat, so mag man ihm das zugeben oder nicht: es resultirt daraus für die Hauptfrage gar nichts, absolut nichts. Daß Homer, der alte echte, nicht interpolirte Homer nicht im griechischen Mutterland, sondern in Kleinasien, an der Meeresküste zu Hause war, glauben wir gern und glaubte man so ziemlich allgemein von jeher; daß er deswegen gehalten war, die Gegend von Ilios geographisch zu studiren, glauben wir gerade so wenig, wie daß der Dichter der Nibelungen ein geographisch getreues Bild des Burgunderlandes und der von den Burgunden durchzogenen Gegenden von Süddeutschland und des heutigen Oesterreich gegeben hat. Ich kann mich auch nicht davon überzeugen, daß Homer eine „höchst auffällige Kenntniß der Meteorologie des Landes, der Fauna und Flora, der socialen Eigenthümlichkeiten der Bevölkerung" an den Tag lege. Der „wirbelnde" Skamander, der „quellenreiche" Ida, das „windige" Ilion — kann denn dergleichen wirklich als Beweis dienen? Von welchem Gebirge, sei es des Mutterlandes, sei es Kleinasiens, von welchem Strom, von welcher alten Anlage mit luftiger Citadelle läßt sich dasselbe nicht auch aussagen? Und wie steht es denn doch mit der geographischen Treue, wenn die von Homer unmittelbar vor die Stadt Ilion gesetzten zwei Quellen (die kalte und die warme) zwei Tagereisen von der Ebene entfernt hoch im Gebirge liegen! Mit voller Ueberzeugung unterschreiben wir Virchow's Satz: „Das Ilion der Dichtung muß unter allen Umständen selbst eine Dichtung sein, und das alte Ilios sah Homer nur in der Vision." Aber was ist dann das für ein „großes Feuer, wie es der Homerischen Erzählung entspricht", welches Troja so gründlich soll zerstört haben? Auf welche Stellen (der Ilias oder der Odyssee) stützt sich dann dieses Feuer? Sie hätten wenigstens, von Schliemann wie von Virchow, angegeben werden sollen. Wol kennen wir aus Virgil, d. h. also auch aus einem Cykliker: „omnis humo fumat Neptunia Troja" — aber steht Aehnliches im echten Homer? Solange dieses nicht bewiesen ist, wird der furchtbar verheerende Brand, der noch heute in der sogenannten „verbrannten Stadt" auf Hissarlik in den unverkennbarsten Spuren dem Beschauer entgegentritt, nicht als Argument für die Identität Ilions mit dieser Stätte benutzt werden dürfen.

Der zweite Aufsatz des „Anhangs", vom Professor Mahaffy, handelt „Von dem Verhältniß Neu-Iliums zu dem Ilion des Homer". Bekanntlich suchte Demetrios von Skepsis (ein Kritiker der Pergamenischen Schule?) die Stelle von Alt-Ilion nicht auf Hissarlik, sondern einige 30 Stadien höher landeinwärts, an einem Ort, den er Πλειῶν κώμη nennt. Aber dieser Gelehrte (Mahaffy) muß nun, um des Demetrios Gründe zu widerlegen, gerade von dem Satz, den ich oben aufgestellt, ausgehen und sich auf ihn stützen, daß sich keine Stelle nachweisen läßt, welche die gänzliche Zerstörung der Stadt bestätigt! Der Verfasser behauptet, Demetrios habe sich durch den Neid, den Ilions Begünstigung durch Alexander den Großen und Lysimachus in ihm erweckte, bestimmen lassen, als Gegner der Identität aufzutreten. Dies scheint in der That nicht unmöglich.

Die folgende Abhandlung: „Ueber die Inschriften von Hissarlik", von Professor A. H. Sayce, entwickelt zwar große Gelehrsamkeit und einen ebenso großen Reichthum an Hypothesen, vermag aber nicht viel Resultate zu bieten. Ist die (besonders auf sogenannten Wirteln) auf Hissarlik gefundene Schrift eine cyprische, wie Haug behauptete? Der Verfasser nimmt dies als ausgemacht an. Jedenfalls ist den inschriftlichen Funden von Hissarlik das interessante Ergebniß zu verdanken, daß „in der Nordwestecke Kleinasiens die Schrift lange vor Einführung des griechischen oder phönizischen Alphabets bekannt war". Aber mag dies sich in Wirklichkeit so verhalten — und es wäre Hyperkritik oder noch besser Unkritik, daran zu zweifeln: über den Umstand, welche Sprache durch diese Lautzeichen fixirt war, und was ihre Bedeutung sei, darüber sind wir vollständig im Unklaren. Keine der versuchten Lesungen (deren es mehrere und völlig voneinander abweichende gibt) vermag nur im geringsten auf Wahrscheinlichkeit Anspruch zu machen, und noch weniger (wenn dies möglich) die Deutung. Der Verfasser zieht in seine Untersuchung auch die Hithiten, ein Volk, welchem in prähistorischer Zeit die gleiche Aufgabe wie den Phöniziern zugefallen sein soll, nämlich die, Kunst und Civilisation der Assyrier nach Westen zu tragen; er erblickt in den rohen trojanischen Figuren, welche Schliemann für Darstellung der eulenköpfigen Athene hält, in Wirklichkeit barbarische Versuche, die Bilder der Göttin, die unter den verschiedenen Namen Atargatis, Ate, Kybele, Ma und Omphale herüberkam, nachzubilden. Eins scheint ihm jedenfalls klar, daß nämlich die Inschriften von Hissarlik aus einer Zeit stammen, welche der Einführung des phönizisch-griechischen Alphabets in Kleinasien voranging, während bisher keine Inschriften aus Kleinasien bekannt waren, die in ein so hohes Alterthum hinaufreichen. Jenes älteste Alphabet (besser Syllabarium), das in den bekannten lykischen, karischen, pamphylischen, cilicischen, kappodocischen

Inschriften die deutlichsten Spuren zurückgelassen hat, ist eben das cyprische. Die Zahl der Schriftzeichen berechnet der Verfasser auf etwa hundert. Wenn er aber die Vermuthung wagt, daß die bekannten σήματα λυγρὰ in Bellerophon's Uriasbrief Zeichen dieses Alphabets mögen gewesen sein, so muß ein solches müßiges Spiel ernstlich zurückgewiesen werden; denn Homer wußte doch auf keinen Fall etwas von jenem cyprischen Syllabarium und konnte an kein anderes als an das griechische Alphabet denken! Ob sich die Vermuthung, daß das sogenannte cyprische Syllabar sich als einen Import der Hithiten (am Euphrat) herausstelle, d. h. daß es von den hithitischen Hieroglyphen abgeleitet sei, zu bestätigen scheine, ob wirklich das bisher unerklärte Element in der frühern griechischen Kunst, das sich nicht aus phönizischem Einfluß herleiten läßt, aus hithitischer Quelle geflossen sei, ob in Wahrheit die von Schliemann in Mykene gefundenen Grabsteine in ihrem ganzen Charakter hithitisch und auch die Löwen über dem Hauptthor der Akropolis dieses Ursprungs seien: diese und andere kühn ausschweifenden Behauptungen getrauen wir uns weder zu widerlegen noch zu bestätigen. Der Sinn der trojanischen Inschriften — meint der Verfasser — könne vielleicht durch die Entdeckung phrygischer und lydischer Inschriften noch aufgeklärt werden, da das Phrygische eine Schwestersprache des classischen Griechisch und mit dem Lydischen sehr nahe verwandt sei, die Mysier (Trojaner) aber, ob nun als thrazische Colonisten, ob als lydische angesehen, gleichfalls eine vom Griechischen nicht sehr verschiedene Sprache müßten gesprochen haben.

Die nun folgenden vier Abhandlungen (die eine, topographische, von Consul Calvert, über das alte „Thymbra", jetzt Hanai Tepeh; die andere von Virchow über „Aerztliche Praxis in der Troas"; die dritte von Ascherson, Heldreich und Kurtz über die „Flora der trojanischen Ebene", und die vierte von Duffield „Ueber die verlorene Kunst der Kupferhärtung") wollen wir gern der Aufmerksamkeit der Fachmänner überlassen; nur noch einige Worte zu den beiden letzten von Brugsch-Bey über „Here Boopis" und über „Troja und Aegypten".

In der ersten Abhandlung bringt der berühmte Aegyptologe den griechischen Kuheultus, der so durchsichtig hervortritt in der βοῶπις Ἥρη des Homer, in der Geschichte der Heraprieſterin zu Argos und ihrer Söhne Kleobis und Biton (bei Herodot), in der Io-Sage u. s. w., in nächste Verbindung mit Aegypten — und gewiß mit Recht. Die Bekanntschaft der Griechen mit Aegypten ist eine sehr alte — das beweist schon Homer, ohne daß man ihn mit Gladstone's Augen anzusehen und auf Gladstone's Weise auszubeuten braucht —, und auf religiösem Gebiet war es der Osiriscultus, d. h. die Urform der ägyptischen Glaubenslehren, mit seiner eigenthümlichen Darstellung von der irrenden Isis, die sich in Kuhgestalt den Nachstellungen des Set zu entziehen suchte, welcher ihnen besonders auffällig erscheinen mußte: daher die Mythen von der Hera Boopis und von der kuhköpfigen umherirrenden Io, d. h. eben der libyschen Isis; die Quelle zu dieser Verwandtschaft entsprang auf dem Boden der libyschen Seite des ägyptischen Deltalandes, auf jenem Gebiet, welches bereits in den ältern Zeiten der Geschichte der Pharaonen einen regen Fremdenverkehr zu Wasser und zu Lande sich entwickeln sah.

In der zweiten Abhandlung verbreitet sich Brugsch über den Namen „Hellenen", dessen Wurzel ihm zu liegen scheint im griechischen Stamme Sel (mit der Bedeutung von „Glanz", die Griechen also soviel als „die Glänzenden"), und stellt aus ägyptischen Texten (Inschriften und andern Quellen, worunter auch das Heldengedicht Pentaur's erscheint) aus der Zeit des Ramses II. (Sesostris) diejenigen Völker zusammen, welche als Bund dem berühmten ägyptischen Eroberer entgegentraten, um ihm die Hegemonie über Vorder- und Kleinasien streitig zu machen; es erscheinen hier als diesem Bund angehörend: die Dardaner, Mäonier, Lyeier, Mysier, d. h. die westlich-kleinasiatische Kriegsmacht in ihren Hauptvertretern, wie sie „bereits in der Liste der troischen Bundesgenossen und ihrer Führer bei Homer namentlich aufgeführt werden". Um so unwahrscheinlicher ist dafür die Vermuthung Brugsch's, es seien unter den Turasch (die er ebenfalls aus ägyptischen Denkmälern anführt) die Troer zu verstehen, unwahrscheinlich deshalb, weil diese sich als treue Bundesgenossen der Aegypter zeigen. Ist es anzunehmen, daß mitten unter den Mysiern, die dort als zum großen kleinasiatischen Völkerbund aufgeführt werden, die Bewohner der kleinen Troas eine entgegengesetzte und noch dazu kriegerische Politik befolgten, befolgen konnten? Die Pelasger, welche Brugsch aus ihrer Ruhe, wohin sie vorsichtig gebettet worden sind, wieder aufstört, wollen wir lieber unbehelligt lassen; denn die Identität der gleichfalls auf ägyptischen Denkmälern gefundenen Purosata oder Pulosata (der „Völker des Nordens", der „Bewohner der Inseln und Küstenländer") mit ihnen, ist, auch mit Herbeiziehung des hebräischen palas, palasch („sich einen Weg bahnen, aufbrechen, wandern"), doch nicht so durchsichtig wie bei den andern von Brugsch zusammengestellten Völkernamen. Als feste Resultate des ägyptischen Denkmälerstudiums gibt Brugsch die Thatsachen, daß bereits in prähistorischer Zeit Troas (?), Mysien, Mäonien, Lycien als feste Stationen gleichnamiger Völker an der Westküste und auf den benachbarten Inseln Kleinasiens erscheinen, ferner daß bereits im 14. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung die Hellenen und ihre Stämme den Aegyptern vollständig bekannt waren. F. Mähly.

Vermischte Schriften.

1. Antik und Modern. Ein Vortrag von Christian Muff. Halle, Mühlmann. 1879. 8. 1 M.

Der Verfasser bezweckt mit diesem Vortrag, die Unentbehrlichkeit des classischen Alterthums für unsere höhern Schulen darzuthun. Er kämpft für seinen Zweck mit großer Sachkenntniß und ohne alle Voreingenommenheit; die Unterschiede des classischen Alterthums von der modernen Welt zeichnet er ebenso gerecht als treffend und drängt viel Gehalt in knappen Raum zusammen. Besonders den Schülern der obern Gymnasialklassen möchten wir diesen Vortrag empfehlen.

2. Der Rausch. Eine psychologische Studie von L. Siegfried. Bonn, Strauß. 1880. 8. 1 M. 50 Pf.

Brillant ausgestattet, pikant geschrieben, ein Gemisch von allen möglichen Gesichtspunkten, unter denen der Rausch betrachtet werden kann. Es hat uns verletzt, daß ernste und komische Momente blind durcheinander geworfen werden. Man behandle diesen Stoff entweder im Stil eines Moritz Busch, oder vom ethisch-socialen Standpunkt aus. Der Verfasser redet von einer culturfördernden Bedeutung der Rauschmittel und meint, daß ein zur Schlacke verbranntes Erz dem Rausch an sittlichem Werth wol gleichkommen möchte. Der Cultur sei der Rausch in demselben Grade verwandt, wie dem Menschen der Affe. „Der Rausch ist weder die Ursache der Cultur noch ihre Folge; er ist ihr Affe; und wer ein Freund der Cultur ist, der halte sich den Affen fern."

3. Das Leben Jesu. Reden, gehalten im Protestantischen Reformverein zu Berlin. Von Kalthoff. Berlin, Würtzburg. 1880. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.
4. Die Einheit Gottes. Rede, gehalten zum ersten Jahresfeste des Protestantischen Reformvereins zu Berlin von Kalthoff. Berlin, Würtzburg. 1880. Gr. 8. 15 Pf.
5. Gregor VII. und der Gang nach Canossa. Vortrag, gehalten im Bürgersaale des Rathhauses zu Berlin von Kalthoff. Berlin, Würtzburg. 1880. Gr. 8. 80 Pf.
6. Die neueste Maßregel zur Bekämpfung des Judenthums. Vortrag, gehalten im Saale des Handwerkervereins zu Berlin von Kalthoff. Berlin, Würtzburg. 1880. Gr. 8. 50 Pf.

Die Forschungen gelehrter liberaler Theologen will Kalthoff hier dem Volke zugänglich machen; er kämpft fast fanatisch gegen alle wirkliche und vermeintliche kirchliche Orthodoxie, ist nicht ohne Gemüth und Gelehrsamkeit, hat Elemente des Meisters der tübinger Schule, Ferdinand von Baur, verbunden mit einer freigemeindlichen Auffassung des Christenthums, und weiß seine im Grunde alttestamentliche Religion mit edler Schwärmerei und formellem Geschick vorzutragen. Warum aber Kalthoff nicht zum Reformjudenthum übergeht, auf dessen Boden er doch steht, ist uns unerfindlich. Schwächlicher als er kann niemand eine Lanze für das Judenthum brechen: die heutigen Juden sammt und sonders als Märtyrer hinzustellen und sie als die vermeintlichen Träger des echt christlichen Geistes anzureden: das ist denn doch eine Ironie, welche nur der falsche Idealismus eines Deutschen fertig bringt!

7. Poetische Abende von Rudolf Genée. Erfurt, Bartholomäus. 1880. Gr. 8. 4 M.

Der Verfasser will die Grundsätze des Vortrags rhythmischer Poesien darlegen und durch Hinweise auf die praktische Ausübung dieser Grundsätze dieselben zu unmittelbarer, lebendiger Wirkung bringen. Zur Erreichung dieses Ziels läßt er drei Factoren zusammenwirken: die Schöpfungen unserer Dichter selbst, sodann eine allgemein verständliche Darlegung der mannichfaltigen metrischen Formen, endlich die directen Hinweise auf den künstlerischen Vortrag. Die Gedichte des Buchs werden in zwölf Gruppen („Abende") eingetheilt; die versuchte Aesthetik der Kunst des Vortrags soll gleichsam auf dem Wege des poetischen Genusses selbst sich Geltung verschaffen. Es ist das Beste ausgewählt, was die deutsche Sprache in der rhythmischen Poesie bietet.

Daß ein Mann wie Rudolf Genée über die Kunst des Vortrags nur Brauchbares und Tüchtiges sagt, versteht sich von selbst; daß er aber den eigentlichen Kern des Buchs durch die abgedruckten Beispiele von dem Umfange einer Broschüre zu demjenigen eines starken Bandes ausgedehnt hat, können wir nicht als durch die Natur der Sache gefordert anerkennen. Wir bedauern, die Erklärung abgeben zu müssen, daß solche Arbeiten doch zu sehr das Gepräge der Bücherfabrikation tragen, als daß wir ihnen einen besondern Empfehlungsbrief mitgeben könnten.

8. Synchronistische Tabellen der christlichen Kunstgeschichte. Ein Hülfsbuch für Studirende von Franz Xaver Kraus. Freiburg i. Br., Herder. 1880. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Vorliegende Tabellen kommen ohne Zweifel einem Bedürfniß entgegen und befriedigen dasselbe in ausgezeichneter Weise. Der durch seine sonstigen Leistungen auf dem Gebiete der christlichen Archäologie und Kunstgeschichte rühmlich bekannte Verfasser hat nicht die „kirchliche", sondern die „christliche" Kunstgeschichte hier bearbeitet im Zusammenhange mit den allgemeinen Culturerscheinungen. Seine Arbeit beweist schlagend, wie sehr er die Kunstgeschichte geschichtlich und kritisch beherrscht. Das Buch, für alle christlichen Confessionen gleich brauchbar, ist ebenso vollständig wie übersichtlich geordnet und verdient unsere wärmste Empfehlung.

9. Die Entwickelung des Nihilismus von Nikolai Karlowitsch. Dritte stark vermehrte Auflage. Berlin, Behr. 8. 1 M. 50 Pf.

Die vorliegende Schrift versucht zum ersten mal, die Entstehung und Entwickelung des Nihilismus in Rußland darzulegen. Sie geht von der Ansicht aus, daß die Handhabung der Autorität unter Alexander II. noch viel zu

milde gewesen. Der Verfasser ist genau vertraut mit der revolutionären Literatur sowie mit den russischen Verhältnissen überhaupt. Seine Schrift hat in der deutschen und russischen Presse großes Aufsehen erregt. Seine Ueberzeugung bleibt trotz aller erfahrenen Angriffe, die russische Regierung werde mit dem Nihilismus unbedingt fertig werden, wenn sie nur seine Bekämpfung mit Ernst, Strenge und Nachdruck fortführt.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Der unermüdlich fleißige Verfasser der so beliebten ägyptischen Romane, Georg Ebers, läßt seinem in d. Bl. eingehend besprochenen Ausstattungswerk über Aegypten jetzt ein ähnliches folgen: „Palästina in Bild und Wort nebst der Sinaihalbinsel und dem Lande Gosen." Das Werk bietet keinen Originaltext von Georg Ebers: es ist nach dem Englischen bearbeitet von diesem Autor und Lic. theol. H. Guthe. Der Hallberger'sche Verlag läßt ihm dieselbe glänzende Ausstattung zutheil werden, wie sie das Prachtwerk über Aegypten zur Schau stellt; 40 prachtvolle Stahlstiche und gegen 600 Holzschnitte von vorzüglichen Künstlern werden dasselbe schmücken: alle Landschaften, welche den biblischen Geschichten zum Schauplatz dienen, werden sich in dem Buche finden.

Ein anderes illustrirtes Ausstattungswerk wird von der Verlagsbuchhandlung Heinrich Schmidt und Karl Günther in Leipzig angekündigt: es ist dies „Rom in Wort und Bild", eine Schilderung der ewigen Stadt von Rudolf Kleinpaul, einem Autor, der sich bereits durch verschiedene geistreiche Schriften über Italien bekannt gemacht hat. Der Plan des Werks, welches mit 368 Illustrationen ausgestattet werden soll, verspricht einen interessanten und reichen Inhalt.

— Das Selbstporträt Albrecht Dürer's aus dem Jahre 1493, von welchem Goethe bei Beireis spricht und welches von dem leipziger Museumsdirector Dr. Lücke sogleich auf den ersten Blick als authentisch bezeichnet wurde, ist jetzt in Verwahrung bei dem Buchhändler H. Haessel in Leipzig, der beauftragt ist, es zu verkaufen.

— In vierter vermehrter und verbesserter Auflage erscheint das „Staatsrecht der Preußischen Monarchie" von Ludwig von Rönne (Leipzig, F. A. Brockhaus). Ohne Frage ist dies das staatsrechtliche Hauptwerk, welches wir über Preußen besitzen. Die erste Auflage desselben war im Jahre 1863 vollendet. Bei der überaus regen staatsrechtlichen Entwickelung der zwei letzten Jahrzehnte, welche eine Menge früher unbekannter Fragen und Controversen zu Tage gefördert hat, war eine neue Bearbeitung des grundlegenden Werks geboten, welche, wie die erste Lieferung beweist, mit ausnehmendem Fleiß und mit Berücksichtigung aller Debatten in den Landtagen und den Commissionen durchgeführt ist.

Ausländische Literatur.

Für die internationalen literarischen Beziehungen zwischen Deutschland und Spanien entwickelt der Kölner Jean Fastenrath eine unausgesetzte Thätigkeit. Sein Hauptwerk, in welchem er die Spanier mit hervorragenden deutschen Gelehrten, Künstlern und Schriftstellern bekannt zu machen sucht, ist: „La Walhalla y las glorias de Alemania" (Madrid 1881). Der neuerschienene sechste Band enthält ebenso wie die frühern eine große Zahl kleiner Essays und lebendiger Causerien in einem schwunghaften Stil, welcher ganz dazu geeignet ist, die Spanier für unsere nationalen Größen zu erwärmen. Der kölner Dombau, die pergamenischen Entdeckungen finden ihr Echo in diesen Aufsätzen; viele altdeutsche Dichter werden besprochen; von neuern Gelehrten besonders Savigny und Bopp, von neuern Malern Karl Friedrich Lessing und Anselm Feuerbach, von Componisten Kreutzer, Lortzing und Spohr, von neuern Dichtern besonders Freytag, Gutzkow und der Herausgeber d. Bl.

— Die wichtigste, wiewol in mancher Hinsicht beklagenswerthe Erscheinung der neuesten englischen Literatur ist: „Reminiscences" von Thomas Carlyle, herausgegeben von James Anthony Froude, in zwei Bänden. Abgesehen von dem, was der berühmte Schotte — und der blieb er bis zum letzten Lebenstage, trotzdem er seit Jahren in London oder dem darangrenzenden Chelsea seine Wohnung hatte — über seine Gattin und Angehörigen sowie über Edward Irving in diesen „Reminiscenzen" niedergelegt, hat er sich darin in einem nicht günstigen Lichte gezeigt. Kleinlich und engherzig in der Beurtheilung der besten und hervorragendsten seiner Zeitgenossen, hat er dadurch nur seinem, nicht ihrem Rufe geschadet. Nun erst erkennt man recht deutlich, daß er ein Mann von nur wenigen Ideen war, die ihn ganz erfüllten und die er auf alle mögliche Arten in seinen Schriften ausbeutete. Arbeite und schweige, und wirf dich zu den Füßen dessen, der eine noch größere Arbeitskraft, geistige oder körperliche, entwickelt hat als du selbst — dies ungefähr ist die Summe seiner Lehren, dies das Evangelium, welches er fortwährend und in allen Tonarten gepredigt hat. Nur, scheint es, durfte der Held der Arbeit ihm nicht zu nahe stehen, seinen Ruhm nicht verdunkeln, sonst hätte er über einen Mann wie Darwin nicht das folgende Urtheil niederschreiben können: „Darwin über «Gattungen» ist mir wunderbar, insofern es die eigensinnige Dummheit der Menschen andeutet; ich konnte nie eine Seite darin lesen oder den geringsten Gedanken daran vergeuden." Das liebenswürdige und geniale Geschwisterpaar Charles und Mary Lamb bezeichnet er als ein „trauriges Paar Erscheinungen", und Heinrich Heine nennt er „blackguard Heine" (der Lump Heine). Ist er doch nicht einmal seiner frühern Begeisterung für Goethe treu geblieben, sondern nennt ihn in seinen „Moral Phenomena of Germany": „arch-corrupter" und spricht von Goethe's „devilry". Seien wir jedoch nicht zu streng in unserm Urtheil über den immerhin bedeutenden, wenngleich sehr einseitigen Denker, denn er war Zeit seines Lebens vom schlimmsten körperlichen Uebel — dem wahren summum malum im Gegensatz zum Diderot'schen summum bonum — geplagt: von schlechter Verdauung, und dies mag ihn entschuldigen.

— Zunächst seien nun zwei Werke philosophischen Inhalts erwähnt: „Epicureanism" von William Wallace, und „Descartes" von J. P. Mahaffy. Ersteres ist eine gelungene Darstellung des Lebens und der Lehre des griechischen Philosophen, während das letztere sich hauptsächlich mit der Biographie des französischen Philosophen beschäftigt und seine Philosophie nur nebenher berücksichtigt. Jenes erschien sonderbarerweise in der Reihe der Schriften von der „Gesellschaft zur Beförderung christlichen Wissens" und dieses in der von W. Knight veranstalteten Sammlung der „Philosophical Classics for English Readers".

— Von neuen Uebersetzungen ins Englische sind zu verzeichnen: 1) „The Lusiads" von R. F. Burton, dem bekannten Reisenden, der dieser Arbeit fast zwanzig Jahre gewidmet hat. Er

hat das Versmaß des Originals beibehalten und den Geist desselben im ganzen getroffen. 2) „The Qur'an" (der Koran) von E. H. Palmer, als sechster und neunter Band der von Max Müller edirten „Sacred Books of the East". Die Uebertragung ist weit wörtlicher als die bisher vorhandenen von Sale und Rodwell, läßt aber doch nach dem Urtheil der „Saturday Review" noch manches zu wünschen übrig. 3) „The Ingenious Knight Don Quixote de la Mancha", nach den Originalen von 1605 und 1608 von A. J. Duffield. Auch diese Uebertragung soll ihre englischen Vorgängerinnen an Treue übertreffen und im ganzen recht lobenswerth sein.

— „The Life of Cicero" von Anthony Trollope wird nicht gerade als befriedigende Leistung erklärt; es scheint, die selbstgestellte Aufgabe hat die Kräfte des unermüdlichen Schriftstellers, Verfassers von Romanen und Reisebeschreibungen, überstiegen. Deutsch, gesteht er selbst, liest er nicht; gleichwol kennt er Mommsen und versucht es hier und da, ihn zu bekämpfen.

— Die neueste Lieferung der Samulung von „English Men of Letters" behandelt „Dryden" und hat G. Saintsbury zum Verfasser. So ist auch endlich dem „herrlichen John" eine gerechte Würdigung zutheil geworden.

— Unter dem Titel „Rabbi Jeshua: an Eastern Story" ist eine anonyme Lebensbeschreibung Jesu erschienen, die viel Aehnlichkeit mit Renan's „Vie de Jésus" hat und in demselben Geiste geschrieben ist. Die „Saturday Review" beurtheilt das Buch als bemerkenswerth, wenn auch nicht befriedigend.

— Von F. Max Müller ist neuerdings erschienen „Selected Essays on Language, Mythology, and Religion". Die zwei Bände enthalten seine bereits früher veröffentlichten, aber in verschiedenen Zeitschriften zerstreuten Essays über die im Titel gedachten interessanten Gegenstände, in Bezug auf welche er so viel Licht verbreitet hat.

Bibliographie.

Adler, S., Herzog Welf VI. und sein Sohn. Hannover, Helwiug. Gr. 8. 4 M.

Arbeitsschule uud Volksschule. Auswahl von Konkurreuz-Aufsätzen über die Preisfrage: „Lässt sich die Arbeitsschule mit der Volksschule verbinden?", nebst einem Bericht über mehrere Slöjdschulen und eiuem Preisverzeichniss der erforderlichen Werkzeuge, herausgegeben von O. Salomon. (Aus dem Schwedischen übersetzt.) Wittenberg, Herrosé. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Aus dem politischen Briefwechsel des deutschen Königs mit dem Prinz-Gemahl von England aus den Jahren 1854 bis 1861. Gotha, F. A. Perthes. 8. 2 M.

Baumbach, R., Zlatorog. Eine Alpensage. 3te Auflage. Leipzig, Liebeskiud. 16. 2 M.

Bechstein, R., Das höfische Epos. Auswahl aus den Erzählungen Hartmaun's von Auc, Wolfram's von Escheubach und Gottfried's von Strassburg. Schulausgabe. Mit Einleitung, Anmerkungen und Wörterbuch. Stuttgart, Cotta. 12. 1 M. 20 Pf.

Beiträge zur Geschichte der österreichischen Kavallerie. Die österreichische Kavallerie in Feldzügen des XVIII. Jahrhunderts und in jenen der neuesten Zeit (1859 und 1866). Verfasst in der Abtheilung für Kriegsgeschichte des k. k. Kriegs-Archivs. 1ste Lfg. Wien, Seidel u. Sohu. Gr. 8. 6 M.

Bernstein, A., Die Jahre der Reaktion. Historische Skizze. Berlin, Bading. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Beyda, H. F. T., Das Unendliche, was es den Philosophen und was es den Mathematikern bisher gewesen und wie es sich mathematisch darstellt, nach einer neuen Erfindung. Boun. 1880. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Frankfurter zeitgemäße Broschüren. Neue Folge, herausgegeben von P. Haffner. 2ter Bd. 5tes Hft.: Schule und Socialismus. Eine social-pädagogische Studie von J. Lerique. Frankfurt a. M., Foesser. Gr. 8. 40 Pf.

Burgwald, C., Centrums-Briefe. Briefe vom deutschen Reichstag. Leutkirch, Roth. 8. 2 M. 50 Pf.

Byr, R., Am Wendepunkt des Lebens. Roman. 3 Bde. Jena, Costenoble. 8. 13 M. 50 Pf.

Dammann, D. A., Kulturkämpfe in Alt-England. Geschichtliche Darstelluug. 1ster Thl. Gütersloh, Bertelsmanu. 12. 1 M.

Dändliker, C., Der Ustertag und die politische Bewegung der Dreißiger Jahre im Canton Zürich (nebst Abdruck des „Uster-Memorial" als Beilage). Zur 50jährigen Erinnerung. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Daniel, A., Die Bedeutung der materiellen Leiblichkeit in dem Weltplane Gottes. Eine heterodoxe Studie. Heidelberg, C. Winter. Gr. 8. 2 M.

Detlef, H., Ein Jahr mit deutschem Liederklange. 12 Bilder aus dem Alltagsleben. Norden, Soltau. 12. 1 M. 50 Pf.

Evers, E., Blauveilchen und Sonnenblumen. Erzählung. Norden, Soltau. 8. 1 M. 20 Pf.

Ettig, J. F., Familienleben und Familienerziehung in poetischen Bildern nach dem Leben. Für Haus und Kinderstube. Grimma, Genfel. 12. 1 M.

Die Festungen im Lichte der neueren Kriegführung! Eine militärisch-politische Studie. Dem deutschen Reichstage gewidmet von einem Patrioten. Löbau Westpr., Skrzeczek. Gr. 8. 50 Pf.

Genschen, O. F., Die Märchentante. Lustspiel. Berlin, Grosser. 8. 2 M.

Glogau, G., Ziel und Wesen der humanistischen Bildung. Vortrag. Zürich, Schmidt. Gr. 8. 1 M.

Gottschall, R. v., Die deutsche Nationalliteratur des 19. Jahrhunderts. Litterarhistorisch und kritisch dargestellt. 2te verm. u. verb. Aufl. 1ster Bd. Breslau, Trewendt. Gr. 8. 5 M.

Goethe, Jeri und Bätely. Ein Singspiel. In der ursprünglichen Gestalt zum ersten Mal herausgegeben. Leipzig, Veit u. Comp. 8. 2 M.

Hammann, O., Zur Rettung Lessings. Berlin, F. Luckhardt. Gr. 8. 60 Pf.

Horstmann, C., Alteuglische Legenden. Neue Folge. Mit Einleitung und Aumerkungen herausgegeben. Heilbronn, Henninger. Gr. 8. 21 M.

Hugo, V., Eine Königslaune. („Le Roi s'amuse".) Trauerspiel. Metrisch übersetzt von H. v. Löhner. Leipzig, Mutze. Gr. 8. 1 M.

Humboldt, Wilhelm von. Lichtstrahlen aus seinen Briefen an eine Freundin, an Frau von Wolzogen, Schiller, G. Forster und F. A. Wolf. Mit einer Biographie Humboldt's. Von Elisa Maier. 6te Aufl. Leipzig, Brockhaus. 8. 3 M.

Leser, E., Uutersuchungen zur Geschichte der Nationalökonomie. 1stes Heft. Jena, Fischer. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Lewald, Fanny, Vater und Sohn. Novelle. Stuttgart, Hallberger. 8. 5 M.

Löschhorn, K., Kritische Studien zu Schillers Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen. Wittenberg, Zimmermann. Gr. 8. 75 Pf.

Löschhorn, K., Kurze Uebersicht der Geschichte Magdeburgs bis 1680 für Jedermann. Veranlaßt durch die am 4. Juni 1880 stattfindende Feier des 200jährigen Anschlusses an das Haus Hohenzollern. Wittenberg, Zimmermann. 1880. Gr. 8. 60 Pf.

Mangold, W., Molière's Tartuffe. Geschichte und Kritik. Oppeln, Franck. Gr. 8. 5 M. 60 Pf.

Maurenbrecher, W., Die preußische Kirchenpolitik und der Kölner Kirchenstreit. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Oswald, F. L., Streifzüge in den Urwäldern von Mexico und Central-Amerika. Mit 76 Abbildungen in Holzschnitt. Leipzig, Brockhaus. 8. 7 M. 50 Pf.

Pailler, W., Fromm und froh. Sechs Theater-Stücke mit männlichen Rollen. Linz, Ebenhöch. 8. 2 M. 40 Pf.

Paris, H., Chapeau „Bismarck". Lustspiel. Friedland, M.-St., Mantzel. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Petzholdt, J., Das Militärische aus dem Leben des Königs Johann von Sachsen. Im Anhang die Oper „Saul König in Israel". Dresden, v. Zahn. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Pfister, A., Das Infanterieregiment Kaiser Wilhelm, König von Preußen (2. Württembergisches) Nr. 120. Eine Soldatengeschichte aus drei Jahrhunderten. Stuttgart, Metzler. Gr. 8. 4 M.

Putlitz, G. zu, Rolf Berndt. Schauspiel. Berlin, Paetel. 8. 3 M.

Reesen, D., Böse Saat. Roman. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 10 M.

Remusat, Gräfin, Palastdame der Kaiserin Josephine, Napoleon I. und sein Hof. Memoiren. Deutsche Original-Ausgabe von A. Ebeling. 4ter Halbbd. Köln, Ahn. 8. 3 M.

Riesser, G., Einige Worte über Lessing's Denkmal. Frankfurt a. M. 1838. Mit einer Widmuug an Berthold Auerbach herausgegeben vou J. Riesser. Frankfurt a. M., Mahlau u. Waldschmidt. Gr. 8. 60 Pf.

Rosenthal-Bonin, Der Diamantschleifer. Roman. Stuttgart, Hallberger. 8. 5 M.

Sallet, A. v., Zur ältesten Münzkunde und Geschichte Brandenburgs. Mit 14 in den Text eingedruckten Holzstichen. Berliu, Weidmann. Gr. 8. 80 Pf.

Schäffle, A. E. F., Für internationale Doppelwährung. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 3 M.

Scherr, J., Vom Zürichberg. Skizzenbuch. Leipzig, O. Wigand. 8. 5 M.

Schopenhauer, Arthur. Lichtstrahlen aus seinen Werken. Mit einer Biographie und Charakteristik Schopenhauer's. Von J. Frauenstädt. 4te Aufl. Leipzig, Brockhaus. 8. 3 M.

Schwerin, Franziska Gräfin, Lebensstufen in acht Bildern. Norden, Soltau. 8. 1 M. 50 Pf.

Tagesfragen. Nr. 3: Graf Moltke und der Krieg. Betrachtungen über die Schule der edelsten Tugenden. Leipzig, Pfeil. Gr. 8. 25 Pf.

Tandem, C. F., Prometheus und Epimetheus. Ein Gleichniss. 1ster Thl. Aarau, Sauerländer. Br. 8. 2 M.

Universal-Bibliothek. Nr. 1435: Die Uhr. Aufzeichnungen eines Hagestolzen. Von K. Frenzel. — Nr. 1436: Duelle. Schauspiel von M. A. Reitler (Emil Arter). Leipzig, Ph. Reclam jun. Gr. 16. à 20 Pf.

Wagner, B. A., Lessing-Forschungen, nebst Beiträgen zu Lessings Werken. Berlin, H. W. Müller. 8. 3 M.

Waldeck, O., Grundzüge der wisseuschaftlichen Pädagogik und das akademische Semiuar. Leipzig, Mutze. Gr. 8. 1 M.

Witte, E., Arbeit und Besteuerung des Menschen und der Maschine. Eine Warnung vor dem Socialismus. Leipzig, Findel. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Zitelmann, E., Gedichte. Berlin, Hertz. 8. 3 M. 60 Pf.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

The Scientific English Reader.

Englisches

Naturwissenschaftlich-technisches Lesebuch.

Von

Dr. F. J. Wershoven.

3 Theile. Mit 30 Illustrationen.

8. Geh. 5 M. 50 Pf.

Jeder Theil ist auch einzeln zu haben.

I. Physik, Chemie, Chemische Technologie. 2 M. — II. Maschinentechnik und Mechanische Technologie. 1 M. 50 Pf. — III. Bau-Ingenieurwesen. 2 M.

Den polytechnischen Lehranstalten sowie zum Selbststudium für praktische Techniker und Industrielle wird hier eine höchst instructive Sammlung von Musteraufsätzen aus englischen Werken und Fachzeitschriften geboten, die, vom Herausgeber mit sprachlichen und sachlichen Erläuterungen versehen, den Zweck hat, deutsche Leser mit der naturwissenschaftlich-technischen Sprache und Literatur Englands vertraut zu machen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Jugenderinnerungen

von

Ernst Rietschel.

Separatabdruck aus der Biographie Rietschel's von Andreas Oppermann.

8. Geh. 1 M. 60 Pf. Cartonn. 2 M.

Rietschel's, des gefeierten deutschen Künstlers, „Jugenderinnerungen", die jetzt zum ersten male in Separatausgabe erscheinen, sind, wie Adolf Stahr sagte, „ein Schatz, den sich jede deutsche Familie aneignen, den jeder deutsche Hausvater, jede deutsche Hausmutter ihren Kindern in gemeinsamer Lektüre zuführen sollte".

Diese wohlfeile Ausgabe ist bestimmt, die so wünschenswerthe allgemeine Verbreitung der Schrift zu ermöglichen und sie namentlich Volks- und Jugendbibliotheken zugänglich zu machen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Euphorion.

Eine Dichtung aus Pompeji in vier Gesängen

von

Ferdinand Gregorovius.

Vierte Auflage. 8. Geh. 2 M. 50 Pf. Cart. 3 M.

Diese anmuthige Dichtung, ein im altrömischen Geiste geschaffenes idyllisches Epos, gelangt immer mehr zu verdienter Würdigung und Verbreitung. Auch in der vorliegenden vierten Auflage, die besonders geschmackvoll ausgestattet ist, wird es ihr an erweiterter Theilnahme nicht fehlen.

„Euphorion" liegt außerdem in einer illustrirten Prachtausgabe, mit Original-Compositionen von Theodor Grosse, vor (Preis 7 M.), deren artistische Ausführung dem gewähltesten Büchertisch zur Zierde gereicht.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Madagascar.

Geographie, Naturgeschichte, Ethnographie der Insel,

Sprache, Sitten und Gebräuche ihrer Bewohner.

Von

James Sibree.

Mit einem Titelbilde und zwei Karten.

8. Geh. 8 M. Geb. 9 M. 50 Pf.

Die afrikanische Insel Madagascar, eine der größten Inseln der Erde, bietet sowol wegen des räthselhaften Ursprungs ihrer Bewohner als wegen des ganz ausnahmsweisen Charakters ihrer Thier- und Pflanzenwelt den Ethnologen und Naturkundigen ein besonders interessantes Forschungsgebiet. Durch vorliegende Schilderung dieses merkwürdigen Inselandes, welche die neuesten Ergebnisse der Forschung in gewandter, fesselnder Form zur Darstellung bringt, wird die wissenschaftliche wie die populäre Reiseliteratur um einen sehr willkommenen Beitrag bereichert.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

GESCHICHTE DER SLAVISCHEN LITERATUREN

von

A. N. PYPIN und **V. D. SPASOVIČ.**

Nach der zweiten Auflage aus dem Russischen übertragen

von

TRAUGOTT PECH.

Erster Band. 8. Geh. 11 M. Geb. 12 M. 50 Pf.

Dieses von dem berühmten russischen Literaturhistoriker Pypin im Verein mit dem polnisch-russischen Gelehrten Spasovič verfasste und nach der zweiten Auflage des Originals übertragene Werk bietet zum ersten mal eine wissenschaftliche Uebersicht über das weite Gebiet der slavischen Literaturen und ist zugleich geeignet, den Charakter der gesammten slavischen Bewegung dem Verständniss des westlichen Europa näher zu bringen. Der vorliegende erste Band behandelt die Literatur der Bulgaren, Südslaven (Serbo-Kroaten und Slowenen), Südrussen und galizischen Russinen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Mediterranea.

Lebens- und Landschaftsbilder von den Küsten des Mittelmeers.

Von

Rudolf Kleinpaul.

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M. 20 Pf.

Durch sein Buch „Roma Capitale" als Reiseschriftsteller und Culturhistoriker aufs vortheilhafteste bekannt geworden, bietet der Verfasser hier eine neue Reihe Bilder und Skizzen, in welcher er uns nach Griechenland, Neapel, Genua und an die Riviera versetzt und wiederum die landschaftlichen Schilderungen durch interessante Momente aus Vergangenheit und Gegenwart des Volkslebens illustrirt.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 17. — 28. April 1881.

Inhalt: Lyrisches und Episches. Von Alexis Aar. — Land und Leute aus Heimat und Fremde. Von Alfred Kirchhoff. — Musikliteratur. — Neue Romane und Novellen. Von Oskar Riecke. — Feuilleton. (Aus der Schriftstellerwelt.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Lyrisches und Episches.

1. Gedichte von Ferdinand Groß. Leipzig, Pfeil. 16. 1 M. 50 Pf.

Der auf dem Gebiete des Feuilletons seinerzeit mit dem ersten Preise ausgezeichnete Autor stellt sich uns in der vorliegenden kleinen, aber in jeder Hinsicht anziehend ausgestatteten Sammlung als lyrischer Dichter vor. Das heißt, streng genommen verleugnet er auch hier den Feuilletonisten nicht. Diese feinpointirten Aperçus, diese kleinen Reminiscenzen an Selbsterlebtes, Gedachtes und Empfundenes hätten ebenso gut zu einem Feuilleton dienen können. Dabei zeichnen sich diese Gedichte durch etwas aus, was sich den später zu besprechenden in gleichem Maße nicht nachsagen läßt: sie haben Stimmung. Das schadet jedoch unserer Behauptung ihres feuilletonistischen Charakters wegen nicht. Im Gegentheil, Ernst Eckstein will in seiner „Geschichte des Feuilletons" das echte Feuilleton ebenso als ein Stimmungsproduct angesehen wissen wie das echte Lied. Der wesentliche Unterschied wird sonach in der Form zu suchen sein, welche bei Groß, äußerlich wie innerlich, in der dichterischen Verwerthung des Gedankens häufig zu flüchtig und regellos erscheint.

Die erste Abtheilung: „Miniaturbilder", enthält kleine Situationszeichnungen, etwa die Mitte haltend zwischen Andersen's „Mondgeschichten" und M. Bern's „Gestrüpp". Sie sind in fünffüßigen reimlosen Jamben geschrieben: doch nimmt es Groß mit der Anzahl der Versfüße nicht genau, ein Mangel, dem wegen der damit verbundenen Störung und Enttäuschung des Lesers die Behandlung in Prosa vorzuziehen sein würde. Wie reizend übrigens Groß sich sonst mit seiner Aufgabe abzufinden weiß, mag folgendes Beispiel zeigen:

Das Weihnachtsfest. Vom Christbaum senden
Vielhundert Kerzen ihren hellen Glanz,
Auf freuderothen Wangen brennt der Jubel,
Der währen wird, solang' ein Herz noch schlägt.
Großvater, Vater, Kind und Enkel, alle
Versammeln rings sich um den Tannenbaum,
Der Genius der Familie schwingt sein Scepter,
Er sieht sein Reich erblühen überall.
Dem Baume nahe schläft in einer Wiege,
Das Jüngste, das noch keinen Christbaum kennt,
Dem noch das Leiden fremd und auch die Freude,
Ein winzig Ding, sich selber unbewußt.
Zu seinen Häupten hängt ein großes Bauer,
Und auf der Sprosse steht ein Hausgenosse,
Das Köpfchen bergend zwischen dem Gefieder,
Die Amsel, die sich nach dem Walde sehnt.
Und vor dem Strahl der klaren vielen Kerzen
Erwacht der Vogel, und wie freudetrunken
Singt plötzlich er die schönsten seiner Lieder —
Er hält den Christbaumglanz für Morgenlicht.

Auch die weitern Abtheilungen enthalten manches ansprechende Gedicht, manchen geistreich empfundenen Gedanken. Der Dichter ist weit umher gewesen. Dies verräth die „Riviera di Levante":

Das ist der Mond, der seine bleichen Feuer
Ob meinen Häupten einst zum Nil entsandte,
Er winkt und blinkt mir nun, ein ewig neuer,
Des Nachts an der Riviera di Levante.

Das sind dieselben silberhellen Sterne,
Die mich berauscht mit ihrem Zauberscheine,
Als ich im Frankenland, der Heimat ferne,
Tiefsinnend stand am Grab des Heinrich Heine.

Das ist dieselbe Nacht, die mich umfangen,
Als mich die Reben grüßten in Madeira,
Dieselbe Nacht, die mir gekühlt die Wangen
Am Bosporus, im Frankenviertel Pera.

Das sind dieselben ewigen Gewalten,
Die allezeit den Sterblichen berücken
Und nie und nirgends schwinden, nie veralten,
Ein immerwährend, unfaßbar Beglücken.

In allen Landen und zu allen Stunden
Bestrickt die nämliche Gewalt, die hehre,
Und nur der Mensch, der ihre Macht empfunden,
Vergeht, ein Tropfen in dem großen Meere.

In dem amerikanischen Dichter Edgar Allan Poë, von dem zwei gelungene Uebersetzungen gegeben sind, scheint Groß einen Geistesverwandten gefunden zu haben. Denn, wenn auch in der Regel künstlerisch-harmonisch ausklingend, beherrscht den Dichter doch überall die Weltanschauung, welche ihren unverhüllten Ausdruck in seinem Spruche „Nirwana" gefunden hat:

Wenn andre Menschen reichbeglückt ich sehe,
Kein scheler Neid in meiner Brust erglimmt;
Das Glück der andern und mein eignes Wehe,
Sie finden meine Seele gleichgestimmt;
Doch eines wünsch' ich mir: — daß ich's gestehe! —
Den Tag, der mir und ihnen alles nimmt. —

„Seinen Hausbedarf an Liedern
Schafft ein jeder selbst sich heute",

singt Scheffel's Hiddigeigei: aber die Frage, warum sich nebenbei so viele berufen fühlen, das große Publikum zu dieser ihrer Hauskost zu Tische zu laden, löst er uns damit noch nicht. Auch wir wollen uns hier nicht weiter bei ihr aufhalten, sondern einfach die Facta registriren, als da sind die folgenden drei, beziehungsweise vier Gedichtsammlungen:

2. Rosen und Dornen. Gedichte von Otto Haendler. Kassel, Klaunig. 1880. 8. 3 M.

Wenn wir, um aufrichtig zu bleiben, berichten müssen, daß die gute Hälfte dieser Gedichte mislungen ist, die andere aber jedenfalls nicht gerade druckbedürftig war, so soll damit keineswegs geleugnet werden, daß der Verfasser vielfach die Fähigkeit beweist, einen poetischen Gedanken in ansprechende poetische Form zu kleiden. Ein böses Ding ist es freilich, daß er uns selbst einen unerbittlichen Maßstab für die Beurtheilung seiner lyrischen Ergüsse aufdrängt. Wer wie Haendler sich am Grabe Platen's von dessen Geiste den Auftrag ertheilen läßt:

Der du hier stehst vor dem vergessnen Grabe,
Lehr' unser Volk der reinen Formen Schöne,
Vollende du, was ich begonnen habe,
Daß überwältigt dich die Nachwelt kröne —

wer in Bezug auf „das Sonett der Zukunft" von sich selbst aussagt:

Ich, der ich Leidenschaft und Witz besitze . . .
Ich weise neuen Weg, da ihr könnt wandern
Zum höchsten Ruhm: nun folgt mir nach, ihr andern! —

wer endlich mit den „Undichtern" (eine nicht gerade geschmackvolle Bereicherung unsers Wortschatzes) so streng ins Gericht geht, wie dies hier S. 207 geschieht, der darf sich nicht wundern, wenn die höchsten Ansprüche an ihn gestellt werden. Doch wollen wir dies nicht thun, um ihm und uns das Vergnügen an den bessern seiner Gedichte, welche vorwiegend dem erotischen, vielfach dem humoristisch-satirischen Genre angehören, nicht völlig zu verderben. Zum Schluß ein Beispiel von der letztern Gattung:

Duell à la mode.

Schuft wider Schuft, Schlag kreuzweis hinters Ohr,
Daß jeder, was er nicht besaß, verlor;

Die Ehre mein' ich oder was so heißt,
Der Duft, der wirkt, daß uns kein Köter beißt,

Der Duft von längstverwehter Wesenheit
Aus guter deutscher Bärenhäuterzeit.

Zwei Droschken rasseln morgens durch das Thor,
Zwei Schatten wanken durch den Nebelflor;

Piff, paff — piff, puff! Zwei Löcher — in der Luft,
Und Ehrenschuft umhalset Ehrenschuft.

3. Funken und Flammen. Lyrische und romantische Gedichte von Hugo Krebs. Breslau, Köhler. 1880. 12. 3 M.
4. Distelblüten. Humoristisch-satirische Gedichte von Hugo Krebs. Breslau, Köhler. 1880. 12. 3 M.

Zu der oben angedeuteten Frage kommt hier ein neues Räthsel: warum die Trennung der Gedichte in zwei gesonderte Sammlungen, da eine mehr als genügt haben würde? Handelt es sich hier um eine Buchhändlerspeculation? Oder galt es, Gelegenheit zu zwei Prachteinbänden anstatt eines einzigen zu schaffen? Denn die Gedichte sind, wie man bald merkt, Nebensache. Ganz ohne Talent ist der Verfasser auch nicht. Seine „Frage" („Funken und Flammen"):

Wie mag es nur gekommen sein,
Daß ich dich gar so lieb gewonnen,
Daß deiner Augen milde Sonnen
Erhellen meinen Pfad allein?

Daß du so ganz mein innres Leben
Verklärt mit holdem Zauberschein;
Daß ich mich dir so ganz ergeben —
Wie mag es nur gekommen sein?

Denkst du daran, wie wir allein
In lauer Lenzesnacht uns fanden,
Nichts sagten und uns doch verstanden? —
Da mag es wol gekommen sein! —

hat Stimmung, wenn auch dergleichen schon tausendmal dagewesen ist. Sobald jedoch Krebs nach Originellem strebt, leidet seine Muse an den Klippen des Geschmacks Schiffbruch. Ein Beweis hierfür ist das in das Gebiet der unfreiwilligen Komik streifende Gedicht „Der Dritte" („Funken und Flammen"):

Drei Eichkätzchen sah ich tummeln sich wild
In schattigem Waldesreviere;
Es war ein frisches, anmuthiges Bild
Das Spielen der niedlichen Thiere.

Sie sprangen lustig durch Busch und Tann,
Bis endlich die rechten sich fanden,
Bis eins der Männchen den Vorsprung gewann
Und zwei in den Zweigen verschwanden.

Das dritte entfernte sich still und betrübt,
Mich aber durchzuckte es bitter:
Auch du hast einst so vergeblich geliebt,
Auch du warst einst so ein Dritter!

Die humoristischen „Distelblüten" zehren von Kalauern der schlimmsten Sorte.

Nicht ganz das Gleiche gilt von der folgenden Sammlung:

5. Gedichte von Albert Weinholz. Dritte vermehrte Auflage. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1880. 12. 3 M.

Gewissermaßen zur Entschuldigung der „dritten" Auflage — die ersten beiden Auflagen sind zumeist in Freundeskreisen verblieben — sagt der Verfasser in seiner kurzen Vorrede: „Wenn man, wie ich, achtzehn Jahre an einem Orte in Bürger-, Turn-, Krieger- und Gesangvereinen thätig ist, so erwirbt man sich ein reiches Maß von Sympathie!" Wendet er sich sonach mit der Veröffentlichung seiner Gedichte vornehmlich an diejenigen, welche ein persönliches Interesse für ihn hegen, so läßt sich hiergegen nicht streiten. Bei seinen Freunden wird auch der poetische Dilettant williges Gehör finden. Uebrigens sind die Gedichte, von patriotischem Schwunge erfüllt, offenbar meistens durch bestimmte Veranlassungen und Gelegenheiten hervorgerufen worden und werden auch schon deshalb manchem bonner Turner, Krieger und Sänger als liebe Erinnerung an froh verlebte Feste willkommen sein.

6. Der letzte Ritter vom Oybin. Eine Erzählung in Versen von Dr. E. Wilisch. Zittau, Schaeffer. 16. 1 M.

Der Verfasser, der uns in nicht üblicher Weise durch Mittheilung seines Doctorgrades auf dem Titelblatte des Werkchens über die Erfolge seiner Universitätsstudien in Kenntniß setzt, behandelt hier die Oybinsage in anziehender Form und gefälligen Versen. Von dem Reichthume und der unwiderstehlichen Gewalt der verwandten Muse Julius Wolff's ist allerdings nicht viel zu spüren. Störend wird das Hereinziehen der Gegenwart in dem Kapitel „Jetzt und Sonst".

7. Die Frithjofssage von Esaias Tegnér. Im Versmaß des Originals aus dem Schwedischen übertragen von Pauline Schanz. Dresden, Meinhold u. Söhne. 8. 2 M. 50 Pf.

Was uns die geist- und gemüthvolle Dichterin hier bietet, ist eine Verdeutschung des Tegnér'schen Gedichts, die ihren Rang neben den besten und über den meisten Frithjof-Uebersetzungen beanspruchen kann. Ihr Vorzug speciell vor der Lobedanz'schen Uebertragung — der einzigen, die uns gerade zu Handen ist — besteht vor allem in der größern Rücksicht, welche Pauline Schanz auf die Eigenthümlichkeiten der deutschen Sprache genommen hat. Inwieweit dies auf Kosten des Originals geschah, vermögen wir nicht zu beurtheilen. Dem höchst geschmackvoll ausgestatteten Bändchen sind Erläuterungen in alphabetischer Ordnung angefügt.

Alexis Aar.

Land und Leute aus Heimat und Fremde.

1. Ostfriesland. Land und Volk in Wort und Bild. Von J. F. de Vries und Th. Focken. Mit zahlreichen Holzschnitten, einer lithographirten Tafel, einem Plan von Wilhelmshaven, einer Dollartkarte und einer Karte von Ostfriesland. Emden, Haynel. 1881. Gr. 8. 5 M.

Der nordwestlichste Winkel des Deutschen Reichs ist bei uns wenig bekannt. Er lockt nicht durch Gebirgsromantik oder großstädtische Magnete; selbst diejenigen, welche in die Sommerfrische der Seebäder Norderney oder Borkum eilen, pflegen ihn achtungslos zu durchfliegen auf der Eisenbahn, diesem schlechtesten Verkehrswege, um ein Land wirklich kennen zu lernen:

> Und dieses Leben sollt ihr billig kennen,
> Das Land wohl kennen, dem es angehört,
> Das immerdar in seiner Fluren Mitte
> Den deutschen Biedersinn, die eigne Sitte,
> Der echten Freiheit längsten Sproß genährt,
> Das meerentrungne Land, voll Gärten, Wiesen,
> Den reichen Wohnsitz jener tapfern Friesen!

Diesem Weckruf Goethe's wird nur derjenige voll gerecht, der den Wanderstab zur Hand nimmt und sich die Mühe nicht verdrießen läßt, zu Fuß dieses merkwürdige Ostfriesenland zu bereisen, sowol seinen festländischen Antheil (den „festen Wall") als die vorgelagerte Inselreihe, die zur Noth sogar trockenen Fußes erreichbar ist, weil sie zur Ebbezeit noch jetzt fast in ihrer ganzen Ausdehnung trocken mit dem Festland verbunden ist. Zu solchem löblichen Thun mag das vorliegende Buch anregen, das ernst und gründlich in schlichter Darstellungsform eine Heimatskunde Ostfrieslands bietet, verfaßt von zwei treuen Söhnen dieser eigenartigen Nordwestmark unsers Reichs und zuvörderst auch der hohen Bestimmung gewidmet, den eigenen Landsleuten ihre Heimatsscholle bekannter und somit werthvoller zu machen.

Armselige Moorstriche füllen freilich große Flächen des Innern aus, und wer sie noch nicht selbst durchzogen hat, noch nicht eingekehrt ist in die niedrige Hütte der Moorbauern, durchduftet vom ewigen Torfgeruch des Herdfeuers, umgeben von den schwarzen Torfhaufen: der mag sich wenigstens an den guten Holzschnitten, welche hier dem Text eingestreut sind, ein Bild von diesem melancholischen Aufenthalt machen. Am bekanntesten ist die so kurze wie anschauliche Charakteristik dieses Moorlandes durch Meister Grisebach:

> An der holländischen Grenze habe ich das pfadlose Moor von Bourtange überschreitend einen Punkt besucht, wo wie auf offenem Meere der ebene Boden am Horizont von einer reinen Kreisfläche umschlossen ward und kein Baum, kein Strauch, keine Hütte, kein Gegenstand von eines Kindes Höhe auf der scheinbar unendlichen Einöde sich abgrenzte. Auch die entlegenern Ansiedelungen, die im Birkengehölz verborgen noch lange wie blaue Inseln in der Ferne erschienen, sinken zuletzt unter diesen freien Horizont hinab. Dieses Schauspiel, auf festem Boden fast ohnegleichen, überall hinauf abgerundete Heiderasen und über dem

Schlamm gesellig lebende Halbgräser, das Auge einschränkend, zugleich seltsam das Gemüth mit der Gewalt des Schrankenlosen ergreifend, versetzt uns in ursprüngliche Naturzustände, wo eine organische, jedoch einförmige Kraft, alles überwältigend, gewirkt hat.

Aber was man vom bremer Bischofsgebiet einst sagte, es gleiche einem dürftigen groben Wollenmantel, verbrämt mit kostbarem Sammtstreifen, das gilt auch von Ostfriesland. Aus dem dürftig bewohnten Land der Moore, wo so wenig Menschen auf der Quadratmeile wohnen wie in den Hochalpen, treten wir in den Küstensaum, in die Marsch, wo auf weichem schweren Klei-, d. h. Thonboden ein ganz anderer Menschenschlag, nicht die hochschüssigen Sachsen, sondern die breitschulterigen Friesen in dichter Fülle und größtem bäuerlichen Wohlstande hausen, nicht unter ärmlichem Strohdach wie der Moorbauer, sondern in sauberm Backsteinhaus mit blitzblanken, blumengeschmückten Fenstern und weithin über das Wiesengrün leuchtendem grellrothen Ziegeldach:

Während das Moor das Melancholische repräsentirt, trägt die Marsch den phlegmatischen Charakter nicht blos durch die ruhige Ebene, durch den schweren thonigen Boden, sondern auch durch die träg fließenden Gewässer, durch die geringe Abwechselung in der Flora und durch den Mangel an Baumwuchs. Nirgends hat man der Natur ein Plätzchen gegönnt, wo sie ganz nach Belieben schalten und walten könnte; selten läßt man ein Kräutlein aufkommen, von dem nicht vorher der Nutzen einzusehen wäre. Dafür aber erblickt das Auge, wohin es über die gesegnete Fläche schweift, die aus der unerschöpflich scheinenden Kraft des Bodens hervorgetriebene Fülle von Gras und Korn.

Die reiche Fülle guter Unterweisung über die geographischen und wirthschaftlichen Verhältnisse des Landes (durch zahlreiche und zuverlässige Kartenskizzen erläutert) entzieht sich der Besprechung an diesem Ort. Wir nehmen von den wohlverdienten Verfassern Abschied, indem wir ihnen noch ein Kernwort über die kernige Volksart entnehmen, welcher sie selbst offenbar angehören.

Leute, die den harten Kampf ums Dasein mit überlegenen Naturmächten immerdar zu kämpfen haben — so lehrt ein gewichtiger Satz geographischer Völkerpsychologie —, sind in der Regel selbstbewußt genug, um übermüthiger Verkümmerung ihrer Freiheit durch Fürsten oder Adelschaft den Nacken nicht zu beugen. Dies schlingt ein wunderbar gemeinsames Band um die am längsten in deutschen Landen forterhaltene alterthümliche Bauernfreiheit in den schweizer Alpen und in den friesischen Marschen, wo das Leben auf meeresebener Fläche überhaupt nur möglich war durch Bau und stete Erhaltung der Deichwälle, dieser einzigen Vertheidigungswälle in Deutschland, gegen die der Erde oberste Großmacht, das Meer, alltäglich den Sturmangriff versucht. So heißt es denn mit Recht hier auch von den Ostfriesen:

Der Widerwille gegen jede Knechtschaft, die Liebe zur Freiheit ist ein Erbstück von den Urvätern. „Lieber todt als Sklav!" so hieß es bei den alten Friesen, und als die Westfriesen in den vereinten Niederlanden aufgingen, hieß es bei den Ostfriesen: „Wir bleiben frei und friesisch." Was Goethe den Egmont dem finstern Alba gegenüber von seinem Volke reden läßt, das paßte und paßt auch heute noch in vieler Beziehung auf die Ostfriesen: „Ich kenne meine Landsleute. Es sind Männer, werth Gottes Boden zu betreten; ein jeder rund für sich, ein kleiner König, fest, rührig, fähig, treu, an alten Sitten hangend. Schwer ist's, ihr Zutrauen zu verdienen, leicht, zu erhalten. Starr und fest! Zu drücken sind sie, nicht zu unterdrücken."

2. Von den Pyramiden zum Niagara. Eine Reise um die Erde. Tagebuchnotizen und Schilderungen aus Aegypten, Indien, China, Cochinchina, Japan und Nordamerika. Von Joseph von Doblhoff. Mit historischen und statistischen Angaben und einem Anhange und 65 Originalabbildungen. Wien, Schlieper. 1881. Gr. 8. 15 M.

Der Verfasser vereinigt in diesem stattlichen Bande, der mit Illustrationen nach an Ort und Stelle von J. von Doblhoff selbst und einem Reisegefährten gefertigten Handzeichnungen geschmückt ist, „Tagebuchblätter von einer Reise nach Ostasien", welche schon 1875 in drei Bänden, aber blos als Manuscript gedruckt waren, und die er nun für die Oeffentlichkeit neu bearbeitet, namentlich des rein persönlichen Tagebuchcharakters entkleidet hat.

Schon der Titel verräth, daß diese Reisebilder weit über Ostasien hinausgreifen. Afrika wird zwar nur an seiner Nordostecke berührt (auf der gewöhnlichen Ueberlandroute von Alexandria über Kairo nach Suez), ausführlich aber die Fahrt durch den Großen Ocean und durch Nordamerika geschildert, wiewol Indien, China, Japan den breitesten Mittelraum der Gesammtdarstellung füllen.

Der Verfasser erhebt nicht den Anspruch, auf diesen Blättern der Wissenschaft Neues zu bringen. Er widmet vielmehr seine Schilderungen „dem Reiselustigen zur Erinnerung, dem Daheimbleibenden als kleinen Ersatz für entbehrte Genüsse", und übergibt sein Buch mit dem herzlichen Wunsch: „Jeder freue sich mit mir der Wunder des Erdballs, die zu schauen nicht vielen vergönnt ist."

Wenige Mittheilungen daraus werden genügen, um zu beweisen, daß der Verfasser seinem Streben anschaulicher und darum anregender Schilderung wenigstens ab und zu gerecht geworden ist.

Das heiße Wegstück durch das Rothe Meer, auch die Fahrt von Aden her durchs Indische Meer liegt hinter uns; der „Tigre" landet an Ceylons Küste bei Galle:

Endlos bricht sich an den dunkelbraunen Felsen Galles die helle Brandung, und der weiße Schaum klettert in den moosbewachsenen Ritzen der Klippen empor; schwere Blöcke liegen gefahrdrohend zwischen Meer und Land. Ferne blaue Berglinien schließen die Landschaft ein, mächtige Wolken lasten über der Stadt, ein neues Stück Erde hat sich vor unsern Blicken enthüllt. Allüberall ungewohntes Leben, neuer Pflanzenwuchs, fremdartige Sprachen; die Kokosnuß schwankt im Winde, die Brotfrucht hängt an üppig belaubten Stämmen. In dichtestem Wirrwarr lehnen und legen sich die schlanken Palmstämme nach allen Seiten hin quer übereinander. Bronzegestalten, schöne, edelgebaute nackte Malabarenkulis, schwärzer als die Neger, mit rothen Turbans und weißen Lendentüchern, die besten Arbeiter, faßten bereitwillig an dem Seil, welches uns an die Bojen schleppen sollte. Blicken wir nach der andern Seite: dort winkt die englische Kirche im gothischen Stil christlich vertraulich aus dem Grün uns zu.

Nach einem nur zu ausführlich beschriebenen Streifzuge durch das Innere Ceylons, einer weiten Ausfahrt nach dem festländischen Vorderindien, fährt unser reiselustiger Oesterreicher auf dem „Travancore" um die äußerste Südostspitze Asiens herum gen China. Nicht weniger als 2400 Kisten Opium sind mit an Bord, daß das ganze Schiff danach duftet; und diese Opiumfracht kostet nicht weniger als 144000 M. für die Fahrt von Bombay nach Honkong — was muß also dieser Gifthandel abwerfen!

In Honkong treffen wir gerade zur rechten Zeit ein, um das einzige Fest der Chinesen, bei dem sogar sie, die sonst nie Feiernden, die Sonntaglosen, ihre Werktagsarbeit ruhen lassen, um das Neujahrsfest im Chinesenquartier der englischen Stadt mitzufeiern:

Den Vorabend des Neujahrstags feierte man mit trommelwirbelartigem Geknatter der kleinen Petarden und unter dem minutenlangen Rasseln von Schwärmern; zunächst den Holzthüren und dem feuergefährlichen Krame in den Buden brannten offene Feuerchen auf der Straße. Große rothe oder goldglänzende Zettel wurden als Glückwünsche herumgetragen; es ist das die unbequemste Form für Neujahrs-Gratulationskarten, oder, wie man sie hier kurzweg nennt, „tschin tschin" (Grüße). Vor jedem Jos (Tempel) brannten heute im Chinesenquartier wohlriechende Stäbchen und Papiere. Lautenklänge waren zu vernehmen. Hier wandelten verheirathete Weiber mit ihren hohen Frisuren, dort bescheidene Mädchen mit den langen Zöpfen. Mancher Kaufmann lud uns ein, bei ihm Thee zu nehmen. Es war ein Gepolter und Lärmen, daß man sein eigenes Wort nicht verstehen konnte. Tischler fabricirten Packkisten aus Kampherholz, Ausrufer priesen Sodawasser, Gemüse, Fische an, oder sie wiesen auf tragbare Kochapparate, in welchen um wenige Kaschs (runde Münzen aus Kupfer oder Blei mit einem Loch in der Mitte) Mahlzeiten aus Muschelthieren, Reis und Gemüse bereitet wurden. Ihnen folgten Wahrsager, Trödler und neben brüllenden Sänftenträgern die unvermeidlichen Kopfbarbierer und Ohrenreiniger. In den Friseur- und Barbierläden ließ sich jeder halbwegs bemittelte Chinese an diesem Tage den Kopf waschen, den Zopf flechten, in Ohren und Nase jedes Härchen ausrasiren und die Augen mit einem kleinen Stäbchen reinigen. Die Söhne des Himmlischen Reichs amusirten sich, und es kann nichts Drolligeres geben als heitere Gesichter bei den Chinesen.

Am Neujahrstage selbst tritt verhältnißmäßige Ruhe ein; es ist am Sylvesterabend viel Samsu (Reisbranntwein) geschlürft worden; der Verfasser mißt daher die feierliche Stille des Folgetags dem Begehen der Seelenwanderung des Affen in den Kater bei. Natürlich ist aber auch er voller Anerkennung für die Tüchtigkeit dieses reichlichen Viertels der Menschheit, welches wir Chinesen nennen, dabei viel weniger geneigt, den Japanern, die er unmittelbar danach kennen lernte, ein ähnlich glänzendes Zeugniß auszustellen:

Ich spreche ein Wort aus, welches ich im Verkehr mit den meisten Ansässigen wiederholt bestätigen hörte: „Der Chinese hat eine Zukunft, während der Japaner, wenn auch nach unsern Begriffen äußerlich weiter vorgeschritten, nicht das geistige Material besitzt, um die importirte europäische Cultur tiefer zu allgemeinem Nutzen im Volke eindringen lassen zu können. Die Hülle ist abstoßend beim Chinesen, anziehend das Betragen des Japaners, der Kern aber steht im umgekehrten Verhältniß zu beiden Nationaltypen.

Noch manche bunte Bilderreihe zieht so an uns vorüber auf dem Wege durch den Großen Ocean, von Sau-Franciscos Goldenem Thor nach dem Niagara und der jugendlich stolzen Millionenstadt der Neuen Welt, Neuyork, endlich auf der von Eisbergen gestörten Fahrt gen Bremerhaven.

Schlafend kehrt auch dieser Odysseus nach seinem schwarzgelben Ithaka zurück. Erst auf mährischem Boden erwacht er:

Bei Iglau erglänzte die Bahnstrecke in der hellen Morgensonne, die Winzer starrten mit verschlafenen Augen dem raschen Kurierzuge nach, die Zahl der Kirchthüme mehrte sich, schon bei Znaim vernahm ich: „Kaffee g'fällig, Kaffee ong'nähm?!" Kein Zweifel, ich war in Oesterreich.

Ja, hätte es nur der Verfasser bei diesen harmlosen Schilderungen bewenden lassen, hätte er seine Tagebuchblätter auf solche hübsch lesbaren und auch nicht unnütz zu lesenden Theile beschränkt, dann hätte zwar sein Werk nicht wie jetzt 600 enggedruckte Seiten sehr großen Octavformats umfaßt, es wäre auf weniger als den zehnten Theil zusammengeschrumpft, wäre aber um neun Zehntel billiger und also um viel mehr denn zwanzigmal besser geworden! Leider hat es dem Verfasser gefallen, seinen Reiseskizzen allerlei belehrende Zuthaten in Text und Anmerkungen beizufügen, welche viel mehr dessen Einheit stören, als ihren belehrenden Zweck erreichen. Manche sehr bedenkliche „Erklärungen" kehren gar mehrfach wieder, ein Zeichen wenig überlegter Oekonomie. Und wo der Verfasser dergleichen Belehrung in Anführungszeichen setzt, z. B. meeting sei „das hunnische vâr"?!, möchte man gar so gern den wirklichen Autor wissen. Productionsstatistische Notizen werden zu oft in gänzlich veralteten Werthen aufgetischt. Excerpte aus classischen Werken der neuern Erdkunde wie aus Humboldt's „Kosmos" und Peschel's „Neuen Problemen" begegnen mitunter recht unverhofft und abenteuerlich zugerichtet. So soll im letztgenannten Werk über Ceylon und Madagascar wörtlich zu lesen sein: „Beide Inseln sind die letzten Ueberreste vormaliger Weltinseln und vielleicht sogar miteinander zusammenhängend gewesen." Nein, einen so grausamen Stil hat unser Peschel nie geschrieben! Wohl war er im Geiste seiner Zeit der Ansicht, die beiden großen Inseln seien Reste des bis auf Inseltrümmer ins indische Weltmeer versunkenen (rein hypothetischen) Festlandes Lemuria, woraus sich logisch ergab, daß beide selbstverständlich (nicht „sogar") ehedem verbunden waren. Darüber ist nun schon die Wissenschaft zur Tagesordnung übergegangen; die lieben Lemuren (Halbaffen) haben sich glücklicherweise in Südafrikas Continent gefunden; ihre madagassischen Verwandten leiten wir deshalb längst nicht mehr aus dem erdachten Lemurien ab, welches sammt dem alten Adam und der nicht viel jüngern Eva in den Schos des Weltmeers nun endgültig begraben sei!

3. Die Tungusen. Eine ethnologische Monographie. Von Karl Hiekisch. Petersburg. 1879. Gr. 8. 2 M.

Die fleißig gearbeitete Dissertation der Universität Dorpat legt ein erfreuliches Zeugniß davon ab, daß akademische Studien in Länder- und Völkerkunde, wie sie zumal seit Peschel's Berufung nach Leipzig (1871) bei uns im neuen Reiche frisch belebt wurden, zur Zeit bereits in den äußersten Osten des deutschen Hochschullebens, wie nach Czernowitz, so nach Dorpat gedrungen sind.

Wir erhalten eine zwar nicht nach eigener Anschauung, aber mit umfassender Benutzung der einschlagenden Quellenliteratur verfaßte Darstellung aller Seiten des physischen, gesellschaftlichen und geistigen Zustandes jenes rüstigen Jägervolks, das einen so weiten Raum Ostsibiriens einnimmt, jeden Winter also härtere Kälte aushalten muß als die Eskimos in Grönland. Die Tungusen vereinigen mit den trefflichsten körperlichen Eigenschaften (selbst ein aristokratisches Schönheitsattribut, der kleine Fuß, ist ihnen eigen) hohe Sittenreinheit, im grellen Gegensatz gegen die in so greuliche geschlechtliche Laster von alters her versunkenen Beringsvölker:

Ihre bedeutende physische Kraft, die Leichtigkeit ihrer Bewegungen, ihre Gewandtheit ist mit einem großen persönlichen Muth und Tapferkeit verbunden. Unerschrocken wie der Tunguse ist, weicht er vor keiner Gefahr zurück und nimmt jeden ihm angebotenen Kampf an, selbst wenn der Gegner ihm an Kraft um vieles überlegen ist. Blos mit der Paljma (Bärenspieß) bewaffnet und ganz allein erwartet er den größten Bären und geht aus dem ungleichen Kampfe mit dem wüthenden Thier regelmäßig als Sieger hervor. Aber auch die Intelligenz der Tungusen wird von den meisten sehr anerkannt; sie zeigt sich vor allem in einer ungewöhnlich scharfen Auffassungsgabe; freilich wird gleichzeitig eine gewisse Oberflächlichkeit des Urtheils und eine Unselbständigkeit des Willens an ihnen beobachtet. Ueberhaupt sind sie ein fröhliches, sorgloses, zugleich aber leichtsinniges und leichtgläubiges Volk; wahrhaft rührlich sind an ihnen dagegen ihre Gutmüthigkeit, Gastfreiheit und ihr auffallend freundliches und höfliches Wesen, wobei sie geradezu elegant erscheinen. In ihrem Benehmen zeigen sich die Tungusen stets wie sie sind, überaus freimüthig im Reden und Handeln, einer Verstellung sind sie gar nicht fähig. Damit ist ihre Wahrheitsliebe verbunden, die wahrhaft anerkennungswürdig ist; das Lügen erscheint ihnen abgeschmackt, und darum hört man sie auch nie die Wahrheit betheuern.

Es ist ein echtes Mongolenvolk, das der Tungusen. Den Zopf tragen beide Geschlechter; ihn haben die Mandschus, die Vettern der Tungusen, da sie im 17. Jahrhundert aus den Wäldern des Amurlandes nach China einbrachen, den unterworfenen Chinesen als Stempel des Gehorsams gegen die bis zur Stunde währende Fremdherrschaft der Mandschudynastie aufgenöthigt. Ein Bild mit Zopfchinesen ist demnach niemals vor 1644 gemalt worden.

4. Nach Ecuador. Reisebilder von J. Kolberg, S. J. Zweite vermehrte Auflage. Mit einem Titelbild, 140 Holzschnitten und einer Karte von Ecuador. Freiburg i. Br., Herder. 1881. Gr. 4. 12 M.

Diesen schön ausgestatteten, auch mit guten Holzschnitten versehenen Quartanten, enthaltend die lebendig geschriebene Schilderung des deutschen Jesuiten Joseph Kolberg von seiner Reise nach und in Ecuador, kennen die Leser d. Bl. schon aus eingehender Besprechung. Das Werk hat seine Anziehungskraft bewährt, denn, zuerst Mitte 1876 ausgegeben, war bereits im vorigen Jahre eine neue Auflage nöthig geworden.

Zu dieser hat der Verfasser, einst von Garcia Moreno an das mit trefflichen Lehrkräften ausgerüstete Polytechnikum in Quito berufen, nunmehr wieder heimgekehrt und in ähnlicher Stellung an der Matutina in Feldkirch thätig, mehrfache Ergänzungen, Erweiterungen und Berichtigungen selbst beigetragen und dieselbe mit einigen hübschen Skizzen ecuadorianischer Gebirgsgruppen von der Hand seines frühern Collegen, des Paters Drossel, bereichert. Auch ist eine recht nützliche Uebersichtskarte des Anden- und Küstengebiets der Republik Ecuador hinzugefügt worden, sodaß das Buch nunmehr auch ohne die lästige und oft ungenügende Verwendung des Handatlas dem Leser topographisch verständlicher erscheinen wird.

Die großen Erfolge, welche der kühne britische Bergsteiger Edward Whymper gerade auf dem Boden des Quitolandes 1880 erzielt hat, indem er selbst den Chimborasso seiner Jungfräulichkeit beraubte, finden sich leider hier noch nicht mit verwerthet. Auch hätte man wol lieber statt der oft kleinlichen Bemängelungen Humboldt'scher Angaben über den großartigen Vulkanismus des äquatorialen Andenabschnitts graphische Berichtigungen jener vielfach schematischen, keineswegs völlig naturgetreuen Vulkanbilder gesehen, wie sie aus dem bekannten Atlas zu Humboldt's kleinen Schriften stereotyp in eine Unzahl von Hand- und Lehrbüchern übergegangen sind. Jedoch statt des wie vom Drechsler gearbeiteten Cotopaxikegels bei Humboldt bekommen wir auch in dieser Neuauflage des Kolberg'schen Werks den hehren Vulkan in einer zugespitztern, immer noch viel zu steilen und viel zu regelmäßigen Kegelgestalt. Und die natürliche Gestaltung dieses furchtbarsten aller Feuerspeier der Neuen Welt hätte doch so leicht Max von Thielmann's schönem Werk: „Vier Wege durch Amerika", entnommen werden können.

Immerhin bleibt das vorliegende Reisewerk das beste in deutscher Sprache, welches uns über die Natur und die Volkszustände des heutigen Ecuador unterrichtet.

Alfred Kirchhoff.

Musikliteratur.

Es ist gewiß kein günstiges Zeichen, wenn Kunstwerke oder ganze Kunstrichtungen eines ausgedehnten kritischen Apparats zu ihrer Begründung und Erhaltung bedürfen. Die organisch gewordenen, vom unmittelbaren Schaffensdrange erzeugten Schöpfungen haben sich zu allen Zeiten selbst Bahn gebrochen ohne die Beihülfe theoretischer Reclamen; die Speculation bemächtigte sich ihrer in der Regel erst dann, wenn sie längst als epochemachend anerkannt waren. Aus diesem Gesichtspunkt betrachtet ist die immer noch erschreckend anwachsende Wagner-Literatur recht wohl geeignet, Bedenken gegen die Bedeutung des neuen Kunstwerks der Zukunft zu erregen. Nachdem der „Meister" selber und eine lange Reihe seiner Schüler und Anhänger die Nothwendigkeit der sogenannten Opernreform nachzuweisen versuchten, und nachdem „Tanhäuser" und „Lohengrin" und selbst der „Nibelungenring" ihr dankbares Publikum gefunden haben, könnte man der ganzen Bewegung recht wohl freien Lauf lassen. Wenn sie wirklich berechtigt ist, dann bedarf sie jetzt, nachdem sie so weit gediehen, keinerlei äußerer Förderung mehr, und ebenso wenig wird sie sich dann durch die entgegengesetzten Strömungen aufhalten lassen. Besonders erquicklich ist zudem die ganze Wagner-Literatur nicht; unter den mir gegenwärtig vorliegenden Beiträgen ist eben nur einer oder der andere erwähnenswerth.

Zu den naivsten Wagner-Schwärmern gehört jedenfalls Edmund von Hagen, dem alles, was der Meister schuf, als unmittelbar göttliche Kundgebung erscheint. Die ersten zwei Scenen des „Rheingold" haben ihm den Stoff zu zwei umfangreichen, in heiliger Entzückung geschriebenen Broschüren gegeben:

1. Ueber die Dichtung der ersten Scene des Rheingold von Richard Wagner. Ein Beitrag zur Beurtheilung des Dichters. Von E. von Hagen. München, Kaiser. Gr. 8. 4 M.
2. Richard Wagner als Dichter in der zweiten Scene des Rheingold. Von E. von Hagen. München, Kaiser. Gr. 8. 6 M.

Jetzt bringt er eine 13 Bogen lange Abhandlung über das Wesen der Senta im „Fliegenden Holländer":

3. Das Wesen der Senta in Richard Wagner's Dichtung: Der fliegende Holländer. Von E. von Hagen. Hannover, Schüßler. 1880. Gr. 8. 5 M.

Ganz ernsthaft darf man eigentlich keine dieser Schriften nehmen. Ihr Verfasser zeigt eine ungewöhnliche Regsamkeit des Geistes und eine große Belesenheit und Vertrautheit mit den Systemen der Philosophie und ihren Hülfswissenschaften, mit deren Resultaten er seine Schriften derartig spickt, daß man beinahe auf den Verdacht kommen könnte, es sei ihm hauptsächlich nur darum zu thun, diese an- und unterzubringen, und daß er die betreffenden Stoffe nur deshalb wählte, weil sie ihm dazu die beste Gelegenheit bieten. Die wahrhaft abgöttische Verehrung, welche sich in den ersten beiden genannten Schriften geltend macht, hat den Verfasser zu einer Reihe von übertriebenen Aussprüchen verleitet, welche bereits vielfach veröffentlicht wurden. Die Studie über Senta ist davon frei, aber sie ist nicht weniger unfruchtbar als die beiden vorerwähnten. Wem das Wesen der Senta nicht aus der Oper selbst klar geworden ist, dem wird auch die Schrift von E. von Hagen nichts helfen, welche die allergewöhnlichsten Vorgänge, die unter denselben Umständen immer dieselben sein müssen, fortwährend zu ganz außergewöhnlichen stempeln möchte, wodurch selbstverständlich die wirklich außergewöhnlichen nur verlieren.

Anders geartet ist ein anderer Wagnerianer: M. G. Conrad, der in zwei Schriften sich mit der Wagner-Frage beschäftigt:

4. Rossini und Wagner. Aus dem Italienischen übersetzt, eingeleitet und glossirt von M. G. Conrad. Wien, Rosner. 1879. 8. 1 M. 60 Pf.
5. Die Musik im heutigen Italien. Von M. G. Conrad. Breslau, Schottländer. 1879. 8. 1 M.

Conrad gehört derjenigen Klasse der Wagner-Verehrer an, welche sich weniger mit dem Kunstwerk der Zukunft als mit dem Erfolge desselben bei der großen Masse des Theaterpublikums beschäftigt. Er ist der Meinung, weil es dieser und ihm selber gefällt, ist es selbstverständlich nicht anzuzweifeln; wer dies aber dennoch wagt, hat Schläge verdient, die auszutheilen er jederzeit bei der Hand ist. Die erste Broschüre bringt zunächst die Uebersetzung einer Schrift des Signor Carlo Magnico in Mailand, von der Conrad, der Uebersetzer, meint, daß sie „eine Stelle auf unserm Lesetisch verdient", was ich durchaus nicht finden kann. Die vier ersten Seiten: „Vom Schönen in der Kunst", bringen nichts weiter als einzelne Sätze von meist höchst zweifelhaftem Werth, und sie zeigen nur, daß der Verfasser über Melodie und Harmonie ebenso im Unklaren ist wie über die Kunst selber; die nächsten Abschnitte aber erweisen ihn als einen jener grimmigen Dilettanten, bei denen man vergebens nach einem Rechtstitel sucht, unter welchem sie überhaupt auf dem Kunstgebiet das Wort ergreifen dürfen. Auch sein Vergleich zwischen Rossini und Wagner bringt nichts als hohle Tiraden. Nach Signor Carlo Magnico sind Rossini und Wagner zwei Riesen der Kunst. Rossini ist der glänzendste, der charakteristischste Ausdruck des Geistes der italienischen Musik; Wagner ist der umfassendste, die energischste Manifestation des musikalischen Intellects Deutschlands. Der eine ist der Athlet der Musik der Zukunft, der andere ist der Riese der Vergangenheit: „Wagner sitzt bleich, melancholisch, gedankenvoll auf hoher Felsenspitze. Vor seinem Blick dehnt sich das unermeßliche Meer." Mit solchem Phrasengeklingel haben uns unsere einheimischen Wagnerianer, Händelianer, Bachianer, die weiblichen und männlichen Blaustrümpfe bereits überreich versorgt; Conrad hatte wahrhaftig nicht nöthig, Aehnliches auch noch vom Auslande

einzuschmuggeln. Seine eigenen Anmerkungen beweisen hinlänglich, daß auch seine Erkenntniß vom Wesen der Kunst nicht weiter reicht, als um klopffechtender Parteimann zu werden.

Mehr Beachtung verdient die zweite Schrift, in welcher Conrad sich wenigstens als guter Beobachter und Berichterstatter erweist.

Den Freunden Wagner's wird ein Büchlein willkommen sein, das unter dem Titel erschienen ist:

6. Die Musik und ihre Classiker in Aussprüchen Richard Wagner's. Leipzig, Schloemp. 1878. 8. 1 M. 50 Pf.

Dasselbe soll gewissermaßen eine Ehrenrettung des Meisters sein. Man hat ihm von gegnerischer Seite vielfach eine gewisse Verachtung der Classiker zum Vorwurf gemacht, und um diesen thatsächlich zurückzuweisen, hat der Herausgeber die Aussprüche Wagner's gesammelt, welche zeigen, wie er über die ältern Meister denkt und schreibt.

Mit den Principien Wagner's beschäftigen sich wiederum ernsthaft einige Broschüren, unter denen ich der folgenden:

7. Richard Wagner und das Kunstwerk der Zukunft. Von Karl Vohsen. Heidelberg, C. Winter. 1880. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

die meiste Bedeutung zuerkennen möchte. Das Schriftchen behandelt auf 80 Seiten in 12 Abschnitten die Wagner-Frage mit Geist und großem Verständniß für den Gegenstand. Vorurtheilsfrei bespricht der Verfasser die Gründe des außergewöhnlichen Erfolgs des Wagner'schen Kunstwerks: dann geht er auf die Bedeutung des Meisters als Dichter und Musiker über, und wer ihm auch hier nicht überall wird zustimmen können, der wird doch anerkennen müssen, daß es ihm immer nur um die rechte Erkenntniß zu thun ist, daß er weder Reclame schreiben noch principiell Opposition zu machen gedenkt. Das Schriftchen kann deshalb angelegentlich allen denen empfohlen werden, welche in dem wogenden Streit der Parteien den richtigen Standpunkt gewinnen wollen.

Ganz sachgemäß versucht Eugen Dreher, Privatdocent an der Universität Halle-Wittenberg, in seinem gedruckten Vortrage:

8. Ton und Wort mit Bezugnahme auf das Musikdrama Richard Wagner's. Von Eugen Dreher. Halle, Pfeffer. 1880. 8. 80 Pf.

seine Opposition gegen das Musikdrama zu begründen, indem er das Verhältniß von Wort und Ton, welches hauptsächlich Wagner's Anschauung vom Tondrama bedingt, ausführlich erörtert. Mit durchaus hinreichender Sachkenntniß bespricht er das musikalische Darstellungsmaterial in seinem Verhältniß zum Kunstwerk. Weil ihm aber doch die nöthige Einsicht in die technische Construction desselben zu fehlen scheint, so bleibt er zuletzt Wagner gegenüber in seinem Urtheil auf das bloße Gefallen oder Nichtgefallen beschränkt, dessen Werth natürlich nur untergeordnete Bedeutung haben kann. Die ganze Beweisführung der ersten Hälfte des Vortrags mußte zu dem Endresultat führen, daß die Musik ihren Inhalt nicht nur darlegen, sondern daß sie ihn im gewissen Sinne sogar unabhängig vom Text als „absolute Musik" gestalten muß. Da der Verfasser diese Consequenzen nicht zu ziehen vermochte, läuft seine ganze Untersuchung ebenfalls auf bloße Meinungen hinaus, die nur beschränkten Werth haben.

Das gilt noch viel mehr von der Schrift:

9. Richard Wagner's Tondrama: Der Ring des Nibelungen. Seine Idee, Handlung und musikalische Composition. Von Karl Köstlin. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

die oft einen sehr verwunderlichen Eindruck macht. Die mancherlei glänzenden und blendenden Eigenschaften des Wagner'schen Tondramas bringen die Logik des Professors Köstlin manchmal stark ins Schwanken und verleiten ihn zu Aussprüchen, die er nicht wird vertheidigen können. Es ist nicht richtig, daß die Stoffe, welche Gestalten und Gewalten höherer, übernatürlicher und übermenschlicher Art aus dem Reiche der Phantasie, in dem diese Gestalten und Gewalten leben, herbeiholen und sie mit hereintreten lassen in das Getriebe und Gewirre menschlicher Thaten und Schicksale, „die besten Stoffe für die Operndichtung sind". Es ist namentlich nicht richtig, daß „Tondichtungen dieser Gattung uns in den Hauptwerken von Gluck und Mozart gegeben sind". Wenn man das allenfalls bei Gluck, doch auch nur in beschränktem Maße, zugeben kann, so doch ganz entschieden nicht bei Mozart, dessen Hauptbedeutung für uns gerade darin liegt, daß das äußere reale Leben mit seinen mannichfachsten Aeußerungen den entscheidendsten Einfluß auf sein dramatisches Kunstwerk gewinnt. Weder der Spuk in „Don Juan" noch die Symbolik der „Zauberflöte" rechtfertigen diesen Ausspruch des Verfassers, und wie steht es mit „Figaro's Hochzeit" oder der „Entführung"? Das gerade war Mozart's eigenste Aufgabe: den poetischen Inhalt des Lebens uns musikalisch zu gestalten, und diese ist im Grunde genommen doch viel höher, als die vagen Gebilde einer schrankenlos arbeitenden Phantasie zu fixiren. Jene Stoffe „mit ihren Göttern des Himmels, der Erde, der Unterwelt, Genien des Lichts und Dämonen der Finsterniß" u. s. w. erweisen sich aber deshalb gerade als bedenkliche Opernstoffe, weil ihre scenische Darstellung fast immer hinter der Phantasie weit zurückbleiben muß und ein naives Publikum verlangt, das wir eben nicht mehr besitzen. Mit vollkommenem Recht werden solche nur in der Phantasie auferbauten Stoffe daher der oratorischen Darstellung zugewiesen, welche der Phantasie keinerlei Schranken setzt. Nach anziehender und verständlicher Darlegung des Entwickelungsganges der Wagner'schen Oper, der Entstehung und Idee des Dramas „Der Ring des Nibelungen" wie der Handlung desselben bringt der Verfasser eine Beurtheilung der Dichtung, bei welcher ihm die Logik etwas stark in die Brüche geht. Er findet für die namentlich von Ferdinand Hiller präcisirten Einwürfe gegen den ganzen Stoff keine Lösung und sucht ihn trotzdem zu vertheidigen. Ich meine: Götter,

die sich nicht besser betragen und nicht mehr erreichen als die im „Nibelungenring", sind keine Götter mehr, und wir, die wir bessere und höhere kennen gelernt haben, können an diesem Göttergesindel keinen Gefallen finden, die keine Gestalten und Gewalten höherer, übernatürlicher und übermenschlicher Art mehr sind. „Traurige Götter" sind keine Götter mehr. Seltsam berührt es auch, daß die Dichtung trotz des „allzu viel blos Verständigen", der „einzelnen Künsteleien von leider ziemlicher Zahl", der „unedel naturalistischen Manier in Ausbrüchen sinnlicher Leidenschaft, in Scheltworten, Kraftphrasen und Interjectionen" und des Uebermaßes germanistischer Gelehrsamkeit, altgermanisirender Wortbildung und Wendungen, das einen Dilettanten in Lexikologie und Etymologie, nicht aber einen Dichter und vollends nicht einen Tondichter ziert und Wagner's Poesie einen peinlich pedantischen Beigeschmack gibt, auf einen Professor der Aesthetik einen so gewaltigen Eindruck machen kann. Als er dann aber auf die Musik zu sprechen kommt, stellt sich der Verfasser auf die Seite der entschiedensten Gegner der ganzen Opernreform:

Diese Melodielosigkeit der Wagner'schen Melodie können wir nicht für das Richtige halten. Das Hinundhergehen auf unzusammenhängenden Tönen und unabgerundet abgerissenen Tonreihen kann unmöglich die gerade von Wagner so energisch betonte Bestimmung der Musik erfüllen, daß sie zum Gefühl reden solle. In der Vocalmusik spricht zum Gefühl nur Melodie....

Selbstverständlich ist zugleich dies: wo das Ganze gefühllos ist, kann auch kein einzelnes oder besonderes Gefühl zum Ausdruck kommen und somit die von Wagner dem dramatischen Gesange zugewiesene Aufgabe, den Gefühlsinhalt des Gesprochenen so wiederzugeben, daß er die Theilnahme des Hörers erregt, nicht erreicht werden: Antheilnahme, nicht Theilnahme ruft melodielosen Gesang hervor....

Ein weiterer Uebelstand ist der, daß mit dieser Gesangsbehandlung alle vocalisch-musikalische Charakteristik aufhört. Das stete Herumgreifen auf Tönen, welche nicht zu eigenartigen Tonfolgen sich gestalten dürfen, bewirkt ein ewiges Einerlei, es ist ein abstractes Töneversetzen, das es zu keiner sinnlich anschaulichen Darstellung des jeweiligen Inhalts bringt, nicht organisch aus diesem hervorwächst. Man hat von den betreffenden Partien des Wagner'schen Dramas mit Recht gesagt: einer singt wie der andere, der Tugendhafte wie der Bösewicht, der Held wie der Feigling, das Masculinum wie das Femininum; man könnte die Stimmen aller miteinander vertauschen, so ähnlich sehen sie alle einander....

Wie entlaubte Bäume, wie sterile Felsen, wie herzlose Automaten grinsen diese Wotans uns an, statt durch Entfaltung einer ihrer würdigen Gesangsmacht und Gesangswärme uns zu erfassen, uns zu ergreifen und in ihre Sphäre hinein- und zu sich hinanzuziehen....

Wir müssen jedoch noch weiter gehen, wir müssen der Wagner'schen Theorie entgegenhalten, daß sie ein künstlerisches Misverständniß in sich schließt....

Der musikalische Ausdruck darf nicht verdünnt werden zu bloßer Wortreeitation; einmal ist dies unnöthig, weil ja im Wort der Ausdruck der Sache selbst da ist, und fürs zweite wäre es verkehrt, den musikalischen Ausdruck nicht als wirkliche, ganze, volle Musik gestalten zu wollen. Die Musik ist nicht Logik, sondern eben nur Musik; wirkliche Musik muß es immer sein, was geboten wird....

Kurz, es ist falsch, die bisher in Geltung gewesene Gattung des Musikdramas als eine verkehrte zu bekämpfen und sie für verachtungswerth zu erklären.

Diese wörtlich Köstlin entlehnten Sätze sind die Cardinalsätze der ganzen Opposition gegen das Wagner'sche Tondrama, und es ist daher höchst überraschend, den Autor plötzlich abschwenken und den Schluß ziehen zu sehen, daß Wagner's Nibelungen-Drama nach ganz richtigem Grundsatz componirt ist. Um zu diesem Schluß zu gelangen, stellt er die Behauptung auf: „Allerdings folgt nun aus dem soeben Gesagten keineswegs, daß jedes Musikdrama so viel Musik haben müsse, wie die vorhin genannten Opern sie haben." Wie viel muß denn, wird man hier zu fragen genöthigt, ein Musikdrama Musik haben? Man sollte nach des Verfassers oben angezogenen Auseinandersetzungen meinen, so viel und zwar „wirkliche" Musik, daß es ein wahrhaftiges Musikdrama wird. Ein Musikdrama, das sich mit dem bloßen Sprechgesang begnügt, könnte auch diesen, nach des Verfassers früher ausgesprochenen Ansichten, vollständig entbehren. In ähnlichen Widersprüchen wie die beregten bewegt sich der Verfasser weiter. Trotz der schweren Bedenken, welche er gegen den Text geltend machte, möchte er es doch volksthümlicher enden sehen, und obgleich aus einer auf Misverständniß beruhenden Theorie entsprungen, ist es doch ein künstlerisches Werk, wie die Opernbühne es noch nie gesehen. (!) Was Köstlin sonst noch bringt, namentlich über Wagner's Instrumentation, gehört in das Gebiet der dilettantischen Phraseologie. Zur Klärung dürfte diese Schrift wol kaum etwas beitragen.

Ein sehr glücklicher Gedanke ist verwirklicht in:

10. Sammlung musikalischer Vorträge. Herausgeber: Paul Graf Waldersee. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Lex.-8. In Heften zu 75 Pf.

Daß auch auf musikwissenschaftlichem Gebiet das Bedürfniß nach einem Sammelpunkt für Vorträge und Abhandlungen über einzelne Fragen der Musikwissenschaft und Musikgeschichte vorhanden ist, hat wol der Erfolg dieser Sammlung bewiesen. Es liegen bereits zwei Jahrgänge in 24 Heften vor, von zum Theil größerer Bedeutung. Abhandlungen aus dem Gebiet der Aesthetik und Theorie, wie: „Form und Inhalt des musikalischen Kunstwerks" (Nr. 5 der Serie I), „Die Entwickelung der Klaviermusik von J. S. Bach bis Robert Schumann" (II, 3), „F. Chopin's Individualität" (II, 14), „Robert Schumann's «Manfred»" (II, 13), „Goethe's Verhältniß zur Musik" (II, 18), oder Aufsätze biographischen Inhalts, wie: „Wolfgang Mozart" (I, 6), „Matthisson und seine Verdienste um die deutsche Tonkunst" (I, 8), „Giovanni Pattuta Pergolese" (II, 17) u. s. w., sind durchaus geeignet, das weiteste Interesse zu beanspruchen und die Anschauungen über Musik zu klären. Auch die Abhandlungen: „Musikalische Fürsten im Mittelalter" (I, 10), „Licht- und Wendepunkte in der Entwickelung der Musik" (II, 1) und „Chorgesang, Sängerchöre, Chorvereine" (I, 12), zählen zu den werthvollern; wenn

sie auch nichts Neues bringen, so bringen sie doch das allgemeiner Bekannte in anziehender Form und übersichtlicher Zusammenstellung. Für „Die geschichtliche Entwickelung der Sonate" hätte der Herausgeber wol sicher einen mit dem Gegenstande etwas mehr vertrauten Bearbeiter gefunden. Was Selmar Bagge hierüber gibt, ist selbst für einen Abriß der Musikgeschichte viel zu dürftig, für eine Monographie aber geradezu armselig. Vor allem aber muß Graf Waldersee darauf achten, daß seine Sammlung nicht jener Art und Weise literarischer Entlehnungen Vorschub leistet, wie sie sich z. B. in dem Vortrage „Franz Schubert's Leben und Werke" findet. A. Niggli hat selbst die Darstellung des Bildungsganges des unsterblichen Meisters wie seiner Stellung innerhalb der Kunstgeschichte zum Theil wörtlich Reißmann's Schubert-Biographie entnommen. Daß ferner die Biographien von Johannes Brahms und von Peter Cornelius auf die Zustimmung einer größern Zahl von Abonnenten würden rechnen können, muß ich stark bezweifeln. Die Werke von Cornelius sind doch zu wenig bekannt und noch weniger anerkannt, um ein Bedürfniß nach einer eingehenden Biographie als vorhanden anzunehmen, und die dilettantischen Phrasen von Deitters dürften auch nicht leicht jemand von der besondern Bedeutung des Johannes Brahms überzeugen.

11. Zeitfragen des christlichen Volkslebens. Herausgegeben von Mühlhäußer und Geffcken. Fünfter Band. Fünftes Heft: Die Musik als christliche Volksmacht. Von H. A. Köstlin. Heilbronn, Henninger. 1880. Gr. 8. 80 Pf.

Diesem Vortrag Köstlin's wünsche ich die weiteste Verbreitung und vor allem die eingehendste Berücksichtigung. Mit warmer Begeisterung und in durchaus überzeugender Weise nimmt sich der Verfasser der Sache des so sehr vernachlässigten Kirchengesangs an, und die Vorschläge, welche er zur Hebung desselben macht, erscheinen so praktisch und zweckmäßig, daß man nur wünschen kann, sie fänden überall die weiteste Berücksichtigung und nach eingehendster Prüfung auch die entsprechende Anwendung.

Auch die beiden fleißigsten schriftstellernden Damen feiern nicht:

12. Musikalische Studienköpfe von La Mara. Vierter Band: Classiker. Erstes Heft. Leipzig, Knapp. 1880. 8. 40 Pf.
13. Unsere Musikclassiker. Sechs biographische Lebensbilder von Elise Polko. Mit 6 Porträts. Leipzig, Schmidt u. Günther. 1880. 8. 2 M.

Belehrung darf man bei beiden Damen eben nicht suchen wollen. Sie bieten beide nur mehr oder weniger unterhaltende Plaudereien über das Leben und die Werke unserer großen Meister. La Mara (Fräulein Lipsius) hält dabei mehr den Ton der gewissenhaft und oft warm docirenden Gouvernante fest, Frau Elise Polko dagegen mehr den des freien Vortrags für Frauenvereine, bei dem es auch auf eine Handvoll Ungenauigkeiten nicht gerade ankommt. Die Sorglosigkeit, mit welcher Frau Elise Polko Thatsachen behandelt, übersteigt freilich oft das Maß des selbst hier Verzeihlichen. Sie läßt beispielsweise Händel in Leipzig studiren und macht ihn schlankweg zum Stubenburschen von Telemann, weil sie einen Bericht desselben in der Eile halb liest. Telemann schreibt, daß er mit Händel in Halle zusammengekommen ist; dies Halle übersieht Frau Polko, und so wird ihr der Aufenthalt Händel's in Leipzig zu einem lebenden Bilde, das sie weiter ausführt, obgleich kein Wort davon wahr ist. Johann Sebastian Bach läßt sie die Riesenarbeiten seiner H-moll-Messe und beide Passionen selber stechen — was auch nicht wahr ist. Wer sich an solche Dinge nicht stößt und nur angenehmen Zeitvertreib sucht, wird das Büchelchen nicht unbefriedigt aus der Hand legen.

Es bleiben noch einige Werke, welche wissenschaftlichen Werth beanspruchen, übrig:

14. Ein Skizzenbuch von Beethoven aus dem Jahre 1803. In Auszügen dargestellt von Gustav Nottebohm. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1880. Lex.-8. 4 M.

Die Schrift ist nicht nur wieder ein sehr werthvoller Beitrag zur Beethoven-Literatur, sondern auch an sich außerordentlich lehrreich und bildend. Wir belauschen den Genius in seiner Werkstatt, bei seiner unmittelbar schaffenden Thätigkeit und sehen eins der gewaltigsten Werke, die „Sinfonia eroica", nach und nach entstehen und in ihren Grundzügen allmählich feststellen. Solche Einblicke sind ungemein lehrreich, und der Herausgeber hat durch hinzugefügte Erläuterungen alles gethan, um das Mitgetheilte auch dem weniger Eingeweihten klar zu machen.

Von der

15. Illustrirten Musikgeschichte. Die Entwickelung der Tonkunst aus frühesten Anfängen bis auf die Gegenwart. Von Emil Naumann. Erste bis siebente Lieferung. Stuttgart, Spemann. 1880. Gr. 8. Jede Lieferung 50 Pf.

liegen die ersten sieben Hefte vor, welche sich immer noch mit der antiken Musik beschäftigen, von der wir im Grunde nur äußerst wenig wissen können. Naumann hat keine neuen Forschungen gemacht, auch keine neuen Hypothesen aufgestellt über Bedeutung und Art der Musik bei den Völkern des classischen und vorclassischen Alterthums, sondern er hat sich bei dem beruhigt, was Forkel, Ambros, Reißmann, Fétis, Gevaert u. a. darüber bringen, manches weiter ausführend, wozu ihm die zahlreichen Abbildungen, die er bringen konnte, entsprechende Anregung gaben. Diese Abbildungen sind als ein Schmuck des Werks zu betrachten, über das ein ausführlicherer Bericht erst gegeben werden kann, wenn der Verfasser in jene Zeit eingetreten sein wird, in welcher an Stelle der Hypothese die Betrachtung von erwiesenen Kunstleistungen tritt.

Als eine dankenswerthe Gabe erscheint:

16. Theorie der Musik. Ein Leitfaden für den wissenschaftlichen Unterricht von E. Zelle. Berlin, Mrose. 1880. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Der Verfasser hat sein Buch wol namentlich für den Musikunterricht auf höhern Schulen, Gymnasien und

Realschulen berechnet, und für diesen Zweck scheint dasselbe sehr empfehlenswerth. Es behandelt knapp und verständlich die Elementarlehre, Accord- und Harmonielehre, Generalbaß, Contrapunkt und contrapunktische Formen, Instrumental- und Vocalformen, und gibt dann noch einen Abschnitt: „Entwickelungsgeschichte der Musik." Auch Zelle bringt nichts eigentlich Eigenes, aber er gibt alles in äußerst klarer und verständlicher Weise, und das macht sein Lehrbuch zu einem gewiß sehr brauchbaren Unterrichtsmittel.

17. Johann Sebastian Bach. Von Philipp Spitta. Zweiter Band. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1880. Lex.-8. 19 M. 50 Pf.

Bei den Männern von Fach hat der erste Band der Spitta'schen Bach-Biographie außerordentlich wenig Gnade gefunden; dem vorliegenden zweiten, der des Meisters Wirksamkeit in Leipzig behandelt, wird kein glücklicheres Los beschieden sein. Wieder hat der Verfasser nur bewiesen, daß er wol zu sammeln versteht, daß es ihm aber an der Fähigkeit gebricht, das überreich zusammengetragene Material übersichtlich und in zweckentsprechender Ordnung zu verarbeiten. Selbst das nöthige Vermögen, Wesentliches vom Unwesentlichen zu unterscheiden, läßt er nur zu häufig vermissen. Es mag noch von einigem Interesse sein, zu erfahren, wer des Meisters Gevattern und Freunde waren, oder wie viel große und kleine Schüsseln, Teller, Kaffeetassen u. dgl. er in seinem Haushalt hatte; aber ausführliche Lebensbeschreibungen der unbedeutendsten Personen, oder Nachrichten von höchst unwichtigen Dingen, die nur im losen Zusammenhange mit dem gefeierten Meister standen, erscheinen doch als unnützer Ballast, und mit solchem hat Spitta sein Werk derartig beschwert, daß es dem geduldigsten Leser gewaltige Mühe verursacht, hindurchzukommen. Fortwährend wird die Darstellung des Lebensganges unsers Meisters unterbrochen, um den Leser über die unbedeutendsten Personen und Dinge zu unterrichten, und dies Verfahren wirkt um so verwirrender, als es nur selten zu planmäßiger Anwendung kommt. Man merkt den meisten dieser Einschaltungen an, daß sie zufällig aufgefunden und hauptsächlich deshalb aufgenommen wurden, um des Verfassers Gewissenhaftigkeit und seinen Sammelfleiß in das gehörige Licht zu stellen. Der ganze aufgewandte Apparat aber erscheint um so ungeheuerlicher, als damit für die Bach-Forschung im Grunde sehr wenig gewonnen ist. Mit den wirklich neuen in dieser Richtung von Spitta gewonnenen Resultaten würde man kaum einige Bogen füllen können; in Betreff der chronologischen Anordnung der Werke Bach's aber ist auch Spitta fast ganz auf Rust's Forschung angewiesen geblieben; denn seine Wasserzeichentheorie, der er im ersten Bande mit Eifer folgt, zeigt er im zweiten selber als unhaltbar. Wenn die Lucas-Passion, trotzdem das Papier der leipziger Zeit angehört, in der weimarer Zeit componirt ist, dann darf man doch wol vernünftigerweise aus dem Papier überhaupt nicht die Entstehungszeit eines Werks nachweisen wollen. Vollständig werthlos aber ist, was Spitta zur Würdigung Bach's als epochemachenden Meisters unternimmt. Hier erweist er sich als einen Dilettanten, dem es an allen Voraussetzungen fehlt, um Bach, den genialsten Meister der künstlichsten Formen, seinem eigensten Wesen nach zu erfassen.

Es ist schon mehrfach bei Gelegenheit der Besprechungen des ersten Bandes nachgewiesen worden, in welchem folgenschweren Irrthum sich Spitta befindet, wenn er Bach als „Orgelcomponisten" ansieht und in allen seinen Compositionen „etwas Orgelartiges" findet (II, 63, 134, 136 u. s. f.). Der alte Thomascantor fand seinen eigensten Boden im alten Contrapunkt, der wiederum nur am Gesange, für die Menschenstimme entwickelt worden war, nimmer aber an den Instrumenten, am allerwenigsten an der Orgel. Diese konnte nur den vocalen Contrapunkt etwas treuer nachahmen als die andern Instrumente. Das aber war die Hauptaufgabe des 17. und der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, die vocale Polyphonie den Instrumenten zu vermitteln, und indem J. S. Bach die letzten Consequenzen zieht und den Orgel-, Klavier- und Orchesterstil nach durchaus vocalen Gesetzen organisirt, bringt er diesen ganzen Entwickelungsproceß zu Ende. Die Instrumente werden ihm ebenso zu selbständigen Stimmen und Zungen wie die Menschenstimmen. Nur die abweichende Technik und der unterschiedene Klangcharakter der Instrumente bedingen eine Veränderung der ursprünglich durchaus vocalen Organisation der Bach'schen Instrumentalformen. Technik und Klangcharakter der Instrumente finden dabei Berücksichtigung, aber sie werden durchaus noch nicht bestimmend für den Instrumentalstil. Diesen aus der Natur der Instrumente heraus abweichend vom Vocalstil so zu organisiren, daß er dann wiederum einflußreich für letztern werden konnte, das blieb den unmittelbar folgenden Meistern Haydn, Mozart und Beethoven überlassen. Bei einer so vollständigen Verkennung des untersten Ausgangspunktes der Entwickelung Bach's, wie sie Spitta zeigt, ist es absolut unmöglich, den Meister in seinen einzelnen Werken wie in seiner Gesammtheit zu erfassen. Aber auch durch zahllose andere Aussprüche beweist Spitta, daß er der Musikgeschichte wie ein vollständiger Dilettant gegenübersteht: wenn er z. B. das Thema der 30 Variationen für eine Passacaglia hält, und selbst im „Crucifixus" der H-moll-Messe eine solche sieht, so zeigt er eben, daß er über Dinge spricht, die er nicht versteht. Der Basso ostinato ist viel älter als die Passacaglia, und diese hat ihn ebenso nur adoptirt wie im 16. Jahrhundert fast alle Tänze. Die Lautentabulaturen können ihm den Beweis liefern, daß fast alle Tänze nur aus einer ein- oder zweitaktigen Phrase bestanden, die von den Lautenisten entweder in der Oberstimme oder im Baß ununterbrochen festgehalten und in den andern Stimmen verschieden contrapunktirt wurden. In der Passacaglia hat sich dies Verfahren am längsten erhalten.

Vollständig grundlos ist auch, was er über die „Passion" ausspricht; diese soll kein Oratorium sein; man wird nicht recht klug, weshalb nicht. Auch das Verhältniß zwischen Cantate und Motette beurtheilt Spitta ganz falsch, wie im Grunde alles, was Einsicht in die Formenlehre und den Gang der Entwickelungsgeschichte unserer Kunst erfordert. Der Dilettantismus sollte endlich einsehen lernen, daß man mit jener Phraseologie, mit welcher man den neuern Meistern allenfalls noch beikommt, dem riesenhaften Thomascantor nicht gerecht werden kann.

Neue Romane und Novellen.

1. Gleich und ungleich. Roman von F. D. H. Temme. Drei Bände. Breslau, Schottländer. 1881. 8. 10 M.
2. Um Ehre und Leben. Roman von Ewald August König. Wohlfeile Volksausgabe. Jena, Costenoble. 1880. 8. 3 M.
3. Zwei Frauenherzen. Charakterbild von Valeska von Gallwitz. Breslau, Kiepert. 1880. 8. 4 M.
4. Um einen ew'gen Kranz dies arme Leben ganz! Erzählung von A. v. N. Halle, Fricke. 1880. 8. 2 M.
5. Signe. Dorfgeschichte von Magdalene Thoresen. Frei nach dem Norwegischen von Walter Reinmar. (Der gesammelten Erzählungen vierter Band.) Berlin, Guttentag. 1880. 8. 4 M. 50 Pf.
6. Im Osten und Westen. Erzählungen, Novellen, Skizzen u. s. w. von Julius Wechsler. Zürich, Schmidt. 1880. 8. 3 M.

Es bleibt immer verdrießlich, einen geschätzten Romanschriftsteller auf Irrwegen zu sehen, wenn man auch der festen Hoffnung lebt, daß er bald wieder auf den gewohnten Weg zurückkehren werde. Temme ist ein Meister im Criminalroman, er hat dieser Species gewissermaßen seinen eigenthümlichen Stempel aufgeprägt. Die kurze prägnante Schreibweise, die scharf umrissene Charakteristik der Figuren, die grau in grau malende Darstellung aus der Wirklichkeit mit ihren hell aufblitzenden Effecten, der logische Aufbau der Handlung, welcher den Proceßacten direct entnommen zu sein scheint, sind hervorragende Eigenthümlichkeiten des Criminalromanschriftstellers Temme, und ihnen verdankt er die großen Erfolge, welche seine zahlreichen Erzählungen gehabt haben. In seinem neuesten Werke: „Gleich und ungleich" (Nr. 1) vermissen wir leider die intensive Bethätigung seines Talents. Es scheint in großer Hast und Unruhe zu Stande gekommen zu sein: dies geht schon aus dem Stile hervor, der sich fast durchgehends in einer so abgerissen lakonischen Ausdrucksweise gefällt, daß ein peinlicher Eindruck auf den gebildeten Leser nicht ausbleiben kann, noch viel mehr aber aus dem barocken Aufbau der Handlung, deren einzelne Theile wirr durcheinander geworfen sind. Daß letzteres vom Autor gethan worden ist, um die Spannung des Lesers zu erhöhen, liegt am Tage und schadet der Erzählung außerordentlich. Sie beginnt mit der Schilderung von Ereignissen, welche consequente Folgen anderer Ereignisse sind, die wir aber erst viel später kennen lernen, und dies Spiel wiederholt sich mehrmals, sodaß es Mühe kostet, die Anknüpfungspunkte der Erzählung, die bald in der Vergangenheit, bald in der Gegenwart spielt, wiederzufinden. Wenn man es schließlich fertig gebracht hat, ein übersichtliches Bild des Erzählten zu gewinnen, so fragt man sich vergeblich, was den Autor veranlaßt haben mag, ein solches Blindekuhspielen mit dem Leser zu treiben. Leider muß man darauf erwidern, daß die Handlung gar sehr der zahlreichen Kunstkniffe bedurfte, weil sie, der Reihenfolge nach erzählt, wenig Interesse bieten würde: die Geheimnißthuerei des Autors, welche fortwährend auf dunkle Ursachen hinweist und die Schatten zukünftiger Ereignisse heraufbeschwört, war nöthig, um dem langweiligen Stoffe ein schimmerndes, vielversprechendes Gewand umzuhängen. Es liegt nicht in meiner Absicht, eine Skizze der Handlung zu geben; sie dreht sich um das unglückliche eheliche Leben eines jungen blasirten Freiherrn von Rambach, der dem Spielteufel seine Seele verkauft hat und seine ihm ungleiche Ehegattin misachtet und vernachlässigt. Dieser Charakter ist in seiner ganzen Erbärmlichkeit schonungslos realistisch dargestellt, und ebenso derb sind auch die Scenen aus dem Spielerleben an den grünen Tischen der Badeorte geschildert. Aber leider hat die deutsche Erzählungsliteratur einen Ueberfluß an diesen Roulettephotographien, die außerdem einen vergilbten Farbenton angenommen haben, weil sich seit einigen Jahren die Physiognomie der deutschen Badeorte sehr zu ihren Gunsten verändert hat. Wie es scheint, hat Temme absichtlich die Spielsucht im deutschen Militärstande, in deutschen Offizierskreisen geißeln wollen, und so gelang es ihm bisweilen, interessanten Conflicten zwischen militärischer Ehre und lasterhaften Begierden anschaulichen Ausdruck zu geben. Der gewandte Erzähler verleugnet sich in der Schürzung dieser peinlichen Conflicte zwar nicht; da er es aber vermied, dieselben auf das criminelle Gebiet hinüberzuspielen, so kam er nicht zur vollen Entfaltung seines eigenthümlichen Talents. Viele Unwahrscheinlichkeiten und manche Längen wirken störend auf den Genuß der Lektüre ein. Die junge Frau macht sonderbare barocke Anstrengungen, ihren Mann wieder an sich zu fesseln: einstmals als er verarmt und krank in einem kleinen Häuschen einsam haust, schickt sie ihm ihre junge und schöne Freundin Susanna zu, die, obgleich vornehme Dame und in den besten Verhältnissen, sich von ihm als gewöhnliche Dienstmagd engagiren läßt. In dieser Stelle harrt sie auch wirklich einige Wochen aus, ohne daß es ihr jedoch gelingt, den Gatten der Gattin wieder zuzuführen. Aehnliche barocke Einfälle finden sich mehrfach und erklären

zur Genüge, daß die sonderbare Charakteristik dieser Damen den Eigenthümlichkeiten der Situationen angepaßt werden mußte. Ich will nicht weiter in Einzelheiten eingehen und als Ursache des unbefriedigenden Ausfalls dieser Erzählung die Thatsache annehmen, daß der beliebte Erzähler um einen packenden Stoff verlegen war und in der Eile zu einem weniger interessanten griff, welcher selbst unter seiner Behandlung spröde und unfruchtbar blieb.

Ein Roman, der sich mit ähnlichen Charakteren und Verhältnissen wie der Temme's beschäftigt, ist „Um Ehre und Leben" (Nr. 2) von Ewald August König. Hier aber sind die vielfachen und farbenvollen Scenen aus dem Hochstaplerleben eng mit dem Faden einer natürlich verlaufenden interessanten und spannenden Handlung verknüpft. Von der ersten bis zur letzten Seite wird die Logik des Aufbaus, die Motivirung der einzelnen Ereignisse niemals vermißt, und so verfolgt man die Schürzung und Lösung des Problems, welches sich der Autor gestellt hat, mit ungeschwächtem Interesse. Dieses Problem besteht in der Entlarvung eines Hochstaplers, der mit Hülfe seiner Complicen nach der Hand einer reichen Erbin strebt, deren Bräutigam er durch ein amerikanisches Duell aus der Welt geschafft hat. Da er trotzdem nicht zum Ziele gelangt, weil das junge Mädchen ein unwiderstehliches Mistrauen gegen ihn hat und seine Schlechtigkeit ahnt, so greift er zu den niederträchtigsten Mitteln, zur Freiheitsberaubung, zum Morde und andern Schurkenstreichen, um endlich doch den Preis zu gewinnen. Der Leser wird tief in das Leben eines Verbrechers eingeweiht, der vor der Welt einen hochadelichen Namen trägt und des größten Ansehens genießt; die wahren Freunde jenes Mädchens vertreten das gute Princip, sie opfern sich in uneigennützigster Weise auf und graben Gegenminen, mit deren Hülfe die schließliche Entlarvung des Hochstaplers eintritt. Einem dieser Freunde reicht die Erbin am Ende des Romans aus Dankbarkeit ihre Hand. Wenn auch die Composition im großen und ganzen höhere dichterische Ansprüche ausschließt und sämmtliche Personen sich nur wenig über das Mittelmaß gewöhnlicher und oft gebrauchter Romanfiguren erheben, so gebiert andererseits die reiche Phantasie des Autors zahlreiche neue Situationen, welche den Figuren eine eigenthümliche Beleuchtung verleihen. Viel tragen auch die stets abwechselnden und manchmal recht malerisch geschilderten Scenerien zum äußern Aufputz der Handlung bei, denn die letztere spielt größtentheils in verschiedenen Gegenden Italiens, dessen Bewohner, Sitten und Gebräuche in ihren charakteristischen Besonderheiten trefflich als Folie des Romans verwerthet werden. Die flotte und gewandte Erzählungsweise König's ist aus frühern Romanen dieses beliebten Schriftstellers bekannt, in „Um Ehre und Leben" zeichnet sie sich durch besondere Frische aus.

Das Charakterbild „Zwei Frauenherzen" (Nr. 3) von Valeska von Gallwitz ist sympathisch und angenehm geschrieben: hübsche Darstellung, ansprechende Schreibweise, viel Gefühl, das zum ungekünstelten Ausdruck gelangt, aber wenig Originalität in der Handlung und der Charakteristik der agirenden Personen. Zwei Heldinnen sind es, die sich in das Interesse des Lesers theilen müssen. Die erstere, eine liebe tugendsame pariser Grisette, welche durch einen gewissenlosen Cavalier um ihre Liebe, wenn auch nicht um ihre Ehre betrogen wird und infolge dessen an der Schwindsucht hinsiecht, beherrscht die erste Hälfte der Erzählung; eine junge stolze, aber dabei recht muntere Adeliche, welche gegen ihren Willen das verhaßte Joch der Ehe auf sich nehmen muß, ihren guten Gatten aber allmählich lieben lernt, steht im Mittelpunkte der zweiten. So laufen die beiden Handlungen nicht nebeneinander, sondern die eine hinter der andern her. Trotz dieser dilettantischen Anlage der Erzählung und trotz der vielfachen Anklänge an zahlreiche französische Romane der Neuzeit, die das Lied von der betrogenen Unschuld in allen erdenklichen Melodien singen, liest sich das Gallwitz'sche Charakterbild aus oben angedeuteten Gründen ganz angenehm. Alle erassen realistischen Farben sind mit weiblichem Taktgefühl sorgsam vermieden worden. Am besten ist die Charakteristik der jungen Adelichen gelungen, welche nach dem Leben porträtirt zu sein scheint, während die Grisette an überflüssiger Sentimentalität leidet und in der passiven Rolle, zu der sie verurtheilt ist, keine Gelegenheit zum thatkräftigen Handeln findet, welches einem auf sich selbst angewiesenen Mädchen aus dem Volke sonst so nahe liegt.

Ebenfalls von der Hand einer Dame rührt die Erzählung „Um einen ew'gen Kranz dies arme Leben ganz" (Nr. 4), her. Der Titel weist schon auf den „frommen" Inhalt hin. In der That dürfte das Buch auch nur in exclusiv protestantisch-orthodoxen Kreisen freundliche Leser finden. In den meisten Fällen thut man gut, um des lieben Friedens willen an derlei Romanen schnell vorüberzugehen, denn nicht der literarische Werth, sondern die Tendenz ist den Autoren Hauptsache, und diese letztere zu beurtheilen, ist sicherlich nicht Aufgabe einer literarischen Kritik. Auch die vorliegende Erzählung ist aus der Bekehrungssucht der Verfasserin hervorgegangen; diese greift aber zu so abstoßenden Mitteln, daß im Interesse des guten Geschmacks einige Worte der Abwehr gegen solche Elaborate wol gestattet sein dürften. Schon in der Einleitung wird die Geduld des Lesers auf eine harte Probe gestellt. Einige ältere Damen und ein junger Pastor discutiren darüber, ob es sittlich und ästhetisch sei, den Genuß einer schönen Aussicht auf Berge und Thäler dadurch zu erhöhen, daß man sich Goethe's „Iphigenie" vorliest! Die Verfasserin glaubt ihre tolerante Gesinnung an den Tag zu legen, wenn sie dies gütigst gestattet und den Pfarrer recht freundlich über Goethe und dessen poetische Begabung im besondern urtheilen läßt. Ein Spottlächeln drängt sich bei dieser grenzenlosen Naivetät unwillkürlich auf unsere Lippen; dasselbe verschwindet aber schnell, wenn

man dem Kernpunkte der Erzählung näher kommt. Da ist ein junges Mädchen, welches „in ihrem ganzen Wesen, in jedem Wort und jeder Miene den Adel ihrer dem Himmel zugewandten Seele" zeigt. Es befindet sich mit seiner Mutter im Bade und lernt dort einen wohlhabenden Offizier Namens Rothenfels kennen, der eine gewisse unruhige Trauer zur Schau trägt. Er hat auch Grund hierzu, denn er lebt mit seiner Frau, die als eine Kokette geschildert wird und unter anderm auch die lasterhafte Gewohnheit hat, Heyse'sche Novellen zu lesen, in Hader und Unfrieden. Nach der Ansicht der Verfasserin scheint diese Vorliebe für Heyse'sche Novellen ein Scheidungsgrund zu sein; wenigstens wird uns erzählt, daß Rothenfels es vollständig in seiner Hand hat, sich augenblicklich von dem bösen Weltkinde scheiden zu lassen. Er hat auch die Absicht; aber da ein Kind aus der Ehe da ist und er wahrscheinlich das Junggesellenleben nicht liebt, will er den Sperling nicht eher davonfliegen lassen, als bis er die Taube gefangen. Diese Taube ist jenes junge Fräulein Ella. Er geht zu dieser, trifft sie beim Bibellesen, macht ihr aber ganz ungenirt einen Heirathsantrag und wird — nicht mit tiefster sittlicher Entrüstung fortgejagt, wie wol jedes natürlich fühlende Mädchen gethan hätte, sondern nur sanft und freundlich aus religiösen Bedenken zurückgewiesen. Man male sich diese Situation genügend aus, um das Abstoßende derselben einzusehen! Aber es kommt noch schlimmer; das fromme heilige Mädchen hat ihm bei dieser Zurückweisung doch noch einen Hoffnungsschimmer gelassen und verwendet nun mehrere Stunden dazu, im Gebete Erleuchtung zu finden. Dann schreibt sie persönlich dem sonderbaren Freier einen Absagebrief, der fünf gedruckte Seiten einnimmt, in welchem sie wie der eifrigste Seelsorger in väterlich ermahnender Weise ihm seine ehelichen Pflichten vorhält und eine Unzahl Bibelsprüche citirt. Daß sie ihn liebt, leugnet sie nicht, aber es sei Pflicht, daß er und sie auf diese Liebe verzichten. Man kann sich kaum eine größere Zudringlichkeit denken als diesen Missionsbrief, der keine Antwort, sondern eine Predigt ist. Derselbe wird dem Offizier durch die Mutter mit einem Exemplar der Luthardt'schen „Apologetik" (!) zugestellt, und der Adressat fällt nun gleichfalls in ein frommes Delirium. Das Mädchen erscheint ihm wie eine Heilige. Er verzichtet auf seinen Wunsch; die Ermahnungen des unerfahrenen überspannten Mädchens thun bei dem Manne, welcher die Welt kennt, ihre Schuldigkeit. Die Geschichte ist aber noch nicht aus. Rothenfels scheint es darauf anzulegen, seine Geliebte, weil sie nun doch einmal eine Heilige ist, tüchtig in geistliche Contribution zu setzen. Er schickt ihr seine gottlose Frau ins väterliche Haus, wo sie auch von Ella freundlich aufgenommen und gehörig ins Gebet genommen wird. Bisweilen erscheint Rothenfels dort, er bewegt sich zwischen den beiden Frauen, von denen er die eine aus christlicher Pflicht, die andere aus weltlicher Begierde liebt, höchst unbefangen und freut sich der Fortschritte seiner Frau, welcher Ella das Lesen Heyse'scher Novellen ab- und das „Leben im Bilde Christi" allmählich angewöhnt. Da kommen wiederum Situationen und Scenen vor, die geradezu widerwärtig erscheinen, da Ella den Gatten einer andern Frau liebt, obgleich sie diese Liebe zu unterdrücken sucht. Wenn die Verfasserin nicht merkt, daß sie hier fortdauernd Attentate gegen das jungfräuliche Gefühl ihrer Heldin begeht, die durch nichts gerechtfertigt werden, denn die Frau könnte ja auch in einer andern christlichen Familie zum Glauben erzogen werden, so müssen wir ihr jede Kenntniß eines reinen und natürlich fühlenden Mädchengemüths abstreiten. Die naive Frömmigkeit Ella's wird natürlich durch diese Verhältnisse zu einer selbstgefälligen Glaubens- und Heilsgewißheit ausgebildet, die den Rest jeglicher Sympathie für sie vernichtet. Ein junges zwanzigjähriges Mädchen, welches „im Bilde Christi" zu leben glaubt und andere nach ihrem eigenen Vorbilde zu bekehren sucht, ist jedenfalls — ein bedauernswerthes Geschöpf, dem naive Unschuld, frohe Lebenslust, glaubensvolle Hingabe an das Walten einer gütigen Vorsehung ganz abhanden gekommen sein muß. Ella's einzige Freude besteht ja in dem Glauben, im Himmel für die vielen Dienste, welche sie „ihrem" Gotte auf Erden geleistet, ausreichend bezahlt zu werden. Da haben wir die religiöse Lohntheorie in nacktester Form! Die Geschichte endet damit, daß Rothenfels im Kriege schwer verwundet und von der Krankenpflegerin Ella zu Tode gepflegt wird. Später zieht Ella zu der Witwe ins Haus und murmelt seelenvergnügt vor sich hin: „Um einen ew'gen Kranz dies arme Leben ganz!" Wir möchten dieses Buch keinem jungen Mädchen, das überspannten und krankhaften Gefühlen zuneigt, in die Hand geben.

Wie ganz anders, einer frischen Quelle gleich, muthet die norwegische Dorfgeschichte „Signe" (Nr. 5) von Magdalene Thoresen an. Auch in dieser Erzählung steht ein junges Mädchen im Mittelpunkte, welches zum frommen Glauben und zur demüthigen Entsagung geleitet wird; aber diese Signe ist nicht mit Glaubensdogmen wie ein Sack vollgepfropft worden, sondern kämpft sich durch Leiden, Prüfungen, eigene Schuld und bittere Reue zur ruhigen Erkenntniß ihrer fernern Lebensaufgaben durch. Vielleicht leidet die Erzählung an einigen Längen; dieselben verschmerzt man aber schnell, da die Darstellung der eigenthümlichen Verhältnisse in einem norwegischen Gebirgsdorf und die Schilderung der prächtigen Naturscenerien kraftvoll und anmuthig zugleich sind. Gedankenreichthum und Gemüthstiefe sprechen aus der Charakterisirung zahlreicher Figuren, die sonst in Romanen selten vorkommen, wenigstens den deutschen Lesern ganz fremd sein dürften; die norwegischen Bauernnovellen Björnson's sind vielleicht drastischer und lichtvoller; an innerm Gehalte dürfte „Signe" sie jedoch übertreffen. Es spricht sich ein so reiner, edler, nach dem Höchsten strebender Geist in ihr aus, daß der Leser sich dem Hauche derselben

willig hingibt, ohne den Mangel einer raffinirten Mache zu bemerken.

Freundliche, aber recht leicht wiegende Gaben schenkt uns Wechsler in seinem Buche: „Im Osten und Westen“ (Nr. 6). Ein großer Theil dieser Erzählungen, Novellen, Skizzen u. s. w. spielt in Ungarn, Rumänien und der Türkei. In ihnen interessirt das locale Colorit mehr als die geschilderten Handlungen, welche zwar hübsch erzählt sind, aber doch nur wenig schöpferische Phantasie verrathen.

Oskar Riecke.

Feuilleton.

Aus der Schriftstellerwelt.

In Breslau starb am 8. April nach längerm Krankenlager Dr. Max Kurnik, einer der ehrenwerthesten deutschen Kritiker, der zeitlebens dem Theater kritische Beachtung geschenkt hat. Ein Schüler und Jünger Rötscher's gehörte er jener Schule wissenschaftlicher Theaterkritik an, welche in der Gegenwart mehr und mehr den frivolen Ton des witzhaschenden Feuilletons hat annehmen müssen. Max Kurnik war am 1. November 1819 zu Santomyszl in Posen als Sohn armer Aeltern geboren. Im dreizehnten Jahre verließ er das älterliche Haus, besuchte unter mannichfachen Entbehrungen das posensche Gymnasium und studirte, nachdem er sich durch mehrjährige Thätigkeit als Haus- und Schullehrer die Mittel dazu erworben, in Berlin und Breslau Philosophie und Literaturgeschichte. Seit 1847 war er unermüdlich journalistisch thätig, und zwar bei der „Breslauer Zeitung“ (1847—51 und 1861—73), der „Schlesischen Zeitung“ (1851—59) und der „Schlesischen Presse“ (neubegründet 1873). In allen diesen Blättern und auch in der von ihm selbst begründeten „Breslauer Montagszeitung“, welche 1861 wieder einging, war er der Vertreter einer gediegenen und wohlwollenden Schauspielkritik. Wie wir erfahren, bewegte sich seine letzte unvollendete Arbeit auf demselben Gebiet: „Ein Menschenalter Theatererinnerungen“, welche in feuilletonistischer Form die kritischen Erfahrungen des Verfassers bringen sollten. Von seinen eigenen Dramen erwähnen wir: „Charlotte Corday“ (1846), „Der Verbrecher aus dem Volke“ (1846), „Ein Mann“ (1852), welches letztere auch an der berliner Hofbühne Beifall fand, und mehrere kleinere Arbeiten. Auch sein Roman „Angela“ (2 Bde., 1852) ist ein Theaterroman; die Heldin desselben eine Schauspielerin. Von seinen einzelnen literarhistorischen Essays erwähnen wir denjenigen über „Lessing's Dramen“, „Goethe's und Bürger's Frauengestalten“ und andere. Kurnik war nicht nur einer der unermüdlichsten Theaterkritiker; er besaß auch wie wenige ästhetische Schulung und Bildung und eine tüchtige Gesinnung.

— Zu Winterthur in der Schweiz starb am 22. März Elisa Maier, eine Frau, die lange Jahre als Erzieherin segensreich gewirkt und bei allen ihren Schülerinnen ein dankbares Andenken hinterläßt. Sie war als die Tochter eines Chirurgen aus Würtemberg, der sich in Winterthur niedergelassen und verheirathet hatte, am 19. September 1816 geboren. Nachdem sie den Unterricht in der bekannten Niederer'schen Erziehungsanstalt in Yverdon genossen, suchte und fand sie Gelegenheit, als Lehrerin an verschiedenen Privatinstituten und öffentlichen Schulen der Schweiz ihr vorzügliches Lehrtalent zu bewähren, bis sie 1852 eine eigene Erziehungsanstalt für heranwachsende Mädchen in ihrer Vaterstadt errichten konnte. Ihr Lieblingsfach war deutsche Literaturkunde, welche sie durch ihren Vortrag zu einer Quelle idealer Lebensanschauung für die jugendlichen Gemüther zu machen wußte. Auch hat sie selbst einen in vielen Schulen eingeführten „Leitfaden zur Geschichte der deutschen Literatur“ (6. Aufl., Dresden, Ehlermann) und einen „Leitfaden der Mythologie“ veröffentlicht, sowie drei Bände „Lichtstrahlen“ aus Wilhelm von Humboldt's, Georg Forster's und Schleiermacher's Werken mit gehaltvollen biographischen Einleitungen im Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig herausgegeben.

— Am ersten Osterfeiertag ist im Foyer des neuen leipziger Theaters, in welchem sich schon die Büste von Roderich Benedix befindet, auch die Büste von Richard Wagner, ein Werk des Bildhauers Professor zur Straßen, enthüllt worden. Die Büste trägt die alliterirende Inschrift:

Ein Denker und Dichter
Gewaltigen Willens,
Durch Worte und Werke
Wecker und Meister
Musischer Kunst.

Bibliographie.

Auf der Warte von H. S. Cogitantibus. Stuttgart, Metzler. 12. 1 M. 35 Pf.

Bolanden, C. v., Altdeutsch. Historischer Roman. 3 Bde. Mainz, Kirchheim. 8. 7 M. 50 Pf.

Bosboom-Toussaint, A. L. G., Der Delfter Wunderdoctor. Autorisirte Uebersetzung von M. Karstens. 1ster Thl. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 8. 3 M. 50 Pf.

Braddon, M. E., Viola (Vixen.) Roman. Frei nach dem Englischen. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 10 M.

Braun, J. W., Wilhelm von Grumbach. Historisches Drama. Leipzig, Mutze. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Burckhardt, W., Mathematische Unterrichts-Briefe. Für das Selbst-Studium Erwachsener. Mit besonderer Berücksichtigung der angewandten Mathematik unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner und Gelehrten herausgegeben. 1ster Brief. Leipzig, Bibliographisch-artistische Anstalt. Gr. 8. 1 M.

Caspari, O., Das Erkenntnißproblem. Mit Rücksicht auf die gegenwärtig herrschenden Schulen. Breslau, Trewendt. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Curti, T., Zur Geschichte der Volksrechte. St. Gallische Erinnerungen an die Jahre 1830 und 1831. Zürich, Verlags-Magazin. 8. 30 Pf.

Grau, R. F., Die Judenfrage und ihr Geheimniß. Gütersloh, Bertelsmann. Gr. 8. 1 M.

Herbert, L., Zwei Kreuzherren. Roman. 4 Bde. Breslau, Schottländer. 8. 14 M.

Hermann, E., Weitere quellenmässige Beiträge zu Shakespeares literarischen Kämpfen. I. Allgemeine Uebersicht. Erlangen, Deichert. 8. 5 M.

Hoffmann, H., Unter blauem Himmel. Novelle. Berlin, Paetel. 8. 4 M.

Lambros, S., Die Bibliotheken der Klöster des Athos. Nach dem Rechenschaftsberichte an die griechischen Kammern deutsch von A. Boltz. Bonn, Nolte. Gr. 8. 1 M.

Leander, R., Aus der Burschenzeit. Ein Idyll. Halle, Niemeyer. 1876. 8. 1 M.

Riehl, A., Gotthold Ephraim Lessing. Rede, gehalten zur Erinnerung an den 100jährigen Todestag Lessings am 15. Februar 1881. Graz, Leuschner u. Lubensky. Gr. 8. 70 Pf.

Sach, A., Asmus Jakob Carstens Jugend- und Lehrjahre nach urkundlichen Quellen. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. Gr. 8. 4 M.

Sammlung gemeinverständlicher Vorträge und Abhandlungen wissenschaftlichen Inhalts in zwangloser Folge. Nr. 1: Häusliche und öffentliche Erziehung. Ein Vortrag von A. Rümelin. Dessau, Barth. Gr. 8. 50 Pf.

Schatz, F., Allgemeinbildung und Sonderbildung in Deutschland. Rectoratsrede. Rostock, Stiller. Gr. 8. 60 Pf.

Scholl, C., Jesus von Nazareth auch ein Semite. Leipzig, Friese. Gr. 8. 60 Pf.

Schulze-Delitzsch, Die Zulassung der beschränkten Haft bei den deutschen Genossenschaften. Leipzig, Keil. Gr. 8. 30 Pf.

Sievers, E., Der Heland und die angelsächsische Genesis. Halle, Niemeyer. 1875. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Wolzogen, E. v., Immaculata. Erzählung. Leipzig, Reißner. 8. 3 M.

Zernin, August von Goeben. Eine Lebens- und Charakter-Skizze. Vortrag. Mit Zusätzen und Anmerkungen. Darmstadt, Zernin. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Anzeigen.

Im Verlag von **L. Brill** in **Darmstadt** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der Zögling der Ursulinerinnen.

Novelle

von

Lorenz Diefenbach.

12½ Bogen. Kl. 8. Preis broschirt 3 M.

Nicht nur auf umfassenden wissenschaftlichen Gebieten, insbesondere der Ethnologie und der Sprachforschung, welche der genannte Gelehrte mit anerkannter Meisterschaft beherrscht, sondern auch als Novellist hat sich der Verfasser einen sehr geachteten Namen in der literarischen Welt erworben und in einer Reihe theils größerer, theils kleinerer Novellen und Romane vielfache Proben seiner scharfen psychologischen Beobachtungen gegeben. Seine Erzählungen spielen bekanntlich in der Gesellschaft der Gegenwart und haben einen großen Theil ihres Leserkreises unter sinnigen und gebildeten Frauen gefunden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Biblische Erzählungen für die israelitische Jugend.

Bearbeitet von Dr. **Jakob Auerbach.**

Erstes Bändchen. Mit einer Karte von Palästina. Vierte Auflage. Cart. 1 M.

Zweites Bändchen. Mit einer Zeittafel. Zweite Auflage. Cart. 1 M. 50 Pf.

Auerbach's „Biblische Erzählungen" sind bereits vielfach in israelitischen Schulen eingeführt, eignen sich aber wegen der ansprechenden Form, die ihnen der Bearbeiter gegeben, besonders auch zur Lektüre im häuslichen Kreise. Sie stehen, wie der „Pädagogische Jahresbericht" hervorhebt, weit über dem Niveau der gebräuchlichen Bearbeitungen der biblischen Geschichte, und auch der christliche Lehrer wird sie mit gutem Erfolge benutzen können. Vom ersten Bändchen ist bereits eine vierte Auflage nöthig geworden, vom zweiten eine zweite Auflage.

Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage:

Kleine Schul- und Hausbibel. Geschichten und erbauliche Lesestücke aus den heiligen Schriften der Israeliten. Nebst einer Auswahl der Apokryphen und der Spruchweisheit der nachbiblischen Zeit. In zwei Abtheilungen. Erste Abtheilung, sechste Auflage. Zweite Abtheilung, vierte Auflage. Jede Abtheilung geh. 2 M., geb. 2 M. 50 Pf. Beide Abtheilungen in einen Band gebunden 5 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Streifzüge in den Urwäldern von Mexico und Central-Amerika.

Von

Felix L. Oswald.

Mit 76 Abbildungen in Holzschnitt.

8. Geh. 7 M. 50 Pf. Geb. 9 M.

Der Verfasser, längere Zeit Director eines Militärhospitals in Veracruz, schildert in dem vorliegenden höchst interessanten und reich illustrirten Werke seine Erlebnisse in der Alpen- und Waldregion des südlichen Mexico, seine Streifereien durch die dichten Wälder, die noch nie von einer Axt berührt worden, seine Beobachtungen der wunderbaren Fauna und Flora dieser tropischen Hochlande, endlich seinen Verkehr mit den Eingeborenen und seine Besuche in den zerstreuten Farmen und Ansiedelungen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Neue Pitaval.

Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit.

Begründet von J. E. Hitzig und W. Häring (Willibald Alexis).

Fortgeführt von Dr. **A. Vollert.**

Neue Serie. Funfzehnter Band. 8. Geh. 5 Mark.

Inhalt des Bandes:

Die Geheimpolizei in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. — Vier Criminalprocesse zur Charakterisirung des Strafverfahrens, der Culturzustände, der Sitten und Gebräuche in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. — Eine Tödtung aus Liebe. (Hessen.) 1878—79. — Der Raubmord auf dem Hohenbogen. (Baiern.) 1877. — Die Mordnacht in der Springgölmühle zu Vogelsberg. (Großherzogthum Sachsen.) — Proceß Fadda. (Mord. — Rom.) 1878—79. — Marguerite Jonjean. (Mord. — Petersburg.) 1878.

Sämmtliche Criminalfälle, die in dem vorliegenden neuen Bande dieses beliebten Werks mit gewohnter Sachkunde dargestellt sind, gehören der neuesten Zeit an, und jeder einzelne derselben bietet eigenthümlich fesselnde juristische wie psychologische Momente.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Wilhelm von Humboldt.

Lichtstrahlen aus seinen Briefen an eine Freundin, an Frau von Wolzogen, Schiller, G. Forster und F. A. Wolf.

Mit einer Biographie Humboldt's.

Von **Elisa Maier.**

Sechste Auflage. 8. Geh. 3 M. Geb. 4 M.

Arthur Schopenhauer.

Lichtstrahlen aus seinen Werken.

Mit einer Biographie und Charakteristik Schopenhauer's.

Von **Julius Frauenstädt.**

Vierte Auflage. 8. Geh. 3 M. Geb. 4 M.

Von diesen beiden Sammlungen der schönsten und interessantesten Stellen aus W. von Humboldt's und Schopenhauer's Schriften, jede mit einer biographischen Einleitung versehen, sind abermals neue Auflagen, von der ersten bereits die sechste, von der zweiten die vierte Auflage, nöthig geworden: ein Beweis der allgemeinen und dauernden Beliebtheit, deren dieselben mit Recht sich erfreuen.

(Mit einer Beilage: **Literarischer Anzeiger**, Nr. 5.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 18. — 5. Mai 1881.

Inhalt: Zum Kapitel des Verfalls der deutschen Schaubühne. Von Heinrich Bulthaupt. — Militärische Charakterbilder. — Neue Romane und Novellen. Von J. J. Honegger. — Ein illustrirtes Hausbuch. — Feuilleton. (Deutsche Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Zum Kapitel des Verfalls der deutschen Schaubühne.

Der Verfall der deutschen Schaubühne und die Bewältigung der Theater-Calamität. Dramaturgische Gänge von Georg Köberle. Leipzig, Wolff. 1880. Gr. 8. 6 M.

Im Jahre 1872 erschien ein Werk, das pro et contra viel von sich reden machte: „Die Theaterkrisis im neuen deutschen Reiche. Von Georg Köberle.“ In einer Zeit, als auf dem Gebiete des Bühnenwesens sich die mannichfaltigsten, untereinander zusammenhängenden Reformbestrebungen geltend zu machen begannen, der Oeffentlichkeit übergeben, konnte die Schrift nicht unbeachtet zum Orkus wandern. Der Ton des warmen ehrlichen Interesses für die wichtige Sache, den man aus jeder Zeile zu vernehmen glaubte, die Rücksichtslosigkeit und Schärfe des Urtheils und der Angriffe, die der Verfasser gegen die Trägheit und den gemeinen Speculationsgeist der Bühnenvorstände und Schauspieler richtete, war, wenn irgend, gerade in jener Zeit geeignet, Aufmerksamkeit zu erregen und über die bestehenden Verhältnisse manchen wünschenswerthen Aufschluß zu geben. Da aber das Buch geradezu Neues und praktisch Verwerthbares wenig enthielt, wäre es sicherlich bald wieder in Vergessenheit gerathen, wenn nicht dem kampfesmuthigen Reformator durch seine Ernennung zum Intendanten des karlsruher Hoftheaters Gelegenheit gegeben worden wäre, seine Vorschläge in Thaten umzusetzen. Die sanguinischen Hoffnungen, die jugendliche Gemüther auf die Köberle'sche Bühnenleitung setzen mochten, erfüllten sich nicht. Ob ein complicirter Apparat von Intriguen gegen ihn in Bewegung gesetzt wurde (wie Köberle behauptet) oder nicht — genug, seine Verwaltung nahm sehr bald ein tumultuarisches Ende. Zeitungsnotizen über die karlsruher „Krisis“ wanderten von Blatt zu Blatt; Köberle, seine Direction, seine Abdankung, seine Vertheidigung und alles Drum und Dran wurden für einige Wochen stehende Journalartikel, bis wichtigere Ereignisse die Aufmerksamkeit von der in jeder Beziehung unverdient übertriebenen Bedeutung dieser kleinen Privatangelegenheit ablenkten. Nach längerer Pause tritt Köberle nun mit einer neuen Publication vor das Publikum, die, „Dramaturgische Gänge“ betitelt, eine Reihe von Abhandlungen eröffnet, die der Verfasser unter dem Collectivtitel „Der Verfall der deutschen Schaubühne und die Bewältigung der Theater-Calamität“ vereinigen zu wollen scheint.

Die „Theaterkrisis“ hat vor acht Jahren, bald nach ihrem Erscheinen, in d. Bl. eine eingehende, dem Verfasser offenbar wohlthuende Würdigung erfahren (in den „Dramaturgischen Gängen“ gedenkt er ihrer wiederholt); sein unerschrockenes Streben, für das Heil des deutschen Theaters zu wirken, wurde ebenso wie die rückhaltlose Offenheit, mit welcher er dessen Hauptschäden bloßlegte, gebührend anerkannt, gleichzeitig aber darauf hingewiesen, daß die Reformvorschläge Köberle's zum größten Theil „utopistisch“ und „unhaltbar“ seien, und daß er zum Schaden des Ganzen rein persönliche Lobeserhebungen (des Verfassers selbst) und Anfeindungen (besonders Feodor Wehl's und Hülsen's) in die objective Darlegung der Theatercalamität hineingearbeitet habe. Leider überwiegen die letzten unkritischen Elemente in den „Dramaturgischen Gängen“ so sehr, daß das Misbehagen an der Lektüre des Buchs das etwaige Wohlgefallen an der unversehrt gebliebenen Streitbarkeit des Autors zu verdrängen vermag. Dazu kommt, daß sich die Zeiten seit 1872 wesentlich geändert haben. Was damals wenigstens durch die offene Art, in der es ausgesprochen wurde, neu und überraschend wirkte, ist seither in zahllosen Versionen wiederholt und in die Ohren aller gedrungen, die hören wollten oder nicht. Mit der Beleuchtung der Lage, mit theoretischem Raisonnement ist es heutzutage nicht mehr gethan. Wer dem Theater nützen will, der gehe ohne viel Worte an die Arbeit und beweise seine guten

Absichten durch die That, als Bühnenleiter, als Theaterkritiker, als Dramaturg. Die Chance der Intendanz liegt hinter dem Verfasser, die zweite hat er vielleicht nie erwählt, der dritten wendet er sich mit seiner neuen Schrift scheinbar zu. „Dramaturgische Gänge". Aber was heißt Dramaturg? Das Wort wird neuerdings so kläglich gemisbraucht, daß sogar die „rechten Hände" mancher Theaterdirectoren, die Faiseurs der officiellen Reclame, die Besorger kleiner und großer vorbereitender Zeitungsnotizen, sich auf ihren Visitenkarten Dramaturg zu nennen lieben. Eine so praktische Bedeutung mißt Georg Köberle dem Worte selbstredend nicht bei. Er faßt es theoretischer. Aber mit dem bloßen Theoretisiren ist eben auch nichts gethan. Das Entscheidende ist, daß die Theorien des Dramaturgen, ob er nun als Regisseur eine Tragödie zu inscenirен hat, ob er sich mit dem Wesen des Dramas im allgemeinen beschäftigt, ob er ein einzelnes Werk oder eine Rolle zergliedert, für die Schauspielkunst verwerthbar gemacht werden. Der Dramaturg verfährt in seiner Art weniger kritisch als productiv. Es gilt für ihn vor allem, das gedruckte Wort, den kalten Buchstaben in lebendige Anschauung, in warmes Leben umzuschmelzen und auch bei seinen allgemeinsten Ausführungen den scenischen Apparat im Auge zu haben, mit dem die Kunst der Bühne zu rechnen und zu rechten hat. In dieser Beziehung gewährt nun aber, um es kurz zu sagen, Köberle's Schrift so gut wie nichts. Er redet über Lindau's „Erfolg" und Laube's „Karlsschüler" ein unglaublich Langes und Breites, anstatt in vierzig Zeilen die charakteristischen Mängel dieser beiden künstlerisch allerdings sehr problematischen Komödien scharf zu präcisiren, zergliedert den Dilettantismus, den Naturalismus, die Mache, macht einige nicht üble kritische Bemerkungen und läßt über die Möglichkeit einer neuen Facheintheilung einen hübschen interessanten Gedanken verlautbaren; aber der positive Gewinn des 312 Seiten in Großoctav zählenden Buchs ist verschwindend gering.

Köberle gibt uns seine Bemerkungen in der auch von Benedix in seiner „Shakspearomanie" beliebten Gesprächsform zum besten. Es heißt:

> In einer Residenzstadt hat sich eine Gesellschaft von strebsamen Männern gebildet, welche das rühmliche Ziel verfolgen, über die brennenden Tagesfragen des Theaters Untersuchungen anzustellen und durch Publication der von ihnen gewonnenen Resultate der Bühne zu nützen. . . . Vertreten sind in der Gesellschaft alle Schattirungen des modernen Geschmacks und alle Kunstrichtungen der Theaterleute von Fach. Da ist vor allem Hermann der Schalk, ein vielbelesener Literator, der sich jedoch darin gefällt, neben den ernsten Kunstrichtern eine Art von Shakspeare'schem Narren als seine Rolle zu wählen. Da sind ferner: Johann der feurige Idealist, Paul der speculative Realist, Heinrich der unverwüstliche Optimist, Max der starre Pessimist, Alfred der wortgewandte Hofbühnenchef, Gerson der thatenlustige Impresario und noch eine Reihe anderer, die ich dem freundlichen Leser vorstellen werde, sobald sie sich zum Worte melden.

Köberle behauptet, diese Form gewählt zu haben, um „dem spröden Stoffe nach Möglichkeit auch eine angenehm unterhaltende Seite abzugewinnen", in Wirklichkeit hat er jedoch, da sein Humor verzweifelt gezwungen ist und die Conversation der Reformatoren wol eine Menge stilistischer Unmöglichkeiten, aber keinen Gran charakteristischer Unterscheidung aufweist, damit nur ein verbrauchtes und sehr wohlfeiles Mittel, seine eigenen Ansichten mit einem gewissen Eclat an den Mann zu bringen, ohne Erfolg angewandt. Köberle ist natürlich „Johann der feurige Idealist". Wie zu erwarten, meldet er sich beständig zum Wort, das ihm „Hermann der Schalk" als Präsident beständig ertheilt. Die unbequemen Elemente scheiden nach und nach aus dem Cirkel aus; die übrigen werden mundtodt gemacht oder ziehen mit leicht widerleglichen Einwänden gegen den ewigen Redner zu Felde, der natürlich als vielfacher Sieger aus der Scheindiscussion hervorgeht. Verräth diese ganze Methode, dem „Idealismus" des Autors Anerkennung zu verschaffen, wenig Geschmack, so bekundet es andererseits sehr wenig Idealismus, wenn der feurige Johann uns nicht nur in dem einleitenden Aufsatz, der den effecthaschenden Titel „Meine Ouverture" trägt, sondern während des Verlaufs der Reformtagssession ununterbrochen von den Geschicken Georg Köberle's und seines vielbelobten und geschmähten Werks „Die Theaterkrisis" unterhält. Was hat denn die Kunst mit diesen kleinlichen Personalien zu thun? Was kümmert es uns, ob die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" „unter der Form einer objectiven Kritik" das mot d'ordre gegen die „Theaterkrisis" ausgegeben hat? Und was soll man von den kritischen Qualitäten eines Mannes halten, der nicht nur gegen diejenigen, die ihn (unberechtigterweise) offen verhöhnt, sondern auch gegen diejenigen, die seine Vorschläge sachlich angegriffen haben, nur maßlose, haßerfüllte Invectiven zu schleudern versteht und für den allein seine Lobredner unter die Ehrenmänner rangiren? Eine objective tadelnde Kritik ist bei einem Schriftsteller, der in ihr nur eine Maske zur Verhüllung privater Feindseligkeiten erblickt, ja kaum möglich! Und welch eine Ueberschätzung des eigenen Werthes liegt doch im Grunde auch in dem Wahn, das Ziel der tödlichen Angriffe „aller unlautern Elemente der Theaterwelt" gewesen zu sein oder noch zu sein! Besser stände es dem Verfasser an, seine „Leidens- und Kampfperiode" im stillen zu verwinden und zu vergessen und ohne Rücksicht auf seine eigenen Geschicke den Kunstfragen nahe zu treten. Wer es nicht vermag, über zerschlagene Hoffnungen und Ideale hinweg den Kampf um den Sieg des Schönen und den großen und reinen Gedanken der ästhetischen Erziehung des Menschengeschlechts fort und bis ans Ende zu führen, ohne Bitterniß im Herzen, ohne den Vorsatz, sein eigenes liebes Ich an seinen Feinden zu rächen: der ist wol einmal „berufen" gewesen, war aber nie „auserwählt". Sein Mitleid wird kein feinfühliger Mensch einem um der Kunst willen Leidenden versagen; aber von einem Reformator verlangt man, daß Schwäche und Empfindlichkeit ihn nicht einschüchtern und verbittern; seine Brust muß gestählt, sein Geist klar, sein Auge unentwegt auf das Ziel gerichtet sein.

Leider beweist nun aber Köberle noch in einem andern Punkte, daß er nicht der Mann ist, in ästhetischen Fragen ein entscheidendes Wort zu sprechen. Wenn Hebbel in einem trefflichen Epigramm von Schiller sagt:

Unter den Richtern der Form bist du der erste, der einz'ge,
Der das Gesetz, das er gibt, gleich schon im Geben erfüllt —

so darf man diesen Satz wol dahin erweitern, daß keiner über Fragen des Geschmacks und der Kunst zu urtheilen befugt sei, der die von ihm aufgestellten Regeln selbst so verletzt, wie es der Verfasser der „Dramaturgischen Gänge" auf Schritt und Tritt thut. Seine überladene, forcirte Schreibweise ist an schiefen Bildern und leider auch an widerwärtigen überreich. Hier sind einige Beispiele. Zur Kategorie der schiefen Bilder:

Aber es fragt sich, ob nicht durch die übermäßige Cultivirung dieser Seite (scil. der Mache) ... der Pegasus an unserm Thespiskarren beim Schweife aufgezäumt, d. h. eine garstige Seifenblase des Zeitalters noch garstiger mit dessen titanischem Ringen verwechselt worden sei? ...

Jetzt ist mein Publikum der idealisirenden Dramatik wieder satt, und ich muß ihm ein Theater aus den Schaumblasen der Zeit construiren.

Nach diesen beiden Vergleichen dürfte man „Johann den feurigen Idealisten" auch wol „Johann den muntern Seifensieder" nennen.

Müssen Sie, wenn wir alle unsern Verstand in einen Topf werfen und daraus ein wahres Herculeshirn componiren (!) — müssen Sie dann nicht bekennen, daß das heutige Theater, so wie es leibt und lebt, uns äußerst kleidsam zu Leibe sitzt? ...

Just in dieser traurigen Geistesbeschaffenheit der Priester Thaliens besteht der faulste Fleck des so wackelig einherrollenden Thespiskarrens. ...

Ein Dramatiker, welcher seiner Phantasie freien Zügel läßt, ehe sein Verstand ihr die Vorarbeiten geliefert hat, wagt sich stets auf eine gefährliche Brücke und fördert in der Regel nur Misgeburten zu Tage.

Heißt ein solches Amalgama von Bildern nicht das Ei des Demosthenes bei der Stirnlocke ergreifen und Pontius und Pilatus mit dem Bade ausschütten?

Schlimmer noch steht es um die zweite Kategorie:

Wer sein Haus reinigen will, darf sich nicht schmutziger Hände bedienen, sonst wird's ewig nicht rein, und schließlich duftet der zurückgebliebene Koth um nichts aromatischer, als der hinweggetragene geduftet hatte. Man wird den Floh geknickt, dagegen die Wanzen gemästet haben. ...

Da ist ferner eine stets kampfbereite Zunft, nämlich die Fraction der im Morast der theatralischen Sackgasse wollüstig grunzenden Novitätenlieferanten, welche den dreistigen (sic!) Repertoirereiniger mit ihren schmutzgewohnten Kennernasen beschnüffeln.

Das ist in einem Werke, das von ästhetischen Dingen handelt, aber geradezu unerträglich. Was helfen alle großen Worte, was hilft alles Pochen auf Aristoteles und Lessing, wenn ein Buch, das so wenig praktische Vorschläge bringt, sich nicht einmal gut liest und von Geschmacklosigkeiten strotzt!

Um auch einer der bessern Seiten des Buchs gerecht zu werden, sei hier der oben bereits erwähnten Idee, die Facheintheilung bei den Schauspielern nach einem neuen Gesichtspunkte zu regeln, gedacht. Köberle schreibt:

Ich schlage vor, daß der Maßstab zur Facheintheilung für das recitirende Drama eines Zukunftstheaters nicht von der physischen, sondern von der psychischen Anthropologie entlehnt und der Hauptnachdruck auf die psychologischen Momente gelegt werde. ... Es ist möglich, daß der zufällig an einem Theater als Heldenliebhaber engagirte Schauspieler auch den Faust nach Goethe's Intentionen spielen kann. In der Regel wird es nicht der Fall sein; denn das Eigenthümliche, wodurch Faust sich von allen andern Heldenliebhabern unterscheidet, liegt nicht im Liebhaber- oder Heldenmäßigen, sondern in einer Eigenart, welche die Psychologie mit dem Ausdruck „dämonisch" bezeichnet. Dasselbe gilt von Franz Moor bezüglich des Darstellers der Bösewichte, und von Wallenstein bezüglich des Darstellers der gesetzten Helden und Heldenväter. Diese Rollen werden also demjenigen Künstler zuzutheilen sein, dessen Specialität darin besteht, die verschiedenen Abstufungen des Dämonischen im Menschen als Charaktergrundzug zur lebenswahren Veranschaulichung zu bringen. ... Wenn Sie das Rollenverzeichniß ungewöhnlich hervorragender Mimen, die man als wahre Proteus-Naturen anstaunte, genau prüfen, so werden Sie entdecken, daß jene Männer ihre Rollenwahl nach dem Kriterium vornahmen, welches sich aus dem Einklang ihres individuellen Gestaltungstalents mit den psychologischen Grundzügen der darzustellenden Charaktere ergibt.

Sehr hübsch und im Kern gewiß richtig. Die Individualität eines jeden Schauspielers entscheidet seine Berufung für diese oder jene Rolle. Wozu aber eine neue Facheintheilung nach psychologischen Normen, da durch Aufhebung aller Fachunterschiede, wie sie bei den Theatern heutzutage Regel ist, einer zweckmäßigen Rollenbesetzung ein weit freieres und günstigeres Terrain eröffnet ist? Das überdies sehr schwierige Einschachteln der Rollen in psychologische Rubriken würde schließlich zu derselben Starrheit führen, in der die oberflächliche alte Eintheilung in Helden, jugendliche Liebhaber, Heldenväter u. s. w. das Theater so lange gefesselt gehalten hat. Ebenso wenig wie die vier Temperamente sich unvermischt, jedes für sich, jemals finden lassen, wird es auch nur eine einzige Rolle geben, die sich mit ihrer Fachbezeichnung vollkommen deckte. Auf der Grenzscheide vollends, wo die Linien ineinander überfließen, würde es permanenten Rollenstreit geben. Wohin gehört Karl Moor, Fiesco, Wilhelm von Oranien, Saladin? wohin die Eboli, die Prinzessin im „Tasso", Nathan's Recha? Köberle hegt darum wol von dem bei der Rollenbesetzung zu beobachtenden Princip eine richtige Vorstellung; aber er versieht es darin, daß er dasselbe in eine Schablone fügen will, anstatt seine Anwendung der Einsicht und Entscheidung der Bühnenvorstände zu überlassen. Fragen dieser Art kann nur die Praxis erschöpfend beantworten.

Auf manchen andern, zwar nicht neuen, aber zutreffenden Gedanken des Buchs ist hier um so weniger einzugehen, als der Verfasser die „Dramaturgischen Gänge" nur als ballon d'essai seiner bereits angekündigten „Dramaturgie" vorausgeschickt hat, die an nichts Geringeres als an Lessing's kritisches Meisterwerk anknüpfen soll! Er ist aber nachdrücklich vor der Einmischung persönlicher Ele-

mente und der Nachlässigkeit und Unlauterkeit der Schreibweise, wie sie in den „Dramaturgischen Gängen“ so störend hervortritt, zu warnen. Vermeidet er sie nicht, dann wird er auf eine sorgfältige Beachtung der Kritik keinen Anspruch mehr erheben dürfen.

Heinrich Bulthaupt.

Militärische Charakterbilder.

1. Feldmarschall Fürst Wrede. Von J. Heilmann. Mit dem Porträt des Feldmarschalls. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1881. Gr. 8. 10 M.

Mit dem Motto: Virtuti pro patria, errichtet der Verfasser in dem vorliegenden inhaltreichen Buche dem Feldmarschall Fürsten Wrede durch dessen Lebensbeschreibung ein Denkmal, womit er einer schuldigen Ehrenpflicht des bairischen Offizierstandes gegen den berühmtesten seiner heimischen Heerführer nachzukommen willens ist. Waren in diesem Sinne bisher nur unvollständige und bruchstückweise Versuche hervorgetreten, so bringt dagegen der Verfasser auf Grund sorgfältiger Forschung und langjähriger Studien eines reichhaltigen geschichtlichen Materials ein Volles und Ganzes, ein Lebensbild des Mannes seiner Verehrung, bei dessen Aufstellung er als erstes Gesetz die Wahrheit des Urtheils gelten läßt und gewissenhaft auch weniger günstige Mittheilungen der Erörterung unterzogen hat. Das Walten solcher Grundsätze bekundet den Werth des Dargebotenen und verdoppelt das Interesse an dem lebhaft und klar geschriebenen Buche.

Dasselbe ist eingetheilt in vier Bücher (in besondere Kapitel zerfallend), von denen die ersten drei die kriegerische Thätigkeit zur Darstellung bringen, und zwar den Wandlungen der bairischen Politik entsprechend im ersten Buche auf österreichischer Seite, im zweiten im Rheinbund unter Napoleon, im dritten während der Befreiungskriege mit den Verbündeten; das vierte Buch umfaßt die Friedenszeit und die Leistungen des Feldmarschalls von 1816—38, wobei die für jedes Kapitel bestimmten Beilagen demselben unmittelbar angeschlossen werden.

Auf den Inhalt des Werks näher eingehend, haben wir zuvörderst anzuführen, daß Wrede nicht Berufssoldat war und wol insofern als Unicum dasteht, daß er seine militärische Carrière in der Charge des Obersten begonnen hat. Von seinem Vater zum Eintritt in den Staatsdienst bestimmt, bezog er mit dem sechzehnten Jahre die Universität Heidelberg, wo er den Studien weniger obgelegen, dagegen mehr den nobeln Passionen der jungen Cavaliere damaliger Zeit mit Leidenschaft gehuldigt zu haben scheint; mit Vorliebe versuchte er sich im Reiten zu vervollkommnen und strebte dabei durch wilde Verwegenheit, nicht durch künstlerische Leistung sich hervorzuthun. Dennoch mit 18 Jahren zum wirklichen Hofgerichtsrath und Assessor beim Oberamt Heidelberg ernannt, setzte er seine Studien als flotter Bursche fort, trat dann aber mit dem zwanzigsten Lebensjahre 1787 seine Functionen als Assessor an. Im Sommer 1792 zum pfälzischen Landescommissar bei dem in der Gegend von Schwetzingen sich sammelnden Truppencorps des österreichischen Feldzeugmeisters Fürsten Hohenlohe ernannt, gewann er sich in diesem durch seine angenehme Persönlichkeit und seine zutreffenden Ansichten einen Gönner, durch dessen Fürsprache er für das nächste Kriegsjahr 1793 zum pfälzischen Oberlandescommissar bei der österreichischen Armee am Rhein unter Wurmser bestimmt wurde. In dieser Verwendung verblieb Wrede, der Anfang 1794 (siebenundzwanzig Jahre alt) Titularoberst im Generalstab wurde, und machte in dieser lehrreichen Stellung alle Feldzüge am Rhein immer im Mittelpunkt der Operationen mit, an allen Gefechten, an jeder Verhandlung im Bereiche seiner Wirksamkeit eifrigst Antheil nehmend und sich trotz seiner Jugend und trotz seines erst erfolgten Uebertritts in den Kriegerstand allgemeines Vertrauen und Zuneigung im österreichischen Heere erwerbend. Natürlich sagte ihm hiernach die frische Thätigkeit mehr zu als die Bureauarbeit, und er schied gern aus dem Civildienst, als ihm 1798 die neu errichtete Stelle eines Oberkriegscommissars in der Pfalz übertragen wurde. Auf den Wunsch des Erzherzogs Karl geschah es, daß Wrede 1799, zum wirklichen Oberst mit dem Patent von 1794 avaneirt, den Auftrag erhielt, in der Rheinpfalz ein Freiwilligencorps zu organisiren und zur Landesvertheidigung zu verwenden. Allmählich gelang es ihm, ein Bataillon von 500 Mann aus höchst zweifelhaftem Material zu bilden, und mit demselben that er sich bei energischer Leitung und Umsicht auf dem Kriegstheater am Neckar im kleinen Kriege hervor. Im April 1800 wurde er zum Brigadier der infolge des Subsidienvertrags mit England errichteten zweiten Brigade der rheinpfälzischen Subsidientruppen, und schon im Mai wegen seiner hervorragenden Entschlossenheit und Tapferkeit zum Generalmajor außer der Tour befördert. Nach Beendigung des unglücklichen Feldzugs und nach der Vergrößerung Baierns durch den Reichsdeputationshauptschluß 1803 wirkte er mit bei der Schaffung einer kriegstüchtigen Armee, die zweckmäßig bewaffnet, zeitgemäß ausgebildet und vom alten Zopf- und Paradewesen befreit wurde.

Im September 1804 zum Generallieutenant befördert, nahm Wrede 1805, als Baiern, mit Napoleon verbündet, 25600 Mann, 2983 Pferde, 48 Geschütze unter General Deroy zum Kriege gegen Oesterreich stellte, anfangs unter dem Befehle Bernadotte's, später selbständig an demselben theil und zeichnete sich durch Umsicht und Kühnheit aus. Nach dem Preßburger Frieden wurde er von seinem Könige mit dem Großkreuz des neu gestifteten Militär-Max-Joseph-Ordens belohnt, und bald darauf erhielt er auch

das Großoffizierkreuz der französischen Ehrenlegion mit einer Pension von 5000 Francs. Nach dem Beitritt des neuen Königreichs Baiern zum Rheinbund war Wrede ein eifriger Vertreter der Tendenz des Cabinets, Baiern zum Range einer europäischen Macht zu erheben, was dem Staate indeß nur große Opfer und viele Verdrießlichkeiten eintrug.

Durch eine gefährliche Erkrankung wurde er verhindert, dem Feldzuge 1806 beizuwohnen; er vermochte erst im März 1807 sich über Warschau nach Pultusk zu begeben, wo er das Commando der Division übernahm und glücklich gegen die Russen kämpfte. Der aus diesem Feldzuge herstammenden Beschuldigung, er habe in der Zeit zwischen dem 23. Februar und 8. März 1807 im Schloß Oels sich das Silberzeug angeeignet, wird in dem Buche dadurch entgegengetreten, daß Wrede erst am 17. März von München abgereist und nach Ausweis einer Meldung des Kronprinzen in der Nacht vom 4. auf den 5. April in Pultusk eingetroffen sei, und damit das Alibi als nachgewiesen erklärt.

In dem Kriege gegen Oesterreich commandirte Wrede eine der drei Divisionen, welche Baiern zu stellen hatte; er zeichnete sich durch persönliche Tapferkeit aus und nahm hervorragenden Antheil an der Entscheidung der Schlacht bei Wagram, in der er durch eine Kanonenkugel verwundet wurde. Bald geheilt, half er schließlich die Unterwerfung Tirols durch die bairischen Truppen vollziehen. Seine Verdienste im Feldzuge 1809 belohnte Napoleon durch die Ernennung zum französischen Reichsgrafen mit einer jährlichen Einnahme von 30000 Francs, für welche ihm später mehrere Herrschaften im Innviertel als Mannslehen angewiesen wurden und auch nach Napoleon's Sturz erhalten blieben.

Im Jahre 1811 ging er, seit dem 1. Januar General der Cavalerie, nach Paris; bei einer der kaiserlichen Jagden in Fontainebleau kam es gelegentlich des Gesprächs über einen Feldzug gegen Rußland zwischen Napoleon und Wrede, der als selbständiger Charakter seine Meinung nicht vorenthielt, zu einer Scene, welche die beständige Abneigung Napoleon's gegen Wrede zur Folge hatte, aber auch diesen überzeugte, daß die Zukunftspläne des Imperators das Schicksal seines Königs als unsicher erscheinen ließen. Wrede führte eine der beiden Divisionen, welche Baiern zu dem Kriege gegen Rußland 1812 stellen mußte und die mit dem zweiten französischen Corps die linke Flanke der gegen Moskau vordringenden Hauptmasse zu decken hatten; nach dem Tode des Generals Deroy übernahm er das Commando der äußerst zusammengeschmolzenen bairischen Truppen und hatte die Zumuthung des Marschalls Gouvion St.-Cyr, einen französischen General als Brigadecommandeur anzunehmen, zurückzuweisen, wodurch zwischen beiden eine dauernde Spannung herbeigeführt wurde, um so mehr, da er sich nach seinen hervorragenden Leistungen in den Kämpfen am 18. und 19. August zurückgesetzt glaubte. Als nun gar der durch den Tod Deroy's erledigte Großadler der Ehrenlegion ihm nicht verliehen wurde, empfand er einen tiefen Groll gegen den Kaiser, und Eingeweihte halten diese Thatsache für die Ursache zu der Verbitterung, welche bei Wrede seit 1812 gegen das französische Bündniß immer mehr hervortrat. Trotzdem war er mit äußerster Hingebung bemüht, die Trümmer der großen Armee auf dem Rückzuge zu decken, kämpfte noch mit den letzten 300 Mann bei Wilna; dann sah er auch die bairische Armee vernichtet.

Nach dieser Katastrophe 1813 ins Vaterland zurückgekehrt, widmete sich Wrede der Organisation der neuen Streitkräfte. Während dieser Rüstungen wurde Napoleon gegenüber große Zurückhaltung gezeigt; dann, als Oesterreich offen zu den Verbündeten übertrat, begann Baiern die Unterhandlungen, welche den Vertrag von Ried zur Folge hatten. Wrede gebührt das Verdienst, den rechtzeitigen Uebertritt Baierns zu den Verbündeten herbeigeführt und den Einfluß des mächtigen Franzosenfreundes Montgelas bekämpft zu haben. Als ihm dies gelungen war und er mit den ihm unterstellten 50000 Baiern und Oesterreichern dem Main zuzog, nahm er noch Gelegenheit, den König von Würtemberg zu den Verbündeten hinüberzuziehen. Leider gelang es Wrede bei Hanau infolge ungünstiger Aufstellung und unnöthiger Schwächung durch Detachirung nicht, Napoleon mit dem Reste seiner geschlagenen Armee vom weitern Rückzuge abzuhalten; aber er zeigte bei diesem ersten Kampfe auf Seite der Verbündeten, daß es ihm Ernst mit dem Schlagen sei; in glänzender Tapferkeit beim Sturm auf Hanau den Truppen voran, erhielt er eine Flintenkugel in den Unterleib, welche er bis an sein Lebensende in seinem Körper mit sich trug.

Bei den Besprechungen über den Gang der künftigen Operationen ging Wrede's Rath stets in Uebereinstimmung mit Blücher und Gneisenau dahin, mit ganzer Macht und so schnell als möglich nach Frankreich und zwar gegen Paris vorzudringen. Wieder genesen und an der Spitze einer bairisch-österreichischen Armee, war er Schwarzenberg unterstellt; mit der Langsamkeit der Operationen und dem geringen Ernste des Oberfeldherrn nicht einverstanden, setzte er sich mit Blücher in Verbindung und hegte den Wunsch, im Verein mit diesem zu operiren. Wenn auch durch Schwarzenberg an solchem eigenmächtigen Handeln verhindert, suchte er doch als entschlossener General an den Feind zu kommen, ging dahin vor, wo der Hauptkampf zu erwarten stand, und so gelang es ihm, durch sein selbständiges Eingreifen wesentlich zu dem Siege bei Brienne beizutragen. Im Februar zum Feldmarschall befördert, widerrieth Wrede nicht nur den von Schwarzenberg vorgeschlagenen Rückzug auf Langres, sondern drängte vielmehr stets zur Offensive, griff entscheidend bei den Kämpfen an der Aube mit ein und that sein Möglichstes, um den Gedanken eines mit Blücher gemeinschaftlichen Vorgehens der Hauptarmee gegen Paris endlich zur Ausführung zu bringen. In Paris bewirkte er die Rückgabe eines großen Theils der von den Franzosen im Laufe der Zeit geraubten Gemälde, seltenen Bücher u. s. w. und erwarb

für Baiern die Gebietstheile Würzburg und Aschaffenburg. Zur Belohnung für seine Leistungen wurde er im Juni 1814 in den Fürstenstand erhoben, 1815 erhielt er als Mannslehen das Fürstenthum Ellingen mit einer jährlichen Rente von 50000 Gulden.

Auf dem Wiener Congreß vertrat Wrede Baiern, wobei sein rücksichtsloses Benehmen zu einem ungünstigen Ausgang der Territorialfrage beitrug; der Feldzug 1815 brachte für ihn keine Gelegenheit zu besondern Leistungen.

Während der Friedenszeit von 1816—38 war er nicht allein bei der Reorganisation der Armee und für die kriegstüchtige Ausbildung derselben unermüdlich thätig, sondern er übte auch in den politischen Angelegenheiten durch sein Auftreten für die Aufrechterhaltung der Verfassung und für Ablehnung der Forderungen der Curie betreffs des Concordats einen wohlthätigen Einfluß aus.

Nach dieser Uebersicht bleibt uns nur noch übrig, das mit militärischem Freimuth geschriebene Werk auf das wärmste zu empfehlen und hinzuzufügen, daß es bei äußerer guter Ausstattung mit einem saubern Porträt des Fürsten versehen ist.

2. Zieten, das alte Husarengesicht. Von Ernst Graf zur Lippe-Weißenfeld. Mit Bild und Unterschrift nebst Kärtchen zum „Zietenritt" am 20. Mai 1745. Berlin, Militaria. 1880. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Da der 8. October 1880 der hundertfunfzigjährige Gedenktag an den Eintritt Hans Joachim von Zieten's („des alten Husarengesichts", wie ihn Scherenberg in dem Epos „Leuthen" kennzeichnet) in das Husarencorps war, hat Graf zur Lippe Anlaß genommen, in den vorliegenden Gedenkblättern einen biographischen Rückblick zu richten auf die thaten- und ruhmreiche Laufbahn des „Vaters" Zieten, des „Zieten aus dem Busch", wie ihn das Heer nannte, wie er im Munde des deutschen Volks fortleben wird. Mit der ihm eigenen großen Gründlichkeit und Sorgsamkeit der Quellenforschung ist der Verfasser darauf bedacht, nur dem thatsächlich Feststehenden über seinen Helden Geltung zu verschaffen und reiht in seiner geistvollen Schreibweise fesselnd Unbekanntes und Bekanntes, Neues und Altes aneinander. So birgt die kleine Schrift eine Fülle des Werthvollen und als wahr Verbürgten; bei dem Versuche, einen Einblick in den Inhalt zu gewähren, liegt für den Referenten die Gefahr vor, einen abgeschwächten Excerpt zu liefern oder seiner Besprechung eine Ausdehnung zu geben, die bei dem vielen Hochinteressanten die gebotenen Grenzen überschritte. Wir beschränken uns daher darauf, nur nachzuweisen, wie es dem Helden, dessen Andenken es gilt, nicht beschieden war, von Anfang an vom Glück und den Umständen getragen zu werden, daß er vielmehr eine Jugend voll Entsagungen und reicher Prüfungen durchleben mußte, bevor es ihm gelang, die Verwendung zu finden, in der er durch glänzende Leistungen sich zur Ehre, dem Vaterlande zum Besten bewähren sollte.

Trotz seiner schwächlichen und unansehnlichen Körperbeschaffenheit trat Zieten 1715 mit 16 Jahren bei der Infanterie ein; während neunjähriger, gewiß nicht leichter Dienstzeit erfuhr er als ältester Fähnrich, wol „weil er klein von Gestalt und von schwacher Stimme für das Commandiren" war, mehrfache Zurücksetzungen bei der Beförderung zum Lieutenant, und mehrfache Immediatgesuche und Beförderungsvorschläge hatten seine Demission im August 1724 zur Folge. Ein Jahr darauf war ihm das Glück günstiger; im Unbehagen über seine nichtmilitärische Thätigkeit wagte unser schlauer Held, als er bei zufälliger Anwesenheit in Berlin die Vermehrung der Cavalerie in Erfahrung brachte, Friedrich Wilhelm I. seinen Wunsch um Wiederanstellung vorzutragen, welche dieser wohlgelaunt mit einem auf den 1. August 1724 vordatirten Lieutenantspatent im neu zu errichtenden litauischen Dragonerregiment gewährte. Nach drei Jahren voll reicher menschlicher und soldatischer Erfahrungen wurde er aber infolge eines dienstlichen Zwistes mit seinem nächsten Vorgesetzten vom Kriegsgericht zu halbjähriger Festungsstrafe und Cassation (Dienstentlassung) verurtheilt. Während der Festungshaft und während des nun folgenden dreijährigen Aufenthalts auf dem väterlichen Gute fand Zieten wohl Gelegenheit, sich im Schweigen und im scharfen Denken beim Lesen und Schreiben zu üben; immer beschäftigte ihn der Gedanke, wie er sich noch eine militärische Laufbahn eröffnen und etwas aus sich machen könnte. Dies brachte ihn darauf, abermals in Berlin seine Wiederanstellung anzustreben. Indem er seine Angelegenheit zweien Generalen, die zu des Königs Gesellschaftern und Berathern gehörten, vortrug, erweckte er deren Mitleid, und der eine von ihnen, General von Buddenbrock, kam durch Zufall in die Lage, dem ehemaligen Dragonerlieutenant helfen zu können. Beauftragt vom Könige, für eine Freicompagnie des im Jahre 1721 errichteten Husarencorps eine passende Persönlichkeit als Lieutenant vorzuschlagen, empfahl der General aufs beste den wegen unverschuldeter Händel cassirten Zieten und erhielt nach einigem Zögern die Genehmigung des Königs. So wurde Hans Joachim von Zieten am 8. October 1730 Husarenlieutenant, und hiermit begann er die thatenreiche Laufbahn, auf der er, zunächst von Friedrich Wilhelm sorglich angeleitet, auch mit Strenge auf die Leistungen eines richtigen Husaren hingewiesen und später durch Friedrich den Großen weiter gebildet, zum „altpreußischen Husarissimus" und siegreichen General heranwuchs und sich seinen Ruhm in treuer Pflichterfüllung rechtschaffen und mühevoll erwarb.

Das höchst empfehlenswerthe Buch ist mit einer vortrefflichen Photographie Hans Joachim von Zieten's geziert und weist auf einem Kärtchen dessen berühmten Ritt mit seinem Regiment durch die österreichische Stellung nach Jägerndorf zum Markgrafen von Schwedt nach.

Neue Romane und Novellen.

1. Verschneit — Verweht. Roman von E. Bely. Herzberg a. H., Simon. 1881. 8. 4 M.
2. Im Zenith. Von E. Juncker. Berlin, Janke. 1880. 8. 2 M.
3. Ein Vermächtniß. Original-Erzählung von Elisabeth Klee. Leipzig, Dörffling u. Franke. 1880. 8. 4 M. 50 Pf.
4. Irmela. Eine Geschichte aus alter Zeit von G. Steinhausen. Mit Titelbild von W. Steinhausen. Leipzig, Böhme. 1881. 8. 3 M. 60 Pf.
5. Mylady. Roman von Hans Wachenhusen. Stuttgart, Hallberger. 1881. 8. 5 M.
6. Mein Onkel Don Juan. Eine Geschichte aus dem vorigen Jahrhundert von Hans Hopfen. Zwei Bände. Berlin, Schneider u. Comp. 1881. 8. 9 M.
7. Das Dampfhaus. Von Julius Verne. Autorisirte deutsche Ausgabe. Zwei Bände. (Bd. 35 und 36 seiner Schriften.) Wien, Hartleben. 1881. 8. 5 M. 40 Pf.
8. Der Triumph des 19. Jahrhunderts. Von Julius Verne. Autorisirte deutsche Ausgabe. Zwei Bände. (Bd. 37 und 38 seiner Schriften.) Wien, Hartleben. 1881. 8. 5 M. 40 Pf.

Fast durchweg kleinere Romane, von einem Verfasser Novellen; Lebens- und Gesellschaftsbilder, auch wol tiefgreifende Herzensgeschichten, ganz überwiegend aus dem Leben der Gegenwart. Zwei gehen in frühere Zeiten zurück, fallen aber durchaus nicht ins Kapitel des historischen Romans; drei spielen weit draußen in fremden Landen, gehören aber ebenso wenig der Reiseliteratur zu. Individuelle Schicksale und Porträts aus dem Gesellschaftsleben von heute oder ehemals, von nah oder fern sind der durchgehende Inhalt all dieser Literaturproducte.

Der Roman „Verschneit — Verweht" von E. Bely (Nr. 1) ist kurz, aber von einschneidender Wirkung. Es ist da wieder einmal eine originelle Situation, und eine nicht gewöhnliche Kraft, die sich an sie gemacht hat.

Ein junger Graf Geroldingen, geistig so ziemlich Null, ist eine von seiner hochmüthigen altaristokratischen Familie mit großem Aerger angesehene Mesalliance mit der Künstlerin Napoleone Holm eingegangen und bezieht eben nach dem Tode des unversöhnlich gebliebenen Vaters das Ahnenschloß. Gutsnachbar ist der große Industrielle Konrad Dirksen, im vornehmsten Sinne des Worts ein self-made-man von gewaltiger Thatkraft und weitem Blick, fast herrisch, kurz und bestimmt, verheirathet an ein gutmüthiges, aber fast puppenartiges Wesen, das ihn nicht versteht. Die erste, zufällige Begegnung zwischen Napoleone und Konrad, den zwei gleichartig hochsinnigen Seelen, die bis dahin die Glut der wahren großen Liebe nicht empfunden, ist für sie verhängnißvoll; sie fühlen sich unwiderstehlich angezogen und haben doch beide ein zu strenges Pflichtgefühl, um sich etwas zu vergeben. Wie soll der Kampf in den zwei edeln und unglücklichen Herzen enden? Nun, er endet rasch und blutig mit dem Leben. Bei einem Arbeiteraufstande fängt Napoleone einen für den bedrohten Industriellen bestimmten tödlichen Streich auf und sinkt sterbend zusammen. Er will das Leben auch nicht mehr tragen, eröffnet dem Grafen kurzweg, in welcher Beziehung zu seiner Gattin er gestanden, und fällt nun im Duell von dessen Kugel. Die beiden gequälten Seelen, die für einander bestimmt waren, ohne sich finden zu dürfen, haben Ruhe oder, nach dem energisch festgehaltenen Glauben des seltenen Mannes, sie gehören sich in einem bessern Leben an. Die Hinterbliebenen, leichten Schlags, trösten sich.

Eine Klassen- oder gar Rassendifferenz spiegelt sich in der Zeichnung der reizenden, luftig freien Villa des Fabrikherrn und umgekehrt des düster schweren, massig drückenden Grafenschlosses, sowie im Leben der beiderseitigen Insassen. Dieser Graf Hans Geroldingen, der einst in Italien nahe daran war, im Wüstlingsleben zu verkommen, dann aber durch die Tochter aus dem Volke, die geistvolle Malerin, gerettet wurde, die den unmännlichen Gesellen aus einer Art von misverstandenem Mitleiden heirathet; dazu die ganze Sippe der vornehmen Verwandten, arm und reich, Etikettenfiguren, entweder in gähnender Langeweile oder in kostbarer Genußsucht ein nutzloses Leben vertrödelnd; auf der andern Seite das Porzellanfigürchen der Frau des auch äußerlich kraftvollen und mächtig aufragenden Fabrikherrn, ein niedliches Spielzeug, ganz gutmüthig, weiter nichts: alle die leicht wiegenden Gestalten bilden die fast komisch berührende Folie jener zwei Hauptpersonen, und es ist eine glücklich ergänzende, fast nothwendige Folie; die Tragik in den beiden wäre sonst bedrückend, die Zeichnung zu lastend. Aeußerlich geht der Doppelconflict durch: einmal zwischen den verrosteten alten Geschlechteransprüchen und der gewaltig schaffenden und erfindenden modernen Intelligenz, andererseits zwischen Kapital und Arbeit, die sich doch im Getriebe unsers rastlos ankämpfenden Gesellschaftslebens friedlich die Hand reichen, sich stützen und heben sollten. Aber nicht dieser äußere Widerstreit, der freilich die letzte Entscheidung bringt, macht das eigentliche Leben des Romans aus; weitaus wuchtiger, interessanter, spannender ist der innere Kampf in den beiden Herzen: es ist ein doppeltes Seelenbild tiefgehender Art, nicht vom gewohnten Schlage. Es gemahnt uns fast an eine Art dramatischer Kunst im Aufbau des Romans, daß wir eine bestimmte bedeutsame Scene ganz eigentlich als die Peripetie des Stücks bezeichnen dürfen: das ist jener denkwürdige Moment, wo Dirksen nach geschehener Aufforderung die Gäste vom Schloß, die junge Gräfin unter ihnen, in sein Arbeitszimmer führt. Da finden sie unter Stößen von Acten und Rechnungen, von Maschinenzeichnungen und Entwürfen auch eine Kunstmappe, die der Besitzer hochhält. Und was ist ihr Inhalt? Aquarellen aus Scheffel's tiefsinnigem Gedicht „Irregang", einst entworfen von Napoleonens Hand, als sie noch die einfache Malerin war, längst von Dirksen geschätzt und sorglich aufbewahrt, ehe er die Künstlerin kannte: also ein sympathisches Band, das unbewußt die Natur um die beiden

geschlungen. Der Fund ist entscheidend. Einmal enthüllt er ihnen, was sie sich selber so gern verborgen, was sie unausgesprochen im Halbdunkel gelassen hätten: die nicht mehr abzuweisende gegenseitige Liebe. Aber die Bilder verkünden auch prophetisch ihr eigenes unabwendbares Schicksal; was kommen muß, ist nur eine veränderte Reproduction der ergreifenden Schlußscenerie des Gedichts, die der Sänger und der Maler wiedergegeben haben, wie folgt:

Das letzte Blatt — eine traurig öde Felsengegend voll Schnee, mit niedergebogenen Fichten, stellte es dar; kein Weg, kein Steg, kein lebend Wesen rings sichtbar. Es emporhaltend, ließ der blonde Mann seine Stimme in voller Weihe ausklingen:

Ich glaube, den Wandrer im Narrenkleid
Hat Schnee und Sturmnacht vergraben;
Verschneit — verweht; verweht — verschneit!
Er wollt's nicht anders haben.
Du weiblicher Meister Irregang,
Sag' an, wo bist du geblieben?
... Die Flocken fliegen in wirbelndem Drang,
Stäuben zusamm ... und zerstieben.

So wird den beiden Schicksalsmenschen geschehen — „Verschneit — verweht!"

Es ist eine tüchtige Arbeit, über den Kreis der flachen Tagesproduction hinausgreifend. Die Entwickelung von Held und Heldin trägt eine unzweifelhafte Größe in sich und ebenso zweifellos tief gegründete psychische Durchdringung; und das ist entscheidend, da liegt der ganze Kern und Werth. Die Handlung geht rasch, ohne sich zu überstürzen; es ist in ihr ein kraftvolles Gepräge. Der Stil ist einfach, natürlich, ohne alle Prätension.

Dieser Schriftstellerin nächst verwandt erscheint der folgende Autor Karl Juncker in „Im Zenith" (Nr. 2). Es sind vier nach der Zeit ihres Entstehens ziemlich weit auseinanderliegende Erzählungen eines Verfassers, der dem Berichterstatter bisjetzt unbekannt geblieben ist: „Was die Sterne lehren" (1878); „Die Frau des berühmten Mannes" (1867); „Die Lebensmüden" (1875); „Der getreue Eckart" (1879).

„Was die Sterne lehren", ist diesmal die rechte Liebe und die Einkehr ins eigene Herz; die Geschichte ist sehr einfach: Die kleine Elsa, verwaist, ist durch Onkel Edwin, einen Professor der Astronomie, erzogen worden. Ernstern Wesens, als Mädchen gewöhnlich sind, hat sie an den wissenschaftlichen Beschäftigungen ihres Erziehers Antheil genommen und sich ganz da eingelebt. Da schleicht sich ein glatter Offizier ein; sie vermeint ihn zu lieben und ist, in Zagen und Zweifel lebend, eben daran, ihn zu heirathen, als ein glücklicher Zufall noch in der zwölften Stunde das jedenfalls nicht glückliche Band löst und zugleich der Kleinen und dem Erzieher die Augen darüber öffnet, daß sie sich eigentlich gegenseitig von Herzen lieb haben und für einander bestimmt sind, wozu der Leser Ja und Amen sagt.

„Die Frau des berühmten Mannes" erzählt noch weniger. Weiter nichts, als daß sie bei aller Liebe, die sie für ihren geistig bedeutenden Gemahl empfindet, doch recht von Herzen unglücklich ist, weil der Mann, eine medicinische Berühmtheit, für seine vernachlässigte Frau keinen Augenblick Zeit hat, nichts anderm lebt als dem fieberhaft gespannten Ehrgeiz, weit greifenden Planen und einer ganz nach außen gerichteten aufreibenden Thätigkeit. Da greifen das Schicksal und ein wohlmeinender Jugendfreund ein; der Mann wird plötzlich zur Selbstschau gebracht, kehrt ins eigene Herz ein und findet sich nun erst reuig und liebend zur feinfühligen Gattin zurück.

„Die Lebensmüden" können ihre Geschichte ebenso kurz erzählen. Ein noch junger Mann, dem sündige Liebe für lange jeden Lebensgenuß verekelt, und ein sinniges Mädchen, welcher der französisch-deutsche Krieg den Geliebten geraubt, meinen so halb und halb mit dem Leben abgeschlossen zu haben und nicht mehr leben zu können; da werden sie durch den Zufall in einem Seebade zusammengeführt, und in beiden erwacht die Liebe wieder; der Ermüdung folgt nun erst, da beide gereift und geprüft sind, die echte Lebenskraft und damit das Glück.

Genau so einfach ist das Schlußstück „Der getreue Eckart": ein hochbegabter und hochsinniger Mann und eine blasirte vornehme Frau, die er vom geistigen Verderben rettet. Hoch interessant ist die Beziehung dieses fast herrisch auftretenden und doch so ungemein fein und tief fühlenden, in der wissenschaftlichen Welt berühmten Forschungsreisenden Eltzholz zu der wunderschönen, reichen und unglücklichen Kaufmannsfrau; interessant die Heilmethode, die er zu ihrer Rettung einschlägt, das Rechte treffend. Der schönen bleichen Frau ist eine leidenschaftliche Jugendliebe grausam zerschlagen worden, und da ist sie eine brillante Convenienzheirath eingegangen, ohne es auch nur zur rechten Zerstreuung oder zum erfreuenden Genuß der großen äußern Güter zu bringen. Ihr Herz ist gestorben, und auch ein begabter Knabe bringt es nicht mehr zum Leben. Ohne ihre Familienpflichten formell zu verletzen — dafür ist sie zu stolz —, treibt sie mit nicht gewöhnlichen jungen Männern, die regelmäßig Kopf und Herz an die gefährliche Sirene verlieren, eine sehr gewagte geistige Koketterie. Da kommt der getreue Eckart; er weckt das bessere Sein wieder in ihr auf: er, der selber das schöne Weib glühend liebt, ohne daß er es doch gestehen will noch darf. Es ist sein letzter Abend im Vaterlande. Er hat sich — dazu wirkt gewiß neben dem Forschungstrieb auch die unglückliche Liebe mit, aus deren Bereich er sich um jeden Preis retten will — eben zu einer neuen gefährlichen Expedition in die Libysche Wüste engagirt und nimmt ein gewisses Gefühl mit auf den Weg, daß er nicht zurückkehren wird. Da sind die letzten geweihten Stunden noch dem Weibe seines Herzens, ihrer Rettung bestimmt. Er erzählt ihr zwei Geschichten aus ihrem eigenen frühern Leben; zeigt ihr an sich selbst, dem festen und hohen Mannescharakter, daß es noch treue, uneigennützige Liebe, noch echten Menschenwerth im Leben gibt; überzeugt sie, daß auch sie, die wenigstens glückliche Mutter

sein könnte, noch eine Lebensaufgabe, eine würdige Bestimmung hat, und scheidet, nicht ohne daß er sie in seine eigene lichte Höhe gehoben, der leeren Alltäglichkeit entrissen, sie bleibend gerettet hat.

Die Krone unter den vier Erzählungen gehört der zweiten und vierten; sie sind am meisten vertieft, haben am meisten Seele. Uebrigens ist sich der Autor überall gleich, mag die Situation, wie die letzte Erzählung sie vorführt, auch eine ganz außergewöhnliche, eine höchst selten im Laufe des Menschenlebens derart auftretende sein. Die ersten drei dagegen fußen ganz in der Wirklichkeit. Der Fleck, auf dem sie stehen, ist durchaus realer Boden; die Haltung freilich und die Charakteristik sind ebenso entschieden ideal. Der Conflict in der zweiten Erzählung stimmt genau mit dem, was der geistreiche Robert Byr jüngsthin ebenfalls in einer seiner kürzern Arbeiten darlegte: es ist eben das Problem, das der letztere unter dem Titel „Der Weg zum Herzen" vorführte, und die Lösung ist die gleiche. Natürlich aber ist der Gang der Geschichte bei zwei Autoren, die wol in gar keiner Berührung stehen, sehr verschieden.

E. Juncker hat mit den einfachen vier Erzählungen unsere Liebe gewonnen; es scheint da eine neue Kraft aufgestanden, die ich der ersten heute besprochenen genau zur Seite stelle. Die gleiche seelische Durchdringung, die in die Tiefe geht; derselbe hochsinnige Zug von idealer Getragenheit, die doch den Boden des Lebens nicht verläßt; dieselbe Vornehmheit der Charaktere. Es ist Seele in dem Autor, und er hat ein gut Theil davon in diese einfachen Lebens- oder Herzensgeschichten ausgegossen. Die Kunst der Erzählung, ungesucht, frei und frisch, das Arrangement und die ganz einfach wirkende Maschinerie: alles verräth bedeutendes Talent. Wie er die Conflicte löst, wie er fein die Erzählungen aus dem Leben der Personen selbst anbringt, wie er die leichten Mittelspersonen, dann und wann mit lachendem Humor, ins Spiel zieht: alles das bekundet eine gewandte Hand. Bleibt unser Autor geistig gesund, hält er sich frei von der Künstelei und Verflachung unserer Alltagsströmung, so hat er eine Zukunft vor sich.

Wesentlich anders steht es mit der Erzählung „Ein Vermächtniß" von Elisabeth Klee (Nr. 3), einer bis dahin mir ebenfalls unbekannten Verfasserin. „Ein Lebensbild" hätte sie füglich ihre Erzählung betiteln dürfen, oder auch „Ein Frauenbild". Alles Interesse concentrirt sich so sehr um die Frauengestalt Angela, daß sie in Wahrheit die Heldin der Erzählung ist und alles, was drum und dran hängt, auch die sämmtlichen mithandelnden Personen, mögen sie noch so bestimmend in die Handlung eingreifen, doch blos zu ihrer Folie da zu sein scheinen. Die Geschichte, das Interieur eines echten deutschen Familienlebens bloßlegend, ist so einfach als möglich und mit wenigen Worten umschrieben. Angela, die Tochter eines höhern Militärs, infolge eines unglücklichen Falles in der Jugend etwas contract geworden, im übrigen mit allen liebenswürdigen Herzenseigenschaften aufs reichlichste ausgestattet, hat ein Schwesterchen, Lili, von der sterbenden Mutter als Vermächtniß übernommen und widmet nun mit seltenster Treue und Aufopferung ihr ganzes Leben der Erziehung und dem Glück dieses feinen und schönen Geschöpfs, das sie wie ihren Augapfel hütet, bis dasselbe in glücklicher Ehe die richtige Lebensaufgabe findet. Das ist der Kern des Ganzen, ja es ist so ziemlich alles; denn die Schicksale der andern Personen, an deren Glück die mit seltener Selbstverleugnung ausgestattete Angela eifrig mitarbeitet, bleiben nebensächlich: die mütterliche Schützerin und der kindliche Schützling stehen immer im Centrum. Aber nicht blos diese Gestalt ist auffallend idealisirt; wir stoßen auch neben ihr auf lauter liebe und gute Menschen, und wäre nicht ein einziger junger Mann da, der auch nicht bös ist, sondern nur leichtsinnig und flatterhaft und auf einer willkürlich waghalsigen Unternehmung umkommt, daneben noch eine etwas leichtfertige Frau, wären nicht die zwei, so hätten wir allüberall nur Licht und Freude. Das ist zu viel des Guten. Diese ganze Familie Ritter: der militärisch pflichttreue Vater, der für das Vaterland stirbt; die ungemein zarte Mutter, nach Lili's Geburt sterbend; die beiden Schwestern selber, von denen die jüngere eigentlich wie eine lichte Fee getragen und gehalten, wie auf Wolken durchs Leben flattert; die in ruhigem Selbst gefestete Figur des hagestolzen und gutmüthigen Onkel Professors; auch die alte treue Hanne, die weniger Dienerin als ein solides Erbstück der Familie ist; dazu die befreundete Familie des Geheimraths mit Söhnen und Töchtern; endlich alle verwandten und bekannten, durch Heirathen verknüpften Kreise: das macht alles zusammen den Eindruck eines großen Haushaltungscomplexes, in dem auch alle das Beste wollen.

Es ist ziemlich viel Handlung in der Geschichte: Reisen, Familienfeste, Trauertage, Haushaltungs- und Erziehungssorgen, Briefe und Tagebuchblätter, Heirath und Tod u. s. w., alles spielt mit. Ziemlich viel Handlung, aber noch mehr Gleichförmigkeit, und wir kommen nicht über einen gewissen eng umschriebenen Horizont hinaus. Der Ton ist gemäßigt, mit etwas frommem Anklang. Es ist alles an dem Product correct, nur zu correct, die Meinung die beste der Welt; aber es fehlt etwas, das sich nicht ersetzen läßt: der rechte poetische Hauch liegt trotz alles Idealisirens der Personen über dem ganzen Gebilde nicht; wir werden in einer behaglichen gelinden Wärme der Stimmung erhalten, aber wahrhaft tief angesprochen nicht. Das ist Fehler des Talents; es bleibt mir überhaupt sehr fraglich, wie viel Talent dem Autor innewohnt. Ich finde an dem ganzen Stück sehr wenig zu tadeln und ebenso wenig zu loben: das ist das Schlimmste, was ich darüber sagen kann und mag.

G. Steinhausen führt uns in seiner „Irmela" (Nr. 4) ein culturgeschichtliches Bild vor. Wir werden in das 14. Jahrhundert zurückversetzt und athmen ganz die Luft jener Zeit. Individuell gefaßt ist es die Doppelgeschichte von Vater und Sohn; die Erzählung ist diese:

Ein stolzer deutscher Ritter ficht mit in den italienischen Kämpfen, gewinnt hier die Liebe einer herrlichen Jungfrau, die an einen andern versprochen ist, entführt sie und erschlägt bei diesem Fluchtversuch den Bruder der Geliebten, seinen Freund. Dann zieht er geächtet in Deutschland umher. Als die Gattin im Verlauf erfährt, wer der von ihres Mannes Hand Erschlagene gewesen, schaudert sie zurück und verläßt mit ihrem jungen Knäblein den unglücklichen Gatten auf immer; von ihr hört er nie wieder; den Sohn führt ihm der Zufall spät entgegen, als er längst der Welt entsagt hat und seine alten Tage in der Einsamkeit als büßender Klausner zubringt. Der Knabe selbst ist von der ebenso schwer unglücklichen Mutter dem Kloster übergeben und zum Mönchsleben bestimmt worden, und doch regt sich in ihm das ritterliche Blut, das ihn hinaustreibt in die Welt. Aber bevor er noch von dieser etwas gesehen, bereits im Kloster, erwacht in ihm ein besonderer Kunsttrieb, den er mit Erlaubniß des strengen Abts pflegen darf, und er schafft anmuthende Kirchengemälde. Gerade im Interesse seiner Kunst aber wird er hinausgesendet und nun in eine Reihe von Abenteuern verwickelt, deren Kern dieser ist. Der ritterliche junge Mann gewinnt und erwidert die Liebe eines kindlich naiven Burgfräuleins, das dann aber, nachdem er mit Schmerzen Abschied genommen, um wieder ins Kloster zurückzukehren, einem harten und stolzen Adelichen, den sie nicht mag, wider Willen verlobt wird. Da treibt es ihn, auf einer zweiten Ausfahrt in die Welt als Sänger an der glänzenden, aber nicht glücklichen Verlobungsfeier theilzunehmen; er gewinnt von der Hand der Geliebten den Preis, erregt aber zugleich die Eifersucht des herrischen Bräutigams, kommt mit diesem und dessen Mannen in Streit und wird in Klosterhaft gebracht. Um ihn aus der Klosterzelle zu retten, opfert Irmela sich selbst, ihrer Liebe entsagend; aber darob bricht ihr das Herz, und sie stirbt jung, noch unvermählt. Er pilgert nach Italien und lebt hernach, des gefährlichen Welttreibens satt, gänzlich zurückgezogen nur noch der kirchlichen Kunst.

Es ist ein vollständiges spätmittelalterliches Gesellschaftsgemälde. Sie sind alle da, die bestimmenden Hauptformen jenes Lebens. Da ist die klösterliche Welt mit ihren verschiedenen Insassen, den entweder von Jugend auf weltentfremdeten oder durch schwere Lebenserfahrung hineingeführten Mönchen und mit dem nach strenger Regel gebietenden Abt. Da ist das Burgherrenthum mit den markigen und den feinen Gestalten in der anheimelnden Stille des abgeschlossen zurückgezogenen Burgfriedens sowie im lärmenden Kampf und im prunkenden Weltgeräusch. Da ist das charakteristische Eremitenleben als strenge Bußübung. Da sind, besonders anmuthend und humoristisch, die fahrenden Sänger in den zwei so beliebten sagenhaften Gestalten des Klingsohr aus Ungarn und des Tanhäuser. Da ist die kirchliche Kunst mit ihren Gebilden; da die Kerkerhaft und das geistliche Gericht jener Zeit. Es sind darunter einzelne ganz reizende Bildchen. Ich zeichne aus: St.-Wigbert's Kapelle und Klause mit ihrem schwergeprüften alten Insassen, der sich Brun nennt, St.-Wigbert's Knecht und Einsiedel; die Elgeburg, sehr lieblich im Frieden des lindenbeschatteten Burghofs; die leichte Wanderschaft der Fahrenden mit allerlei humoristischen Aventuren; ein reizendes Thalgelände, auf dem sich der stolze Festzug bei der unglücklichen Verlobungsfeier abhebt.

Daß Steinhausen, der im Titelbild einige feine Vignetten anbringen ließ, in geistigem Einklange mit dem Zeichner derselben steht, das mag man schließen aus der ganzen künstlerischen Gestaltung des Romans. Ohne daß die Handlung, die rasch verläuft, durchbrochen oder aufgehalten würde, lösen sich eine ganze Reihe feiner Genre- und Personenbildchen von ihrem Untergrunde ab, ganz derart wie Maler und Zeichner sie gern aufgreifen. Auch die Sprache hat ihr eigenthümliches Gepräge, da und dort etwas Archaistisches; es ist so ein leiser Anklang vom alten Sagenton, durchweg etwas Heimliches; wir gewinnen die Gestalten lieb. Ohne eine Schöpfung ersten Ranges zu sein — sie scheint in ihrer Einfachheit und Bescheidung auch gar nicht den Anspruch darauf zu erheben —, bietet dieses culturgeschichtliche Porträt doch eine gesunde Lektüre und trifft den Geist seiner Zeit.

Die folgenden Werke führen uns zum Theil oder ganz in fremde Lande.

Einen eigenen Eindruck macht der Roman des allbekannten Reiseschriftstellers Hans Wachenhusen: „My-lady" (Nr. 5). In der Form einer Reiseerzählung beginnend, geht er hernach in die ausgesprochene Criminalgeschichte über und nimmt in der Verschlingung, im ganzen Verlauf der Handlung jene Façon an, welche der Geschichte, falls sie in dramatische Form eingekleidet würde, ohne Frage den Namen des Intriguenstücks verschaffen müßte; ein Anflug dramatischer Entwickelung liegt ohnehin in ihr.

Der Vorgang ist kurz dieser: Jane Elstone in Singapore, noch halb Kind, hat nach dem frühen Tode des unbemittelten Vaters den geistig und körperlich gleich häßlichen, aber ungeheuer reichen Oberst Staunton geheirathet, weil das verwöhnte und zur Arbeit nicht fähige Kind der drohenden Perspective kommender Armuth entgehen will. Unter ihren hartnäckigsten Anbetern — sie ist eine Schönheit allerersten Ranges — zeichnet sich ein Herr Hartstein aus, auch für sehr reich geltend, Vertreter eines der großartigen indischen Häuser. Staunton schifft sich nach England ein, Hartstein, immer mit Hintergedanken, die ihm keine Ruhe lassen, fährt auf dem gleichen Schiffe mit. Der Oberst, finanziell schwer erschüttert, wird nach kurzer Zeit geisteskrank und stirbt im Irrenhause. Die ganz rathlos und einsam stehende Frau, vom Leben und den Menschen und vollends von Geschäften absolut nichts verstehend, hat in dem immer nahen und dienstbereiten Jugendfreund, für den sie übrigens nicht im geringsten eigentliche Liebe empfindet und dem sie auch gar nichts gewährt, doch eine Art Schützer zu finden gemeint, wozu noch der

Rath einer schändlich undankbaren diebischen Zofe mithilft. Sie geht zur Zerstreuung auf Reisen und nimmt unbedacht eine sehr große Summe mit, die der Oberst in Papieren bei sich führte. Sie übergibt diese behufs einer Art juristischer Conversion, die man ihr als Nothwendigkeit einredet, jenem Jugendbekannten, nachdem er in einem leidenschaftlichen Auftritte die letzten Absichten auf den Besitz ihrer Person kundgegeben und kurz von ihr abgewiesen worden ist. Hartstein entpuppt sich als ein auch ökonomisch ruinirter Schurke, und die schwere doppelte Aufgabe ist, aus seinen Händen nicht blos das anvertraute Vermögen der dupirten Frau wiederzugewinnen, sondern ihre durch den Burschen böswillig und leichtfertig bloßgestellte Ehre zu retten. Das gelingt; denn so ganz schutzlos ist die junge Frau nicht: die resolute und thatkräftige Lady Ebbington, schon von Indien her ihre fast mütterliche Freundin und Beratherin, und noch weit wirksamer ihr Neffe, der im Grunde seiner Seele das noch so kindlich unschuldige wunderschöne Wesen inständig liebt, das in wenigen Wochen durch die furchtbar schwere Heimsuchung aus dem spielenden Kinde zum Weibe gereift ist, greifen so entschieden ein, daß die verleumderischen Gegner gestürzt, Ehre und Vermögen der Gefährdeten gerettet werden; sie wird Lord Ebbington's überaus glückliche Gattin.

Weitaus das Prächtigste von Wachenhusen's Roman ist die etwa ein Fünftel des Ganzen ausmachende Einleitung bis zu dem Moment, wo Staunton im Irrenhause, die Gattin, rathlos umherziehend, in Baden-Baden ist, durch ein von der schlauen Zofe vorgespiegeltes furchtbares Geheimniß über den Tod ihres Vaters vollends verwirrt; die Fäden sind geflochten, und von da an fällt die Erzählung ganz in Ton und Wesen einer unserer gewohnten Criminalgeschichten hinein. Die Thatsachen und Scenerien eröffnen sich auf einem prächtigen Dampfer, der sich auf den Dardanellen schaukelt. Die Zeichnung der wundervollen orientalischen Aspecte, des bald träumerischen, bald bewegten Schiffslebens und der kunterbunten Schiffsgesellschaft, vor allen die Porträts der schönen Lady und des häßlichen Obersten, die allerdings mit dem bis ins Kleinste gehenden künstlichen Raffinement und dem physiologisch-psychologischen Haut-goût entworfen sind, den wir von den Franzosen gelernt haben: all das ist imposant, hinreißend; es ist eine Meisterhand, die so malt; da ist Poesie und Leben, Farbe und Bewegung, Geist und Gestalt. Aber drei Momente heben auch die darauf folgende Criminalgeschichte über das Niveau des in diesem beliebten Fache Gewöhnlichen: die Raschheit und Sicherheit in Entwickelung einer nicht blos natürlich einfachen, sondern geradezu realistisch ablaufenden Handlung; die Einführung eines lebendigen psychischen Processes, wie nämlich unter dem Druck eines schweren Unglücksschlags binnen kurzer Frist ein noch halb kindisch unbedachtes Wesen zum denkenden Weibe wird; endlich die fast etwas tendenziös scharfe, aber ungemein lebenswahre Charakteristik jener vornehmen englischen Weltleute, die mit ihrer Tugend- und Ehrenhaftigkeit Staat machen, nicht selten auch etwas pietistisch frömmeln, und daneben die ausgesuchtesten Cirkel der gesellschaftlichen Klatschsucht, Verleumdung und Bosheit constituiren: that is gentleman- and lady-like. Die Figuren nehmen sich köstlich aus, vor allen das weibliche Musterexemplar.

Nehmen wir als Probe einen kurzen Passus aus jener einleitenden Prachtpartie:

> Wir schwammen auf den kraufen Wogen der Dardanellen. Die Sonne brannte mit ihrer ganzen Juliglut auf das Verdeck des Dampfers herab. Majestätisch schwamm das Schiff durch die blaue Flut, einen Berg von Schaumperlen und glitzernden Diamanten vor sich aufwühlend, die im Sonnenbrande vor uns zerstoben. ... Hoch oben hinter dem Zeltdach des ersten Verdecks stand der Steuermann und drehte sein Rad mit unverwüstlicher Ruhe bald nach rechts, bald nach links, das Auge unverwandt geradeaus. Das Steuer knarrte ein Schlummerlied für die ganze Gesellschaft des ersten Verdecks; denn sie schliefen alle, wie sie da auf dem Schiff waren: Türken, Perser, Araber, Griechen und Franken. Auf allen Augenlidern hatte sich der Schlummer mit bleiernem Gefieder gelegt. Der Schweiß troff von den schlummernden bärtigen Gesichtern. Wäre der Steuermann nicht so unermüdlich gewesen, wäre der zweite Kapitän nicht in tiefen Gedanken auf dem Verdeck hin- und hergeschritten, man hätte uns für ein Todtenschiff, für den Fliegenden Holländer halten können.

Der letzte Deutsche für heute ist Hans Hopfen, einer unserer beliebtesten und gewandtesten Erzähler. Er führt uns diesmal mit seinem „Onkel Don Juan" (Nr. 6) auch mehr in die Weite, nämlich auf eine der kleinen Antilleninseln unter spanischer Herrschaft. Es handelt sich um kleine und große Dinge: um kleinere Fragen privater Natur, soweit sie das persönliche Schicksal des Erzählenden, der zugleich der Held des Stücks ist, berühren; aber daneben um große öffentliche Interessen, soweit die heimische Politik und angemaßte Kirchengewalt mit ihrer knechtenden Strömung hineinspielen und das Schicksal eines ganzen, bis dahin in idyllischem Frieden und glücklicher Weltabgeschiedenheit ruhenden Eilandes verderblich bestimmen wollen.

Der Onkel Don Juan gibt uns seine bewegte Lebensgeschichte zum Besten und damit — das ist der Kern — die ausreichende Erklärung, warum er Hagestolz geblieben. Es sind zwei Erzählungen. Die kürzere, einleitende spielt im Mutterlande selbst; sie ist furchtbar und führt uns den gräßlichen Untergang der älterlichen Familie des Helden durch die Hand einer Räuberbande vor. Das verbindende Mittelglied ist dann die ereignißreiche Ueberfahrt. Die weitaus größere Hälfte aber spielt sich mit dem als Offizier Ausgewanderten auf dem lieblichen Eiland ab, und drei Beziehungen zu Frauen sind entscheidend. Da ist es die rasch vorüberziehende berauschende Liebe zu einem wunderschönen, aber treulosen Weibe, mit dem der Enttäuschte nach kurzem bricht. Dann eine Art traulicher Freundschaftsbeziehung zu einer ganz eigenartigen Natur, die den schönen Offizier im Herzen freilich tiefer liebt, aber gleichwol sich energisch frei hält, das verhaßte Nonnenkleid, das ihr aufgebürdet worden, abwirft und mit einem

andern Manne glücklich wird. Endlich die Verlobung mit der Tochter eines spanischen Granden, die dann ins Mutterland zurück muß, und nach Jahren, als der Onkel selbst ebendahin kommt, stellt sich heraus, daß die Liebe bei beiden erkaltet, wirklich verjährt, der Zauber gebrochen ist. Die zwei trennen sich in Frieden; sie heirathet, er bleibt Hagestolz. Unterdeß läuft die große Intrigue mit, in welche unser Held sehr verflochten wird: Klage einiger ehrgeizigen Großen gegen den in ihren Augen zu milden, gegen die heidnischen Gebräuche der Eingeborenen zu nachsichtigen Gouverneur, der dann auch wirklich entlassen und durch einen härtern Altspanier ersetzt wird; Ausbeutungs- und Speculationsplane auf die vermutheten Reichthümer und Naturschätze der Insel; endlich klerikale Herrschaftsgelüste, die nichts Geringeres als die Schrecken der Inquisition einführen wollen. Schon ist das Schiff, welches die Schar der neuen königlich geistlichen Beamten und auch die Brandpfähle für die auserlesenen Opfer trägt, in Sicht der bedrohten Insel, als es von einem furchtbaren Sturm erfaßt und mit Mann und Maus begraben wird; der Himmel hat diesen Fleck Erde vor der schwarzen Brut bewahrt; einige Pfähle und ein todter Esel sind die Reste vom Schiffbruch.

Es fällt mir heute nicht ein, über die Manier des allbekannten Erzählers, die ich schon früher zu besprechen hatte, ein Wort weiter zu sagen. Es ist da die bis aufs Kleinste und Feinste gehende realistisch treue Beobachtung und die mit Humor gewürzte unerschöpfliche Unterhaltungsgabe. Was aber dem vorliegenden Product seinen besondern Charakter gibt, das ist die als etwas Originelles ganz besonders fesselnde Zeichnung der Sitten jener halb cultivirten Insulaner, worin den Gipfelpunkt ein höchst eigenartiges Nationalfest bildet, das ein weit ausgeführtes, förmlich ethnographisch-culturgeschichtliches Culturbild eigenster Art ausmacht.

Zur Charakteristik des leichten Stils und witzig unterhaltenden Humors folgende Stelle:

> Sie fragen, ob mein Onkel Don Juan denn so Großes geleistet hat. Ja nun, er hat gelebt, hat es verstanden zu leben und hat sich ausgelebt. Dünkt Sie das so gering? ... Er mochte wol auch sonst noch etwas wie einige Verdienste um Vaterland und Menschheit haben. Ja, ja. Er hatte im Regiment Estremadura etliche Jahre gedient und sich dabei tapfer und fromm gerauft. Er hatte vordem in Salamanca die Rechte studirt, Fechten und Lautenschlagen gelernt und einen Pudel abgerichtet. Er hatte nachher am Hofe Seiner katholischen Majestät etliche Jahre verloren und einige Auszeichnungen gewonnen. Was galt uns das viel, uns, den Söhnen einer aufgeklärtern Zeit, uns, die wir mit Voltaire zu Bett gingen und mit Rousseau den Tag anfingen? Er verstand es, ein Sonett zu drechseln, eine Romanze zu singen und eine Geschichte gut zu erzählen. Das war schon viel mehr. Ach ja. Aber wäre er bei alledem ein griesgrämiger Nörgler, eine verdrießliche Perrüke, ein Ohm gewesen, der sich vor lauter Würde nicht zu lassen wußte, wir wären ihm nicht weit nachgelaufen. So aber! ...

Ich schließe mit dem Franzosen Jules Verne ab. Es war mir schon oft Gelegenheit geboten, mich über die gleichzeitig französisch und deutsch erscheinenden Schriften des originellen Kopfes auszusprechen, weshalb ich hier auf die früher gegebene Kennzeichnung seiner interessanten besondern Manier verzichten und nur in gedrängtester Kürze über den Inhalt der vorliegenden letzten Bände referiren werde.

Der Autor führt uns diesmal durch Indien, und zwar, wie gewohnt, wieder auf einem seiner so ingeniös ausgedachten Bewegungsmittel. Sein „Dampfhaus" (Nr. 7) ist nichts anderes als eine kolossale und sinnreich construirte Straßenlocomotive in Form eines riesigen Elefanten und mit solcher Kraft und Biegsamkeit der Bewegung, daß sie mit aller Leichtigkeit nicht weniger als zwei vollständig möblirte Häuser, eins für die Herrschaft und eins für den Dienerstand, bis an den Fuß des Himalaja und weiter schleppt, auch als Schiff über die Ströme trägt.

Wir haben bei Verne immer die zwei Elemente auszuscheiden: die wunderbaren Erfindungen und nicht minder wunderbaren Schicksale seiner leitenden Personen; dann die großartigen Naturbilder und Seenerien.

Von letztern bringen unsere zwei Bände folgende Dinge: Schreckensseenen aus dem großen Sipahi-Aufstande, die ins Entsetzliche gehen — Gipfelpunkt des Gräßlichen ist das Blutbad von Khanpur. Die Pilger von Phalgu, eine indische Volksscene großen Stils. Gangeslandschaften und Himalajagegenden von imposantem Eindruck. Tigerjagden. Ein grandioser Orkan. Sehr eingehend und anschaulich die Jagd auf lebende Bestien für die Thiergärten und Menagerien Europas, wobei Verne wieder einmal ein rechtes Original von Menschen zeichnet. Im andern Kapitel: die interessante Construction des Stahlriesen oder künstlichen Elefanten bis auf die einzelnen Maschinentheile herunter; die ganze Partie sieht dem vollendeten Bau eines geistreichen Mechanikers oder Ingenieurs gleich.

Die Geschichte selbst ist ein Anhängsel des mächtigen indischen Aufstandes. Sie dreht sich um die letzten Schicksale von zwei Todfeinden aus jenem Kampfe: des englischen Oberst Munro und des indischen Rebellen Nabob Nana Sahib, eines von der englischen Regierung Geächteten. Die zwei haben sich gegenseitig auf so furchtbare Weise bekämpft und geschadet, daß für sie sogar auf dem ungeheuer weiten Boden Indiens nebeneinander kein Platz mehr ist, einer von ihnen muß umkommen. Und in seiner bekannten Weise wendet der Autor die Dinge so, daß erst der Engländer in Nana Sahib's blutbefleckte Hand fällt und eben hart daran ist, einen in raffinirtester Weise ausgesucht grausamen Tod zu erleiden, als sich das Blatt noch in der letzten Stunde wendet. Nicht blos entwischt der Engländer, ein Muster von Thatkraft und Besonnenheit, sondern er findet auch die längst verloren geglaubte Gattin wieder und bekommt den Todfeind in seine Hand, der denn auch ein nicht minder schreckliches, ein wieder recht ingeniös ausgedachtes Ende erleidet. Wunder über Wunder am Schluß, so natürlich uns Verne die Hergänge zu machen sucht. Gewiß muthet der immer

in ungeheuerlichen Einfällen sich ergehende Autor unserer Phantasie das Aeußerste zu, wenn er seine Geschichte also abschließt. In der letzten nach Nana Sahib's Willen ihm bestimmten Nacht ist der Oberst auf einer verlassenen Bergfeste vor die Mündung einer Riesenkanone gebunden, die ihn am Morgen in Stücke reißen soll; ein bereits auf wunderbare Weise entkommener Getreuer des Obersten aber hat den Weg in die Mündung der Kanone gefunden und bindet ihn los; auf dem Plateau ist gerade in dieser Nacht die „wandelnde Flamme" erschienen, und das ist niemand anders als die junge Lady Munro, die der untröstliche Gatte beim vorerwähnten gräßlichen Blutbad umgekommen meint, während sie im letzten Moment noch lebend aus dem Gemetzel davonkam, aber vor Schrecken irrsinnig wurde und nun seit sieben Jahren als halb verehrte und halb gefürchtete Unbekannte in den öden Landstrichen umhergeirrt ist. Der Gatte erkennt sie, trägt sie mit fort; die drei entkommen, werden aber hart auf den Fersen verfolgt, als die Begleitung des Obersten, die von ihm getrennt worden, gerade im rechten Augenblick eintrifft, um die Flüchtigen auf den Stahlriesen zu retten; dabei fällt ihnen der unerbittliche Erzfeind selbst in die Hände; sie binden ihn an den Rüssel des Elefanten, verlassen diesen im letzten Moment, und derselbe zerschmettert unter Hochdampfdruck an einer Felswand sich selbst und den schrecklichen Rebellenhäuptling. Es ist etwas excentrisch, und gleichwol scheint mir da im ganzen Verne's Phantasie etwas von ihrer Spannkraft verloren zu haben.

Seine zweite Arbeit: „Der Triumph des 19. Jahrhunderts" (Nr. 8), sei hier blos beiläufig erwähnt, da sie eigentlich gar nicht unter unser Kapitel fällt. Eine streng wissenschaftliche Arbeit, ist es eben die Fortsetzung und Vollendung seiner großen allgemeinen Geschichte der Entdeckungen, die er unter dem Titel „Die Entdeckung der Erde" mit den Bänden 29 und 30 seiner Schriften eröffnete, hernach unter dem neuen Titel „Die großen Seefahrer des 18. Jahrhunderts" in den Bänden 33 und 34 fortführte und nun eben mit unserm gerade auf diesem Gebiete so mächtig vorgeschrittenen Jahrhundert abgeschlossen hat. Ich wiederhole, was ich zur Kennzeichnung gerade dieser Arbeit früher anmerkte. Es ist fast erstaunlich, wie sich der Autor streng wissenschaftlich an die Thatsachen hält und geradezu nüchtern referirend vorgeht; es scheint, als habe er der Leserwelt, die er so lange und spannend an seine ungeheuerlichen Phantasiebildungen gewöhnt, beweisen wollen, daß er auch einer ganz andern Sprache und einer Mäßigung fähig sei, die jedenfalls niemand von diesem Kopf erwarten durfte. Dem ersten Kapitel, welches „Das Morgenroth eines Jahrhunderts der Entdeckungen" einleitend gezeichnet hat, schließen sich folgende Abschnitte an: „Erforschung und Colonisirung Afrikas"; „Die wissenschaftlichen Bestrebungen im Orient und die Forschungen in Amerika"; „Erdumsegler aus verschiedenen Nationen"; „Französische Erdumsegler" (zwei Abschnitte, an Freycinet und Bougainville anknüpfend); „Polarexpeditionen" (I Nordpol, II Südpol).

Er schließt in folgender tröstlich gehobenen Weise ab:

Jetzt also ist alles (— o nein, noch sehr viel nicht! —) bekannt, klassificirt, katalogisirt und bezeichnet. An uns ist es, die von unsern Vätern um den Preis so unendlicher Mühen und Gefahren eroberte Erdkugel nun auszunutzen, ihr erst den vollen Werth zu geben. Die Erbschaft ist zu verlockend, um nicht mit frohen Händen zuzugreifen! An uns ist es, mit allen durch die vorgeschrittenen Wissenschaften gebotenen Hülfsmitteln zu studiren, urbar zu machen und auszunutzen. Jetzt darf es keine brachliegenden Gebiete, keine undurchdringlichen Wüsten, keine unbenutzten Flüsse, keine unergründlichen Meere, keine unersteigbaren Höhen mehr geben. Wir überwinden alle Hindernisse, welche die Natur noch bietet. Die Landengen von Suez und Panama sperren uns die Wege, wir durchschneiden sie. Die Sahara erschwert den Verkehr zwischen Algier und dem Senegal, wir legen eine Eisenbahn durch dieselbe. Der Kanal zwischen England und Frankreich hindert zwei befreundete Völker, sich die Hand zu drücken, wir treiben einen Schienenweg unter demselben hin. Das ist unsere und unserer Zeitgenossen schöne Aufgabe.

T. T. Honegger.

Ein illustrirtes Hausbuch.

Ein Stern unter Sternen schwingt sich unsere Erde in gewaltiger Bahn um die Sonne und empfängt von ihr Licht und Wärme. Daß wirklich der Erdkörper, aus sehr großer Entfernung betrachtet, wie ein Stern, etwa vergleichbar dem Abend- oder Morgenstern, sich darstellen würde, ist eine völlig unzweifelhafte Thatsache. Zwar wird es uns niemals vergönnt sein, außerhalb unsers Weltkörpers Raum zu finden, wo unsere Füße ruhen könnten, und von dort aus die Erde zu betrachten; allein dies ist auch durchaus nicht erforderlich, um über die Stellung der Erde im Weltall klar zu werden. Eine Menge von Erscheinungen, deren Ergründung zu den größten Geistesthaten der Menschheit zählt, lieferte richtige Aufschlüsse über die Rolle, die unsere Erde im großen Weltenorganismus spielt. Es hat sich hieraus ergeben, daß der Weltkörper, auf dem wir wohnen, durchaus nicht, wie man Jahrtausende hindurch wähnte, der Mittelpunkt und Hauptttheil des Universums ist, daß er vielmehr im Vergleich zum Weltall nur wie ein Sandkorn am Meeresstrande oder wie ein Tropfen im unermeßlichen Ocean anzusehen ist. So unbedeutend aber auch immerhin die Erde im Verhältniß zum Weltall erscheinen mag, so ist sie für uns doch natürlich der wichtigste Himmelskörper, und deshalb waren seit den frühesten Zeiten zahlreiche der schärfsten Denker bemüht, diesen unsern Wohnort immer besser kennen zu lernen. Man hat mit Glück danach gestrebt, seinen Bau im einzelnen zu ergründen, die Art und Weise seiner Entstehung zu erforschen, ja Berechnungen seines Alters und Vermuthungen über seine Dauer angestellt. Man kann den ganzen Erdball mit allen organischen Wesen, die seine Oberfläche bewohnen, betrachten als ein Buch, das aufgeschlagen vor uns liegt. Viele Seiten in diesem Buche sind allerdings noch unentziffert; dennoch ist es dem Menschen

gelungen, den Geist der Natur zu ergreifen und über das Spiel der flüchtigen Erscheinungen hinaus vorzudringen und zu erkennen, daß ein gemeinsames, gesetzliches, ewiges Band die ganze Natur umschließt.

Mit diesen Worten wird ein in der Herausgabe begriffenes Werk:

Die Erde und ihr organisches Leben. Ein geographisches Hausbuch von Klein und Thomé. Seitenstück zu von Hellwald's Erde und ihre Völker. Stuttgart, Spemann. 1880. Gr. 8. In Lieferungen zu 50 Pf.

eingeleitet, wovon zur Zeit 23 Lieferungen, zusammen 488 Groß-Octavseiten umfassend, dem Referenten vorliegen.

Diese Lieferungen besprechen, nach einer die Erde als Weltkörper im allgemeinen behandelnden Einleitung von 5 Paragraphen, in 15 Paragraphen das Meer mit seinen Niveauschwankungen, seinen Tiefen- und Temperaturverschiedenheiten, seinen Strömungen u. s. w.; in 19 Paragraphen das Wetter des Festlandes mit seinen periodischen Veränderungen, seinen Flußläufen, Quellen und deren Räthseln u. s. w.; in 18 Paragraphen das Land mit seinen verschiedenen Gestaltungen, seinen Wüsten, Gebirgen, Hochebenen, Gletschern, Feuerbergen, Bebungen u. s. w.; bisjetzt in einem Paragraph die Lufthülle in überaus klarer, fesselnder Weise, wie solches die Namen der beiden Autoren nicht anders erwarten lassen, und zahlreiche treffliche Textillustrationen schmücken das Buch und gewähren dem Leser einen eingehendern Einblick.

Die Absicht der Herausgeber und des Verlegers, daß das Buch ein gediegenes „Hausbuch" werde, an dessen Hand der denkende Mensch das große Buch der Natur, das aufgeschlagen vor seinen Blicken liegt, verstehen lerne, scheint dem Referenten bisjetzt in hohem Grade erreicht, weshalb er auch nicht ansteht, dasselbe schon jetzt, obgleich noch nicht die Hälfte des ganzen Werks vorliegt, als Hausbuch bestens zu empfehlen.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Von dem „Allgemeinen deutschen Literaturkalender für das Jahr 1881", welchen Heinrich Hart und Julius Hart herausgeben (Bremen, Fischer), ist der dritte Jahrgang erschienen. Dieser Kalender ist ein durchaus praktisch eingerichtetes Nachschlagebuch. Die beiden Herausgeber haben einen rühmenswerthen Fleiß bewährt; es sind beide noch sehr junge Männer; wir ersehen dies aus ihrem eigenen Kalender: Heinrich Hart ist 1855, Julius Hart 1859 geboren. In dem Vorwort danken sie für die Unterstützung, die ihnen von Autoren, Gelehrten, Journalisten, Verlegern und Vorständen literarischer Vereine durch mannichfache Mittheilungen und Correcturen zutheil geworden ist. „Gleichwol", fahren sie fort, „bleiben der Lücken nach verschiedenen Richtungen hin noch viele, doch hoffen wir, im nächsten Jahrgange wiederum mehrere derselben ausfüllen zu können. Daß möglichst jede Kritik aus dem Kalender verbannt werde und derselbe sich auf Thatsachen beschränke, war ein allseitiger Wunsch, und wir sind ihm diesmal mit der vollgewonnenen Ueberzeugung seiner Berechtigung nachgekommen. Jene Thatsachen reden ja auch für sich selbst durch ihre Fülle von Namen und Schöpfungen. Wer, und sei es der Bewandertste, kennt nur die Hälfte von jenen, wohin sind die meisten von diesen schon jetzt verschwunden, als ob sie nie gewesen wären. Und doch knüpft sich an jedes Geschaffene so viel Wunsch und Hoffnung, und doch hat jedes, wenn auch noch so geringe Wirkung geübt. Wie mancher Name auch, der jetzt noch im Gestrüpp der Menge verloren steht, wird höher und höher wachsen und seine Zweige vielleicht über Mit- und Nachwelt ausbreiten." In dem eigentlichen Kalender sind die Geburts- und Todestage der namhaften Schriftsteller angegeben: jede Seite ist mit einem Motto versehen, dem Denkspruch eines Autors, der Bezug hat auf Literatur und schriftstellerische Leistung. Dem Kalender angehängt sind Portotaxen, Depeschentarife und mehrere vergleichende Tabellen. Es folgt ein Auszug aus dem Gesetz über die Presse vom 7. Mai 1874 und ein Abschnitt: „Bemerkenswerthe Gesetzesauslegungen sowie die interessantesten und principiell wichtigen Preßproceße des verflossenen Jahres"; dann eine Angabe sämmtlicher literarischer und kritischer Zeitschriften, der Zeitschriften für Poesie und Theater, der bibliographischen Zeitschriften, der Blätter für Humor, Witz und Satire, der Unterhaltungs-, Familien- und Modezeitungen, der Kalender, Almanache und Jahrbücher. Daran schließt sich ein Verzeichniß der bedeutendern deutschen Theater mit Angabe ihrer Vorstände, und dann das Adressenverzeichniß deutscher Schriftsteller und Schriftstellerinnen, das sehr umfassend ist, doch in welchem es freilich nicht an einzelnen Lücken und unrichtigen Angaben fehlt. Fast allen Schriftstellern ist die Angabe ihres Geburtsjahres beigefügt und außerdem ein Hinweis auf ihre Hauptwerke. Der nächste Theil des Kalenders ist den schriftstellerischen Vereinigungen gewidmet und bringt genaue Berichte über die Schriftstellertage in Lissabon und Weimar. Dem folgt ein Verzeichniß der neuerschienenen Werke und einiger Hauptkritiken. Für die eigentliche Literaturgemeinde, die bei dem Volk der Denker und Dichter zwar zahlreich ist, was die productiven Geister betrifft, aber in Bezug auf die Empfangenden und Antheilnehmenden klein genug, ist der Kalender als für jede Art von Orientirung geeignet durchaus zu empfehlen.

— Jeder, welcher den großen Apparat kennt, den ein umfangreiches encyklopädisches Unternehmen in Bewegung setzt und die beträchtliche Zahl von Mitarbeitern, welche ein solches in Anspruch nimmt, wird den erstaunlichen Fleiß bewundern müssen, mit welchem ein einzelner Autor allein ein biographisches Lexikon ausarbeitet, das mehr als vierzig Bände umfaßt. Dies Gefühl hegen wir gegenüber dem „Biographischen Lexikon des Kaiserthums Oesterreich" von Constant von Wurzbach, von welchem jetzt der einundvierzigste und zweiundvierzigste Theil vorliegen (Wien, k. k. Hof- und Staatsdruckerei). Wir haben schon früher darauf hingewiesen, daß weder Preußen noch das Deutsche Reich eine ähnliche umfassende biographische Walhalla besitzen; wir haben früher bereits die Gründlichkeit der Quellenforschung und Quellenangabe, die Berücksichtigung der Aeußerungen namhafter Kritiker über die Gelehrten, Künstler und Schriftsteller, die genauen genealogischen Nachweise und Stammtafeln bei den einzelnen Adelsgeschlechtern gerühmt. Die beiden vorliegenden Bände, welche von Susil bis Taasse reichen, nehmen noch ein ganz eigenartiges Interesse in Anspruch; sie sind fast ganz mit Namen ausgefüllt, die mit Sz beginnen; es sind dies fast alle magyarische Adeliche, wie Szemere, Székely, oder ungarische Schriftsteller, wie Szigligeti; diese Bände erhellen daher eine biographische Region, die für Deutschland mehr oder weniger eine terra incognita ist; sie enthalten sehr wichtige

Beiträge zur ungarischen Geschichte, besonders zur neuesten. Die Vorrede, welche der Herausgeber dem zweiundvierzigsten Theil vorausschickt, enthält einige interessante Mittheilungen über die Genesis desselben. Er sagt: „Mit diesem und dem vorigen Bande wäre endlich die Klippe überschifft, welcher ich seit Jahren zusteuerte und vor der mir, je mehr ich mich derselben näherte, immer mehr und mehr graute, ich meine nämlich die Namen auf Sz, welche mit diesem Bande abgeschlossen sind. Die Bearbeitung dieser beiden Bände war eine sehr schwierige, sowol dem Stoffe nach, den ich zu behandeln hatte, als den Materialien nach, die mir zu Gebote standen. Wie in deutschen und in den Quellen anderer Culturvölker, so habe ich seit Jahren mich in slawischen und magyarischen Quellen umgesehen und alles für die Lösung meiner Aufgabe Zweckdienliche sorgfältig aufgezeichnet und gesammelt. Trotzdem gab es, und mehr als je vorher, Lücken, welche ausgefüllt sein wollten, was aber nur möglich war durch Mithülfe der Nächstbetheiligten. Da aber hatte ich die Rechnung ohne den Wirth gemacht; denn wo ich anklopfte, bot man mir kein willkommenes Herein, und was meine Stammgenossen draußen in jenen Ländern erlebten, erfuhr ich als einzelner in analoger Weise in meiner Arbeitsstube. Ich wiederhole es, es war eine schwere und dabei trostlose Arbeit und zugleich ein lexikalisches Rennen mit hundert und hundert Hindernissen. Und doch, wenn ich die Aufgabe, die ich mir gestellt, lösen wollte, durfte ich mich durch nichts dabei beirren lassen, und ob ich Behagen bei meiner Arbeit empfand oder Misbehagen, unbefangen mußte ich auch diese Partie bearbeiten, und zwar mit um so größerer Pünktlichkeit und Gründlichkeit, da in einem polyglotten Staate wie Oesterreich keine Nation gering geachtet, keine hintangesetzt werden darf, und dann weil es galt, den Benutzern meines Werks ein Terrain zu eröffnen, das ihnen nach allen Seiten noch völlig unbekannt war. Freilich sind schon in den frühern Bänden meines Werks oft genug Slawen und Magyaren zu bearbeiten gewesen, und ich darf mir das Zeugniß geben, daß ich dieselben mit ebensolchem Fleiße und mit ebensolcher Gewissenhaftigkeit behandelte wie die Lieblinge meiner eigenen Nation. Ich nenne unter den vielen nur beispielsweise, und wie sie mir eben in den Sinn kommen, die Namen: Macha, Vincenz Pol, Korzeniowski, Kazinczy, Petöfi. Doch kamen die Culturträger der in Rede stehenden Nationen nur sporadisch vor. In den letzten zwei Bänden aber gab es fast nur Magyaren und Slawen, wie dies aus nachfolgender Uebersicht sich herausstellt. Denn es enthält

	Bd. XLI	Bd. XLII
Deutsche	10	6
Italiener	2	—
Belgier, Spanier, Engländer	4	12
Magyaren	159	375
Slawen (Böhmen, Polen, Ruthenen, Kroaten, Slowenen, Serben)	62	72

Nun es ist vollbracht, dieser schwierigste Theil meines Werks liegt hinter mir und den Benutzern desselben vollendet vor, und ich darf es gestehen, ich habe diese fremden und bisher in fremden Literaturen unbeachtet gebliebenen Culturelemente Oesterreichs mit aller Unbefangenheit und fast scrupulöser Genauigkeit behandelt, dadurch aber auch wesentlich zur Vervollständigung des eigentlichen Bildes beigetragen, welches den österreichischen Kaiserstaat darstellt."

— In einer neuen Ausgabe erschien: „Festliche Glocken. Dichtungen zum Gedächtniß festlicher Stunden am dresdener Hoftheater und im Kreise seiner Künstler und Freunde" von Julius Pabst (Dresden, Pierson). Der verdiente Dramaturg des dresdener Hoftheaters, der am 1. Januar d. J. sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum feierte, hat die Festtage des sächsischen Hofs und der großen Dichter, Tonmeister und Schauspieler mit feingeistiger Auffassung poetisch verherrlicht: Beethoven und Mozart, Shakspeare, Lessing, Schiller, Iffland, Kleist und Körner erhalten in Prologen und Festspielen weihevolle Dichtergrüße.

Bibliographie.

Bessel-Hagen, F., Die Grabstätte Immanuel Kants mit besonderer Rücksicht auf die Ausgrabung und Wiederbestattung seiner Gebeine im Jahre 1880. Königsberg, Beyer. Gr. 8. 1 M.

Beust, F. Graf, Erinnerungen zu Erinnerungen. Leipzig, Wöller. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Blum, H., Die erste Frucht des deutschen Staatssozialismus. Kritik des Entwurfs eines Arbeiter-Unfallversicherungs-Gesetzes für das Deutsche Reich. Leipzig, Thiel. 8. 1 M.

Eckstein, E., Glück und Erkenntniß. Studienblätter und Skizzen. Leipzig, Eckstein. 8. 3 M.

Die Fortschritte der Astronomie. Nr. 6. 1880. Köln, Mayer. 8. 1 M. 40 Pf.

Die Fortschritte der Meteorologie. Nr. 6. 1880. Köln, Mayer. 8. 2 M.

Gerok, K., Matthias Claudius, der Wandsbecker Bote. Vortrag. Darmstadt, Würtz. Gr. 8. 80 Pf.

Allgemeine Geschichte in Einzeldarstellungen. Unter Mitwirkung von Felix Bamberg, Alexander Brückner, Felix Dahn ꝛc. herausgegeben von W. Oncken. 27ste bis 30ste Abth.: Das Zeitalter Friedrichs des Großen. Von W. Oncken. — Geschichte der Revolution in England. Von A. Stern. Berlin, Grote. Gr. 8. à 3 M.

Güldemeister, K., Plattdütsche Gedichte. Wismar, Hinstorff. 8. 3 M.

Gindler, F., Kriegs- und Siegeslieder für deutsche Soldaten. Eine Festgabe für das tapfere Heer. Berlin, F. Luckhardt. 12. 50 Pf.

Grimm, W., Kleinere Schriften. Herausgegeben von G. Hinrichs. 1ster Bd. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 11 M. 50 Pf.

Das deutsche Haus im Schmucke der Poesie und Kunst. Herausgegeben von K. Dorenwell. Eingeführt von J. Sturm. Mit 12 Lichtdruck-Bildern nach Originalen von Th. Schüz. 1ste u. 2te Lfg. Wolfenbüttel, Zwißler. Hoch 4. à 1 M.

Hübbe-Schleiden, Deutsche Colonisation, eine Replik auf das Referat des Herrn Dr. F. Kapp über Colonisation und Auswanderung. Hamburg, Friederichsen u. Comp. Gr. 8. 3 M.

Jacoby, L., Ein Ausflug nach Comacchio. Triest, Dase. 12. 1 M.

Jahrbuch religiöser Poesien, herausgegeben von J. Sturm. Jahrgang 1880. Wiesbaden, Niedner. 1880. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Kate, J. J. L. ten, Die Schöpfung. Gedicht. Deutsch von Koppelmann. Bremen, Müller. 8. 2 M. 40 Pf.

Der deutsch-französische Krieg 1870—71. Redigirt von der kriegsgeschichtlichen Abtheilung des Großen Generalstabes. 2ter Thl.: Die Geschichte des Krieges gegen die Republik. 19tes Hft.: Die Ereignisse auf dem südöstlichen Kriegsschauplatze von Mitte Januar 1871, sowie die Verhältnisse im Rücken des deutschen Heeres und in den Küstenlanden vom November 1870 bis zum Waffenstillstande. Mit Karten, Plänen und Skizzen im Text. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 12 M.

Lehmann, E., Gabriel Rießer, ein Rechtsanwalt. Vortrag. Leipzig, Friese. Gr. 8. 60 Pf.

Lindau, P., Verschämte Arbeit. Schauspiel. Berlin, Freund u. Jeckel. 8. 2 M. 50 Pf.

Löher, F. v., Rußlands Werden und Wollen. 3 Bücher. München, Th. Ackermann. 8. 9 M.

Luftkandl, W., Die Josephinischen Ideen und ihr Erfolg. Festrede. Wien, Konegen. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Luz, G., Gott, Welt, Unsterblichkeit. Drei populäre Vorträge. Basel, Sehweighauser. 1880. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Maertens, H., Zwei Elementarpunkte der Kunstbetrachtung und Kunstübung, bearbeitet für Laien. Bonn, Cohen u. Sohn. Gr. 8. 80 Pf.

Masaryk, T. G., Der Selbstmord als soeiale Massenerscheinung der modernen Civilisation. Wien, Konegen. Gr. 8. 6 M.

Meurer, H., Jesuiten und Jesuitismus. Zur richtigen Würdigung der Jesuiten und ihrer Gegner und zur Förderung der Wahrheit für Freund und Feind bearbeitet. Münster, Nasse. Gr. 8. 2 M. 80 Pf.

Minor, J., Johann Georg Hamann in seiner Bedeutung für die Sturm- und Drangperiode. Frankfurt a. M., Literarisehe Anstalt. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Die gefesselten Promethensse. Von Kákai Aranyos II. Autorisirte Uebersetzung. Wien, Perles. Gr. 8. 4 M.

Rülf, J., Lessing als Held der Aufklärung. Ein zur Lessingfeier gehaltener Vortrag. Memel, Schmidt. 8. 50 Pf.

Schilling, N. H., Herzog Gerhard. Drama. München, Oldenbourg. 8. 2 M.

Schmidt, M., Johannisnacht. Dorfgeschichte aus den bayerischen Vorbergen. Stuttgart, Krabbe. 8. 2 M. 40 Pf.

Thierseh, H. W. J., Edmund Ludlow und seine Unglücksgefährten als Flüchtlinge an dem gastliehen Herde der Sehweiz. Ein Vortrag. Basel, Sehneider. Gr. 8. 80 Pf.

Vogel, A., Die Mittelschule und zweijährige freiwillige Dienstzeit. Ein praktischer Vorschlag zur Lösung der Schulfrage. Eisenach, Bacmeister. 8. 60 Pf.

Wagner, A., Für bimetallistisehe Münzpolitik Deutsehlands. Berlin, Puttkammer u. Mühlbreeht. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Winterfeld, A. v., Das Spukehaus. Komischer Roman. 4 Bde. Jena, Costenoble. 8. 10 M.

Würtenberger, A., Alte Geschichten vom Oberrhein. Waldshut, Zimmermann. 8. 1 M. 50 Pf.

Anzeigen.

Im Verlag von **Rud. Hoefer** in **Reichenbach i. Schl.** ist soeben erschienen:

Joseph Freiherr von Eichendorff.

Vortrag gehalten am 1. März 1881 zu Reichenbach
von
Conrad von Prittwitz-Gaffron.
Eleg. brosch. Preis 1 M.

Von demselben Verfasser ist zu gleichem Preise früher erschienen:

Vortrag über Emanuel Geibel

und soll in Kürze nachfolgen:

Vortrag über A. von Platen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

COMMENTAIRE
SUR
LES ÉLÉMENTS DU DROIT INTERNATIONAL
ET SUR
L'HISTOIRE DES PROGRÈS DU DROIT DES GENS
DE **HENRY WHEATON.**
PAR
WILLIAM BEACH LAWRENCE.
TOME QUATRIÈME.

In-8. Geh. 7 M. 50 Pf. Geb. 9 M.

Dieser neue Band des Lawerence'schen Commentars zu den zwei berühmten völkerrechtlichen Werken des amerikanischen Staatsmanns Wheaton führt den Specialtitel: „Études sur la Juridiction consulaire en pays chrétiens et en pays non chrétiens et sur l'Extradition", und ist zu obigem Preise auch einzeln verkäuflich. Band I—III kosten zusammen geh. 18 M., geb. 22 M. 50 Pf.

Die beiden Werke Henry Wheaton's erschienen in demselben Verlage unter folgenden Titeln:

Éléments du droit international. Cinquième édition. 2 volumes. 8. Geh. 12 M. Geb. 15 M.

Histoire des progrès du droit des gens en Europe et en Amérique depuis la paix de Westphalie jusqu'a nos jours. Quatrième édition. 2 volumes. 8. Geh. 12 M. Geh. 15 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Weib.

Philosophische Briefe über dessen Wesen und Verhältniß zum Manne.

Von
Emerich du Mont.

Zweite vermehrte Auflage.
8. Geh. 6 M. Geb. 7 M. 50 Pf.

Das geistvolle, elegant geschriebene Buch ist mit großem Beifall aufgenommen worden und liegt nun bereits, kaum ein Jahr nach seinem ersten Erscheinen, in einer vom Verfasser durchgesehenen und wesentlich vermehrten zweiten Auflage vor.

Zur Calderon-Feier

erscheint in meinem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Calderon de la Barca.
Sein Leben und Wirken
von
Dr. **Joh. Fastenrath.**
8. Brosch. 2 M.

Goethe und Calderon.
Von
Dr. **Edmund Dorer.**
8. Brosch. 2 M.

An Calderon.
Ein Gedicht
von
Dr. **Edmund Dorer.**
8. Brosch. 80 Pf.

Dorer's Gedicht an Calderon ist von der deutschen Jury preisgekrönt.

Die Calderon-Literatur in Deutschland.
Bibliographische Uebersicht
von
Dr. **Edmund Dorer.**
Gr. 8. Broschirt. 1 M. 20 Pf.

Leipzig. **Wilhelm Friedrich.**
Verlagsbuchhandlung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Neue Gedichte
von
Julius Sturm.

Zweite Auflage. 8. Geh. 3 M. Geb. 4 M.

In den Gedichten Julius Sturm's bekundet sich ein innig empfindendes Gemüth und echt deutscher Sinn verbunden mit wahrhafter Religiosität. Diese innern Vorzüge sowie die einfache, aber stets gewandte und anmuthige Form sichern ihnen die dauernde Gunst zahlreicher Leserkreise.

Von dem Dichter erschien ferner in demselben Verlage:

Fromme Lieder. Erster Theil. Neunte Auflage. 8. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M.
Fromme Lieder. Zweiter Theil. Dritte Auflage. 8. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M.
Gedichte. Vierte Auflage. 8. Geh. 3 M. Geb. 4 M.
Für das Haus. Liedergabe. 8. Geh. 3 M. Geb. 4 M.
Zwei Rosen. Miniatur-Ausgabe. Geh. 1 M. 20 Pf. Geb. 1 M. 60 Pf.
Lieder und Bilder. Zwei Theile. Jeder Theil geh. 2 M. 40 Pf., geb. 3 M.
Spiegel der Zeit in Fabeln. Geh. 1 M. 60 Pf. Geb. 2 M. 40 Pf.
Gott grüße dich! Religiöse Gedichte. 8. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

KAISERLICHE UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK Warschau

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 19. — 12. Mai 1881.

Inhalt: Literarische Unterhaltungen. Die Poesie im neuen Deutschland. Von Otto Weddigen. — Neue Lyrik. Von Albert Moeser. — Ranke's „Weltgeschichte". Von Hans Prutz. — Der christliche Glaube und die menschliche Freiheit. Von H. Jacoby. — Buchhandel und Buchdruck. Von B. Schuhmann. — Feuilleton. (Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Literarische Unterhaltungen.

Die Poesie im neuen Deutschland.

Bei der Sichtung und Durcharbeitung des Quellenmaterials zu meiner literarhistorischen Schrift „Die patriotische Dichtung von 1870—71" kam mir der Titel einer Broschüre: „Die Poesie im neuen Deutschland" von Karl Friedrich Schubert (Leipzig 1872), zu Gesicht, welche bereits einige Jahre zuvor erschienen war. Die Poesie im neuen Deutschland! Ein Titel von welcher vielsagenden Bedeutung nach einem Verlauf von kaum zwei Jahren seit der Wiederaufrichtung des deutschen Kaiserreichs! Die Broschüre war bald in meinen Händen: hoffte ich doch in ihr zugleich wichtige Forschungen und Resultate über die Kriegspoesie von 1870—71 zu entdecken. Wie sehr aber fand ich meine Erwartung beim Durchlesen derselben getäuscht! Die patriotische Dichtung der großen Jahre 1870—71 fand ich nur beiläufig auf einer Seite erwähnt, dazu abfällig kritisirt, ein Urtheil, das mich erbitterte, weil es mit Ausnahme von Freiligrath's Gedicht „An Wolfgang im Felde" alle Producte vor seinem Forum nivellirte, ohne gerechterweise den wirklich guten Kern der ganzen Richtung — wie dieses auch in der Dichtung der Freiheitskriege sich nothwendig erwies — herauszuheben.

Statt dessen fand ich über die Poesie im neuen Deutschland nur Hypothesen aufgestellt, vornehmlich die Erörterung der Frage: „Welchen Einfluß wird die Einigung Deutschlands auf die Poesie äußern?", eine Wendung, die, beiläufig bemerkt, der einzig richtige Titel für die Broschüre gewesen wäre. Die Beantwortung der Frage lief nach mancherlei nicht uninteressanten Digressionen vom Thema darauf hinaus, daß die Poesie keinen Nutzen aus der Einigung Deutschlands ziehen würde, daß — was allerdings thatsächlich und ich möchte sagen zufällig der Fall ist — „die Blüteepoche unserer schönen Literatur mit der Epoche großer Zerrissenheit und politischer Ohnmacht unsers Volks zusammentreffe".

Es hieße die Entwickelungsgeschichte des menschlichen Geistes, der Literatur insbesondere, völlig verkennen, wollte man dem letztern Umstande ein absolutes Recht, eine absolute Allgemeinheit zuerkennen. In Hellas nahm das Drama seinen Aufschwung in der Fülle des Ruhms, der durch die Perserkriege erworben war; in Spanien, als das Volk nach einem Jahrhundert voll gewaltiger Kämpfe auf seinen Lorbern ausruhte; die Machtentfaltung Großbritanniens unter der englischen Königin Elisabeth, Frankreichs Glanz unter Ludwig XIV. blieben nicht ohne Einfluß auf die Dichtung jener Länder, und „der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt", bemerkt Goethe, „kam durch Friedrich den Großen und die Thaten des Siebenjährigen Kriegs in die deutsche Poesie".

Was Goethe aber von dem Einflusse der schlesischen Kriege auf das damalige geistige Leben sagt, wird in gewissem Sinne auf die den großen Jahren 1870—71 folgende Zeit gelten können. Freilich wird ein für unsere Dichtung erwarteter Aufschwung nicht sogleich kommen, er wird sich nicht sogleich in voller Kraft bemerkbar machen. Es ist dies nie geschehen, und es wird um so weniger nach den Jahren 1870—71 der Fall sein, welche uns in ihrer Folge zunächst andere Arbeit und eine gewaltige Revolution, vorzugsweise auf socialem Gebiete, gebracht haben. Das verflossene Jahrzehnt sah fast auf allen Gebieten Kämpfe erstehen, zeigte des Unfertigen in unserm neuen Reiche noch so vieles, daß sich der Gemüther eine fieberhafte Unruhe bemächtigt hat. Daneben lebt Deutschland jetzt hauptsächlich für die egoistische, aber nothwendige Aufgabe, sein Haus gegen die Stürme zu befestigen, die

es bedrohen könnten. Und niemand wird es ihm verargen, daß es nach all seinem Ringen, nach all dem Blute, das geflossen ist, für die dauernde Festigung und das Bestehen des von ihm Errungenen unablässig sorgt.

Es ist wahr, das verflossene Jahrzehnt hat nur wenige große Schöpfungen in der Dichtung aufzuweisen; es hat dies eben zum Theil seinen Grund darin, daß die productiven Geister mehr oder minder in das politische Getriebe hineingezogen sind — in die Kämpfe der Gegenwart. Und auch dieses ist von Vortheil. Wir Deutschen müssen erst politisch werden — die unerlaßliche Bedingung für die Macht, die Wohlfahrt und die Freiheit einer Nation; wir sind es bisher nicht gewesen. Mag möglicherweise ein solcher Proceß, ein solcher Uebergang eine Zeit lang auf Kosten der idealen Güter geschehen: es wird dieser Verlust zu verschmerzen sein gegenüber dem Gedanken, daß nach unserer Zeit die Früchte sich verdoppeln und qualitativ sich verbessern werden. Und auf fester nationaler Basis, nach Beschwichtigung der noch gärenden Gemüther, nach annähernder Lösung der großen, ganz Europa bewegenden socialen Frage wird in Deutschlands Schose der Baum der Dichtung wieder reiche und edle Blüten tragen.

Es kann also die Befürchtung nicht aufkommen, daß das politische Leben und Getriebe in Deutschland dauernd alle Kräfte absorbiren, daß es fortan solchergestalt die Oberhand gewinnen werde, daß die idealen Interessen darunter leiden und zu Grabe gehen. Das Volk „der Denker und Dichter" wird sich seiner mit seinem innersten Lebensnerv verwachsenen Aufgabe nie entschlagen können, und in dieser Hinsicht wird also eine trübe Anschauung von der Zukunft grundlos sein. Es kommt die Zeit und sie muß kommen, wo das jetzt aufgeregte Gemüth wieder Ruhe finden wird, in sich Einkehr zu halten, wo die politischen Wogen nicht mehr so hoch gehen, daß alles vor ihnen verschwindet. Es ist ein Naturproceß, daß der fieberhaften Gärung ein gleichmäßiger Zustand der Ruhe folgt. Dann wird der Geist von neuem seine Flügel heben, und die jüngst verflossene große Zeit wird sich in großen Schöpfungen abspiegeln, es wird sich das Gesetz erfüllen, welches der geistigen Nachwirkung gewaltiger Ereignisse zu Grunde liegt. Unberechtigt sind daher der Zweifel und der Kleinmuth gegenüber unserer Literatur, wenn sie nicht gleich in der jetzt noch stürmischen Zeit bleibende Schöpfungen zu Tage fördert.

Eine Thatsache, freilich niederdrückender Art, ist die jetzige Abhängigkeit vom französischen Geschmack, der sich besonders auf der Bühne zeigt. „Die Besiegten von Sedan", sagt der Herausgeber d. Bl. einmal treffend, „sind Sieger im deutschen Theater geworden, und französische Stücke überfluten unsere Bühnen nach 1870 noch mehr als früher, und zwar nachdem das deutsche Kriegsschiff das französische in den Grund gebohrt hat!" Und weiter: „Dramen, welche nationale Stoffe behandeln oder von patriotischem Geiste durchweht sind, lassen das Publikum kalt."

Gewiß eine der tiefdemüthigendsten Thatsachen! „Die Idee des Vaterlandes muß die Seele aller Culturarbeit sein und demnach auch das Grundmotiv der Literatur." Es kann kein Zweifel herrschen an Deutschlands kosmopolitischer Mission als Trägers der geistigen Arbeit, aber auch die Idee der Humanität und des Reinmenschlichen hat sich auf breiter nationaler Basis zu entwickeln.

Und nicht allein auf der Bühne — wohin sich das Auge wendet, statt der in den Vordergrund tretenden Pflege des Nationalen ein krankhaftes Haschen nach dem Fremden! Unsere Bildung selbst entbehrt nicht zum mindesten eines festen nationalen Bodens.

Das kann für das Vaterland kein Segen sein, kein Mittel zu seiner Entfaltung! „Immer sind die Deutschen geneigter gewesen, sich für britischen Patriotismus zu erwärmen, als sich von dem eigenen erwärmen zu lassen."

Wir Deutschen besitzen nicht wie England in Shakspeare einen Dichter, welcher in einem Cyklus dichterischer Gemälde gewaltige nationale Momente dramatisch dem Volke vor Augen führt; und der Grund hierfür ist gewiß nicht in dichterischer Sterilität der deutschen Nation, sondern in dem Umstande zu suchen, daß dieselbe des politischen Geistes, eines festen einheitlichen Bandes bisher ermangelte. Nur die politische und nationale Bedeutung des englischen Volks konnte seinem größten dichterischen Genius die Begeisterung zu seinen großen geschichtlichen Dramen eingeben.

Dennoch zeigt sich in Lessing's „Minna von Barnhelm" — der ersten von der Idee des nationalen Berufs der preußischen Monarchie getragenen, wahrhaft volksthümlichen Dichtung —, in Goethe's „Hermann und Dorothea", in Schiller's „Wallenstein" und „Wilhelm Tell", in Heinrich von Kleist's „Hermannsschlacht" und in der Kriegslyrik der Freiheitskriege ein kräftiges nationales Element, und die Jahre 1870—71 haben demselben in ihrer Dichtung ein neues hinzugefügt.

Manchem unserer in der Gegenwart lebenden bedeutendern und nicht nur für den augenblicklichen Zeitgeschmack schreibenden dramatischen Dichter haben überdies vaterländische Stoffe zum würdigen Vorwurf gedient. Freilich, gewaltige Tragödien und ein homerisches Epos, welches die Thaten von 1870—71 aufbewahrt und, wie die Ilias die Kämpfe der Griechen, bis auf die spätesten Geschlechter die eigenen nationalen Thaten weiter verpflanzt, bleiben der Zukunft vorbehalten.

Daß aber die vaterländischen Gesänge, die patriotische Lyrik zu allen Zeiten und bei allen Völkern eins der edelsten und kräftigsten Elemente der Poesie gewesen, bedarf wol weiter keines Beweises.

Von Pindar's Hymnen, in denen die lyrische Kunst der Hellenen ihren höchsten Triumph feiert, bis hinab zu den edelsten Früchten der italienischen Lyrik neuester Zeit, den „Canti" Giacomo Leopardi's, zu den Schöpfungen des Polen Adam Mickiewicz und den prophetischen Vaterlandsgesängen der ungarischen Dichter Vörösmarty und Petöfi bietet die allgemeine Literaturgeschichte reiche Beispiele national-patriotischer Dichtung.

Daß in unserm neugeeinten Vaterlande das Nationale eine breitere Basis vornehmlich auch in unserer Literatur erhalte, das Nationale in seiner vollen und ursprünglichen Objectivität, ohne jede Berührung mit politischem Parteigetriebe, kann nur der Wunsch eines jeden sein, dem des Vaterlandes Wohl wie das unserer Dichtung warm am Herzen liegt. Ein solches harmonisches Zusammengehen wird Früchte zeitigen, Früchte, die an die schönsten Zeiten des alten Hellas erinnern.

Es ist wahr, der deutsche Patriotismus ist bisher nicht spontan gewesen; wie z. B. der griechische, er ist bis zu einem gewissen Sinne künstlich erzogen, er ist vielfach das Product der Dichter und der Gelehrten; aber er wird zur freien Aeußerung, zur Spontaneität sich wenden und ein lebendiger Nerv, eine nothwendige Daseinsbedingung werden, sobald die Ruhe im Vaterlande eingetreten sein wird und der Deutsche weiß, was ihm das Vaterland fortan bietet, was er an ihm hat. Woran sollte sich der deutsche Patriotismus auch früher halten? An Abstractionen und an leere Schatten? Jetzt steht das Deutsche Reich fest begründet da, jetzt wird es seine schützenden Flügel über alle breiten, und der Wohlstand — die unerläßliche Bedingung für ein dem Guten und Schönen gewidmetes Leben — wird wieder feste Wurzeln schlagen.

Die schönen Künste sind das Erzeugniß des geistigen Ueberflusses; sie setzen bei jedem Volke ein gewisses Maß materiellen Wohlstandes, eine gewisse politische Macht voraus. Die Poesie hängt also mit dem Staatsleben eng zusammen. An dem Himmel des politisch starken Deutschland werden die Namen seiner Geisteshelden weiter leuchten als an dem von trüben Wolken überschatteten eines von Ohnmacht zerrissenen und von den Völkern misachteten Reichs. Und insofern wird die Einigung und die Machtfülle Deutschlands nicht ohne Einfluß auf die Poesie bleiben, wenn sie auch momentan in ihrer Uebergangszeit aus fremden Kanälen Nahrung zieht. Aus dem Umstande aber, daß die Blüteperiode unserer schönen Literatur mit der Zerrissenheit und politischen Ohnmacht unsers Volks zusammenfällt, wird nie ein allgemeingültiges Gesetz, sondern nur ein Beispiel für das Walten des Zufalls sich entnehmen lassen.

Absurd will mir die oft aufgestellte Behauptung dünken, daß die Kunst mit der Politik, dem Staatsleben überhaupt nichts zu schaffen habe, daß jede lebendige Berührung der beiden zu perhorreseiren sei. „Die Kunst", bemerkt daher ein neuer Kunstkritiker richtig, „ist so innig mit den politischen, socialen und Culturströmungen der Zeit verwachsen, daß ihre Betrachtung nur eine einseitige und deshalb unvollkommene sein würde, wollte man sie aus dem Culturgemälde herausreißen und gleichsam auf den Isolirstuhl setzen. Diese zimperliche Scheu ist noch eine Tradition aus den zwanziger, dreißiger und vierziger Jahren, wo man sich gern in das idyllische Gebiet der Kunst flüchtete, um der Discussion politischer Fragen zu entgehen, die damals freilich viel Unbequemes, zuweilen auch Gefährliches hatten. So vollzog sich allmählich eine entschiedene Trennung der Kunst von allen Fragen, welche das öffentliche Leben bewegten. . . . Die Kunst ist berechtigt, ein Wort in die öffentlichen Angelegenheiten hineinzureden, weil auch sie von dem Wellenschlage des politischen Lebens nicht unberührt ist und nicht unberührt sein darf."

Es ist einleuchtend, daß wir uns in einer Zeit des Uebergangs befinden, und daß wir in dem neuen Reiche, sobald die für dichterische Contemplation nöthige Ruhe, sobald die volle Objectivität dort wieder eingekehrt sein werden, einer hoffnungsfrohen Zeit für die deutsche Poesie entgegengehen. Ein großes, mächtiges und wohlhabendes Vaterland, das im Siegesruhme strahlt, äußert seinen stärkenden Einfluß auf die Kunst und Literatur, wenn auch nicht unmittelbar. Ein spontaner Patriotismus aber wird — dies scheint mir keinem Zweifel zu unterliegen — in der Zukunft Schöpfungen reifen, in denen des Vaterlandes Größe, wie die des alten Hellas in den Werken Homer's, Sophokles' und Aeschylos', sich zum reinsten Ausdruck bringt. Dann wird auch das Interesse des Volks an vaterländischen Stoffen sich beleben und erhalten. Die gegenwärtige Zurückhaltung desselben von diesen findet ihren natürlichen Grund vornehmlich in dem Umstande, daß das Errungene in der Gegenwart noch verschleiert daliegt; erst aus objectiver Ferne wird der Blick sich lichten.

Otto Weddigen.

Neue Lyrik.

Das alte Unkenlied vom angeblichen Verfalle und demnächstigen Untergange der deutschen Lyrik kann man in mannichfachen Variationen von Berufenen und Unberufenen vernehmen, nicht am seltensten von solchen, welche leider umsonst um die Gunst der lyrischen Muse geworben haben. Und doch, wie oft auch jenes Lied wiederholt werden mag, die Falschheit der ihm zu Grunde liegenden Behauptung tritt immer wieder sowol a priori wie a posteriori auf das evidenteste zu Tage. Zunächst ist doch von vornherein gar nicht einzusehen, warum der Genius der Poesie gerade in einem bestimmten Momente in der Lyrik sozusagen Schicht machen sollte. Das Ersterben der Lyrik wäre gleichbedeutend mit dem Ersterben alles tiefern Seelenlebens der Menschheit, und solange die Eiskruste, welche dermaleinst die Erde überziehen wird, nicht auch die Menschenherzen einhüllt, kann von einem derartigen seelischen Tode keine Rede sein, und so gut es Unsinn wäre zu behaupten, daß die Malerkunst, die Bild-

hauerkunst u. s. w. jemals zu Grunde gehen könnte, ebenso verkehrt ist es anzunehmen, daß jemals eine Zeit kommen könnte, wo nicht mehr gedichtet und im speciellen nicht mehr lyrisch gedichtet würde. „Der Weltgeist selbst harft uns zu mächtige Lieder vor, als daß wir noch Zeit hätten, gedruckten Liedern zu lauschen", heißt es. Nun aber hat beispielsweise zur Zeit des ersten Napoleon der „Weltgeist" auch nicht schlecht „geharft". Das hat aber Goethe und Schiller durchaus nicht gehindert, uns classische Dichtungen und zwar auch in der Lyrik zu schaffen, und die Menschen der damaligen Zeit haben immer noch Muße und Stimmung gehabt, diesen Dichtungen zu lauschen. Zudem: was der Weltgeist „harft" (sofern damit die Realität des Geschehenden gemeint ist), das klingt oft eminent disharmonisch und macht die Gesänge guter Dichter gar nicht überflüssig. Soweit es aber den idealen Anforderungen des Geistes genügt, pflegt ihm auch der Dichter sein Ohr zu leihen, und erst in dessen Liedern gewinnt das „Harfen" des Weltgeistes concrete Gestalt. Kurz: auch die obige Redensart gehört zu denen, welche imposant klingen und nichts sagen. Der Satz, daß die Lyrik einmal aussterben kann, bedarf eigentlich gar keiner Widerlegung. Mögen immerhin längere Pausen in der lyrischen Production entstehen (obgleich selbst solche, wenigstens in neuerer Zeit, in Deutschland nicht zu verzeichnen sind): keinesfalls kann die lyrische Muse je ganz verstummen. Die günstigen oder ungünstigen Zeitverhältnisse können die auftauchenden Talente wol fördern oder hemmen, aber niemals ganz ersticken. Und daß dem so ist, das wird a posteriori durch das Auftreten immer neuer Talente bewiesen, bezüglich deren es fraglich sein mag, ob sie für die Ewigkeit gesungen haben (wer will überhaupt in der lebendigen Gegenwart schon die Frage des Nachruhms entscheiden?), die aber immerhin auf die Anerkennung der bekannten „Besten ihrer Zeit" gerechten Anspruch haben.

Zu diesen nicht zu verachtenden Talenten rechne ich die drei Poeten, die ich im Folgenden den Lesern d. Bl. vorzuführen gedenke.

Der erste derselben ist Arthur Fitger, der Mann mit dem Janusgesicht des Malers und Dichters. In der erstern Eigenschaft hat er durch seine vor einiger Zeit vollendeten Fresken im Rathhause zu Bremen die Anerkennung aller Kenner erworben. Als Dichter hat er sich bereits früher bekannt gemacht durch eine erste Sammlung lyrischer Gedichte: „Fahrendes Volk", und wenn die Lyrik heutzutage in Deutschland nicht das Aschenbrödel der Literatur wäre, so hätte schon diese Erstlingspublication dem Dichter die Anerkennung weiterer Kreise verschaffen müssen. Wie die Dinge nun aber einmal liegen, blieb sie auf den Beifall der engern Literaturgemeinde beschränkt, und erst der Erfolg, den das anfangs gleichfalls übersehene, zum Glück aber noch von leipziger Theaterfreunden ans Licht gezogene Drama „Die Hexe" hatte, machte den Autor — bei der Aufführung des Stücks in einer großen Reihe von Städten — ganz unversehens zu einem allgemein genannten, und soweit dieses Renommée bei der Raschlebigkeit der Gegenwart nicht schon wieder verblaßt und vergessen ist, läßt sich hoffen, daß die dem Dramatiker gespendete Gunst nun nachträglich auch dem Lyriker einigermaßen zugute kommt, und daß wie nach seiner frühern Sammlung so auch nach seiner jüngst publicirten mehr Hände greifen werden, als andernfalls zu erwarten wäre.

Die letztere Sammlung, mit der wir es hier allein zu thun haben, ist betitelt:

1. Winternächte. Gedichte von A. Fitger. Berlin, Oppenheim. 1881. 8. 4 M.

Sie trägt diesen Titel mit Fug und Recht aus zweierlei Gründen. Denn einmal ist uns durch verschiedene Blätter in jüngster Zeit die Kunde geworden, daß Fitger, der die Tage der Malerkunst widme, als Dichter ein Nachtarbeiter sei wie Lord Byron und andere, und sodann läßt auch der vielfach düstere Charakter der Sammlung eben seiner Färbung wegen jenen Titel ganz wohl motivirt erscheinen. Dieser düstere Charakter nun wird unzweifelhaft der Markstein sein, bei dem die Ansichten über die Sammlung auseinandergehen, d. h. die Vertreter der absoluten Vergnügtheit und Fidelität in der Poesie werden sich verwerfend äußern (und sie haben es zum Theil schon gethan), und nur diejenigen, welche geneigt und gewohnt sind, ihr Ohr auch andern Tonarten zu leihen, werden sich von Fitger's neuen Gedichten fesseln lassen. Referent trägt keinen Augenblick Bedenken, sich auf die Seite der letztern zu schlagen. Denn zunächst die Frage historisch betrachtet, ist zu sagen, daß der melancholische Ton der gesammten Weltliteratur nicht fremd ist; die größten Dichter aller Zeiten, die als solche auch große Idealisten waren, haben den zwischen Ideal und Wirklichkeit klaffenden Widerspruch nicht verkennen mögen und ihrem Schmerze darüber in ergreifenden Weisen Ausdruck gegeben. Und sodann vom rein ästhetischen Gesichtspunkte aus ist zu bemerken, daß das einzig Wesentliche in der Lyrik die Stimmung ist; jede Stimmung, die nicht unschön und nicht unsittlich ist, kann vom Dichter zum Ausdruck gebracht werden, und da ein edler, aus idealen Ansprüchen hervorgehender Schmerz weder unschön noch unsittlich genannt werden kann, so möge man endlich aufhören zu sagen: dieser und jener Dichter ist leider Pessimist (richtiger: Idealist), wie es ja auch noch keinem Anhänger einer tiefernsten Lebensanschauung eingefallen ist, von einem heitern Poeten zu sagen: dieser Dichter ist leider Optimist. Das eine ist in der Poesie ebenso berechtigt wie das andere, weil jede ehrliche Stimmung verdient, gehört zu werden; der heitere Scheffel ist ebenso gut ein Dichter wie der düstere Lenau, und nur affectirter Pessimismus wie fad declamirender Optimismus sind verwerflich, eben deshalb, weil beide gemacht und nicht empfunden sind.

Wenden wir uns nunmehr nach Erledigung dieser Vorfrage A. Fitger's Gedichten im einzelnen zu. Die Sammlung wird eröffnet mit einem Cyklus „Lieder vom

Maurergesellen". Wir alle haben auf der Universität das Lied gesungen: „War einst ein jung jung Zimmergesell", und ich vermuthe, daß dieses Lied dem Dichter im Kopfe herumgesummt und die entfernte Anregung zu der in Rede stehenden Liederreihe gegeben hat. Es handelt sich hier, wie die Verlagshandlung sagt, um den Ausdruck der Freude an einem engumschränkten Dasein mit seinem Glück und seinen Sorgen. Die Lieder sollen sein ein begeisterter Preisgesang zu Ehren von Jugend, Kraft und Demuth, und man kann sie in der That dafür gelten lassen. Sie sind frisch, ungezwungen und volksthümlich, zeichnen uns das Leben eines Handwerksgesellen in allen möglichen Situationen und sind, wie schon aus dem Bisherigen hervorgeht, ganz und gar nicht pessimistisch, wie es ja denn überhaupt selten vorkommen wird, daß ein Dichter blos elegische oder blos heitere Weisen singt.

Desto ernster ist nun allerdings der Ton in der folgenden Abtheilung: „Sphinx atropos", welche vom Trauermantel, dem bekannten Nachtfalter, den Namen trägt und die alte, schon von Sophokles gesungene Melodie: „Nimmer geboren sein, wäre das beste Schicksal", in allen möglichen Weisen variirt und an allen möglichen Stoffen zur Geltung bringt. Es muß aber ausdrücklich bemerkt werden, daß die Trauer des Dichters weit entfernt ist von weichlicher und weinerlicher Sentimentalität, vielmehr den Charakter fester Männlichkeit nirgends verleugnet. Ueberhaupt zeigt alles, was Fitger bietet, eine gewisse herbe Sprödigkeit, die Form nicht ausgeschlossen, welche virtuos behandelt, aber ohne melodischen Schmelz im Sinne Geibel's und seiner Schule ist.

Die hiernach folgende Abtheilung: „Balladen", steht an Bedeutsamkeit hinter der gleichnamigen Abtheilung des ersten Gedichtbandes: „Fahrendes Volk", einigermaßen zurück. Denn während der Freskenmaler Fitger uns in „Fahrendes Volk" auch als Dichter historische Fresken von großem Stil bot, berührt er in den Balladen dieses zweiten Bandes das historische Gebiet nur selten und führt uns statt dessen mehr Lebensbilder vor, welche sein markiges dichterisches Talent an und für sich zwar keinen Augenblick verleugnen, infolge der mangelnden Größe des Stoffs aber mit den erstgenannten Gedichten nicht wetteifern können.

Das nächste Stück der „Winternächte" ist epischer Natur und jedenfalls eine Hauptzierde der Sammlung. Es heißt „Der Meisterdieb" und bietet uns eine Nachdichtung und breitere Ausführung jenes bekannten Märchens, welches als solches in fast allen Literaturen heimisch und zu finden ist. Diese Nachdichtung ist eine höchst frische, anmuthige und poesievolle, und bedenklich bleibt vielleicht nur der bereits von verschiedenen Seiten hervorgehobene Umstand, daß Fitger in seinem Bestreben, das Märchen zu vertiefen, sich in Betreff der Diebstähle Neuerungen erlaubt hat, die an sich sehr sinnvoll, aber für ein Märchen doch eigentlich zu künstlich sind und die Naivetät desselben einigermaßen in Frage stellen. Indeß dieser Fehler, wenn und soweit es einer ist, fällt doch im ganzen wenig ins Gewicht im Vergleich mit den sonstigen Vorzügen der Dichtung.

Weiterhin folgt ein Cyklus „Lieder", siebzehn an der Zahl, alle der Liebe geweiht, nicht mondscheinduftig, schmachtend und minnig, sondern leidenschaftlich-stürmisch, „himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt". Denn auch diese Lieder enden wieder in der Molltonart, die auf Glück gestellten Hoffnungen des Dichters sind wiederum getäuscht, und als Refrain klingt uns gleichsam ins Ohr: Es war wieder nichts!

Die nächste Abtheilung: „Idyllen", führt ihren Namen allenfalls insofern mit Recht, als die betreffenden Gedichte das Kleine, Enge und Beschränkte in den Kreis dichterischer Darstellung ziehen; das gedankenvolle Dichterauge verweilt hier betrachtend bei dem, woran die meisten Menschen achtlos und gleichgültig vorübergehen, und gewinnt selbst dem Häßlichen noch Pointen ab, die frappirend wirken. Im übrigen aber klingt der Titel „Idyllen" fast wie Hohn. Denn während das Idyll sonst Glück im kleinen zu malen hat, wird uns hier theilweise das Entsetzliche im kleinen vorgeführt, und der Dichter scheint sich mit einer Art schadenfrohen Lächelns an der Verblüffung zu weiden, die den kundigen Leser hierüber nothwendig befallen muß.

Der Schlußabschnitt: „Gelegentliches", bietet zunächst allerlei Humoristisches im Sinne und Geiste Scheffel's und beweist, daß auch die Purzelbäume heiterster Laune Arthur Fitger nicht fremd sind (wie ja die edelste Blüte des Humors stets aus dem dunkeln Grunde eines melancholischen Gemüths hervorgeht), sodann stimmungsvolle Naturbilder, wie wir sie bei Fitger eigentlich gar nicht suchen, eine Anzahl „Schnadahüpfeln", in denen die Desperation sich dem Galgenhumor in die Arme stürzt, und schließlich ein für Fitger sehr charakteristisches Gedicht „Faust's Schatten", welches an Darwin gerichtet ist. Fitger ist nämlich durchaus ein Anhänger der darwinistischen Lehre, und er läßt den heraufbeschworenen Schatten Faust's hier geradezu aussprechen, daß in Darwin's Lehre dasjenige gefunden und verkündet sei, was er (Faust) ewig vergebens gesucht habe. Dieser Behauptung wird man aber durchaus widersprechen müssen. Goethe selbst wird ja von den Anhängern der Darwin'schen Lehre als einer der Ihren oder wenigstens als ein Vorläufer der Descendenztheorie angesehen. Goethe aber, soweit er sich mit darwinistischen Gedanken beschäftigt hat, ist es sicher ganz und gar nicht eingefallen zu glauben, daß durch diese Gedanken, sofern sie richtig, das Faust-Problem aus der Welt geschafft sei. Die darwinistische Lehre hat es, wie jedes naturwissenschaftliche (physikalische, chemische oder sonstige) Princip, einzig und allein mit der Physis zu thun und bietet lediglich eine Handhabe zur empirischen Erklärung dieser. Faust aber, der Philosoph, sucht wie jeder Philosoph das Metaphysische, das Geheimniß, welches hinter den Erscheinungen liegt, und dieses letzte Wort der Lösung des Welträthsels wird nie von einer naturwissen-

schaftlichen Disciplin, also auch nicht vom Darwinismus, sondern stets nur vom reinen Denken gefunden und ausgesprochen werden können. Freilich erklären die Herren Empiriker alles Metaphysische für blauen Dunst, aber das ist lediglich ihre Sache: jedenfalls hat Faust ein Metaphysisches gesucht, und es darf ihm nicht die Behauptung untergeschoben werden, daß er dieses Metaphysische in einem lediglich Physischen für gefunden halte. Faust hätte das vollste Recht, hiergegen zu protestiren.

Ein ganz anderes Gesicht als Fitger hat der zweite der heute zu besprechenden Dichter, Max Schlierbach. Während bei Fitger ein eigentliches Vorbild, dem er etwa nachstrebte, nicht anzugeben war (was natürlich zu seinen anderweiten Vorzügen noch einen neuen hinzufügt), handelt es sich bei Schlierbach um ein bewußtes Wandeln in den Fußstapfen Hölderlin's und Platen's, und während bei Fitger ein Zug zum Volksthümlichen nicht zu verkennen ist, bewegt sich Schlierbach mit allem, was er bietet, auf dem Boden der vornehmen Kunstpoesie. Auch Schlierbach ist eigentlich kein Neuling auf dem Parnasse, vielmehr hat er bereits 1872 eine erste Sammlung „Gedichte" herausgegeben und darin ein nicht alltägliches Talent bekundet. Dieselben scheinen aber, soweit ich die Sache habe verfolgen können, von Kritik und Publikum mehr als billig übersehen zu sein. Vielleicht liegt der Grund davon darin, daß Schlierbach nicht voll und ganz dem Schriftstellerstande angehört, vielmehr außerhalb des eigentlichen Literaturlebens steht und zu wenig Verbindungen und Beziehungen zu schriftstellerischen Collegen und Matadoren der Kritik hat. Denn der Name Schlierbach ist nur ein Pseudonym und es verbirgt sich dahinter ein Beamter des bairischen Cultusministeriums in München. Und so mag es sich denn erklären, daß meines Wissens nur unsere „Blätter für literarische Unterhaltung" seinerzeit eine ausführliche und zwar sehr anerkennende Besprechung der ersten „Gedichte" (aus der Feder Ernst Ziel's) gebracht haben. Die Richtung des Dichters war schon in dieser ersten Sammlung deutlich ausgeprägt. Hymne, Ode und Distichon waren offenbar seine Lieblingsformen, und außerdem fand sich eine Reihe vortrefflicher balladenartiger Gedichte aus Sage und Geschichte, in denen Schlierbach in den Fußstapfen Lingg's und Dahn's wandelte. Eine ähnliche Abtheilung kürzerer lyrisch-epischer Stücke habe ich nicht ohne Bedauern vermißt in den vorliegenden Dichtungen, die den Titel tragen:

2. Neue Gedichte von Max Schlierbach. Berlin, Mittler u. Sohn. 1880. 16. 3 M.

Statt dessen ist nun der reinen Lyrik ein um so größerer Raum gegönnt, und noch mehr als bei Erscheinen der ersten läßt sich jetzt nach der Lektüre dieser „Neuen Gedichte" das Urtheil fällen, daß der Verfasser nicht ein unselbständiger Nachahmer, sondern ein durchaus auf eigenen Füßen stehender berufener Jünger Hölderlin's und Platen's ist. Dem Naturburschenthum gegenüber, welches sich auch heutzutage breit genug macht und das einzige Heil in volksthümlichem Gesinge um jeden Preis sieht, kann eine Richtung, welche sich den höhern Kunstformen zuwendet und dieselben mit Erfolg cultivirt, unbedingt nur willkommen geheißen werden. Das Buch beginnt mit einer größern Sammlung „Hymnen", auf die der Verfasser, wie schon an dieser Voranstellung zu sehen, offenbar großen Werth legt, und in der That ist auch dieselbe eine der vortrefflichsten Abtheilungen der Sammlung. Was die Form betrifft, so läßt sich Schlierbach nicht auf die Nachahmung pindarischer Maße nach Platen's Muster ein und beweist damit ein durchaus richtiges Versgefühl. Denn jene Maße behalten für uns immer etwas Künstliches und empfehlen sich nicht zum deutschen Gebrauch. Statt ihrer verwendet Schlierbach die bekannten freien Rhythmen, für die Goethe ein classisches Muster ist, und behandelt dieselben mit jenem sichern Sprachgefühl und jenem rhythmischen Schwunge, wie er der Fracturschrift der Hymne zukommt. Und dem Inhalt fehlt es gleichfalls nicht an jenen mächtigen Stoffen und großen Perspectiven, ohne welche eine Hymne nicht gedacht werden kann und die von jeher das unterscheidende Merkmal dieser Dichtgattung gebildet haben. Die zweite Abtheilung „Landschaften" führt uns namentlich von echtem Heimatsgefühl durchdrungene Bilder aus den Alpen vor und liebt es, uns die Alpenscenerie in nächtlicher Beleuchtung zu zeigen. Die dritte Abtheilung führt uns über die Alpen nach Italien, und es versteht sich von selbst, daß der Freund des Alterthums und Liebhaber classischer Formen hier reichlichen Stoff zu finden und denselben entsprechend zu verwerthen weiß. Eine besondere Zierde dieser Abtheilung bilden die einundfunfzig italienischen Epigramme, die sehr viel Feinsinniges enthalten und namentlich vielen classischen Stätten und Kunstwerken sehr charakteristische und graziös-pointirte Inschriften weihen. Die weiterhin folgenden Oden bewegen sich im ganzen in demselben Gedankenkreise wie die Hymnen, doch natürlich ohne den begeisterten Hymnenschwung, mehr reflectirend, und dem würdigen Inhalt entspricht die natürlich und ohne Zwang behandelte Form der alcäischen, sapphischen und asklepiadeischen Verse. Doch will ich nicht verhehlen, daß ich vier metrische Fehler entdeckt habe, die nicht blos auf einen Druckfehler hinauslaufen können. Sie finden sich auf S. 157, 162, 173, und der Verfasser wird sie hiernach leicht entdecken können. Aus den letzten Oden geht hervor, daß Schlierbach zu den Glücklichen gehört, die auch Griechenland aus eigener Anschauung kennen, und wie in den Oden weiht er diesem Lande namentlich noch in der letzten Abtheilung „Vermischte Gedichte" einige formschöne und tiefempfundene Preisgesänge. Diese letzte Abtheilung beweist zugleich, daß der Dichter auch fähig ist, in einfach gereimten Gedichten von schlichter Haltung den mannichfachen Regungen des Gefühlslebens Ausdruck zu verleihen.

Und abermals einen ganz neuen Eindruck empfangen wir, wenn wir von den beiden Vorigen scheiden und uns Karl Weitbrecht zuwenden:

3. Gedichte. Von Karl Weitbrecht. Neue Ausgabe. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1880. 12. 3 M.

Nicht mit Unrecht hat W. Lang diese Sammlung gleichsam eine poetische Ueberbrückung der Mainlinie genannt. Denn Karl Weitbrecht verräth in denselben eine Vereinigung schwäbischen und norddeutschen Wesens, die in dieser Weise bisjetzt noch nicht dagewesen und um so merkwürdiger und freudiger zu begrüßen ist, als ja das schwäbische Wesen bekanntlich ein sehr zähes ist, gar fest am Alten und Hergebrachten hängt und sich nicht gern und nicht leicht zu neuen Anschauungen bekehrt. Zunächst ein echter Schwabe im Sinne Uhland's und Mörike's ist Weitbrecht, sofern er dasselbe feine Naturgefühl und dieselbe innige Naturliebe wie die genannten Dichter hat und diese Seite seines Wesens in einer nicht geringen Zahl von poetischen Stimmungsbildern bekundet, welche in der That die tiefste Seele der Natur in Verse bannen, das Naturweben in innigste Beziehung zur menschlichen Seele bringen und in jedem empfänglichen Gemüth ein nachhaltiges Echo finden müssen. Als ein echter Schwabe zeigt sich Weitbrecht aber auch in der sinnigen und tiefsinnigen Auffassung und dichterischen Darstellung des Menschenlebens. Auch aus diesem, mag es das eigene oder fremdes Leben sein, führt er uns mannichfache Bilder vor, welche stets die tiefste Antheilnahme des echten Schwabengemüths verrathen. Dahin gehören im Besondern die elegisch angehauchten Bilder aus dem Leben des Landgeistlichen, die uns in mehrfachen Formen entgegentreten. Auch über den Weltproblemen und Räthseln des Lebens brütet Weitbrecht mit echt schwäbischer Geistestiefe, und er kommt dabei zu Resultaten, die für einen Geistlichen (der Weitbrecht, soviel wir wissen, ist) oft freisinnig genug aussehen, und deren ganz berechtigte Duldung uns mit Respect vor der echt humanen Toleranz würtembergischer Consistorien, hingegen mit Neid erfüllen muß, wenn wir an die mancherlei Vorkommnisse pfäffischer Unduldsamkeit bei uns im Norden denken. Mit all diesen guten Eigenschaften des Schwabenthums nun verbindet Weitbrecht zugleich eine keck vorschreitende Energie und ein so mannhaft thatkräftiges und ganz Deutschland mit edelm Patriotismus umfassendes Wesen, wie es selbst jetzt noch, d. h. zehn Jahre nach dem Kriege von 1870, nicht gerade bei allzu vielen Würtembergern zu finden sein dürfte. Bismarck (der sich übrigens bekanntlich aus Poesie nicht viel macht) ist selten so rückhaltlos und im echten Brustton der Ueberzeugung besungen worden wie von Weitbrecht in dem seinen Namen tragenden Liede; dem Kronprinzen huldigt er gleichfalls in klangvollen Versen, seine Kriegslieder aus dem Jahre 1870 zeigen überall eine markige Gesinnung und schlagkräftige Rhythmik, und auch im Culturkampf steht er tapfer zum Deutschen Reiche und ficht mit schneidigen Waffen gegen das Unfehlbarkeitsdogma, gegen papistischen Hochmuth und Jesuitismus. Bei Behandlung dieser Themen bekommen wir aber nicht etwa blos politische oder theologische Leitartikel in Versen zu lesen; vielmehr ist auch hier die äußere Anregung immer in echt dichterische Stimmung umgesetzt, und die Prosa der Thatsachen tritt an keiner Stelle irgendwie störend hervor. Karl Weitbrecht's „Gedichte" sind bereits in dritter Auflage erschienen, ich glaube aber nicht, daß sie sich bei uns im Norden bisjetzt besonderer Verbreitung zu erfreuen gehabt haben. Da aber eine Liebe der andern werth ist, und da Karl Weitbrecht uns sprödern Nordländern so freundlich entgegenkommt, so wäre es unrecht, wenn wir fortan von seinen Dichtungen nicht etwas angelegentlicher Notiz nehmen wollten; wir hoffen, diese neue Auflage, die auch äußerlich in sehr geschmackvollem Gewande auftritt, wird dem Dichter auch in Norddeutschland zahlreichere Leser zuführen. Wir hoffen das um so mehr, als auch die übrigen noch nicht erwähnten Stücke des Buchs dieselbe Empfehlung rechtfertigen, die wir demselben bereits haben zutheil werden lassen. Es sind das in der Abtheilung „Schicksale" zwei novellenartige Dichtungen in Versen, von denen die erste das Schicksal Alfred de Musset's uns in ergreifender Weise vorführt, die andere in einem Cyklus von achtzehn untereinander zusammenhängenden Gedichten ein tragisch endendes Liebesverhältniß schildert. Den Schluß bildet unter dem Titel „Verschollener Glaube" eine Reihe wohlgelungener Gedichte, die sich an Stoffe und Personen der nordischen Mythologie anschließen und deren dichterischen Gehalt neu zu beleben suchen. Albert Moeser.

Ranke's „Weltgeschichte".

Weltgeschichte. Von Leopold von Ranke. Erster Theil: Die älteste historische Völkergruppe und die Griechen. Zwei Abtheilungen. Zweite Auflage. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1881. Gr. 8. 18 M.

Wie ein Gefühl freudigen Staunens ging es durch die literarischen Kreise und namentlich die der Historiker, als sich gegen Ende des verflossenen Jahres die Kunde verbreitete, daß der unermüdliche Altmeister der deutschen Geschichtschreibung mit der Abfassung einer Weltgeschichte beschäftigt sei. Kaum glaublich wollte es manchem erscheinen, daß ein fünfundachtzigjähriger Greis noch Lust und Muth besitzen sollte, sich an ein Unternehmen zu wagen, dem gegenüber auch der schaffensfreudigste jüngere Mann zögernd anhält und zweifelnd das Maß von Zeit und Kraft zu prüfen beginnt, das ihm voraussichtlich noch beschieden sein dürfte. Wenige Wochen später lag der erste Theil der Weltgeschichte von Leopold von Ranke in zwei stattlichen Bänden vor unsern staunenden Blicken, und heute, kaum vier Monate später, ist derselbe bereits in einer zweiten Auflage erschienen! Wahrlich, eine Thatsache, die

von mehr als einem Standpunkte als einzig in ihrer Art bezeichnet werden darf!

Mehr als ein halbes Jahrhundert ist vergangen, seit Ranke, damals ein junger Oberlehrer am Gymnasium zu Frankfurt a. O., mit seinem Erstlingswerke vor die Oeffentlichkeit trat, seiner „Geschichte der romanischen und germanischen Völker von 1495—1535", in welchem sofort die ganze Eigenart und Bedeutung Ranke'scher Forschung und Darstellung offenbar wurde, und dem dann die berühmte Abhandlung „Zur Kritik einiger neuerer Geschichtschreiber" folgte, mit welcher die Ranke'sche Methode als solche völlig ausgebildet vor die Fachgenossen hintrat. Und zu welcher Riesengröße ist die literarische Lebensarbeit angewachsen, welche der Unermüdliche seitdem geleistet hat! Jetzt aber, in einem Alter, wo andere längst die Feder zur Seite gelegt hätten, unternimmt es Ranke, die Gesammtheit der weltgeschichtlichen Entwickelung einheitlich zusammenzufassen und in einer universalhistorischen Uebersicht als ein großes Ganzes zur Anschauung zu bringen.

Man begreift, wie der Altmeister der deutschen Geschichtschreibung zu diesem Unternehmen kommt. Er zeigt sich uns dabei in dem unmittelbarsten und lebendigsten Zusammenhange mit der allgemeinen geistigen Strömung unserer Tage, wie sich dieselbe namentlich in dem Gebiete der historischen Literatur bethätigt; zugleich aber stellt er sich gewissen Bestrebungen entgegen, welche in derselben mehr Raum und mehr Geltung gewonnen haben, als mit einer wirklich ersprießlichen Förderung der Sache recht vereinbar ist. In der Vorrede, welche seine Weltgeschichte einleitet, spricht er sich deutlich genug darüber aus. Er weist hin auf die unendliche Emsigkeit und Fruchtbarkeit der Einzelforschung, welche eine selbst dem mitforschenden Gelehrten nicht mehr recht übersehbare Fülle der Einzelresultate zu Tage gefördert und eine ganze Anzahl von verschiedenen Studienkreisen hat entstehen lassen, deren jeder ein eigenes Fach ausmacht und eine besondere ihm gewidmete Lebensthätigkeit erfordert. Wie sehr dem gegenüber der Zug nach Zusammenfassung und organischer Ineinanderfügung aller dieser Fragmente gerade in unsern Tagen sich regt: das beweist ja zur Genüge die Menge von großen und kleinen, umfänglichen und compendiösen, gelehrten und ungelehrten Weltgeschichten, die wir in den letzten Jahren haben erscheinen sehen und deren Zahl noch jeden Monat um eine und die andere vermehrt wird. Die Berechtigung solcher Arbeiten, auf die in manchen zunftgenössisch gelehrten Kreisen mit einer gewissen vornehmen Geringschätzung herabgesehen wird, erkennt Ranke rückhaltlos an: denn sie sind bestimmt, ein Bedürfniß zu befriedigen, das sich aus dem durch die Richtung auf das Detail bedingten und bestimmten Entwickelungsgange unserer Geschichtschreibung mit einer gewissen logischen Nothwendigkeit ergeben hat. Nur die Art, in welcher man dieses Bedürfniß zu befriedigen suchte, findet nicht so ganz Ranke's Billigung, und das ist der Punkt, wo er einsetzt, wo der Plan zu seiner „Weltgeschichte" entsprungen ist. Er sagt:

> Für den Unterricht der Laien nicht allein, sondern für die Orientirung der Mitarbeitenden selbst wäre nichts erwünschter als eine genetische Durcharbeitung dieser Studienkreise und ihrer gegenseitigen Beziehungen. Eine solche Arbeit würde einer Encyklopädie des historischen Wissens zur Zierde gereichen, aber in der Weltgeschichte konnte sie keine Aufnahme finden. Diese hat sich nur die evidenten Resultate der Forschung zu eigen zu machen.

Und nach der andern Seite hin zieht er die Grenze scharf und richtig, wenn er sagt:

> Eine Sammlung von Völkergeschichten in engerm oder weiterm Rahmen würde doch keine Weltgeschichte ausmachen, sie würde den Zusammenhang der Dinge aus dem Auge verlieren. Eben darin aber besteht die Aufgabe der welthistorischen Wissenschaft, diesen Zusammenhang zu erkennen, den Gang der großen Begebenheiten, welcher alle Völker verbindet und beherrscht, nachzuweisen. Daß eine solche Gemeinschaft stattfindet, lehrt der Augenschein.

Diese Sätze erscheinen zwar auf den ersten Blick ganz selbstverständlich, sie sind das auch eigentlich in mancher Hinsicht, aber sie verdienen wiederholt und zwar recht nachdrücklich betont zu werden in unsern Tagen, wo die welthistorische Geschichtschreibung eine so große Rolle spielt und einen bedeutenden Factor in der allgemeinen Bildung auszumachen strebt, und wo man es unternimmt, die Weltgeschichte „in Einzeldarstellungen" zu geben, also zu zerstückeln und zu zerpflücken und sie so des wesentlichen universell historischen Zugs zu berauben. Im Gegensatze dazu legt Ranke alles Gewicht auf den culturhistorischen Charakter der Weltgeschichte und sucht die vornehmste Aufgabe derselben in der Darstellung des Ganges, welchen die Cultur der Menschheit in ihrer Entwickelung genommen hat:

> Die Ursprünge der Cultur gehören einer Epoche an, deren Geheimniß wir nicht zu entziffern vermögen. Aber ihre Entwickelung bildet die durchgreifendste Erscheinung der Zeiten, von welchen eine glaubwürdige Ueberlieferung vorhanden ist. Nur unvollkommen wird ihr Wesen durch ein einzelnes Wort ausgedrückt. Es umfaßt zugleich das religiöse und das politische Leben, die Grundlagen des Rechts und der menschlichen Gesellschaft . . . Die Nationen können in keinem andern Zusammenhang in Betracht kommen, als inwiefern sie, die eine auf die andere wirkend, nacheinander erscheinen und miteinander eine lebendige Gesammtheit ausmachen. Keineswegs allein auf den Culturbestrebungen aber beruht die geschichtliche Entwickelung. Sie entspringt noch aus Impulsen von ganz anderer Art, vornehmlich dem Antagonismus der Nationen, die um den Besitz des Bodens und um den Vorrang untereinander kämpfen. In diesem Kampfe, der alle Zeit auch die Gebiete der Cultur umfaßt, bilden sich historische Weltmächte, welche unaufhörlich um die Herrschaft miteinander ringen, wobei das Besondere von dem Allgemeinen umgestaltet wird, zugleich aber auch sich gegen dasselbe behauptet und reagirt.

So entschieden Ranke sich also gegen die Zerpflückung der Weltgeschichte in Geschichten einzelner Nationen ausspricht, weil bei einer solchen Behandlung gerade dasjenige verloren geht, was das Wesen derselben ausmacht und

worin ihre eigenartige Bedeutung zu suchen ist: ebenso rückhaltlos wendet er sich gegen die von anderer Seite beliebte Verflüchtigung der Geschichte in allgemeine Speculationen und gegen die ehemals so oft versuchte Einzwängung derselben in eine durch ein bestimmtes Gesetz beherrschte und auf ein bestimmtes Ziel gerichtete Bahn der Entwickelung. Diese flache sogenannte philosophische Betrachtungsweise, die gewöhnlich so außerordentlich unphilosophisch ist, findet natürlich vor seinen Augen keine Gnade:

Die Weltgeschichte würde in Phantasien und Philosopheme ausarten, wenn sie sich von dem festen Boden der Nationalgeschichte losreißen wollte; aber ebenso wenig kann sie an diesem Boden haften bleiben. In den Nationen selbst erscheint die Geschichte der Menschheit. Es gibt ein historisches Leben, welches sich fortschreitend von einer Nation zur andern, von einem Völkerkreis zum andern bewegt. Eben in dem Kampf der verschiedenen Völkersysteme ist die allgemeine Geschichte entsprungen, sind die Nationalitäten zum Bewußtsein ihrer selbst gekommen; denn nicht durchaus naturwüchsig sind die Nationen. Nationalitäten von so großer Macht und so eigenthümlichem Gepräge, wie die englische, die italienische, sind nicht sowol Schöpfungen des Landes und der Rasse, als der großen Abwandlungen der Begebenheiten.

Daß neben dieser wohlbegründeten Tendenz auf Zusammenfassung des Einzelnen und auf Gewinnung einer allgemeinen Uebersicht die Gesetze der historischen Kritik nicht außer Acht gelassen werden, braucht bei dem Schöpfer und Meister der kritischen Geschichtsforschung kaum noch besonders hervorgehoben zu werden. Treffend bemerkt derselbe vielmehr in Bezug hierauf: „Die kritische Forschung auf der einen, das zusammenfassende Verständniß auf der andern Seite können einander nicht anders als unterstützen."

In dem Sinn und Geist nun, welchen diese Aeußerungen in der Vorrede athmen, hat Ranke in dem vorliegenden ersten Theil der „Weltgeschichte", der in zwei Abtheilungen getheilt ist, die älteste historische Völkergruppe und die Griechen behandelt. Es gehört zunächst ohne Frage eine sichere Herrschaft über die Fülle des Stoffs und ein klarer Blick für das weltgeschichtlich Wesentliche und Wichtige dazu, um die Summe aus der Entwickelung von mehr als zwei und einem halben Jahrtausend in dem beschränkten Raum von etwa 900 nicht eben enggedruckten Seiten zu ziehen und zur Darstellung zu bringen. Das wird nur dadurch möglich, daß sehr vieles von dem, was sonst Weltgeschichten zu bieten pflegen, einfach in Wegfall gekommen ist. Es tritt hier ein Zug hervor, welcher die Ranke'sche Geschichtschreibung eigentlich von jeher gekennzeichnet hat, aber im Laufe der Zeit immer schärfer ausgebildet worden ist. Bei aller Meisterschaft in der Darstellung ist Ranke doch alle Zeit in erster Linie Geschichtsforscher: das Bekannte, Feststehende, Zweifellose berücksichtigt er auch in der Darstellung nur so weit, als unumgänglich nothwendig ist zur Gewinnung eines vollen Verständnisses für das Neue, was er, sei es forschend, sei es charakterisirend und parallelisirend, in so reicher Fülle bietet. Es ist uns immer vorgekommen, als ob zu einem recht vollen Verständniß und einer erschöpfenden Würdigung, ja zum wahren Genusse Ranke'scher Art Geschichte zu schreiben nur derjenige gelangen könnte, der von der Gesammtheit der zu behandelnden Thatsachen eine klare und bestimmte Anschauung und auch von manchen Einzelheiten derselben eine nicht ganz unbedeutende Kenntniß besitzt. Wer die Entwickelung Englands und Frankreichs oder des Papstthums zuerst und allein aus der Ranke'schen Darstellung kennen lernen wollte, der würde sich in mancher Hinsicht enttäuscht fühlen und seinen Zweck nur sehr theilweise erreichen.

Dieses Gefühl hat sich dem Referenten nun auch bei der Lektüre der „Weltgeschichte" mit aller Macht aufgedrängt. Um voll gewürdigt zu werden und ganz zu wirken, setzt dieses Buch ausgezeichnet vorbereitete und mit selbständiger Kenntniß ausgerüstete Leser voraus. Denn Ranke erzählt nicht die Thatsachen, sondern er betrachtet sie in Bezug auf ihren innern Zusammenhang und auf den welthistorischen Fortschritt, der sich in ihnen documentirt. Er gibt leitende Gesichtspunkte, nicht eine historische Berichterstattung; große Perspectiven werden eröffnet, nicht cultургeschichtliche Schilderungen entworfen, manches dabei wird natürlich mehr angedeutet als ausgeführt; in andern Abschnitten ergeht sich die Darstellung dann breiter und mit einer gewissen Behaglichkeit. Der Ton des ganzen Werks ist mehr ein aphoristischer als gründlich abhandelnder, und eine gewisse Ungleichmäßigkeit tritt insofern zu Tage, als Dinge eingehend erörtert werden, wo auch ein Ranke nichts Neues bietet, und andere nur flüchtig angedeutet, wo man die Ideen des gefeierten Historikers ausführlicher dargelegt zu sehen wünschen möchte.

So wird es möglich, die ganze altorientalische Welt und ihre Cultur in einer groß und kühn gezeichneten Gesammtansicht von nur vier kurzen Abschnitten darzustellen. Ranke legt dabei allen Ton auf die religiöse Entwickelung und den in ihr ausgekämpften Gegensatz zwischen Ammon-Ra, Baal und Jehovah: darin offenbart sich ihm der culturhistorische Fortschritt der Menschheit in jenen frühen Jahrhunderten, der weltgeschichtliche Gewinn, welchen dieselbe daraus gezogen hat.

Wenn bei den Aegyptern und bei den Babyloniern alles Entwickelung der eingeborenen Kräfte der Sonne, der Gestirne und der Erde selbst ist, so erscheint hingegen Jehovah als der Schöpfer des Himmels und der Erde, als der Urheber zugleich und der Ordner der Welt. Alles erreicht dann seinen Mittelpunkt in der Schöpfung des Menschen. Wenn bei den Aegyptern der Mensch gleichsam unterscheidbar aus der Sonne hervorgeht, nicht als Geschöpf, sondern als Product, so ist das auch in der babylonischen Kosmogonie der Fall, wo das göttliche Element im Menschen nur durch das zufällig herabströmende Blut eines Gottes auf die Erde zum Vorschein kommt. Alle Geschöpfe sind dem Menschen gleichartig. In der mosaischen Kosmogonie dagegen werden die Elemente, Pflanzen und Thiere durch einen höchst intelligenten Willen hervorgebracht, der dann auch den Menschen schafft oder sein Ebenbild. Die Abweichung ist unermeßlich: der außerweltliche Gott tritt hervor, er erscheint

dem Propheten in dem Feuer, ist aber nicht Feuer; er ist in dem Worte, das aus dem Feuer gehört wird. Dem Menschen ist die Sprache verliehen, er gibt allen Creaturen ihren Namen. Unter dem außerweltlichen Gotte erscheint die dem Menschen eingepflanzte Würde als ein Princip, wir möchten fast sagen, der Gleichheit.

Ausführlicher wird die welthistorische Darstellung Ranke's bei den Griechen, mit denen sich zwei Drittheile des ersten Bandes und der ganze zweite Band beschäftigen. Aber auch hier handelt es sich doch mehr um die Hervorhebung allgemeiner Gesichtspunkte, um die Eröffnung von Perspectiven und die Ziehung von Parallelen als um eine eigentliche historische Berichterstattung. Gelegentlich werden auch kritische Bemerkungen eingeschlossen, welche für die Forschung Fingerzeige geben, oder zu schwebenden Controversen Stellung nehmen sollen, oder kurze chronologische Nachweisungen enthalten. Den „angeblichen Gesetzgeber Lykurg" z. B. verweist Ranke ganz in das Reich der Mythe; er polemisirt gegen die Ansicht Otfried Müller's über den Ursprung des Ephorenamts in Sparta und gelegentlich auch gegen die Aufstellungen Grote's u. a. m.

In dieser Weise führt der erste Band die griechische Geschichte bis zum Ausgange des Peloponnesischen Kriegs und der Wiederherstellung der athenischen Demokratie durch Thrasybul. Wie bei der Schilderung des Perikleischen Zeitalters auch die Schöpfungen desselben im Gebiete der plastischen Kunst und der Architektur gewürdigt werden, so eröffnet den zweiten Band eine Reihe von Bemerkungen „Zur innern Geschichte des griechischen Geistes", ziemlich aphoristisch gehaltene Beiträge zur Würdigung der griechischen Dichter und Philosophen, welche naturgemäß sich darauf beschränken, an der Hand der neuern Forschung eine kurze Charakteristik derselben zu geben und ihnen ihren Platz anzuweisen in dem Entwickelungsgange der geistigen Cultur der Griechen und der Menschheit.

Den Schluß bildet dann eine Besprechung der persisch-griechischen Verwickelungen in der ersten Hälfte des 4. Jahrhunderts und die Schilderung des Wachsthums der macedonischen Weltmacht sowie der aus derselben hervorgegangenen macedonisch-hellenischen Königreiche. Das letzte Kapitel endlich, welches einen Blick auf Karthago und Syrakus wirft, weist schon hin auf die demnächst folgende Darstellung der römischen Geschichte. Hoffentlich erfreut uns der greise Universalhistoriker Ranke bald mit derselben. Möge es ihm vergönnt sein, dieses große Werk noch zum Abschlusse zu bringen!

Hans Prutz.

Der christliche Glaube und die menschliche Freiheit.

Der christliche Glaube und die menschliche Freiheit. Erster Theil: Präliminarien. Mit einem offenen Briefe an Herrn R. von Bennigsen als Vorwort. Gotha, F. A. Perthes. 1880. Gr. 8. 4 M.

Diese vor kurzem erschienene Schrift, auf welche wir die Leser d. Bl. aufmerksam machen wollen, gehört zu den hervorragendsten apologetischen Schriften der Gegenwart. Was sie auszeichnet, ist vor allem die Unbefangenheit, mit der sie die Angriffe der Gegner würdigt, die Vielseitigkeit, mit der sie die mannichfaltigen Begründungen derselben in das Auge faßt, die Erkenntniß der Schwierigkeiten, welche einer wirksamen Apologie des Christenthums entgegenstehen. Kann man manchen Apologeten vorwerfen: ihr macht es euch zu leicht, so trifft vielleicht unsern Apologeten der Vorwurf: du machst es dir zu schwer.

Fügen wir hinzu, daß die Darstellung des Verfassers durchaus eigenartig, geistvoll und anziehend ist, und daß dieselbe von Anfang bis Ende fesselt, so haben wir damit den Wunsch hinlänglich begründet, den bisjetzt veröffentlichten „Präliminarien" möge die Ausführung bald folgen.

Wir versuchen vom Inhalt und Charakter unserer Schrift eine Anschauung zu geben.

Als Ersatz eines Vorworts weiht uns ein umfangreicher offener Brief des Verfassers an seinen Freund R. von Bennigsen in die Antriebe und Beweggründe ein, aus denen seine Arbeit hervorgegangen ist. Es ist das Bewußtsein, daß Deutschlands Schicksal durch die Stellung bedingt ist, die es zum Christenthum einnimmt, die Ueberzeugung, daß denen, welche durch theoretische Hindernisse vom Glauben zurückgehalten werden, mehr Entgegenkommen gezeigt werden müsse, als bisher geschehen, die Hoffnung, daß wir gegenwärtig einer Wendung nahe sind, einer Zurückwendung vieler zu den verlassenen Altären. Der Pessimismus, dem große Kreise gegenwärtig huldigen, ist dem Verfasser mehr ein günstiges als ein ungünstiges Zeichen, ein Symptom des Ungenügens materialistischer und pantheistischer Weltanschauung. „Hat es seine Richtigkeit", sagt er, „daß mit dem Tode die Schlußbilanz gezogen wird, dann ist für die große Mehrzahl der Menschen das Leben wirklich ein Geschäft, das seine Kosten nicht einbringt; und es ist nur ein Specialfall unter tausenden, daß hier und da ein Glücklicher gewesen." Und doppelt schwer wird diese Nichtigkeit eines Lebens, das in den Tod läuft, empfunden von dem zahlreichen Proletariat der geistigen Arbeit unter dem Druck des Misverhältnisses zwischen Ansprüchen und Mitteln. Wir sind, erwidert man, nicht da, um glücklich zu sein, sondern zu wirken für „das herrliche Ganze". Aber um dies mit frohem Muth zu können, dazu gehört der Glaube, daß „das Gute wachse, fromme", und daß „der Tag des Edeln endlich komme"; und diesen Glauben kann ein folgerichtiger Naturalist nicht haben, da er sich durchaus auf die Zweckvorstellung gründet. Nach Hartmann ist bekanntlich das dritte und letzte Stadium

des Illusionismus eben dies, auf eine schönere Zukunft des Weltprocesses zu hoffen. Endlich ist es auch die gegenwärtige Gestalt des Christenthums, die den Verfasser mit freudigen Ausblicken auf die Zukunft erfüllt. Heute stehen unsere Gebildeten nicht blos vor der Wahl zwischen Orthodoxie oder Pietismus hier und Rationalismus dort. Es gibt eine große Zahl von Männern, welche die Gebundenheit des Glaubens und die Freiheit des Erkennens, Frömmigkeit und Weltoffenheit wohl zu vereinen wissen. Und gewiß besteht die Behauptung unsers Verfassers zu Recht, daß unsere modernen Dichter statt einer Einbuße oder Verstümmelung vielmehr eine Erhöhung, Vertiefung und Läuterung ihres schöpferischen Ingeniums erfahren würden, wenn sie auf christlichem Boden ständen; daß z. B. ein Paul Heyse statt allerlei psychologischer Kunstfiguren und studirt unseliger, in Gottes Welt unmöglicher Schicksalsconflicte uns mehr lebens- und naturwahre Gestalten und Geschichten bringen würde.

Die Einleitung, mit welcher der Verfasser uns über den gegenwärtigen Stand der zu lösenden Probleme und die Aufgaben, die daraus folgen, orientirt, läßt schon den eigenthümlichen Standpunkt durchblicken, den seine Schrift einnimmt. „Rings an den Grenzen unsers erfahrungsmäßigen Wissens läuft eine unübersteigliche Mauer, die uns von der Welt des Uebersinnlichen und damit von der Gewißheit über die letzten und höchsten Fragen des Daseins absperrt“: mit diesen Worten charakterisirt der Verfasser die Lage, welche sich ihm als das Ergebniß der Entwickelung unserer Zeit auf metaphysischem Gebiet darstellt. Ist dies aber so, dann haben wir über zwei Fragen uns zu entscheiden, deren Beantwortung von der höchsten Wichtigkeit für uns ist. „Ist die sittliche Erkenntniß (die Sittenlehre) und nicht minder die sittliche Gesinnung und das sittliche Handeln (die Sittlichkeit) von der Weltanschauung unabhängig oder nicht?“, so lautet die erste Frage. Wird sie bejaht, so fehlt die Voraussetzung für die zweite Frage; wird sie verneint, so tritt diese in ihr Recht, die Frage: ob die Religion einen selbständigen moralischen Werth und Gehalt, oder ihr Wesen überall nur im Sittlichen hat; genauer: ob sich darthun läßt, daß es ein Gebot der moralisch guten Selbstbestimmung ist, irgendeine, näher eine bestimmte religiöse Glaubenslehre für wahr zu halten.

Die Erörterung dieser beiden Fragen gibt demgemäß den Gegenstand der Untersuchungen her, die den Inhalt unserer Schrift bilden. Ihre erste Aufgabe ist also, festzustellen, ob es eine von metaphysischen Anschauungen unabhängige sittliche Erkenntniß gibt. Eine Uebersicht, welche die Culturvölker wie die Naturvölker in das Auge faßt und die mannichfaltigen Gegensätze in der Bestimmung des Sittlichen zur Anschauung bringt, führt zu dem Ergebniß, daß wir eine zuverlässige Erkenntnißquelle des Sittlichen am empirischen Gewissen, soweit es wenigstens Gemeingewissen der Menschheit ist, nicht besitzen. Wird nun dagegen eingeworfen, daß die sittlichen Ideen uns als Anlagen angeboren seien, als Wahrheiten der praktischen Vernunft, die erst im Laufe einer langen Entwickelung die Reife und Vollendung gewinnen, so folgt hier ein neues Problem, der Nachweis, daß feststehende sittliche Principien in der That in der praktischen Vernunft gegeben seien. Dies Problem ist aber ungelöst geblieben. Statt sich auf den Dissens der Philosophen über den Inhalt und Ursprung des Moralprincips zu berufen, bleibt unser Verfasser bei Kant stehen, um an einem classischen Beispiel die in der Sache liegende Unmöglichkeit darzuthun. Der kategorische Imperativ gilt Kant als Factum der reinen Vernunft, das sich für sich selbst aufdringt, das man daher nur zu constatiren, aber nicht weiter abzuleiten braucht oder im Stande ist. Aber daß im kategorischen Imperativ eine unpersönliche Vernunft wirksam sei: das ist eine Behauptung, deren Möglichkeit und Wirksamkeit Kant nicht einleuchtend gemacht hat und die nur als eine auf die Thatsache des Gewissens gestützte Voraussetzung angesehen werden kann.

Wie weit entfernt Kant davon geblieben ist, den kategorischen Imperativ als eine Vernunftwahrheit aufzuweisen, zeigt die Opposition des Naturalismus, der im Sittengesetz den wechselnden Ausdruck der Volksvorstellungen über das, was das Leben fördert, zu erkennen meint, der es also aus der Sphäre des Unbedingten in die Sphäre des geschichtlich Bedingten versetzt: eine Anschauung, die in etwas gröberer Gestalt von der Socialdemokratie verkündet wird. Und ruht nicht der kategorische Imperativ, das unbedingte Sollen, auf der Voraussetzung, fügen wir hinzu, auf der so vielfach bestrittenen Voraussetzung der Wahlfreiheit? So kann Kant nur zugestanden werden, daß das Dasein eines schlechthin gültigen Sittengesetzes sehr wahrscheinlich ist, aber eben nur wahrscheinlich, und deshalb Sache eines wissenschaftlichen Glaubens. Ungenügend erscheint aber auch Kant's Princip, wenn wir es nach seiner materiellen Seite betrachten. „Handle so, daß die Maxime deines Willens zugleich als Princip einer allgemeinen Gesetzgebung dienen kann“, lautet die Anweisung; aber woran wir erkennen können, welche Maxime in jedem einzelnen Falle die geforderte Qualität besitzt, wird uns vorenthalten.

Auch ein Blick auf andere Systeme als das Kant's zeigt das Unzureichende ihrer sittlichen Principien. Aber bestehen diese Mängel und Gegensätze nur in der Wissenschaft, während das sittliche Bewußtsein der Gegenwart durch Einstimmigkeit und Klarheit sich auszeichnet, oder zeigen sich auch hier Unterschiede, die schließlich durch den Gegensatz der Weltanschauung bedingt sind?

Daß es hier in der That eine breite Basis gibt, auf der sich die Vertreter entgegengesetzter Weltanschauungen zusammenfinden, soll nicht geleugnet werden. Aber ebenso ist unzweifelhaft, daß je nach der Qualität der Weltanschauung tiefe sittliche Differenzen sittlicher Beurtheilung sich gebildet haben. Nationalökonomische Theorien, durch naturphilosophische gestützt, predigen eine Dogmatik des Egoismus, eine rücksichtslose, nicht durch selbstverleugnende

Nächstenliebe gehemmte Befolgung des eigenen Interesses, um im Kampf des Daseins, in der allgemeinen Concurrenz, zu bestehen. Die moralische Barmherzigkeit ferner, die den Verirrten nachgeht, die Verlorenen zu retten sucht, wird wol ausschließlich von den Trägern christlicher Weltanschauung gepflegt. Auch die Demuth ist eine specifisch christliche Tugend, und nur vom christlichen Standpunkt aus gilt der Ehrgeiz als sittlicher Fehler. Der Selbstmord wird auch nur von christlich-religiösen Voraussetzungen als unbedingt verwerflich angesehen werden.

Ja, überhaupt das sittliche Ideal des Christenthums, die Heiligkeit, kann nur innerhalb der Sphäre der christlichen Anschauungen als ein erreichbares Ziel erscheinen, während sie außerhalb desselben als das Gespinst eines überspannten Idealismus betrachtet werden muß. Es liegt zu Tage, welche Differenzen von hier aus sich für die concrete Gestaltung des sittlichen Ideals ergeben. Ein Gebiet, die Beziehung der Geschlechter zueinander, mag hier wenigstens genannt werden. Zu einem Theil gewiß ist die Beurtheilung des sittlichen Lebens von der Weltanschauung abhängig, mag sie auch auf einem andern freier sich halten; letzterer wird mehr der äußern Erscheinung, ersterer mehr dem innern Wesen der Sittlichkeit angehören.

Aber ist auch die sittliche Erkenntniß von der Weltanschauung abhängig: gilt ein Gleiches auch von der Sittlichkeit, dem sittlichen Handeln? Diese Frage ist zum Theil schon bejaht, denn bei aller Differenz zwischen Wollen und Vollbringen besteht doch ein innerer Zusammenhang zwischen beiden; zum Theil aber ist sie auch noch eine offene. Denn darüber muß die Entscheidung getroffen werden, ob für die Verwirklichung der sittlichen Grundsätze, die ein Gemeingut der modernen Menschheit geworden sind, für ihre Verwandlung in Fleisch und Blut die Weltanschauung eine mitwirkende Potenz ist oder nicht. Empirisch ist dies Problem nicht lösbar, wir sind eben nicht Herzenskundige: es gibt Christen, deren Wandel viel zu wünschen übrigläßt; es gibt Nichtchristen, deren Wandel viele Christen beschämt. Aber ein Christ, der wahrhaft dem sittlichen Ideal des Christenthums nachstrebt, das, wie wir sahen, von der Weltanschauung des Christenthums unablösbar ist, steht er auf einer höhern Stufe als ein Nichtchrist, der nach einem von jeder Weltanschauung unabhängigen sittlichen Ideal ringt oder nach einem Ideal, das ihm Pantheismus oder Naturalismus darbieten? Wie gesagt, die Frage ist schwer zu beantworten, sie wird eben entschieden werden nach der Stellung, die der Einzelne einnimmt. Wir lassen sie vorläufig unerledigt.

Das erste der beiden Probleme, deren Lösung unsere Schrift gewidmet ist, hat damit seine Beantwortung gefunden. Die sittliche Erkenntniß ist abhängig von der Weltanschauung; zweifelhaft blieb nur, ob auch das sittliche Leben nach allen Seiten von ihr bedingt sei. Wir folgen nun dem Verfasser in der Erörterung der zweiten Frage nach dem moralischen Werth der Religion und damit zusammenhängend nach der Pflicht des Glaubens. Sie wird nothwendig da verneint, wo die Religion als ideale Erhebung des Gemüths geschätzt, aber die Frage, ob ihr ein reales Object entspricht, als unentscheidbar und gleichgültig angesehen wird. Das ist der Standpunkt A. Lange's, aber auch der Standpunkt Kant's, der in der „Kritik der praktischen Vernunft" ausdrücklich erklärt: „Es kann gar keine Pflicht geben, die Existenz eines Dinges anzunehmen (weil dieses blos den theoretischen Gebrauch der Vernunft angeht)." Lessing nimmt eine andere Stellung. Er unterscheidet im Christenthum Vernunftwahrheiten, die von selbst einleuchten, und historische Wahrheiten, die unbeweisbar sind, diese von jenen durch einen „garstigen breiten Graben" getrennt.

Diese Urtheile können als typisch gelten; wo die Glaubenspflicht bestritten wird, liegen dieselben, mehr oder weniger modificirt, zu Grunde. Sind sie begründet oder nicht? Fest steht auf jeden Fall, daß nur moralische Postulate verbindlich sind, Postulate, die das Gewissen an uns stellt. Kann nun der Glaube an Ungewisses, wie es die kirchlichen Dogmen sind, von uns gefordert werden? Die Beantwortung dieser Frage setzt die Entscheidung einer Vorfrage voraus, mit der wir uns jetzt zu beschäftigen haben: ob der Wille einen Einfluß auf unsere Ueberzeugungen ausübt.

Offenbar ist dies da der Fall, wo die Gewißheit aufhört, also bei dem größten Theil im Bereich unsers Wissens. Hier gilt das Wort Lessing's: „Unser Urtheil schlägt sich immer auf die Seite des Wunsches." Fichte und besonders Schopenhauer haben diese psychologische Thatsache uns anschaulich vergegenwärtigt, und Pascal ist ihnen darin vorangegangen. Doch gilt dies vielleicht nur auf dem Markt der Meinungen und Interessen, aber nicht im Tempel der Wissenschaft? Gewiß, hier sollte die Einmischung der Interessen ausgeschlossen sein; aber wer wüßte nicht, daß die Wissenschaft, je mehr sie versucht, einzelne Bausteine zu einem Ganzen zu gestalten, ein System herzustellen, oft genug sich vom Wunsche der Geschlossenheit täuschen läßt und Lücken mit unsolidem Material ausfüllt! Die Tendenz spielt keine kleine Rolle in der Geschichte der Wissenschaft. Allein, wie gesagt, sie sollte es nicht thun.

Wenn nun aber die exacte Wissenschaft an ihre Grenzen gekommen ist, wenn Philosophie oder Theologie darauf bedacht sind, eine einheitliche, zusammenstimmende Weltanschauung zu begründen, wenn sie ein Gebiet betreten, über dessen Pforten ein Non liquet steht, wie dann? Man könnte sagen, solche Wege sollten nicht betreten werden; aber die Nothwendigkeit, sie einzuschlagen, ist zu tief in dem menschlichen Geiste begründet, als daß er einer solchen Mahnung folgen könnte, folgen dürfte. Zugestanden also, daß dies Gebiet der Metaphysik uns nicht verschlossen bleiben darf, so kann es nicht zweifelhaft sein, daß hier, wo unser ganzer Mensch interessirt ist, auch nur vom ganzen Menschen Wahl und Entscheidung getroffen werden kann, daß hier Gemüth und Wille mitsprechen, nicht blos

der Verstand das Wort hat. Ebenso tritt uns deutlich der Zusammenhang des Willens mit der Erkenntniß vor Augen, wenn wir auf die Entwickelung des Gewissens im Individuum achten. Je sicherer es ist, daß das sittliche Bewußtsein nach Inhalt und Form in Bezug auf die Vielseitigkeit wie die Bestimmtheit der Aussage des Gewissens wächst, je mehr unser Wille seinem Urtheilsspruch sich fügt, desto fester steht es auch, daß dasselbe seltener und schwächer sich uns bezeugt, wenn wir uns seinem Gericht entziehen. Verwandt damit ist der Einfluß der Liebe zum sittlichen Ideal auf unsere Ueberzeugungen. Die sittliche Energie, die in den Zeiten deutscher Erniedrigung in den Patriotenherzen Schleiermacher's, Arndt's, Fichte's lebte, ließ sie an der Auferstehung Deutschlands nicht zweifeln, während selbst ein Goethe noch 1813 sagen konnte: „Schüttelt nur an euern Ketten, der Mann ist euch zu groß, ihr werdet sie nicht zerbrechen." Hier ist nun der Punkt, wo Bedeutung und Werth des Glaubens sich offenbart. Er tritt da ein, wo das Wissen an seinen Grenzen steht; er ist wohl begründet, er kann sich legitimiren, aber er läßt sich nicht demonstriren. Ob ich eine bestimmte Weltanschauung mir aneigne oder nicht, das ist durch den Werth bedingt, den ich ihr zuerkenne. Und dies Werthurtheil ist wieder durch die sittliche Richtung meines ganzen Menschen bestimmt, wie diese wieder von jenem abhängig ist. Der Glaube ist die That der Freiheit. Das gibt ihm seinen moralischen Gehalt. Gerade daß die Offenbarung Gottes in ein gewisses Incognito sich hüllt, daß seine Weltordnung, daß sein geschichtliches Walten, sein erlösendes Wirken verkannt werden kann, gerade dies macht den Glauben zu einer sittlichen That, gibt ihm moralischen Werth. Denken wir uns das Gegentheil, Gott hätte sich uns in einer Weise offenbart, die eine Verkennung nicht zuließe, was würde das Resultat sein? Gott und sein Reich wäre ein Gegenstand der Speculation und der begehrteste Artikel auf dem Jahrmarkt der Eitelkeit: wir könnten unser Herz Gott nicht schenken, sondern nur verkaufen. Alle halbwegs verständigen, richtig rechnenden Leute, zumal sie, die jetzt von ganzem Gemüth und aus allen ihren Kräften das goldene Kalb anbeten, die Jobber, Gründer, Streber u. s. w., würden dann aus allen ihren Kräften Gott — lieben? Nein, das wäre unmöglich; aber ihm dienen, so dienen, wie Lucifer (in Byron's „Kain") sagt:

> Mit süßlichem Geheul der Schmeichelei,
> In Tanz und Harfenspiel, selbstsücht'gem Flehn
> Zu jenem Allgewaltigen, eben weil
> Er allgewaltig, doch aus Liebe nicht;
> Aus Eigenlieb' und Angst —

und während sie jetzt, wenn sie die Nichtigkeit ihres Treibens inne werden, aus freiem Antrieb umkehren, Gott in Wahrheit die Ehre geben können, würden sie alsdann gar niemals zur Erkenntniß ihres wirklichen Herzenszustandes kommen. Andererseits könnte der Druck, den jenes Gebot, erlassen von einem unumschränkten Herrn, auf uns ausübte, gerade in freigesinnten und kraftvollen Gemüthern eine prometheische Opposition wachrufen, wäre es selbst auf die Gefahr, von ihm vernichtet zu werden; lieber ein Ende mit Schrecken als Schrecken ohne Ende, möchten sie denken. „Das Gesetz richtet Zorn an", sagt der Apostel.

Wir stehen am Schluß unserer Berichterstattung. Dieselbe hat sich jeder Kritik enthalten, nicht blos um den Gang der Darstellung nicht zu stören, sondern auch weil sie mit dem Verfasser sich in innerer Uebereinstimmung findet. Wir halten den Weg, den er betreten hat, den Weg psychologischer Grundlegung, für den richtigen, wir halten ihn zugleich für den einzigen, auf welchem es gelingen kann, unsere Zeitgenossen dem Evangelium entgegenzuführen.

H. Jacoby.

Buchhandel und Buchdruck.

1. Organisation und Rechtsgewohnheiten des Deutschen Buchhandels. Von August Schürmann. Erster Theil: Die Entwickelung des Deutschen Buchhandels zum Stande der Gegenwart. Zweiter Theil: Die Usancen des Deutschen Buchhandels und der ihm verwandten Geschäftszweige. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1880—81. 8. 6 M. 30 Pf.
2. Die Herstellung von Druckwerken. Praktische Winke für Autoren und Buchhändler von Karl B. Lorck. Dritte Auflage. Leipzig, Weber. Gr. 8. 5 M.

Die innern politischen Verhältnisse des vielstaatlichen Deutschland ließen es nicht zu, daß sich, wie in England und namentlich in Frankreich, ein großer gemeinsamer Centralpunkt bildete, wohin das gesammte geistige Leben der Nation seine Strahlen entsendet, wo daher auch fast alle literarischen Erzeugnisse geschaffen und durch die Pressen der hauptstädtischen Verleger in die Oeffentlichkeit gebracht werden; vielmehr war und ist bei uns bis auf den heutigen Tag das Gelehrten- und Schriftstellerthum und infolge dessen das Geschäft des Bücherverlags über das ganze Reich, über eine Menge von Städten und Städtchen verbreitet. Eine fernere Folge der staatlichen Zersplitterung war der Mangel allgemein geltender Gesetzbestimmungen über Urheber- und Verlagsrecht. Demgemäß mußte der buchhändlerische Verkehr in Deutschland complicirtere Formen annehmen als in den genannten schon seit Jahrhunderten centralisirten Culturländern. Diese eigenartigen Formen, sowol im Geschäftsverkehr der Buchhändler unter sich wie in den Beziehungen zwischen dem Verleger und den Autoren seiner Verlagswerke, unternimmt August Schürmann, der auf demselben Gebiete bereits anerkannt Tüchtiges geleistet, in dem Werke „Organisation und Rechtsgewohnheiten des Deutschen Buchhandels" (Nr. 1) zur Darstellung zu bringen.

Das Werk soll drei Theile umfassen, von denen zwei bereits vorliegen. Der zweite Theil gibt Kunde von dem heute in Gebrauch und Geltung befindlichen Usancen, er stellt die Geschäftspraxis und die gemeinsamen Einrichtungen der deutschen Buch-, Kunst- und Musikalienhändler in ein System zusammen und bildet somit den eigentlichen Kern. Von vielseitigerm, über den Kreis der Fachgenossen hinausreichendem Interesse ist aber der erste Theil, der unter dem Titel „Die Entwickelung des Deutschen Buchhandels zum Stande der Gegenwart" das Geschichtliche des Stoffs behandelt, indem er die mannichfachen Wandlungen vorführt, die seit Erfindung der Buchdruckerkunst der buchhändlerische Betrieb in Deutschland erlebt hat, bis er zu seiner jetzigen Organisation gelangte. Wie aus dem Vorwort ersichtlich, beruht dieser Theil auf einer Reihe hier weiter ausgeführter und ergänzter Aufsätze, die schon in dem 1874—76 von dem Verfasser herausgegebenen „Magazin für den Deutschen Buchhandel" veröffentlicht wurden, und es erklärt sich dadurch, daß der Inhalt nicht streng am chronologischen Faden verläuft, auch Wiederholungen nicht zu vermeiden waren. Indeß entschädigt den Leser für die unbequeme Gruppirung außer der Reichhaltigkeit des mitgetheilten, mit großem Fleiß gesammelten Materials die lebendige Frische der Darstellung, die auch den an sich trockenern Partien interessante Seiten abzugewinnen weiß. Alle Hauptmomente treten klar hervor, die Uebergänge sind meist genügend motivirt, und auch an Hinweisen auf die jeweiligen Erscheinungen im Gebiete der deutschen Literatur läßt es der Verfasser nicht fehlen. So gibt ihm das Eingehen des „Frankfurter Meßkatalogs" — ein unverkennbares Zeichen, daß die im 16. und 17. Jahrhundert dominirende, seit Anfang des 18. Jahrhunderts aber mehr und mehr hinsiechende Büchermesse zu Frankfurt a. M. ihrer leipziger Rivalin nun ganz das Feld räumen mußte — zu folgender Betrachtung Anlaß:

Die frankfurter Büchermesse ging fortan merklich zurück. Immer weniger Stoff fand sich für den alten hartgeprüften „Meßkatalog" der Reichsstadt, und nachdem sein Volumen zum Spott auf seine vergangene Größe zu werden drohte oder es schon geworden war (im Jahre 1723 umfaßte er z. B. nur 20 Seiten), hörte er im Jahre 1749 auf zu erscheinen. Eine merkwürdige Verknüpfung des Geschichtsfadens ist es, daß das Jahr 1749 für Frankfurt das Aufhören des „Meßkatalogs", d. i. den förmlichen Abschluß eines Stücks altsüddeutscher Culturgeschichte, und die Geburt des Altmeisters deutscher Dichtung, d. i. den Anbruch eines neuen Zeitalters süddeutschen Glanzantheils am geistigen Leben der Nation, verzeichnet. Dem dortigen Buchhandel war dabei eine Art Löwenantheil vorbehalten, welcher den Norden später in eine schlimme Tributpflicht bringen sollte. Vorläufig mußten aber Goethe und die übrigen süddeutschen Sterne erst groß und sichtbar werden und in den Zenith ihres Ruhmes steigen. In der Zwischenzeit behalf man sich im Süden damit, daß man dem Norden die Bücher nachdruckte.

Den Anspruch einer zusammenhängenden vollständigen Geschichte des Deutschen Buchhandels, wie sie schon lange als Bedürfniß empfunden wird, will der vorliegende Band selbstverständlich nicht erheben; eine solche ins Leben zu rufen, hat der Börsenverein der Deutschen Buchhändler auf Anregung von Dr. Eduard Brockhaus beschlossen und den Historiker Friedrich Kapp für deren Abfassung gewonnen. Da aber die Ausführung dieses Unternehmens einen Zeitaufwand von mindestens zehn Jahren erheischen dürfte, so muß Schürmann's Buch als eine sehr verdienstvolle und dankenswerthe Vorarbeit begrüßt werden. Fachgenossen bietet es eine Fülle wenig bekannter Thatsachen aus Vergangenheit und Gegenwart des Buchhandels; Schriftsteller, wol auch Gesetzgeber und Juristen, finden darin manchen nutzbaren Wink in Ansehung der steten Wechselwirkung, die zwischen Literatur und Buchhandel sich vollzieht.

Mit der directen, schon auf dem Titel ausgesprochenen Absicht, den Schriftstellern praktische Winke zu ertheilen, ist die Schrift von Karl B. Lorck: „Die Herstellung von Druckwerken" (Nr. 2), verfaßt; sie soll den Autor mit der typographischen Genesis eines Buchs von dem Augenblick ab, wo er der Druckerei sein Manuscript übergibt, bis zu der Stunde, wo das erste Exemplar fertig vor ihm liegt, vertraut machen. Nach einer kurzen geschichtlichen Einleitung wird die Technik der Buchdruckerkunst abgehandelt und sodann zu dem Hauptthema übergegangen: was man alles bei der Herstellung eines Druckwerks zu erwägen und zu beobachten habe. Für den Autor kommen dabei vornehmlich zwei Punkte in Betracht: die äußere Beschaffenheit des Manuscripts und die Satzcorrectur. Das erste Erforderniß eines in die Druckerei wandernden Manuscripts ist natürlich möglichst deutliche Schrift; nächstdem soll es auf paginirte Octav- oder Quartbogen mit an der Seite sowie oben und unten leer gelassenem Rande, nicht aber auf einzelne lose Blätter oder auf unhandliches Acten-Folio geschrieben sein. Dem Correcturwesen wird, angemessen der Wichtigkeit des Gegenstandes, ein besonders eingehender und instructiver Abschnitt gewidmet. Bei dem Kapitel über die Wahl der Schriftgattungen bekennt sich der Verfasser als einen eifrigen Vertheidiger der Antiqua, während sein ebenso eifrig für die entgegengesetzte Ansicht eingenommener Verleger das Buch — übrigens eine typographische Musterleistung — in Fractnrschrift drucken ließ. Seine Brauchbarkeit hat dasselbe bereits in zwei Auflagen bewährt; die gegenwärtige dritte ist den Verhältnissen der Jetztzeit angepaßt und durch mehrere neue Kapitel vermehrt worden.

B. Schuhmann.

Feuilleton.

Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Der „Nuova Rivista Internazionale", Nr. 8, 1880, entnehmen wir eine Reihe von Beurtheilungen.

Ueber Franz Hettinger's „Die Göttliche Komödie des Dante Alighieri" heißt es daselbst am Schlusse: „Der Hauptwerth des Buchs besteht darin, daß der Verfasser in den Werken der Kirchenväter und der Scholastiker bewandert ist, deren er sich bedient, um die Anschauungen Dante's zu erläutern (das hat freilich «Philalethes» — der König Johann von Sachsen — bereits vor ihm gethan). Für Anfänger ist das Buch eine gute Einführung in das Studium der «Göttlichen Komödie». Aber auch der Vorgeschrittene in diesen Studien wird oder sollte es wenigstens nicht übersehen."

Ueber G. A. Scartazzini's „Abhandlungen über Dante Alighieri" wird gesagt: „Sie enthalten, soviel wir wissen, den ersten Versuch, das innere Leben Dante's vollständig zu schildern."

Georg Voigt's „Die Wiederbelebung des classischen Alterthums oder das erste Jahrhundert des Humanismus" (erster Band, 2. Aufl.) wird als ein höchst werthvolles Werk von hoher wissenschaftlicher Bedeutung bezeichnet. „Die Darstellung ist klar, präcis, anziehend und ermüdet nie. Obgleich ernst und äußerst gelehrt, ist das Buch doch für alle Gebildeten bestimmt und daher in einer allgemein verständlichen Sprache geschrieben. Außer den Ergebnissen neuer und selbständiger Forschungen des Verfassers enthält es die der neuern Wissenschaft überhaupt über die Geschichte der Renaissance. Es ersetzt eine kleine Bibliothek und erspart die Mühe, viele andere Bücher zu lesen."

Ueber Robert Dohme's „Kunst und Künstler Italiens bis um die Mitte des 18. Jahrhunderts", dritter Band, heißt es: „Mit diesem Bande ist ein Werk beendigt, welches sowol der deutschen Wissenschaft wie auch seiner typographischen und xylographischen Kunst wie nicht minder Italien selbst zur Ehre gereicht." Die Palme wird übrigens Anton Springer's Arbeiten über Rafael und Michel Angelo zuerkannt.

Großes Lob wird „Salvator Rosa" von Wolfgang Kirchbach gespendet. Am Schluß sagt der Recensent: „Wir sagten, der Verfasser habe sich Vischer's «Auch Einer» zum Vorbild genommen, und er selbst werde diese Beobachtung bis auf einen gewissen Punkt zugeben. Wir würden ihm jedoch großes Unrecht thun, wollten wir ihn einen bloßen Nachahmer nennen. Nein, Kirchbach ist auch eigenartig, höchst eigenartig. Zuweilen grenzt seine Eigenartigkeit sogar ans Bizarre, vielleicht auch überschreitet sie die bloße Grenze. Fügen wir indessen hinzu, daß die geschichtlichen Charaktere vorzüglich geschildert sind." Das londoner „Athenaeum" sagt von diesem Roman: „Alles in allem ist dies einer der besten historischen Romane, dem wir seit längerer Zeit begegnet sind."

Ueber Martino Roeder's „Italienische Dichter- und Künstlerprofile" heißt es in der italienischen Zeitschrift: „Sie sind ein beredter Protest gegen die geringschätzige Weise, mit der man in Deutschland von der heutigen italienischen Kunst zu sprechen pflegt. Der Verfasser schreibt mit einer ungewöhnlichen Anmuth und Meisterschaft. Wir können zwar nicht alle seine Urtheile unterschreiben; doch sind sie stets mit aufrichtiger Liebe zu dem schönen Lande, welches ihm ein zweites Vaterland zu sein scheint, abgegeben."

Alwin Schultz' „Das höfische Leben zur Zeit der Minnesinger" sei eine ausführliche, erstaunlich gelehrte Monographie. Man könne es kaum begreifen, wie ein einzelner ein so massenhaftes Material habe herbeischaffen können, um ein so großartiges Gebäude daraus aufzurichten; doch lasse der Aufbau selbst zu wünschen übrig, d. h. die Anordnung des Stoffs sei nicht immer glücklich. Dem Mangel sei jedoch durch die genauen Inhaltsangaben und das vollständige alphabetische Register am Schlusse des zweiten Bandes wieder abgeholfen.

Bei der Anzeige von Nr. 44 d. Bl. f. 1880 wird D. Asher's „Literarische Unterhaltung" besonders hervorgehoben und darüber gesagt, sie sei ziemlich wichtig, weil sie durch ein thatsächliches Beispiel nachweise, daß Goethe ein schlechter Uebersetzer, wenngleich ein großer Dichter war.

Bibliographie.

Bach, O., Des Vaters Schuld. Roman. Berlin, Le Coutre. 8. 5 M.

Fritz, H., Das Polarlicht. Mit 2 Abbildungen, 1 Karte und 4 Tafeln. (Internationale Bibliothek, XLIX. Bd.) Leipzig, Brockhaus. 8. 6 M.

Fröhner, W., F. de Saulcy — H. Cohen. Zwei Nekrologe. Berlin, Calvary u. Comp. Gr. 8. 1 M.

Fürst, J., Lessing's Nathan der Weise. Historisch und philosophisch erläutert. Leipzig, Friedrich. 8. 1 M.

Gambsberg, C. F. v., Conradin von Hohenstaufen. Historisches Drama. Leipzig, Friedrich. Gr. 8. 2 M.

Gopčević, S., Oberalbanien und seine Liga. Ethnographisch-politisch-historisch geschildert. Mit 5 Beilagen, Stammtafelu enthaltend. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 11 M. 20 Pf.

Goethe's Faust. 2ter Thl. Tragödie in 5 Akten. Nach der Bearbeitung von Wollheim für die königlich sächsische Hofbühne eingerichtet von A. Marcks. Musik von H. H. Pierson. Dresden, Pierson. 1880. 8. 50 Pf.

Goethe-Jahrbuch. Herausgegeben von L. Geiger. 2ter Bd. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. Gr. 8. 11 M.

Habenicht, H., Die Grundzüge im geologischen Bau Europa's mit einer Karte: „Die Verbreitung der Eruptiv- uud Uebergangsgesteine in Europa" und 5 Nebenkarteu. Gotha, J. Perthes. Gr. 8. 1 M. 35 Pf.

Hellenbach, L. B., Aus dem Tagebuche eines Philosophen. Wien, Rosner. 8. 5 M.

Hemmerlin, A., Gedichte aus dem Elsaß. Freiburg i. Br., Herder. 8. 2 M.

Karrer, F., Der Boden der Hauptstädte Europa's. Geologische Studie. Mit 22 in den Text eingedruckten geologischen Profilen und einem Titelbilde. Wien, Hölder. Gr. 8. 2 M.

Keller, C. Freih. v., Tagebuch aus der Genealogie des Hauses Wettin. 1ste Lfg. Leipzig, Meisel. 8. 60 Pf.

Kluckhuhn, A., Heimatsgrüße. Wernigerode, Angerstein. 8. 3 M.

Leitner-Wartenburg, A. S., Tagebuchblätter. Vermischte Schriften. Brünn, Winiker. 8. 2 M.

Lingg, H., Byzantinische Novellen. Berlin, Janke. 8. 5 M.

Müller, W., Deutsche Geschichte. Mit zahlreichen Illustrationen und 4 Karten. 1ste Lfg. Stuttgart, Krabbe. Gr. 8. 50 Pf.

Pavel, G., Die deutsche Kriegsmarine. Mit 3 Schiffstypen der deutschen Kriegsmarine. Leipzig, Weber. 8. 1 M. 50 Pf.

Perty, M., Die sichtbare und die unsichtbare Welt, Diesseits und Jenseits. Leipzig, C. F. Winter. Gr. 8. 5 M.

Pfizmaier, A., Die älteren Reiseu nach dem Osten Japaus. Wien, Gerold's Sohn. 1880. Imp.-4. 4 M.

Plumacher, O., Zwei Individualisten der Schopenhauer'schen Schule. Wien, Rosner. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Pohl, R., Autobiographisches. Leipzig, E. W. Fritzsch. Gr. 8. 60 Pf.

Polakowsky, H., Was soll mit den Juden geschehen? Eine Anleitung zur gesetzlichen Lösung der Judenfrage. Berlin, M. Schulze. Gr. 8. 1 M.

Schreiber, E., Grätz's Geschichtsbauerei beleuchtet. Berlin, Ißleib. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Seguin, L., Der nächste Krieg. Aus dem Französischen von S. 3te Aufl. Hannover, Helwing. Gr. 8. 3 M.

Siegfried, H., Zwei Betrachtungen über die Antisemitenbewegung in Deutschland. Berlin, Freund u. Jeckel. Gr. 8. 60 Pf.

Simons, E., Hat der dritte Evangelist den kanonischen Matthäus benutzt? Bonn, Strauss. Gr. 8. 2 M.

Smit, J. A. R., Die Transvaal-Republik und ihre Entstehung. Ein historisches Dokument zur Begrüuduug des guteu Rechts der Bauern (Boern). Aus dem Holländischen mit Autorisation des Verfassers. Mit 1 Karte von Süd-Afrika. Kölu, Mayer. 8. 2 M.

Steiner's, J., Gesammelte Werke. Herausgegeben auf Veranlassung der königlich preussischen Akademie der Wissenschaften. Herausgegeben von K. Weierstrass. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 16 M.

Stummer von Tavarnok, Amalie, Eine kleine Geschichte. Wien Konegen. 8. 1 M. 60 Pf.

Trenkle, J. B., Die alemannische Dichtung seit Johann Peter Hebel. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen mundartlichen Dichtung. Mit einer Auslese alemannischer Gedichte. Tauberbischofsheim, Lang. 8. 3 M.

Wagner, H. F., Aus dem Zeitalter der Aufklärung. II. Josef Wismayr und Benno Michl. Salzburg, Mayr. 1880. Gr. 8. 60 Pf.

Anzeigen.

Zur Calderon-Feier

erscheint in meinem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Calderon de la Barca.

Sein Leben und Wirken

von

Dr. **Joh. Fastenrath.**

8. Brosch. 2 M.

Goethe und Calderon.

Von

Dr. **Edmund Dorer.**

8. Brosch. 2 M.

An Calderon.

Ein Gedicht

von

Dr. **Edmund Dorer.**

8. Brosch. 80 Pf.

Dorer's Gedicht an Calderon ist von der deutschen Jury preisgekrönt.

Die Calderon-Literatur in Deutschland.

Bibliographische Uebersicht

von

Dr. **Edmund Dorer.**

Gr. 8. Broschirt. 1 M. 20 Pf.

Leipzig. **Wilhelm Friedrich.**
Verlagsbuchhandlung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Endymion.

Von

Earl of Beaconsfield.

(Benjamin D'Israeli.)

Aus dem Englischen von Professor Dr. C. Böttger.

Drei Theile. 8. Geh. 18 M. Geb. 21 M.

Nachdem der berühmte Staatsmann und Schriftsteller jetzt aus dem Leben geschieden ist, gewinnt das letzte Werk seiner Feder, der vor kurzem erst vollendete geistvolle Roman „Endymion" noch besondern Werth; das ganze Wesen des Verfassers als Politiker wie als Novellist prägt sich darin mit so charakteristischer Entschiedenheit aus wie in keiner seiner frühern Schriften.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

MODERN AMERICAN LYRICS.

Edited by

Karl Knortz and **Otto Dickmann.**

8. Geh. 4 M. Geb. 5 M.

Eine sehr reichhaltige Anthologie, in welcher alle neuern amerikanischen Dichter mit ihren besten Gedichten vertreten sind.

Bei **Theodor Ackermann** in **München** ist soeben erschienen und durch alle soliden Buchhandlungen zu beziehen:

Blüten einer Weltanschauung

von

Ulrich Rudolf Schmid,

emer. P.

Dritte verbesserte und stark vermehrte Ausgabe.

Zwei Theile. 27 Bogen. 16. Brosch. Preis 2 Mark.

1) Poesie: Naturleben, Leben des Geistes und der Menschheit. Leben in Gott. Prometheus- und Faust-Dichtung. 2) Prosa als Ergänzung: Ein Gang durch Goethe's „Faust". Kurzer Ueberblick der rationalistischen Weltanschauung. Fortsetzung des Kampfes gegen die moderne Weltanschauung und fortgesetzte Vertheidigung der Freiheit gegen den Zwang in Civilehe-Sachen (beides seit 1874). Verbindung der Titanen-Sage, der Faust-Sage, des Faust von Goethe und des Verfassers „Prometheus" und „Faust", sowie Erläuterungen zu den beiden letztern Dichtungen.

Zu Friedrich von Raumer's hundertstem Geburtstag am 14. Mai 1881.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geschichte der Hohenstaufen

und ihrer Zeit.

Von

Friedrich von Raumer.

Fünfte Auflage.

6 Bände. 8. Geh. 18 M. Geb. 21 M.

Kupfer und Karten hierzu 6 M.

Seit länger als einem halben Jahrhundert behauptet Raumer's „Geschichte der Hohenstaufen" einen Ehrenplatz unter den Geschichtswerken der deutschen Nation. Schule und Welt vereinigten sich aufs glücklichste in dem Verfasser, der die besten Kräfte seines ungewöhnlich langen Lebens (er starb 92 Jahre alt 14. Juni 1873) auf dieses Werk verwandte und den Kern der strengen Wissenschaft in die schöne Form einer gediegenen Darstellung zu kleiden verstand.

Unter Raumer's übrigen zahlreichen Schriften sind folgende auch noch gegenwärtig von besonderm Werth und Interesse:

Vorlesungen über die alte Geschichte. Dritte Auflage. Zwei Bände. Geh. 12 M.

Geschichte Europas seit dem Ende des 15. Jahrhunderts. Acht Bände. Geh. 73 M. 30 Pf.

Historisch-politische Briefe über die geselligen Verhältnisse der Menschen. Geh. 6 M.

Ueber die geschichtliche Entwickelung der Begriffe von Recht, Staat und Politik. Dritte Auflage. Geh. 4 M. 50 Pf.

Handbuch zur Geschichte der Literatur. Vier Theile. Geh. 16 M. Geb. 18 M.

Lebenserinnerungen und Briefwechsel. Zwei Theile. Geh. 10 M.

Vorstehende Werke sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

K. K. FRANZISKEISCHES MUSEUM Rheinland

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 20. — 19. Mai 1881.

Inhalt: Beaconsfield und Buckle. Von David Asher. — Georg Büchner. Von Reinhard Mosen. — Gneisenau's Biographie. Von Hans Prutz. — Ueber Rußland und russische Zustände. Von Rudolf Doehn. — Feuilleton. (Ausländische Literatur; Theater und Musik; Aus der Schriftstellerwelt.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Beaconsfield und Buckle.

1. Endymion. Von Earl of Beaconsfield. (Benjamin D'Israeli.) Aus dem Englischen von C. Böttger. Autorisirte deutsche Ausgabe. Drei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1881. 8. 18 M.

Das vielbesprochene Werk des jüngstverstorbenen Expremiers von England liegt in vorzüglicher Uebertragung und schöner Ausstattung vollständig vor, und kann nun auch der deutsche Leser, der des Englischen nicht kundig ist, oder doch nicht so, daß er mit Genuß einen Roman zu lesen vermag, sein eigenes Urtheil über diese letzte Schöpfung des Veteranen in der Politik und Schriftstellerei fällen. Sie hat, wie der Verfasser selbst und alle bedeutenden, aus dem gewöhnlichen Gleise heraustretenden Männer, die verschiedensten Beurtheilungen erfahren und jedenfalls einen äußerlichen, d. h. pecuniären Erfolg gehabt, wie er selbst in unserer Zeit nur selten vorkommt. Während manche den Roman äußerst langweilig fanden oder zu finden vorgaben — vielleicht weil ihnen der Verfasser antipathisch ist oder andere hier nicht zu nennende Gründe sie dazu bestimmten, das Buch zu verdammen —, kann ich bezeugen, daß viele, nicht Kritiker, sondern unbefangene, gebildete Leserinnen, was bei einem politischen Roman mehr sagen will als Leser, ihn höchst interessant gefunden haben. Es wäre lächerlich, zu sagen: dann waren sie nicht urtheilsfähig; denn da der Hauptzweck eines Romans ist, zu unterhalten, so kommt es nur darauf an, ob dieses Ziel erreicht wird; ist dies der Fall, so kann der Verfasser diejenigen Kritiker verlachen, die, wie jener Arzt, der den wiedergenesenen Patienten der Wissenschaft nach dennoch für todt erklärte, darauf bestehen, daß sein Werk nichts tauge. Auch komme man nicht mit dem abgedroschenen de gust ibus etc.; denn ich möchte wohl ein wirklich langweiliges Kunstwerk, namentlich ein so durch und durch langweiliges, wie gewisse Kritiker „Endymion" finden wollten, sehen, welches im Stande wäre, irgendeinen Geschmack zu befriedigen, geschweige denn so zu unterhalten, daß, wie mir in einem Falle vorgekommen, die Leserin, eine geistvolle, wählerische Frau, ganz hingerissen davon sein könnte. Ein solches Buch muß doch nothwendigerweise gewisse Vorzüge besitzen, wenn auch nicht jeder sie anerkennen will, vielleicht blos weil er mit andern Erwartungen an die Lektüre herangetreten ist. Bei der Empfindung von Langeweile aber, die ja bekanntlich fast in allen Fällen subjectiv ist, werde ich stets an die nicht oft genug zu wiederholende witzige Aeußerung Lichtenberg's erinnert: „Wenn ein Kopf und ein Buch zusammenstoßen und es klingt hohl, muß es dann immer das Buch gewesen sein?"

Freilich ist „Endymion" kein Buch für Backfische oder für schwärmerische Jünglinge; diese werden sich beispielsweise an „Romeo und Julie" ergötzen, während der vollreife, der im Lebensabende stehende Mann den „Hamlet" oder auch „Timon" vorziehen wird. Von einem Beaconsfield nun, der, als er das Buch schrieb, das Leben hinter sich und die höchste gesellschaftliche Staffel erklommen hatte, konnte man kaum nochmals einen Roman nach Art seiner Jugendschriften: „Vivian Grey", „Venetia", „Contarini Fleming", oder auch seiner spätern politischen Romane erwarten, in denen er seine Laufbahn vorzeichnete. In allen seinen Werken spiegelt er sich selbst ab; man kann seine Entwickelung in ihnen wie in einer Autobiographie verfolgen. Sie bilden einen fortlaufenden Commentar zu seinem innern und äußern Leben und schildern es uns, wie Goethe das seinige geschildert hat, in der Form von Wahrheit und Dichtung. Schon sein vorletzter Roman, „Lothair", wich bedeutend von seinem „Coningsby", „Sybil" und „Tancred", jener bekannten Trilogie ab, weil der Verfasser damals schon sein Ziel erreicht hatte und er nicht mehr der aufstrebende Mann war, der seine weitreichenden Pläne ent-

warf und dem Leser einen Einblick in dieselben gewähren wollte, sondern der Minister und mächtige Parteiführer, der bereits die höchste Stufe erklommen hatte, von welcher aus er die Gesellschaft überblickte. Als man ihn einst seiner Jungfernrede wegen im Unterhause verlachte und er in die Worte ausbrach: „Der Tag wird kommen, wo ihr mir zuhören werdet", da hatte sich der damals noch sehr junge Mann, dessen Ehrgeiz durch die eben erfahrene Demüthigung erst recht aufgestachelt worden sein mochte, sein Ziel gesteckt, welches kein anderes war, als England, sein Vaterland, dereinst als Premierminister zu beherrschen. Von dem Momente an hat ihm dieses Ziel nicht nur bei all seinem Thun vorgeschwebt, sondern er ist auch mit aller Macht darauf losgesteuert, und bedenkt man, wie scheinbar aussichtslos ein solches Ziel für den dem jüdischen Stamme entsprossenen jungen Mann damals war, der ohne alle Verbindung mit den Mächtigen des Landes und nur unter den Auspicien des Rufs, dessen sich sein Vater erfreute, als Schriftsteller seine Laufbahn antrat, so muß man wol zugestehen, daß im Bewußtsein der ihm innewohnenden Kraft und Begabung ihn, wie einen Napoleon III., einzig und allein der Glaube an seinen Stern bei der Verfolgung eines solchen Zieles unterstützen und bis zu demselben emportragen konnte. Nehmen wir einmal an, eben dieser Napoleon, der so viel Aehnlichkeit mit Beaconsfield gehabt, hätte als Kaiser einen Roman geschrieben, glaubt man etwa, er wäre nach Art der ersten Bulwer'schen oder D'Israeli'schen oder anderer ähnlicher Gattung ausgefallen? Wer daher „Endymion" mit der Erwartung in die Hand nimmt, er werde einen Liebesroman oder gar, weil der Titel darauf hinzudeuten scheint, eine Idylle darin finden, der wird allerdings enttäuscht werden. Man muß dabei, will man dem Verfasser gerecht werden, vorher den richtigen Gesichtspunkt gefunden haben und nicht minder die Absicht des Schriftstellers ins Auge fassen. Und diese hat er in dem bekanntlich Juvenal entnommenen Motto „quidquid agunt homines" angedeutet und es dem classisch gebildeten Leser überlassen, den Rest selbst zu ergänzen, daß es nämlich ein „farrago" sei, was ihm hier geboten werde. Auch daß die „homines" bei D'Israeli-Beaconsfield nicht die Menschheit umfassen, sondern lediglich die upper ten thousand der englischen, speciell der londoner Gesellschaft: darauf muß der, welcher des Verfassers frühere Werke, von denen hier nur „Sybil" auszunehmen wäre, kennt, ebenfalls gefaßt sein.

Es wird also hier, im „Endymion", ein buntes Allerlei geboten, mit lockerm Zusammenhang, eine Reihe von Bildern aus der höhern Gesellschaft Londons, denen nur ein vereinzeltes, denselben innerlich nicht zugehöriges, aber doch äußerlich sehr nothwendiges Anhängsel hinzugefügt ist: ich meine den fashionablen Schneider — wenn nicht der Mitarbeiter am „Scaramouch" („Punch") hier mit hinzugerechnet werden muß. Im Vordergrund dieser Bilder oder eigentlich Porträts steht natürlich der Held, dessen Namen den Titel bildet, und dessen Schwester Myra, welche die wahre und eigentliche Heldin der Erzählung ist; denn sie, nicht der Bruder, ist das treibende Agens darin; ihr Ehrgeiz fördert die Handlung und setzt den schwachen Bruder in Bewegung. Seinem Namen treu, ist er der schlafende Jüngling, dem Selene den Kuß auf die Stirn drückt, d. h. der fast passiv sich Verhaltende, dem im Schlaf das Glück in den Schos fällt. Man hat sich in England jedoch mit dieser Erklärung des allerdings seltsamen Titels nicht begnügt und daran herumgeklügelt, bis endlich das „Athenaeum", welches zuerst etwas mysteriös auf den historischen Ursprung des Namens hingewiesen und die Bekanntschaft des Publikums mit demselben als selbstverständlich angenommen hatte, wol eines Bessern belehrt, nachträglich folgende Aufklärung darüber zu geben geruhte. Dieselbe ist aber so dunkel und verwirrend, daß sie ein wahres lucus a non lucendo ist, woran freilich der Verfasser selbst schuld ist, der sich darin gefallen hat, schon im Titel der Lesewelt ein Räthsel aufzugeben und sie damit, wie mit sämmtlichen in dem Werke auftretenden Namen und Charakteren, zu mystificiren. Das „Athenaeum" spricht sich darüber nämlich wie folgt aus: „Endymion selbst sagt, es sei ein Familienname, den Endymion Cary in der Zeit Karl's I. geführt hat. Dies ist auch eine von Lord Beaconsfield's kleinen Mystificationen, denn er vermengt hier Lucius Cary (den großen Lord Falkland) mit Endymion Porter. Nun war Endymion Porter der Ahn von Lord Beaconsfield's altem Freunde George Smythe, späterm siebenten Viscografen Strangford, und der Name des dritten Viscografen Strangford war ebenfalls Endymion."

Wie mit diesem, so ergeht es dem Forscher mit den meisten andern im Buche vorkommenden Namen und Charakteren; man hat da stets ein ignis fatuus vor sich, dem nachzugehen eine vergebliche Bemühung ist, oder Quecksilber, das sich nicht erfassen läßt und dem danach greifenden Finger entschlüpft. Nur einige der Nebenfiguren im Gemälde, und zwar gerade die Größen des Zeitalters, sind unverkennbar; so Graf Ferrol als Bismarck, Prinz Florestan als Napoleon III., Lord Roehampton als Palmerston, Thornberry als Richard Cobden. Ebenso verhält es sich mit den Frauen, unter denen die hervorragendste, Myra, die unfaßbarste ist und allerlei Metamorphosen durchmacht. Als Stilprobe des Verfassers und Uebersetzers folge hier gleich die Schilderung des ebengenannten Lord Palmerston, welche die „Edinburgh Review", also die whiggistische Zeitschrift, die dem Torypremier gegenüber als unparteiische Zeugin angerufen werden kann, für eine der besten im Buche hält:

Der Graf Roehampton war die kräftigste Stütze der Regierung, natürlich mit Ausnahme des Premiers selbst. Er war der Mann, von dessen Charakterstärke und biegsamer Geschmeidigkeit das Land vertrauensvoll erwartete, daß in allen Beschlüssen ein tapferer, doch durch gewandte Besonnenheit gemäßigter Muth nicht fehlen werde. Lord Roehampton war, obgleich Engländer, ein irischer Peer und auch entschlossen, es zu

bleiben, denn er wußte die Stellung vollkommen zu würdigen, welche einen hohen Rang in der Gesellschaft mit der durch einen Sitz im Unterhause verliehenen Macht combinirte. Er war ein sehr ehrgeiziger und, wie man glaubte, weltlicher Mann. Viele hielten ihn sogar für gewissenlos, und doch war er Romantiker. Ein großer Liebling der Gesellschaft, besonders des zartern Geschlechts, hatte er etwas spät im Leben plötzlich eine schöne Frau geheirathet, welche ohne Vermögen und kein Mitglied des Zauberkreises war, in welchem er blühte. Diese Verbindung war eine glückliche gewesen, denn Lord Roehampton hatte ein sanftes Temperament und besaß, obgleich man ihm nachsagte, daß er kein Herz hätte, eine natürliche oder doch anerzogene, gewinnende Zartheit, welche zu gleicher Zeit bezauberte und schmeichelte. Seit zwei Jahren war er nun Witwer, und die Welt war der Meinung, daß er sich wieder verheirathen und diesmal eine standesgemäße Ehe schließen solle. Außer seinen mannichfachen Empfehlungen hatte er jetzt auch noch den unschätzbaren Ruf, ein guter Gatte gewesen zu sein, was ihm früher niemand zugetraut hatte.

Was nun die Handlung betrifft, so ist sie bei D'Israeli-Beaconsfield nur Nebensache. Er scheint hierin derselben Theorie wie der unten erwähnte Buckle gehuldigt zu haben, nach welcher der Aufbau nicht Hauptsache eines guten Romans sei. Von größerer Wichtigkeit, meint er, wäre die Sprache, d. h. der Dialog, und namentlich die dramatische Kraft desselben. Man vergleiche in dieser Beziehung, fügt er hinzu, z. B. Walter Scott und G. P. R. James. Auch „Endymion" durchzieht nur ein dünner Faden von Handlung, die in weiter nichts besteht als in dem Emporkommen des Titelhelden, der, wie bereits erwähnt, angespornt vom Ehrgeiz seiner ihn innig liebenden Schwester und unterstützt von der Liebe und den Mitteln einer aristokratischen Dame, von den bescheidenern Regierungsämtern, wie der Verfasser, bis zur Premierschaft steigt. Die Zeit, welche diese Handlung mit ihren Vorstufen durchläuft, datirt von der Reformbill und reicht bis auf unsere Tage hinab. Wir haben also, trotz aller Verdeckung und Verstellung, ein Spiegelbild der D'Israeli'schen Laufbahn, freilich nicht seines wahren Charakters, vor uns, wobei ja selbst die einzige Schwester, die er gehabt, nicht fehlt und seine Gattin wol durch Adriana vertreten ist. Die eigentliche Handlung aber ist das Auftreten der mannichfaltigen, in der politischen Welt und der höhern Gesellschaft hervorragenden Männer und Frauen der Zeit, wenn man diese Ausfüllung des Gemäldes Handlung nennen darf. Es sind lebende Figuren, tableaux vivants, die der Verfasser mit großem Geschick und oft mit Bewährung seiner satirischen Ader vor uns auftreten läßt, und wie scharf er da, wo er gewollt, getroffen hat, konnte man an der Rache sehen, mit welcher „Punch", hier „Scaramouch" genannt, sofort nach dem Erscheinen des Werks den Verfasser verfolgte.

Ich schließe mit den Worten des erwähnten Artikels in der „Edinburgh Review": „Im ganzen schließen wir diese Bände nicht ohne Dankbarkeit gegen den Verfasser für die Unterhaltung, die er uns verschafft hat. Man darf den Verdacht hegen, daß er dabei die Gesellschaft, die Politik, seine Leser auslacht. Was thut's? Wir können mit ihm lachen. Ein solches Buch au grand sérieux, wie die Franzosen sagen, zu nehmen, würde ein Irrthum sein; als satirisches Lebensgemälde jedoch, mit den Verwandlungen einer Weihnachtspantomime, hat es das Verdienst, eine ungeheuere Anzahl Leser zu unterhalten, und zwar vom Cabinetsminister zu Whitehall, der seine Depeschen beiseitewirft, um das Buch zu verschlingen, bis zum californischen Goldgräber oder australischen Schäfer, die sich einbilden, sie finden in diesen Blättern einige Züge von dem, was in einer andern Hemisphäre vorgeht, worin sie sich freilich etwas irren könnten. Dies sind nur die gefärbten Schatten aus der Zauberlaterne des Lebens; die Lampe darin scheint, wir wollen es hoffen, mit reinerm und stetigerm Lichte."

2. Henry Thomas Buckle's Leben und Wirken. Von Alfred H. Huth. Auszugsweise umgearbeitet von Leopold Katscher. Leipzig, Winter. 1881. 8. 3 M. 60 Pf.

Unter den drei Gründen, welche Katscher zur Rechtfertigung seiner Bearbeitung dieser Biographie anführt, muß der Unterzeichnete zu seinem aufrichtigen Bedauern den ersten bestreiten. Ich staunte nicht wenig, die betreffende Behauptung in einem von der Winter'schen Verlagshandlung verlegten Buche zu finden. Katscher, dessen Unbekanntschaft mit meiner Uebersetzung schon eher zu entschuldigen ist, sagt nämlich, er habe die Arbeit unternommen, weil es bisher gar keine Buckle-Biographie gegeben habe, weder eine deutsche noch eine englische. Nun hat aber dieselbe Handlung bereits im Jahre 1867 meine Uebersetzung der „Essays by Henry Thomas Buckle with a Biographical Sketch of the Author" (Neuyork, Appleton u. Comp. 1866) veröffentlicht; die biographische Skizze darin nimmt im englischen Texte 30, in meiner Uebersetzung 24 Seiten ein. Kann man da wol noch sagen, es habe bisher gar keine Buckle-Biographie gegeben? So etwas sollte in der Literatur doch nicht vorkommen. Ich glaube eher annehmen zu dürfen, es habe gedachte Skizze den Lesern und Verehrern Buckle's bisher vollkommen genügt: es ist ja nicht nöthig, daß man, wie es freilich heutzutage Mode ist, vom Leben und Wesen eines Gelehrten alles aufs umständlichste erfahre, oft ja nur zum größten Schaden des Betreffenden und zur Schmälerung seines Rufs, wie wir das jetzt an Thomas Carlyle erlebt haben, dessen von Froude nur zu schnell nach Carlyle's Tode veröffentlichte „Reminiscenzen" ihn als einen unliebenswürdigen, neidischen, also egoistischen und kleinlichen sowie infolge von Verdauungsschwäche griesgrämlichen Menschen erweisen. Und gerade die allzu große Ausführlichkeit der Huth'schen Biographie hat ja Katscher zu einer bedeutenden Kürzung derselben bestimmt, sodaß aus den zwei starken Bänden der englischen eine nur 228 Seiten umfassende deutsche geworden ist.

Was nun die vorliegende Biographie betrifft, so hat sie ein Mann wie Buckle trotz dem, was ich oben gesagt,

unstreitig verdient, und wird man sie willkommen heißen. Ich für meine Person bin ein so großer Bewunderer der „Geschichte der Civilisation" und Verehrer des Verfassers derselben, daß ich auch Huth nicht zu ausführlich finde für mein Verlangen nach Kenntniß des genialen Autodidakten. Sein Werk, obschon ein Bruchstück, ragt unter gleichartigen und vielen andern Werken, wie der Montblanc unter den Alpen hervor, und England wird allezeit mit Stolz auf dasselbe als eine der bedeutendsten Leistungen seiner genialen Kinder hinweisen dürfen. Buckle's Lebenslauf hat manche Aehnlichkeit mit dem Schopenhauer's, insofern beide Söhne wohlhabender Kaufleute, von den Vätern zu diesem Stande bestimmt waren und auch wirklich in denselben eintraten und darin verblieben, bis der mächtige Wissenstrieb in ihnen die Oberhand gewann und sie sich dem Studium widmeten, um schließlich der Welt unsterbliche Werke zu hinterlassen, nur daß Schopenhauer vorher eine regelrechte Gymnasial- und akademische Bildung genoß, während Buckle bereits mit seinem vierzehnten Jahre die Schule verließ und seine ausgebreiteten Sprachkenntnisse, ebenfalls wie Schopenhauer, auf Reisen und mit Hülfe von Sprachlehrern, seine übrigen Kenntnisse aber lediglich durch Selbststudium sich erwarb. Beide haben so ihre Anschauungen mehr aus der Schule des Lebens geschöpft als aus den Büchern und diese nur dazu benutzt, jene zu erweitern, zu bestätigen und — zu widerlegen. Man athmet daher in den Werken beider dieselbe Luft; man fühlt jeden Augenblick, daß man sich hier nicht auf ausgetretenem Gleise befindet, sondern neue Bahnen betritt; der Gesichtskreis wird erweitert, leuchtet auch keine freundliche Sonne darüber und ist der Himmel getrübt, ja tief umwölkt. Doch ich gerathe in Jean Paul's Schilderung des Schopenhauer'schen Werks hinein und will, um nicht des Plagiats bezichtigt zu werden, lieber jene „Meisterskizze", wie Gwinner mit Recht sie bezeichnet, anführen: „Schopenhauer's «Welt als Vorstellung und Wille» (sic), ein genial philosophisches, kühnes, vielseitiges Werk, voll Scharfsinn und Tiefsinn, aber mit einer oft trost- und bodenlosen Tiefe, vergleichbar dem melancholischen See in Norwegen, auf dem man in seiner finstern Ringmauer von steilen Felsen nie die Sonne, sondern — in der Tiefe nur den gestirnten Taghimmel erblickt." Trifft dieses Bild nicht gleichfalls genau den Charakter des Buckle'schen Werks, in welchem uns mit wissenschaftlicher Strenge die unerbittlichen Gesetze aufgedeckt werden, nach denen wir handeln, und denen wir nicht entrinnen können, es sei denn durch Selbstmord, welcher selbst wieder einem strengen Gesetze unterliegt? Aber in noch zwei andern Eigenschaften sind die Werke beider sich ähnlich, wovon die eine in den eben angeführten letzten Worten Jean Paul's angedeutet ist, nämlich in der Klarheit und — füge ich hinzu — der Wahrheit. Wie der Einzelne im Leben nicht gern die Wahrheit hört, so wenden sich die Menschen im allgemeinen auch gar zu gern von solchen Werken ab, welche sie aussprechen, und stets wieder denen zu, die sie übertünchen, bemänteln und unter gleisnerischer Hülle ihren Augen entziehen. Der Mensch kann sie eben nicht ertragen und nimmt deshalb immer wieder die bekannte Stellung des Straußes an und verbirgt seinen Kopf in den Sand, um — nicht zu sehen. Daher sucht man sich der Lehren beider, Schopenhauer's und Buckle's, zu erwehren; man bekämpft sie, sucht sie beiseitezudrängen, wirft sie zur Thür hinaus, gerade wie es der armen „Frau Wahrheit" in Marggraff's schöner Ballade erging — allein was hilft's? Die Wahrheit bleibt dennoch stehen. Damit soll nicht gesagt sein, daß alles, was die beiden gelehrt haben, wahr sei, oder daß sie in allen Fällen die ganze Wahrheit lehren; jedenfalls aber sind mehr Wahrheitskörner in ihren Schriften enthalten als in den meisten andern Werken der Philosophen und philosophischen Historiker.

Ich wurde noch besonders durch so manche in den hier mitgetheilten Briefen Buckle's ausgesprochenen, mit Schopenhauer genau übereinstimmenden Ansichten auf diese Parallele geführt, wenngleich sie durch beider Lebenslauf und Werke schon nahe genug lag. Zu meinem Bedauern sehe ich eben, daß ich mir nur eine einzige Stelle angestrichen habe. Sie lautet: „Wird man durch Feindseligkeit nicht vernichtet, so gedeiht man durch sie" (Brief an Frau Bowyear, September 1861). Ebenso schrieb mir Schopenhauer: „Ein Angriff, der seinen Mann nicht niederwirft, stärkt ihn." Außerdem denke man an beider Cölibat, an ihre Lebensweise, welche hier in der Huth'schen Biographie natürlich ausführlicher beschrieben ist als in der von mir übersetzten Skizze und in den in Zeitschriften früher erschienenen Schilderungen, an seine Sparsamkeit, die er jedoch nicht aus Geiz, sondern zu dem Zwecke übte, um sich wie Schopenhauer seine Unabhängigkeit behufs der Muße zu seinen Studien zu erhalten, und zur fortwährenden Vermehrung seiner Bibliothek (sie bestand zu einer Zeit aus 22000 Bänden), endlich an die vierzehn Jahre, während deren er in aller Stille an seinem großen Werke arbeitete, oder vielmehr sich darauf vorbereitete, wie Schopenhauer auf das seinige, namentlich in Dresden, und man wird noch viele andere Aehnlichkeiten zwischen den beiden großen Denkern finden. Unähnlich waren sie sich nur darin, daß Buckle an seiner Mutter die beste, innigste Freundin und Förderin seines Werks hatte, wie er ihr auch den ersten Band desselben widmete, und sie mit gleicher Innigkeit und Wärme liebte; daß er durch sie eine hohe Meinung von den geistigen Fähigkeiten des Weibes hatte; daß er Kinder liebte, wovon wir bei Schopenhauer nichts wissen, und — kein Misanthrop war. Daß er ein ausgezeichneter Schachspieler war, sei nur nebenher mit erwähnt, da ich nicht die Absicht habe, seine Biographie hier nachzuschreiben. Nur das sei noch berichtet, daß er die beiden Söhne seines Freundes und Wirthes Henry Huth, von denen der eine, der Verfasser des vorliegenden Buchs, damals vierzehn, der jüngere erst elf Jahre alt war, als Begleiter auf seine

Reise nach Aegypten mitnahm, von wo er nicht wieder zurückkehren sollte. Er widmete sich ihnen und ihrer Erziehung mit der größten Sorgfalt und vertrat an ihnen Vater- und Mutterstelle. Noch in seinen letzten Stunden lächelte er milde, so oft die beiden Kinder das Zimmer betraten, und murmelte, nachdem er sie zu sich herangewinkt hatte, um sie zu küssen: „Arme Kinder!“ Am nächsten Morgen verschlimmerte sich die Krankheit, die ihn zu Boden geworfen, da wo er Genesung gesucht hatte, und um 10¼ Uhr vormittags hauchte er seinen Geist aus: am 29. Mai 1862, im noch nicht vollendeten einundvierzigsten Jahre seines Lebens.

Am Schlusse der Biographie vertheidigt der Verfasser seinen Helden gegen die von einer Seite erhobene Beschuldigung, Buckle sei blos ein Plagiator von Comte gewesen, und weist die Nichtigkeit dieses Vorwurfs nach. Das Buch liest sich sehr angenehm, und der Uebersetzer hat keinen geringen Antheil an diesem Verdienste, da er diesmal recht gewandt und fließend ins „geliebte Deutsch“ übertragen hat.

David Asher.

Georg Büchner.

Georg Büchner's sämmtliche Werke und handschriftlicher Nachlaß. Erste kritische Gesammtausgabe. Eingeleitet und herausgegeben von Karl Emil Franzos. Mit Porträt des Dichters und Ansicht des züricher Grabsteins. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1879. 8. 8 M.

In Willkomm's „Jahrbüchern für Drama, Dramaturgie und Theater“ (I, 5, 6) beginnt eine Besprechung von Büchner's hochinteressantem, doch durchaus nicht bühnenfähigem Drama „Danton's Tod“, das 1835 bei J. D. Sauerländer in Frankfurt a. M. unter dem schiefen, nicht vom Autor gebilligten Nebentitel: „Dramatische Bilder aus Frankreichs Schreckensherrschaft“, erschienen war, mit dem kühnen Satze: „Georg Büchner, der Dichter, und Georg Danton, sein Held, haben ein ziemlich ähnliches Schicksal gehabt, schon darin ähnlich, daß sie jetzt beide todt sind.“ Auch in der Literatur ist Büchner lange Zeit hindurch fast todt gewesen, und seines titanisch-wilden Genius Wirken und Schaffen lag wie eine Mumie wohleingewickelt unter dem Glasdeckel eines Museums in den Literaturgeschichten zur oberflächlichen Schau aus. Denn so richtig und wichtig auch die Aussprüche der namhaften Literaturhistoriker über diesen merkwürdigen Jüngling waren, konnten sie doch nicht die sorgfältige Lektüre von seinen Werken ersetzen, welche nur in einer unvollständigen, 1850 erschienenen Ausgabe vorhanden und schwer zugänglich geworden waren. Da ist nun die erste kritische Gesammtausgabe der sämmtlichen Werke und des handschriftlichen Nachlasses mit doppelter Freude zu begrüßen. Karl Emil Franzos hat dieselbe herausgegeben und mit einer trefflichen Biographie, die freilich nur bis zum Erscheinen von „Danton's Tod“ von ihm selbst herrührt, eingeleitet.

Franzos führt uns in Büchner's Aelternhaus zu Goddelau, einem Dorfe bei Darmstadt, in welchem der Vater als Districtsvogt wohnte. Hier ward Georg Büchner am 17. October 1813 als „einer der letzten und jüngsten Unterthanen, die dem Rheinbunde zugewachsen“, geboren. Seine Mutter, Karoline Büchner, geborene Reuß, war eine edle Frau, von ebenso glühender Liebe für Deutschland und deutsches Volksthum beseelt, wie ihr Gatte von Verehrung für den Weltbezwinger Napoleon. Trotz dieser scharfen Gegensätze war die Ehe eine glückliche, „auch von materiellem Gedeihen begleitet“; denn in Georg's drittem oder viertem Lebensjahre wurde der Vater mit erhöhtem Range und Gehalt nach Darmstadt versetzt. Bis zu seinem zehnten Jahre wurde Georg von seiner Mutter unterrichtet, die eine herrliche Frau gewesen sein muß, während der Vater, wie er uns aus dieser Schilderung entgegentritt, nicht gerade einen angenehmen und freundlichen Eindruck macht. Im Herbst 1823 bezog Georg das Gymnasium zu Darmstadt und besuchte dasselbe in vollständigem Cursus bis zum Herbst 1831. Er war „ein guter Schüler, der Location nach einer der ersten“, doch nach übereinstimmendem Ausspruch seiner Coätanen mehr von Ehrgeiz als von wirklichem Schulfleiß getrieben. Entschieden trat eine Vorliebe für die exacten Wissenschaften hervor, die freilich damals noch weniger Pflege als heute auf den Gymnasien fanden. Von dichterischer Begabung zeigte sich bei Büchner zu jener Zeit noch keine Spur: „Die deutschen Aufsätze, die er bis in sein sechzehntes Jahr hinein lieferte, waren überaus schwach und unbedeutend.“ Auch ein paar Gedichte, die er nach damaliger Mode bei festlichen Gelegenheiten an die Aeltern richtete, sind sehr schwach und zeigen durchaus nichts Originales.

Ein mächtiger Umschwung in seinem ganzen Wesen trat in seinem siebzehnten Jahre ein; „jene bange Schwüle, welche der Julirevolution voranging“, reifte seinen Sinn, und am Feuer des politischen Enthusiasmus entflammte sich auch seine Begeisterung für andere ideale Ziele. Er besann sich auf sich selbst, und in ungemein kurzer Zeit reifte der Knabe zum Jüngling, der sich mit höchstem und reinstem Ernst in die größten Fragen vertiefte und in mächtigem Freiheitsdrange begierig nach Vernichtung alles Zwanges im politischen und religiösen Leben strebte. Damals begann er auch, sich ernstlich mit den Werken der großen Dichter zu beschäftigen; Shakspeare, Homer, Goethe und die „Volkspoesie“ studirte er mit Eifer, während er sich mit dem Rhetorischen in Schiller's Schriften nicht befreunden konnte. Er selbst jedoch hat von seinem sechzehnten bis zum zweiundzwanzigsten Jahre nichts gedichtet. Im

September 1831 verließ er das Gymnasium und ging nach Straßburg, um dort auf des Vaters Wunsch in der medicinischen Facultät seine Studien zu beginnen, deren Hauptgegenstände Zoologie und Anatomie sein sollten. Zwei Jahre blieb er dort:

> Es sind dies die glücklichsten, heitersten Jahre seines Lebens gewesen, dabei von bestimmendstem Einfluß auf sein späteres Geschick. Hier gewann er volle Klarheit über seine wissenschaftliche Eignung, hier erhielt sein politischer Enthusiasmus den Schliff und die Schärfe einer bestimmten Parteimeinung, hier erlebte sein Herz den Frühling seiner ersten und einzigen Liebe.

Franzos gibt nun eine sehr gute und anschauliche Schilderung von dem geistigen Leben, das sich dort um den jungen Studenten wob und kräftig auf ihn wirkte. Der kernig deutschen Art, die sich in vielen Kreisen trotz der französischen Herrschaft noch unverdorben erhalten hatte, wandte er sich mit treuem Herzen zu; so fand er sich bald heimisch in der Familie des protestantischen Pfarrers Jaeglé, bei der er in Wohnung und Kost getreten war. Die Tochter des Hauses, Minna, ein liebliches, kluges Mädchen, ward später seine Braut.

Sein Verkehrskreis außer dem Hause war ausgezeichnet durch die Freundschaft von Baum, Böckel, Follenius und namentlich der Brüder Stöber, auf welche alle der geniale Jüngling einen eigenen Zauber ausübte. In seinen Studien war er sehr fleißig; er beschäftigte sich neben den Fachstudien mit modernen Sprachen, besonders dem Italienischen und Französischen. Auch mit der deutschen Literatur hielt er sich vertraut und nahm Antheil an den poetischen Bestrebungen seiner Freunde Stöber, wenn er auch, wie er später an Gutzkow schrieb, „kein Verehrer der Manier à la Schwab und Uhland und der Partei war, die immer rückwärts ins Mittelalter greift, weil sie in der Gegenwart keinen Platz ausfüllen kann".

Sein schon auf der Schule entflammter Eifer für eine freiheitliche Umgestaltung der politischen Verhältnisse fand in Straßburg reichste Nahrung, und es ist kein Wunder, daß er in dieser Gegend, wo „unter allen Provinzen zuerst die Trieolore entfaltet worden war", zum radicalen Republikaner wurde.

So überspannt und unreif er war, ging er doch scharf auf sein Ziel los, indem er die Mitwirkung der großen Masse als das Wichtigste ansah und die „große Magenfrage" in den Vordergrund gestellt sehen wollte. Und mit welch unheimlicher Beredsamkeit spricht er über diese später in seinen agitatorischen Schriften, unheimlich und gefährlich. Der früher oft ausgesprochenen Meinung, er sei persönlich am frankfurter Attentat vom 3. April 1833 betheiligt gewesen, hält der Herausgeber einen Brief entgegen, den Georg am 5. April an seine Aeltern schrieb und in dem er zwar Sympathie mit den Urhebern jenes Putsches, doch zugleich seinen festen Entschluß ausspricht, sich an keiner revolutionären Bewegung zu betheiligen, da solche „im gegenwärtigen Zeitpunkt" doch nur erfolglos sein könne.

Im Juli 1833 verließ er Straßburg, um nach den gesetzlichen Bestimmungen Hessens seine Studien an der Landesuniversität Gießen fortzusetzen. Der Abschied von Straßburg, wo er Braut und Freunde zurückgelassen hatte, war für ihn verhängnißvoll; denn in Gießen verbitterte sich sein Gemüth und riß ihn in den bisher vermiedenen Strudel. Zu seiner tiefen Verstimmung mag der erste Grund wol in dem Zwange gelegen haben, den sein Vater hinsichtlich seines Studienplans auf ihn ausübte. Georg wollte sich jetzt ganz auf die Naturwissenschaften werfen, während der Vater ihn zum medicinischen Brotstudium zwang. Das war sein Unglück; denn „so ward ihm das Studium, das ihn in Straßburg mit Eifer, Freude und Zuversicht erfüllt, in Gießen zur Qual und zum Ekel". Dazu kam der Ton, der unter den Studenten in Gießen herrschte; Büchner's ganze Natur sträubte sich dagegen, am Kneipleben des deutschen Bruder Studio theilzunehmen, und verhielt sich gegen alles Commentwesen, alle studentische Exclusivität so ablehnend, daß er sich nicht einmal der gießener Burschenschaft anschloß. So mußte er in seinem Groll und seinem Verkennen der Eigenthümlichkeit deutschen Universitätswesens in Einsamkeit verbittern und vergrillen, und so sehen wir ihn plötzlich im Winter von 1833 auf 1834 thätig in die politischen Wirren eingreifen, was er in Straßburg noch verschworen hatte.

Der Herausgeber widmet dieser wichtigen Periode im Leben Büchner's einen sehr eingehenden Bericht, der für die Geschichte jener Tage, und zwar nicht nur für die hessische, höchst interessant ist. Für uns genügt hier zu wissen, daß Büchner, als die hessische Regierung am 2. November 1833 die Kammern auflöste und die Reaction übergewaltig auf das Land drückte, dem Schuldirector Friedrich Ludwig Weidig zu Butzbach bei Gießen näher trat und sich der Partei desselben, die einst „das Centrum alles Unheils, die Bundesversammlung in Frankfurt", hatte sprengen wollen, zuwandte.

Was ihn dazu veranlassen konnte, sich gerade damals der ganz aussichtslosen Sache der Revolution anzuschließen, ist bei ihm wol nur aus seinem eigenen verzweifelten Gemüthszustande zu erklären; nur darum konnte er mit solchem Fiebereifer zur scharfen Feder des Pamphletisten greifen und jedem Geheimbunde beitreten. Zwei wichtige Ereignisse sind hier noch zu erwähnen: auf Veranlassung seiner Braut verlobte er sich unter Zustimmung der Aeltern jetzt öffentlich mit ihr; bald darauf befiel ihn, den die Aufregungen des letzten Jahres sehr mitgenommen hatten, eine schwere Krankheit, eine Gehirnentzündung, die er jedoch mit der Kraft der Jugend überwand. Frisch und energisch nahm er nun seine Bestrebungen auf politischem Gebiete, von denen er nicht lassen konnte noch mochte, wieder auf. Wie er mit einem „curiosen und abenteuerlichen Gesellen", August Becker, einem sogenannten Studenten der Theologie, zusammenkam, was er mit ihm und Weidig plante, wie er sich dann von letzterm, der sich aus der Stiftung geheimer Bünde nichts Segensreiches versprach,

der überhaupt, wie Franzos sehr richtig hervorhebt, als „Mann der christlich-germanischen Schwärmerei" im Grunde den schärfsten Gegensatz zu dem „atheistischen Naturforscher", dem „von modernen Ideen durchtränkten Jüngling" bildete, immer mehr abwandte und im März 1834 in Gießen eine Gesellschaft gründete, die sich aus Studenten und Bürgern rekrutirte, ist hier nicht des Genauern zu verfolgen. Auch der Gang der folgenden Ereignisse sei hier nur skizzenhaft angegeben. Büchner mahnte seine Genossen in Erkennung der „Magenfrage" an die materiellen Interessen und „predigte den Bund der politischen mit der socialen Revolution". Während Weidig jene anstrebte, ging Büchner auf diese los mit seiner gefährlichen Flugschrift, dem „Hessischen Landboten". Er schrieb dieselbe im April 1834, und im Juli 1834 erschien sie als Flugblatt; sie wird hier im vierten, quellenmäßig festgestellten Abdruck mitgetheilt. Ihre Sprache ist schon ganz von der wilden Kraft des Geistes erfüllt, welcher im „Danton" seinen betäubenden Donner rollen läßt. Weidig ließ das Erscheinen des „Hessischen Landboten" (welcher Titel übrigens von ihm, nicht von Büchner selbst herrührte) nur ungern zu und gab nicht eher seine „heftigen Proteste" auf, als bis Büchner alle Aenderungen Weidig's anzunehmen versprach. So wurde nach der von Franzos angeführten Angabe Becker's z. B. „die Vornehmen" statt „die Reichen" gesetzt und dem Manuscript Büchner's, das „eigentlich eine schwärmerische Predigt gegen den Mammon" gewesen sei, durch solche und weitere Aenderungen Weidig's ein noch gehässigerer Charakter aufgedrückt.

Gleich nach Erscheinen des Pamphlets sprachen sich Professor Jordan in Marburg, Dr. Hundeshagen und namentlich die von Weidig beeinflußten Bürger Butzbachs heftig gegen diese „allzu scharfe, ja ekelhafte" Schrift aus, und es war kein Wunder, daß sich die hessische Polizei eifrig dahinter machte, dies Pamphlet und seine Beförderer zu unterdrücken. Wie Büchner der Verhaftung entging, während sein Freund Minnigerode, der die Schrift hatte verbreiten sollen, im Kerker wahnsinnig und todkrank wurde, daß er ihr entgehen mochte, ist zum Verwundern.

Ende August kehrte er nach Darmstadt zu den Aeltern zurück und blieb dort unter höchst peinlichen Verhältnissen bis Ende Februar 1835. Peinlich mußten diese Verhältnisse schon dadurch sein, daß der Medicinalrath Büchner als loyaler Staatsdiener mit herbem Groll, als Vater mit schwerer Sorge auf die Bestrebungen des Sohnes sah.

Georg, der damals seinen „Danton" plante und schrieb, war so gedrückt und ängstigte sich so vor des Vaters Groll, daß er die Werke über die Französische Revolution, z. B. Mirabeau's „Briefe an seine Wähler", wenn er solche im Laboratorium studirte, unter einem großen Atlas der Anatomie versteckte, damit ihn der Vater nicht ertappe. Das Knabenhaft-Unreife in ihm kann wol nicht schärfer und trauriger charakterisirt werden als durch diesen vom Herausgeber erzählten Zug. Dabei behielt er immer noch Fühlung mit „der Partei" und führte den Vorsitz in der darmstädter Gesellschaft der Menschenrechte, die in einem verfallenen Häuschen insgeheim ihr Wesen trieb und in einem Kornspeicher Säbel- und Bajonnetfechten übte.

Unter solchen Verhältnissen schrieb er am „Danton" selbst „am Seciertische des Laboratoriums und während jener Stunden, wo Dr. Büchner nicht zu Hause war; anatomische Tafeln, mit welchen er das Manuscript bedecken konnte, lagen stets aufgeschlagen auf dem Tische. Außerdem hielt (sein Bruder) Wilhelm Wache und meldete rechtzeitig die Heimkehr des Vaters".

Da erhielt er wiederholt gerichtliche Vorladungen; einige seiner Freunde, mit denen er noch kurz vorher berathen hatte, wurden verhaftet; hastig vollendete er die Reinschrift seines Dramas und schickte sie an Gutzkow nach Frankfurt; eine erneute Vorladung vor Gericht ließ ihn die ganze Gefahr seiner Lage erkennen. So floh er, vielleicht mit seiner Mutter Wissen, aus dem älterlichen Hause über die französische Grenze (1835). Nun wollte er auf eigenen Füßen stehen und schrieb den Aeltern: „Ich stehe jetzt ganz allein, aber gerade das steigert meine Kräfte."

Der Vater wandte sich schweigend von ihm ab. Gutzkow aber erkannte die außerordentliche dichterische Begabung des flüchtigen Jünglings und nahm sich seiner in schönster Weise an. Er suchte den „Danton" druckfähig zu machen, aber der Verleger Sauerländer, „obwol einer der muthigsten und freisinnigsten Verleger Deutschlands", nahm trotzdem noch Anstand und vertraute das Werk Eduard Duller zur weitern Bearbeitung für die Drucklegung an. So erschien dasselbe Anfang Juli 1835 im Buchhandel, nach Gutzkow's Worten „als ein nothdürftiger Rest des Werks, die Ruine einer Verwüstung". Duller gab dem „Danton" noch den oben erwähnten geschmacklosen Nebentitel.

So weit hat K. E. Franzos die Biographie Büchner's selbst geführt; was erübrigt, ist aus der Biographie herübergenommen, die der Ausgabe von „Büchner's Werken" 1850 beigegeben war.

Während nun sein „Danton" von Gutzkow in die Literatur eingeführt wurde, lebte Büchner in Straßburg, wo er sich wieder seinen Studien zuwandte und neben den streng wissenschaftlichen Arbeiten, namentlich in der vergleichenden Anatomie, auf Veranlassung Sauerländer's Victor Hugo's „Tudor" und „Lucrezia Borgia" mit glänzendem Geschick übersetzte. Seine eifrigen Studien, die er meistens bis Mitternacht fortsetzte, „führten ihn zur Entdeckung einer früher nicht gekannten Verbindung unter den Kopfnerven des Fisches". Er machte sich im Winter 1835—36 daran, hierüber eine Abhandlung zu schreiben, und beendigte dieselbe im März 1836. Im Sommer desselben Jahres schrieb er sein Lustspiel „Leonce und Lena", um damit den von der Cotta'schen Buchhandlung ausgesetzten Preis für das beste Lustspiel zu erringen; er versäumte jedoch den festgesetzten Termin

und erhielt es uneröffnet zurück. Um dieselbe Zeit schrieb er seinen „Wozzeck", der leider Fragment geblieben ist, und erhielt von Zürich, wohin er jene Abhandlung geschickt hatte, neben dem Doctordiplom der philosophischen Facultät die Aufforderung zu einer Probevorlesung in Zürich, um, wenn diese gefiele, das Recht des Docirens zu erhalten. Er ging dorthin, und unter der aufmunternden Anerkennung, die seine wissenschaftlichen Arbeiten daselbst fanden, lebte er neu auf; aber am 2. Februar 1837 erkrankte er, und trotz der liebevollsten Pflege, die ihm seine Braut und seine Freunde widmeten, starb er am 19. Februar im Alter von $23^1/_2$ Jahren.

Um ihn trauerten alle, welche aus den ersten, wilden Sprüngen dieses jungen Genius dessen hohe Kraft erkannten; dem Dichter des „Danton" wurden prächtige Grablieder gesungen, und die Studenten Zürichs haben ihm unter der deutschen Linde bei Zürich ein Denkmal gewidmet, das die Verse Herwegh's zeigt:

Ein unvollendet Lied sinkt er ins Grab,
Der Verse schönsten nimmt er mit hinab!

Doch ein besseres und dauernderes Denkmal hat ihm Franzos mit dieser Gesammtausgabe geweiht, deren größtes Verdienst nicht die etwas weitschweifige Biographie, nicht die philologisch-strenge Feststellung der Lesarten, sondern die Reconstruction des „Wozzeck" ist.

Ueber Büchner's Drama „Danton's Tod" wird sich auch jetzt, wo das Werk in authentischer Form vorliegt, nichts Wichtigeres sagen lassen, als was schon beim Erscheinen desselben als „Ruine einer Verwüstung" besonnene Kritiker darüber sagten. Es ist höchst interessant, es zeugt von tiefstem Ernst im Blicke des rückwärts gewandten Propheten, als welcher der Dichter hier angesehen werden darf, und es schildert mit einer fast unheimlichen Gewalt alle Schrecklichkeiten der gewaltigsten, fürchterlichsten aller Revolutionen; aber da man überall auf die schärfste Ecke der Tendenz gestoßen wird, schreckt das ästhetische Gefühl, das bei einer Dichtung wie bei jedem andern Kunstwerk doch stets die erste und wichtigste Stimme hat, zurück, und wenn sich nun gar das Werk als Drama der Kritik aussetzen muß, so kann diese trotz der Gewalt Büchner'scher Diction und Gestaltungskraft doch nicht umhin, den Kopf verneinend zu schütteln. Denn für die Bühne ist dies Drama bei seinen Sprüngen und dann wieder langen Pausen in der Handlung unmöglich und wird sich auch von keinem Bearbeiter für dieselbe retten lassen. Wie schade um so manche vortreffliche Scene darin, vor allem die Scene zwischen Danton und Robespierre, in der sich ihre Wege auf immer scheiden; wie schade um so manches geistreiche und um so manches innige Wort, das nun fast in den Wind gesprochen ist! Aber ein Drama, das nicht mit stetem Hinblick auf die Forderungen der Bühne geschrieben ist, wird in den meisten Fällen ein todtgeborenes Kind sein.

Aber auch wo Büchner die Bühne selbst im Auge hatte (und das hatte er doch wol, wenn er mit seinem Lustspiel um den von der Cotta'schen Buchhandlung ausgesetzten Preis ringen wollte), selbst also in „Leonce und Lena", fehlt der richtige Druck, durch den alles zusammengeht und sich zu einem Gesammtbilde gestaltet. Außerdem sind die Situationen gesucht, die meisten Charaktere blasirt, und die Witze oft kahl und frostig, wenn sie nicht gar, wie in der Traurede des Hofpredigers, einfach gemein sind.

Das Wichtigste und Beste, was uns Büchner hinterlassen hat und für dessen Herstellung die Literatur dem Herausgeber zu größtem Danke verpflichtet ist, das ist das Trauerspiel-Fragment „Wozzeck". Freilich ist es nur ein Fragment, das Franzos mit der größten Mühe durch chemische Mittel aus dem unleserlichen Manuscript reconstruirt und lesbar gemacht hat; freilich ist das Ganze noch roh, zerfahren und zerflattert, aber abgesehen von einigen schrullenhaften, ja verrückten Scenen, bietet es wahrhaft Ergreifendes und unvergeßlich Schönes.

Die Geschichte ist, wenn man die erwähnten Verdrehtheiten und Sonderbarkeiten beiseiteschiebt, sehr einfach und dadurch so ergreifend. Franz Wozzeck, ein Mann von dreißig Jahren, dient als gemeiner Soldat weiter (der freundliche Leser erinnere sich, daß das Fragment 1836 geschrieben ist), um seine Löhnung und seinen kärglichen Nebenverdienst als Raseur u. s. w. seinem Mädchen zu geben, damit diese sich und seinen unehelichen Sohn davon knapp, doch redlich erhalte. Aber Marie ist noch jung und schön; der Hunger und der Neid auf die Glücklichen thun gar so weh; sie rennt dem stattlichen Tambourmajor in die Arme und verräth den getreuen, braven Wozzeck. Als dieser es erfährt, brütet er Rache und ersticht Marie auf einem Spaziergange im Walde. Er selbst sucht in der Schenke sein Gewissen zu betäuben, und als das Blut an seinen Kleidern Verdacht erweckt, treibt es ihn an die Stelle des Mordes. Er will das Messer holen, mit dem er die That vollbracht hat; er schleudert es in den Teich und läuft dann im ausbrechenden Wahnsinn selbst in diesen hinein. Eine einfache, grausige Mordgeschichte, aber mit eminenter Kraft psychologischer Wahrheit vorgetragen und im Kämpfen der Charaktere gegen den aufsteigenden Entschluß zu Treubruch oder Mord, in der furchtbaren Qual der Gewissensangst nach vollbrachter, vom Geschick fast aufgezwungener Missethat wahrhaft tragisch. Es sei hier die kleine Scene der Marie nach dem Treubruch eingeschoben:

Mariens Stube.

Marie (allein, blättert in der Bibel). „Und ist kein Betrug in seinem Munde erfunden worden." ... Herrgott, Herrgott! Sieh mich nicht an! (Blättert weiter.) „Aber die Pharisäer brachten ein Weib zu ihm, so im Ehebruch lebte, und stellten sie vor ihn." (Liest murmelnd weiter, dann mit gehobener Stimme): „Jesus aber sprach: So verdamme ich dich auch nicht, geh' hin und sündige hinfort nicht mehr." (Schlägt die Hände zusammen.) Herrgott! Herrgott! — ich kann nicht — Herrgott! gib mir nur so viel, daß ich beten kann. (Das Kind drängt sich an sie.) Der Bub gibt mir einen Stich ins Herz. Fort! Das brüst sich in der Sonne! Nein komm, komm her! (Beginnt zu erzählen.) Es war einmal ein König. Der Herr König hatt' eine goldene Kron und eine Frau Königin und ein klein Büblein. Und was

aßen sie alle? Sie aßen alle Leberwurst.... Der Franz ist nit gekommen, gestern nit, heute nit.... Mir wird heiß, heiß! (Reißt das Fenster auf.) Wie steht es geschrieben von der Magdalena — wie steht es geschrieben? „Und kniete hin zu seinen Füßen und weinte und küßte seine Füße und netzte sie mit Thränen und salbte sie mit Salben.“ ... (Schlägt sich auf die Brust.) Heiland! ich möchte dir die Füße salben — Heiland, du hast dich ihrer erbarmt, erbarme dich auch meiner!...

Das ist die Sprache der höchsten Poesie, die Sprache der Natur.

Psychologisch interessant ist auch das Novellen-Fragment „Lenz“, welches die Genesis des Wahnsinns in diesem unglücklichen Universitätsfreunde Goethe's schildert.

Beigegeben sind dann noch Proben aus den „Uebersetzungen“, die erste Scene der zweiten Handlung aus „Maria Tudor“, und die erste Scene der dritten Handlung aus „Lucrezia Borgia“; „Der Hessische Landbote“, jene oben des Oeftern erwähnte tolle Flugschrift, einiges aus den anatomischen und philosophischen Schriften Büchner's, eine Auswahl aus seinen Briefen und ein Anhang, der am Schluß einen interessanten Artikel über die Familie Büchner bringt; doch würde es zu weit führen, wenn dies bunte Allerlei hier noch des Genauern besprochen werden sollte. Wer sich aber für Büchner's äußeres und inneres Leben interessirt, wird viel Wissenswerthes darin finden. Wir nehmen hier Abschied von dem Buche, das uns das Leben und Wirken Georg Büchner's zum ersten mal vollständig und übersichtlich bietet. Auch sein Porträt und eine schöne Abbildung seines Grab- und Denksteins unter der deutschen Linde bei Zürich sind dem stattlichen Bande beigegeben.

Reinhard Mosen.

Gneisenau's Biographie.

Das Leben des Feldmarschalls Grafen Neidhardt von Gneisenau. Von G. H. Pertz. Vierter Band: 1814. 1815. Fünfter Band: Schluß. Von Hans Delbrück. Berlin, G. Reimer. 1880—81. Gr. 8. 20 M.

Volle elf Jahre sind verflossen, seitdem die von G. H. Pertz unternommene große Biographie Gneisenau's mit dem Erscheinen des dritten Bandes (1869) in einen fast hoffnungslos erscheinenden Stillstand gerathen war. Es lag eben in der Art, welche den um unsere historische Wissenschaft so hochverdienten Pertz in spätern Jahren kennzeichnete, daß er eine einmal begonnene Arbeit nicht aus der Hand gab, auch wenn er sich selbst sagen mußte, er werde bei seinem hohen Alter und seiner zunehmenden Kränklichkeit nicht im Stande sein, dieselbe zu Ende zu führen oder auch nur noch ernstlich zu fördern. Lieber ließ er sie zum Nachtheil der Wissenschaft und zum Kummer der Jünger derselben in seinem Pult aussichtslos liegen, ehe er sich entschloß, die von ihm gesammelten Materialien und deren Bearbeitung jüngern und rüstigern Kräften zu übergeben. Es ist bekannt, wie sehr unter diesem Zuge des vortrefflichen Mannes namentlich das große nationale Unternehmen der Sammlung der Quellen für die deutsche Geschichte des Mittelalters eine Reihe von Jahren gelitten hat. Auf den gleichen Anlaß ist auch die elfjährige Unterbrechung zurückzuführen, welche in der Fortführung und Vollendung der großen Gneisenau-Biographie eingetreten ist. Erst durch den Tod Pertz' wurden die in dessen Händen befindlichen Materialien frei. Im Auftrage der gräflich Gneisenau'schen Familie und auf Wunsch des Verlegers übernahm ein jüngerer Historiker, Hans Delbrück, der Erzieher des inzwischen so früh verstorbenen Prinzen Waldemar von Preußen, die Bearbeitung der von Pertz gesammelten Materialien; doch erwies sich bald eine Vervollständigung derselben als dringend nothwendig. Alles das erklärt den langen Zeitraum, welcher zwischen dem Erscheinen des noch von Pertz veröffentlichten dritten Bandes und dem des Schlußbandes der Gneisenau-Biographie verflossen ist. Um so willkommener aber ist dieser: denn nun endlich sind wir im Stande, das Bild des genialen Feldherrn abzuschließen und in alle Einzelheiten hinein auszuführen.

Es war natürlich, daß derjenige, der die Vollendung der unvollendet hinterlassenen Arbeit übernahm, sich dabei an die von Pertz gewählte Anlage des Ganzen band und die Form seiner Darstellung der seines Vorgängers insoweit anpaßte, als unerlaßlich war, um die äußere und die innere Einheit der Arbeit möglichst zu wahren. Daher treffen die Ausstellungen, welche gegen die drei von Pertz vollendeten Bände des großen Werks erhoben werden mußten, auch die Fortsetzung und den Schluß, obgleich diese von anderer Hand herrühren. Streng genommen kann man nämlich das Werk gar nicht als eine Biographie Gneisenau's bezeichnen: es ist mehr ein Urkundenbuch zu einer künftigen Biographie desselben als eine Sammlung von Briefen und Denkschriften Gneisenau's, welche chronologisch geordnet und durch eine sehr knapp und dürftig ausgefallene biographische Erzählung rein äußerlich zusammengehalten werden. Das, was Pertz und was Delbrück zu den von ihnen mitgetheilten Gneisenau'schen Papieren hinzugethan haben, ist wenig und erreicht nirgends auch nur annähernd den Reichthum und die Energie der Darstellung, welche uns aus jeder Zeile, die aus Gneisenau's Feder geflossen, mit zündender Gewalt entgegensprühen. Zu bedauern ist dies vor allem deshalb, weil ein Buch, das nicht eine künstlerisch ausgeführte Biographie, sondern nur eine Sammlung von Materialien — freilich kostbaren Materialien — darbietet, immer nur einen beschränkten Leserkreis finden wird, vollends wenn es fünf starke Bände umfaßt: und doch hätte gerade die lichte Heldengestalt dieses großen Schlachtendenkers, dieses glühenden Patrioten und schneidigen Poli-

tikers, dieses uneigennützigen, reinen und liebenswürdigen Menschen vor vielen andern verdient, dem deutschen Volke in anschaulicher Unmittelbarkeit vor Augen gestellt zu werden, damit Tausende sich in ihrer Betrachtung erheben und mit verwandten Gesinnungen erfüllen möchten!

Dem zeitlichen Umfange nach ist der Inhalt der vorliegenden zwei Bände sehr ungleich: der vierte behandelt die Jahre 1814 und 1815, der fünfte die letzten funfzehn Jahre von Gneisenau's Leben. Die Anordnung des Stoffs durch Delbrück weicht von der bei Pertz beobachteten insofern vortheilhaft ab, als hier erst die Ereignisse eines größern Zeitraums in zusammenhängender Erzählung berichtet werden und dann die auf denselben Zeitraum bezüglichen Briefe an und von Gneisenau und sonstigen Materialienmittheilungen folgen. Der eigentlich geschichtliche oder biographische Theil ist so weniger zerrissen, und die werthvollen Stücke aus Gneisenau's ausgebreiteter Correspondenz gewinnen an Verständlichkeit und Interesse. In dieser Weise bietet uns der vierte Band eine um Gneisenau als Mittelpunkt gruppirte Geschichte erst des Feldzugs von 1814, dann des kurzen friedlichen Zwischenspiels 1814—15 und endlich des Feldzugs von 1815, die glänzendsten und größten Tage aus Gneisenau's Leben, wo es demselben bei Ligny und bei Belle-Alliance endlich einmal vergönnt war, den Krieg im großen Stil nach seinen Grundsätzen, in seiner Weise zu führen, ohne Rücksicht nehmen zu müssen auf fürstliches Dreinreden und diplomatische Velleitäten. Herrlich sind die Briefe Gneisenau's aus jenen unvergeßlichen großen Tagen: in jeder Zeile athmen sie Kühnheit, Zuversicht, Entschlossenheit und das glückselige Gefühl höchster Befriedigung, welches den großen Feldherrn erfüllen mußte, als es ihm vergönnt war, gleichsam als ein von Gott auserwähltes Werkzeug den Mann, in dem er die Verkörperung des bösen Princips haßte und an dessen Bekämpfung er sein Leben gesetzt hatte, von der kaum wiedergewonnenen Höhe niederzuschmettern in den Abgrund, sodaß er für alle Zeit unschädlich wurde. Um so leidenschaftlicher ist sein Unwille über die Erbärmlichkeit des zweiten Pariser Friedens und über den schnöden Undank, mit dem Preußen von den eifersüchtigen Großmächten gelohnt wurde.

Ein ganz anderes Bild bietet uns der letzte Theil von „Gneisenau's Leben". Für einen Mann wie Gneisenau war der Friede überhaupt nichts; ganz unerträglich aber mußte einem solchen der Friede sein, wie er sich unter dem wachsenden Einfluß der Reaction auch für ihn gestaltete. Er war erst kurze Zeit als Generalgouverneur der Rheinlande, dann nach einer Zeit der Ruhe auf dem Ehrenposten eines Gouverneurs von Berlin thätig; daneben wurde er als Mitglied des Staatsraths in die wichtigen politischen Discussionen jener Zeit gezogen, um bald zu der Erkenntniß zu kommen, daß er da mit einigen wenigen gleichgesinnten Freunden vergeblich gegen die erstarkende Reaction ankämpfte. Er selbst wurde der Gegenstand der Verdächtigung, niedriger Spionage und gemeiner Denunciation, und dem gleichen Schicksal entgingen auch seine nächsten Bekannten nicht. Außerordentlich unerquicklich ist das Bild der preußischen Zustände, welches uns aus seinem Briefwechsel in den zwanziger Jahren entgegentritt, und wir können dem Herausgeber Delbrück nicht beistimmen, wenn er den Versuch macht, die bittern Urtheile, welche Gneisenau und sein Freundeskreis über Personen und Zustände jener Zeit fällten, als unberechtigt oder doch als zu hart und durch eine gewisse persönliche Verstimmung beeinflußt darzustellen, ja sogar auszuführen, daß in dem Preußen jener Tage alles aufs beste bestellt gewesen und eben damals der Grund gelegt worden sei zu der künftigen Größe Preußens.

Um so anziehender, ja unwiderstehlich fesselnd tritt uns in den Briefen aus dieser Zeit der Mensch Gneisenau entgegen. Wie rührend und dabei so klar und verständig ist die Sorge für seine Kinder, die ihm während seines unsteten Kriegerlebens fast fremd geworden waren: man lese die herrlichen Briefe an und über seine Tochter Agnes während der Zeit, da Scharnhorst's Sohn Wilhelm, damals Major, nicht ganz nach Gneisenau's Wunsch, um dieselbe warb, und dann wieder die rührenden Berichte über den frühzeitigen Tod der glücklichen jungen Frau und Mutter, oder den kostbaren Briefwechsel mit dem von Clausewitz'schen Ehepaar, aus welchem uns die wahrhaft ideale Freundschaft, welche diese Menschen miteinander verband, lebendigst entgegentritt — und man wird von dem erquickenden und erhebenden Gefühl durchdrungen werden, daß man es hier mit einem edeln und guten, einem trotz aller Großthaten unendlich bescheidenen und tief dankbaren Manne zu thun hat. Wie schön spricht Gneisenau das selbst einmal aus in dem Schreiben, womit er am 10. November 1829 seinem Freunde Gröben für die ihm zu seinem siebzigsten Geburtstage dargebrachten Glückwünsche dankt:

> Daß ich je meinen siebzigsten Geburtstag feiern würde, hatte ich nimmer gedacht. Wenn ich mein langes Leben überschaue und die Wohlthaten überzähle, die mir unverdient von Gott geworden, und welche treue Freunde er mir hat zugewendet, so ist mein Herz mit Dank erfüllt gegen denjenigen, von dem mir alles dieses geworden. Mein ganzes Leben erscheint mir als ein Wunder. Wie ich als mutterloser, von meinem Vater, der auf Abenteuer in der Welt herumirrte, nicht unterstützter Knabe barfuß in die Schule ging, nachher von meinen Großältern aus dieser Dürftigkeit befreit wurde, aber von Jesuiten und Franciscanermönchen nur einen geistig dürftigen und abergläubischen Unterricht erhielt, dagegen von einem ehemaligen protestantischen Prediger Bücher besserer Art erhielt, die das Bedürfniß besserer Lektüre in mir erregten; wie ich späterhin mein kleines großväterliches Erbe verschwendete und in die peinlichsten Verlegenheiten gerieth; wie ich mich aus allen Verirrungen glücklich retten konnte, oder vielmehr durch höhere Hand gerettet wurde: dies alles muß mir als ein Wunder erscheinen. Wie der König mich unter so vielen andern, die höher standen als ich, gerade mich zum Befehl in Koblenz ernannte, mich fortwährend erhob, mir in unsern Feldzügen durch seine Aufträge Beweise eines hohen Vertrauens gab, alles das begreife ich nicht. Meinem Erstaunen darüber kommt nur meine Dankbarkeit gleich.

Bekanntlich ist es Gneisenau am Abend seines Lebens noch einmal vergönnt gewesen, in die ihm allein völlig zusagende ernstliche militärische Action einzutreten. Als infolge der Ereignisse des Jahres 1830, welche Gneisenau als Gegner Frankreichs wie Belgiens fanden, und infolge des polnischen Aufstandes die preußische Armee theilweise mobilisirt und zur eventuellen Unterstützung Rußlands an der polnischen Grenze aufgestellt wurde, erhielt Gneisenau am 6. März 1831 das Obercommando. Mit Staunen sahen seine Gehülfen die wahrhaft jugendliche Energie, Umsicht und Schnelligkeit des greisen Feldherrn, der, so sehr er sonst wol über die Gebrechen des Alters geklagt hatte, wie wiedergeboren erschien durch die Lust, am Abend seines Lebens noch einmal ein ganz selbständiges Commando zu führen, womöglich erst die polnische Rebellion niederwerfen zu helfen, dann nach dem Rhein zu eilen und sich in dem eine Zeit lang drohenden Kriege mit Frankreich neue Lorbern zu gewinnen. Die Erfüllung dieser Hoffnung war ihm nicht beschieden. Noch am 9. August 1831 schrieb er seiner Gattin, er würde, wenn ihm gestattet wäre, die Art seines Todes zu wählen, nächst einer Kanonenkugel oder einem sanften Schlagfluß die Cholera wählen — die eben damals von Rußland her ihren Einzug in Deutschland hielt und namentlich in dem von Gneisenau befehligten Heere manches Opfer forderte. In der Nacht vom 22. zum 23. August verfiel er dieser Krankheit; schon am 23. August war er eine Leiche.

Nicht ohne Ergriffenheit, aber auch nicht ohne ein Gefühl der Erbauung nimmt man Abschied von diesem reinen, den edelsten Gütern nachstrebenden Soldatenleben, das in seiner ganzen Herrlichkeit und seinem ganzen Reichthum zu erkennen erst uns Nachlebenden vergönnt gewesen ist. Aber gerade im Hinblick auf die Lichtgestalt, als welche uns Gneisenau in einer an großen und edeln Männern wahrlich nicht armen Zeit erscheint, möchten wir den Wunsch aussprechen, daß auf Grund der Pertz-Delbrück'schen Biographie, welche einen größern Leserkreis kaum finden dürfte, eine für das große Publikum lesbare Darstellung von dem Leben und Wesen des einzigen Mannes von sachkundiger Hand und mit Geschmack ausgearbeitet werde: wir können uns denken, daß eine solche ein Volksbuch im besten Sinne des Worts werden und eine Verbreitung finden und ähnlichen Nutzen stiften würde wie Droysen's classisches „Leben York's". Hans Prutz.

Ueber Rußland und russische Zustände.

1. Berlin und St.-Petersburg. Preußische Beiträge zur Geschichte der russisch-deutschen Beziehungen. Zweite Auflage. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1880. 8. 6 M.
2. Iwan Turgénjew. Vortrag von J. J. Honegger. Basel, Schweighauser. 1880. Gr. 8. 80 Pf.

Die vorstehend genannte Schrift „Berlin und St.-Petersburg" (Nr. 1) hat ein gewisses Aufsehen gemacht und darum in kurzer Zeit zwei Auflagen erlebt. Es ist aber eine bekannte Thatsache, daß nicht alle Bücher, welche einen großen Leserkreis und einen schnellen Absatz finden, einen bedeutenden innern Werth besitzen. In gewisser Beziehung trifft dies auch bei dem in Rede stehenden Buche zu. Dasselbe ist durchweg polemisch und tendenziös gehalten; sein historischer Werth ist sehr zweifelhafter Natur. Auf den ersten Anblick macht es den Eindruck, als ob es von höhern, wohlunterrichteten Kreisen in Berlin inspirirt worden wäre. Bei einer genauern Betrachtung kommt man indeß zu einem ganz andern Schlusse. Der anonyme Verfasser, in welchem man leicht den Autor von „Jungrussisch und Altlivländisch" erkennt, hat seine Schrift als „Preußische Beiträge zur Geschichte der russisch-deutschen Beziehungen" bezeichnet, und damit der preußische Charakter der Arbeit noch schärfer hervortreten soll, sind die Vorbemerkungen zu beiden Auflagen von Berlin datirt. Der Verfasser, ein gewandter Publicist und bekannt durch eine ganze Anzahl interessanter Bücher über deutsch-russische Verhältnisse und Zustände, hat aber weder seinen dauernden Aufenthalt in Berlin, noch ist er ein geborener Preuße und tief eingeweiht in die preußische Staatskunst. Er mag immerhin gewisse Beziehungen zu einigen preußischen Politikern haben, aber dieser Umstand gibt ihm nicht das Recht, sich als Preuße zu geriren und durch die Bezeichnung seines Buchs als „Preußische Beiträge" bei dem arglosen Publikum den Schein zu erwecken, als sei er durch seine Geburt, seine Kenntnisse und seine Verbindungen besonders dazu legitimirt, Preußens Verhältnisse zu Rußland klar und gründlich darzulegen. Der baltisch-deutsch-russische Autor hätte besser gethan, seine Ansichten mit offenem Visir auszusprechen und die interessanten Mittheilungen, welche ihm offenbar von russischer Seite her zugegangen sind, in möglichst objectiver Weise zu verwerthen, statt in einseitiger und dabei nicht selten oberflächlicher Manier Rußland den Krieg zu erklären und Preußen, insonderheit das preußische Königshaus, herabzusetzen. Was uns persönlich anlangt, so fühlen wir nicht die geringste Sympathie für Rußland und begrüßen die jüngste Schwenkung, welche Fürst Bismarck der deutsch-russischen Politik gegeben hat, als heilsam für Deutschland mit Freuden; aber man soll große politische Verhältnisse auch von einem höhern Standpunkte und mit unbefangenem Blicke beurtheilen und sie nicht auf das Prokrustesbett einer beschränkten, wenn auch ehrlichen Parteimeinung legen. Trotz alledem hat die Arbeit des Anonymus manche verdienstliche Seiten; gewisse Partien des Buchs sind mit großem Fleiße und mit unleugbarer Sachkenntniß zusammengestellt und tragen entschieden zur bessern Erkenntniß

des specifischen Russenthums bei; aber diese Verdienste vermögen doch nicht den oben ausgesprochenen Tadel als unberechtigt erscheinen zu lassen. Das Unternehmen des Autors, unter der Maske eines preußischen Patrioten die preußisch-russischen Freundschaftsbeziehungen historisch zu beleuchten, wird in einer etwas derben Art durch Heinrich von Treitschke im letzten Maiheft der „Preußischen Jahrbücher" durch folgende altpreußische Erzählung illustrirt: „In dem Rheinfeldzuge von 1793 schimpfte einmal ein preußischer Grenadier weidlich auf König Friedrich Wilhelm II.; als aber ein österreichischer Kamerad mit einstimmte, da gab ihm jener eine Ohrfeige und sprach: So was darf ich sagen, nicht du; denn ich bin ein Preuße." Ob diese Erzählung ganz hierher paßt und auf den anonymen Autor mit Recht Anwendung findet, lassen wir dahingestellt sein.

Das Buch zerfällt in drei Hauptabschnitte, von denen der erste „Zu Zeiten des Kaisers Nikolaus", der zweite „Der polnische Aufstand von 1863" und der dritte „Das neue Deutschland und das neue Rußland" betitelt ist. Der beigefügte Anhang enthält zweierlei: das Memorial des Kaisers Nikolaus über die preußischen Angelegenheiten von 1848 in französischem Text, und eine Beschreibung der warschauer Zustände in den Jahren 1863 und 1864.

Der erste Abschnitt schildert die Zeiten, „in denen es an der Spree keine bessere Empfehlung als diejenige russischer, keine schlechtere als diejenige deutscher Gesinnung gab, und in welcher Männer, die auf den Namen preußischer Patrioten Anspruch erhoben und die in gewissem Sinne preußische Patrioten waren, die russische Livree öffentlich trugen". Was über die russische Gesinnung Louis Schneider's gesagt wird, ist leider vollständig wahr; im übrigen enthält das Kapitel wenig oder gar nichts Neues. Die zwar nüchterne, aber doch in hohem Grade selbständige preußisch-deutsche Politik Friedrich Wilhelm's III. wird nicht genügend anerkannt, mit Recht dagegen die klägliche Rolle verurtheilt, welche Preußen unter Friedrich Wilhelm IV. Rußland gegenüber spielte. Dieser geistvolle, aber wenig energische Fürst war in keiner Weise in politischen Fragen der selbstbewußten, festen Haltung des Kaisers Nikolaus gewachsen. Die traurigen Tage von Warschau und Olmütz vermag natürlich auch Heinrich von Treitschke nicht zu beschönigen. Daß übrigens der russische Selbstherrscher, der sich für den geborenen Vertheidiger und Beschützer des Legitimitätsprincips in Europa hielt, in der That daran dachte, mit seiner Kriegsmacht die freisinnigen Bewegungen in Preußen im Jahre 1848 niederschlagen zu helfen, geht nicht nur aus dem vom Verfasser mitgetheilten Memorial des Kaisers Nikolaus hervor, sondern wird auch durch andere Umstände bestätigt. Interessant ist in dieser Beziehung der nachstehende, vom Autor der Wahrheit gemäß erzählte Vorfall:

Im Herbst des Jahres 1848 wohnte der commandirende General des ersten Armeecorps, der spätere Feldmarschall Graf Dohna, in allerhöchstem Auftrage den russischen Manövern bei, welche unweit der preußischen Grenze unter der persönlichen Leitung des Kaisers Nikolaus abgehalten wurden. Bei Gelegenheit einer unter vier Augen geführten Unterredung im kaiserlichen Zelte sprach der Graf seine Bewunderung über die Tüchtigkeit der ihm vorgeführten Truppen aus, um sodann durch die plötzliche Frage des Kaisers: „Ihnen gefallen meine Truppen? Nun wohl — diese Truppen sind zu Ihrer Verfügung, wenn Sie an der Spitze derselben gegen das meuterische Berlin marschiren wollen!" überrascht zu werden. Der Graf gab die einzige, für einen Edelmann und Offizier mögliche Antwort — die Antwort, „daß ein preußischer General nie anders als auf Befehl seines Königs marschire". Nikolaus kam auf seinen Vorschlag nicht wieder zurück und gab, indem er beim Abschied seine mit Dohna geführten Gespräche in des Grafen W. Adlerberg Gegenwart recapitulirte, ohne der Sache Erwähnung zu thun, zu verstehen, daß er auf Schweigen rechne.

Die Richtigkeit dieser Erzählung wird durch die als Manuscript gedruckten Denkwürdigkeiten des Grafen Dohna und durch Leopold von Ranke in dessen Biographie Friedrich Wilhelm's IV. bestätigt.

Der zweite Abschnitt, welcher den polnischen Aufstand von 1863 behandelt, sucht darzuthun, daß die Ideen „einer in panslawistischer Absicht zu schließenden polnisch-russischen Conföderation" ungescheut in der nächsten Umgebung des russischen Kaiserthrons ihr Wesen treiben durften, daß durch Preußen Rußland große Dienste in der Unterdrückung jenes Aufstandes geleistet wurden, daß aber diese fast durchweg höchst uneigennützigen Dienste bei der übergroßen Mehrheit des russischen Volks keinerlei Anerkennung fanden. Beachtenswerth ist, worauf der Verfasser am Schlusse dieses Kapitels aufmerksam macht, daß bei der im October 1879 abgehaltenen Feier des funfzigjährigen Jubiläums des polnischen Schriftstellers Kraszewski panslawistische Demonstrationen in deutschfeindlichem Sinne stattfanden, und daß diese Demonstrationen an der Newa mit begeistertem Beifall aufgenommen wurden.

Im dritten und letzten Abschnitt seines Buchs führt der Autor mit seltener Belesenheit in der russischen Tagesliteratur den allerdings kaum noch nöthigen Beweis, daß in der modernen russischen Gesellschaft die antideutschen Stimmungen entschieden vorherrschen, und daß diese feindseligen Gefühle gegen uns nach dem berliner Friedensvertrage noch gewachsen sind. Mit Recht begrüßt der Verfasser das durch den Fürsten Bismarck angebahnte freundschaftliche Verhältniß zwischen dem Deutschen Reiche und dem österreichisch-ungarischen Kaiserstaate als ein erfreuliches Ereigniß. Es ist gewiß zu wünschen, daß dieses Verhältniß von Dauer sei, sowol im Interesse Oesterreichs als Deutschlands; es kann und wird aber nur von wirklicher Dauer sein, wenn in dem polyglotten Donaureiche selbst das deutsche Element maßgebend ist und bleibt.

Alles in allem genommen hat die vorliegende Schrift nur das Verdienst, den längst anerkannten Antagonismus zwischen Deutschthum und Slawenthum wieder einmal scharf hervorgehoben zu haben. Daß dabei ein besonderer Haß gegen Rußland zu Tage tritt, ist erklärlich und ver-

zeihlich; nur war es, wie gesagt, ganz unnöthig, daß sich dieser Haß, um wirksam zu sein, in ein specifisch preußisches Gewand hüllte.

Die kleine Schrift von J. J. Honegger: „Iwan Turgénjew" (Nr. 2), ist ein besonderer Abdruck aus dem fünften Bande der von einer Anzahl schweizerischer Professoren herausgegebenen „Oeffentlichen Vorträge". Der Name des Verfassers hat auf dem Gebiete der modernen Literatur- und Culturgeschichte einen guten Klang, und sein unlängst erschienenes Buch „Russische Literatur und Cultur" darf als ein werthvoller Beitrag zur Kenntniß der Literatur- und Culturgeschichte von Rußland angesehen werden. Wie nun Honegger sich in seinen größern Werken als ein zuverlässiger und geistvoller Forscher in literarhistorischen Dingen bewährt hat, so entrollt er uns auch in der vorliegenden kleinen Abhandlung mit Sachkenntniß und psychologischem Scharfblick in scharfen, kräftigen Zügen ein treffliches Charakterbild eines der größten russischen Sittenzeichner.

Iwan Turgénjew begann, wie der Verfasser nachweist, seine literarische Laufbahn als erbitterter Gegner des Instituts der russischen Leibeigenschaft, und obwol dieselbe jetzt nicht mehr rechtlich existirt, so klingt der früher mit Leidenschaft geführte Kampf gegen dieses Institut doch immer noch in einzelnen der jüngsten Schriften Turgénjew's scharf und deutlich nach. In dem Bann der Schopenhauer'schen Philosophie stehend, legt der russische Novellist und Sittenmaler die Wunden seines Vaterlandes bloß, aber er heilt sie nicht. Honegger sagt:

> Er führt die unglücklichen Streiter nicht zur Resignation, noch weniger zur durchgekämpften innern Ruhe, auf der andern Seite auch nicht gern zum Selbstmorde. Aber er läßt sie als unvollendete und unbefriedigte Geschöpfe (créatures brisées) stehen. Das sind die Typen jener 1840er Generation, die unter dem eisernen Zaren Nikolaus zur Selbstauflösung bestimmt war; sie stellen die ganz unnütz in beredten und verzettelten Anstrengungen sich abarbeitende Kraft dar, das traurige Product einer traurigen Gesellschaft.

Ueber den Lebenslauf Turgénjew's genügen hier folgende wenigen Worte: Iwan Sergjewitsch Turgénjew ist am 9. November 1818 zu Orel in Mittelrußland geboren und gut westländisch gebildet; er war im Ministerium des Innern, daneben auch journalistisch thätig und früh poetisch geweckt. Beim Tode des großen russischen Humoristen Gogol, im Jahre 1852, traf ihn nach Willkürbefehl kurze Haft und Verbannung, weil er in einem Essay es gewagt hatte, den genialen Verstorbenen einen großen Mann zu nennen, während man in Regierungskreisen darauf ausging, in den Augen der russischen Nation das Andenken an den gefeierten Dichter herabzusetzen. Nach 1855 hat Turgénjew fast immer im Auslande gelebt, in Italien, in Frankreich und in Deutschland. Fast alljährlich ging er auf einige Monate in die Heimat, um die Fühlung mit ihr nicht zu verlieren. So hat er jüngst gethan und ist dort, zum Verdruß der regierenden Kreise, ungemein gefeiert worden. Hinsichtlich seines äußern Lebenslaufs ist Turgénjew einer der seltenen glücklichen unter den russischen Autoren, einer der wenigen, die nicht zu frühem und gewaltsamem Untergange bestimmt waren; denn es liegt, wie Honegger ausführlich nachweist, ein fatalistisches Geschick auf den großen russischen Autoren. „Die russische Literatur ist eine Liste von Märtyrern oder ein Register von Sträflingen."

Der Verfasser geht einige der bedeutendsten der Turgénjew'schen Schriften genauer durch und hebt die darin enthaltene Charakteristik und intensive Seelenzeichnung, welche bald überraschend, nicht selten bewältigend, bald ernst, bald humoristisch oder beißend ironisch ist, gebührend hervor. Wenn wir nicht irren, verdanken die russischen Nihilisten Turgénjew ihren Parteinamen; in einer ganzen Reihe seiner Compositionen finden wir Zeichnungen des Nihilismus, den der klare Kopf des Dichters in seiner vollen maßlosen Hohlheit und Verderbtheit begreift und darlegt. Honegger schließt seine Arbeit mit der folgenden allgemeinen Abstraction:

> Turgénjew und gleicherweise die andern Häupter russischer Literatur sind mächtig und einflußreich geworden durch die eigenthümliche, uns fast fremdartig anschauende Verknüpfung zweier ganz verschiedenen Grundzüge: des angeborenen russischen Wesens mit dem anerzogenen westländischen. Turgénjew steht voran unter den großen Meistern, welche die volle abendländische Cultur in sich aufgenommen und innerlich verarbeitet haben. Das ist das ganze Räthsel seiner Größe. Und daraus ergibt sich eine zwingende Folgerung für alle russische Fortschrittsbewegung. Von den widersprechendsten Faetoren bewegt und zerrissen, hin- und hergewürfelt und aufgewühlt — von der absolutistischen Despotie und dem nihilistischen Revolutionsgeist, ohne Halt und Ruhe, hat Rußland nur zwei Wege vor sich. Will es gemäß den panslawistischen und slawophilen Träumereien und Phantastereien — denn etwas anderes sind sie nicht! — die westländische Bildung von sich abstoßen, so wird es nach mongolisch-chinesischer Weise stehen bleiben, eine vom modernen Culturleben abgelöste Insel. Und da das im Zeitalter der Eisenbahnen und Telegraphen denn doch nimmermehr angeht, so ist es in allen Fragen des Fortschritts an die abendländische Civilisation gewiesen, und wie die Dinge heute liegen, am allerstärksten an die deutsche. Wohl oder übel, gern oder ungern, in Frieden oder in Feindschaft, ob es wolle oder sich widerstrebend bäume — der deutschen Cultur und ihren Lebensprincipien muß auch jener halbasiatische Koloß sich beugen!

So Honegger. Ob seine halb culturhistorische, halb politische Schlußbemerkung richtig ist, wird erst die Folge lehren. Der Beachtung werth ist jedenfalls die Thatsache, daß nicht nur in dem halb asiatischen Rußland, sondern auch in dem republikanischen Nordamerika dem deutschen Elemente eine hohe Bildungsaufgabe gestellt zu sein scheint.

Rudolf Doehn.

Feuilleton.

Ausländische Literatur.

Aus den letzten Veröffentlichungen der Tauchnitz'schen Sammlung erwähnen wir „Lost in the Post and other Tales" von Johnny Ludlow (Mrs. Henry Wood), kleine Erzählungen, die wir ihren größern Werken vorziehen; ferner „A Village Commune" von Ouida, worin die bekannte Verfasserin die italienischen Dorfzustände des heutigen Tages in schrecken- und mitleiderregender Weise schildert, doch wol nicht ohne Uebertreibung, trotzdem sie im Anhange so manche Belege aus dem wirklichen Leben zur Bestätigung ihrer erdichteten Fälle anführt. Das Buch wäre zu einem Textbuch für die Socialisten in ganz Europa vortrefflich geeignet und dürfte leicht in alle Sprachen unsers Erdtheils übersetzt werden, erlangten jene Kenntniß von dem Inhalt. Daß die Verfasserin auch in diesem ganz ausgesprochenen Tendenzroman wieder viel Geschick hat, wird nur der gegen sie Eingenommene leugnen können; allein ihre jedenfalls menschenfreundliche und anerkennenswerthe Denunciation des geeinigten Italiens leidet an einem Fehler — there is a flaw in the indictment — wie man sich in der englischen Rechtssprache ausdrückt: sie sagt uns, die Wahl der Vorgesetzten läge in den Händen der Bauern; nun wenn jene ihre Gewalt so arg misbrauchen, wie Ouida es schildert, und so schonungslos gegen die armen Menschen verfahren, daß man glaubt über Rußland, nicht über das schöne und seit lange civilisirte Italien zu lesen, so ist es ja ihre, der Bauern eigene Schuld, wenn sie nicht besser wählen. Aber freilich — lassen sich Wahlen manipuliren!

„A Confidential Agent" von James Payn ist, was die Handlung betrifft, im Stil von Wilkie Collins gehalten, sehr spannend und gewandt geschrieben. Endlich sei „Flitters, Tatters and the Counsellor" von May Laffan, welches außer dieser genannten Erzählung noch zwei andere: „Game Hen" und „Baubie Clark" enthält, als sehr gelungene Schilderungen verlassener Menschen aus den Straßen Dublins erwähnt und empfohlen.

Auch Band 161 der Asher'schen Sammlung: „Adam and Eve" von Mrs. Parr gehört der bessern Gattung von Romanen an. Er ist psychologisch fein ausgearbeitet, namentlich ist Eva's Freundin und Cousine, die zwar ungebildete, aber reizend natürliche und herzensgute Joan, eine Perle liebevoller und gründlicher Charakteristik, und sind auch die Schilderungen der landschaftlichen Scenerie sehr gelungen zu nennen.

— Aus der neuern italienischen Literatur liegt uns ein kleines, recht zierliches Bändchen „Versi" von Giulio Visa vor (Milano, Frutelli Damolard), welches außer mancher reizenden Originaldichtung auch einige vorzügliche Uebersetzungen aus dem Englischen und Deutschen enthält, unter den letztern der „Erlkönig", „Der erste Verlust", „An die Sorge" von Goethe und „Die Lektion" und „Lorelei" von Heine. So gelungen aber auch z. B. die Uebertragung vom „Erlkönig" ist, so scheint doch die Sprache des Südens solchen dem nordischen Nebel entsprungenen Dichtungen nicht so recht angemessen. Möglich aber, daß dies nur subjectives Gefühl des Ausländers ist, dem die fremde Sprache, namentlich der Poesie, nicht den Eindruck macht wie dem geborenen Italiener.

— „Le Manuscrit de M. Larsonnier" von H. Cochin ist zwar ein Buch sonderbaren Inhalts: das Tagebuch eines Professors nämlich, der in seinem vorgerückten Alter bei seiner Kränklichkeit und infolge von Unglücksfällen an der Monomanie leidet, es gehe die Zeit für ihn zurück, anstatt vorwärts, und bringe so alle Ereignisse seines Lebens wieder mit sich. Die Form jedoch dieser autobiographischen Betrachtungen ist im reinsten akademischen Stil gehalten, und zeichnet sich das Buch dadurch ganz besonders vor so manchen andern französischen Werken des heutigen Tags aus.

— Von Alphonse Karr haben wir abermals zwei neue Schriften zu verzeichnen. Die erstere: „A l'encre verte", ist politischen Inhalts, und zwar namentlich gegen Gambetta gerichtet. Sie bekundet wiederum die Meisterschaft des Verfassers in der Handhabung der Sprache. Die zweite: „Les cailloux blancs du Petit Poucet", ist theils politischen Inhalts und aus der Zeit der Präsidentschaft Thiers', soweit man aus den Daten schließen kann, theils den Malern Delacroix und Gros gewidmet und in Karr's bester Manier.

— Von besonderm Interesse ist „Prosper Mérimée: Lettres à M. Panizzi, 1850—70", veröffentlicht von L. Fagan in zwei Bänden. Der Biograph des verstorbenen Oberbibliothekars des Britischen Museums, dessen Werk wir bereits früher in d. Bl. angezeigt haben, vervollständigt es hier durch die Herausgabe dieser hochinteressanten Briefe des berühmten französischen Schriftstellers. Obschon er bekanntlich ein Anhänger Napoleon's III. war, so durchzieht seine Briefe an Panizzi, die man als halboffiecill anzusehen hat, weil er vom Kaiser angewiesen war, durch den einflußreichen italienischen Oberbibliothekar auf das englische Ministerium zu Gunsten der Plane Napoleon's zu wirken, dennoch eine recht deutliche Ahnung von der Unsicherheit der damaligen französischen Zustände und Herrlichkeit und der herannahenden Katastrophe, die so viel Unheil für die Nation im Gefolge haben sollte.

— „Les vacances du lundi" von Theophile Gautier enthält einen Wiederabdruck kurzer Reisebeschreibungen dieses musterhaften Stilisten, dessen Schriften so vortheilhaft von manchen neuern französischen Schriftstellern abstechen.

— Unter den neuesten Romanen dürfte wol „Noirs et rouges" von Cherbuliez der bedeutendste sein. Wie im Titel angedeutet, befaßt er sich zum größten Theil mit der auch in Frankreich brennenden Tagesfrage: die Klerikalen versus die Antiklerikalen. „Contes pour les femmes" von T. de Banville sind vortrefflich geschrieben und mit Humor gewürzt. Außer diesen erwähnen wir noch die unter dem Titel „Césette" ursprünglich im „Temps" veröffentlichte und nun als Buch erschienene vorzügliche Studie südfranzösischen Bauernlebens von Emile Pouvillon und „Le marinier" von Jules de Glouvet, dessen „Le forestier" unlängst so viel Aufmerksamkeit auf sich zog. Diesmal schildert der Verfasser die Schifferbevölkerung der Loire, doch soll das neue Werk seinem Vorgänger etwas nachstehen, wiewol es nicht ohne großes Verdienst sein soll.

— Ein seltsames und grauenerregendes Buch ist „Les Charniers" von M. Lemonniers. Es ist unter dem unmittelbaren Eindruck der Misgeschicke von 1870 geschrieben und schildert die Greuel der Schlachtfelder und verwüsteten Dörfer mit großem Geschick.

— Zu derselben Gattung gehört „La vie en Sibérie: Aventures de Trois Fugitifs" von Victor Tissot und Constant Améro. Die hier gegebenen Schilderungen der Behandlung der Sträflinge und der Gefahren, denen sie auf ihrer Flucht ausgesetzt sind, sind zwar haarsträubend, leiden aber an allzu großer Uebertreibung, um die erzielte Wirkung hervorzubringen.

Theater und Musik.

Sporadisch nur tauchen auf den deutschen Repertoiren neue Trauerspiele auf, und obschon die Blätter von ihrem Erfolg berichten und auch mit Recht davon berichten können, so ist doch

rasch wieder ihre Spur verloren. Es liegt dies an der ganzen Geschmacksrichtung der Zeit und dem immer mehr sich verflachenden Niveau unserer Bühnen.

Aus Hamburg berichtet man von einem Nerodrama von Karl Weiser, das dort am Stadttheater in Scene gegangen ist und großen Beifall gefunden hat. Das Stück ist ein Culturgemälde der Cäsarenzeit und stellt den Untergang des in baechantische Sinnenlust versunkenen Heidenthums dem Triumph der neuen Religion der Liebe gegenüber. Nero wird erst durch die Verhältnisse, durch seine Umgebung allmählich zum Tyrannen gemacht und verfällt in den Cäsarenwahnsinn. Die Intriguen der Agrippina bringen ihn dahin, daß er seine Gemahlin Octavia verstößt und zuletzt durch die Präfecten der Prätorianer erdrosseln läßt. Durch seinen Lieblingssklaven Tyggelin, der ihn über die schwarzen Plane der Agrippina aufklärt, läßt er die Mutter tödten, mit dem Gift, das sie dem Sohne bestimmt hat. Diese Todesscene der Agrippina ist eine Glanzscene von großer dramatischer Wirkung. Das Stück ist reich an Handlung, wenn auch hin und wieder die rhetorischen Ergüsse überwiegen. In d. Bl. werden wir noch mit eingehender Kritik auf das auch im Buchhandel erschienene Werk zurückkommen. Nero ist ein Lieblingsheld der neuen Dramatik; wir brauchen blos an Gutzkow's, Wilbrandt's und Costa's Nero-Dramen zu erinnern.

Ein anderes historisches Drama, in dessen Mittelpunkt ebenfalls ein dämonischer Charakter steht, ist „Katharina von Medicis" von G. Conrad (Prinz Georg von Preußen), ein Stück, das am berliner Ostendtheater in Scene ging. Wir bewegen uns hier auf dem geschichtlichen Boden, den schon Albert Lindner in seinem besten Drama „Die Bluthochzeit" betreten hat: durch die Fülle der Begebenheiten, welche das Trauerspiel uns vorführt, werden wir vielfach an das Vorbild der Shakspeare'schen Historien erinnert. Die dramatische Technik und die Bühnenwirkung leiden darunter; aber es geht ein Zug schwunghafter und edler Gesinnung durch das Stück; namentlich ist der Admiral Coligny der begeisterte Vertreter des echten Protestantenthums, das gegen die Ausschreitungen der Kirche protestirt.

Aus der Schriftstellerwelt.

Am 9. Februar (28. Januar) 1881 starb zu Petersburg der beliebte russische Novellist F. M. Dostojewskij im achtundfunfzigsten Lebensjahre. Sein erstes literarisches Auftreten fällt in die vierziger Jahre und bewegte sich in den freisinnigen Ideen des Kritikers Belinskij. Als Kaiser Nikolaus über diese Ideen nach Ausbruch der Revolution 1848 in Westeuropa erschrak, begann er sie in Rußland gewaltsam zu unterdrücken. Dostojewskij ward mit andern 1849 zum Tode verurtheilt, aber dann zu zehnjähriger Verbannung nach Sibirien begnadigt. Der Regierungsantritt Alexander's II. brachte ihm Amnestie. Die Schrecken des Exils beschrieb er in den „Memoiren aus dem Todtenhause" (1858, auch deutsch übersetzt) mit erschütternder Wahrheit, aber ohne Haß und Erbitterung. Seine zahlreichen Romane und Novellen: „Die armen Leute" (1846), „Die Armen und Elenden" (1861) im Genre Victor Hugo's, „Verbrechen und Strafe" (1868) u. s. w., zuletzt „Die Brüder Karamarow" (1880) sind dem russischen gesellschaftlichen Leben entnommen, wenn auch manchmal in zu krankhaften Charakteren, und zeichnen sich durch feine psychologische Analyse aus. Zum letzten male öffentlich trat Dostojewskij im vorigen Sommer bei der Puschkin-Feier zu Moskau auf mit einer Rede, die das Ereigniß des Tags war, aber ihres slawophilen Inhalts halber auch Angriffe fand.

Bibliographie.

Das Arbeiter-Pensionsbuch. Die leichteste Lösung der Frage der Invaliditäts- und Altersversorgung unserer Arbeiter ohne Belastung des Staates oder der Arbeiter. Von A. 2te Aufl. Magdeburg, Friese u. Fuhrmann. Qu. gr. 8. 1 M.

Beste, W., Ueber den Geist der romantischen Dichterschule. Ein Vortrag. Braunschweig, Grüneberg. 8. 60 Pf.

Bogović, E., Zur bosnischen Frage. Agram, Hartmán. 1880. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Brück, H., Die geheimen Gesellschaften in Spanien und ihre Stellung zu Kirche und Staat von ihrem Eindringen in das Königreich bis zum Tode Ferdinand's VII. Mainz, Kirchheim. Gr. 8. 5 M. 50 Pf.

Camesina Ritter von San Vittore, A., Urkundliche Beiträge zur Geschichte Wiens im XVI. Jahrhundert. Mit einem Stadtplane. Herausgegeben vom Gemeinderathe der k. k. Reichshaupt- und Residenzstadt Wien. Wien, Hölder. Imp.-4. 8 M.

Camoens, L. de, Sämmtliche Gedichte. Zum ersten Male deutsch von W. Storck. 3ter Bd.: Buch der Elegieen, Sestinen, Oden und Octaven. Nebst einer Beilage: Camoens in Deutschland. Paderborn, F. Schöningh. 8. 6 M.

Dronke, Beiträge zu einer Seelenlehre vom ethnographischen Standpunkte aus. Trier, Lintz. Gr. 8. 1 M.

Duncker, A., Landgraf Wilhelm IV. von Hessen, genannt der Weise, und die Begründung der Bibliothek zu Kassel im Jahre 1580. Kassel, Fischer. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Ebers, G., Eine Frage. Idyll, zu einem Gemälde seines Freundes Alma Tadema erzählt. Stuttgart, Hallberger. 8. 3 M. 50 Pf.

Eisenbahn-Unterhaltungen. Nr. 127: Wirre Fäden. Roman von C. Lionheart. — Nr. 128: Zweiter Frühling. Ein Roman von Schmidt-Weißenfels. Berlin, Behrend. 1880. 8. à 1 M.

Fercher von Steinwand, Deutsche Klänge aus Oesterreich. Wien, Rosner. 12. 3 M. 60 Pf.

Findel, J. G., Des Reichskanzlers Wohlfahrts-Politik und die Demokratie. Leipzig, Findel. Gr. 8. 60 Pf.

Frei, H., Aus Lessings Studentenjahren. Historisch-novellistische Skizze. Zürich, Trüb. Gr. 8. 60 Pf.

Hammer, A. T., Juda und die deutsche Gesellschaft. Eines freisinnigen Mannes Gedanken über die Judenfrage. Berlin, Mrose. Gr. 8. 1 M.

Hildebrandt, F. W., Der Traum und seine Verwerthung fürs Leben. Eine psychologische Studie. Leipzig, Gebr. Senf. Gr. 8. 50 Pf.

Hoëll, R., Was ist Spiritismus oder Spiritualismus? Aufruf aus wohlwollender, uneigennütziger und wahrheitsgetreuer Feder, an die gesammte Menschheit, zu deren Aufklärung und Förderung ihres geistigen und leiblichen Wohles. Leipzig, Mutze. 8. 20 Pf.

Jacobj, F. W., Gold und Silber im Landes- und Weltverkehre. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 1 M.

Kessel, G. v., Geschichte des königlich preußischen 1. Garde-Regiments zu Fuß. 1857—1871, unter Fortsetzung der Personalnotizen bis zum Jahre 1880. Im Auftrage des Regiments verfaßt. Mit dem Porträt Sr. Majestät des Kaisers und Königs. Berlin, Mittler u. Sohn. Lex.-8. 10 M. 50 Pf.

Lexis, W., Erörterungen über die Währungsfrage. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 2 M.

Olinda, A., Hamburg und seine Leute. Skizzen und Erzählungen aus dem Hamburger Leben. 1stes bis 7tes Heft. Pinneberg, Beig. 12. à 20 Pf.

Posse, O., Die Markgrafen von Meissen und das Haus Wettin bis zu Konrad dem Grossen. Mit 4 Stammtafeln und 8 Karten. Leipzig, Giesecke u. Devrient. Gr. 8. 9 M.

Raßmann, E., Nachrichten von dem Leben und den Schriften Münsterländischer Schriftsteller des 18. und 19. Jahrhunderts. Neue Folge. Münster, Coppenrath. Gr. 8. 4 M.

Rhamon, S., Völkerrecht und Völkerfriede. Leipzig, Findel. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Rohr, O. v., Blüchers Antheil an den Befreiungskriegen. Ein Vortrag. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 60 Pf.

Schröder, G., Der Schipka-Paß im Jahre 1877. Seine Befestigung und die Kämpfe um denselben. Dazu Operationskarte und Situationsskizze. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Spengel, A., Nekrolog auf Dr. Leonhard von Spengel, Professor der klassischen Philologie an der Universität in München. Berlin, Calvary u. Comp. Gr. 8. 1 M.

Talleyrand's Briefwechsel mit König Ludwig XVIII. während des Wiener Congresses. Nach den im Archiv des Ministeriums des Auswärtigen zu Paris aufbewahrten Handschriften herausgegeben von G. Pallain. Autorisirte deutsche Ausgabe besorgt von P. Baillen. Leipzig, Brockhaus. (Paris, E. Plon u. Comp.) 1881. 8. 8 M.

Tomaschek, W., Ethnologische Forschungen über Ost-Europa und Nord-Asien. I. — A. u. d. T.: Die Goten in Taurien. Wien, Hölder. Gr. 8. 2 M.

Trumpp, E., Die Religion der Sikhs. Nach den Quellen dargestellt. Leipzig, O. Schulze. 8. 3 M.

Ugény, E. v., Russland und England. Aeussere und innere Gegensätze. Leipzig, Friedrich. Gr. 8. 6 M.

Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. 6te Serie. 1ster Bd.: Der Abend zu Hause. Betrachtendes Verweilen bei Wissenschaft und Leben von H. Lorm. Berlin, A. Hofmann. Gr. 8. 6 M.

Die Vorgeschichte der Ethnologie. Deutschlands Denkfreunden gewidmet für eine Mussestunde. Von A. Bastian. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 2 M.

Weisheit und Witz in altdeutschen Reimen und Sprüchen. Gesammelt vom Herausgeber von „Altdeutscher Witz und Verstand". Berlin, Enslin. 8. 2 M. 50 Pf.

Wernich, A., Die Medicin der Gegenwart in ihrer Stellung zu den Naturwissenschaften und zur Logik. Ein Beitrag zu den Zeitfragen unserer Wissenschaft. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 1 M.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Das Polarlicht.

Von

Hermann Fritz.

Mit 2 Abbildungen, 1 Karte und 4 Tafeln.

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

(Internationale wissenschaftliche Bibliothek 49. Band.)

Im vorliegenden Werke hat der Verfasser, Professor am Eidgenössischen Polytechnikum in Zürich, klar und fasslich dargestellt, was über das Wesen, die Eigenschaften und die Entstehungsursachen des Polar- oder Nordlichts sowie über die periodische Wiederkehr dieser zum Theil noch räthselhaften Erscheinung und ihren Zusammenhang mit andern kosmischen und tellurischen Erscheinungen bisjetzt erforscht worden ist.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Streifzüge in den Urwäldern von Mexico und Central-Amerika.

Von

Felix L. Oswald.

Mit 76 Abbildungen in Holzschnitt.

8. Geh. 7 M. 50 Pf. Geb. 9 M.

Der Verfasser, längere Zeit Director eines Militärhospitals in Veracruz, schildert in dem vorliegenden höchst interessanten und reich illustrirten Werke seine Erlebnisse in der Alpen- und Waldregion des südlichen Mexico, seine Streifereien durch die dichten Wälder, die noch nie von einer Axt berührt worden, seine Beobachtungen der wunderbaren Fauna und Flora dieser tropischen Hochlande, endlich seinen Verkehr mit den Eingeborenen und seine Besuche in den zerstreuten Farmen und Ansiedelungen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Madagascar.

Geographie, Naturgeschichte, Ethnographie der Insel,

Sprache, Sitten und Gebräuche ihrer Bewohner.

Von

James Sibree.

Mit einem Titelbilde und zwei Karten.

8. Geh. 8 M. Geb. 9 M. 50 Pf.

Die afrikanische Insel Madagascar, eine der größten Inseln der Erde, bietet sowol wegen des räthselhaften Ursprungs ihrer Bewohner als wegen des ganz ausnahmsweisen Charakters ihrer Thier- und Pflanzenwelt den Ethnologen und Naturkundigen ein besonders interessantes Forschungsgebiet. Durch vorliegende Schilderung dieses merkwürdigen Inselllandes, welche die neuesten Ergebnisse der Forschung in gewandter, fesselnder Form zur Darstellung bringt, wird die wissenschaftliche wie die populäre Reiseliteratur um einen sehr willkommenen Beitrag bereichert.

Wichtige historisch-politische Publication.

Soeben erschien

bei F. A. Brockhaus in Leipzig und E. Plon & Comp. in Paris

Talleyrand's

Briefwechsel mit König Ludwig XVIII.

während des Wiener Congresses.

Autorisirte deutsche Ausgabe, besorgt von Paul Bailleu.

8. Geh. 8 M. Geb. in Halbleder 10 M.

In allen Buchhandlungen vorräthig.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

The Scientific English Reader.

Englisches

Naturwissenschaftlich-technisches Lesebuch.

Von

Dr. **F. J. Wershoven.**

3 Theile. Mit 30 Illustrationen.

8. Geh. 5 M. 50 Pf.

Jeder Theil ist auch einzeln zu haben.

I. Physik, Chemie, Chemische Technologie. 2 M. — II. Maschinentechnik und Mechanische Technologie. 1 M. 50 Pf. — III. Bau-Ingenieurwesen. 2 M.

Den polytechnischen Lehranstalten sowie zum Selbststudium für praktische Techniker und Industrielle wird hier eine höchst instructive Sammlung von Musteraufsätzen aus englischen Werken und Fachzeitschriften geboten, die, vom Herausgeber mit sprachlichen und sachlichen Erläuterungen versehen, den Zweck hat, deutsche Leser mit der naturwissenschaftlich-technischen Sprache und Literatur Englands vertraut zu machen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Goethe's Briefe

an die

Gräfin Auguste zu Stolberg,

verwitwete Gräfin von Bernstorff.

Zweite Auflage, mit Einleitung und Anmerkungen.

8. Geh. 2 M. 50 Pf. Cart. 3 M.

Goethe's Briefe an die Gräfin Auguste zu Stolberg, einer der wichtigsten Beiträge zur Charakteristik des jungen wie des alten Goethe, waren schon seit mehrern Jahren vergriffen. Vorliegende neue gefällig ausgestattete Ausgabe, von Professor Dr. W. Arndt herausgegeben und mit werthvollen culturgeschichtlichen Excursen versehen, entspricht einem lebhaft empfundenen Bedürfniß der Goethe-Sammler und Literaturfreunde.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 21. — 26. Mai 1881.

Inhalt: Literarische Unterhaltungen. Ueber Anonymität. — Ein literarisch-diplomatisches Duell. Von Rudolf Doehn. — Julius Mosen. Von Albert Moeser. II. — Der Schlußband der Biographie des Prinzen Albert. Von Ferdinand Moesch. — Culturgeschichtliches. Von Otto Henne-Am Rhyn. — Ein nationales Prachtwerk. Von Arthur Kleinschmidt. — Feuilleton. (Aus der Schriftstellerwelt; Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Literarische Unterhaltungen.

Ueber Anonymität.

Vor einiger Zeit ist in einem achtbaren Blatte*) von achtbarer Seite**) für Ausschluß jeder Anonymität in der literarischen Kritik plaidirt und dem Verlangen nach Namensnennung auch bei kleinern kritischen Artikeln Ausdruck gegeben worden. Daß dieses Verlangen in der deutschen Literaturwelt praktisch irgendwelche wesentliche Wirkungen äußern und durchgreifende Veränderungen hervorbringen könnte, glauben wir nicht, da schon die ganze äußerliche Oekonomie und das rein technische Arrangement vieler Journale und Zeitungen es ziemlich unmöglich macht, diesem Verlangen nachzukommen. Wir glauben aber, daß sich auch vom rein theoretischen Standpunkt aus sehr viel gegen die Durchführung dieses Vorschlags sagen läßt, und daß dieselbe möglicherweise mehr Schatten- als Lichtseiten im Gefolge haben würde. Bekanntlich hat bereits vor circa funfzig Jahren bei Besprechung der „Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik" Ludwig Börne für das Gegentheil, d. h. für durchgängige Anonymität in der Kritik, in seiner bekannten geistvollen Weise das Wort ergriffen, und ohne auf diesen Aufsatz jetzt im Speciellen zurückkommen zu wollen, glauben wir doch, daß das darin verfochtene Princip auch für die Gegenwart noch ein durchaus richtiges ist.

Was den Nutzen durchgängiger Namensnennung angeht, so soll derselbe nach der jüngst wieder geltend gemachten Anschauung im wesentlichen darin bestehen, daß dem anonymen Gekläff boshafter kleiner Schreier ein Ende gemacht oder daß wenigstens, wenn sie ihren Namen nennen müssen, eine nachträgliche Züchtigung derselben ermöglicht wird. Hiergegen hätten wir zunächst zu erinnern, daß gerade diese Schreier gewöhnlich nicht anonym auftreten. Sie sind meist stolz darauf, „den Muth ihrer Meinung zu haben", sie thun sich auf den rücksichtslosen Angriff, bei dem sie anständigen Leuten wie Kettenhunde an die Beine fahren, in der Regel unendlich viel zugute, ja es gehört in Deutschland zu den gerade von seiten der Anfänger am allermeisten angewandten Manövern und Praktiken, nicht durch positive Leistungen, sondern durch einen kecken Angriff auf einen Hochstehenden ihrem Namen und ihrer Person auf rasche und bequeme Weise ein Relief zu geben, und deshalb wird man unter derartigen Artikeln die Namensnennung wol nur selten vermissen. Selbst wenn aber ein derartiger Schimpf- und Schmähartikel im concreten Falle anonym erscheint, so bedünkt uns, daß es weniger darauf ankommt, wer ihn geschrieben hat, als in welchem Blatte er steht. Denn was hat ein Autor davon, wenn er, in irgendeinem Winkelblatte von Posemuckel heruntergemacht, durch die Namensunterschrift erfährt, daß sein Gegner Meyer oder Schulze heißt? Er wird sich weder mit einem solchen Blatte noch mit einem solchen Gegner auf eine Polemik einlassen wollen. Wenn hingegen in einem großen und allgemein gekannten Blatte ein für einen Autor ungünstiger Artikel erscheint, so wird das zunächst kein boshafter Schimpf- und Schmähartikel, sondern ein Aufsatz sein, der aus wohlmotivirten kritischen Gründen eine abweichende Ansicht geltend macht, und eine solche wird der Autor zu respectiren haben, auch wo sie ohne Namensunterschrift zu Tage tritt. Denn in dem Charakter des Blattes und in der Gewissenhaftigkeit der stets bekannten Redaction, welche beide die Mitarbeiterschaft Unwürdiger und nicht Competenter ausschließen, hat er eine sichere Garantie, daß er es mit einem anständigen Gegner zu thun hat.

*) „Dichterhalle".
**) Gerhard von Amyntor.

Warum aber nun nicht — wird man einwenden — gerade in einem solchen Falle seine abweichende Ansicht mit seinem guten Namen vertreten und, wenn dieser Klang hat, derselben dadurch Gewicht verleihen? Wir erwidern: in vielen Fällen geschieht ja diesem Verlangen Genüge, indem der Autor sich wirklich nennt oder (bei großen Blättern) unter einer stehenden Chiffre bekannt ist. Und wer sich in dieser Weise selber nennen will, der mag dies nach wie vor ruhig thun. Denn wir streiten ja nicht, wie Börne, für absolute Anonymität, sondern nur gegen den Zwang, in allen Fällen seinen Namen nennen zu müssen. Und warum sind wir gegen diesen Zwang? Weil infolge desselben eine große Reihe bedeutsamer Artikel nie zu Tage treten und manches gute Wort zur rechten Zeit ungesprochen bleiben würde. Es ist nachweisbar, daß nicht wenige geradezu epochemachende kritische Aufsätze zuerst anonym erschienen sind, Aufsätze, deren Autoren sich voraussichtlich nie zur Publication derselben entschlossen hätten, wenn man volle Namensnennung von ihnen verlangt hätte.

Für Verschweigung des Namens können die respectabelsten Gründe vorliegen. Diese können zunächst zu suchen sein in den persönlichen Verhältnissen des Referenten, speciell in seiner Lebensstellung, welche es ihm im einzelnen Falle ganz unmöglich machen kann, mit vollem Namen hervorzutreten. Es gilt dies namentlich von solchen, die nicht Schriftsteller von Beruf sind, und wenn letztern von der betreffenden Seite vorgeschlagen worden ist, daß sie sich ein Pseudonym wählen möchten, so ist dieses doch immer wieder nicht der wirkliche Name und wird zudem sehr leicht und sehr bald durchsichtig.

Ein weiterer respectabler Grund, seinen Namen nicht zu nennen, kann für einen Autor darin liegen, daß er die etwa sich entspinnende Debatte durchaus auf sachlichem Gebiete zu halten und nicht sofort aufs persönliche Gebiet hinübergespielt zu sehen wünscht.*) Dieser letztere Grund tritt um so mehr in Geltung, je fragwürdiger und mittelmäßiger der kritisch zu behandelnde, resp. zu tadelnde Autor etwa ist. Schon Horaz hat von dem genus irritabile vatum gesprochen (und mit den vates, d. h. den Dichtern und allen schönwissenschaftlichen Schriftstellern, haben wir es doch hier in erster Linie zu thun), und während die wahrhaft bedeutenden Talente sich selbst nie Genüge thun und von ewigen Scrupeln über den Werth ihrer Schriften geplagt sind, ist der windigste Poetaster von seinen eigenen Leistungen gewöhnlich immens entzückt und kann auch nicht den geringsten, wenngleich noch so berechtigten Tadel ertragen. Er fragt nie: hat der Tadler recht und bin ich selbst im Unrecht? sondern stets: wer hat das geschrieben und wie kann ich mich an ihm rächen? Und da nun der deutsche Dichter — nach dem bekannten Worte eines Ausländers — stets zusammenfällt mit dem ausgebildeten Kritiker, und da der letztere somit in der Regel auch selbstschöpferische Werke herausgegeben hat, so läuft er täglich und stündlich Gefahr, dieselben von dem Ingrium eines etwas unsanft angefaßten Dichterlings in den Koth gezerrt zu sehen. Und da ferner auf belletristischem Gebiete doch im ganzen mehr schlechte oder wenigstens mittelmäßige als absolut lobenswerthe Bücher geschrieben werden, so würden sich gerade die anständigsten und einsichtigsten Leute in vielen Fällen weigern, ein stehendes Literaturreferat an irgendeinem Blatte zu übernehmen, falls sie unbedingt immer ihren Namen zu nennen hätten, weil sie sich infolge der nothwendigen Mehrzahl tadelnder Kritiken in der Regel vor den faulen Aepfeln nicht mehr retten könnten, die ihnen von seiten der Getadelten an den Kopf fliegen würden. In diesem Falle ist es nichts weniger als Feigheit, sondern lediglich ein Act der Selbsterhaltung und Nothwehr, seinen Namen nicht zu nennen, um sich die Ausübung eines von den ehrenhaftesten Grundsätzen geleiteten Richteramtes nicht für die Dauer unmöglich oder wenigstens im höchsten Grade odiös zu machen. Aber nicht blos der Tadel, auch das Lob mit ganz offenem Visir hat unter Umständen sein Bedenkliches. Denn der Neid braucht nur die bei seinem angeborenen Spürsinn oft nicht schwere Entdeckung zu machen, daß irgendeine, wenn auch noch so entfernte persönliche Beziehung oder Berührung zwischen dem Lobenden und Gelobten stattfindet oder stattgefunden hat, so ist er auch sofort mit dem billigen Vorwurf der Kameraderie bei der Hand. Als ob ein Kamerad oder selbst ein guter Freund, der dies vielleicht gerade auf Grund der poetischen Leistungen jemandes geworden ist, nicht auch ganz gerecht, unparteiisch und unbefangen sein könnte und als ob sein Lob immer verdächtig sein müßte. Der Neid und die Alltagsanschauung aber sind der gegentheiligen Ansicht, und wenn man einen Schriftsteller, den man zufällig — wenn auch nur brieflich — kennt, wegen eines neuen bedeutenden Werks zu loben Beruf und Veranlassung hat, so thut man eben um des zu Lobenden willen unter Umständen sehr gut, es nicht mit vollem Namen zu thun.

Und so kann es noch mancherlei andere rationelle oder Gefühlsgründe von sehr ehrenwerther Art geben, welche die Anonymität als berechtigt erscheinen lassen. Die Hauptsache, wie für jeden Menschen, so auch für den Kritiker ist: ein gutes Gewissen haben. Hat er dies und ist er sich bewußt, sine ira et studio zu urtheilen, so mag er, wenn er sonst dazu Gründe hat, seinen Namen ruhig verschweigen. Dem Kritisirten wie auch dem lesenden Publikum ist, wie schon oben gesagt, in dem Charakter der Redaction und des ganzen Blattes genügende Garantie für anständige Verfasserschaft geboten, und wenn beispielsweise ein großes und in literarischen Dingen eminent gewissenhaftes Blatt wie die „Kölnische Zeitung" ihre Besprechungen nie mit Namensunterschrift des Referenten bringt, so wird es darum noch keinem vernünftigen und sachverständigen Menschen eingefallen sein, die betref-

*) „Der Name thut nichts zur Sache", heißt es immer im Leben, warum nicht auch in der Literatur?

fenden Urtheile des Blattes blos aus diesem Grunde zu verdächtigen. Irren kann freilich auch der respectabelste Referent des respectabelsten Blattes. Unfehlbarkeit gibt es nirgends in der Welt, also auch nicht in der Literatur, und von niemand kann man mehr verlangen, als daß er nach bestem Wissen urtheilt. Irrthum und Einseitigkeit des Urtheils aber bekommen dadurch keinen andern Charakter und werden dadurch nicht aus der Welt geschafft, daß sie mit einer Namensunterschrift versehen sind. Sie fordern höchstens die Widerlegung heraus, und diese kann man bieten, ja vielleicht um so sachgemäßer bieten, auch wenn kein Name unter der Kritik steht. Sollte sich aber eine Kritik über das Gebiet des Irrthums hinaus in das Gebiet des persönlich Injuriösen versteigen, so steht ja so wie so fest, daß jede Redaction die Verpflichtung hat, den betreffenden Referenten zum Zweck persönlicher Belangung auf kundgegebenes Begehren zu nennen. Es ist das aber ein Fall und ein Vorkommniß, welches wir bei Blättern von anständiger Haltung gar nicht voraussetzen haben, und Blätter von anständiger Haltung haben wir wesentlich allein bei unserer ganzen vorstehenden Betrachtung vor Augen gehabt.*)

*) Die Redaction d. Bl. hat zwar die Namensnennung der Mitarbeiter zur Regel gemacht, vergönnt aber auch gern das Wort einem Vertreter des entgegengesetzten Princips, der consequenterweise auch diese Unterhaltung nicht mit seinem Namen unterzeichnet. D. Red.

Ein literarisch-diplomatisches Duell.

1. Erinnerungen aus meinem Leben. Von Richard Freiherrn von Friesen. Zwei Bände. Dresden, Baensch. 1880. Gr. 8. 15 M.
2. Erinnerungen zu Erinnerungen. Von Ferdinand Graf Beust. Leipzig, Wöller. 1881. Gr. 8. 1 M. 15 Pf.

Die vorstehend genannten beiden Schriften haben nicht verfehlt, in weitern Kreisen die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, einestheils weil die Verfasser hervorragende politische Persönlichkeiten sind, anderntheils weil beide Arbeiten wichtige politische Ereignisse aus der neuern und neuesten Zeit behandeln, und zwar in einer Weise, daß das lesende Publikum das nicht gerade gewöhnliche Schauspiel eines literarisch-diplomatischen Duells genießt. Es mag in Zweifel gezogen werden, welcher von den beiden schriftstellernden Staatsmännern als Sieger aus dem Kampfe hervorgegangen ist, so viel aber scheint sicher zu sein, daß beide nicht ohne Wunden davongekommen sind.

Was das Werk des Freiherrn Richard von Friesen „Erinnerungen aus meinem Leben“ (Nr. 1) anbetrifft, so enthält der erste Band desselben außer einem kurzen Vorwort drei Abschnitte, von denen der erste „Jugend und Vorbereitung“, der zweite „Mein erstes Ministerium“ und der dritte „Zwischenzeit zwischen meinen beiden Ministerien“ (vom 4. October 1852 bis 31. December 1858) überschrieben ist. In dem Vorworte finden wir vornehmlich die Gründe angegeben, welche den Verfasser bestimmten, seine „Erinnerungen“ niederzuschreiben und zu veröffentlichen. Seine öffentliche Thätigkeit fiel in eine Zeit, die nicht nur für die Geschichte Sachsens, sondern für die von ganz Deutschland und darüber hinaus von der höchsten Wichtigkeit war; denn während dieser Zeit wurde nicht allein die innere Verfassung, das Staatsleben Sachsens wesentlich erschüttert und nach mannichfachen Veränderungen neu begründet, es trat auch in Bezug auf das gesammte Deutschland eine tief eingreifende, großartige Umwälzung ein, die schließlich zur Gründung des neuen Deutschen Reichs führte. Nicht mit Unrecht bemerkt Herr von Friesen, daß es für den Zeitgenossen unmöglich sei, die Geschichte seiner Zeit ganz objectiv zu schreiben, zumal wenn er selbst an dem Kampfe, der seine Zeit bewegte, in größern oder kleinern Kreisen thätig mitgewirkt hat; aber ebenso wünschenswerth sei auch:

daß Männer, die in der Lage gewesen sind, die wahren Motive und Zwecke, auch nur eines oder des andern der streitenden Theile, aus eigener Mitwirkung kennen und würdigen zu lernen, das, was sie davon wissen, auch bekannt machen, nicht um durch Beschuldigungen und Angriffe gegen Andersdenkende frühere Streitigkeiten in gehässiger Weise zu erneuern, sondern um in Bezug auf Thatsachen und Bestrebungen, die sie genau kennen, weil sie selbst dabei mitgewirkt haben, die Wahrheit zu constatiren und durch die öffentliche Aussprache derselben ungerechte Angriffe und falsche Beschuldigungen zu entkräften.

Solche der Wahrheit getreue historische Darstellungen können, namentlich wenn sie von verschiedenen Standpunkten aus in die Oeffentlichkeit gelangen, dem künftigen Geschichtschreiber seine Arbeit sehr erleichtern. Herr von Friesen erklärt außerdem, daß er sich gewissenhaft bemüht habe, die Personen und Ereignisse der von ihm geschilderten Zeit so darzustellen, wie er sie zu jener Zeit thatsächlich aufgefaßt habe, und sich dabei so weit als irgend möglich jeder eigentlichen Polemik, jedes Angriffs auf andere zu enthalten. Irrthümer in seiner Beurtheilung anderer und der Motive ihrer Handlungen und Entschlüsse hält er jedoch für möglich; deshalb hat er, wie er ausdrücklich betont, seine Schrift zu einer Zeit erscheinen lassen, wo „eine Widerlegung, eine Rechtfertigung der irrthümlich Beschuldigten noch möglich ist“. Ob dies bei allen von Herrn von Friesen getadelten und scharf beurtheilten Persönlichkeiten noch möglich sei, erscheint uns doch zweifelhaft, da manche dieser Persönlichkeiten, z. B. die frühern Minister Oberländer, Braun, Weinlig und Behr, nicht mehr unter den Lebenden weilen. Braun wird als „ein durchaus ehrenwerther, braver und rechtschaffener, aber nach Geist

und Kenntnissen ziemlich unbedeutender Mann von schwachem und schwankendem Charakter" geschildert; ganz ähnlich Oberländer, der aber als „in allgemeiner und politischer Bildung sowie an Kenntnissen noch sehr viel hinter Braun zurückstehend" bezeichnet wird; auch Weinlig, Behr und manche andere kommen sehr schlecht weg.

Recht anziehend sind die Schilderungen, welche der Verfasser über seine Jugendzeit, seinen Aufenthalt in Freiberg und seine Studien in Göttingen und Leipzig gibt; nicht minder interessant und lebhaft ist die Revolutionszeit von 1848 dargestellt, wenn auch hier, wie bereits angedeutet, die Urtheile über einzelne Persönlichkeiten uns als zu scharf und nicht ganz berechtigt erscheinen. Bei der Besprechung des Maiaufstandes im Jahre 1849 bezeichnet der Autor den Zustand der damaligen Regierung von Sachsen als einen sehr beklagenswerthen und unwürdigen; den Minister von Beust fand er „sehr aufgeregt, unruhig und zerstreut", den Minister von Rabenhorst dagegen „ruhig und gefaßt". Herr von Friesen griff nun selbst energisch in die Regierungsgeschäfte ein; er setzte sich, wie er selbst sagt, „über alle formellen Bedenken hinweg und erließ drei volle Tage hintereinander zahlreiche Anordnungen und Instructionen an die Behörden des Landes im Namen und unter dem Siegel des Ministeriums des Innern". Er war, nach seinem eigenen Ausdruck, „der einzige, wenn auch sehr untergeordnete Beamte des Ministeriums des Innern, welcher auf seinem Platze war". Am 7. Mai 1849 wurde er jedoch zum Minister des Innern ernannt und erhielt zugleich interimistisch die Leitung des Finanzministeriums.

Von hohem Interesse ist, was die „Erinnerungen" über die intendirte Auflösung des Zollvereins und die Rolle, welche Herr von Beust dabei spielte, mittheilen. Die Verhandlungen über den Zollverein führten denn auch zum Ausscheiden des Herrn von Friesen aus dem Ministerium, und zwar am 3. October 1852. Nach einer längern Reise durch Italien trat Herr von Friesen im Jahre 1853 die Stelle eines Kreisdirectors (Präsidenten der Provinzialregierung) in Zwickau an, die er bis Ende des Jahres 1858 bekleidete, um mit dem 1. Januar 1859 das Finanzministerium zu übernehmen. Herr von Beust hatte neben dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten auch das des Innern übernommen, und „hier vor allen Dingen dafür gesorgt, daß die von Friesen entworfenen Reformpläne, insbesondere die neue Organisation der Verwaltungsbehörden und die Trennung der Justiz von der Verwaltung, definitiv beseitigt wurden". Was die Zollvereinsfrage anlangt, so war König Johann, der nach dem plötzlichen Tode des Königs Friedrich August den sächsischen Thron bestiegen hatte, kein Gegner des Zollvereins, auch hatte Herr von Beust inzwischen die Nothwendigkeit der Erhaltung desselben eingesehen.

Der zweite Band der Friesen'schen „Erinnerungen" besteht aus vier Abschnitten, von denen der erste das zweite Ministerium Friesen's schildert, namentlich dessen Thätigkeit im Finanzwesen und in den Angelegenheiten des Zollvereins bis zum Schlusse des Jahres 1865. Der zweite Abschnitt behandelt die schleswig-holsteinische Angelegenheit bis zum Ausbruch des Kriegs 1866. Beachtenswerth ist, was der Verfasser über den Eindruck verschiedener Reden sagt, die Herr von Beust um diese Zeit hielt; so heißt es z. B.:

> Gerade damals hatten verschiedene Aeußerungen von ihm (Beust), sein Verhalten gegenüber einer schleswig-holsteinischen Deputation in Dresden und vor allem sein persönliches Auftreten auf dem Schützenfeste in Leipzig (1864) und auf dem dresdener Sängerfeste (22. bis 26. Juli 1865) nicht nur in Wien, sondern bei allen deutschen Regierungen eine lebhafte Misstimmung gegen ihn erregt und seinen Einfluß auf andere deutsche Regierungen wesentlich geschwächt.

Was den preußisch-österreichischen Krieg von 1866 betrifft, so ist Herr von Friesen bemüht, darzuthun, daß Sachsen nicht nur nichts dazu beigetragen habe, diesen Krieg herbeizuführen, sondern „nach dem Maße seiner Kräfte auch gar nicht im Stande war, etwas dazu beizutragen". Sein Urtheil über den bairischen Minister von der Pfordten ist nicht das günstigste; weiterhin läßt sich der Autor treffend also vernehmen:

> Wer in einer solchen Zeit des Zusammenbruchs alles Bestehenden aus der allgemeinen Verwirrung auf Kosten anderer etwas für sich gewinnen will, muß entweder der geistig Bedeutendste oder der Mächtigste unter allen Betheiligten sein. Bei Herrn von der Pfordten war keins von beiden der Fall; dadurch erklärt sich sowol die Möglichkeit der Entstehung seiner Pläne wie die Nothwendigkeit ihres Mislingens. Ob der Krieg in Böhmen einen andern Ausgang genommen haben würde, wenn auch nur die 35000 Baiern nach Böhmen gezogen und dort vereint mit den Sachsen in einer Stärke von etwa 60000 Mann eine entsprechende preußische Macht von dem Hauptangriffe auf die Oesterreicher abgezogen hätten, das zu untersuchen führt jetzt zu nichts und gehört namentlich nicht hierher. Für mich gibt aber das Jahr 1866, wenn ich in unbefangener Weise die Zustände und das ganze politische Verhalten in Berlin auf der einen, in Wien, München und Frankfurt auf der andern Seite erwäge, einen neuen Beweis dafür, daß, wenn in dem Leben der Völker die historische Nothwendigkeit eintritt, alte unbrauchbar gewordene Formen und Einrichtungen zu beseitigen und durch neue zu ersetzen, dann auch schon dafür gesorgt ist, daß dem Sturme, der heranbraust, um das Alte zu zerstören und Platz für Neues zu schaffen, nicht nur durch den morschen und in sich zerfallenden Zustand jener alten Formen und Einrichtungen selbst, sondern auch durch die Verblendung und die Selbsttäuschung der Beschützer und Vertheidiger derselben und ihre daraus hervorgehenden verkehrten und ungeschickten Maßregeln seine Arbeit erleichtert wird.

Der dritte Abschnitt des zweiten Bandes behandelt die Ereignisse vom Ausbruch des Kriegs von 1866 bis zum Beginn der Friedensverhandlungen, und der vierte und letzte Abschnitt enthält eine ausführliche, hochinteressante Darstellung der Friedensverhandlungen selbst in Berlin.

Das Verhalten des Herrn von Beust wird wiederholt einer scharfen und wol nicht ganz ungerechten Kritik unterzogen. So heißt es z. B., daß Beust sich nach der Niederlage der Oesterreicher „in die neue Lage gar nicht zu-

recht finden konnte und in auffallender Selbsttäuschung nach allen Seiten kleinliche Auswege und Mittelchen suchte", während der König Johann schon ganz objectiv den Verhältnissen gegenüberstand. Bei den Friedensverhandlungen zwischen Preußen und Sachsen schadete Herr von Beust offenbar durch seine vielen Besuche in München, Stuttgart und Darmstadt dem von Sachsen und seinem Könige heiß herbeigesehnten Frieden gar sehr. Herr von Savigny, der in erster Linie mit Friesen wegen des Friedens unterhandelte, erklärte letzterm geradezu: „Sie glauben gar nicht, was dieser Mann (Beust) Ihnen schadet! Warum kann er aber auch nicht einmal ein paar Wochen ruhig sein und still sitzen." Mit warmer Anerkennung spricht der Verfasser von König Wilhelm von Preußen und der wohlwollenden Weise, mit der dieser Fürst am 22. October 1866 die sächsischen Friedenscommissare, den Grafen Hohenthal, den Generalmajor von Fabrice und den Autor selbst, in einer besondern Audienz empfing, nachdem die Friedensverhandlungen endlich zum Abschluß gelangt waren. König Wilhelm bemerkte bei dieser Gelegenheit unter anderm:

Er habe vor dem Kriege dem Könige von Sachsen ein Bündniß angeboten, dies sei aber nicht angenommen worden; jetzt, nach dem Kriege und nach einem so durchschlagenden Erfolge desselben, müsse er natürlich andere Garantien von Sachsen verlangen, als früher nöthig gewesen wären. Indessen das Vergangene sei vorüber! Jetzt gelte es, ein neues Verhältniß zu begründen, und in dieser Beziehung habe er die beste Hoffnung. Er kenne und schätze den König Johann schon seit langer Zeit; derselbe habe sich ihm persönlich stets als ein lieber und guter Freund gezeigt. Davon habe er oft Beweise erhalten; namentlich werde er die edle und wahrhaft königliche Weise, in welcher der König Johann zur Zeit des frankfurter Fürstentags sich bemüht habe, zu vermitteln und ihm den Beitritt möglich zu machen, nie vergessen und stets in dankbarem Andenken behalten. Nur im Jahre 1866 habe derselbe sein Verhalten geändert, sei aber dabei wol unglücklichen Rathschlägen gefolgt. Dadurch sei der Krieg unvermeidlich geworden; indessen, er wiederhole, das sei vorüber, und er hoffe, die Verhältnisse würden sich bald wieder ganz gut gestalten.

Das Buch schließt mit dem Hinweis darauf, daß nach dem Frieden von 1866 die gegenseitige Stellung der Regierungen von Preußen und Sachsen sehr bald den Charakter eines ehrlichen Zusammengehens, eines einhelligen Zusammenwirkens für gemeinsame Zwecke angenommen und sich in dem glorreichen Kriege von 1870 und 1871 glänzend bewährt habe.

Die durch die Friesen'schen „Erinnerungen" veranlaßte Broschüre des Grafen Ferdinand Beust, betitelt „Erinnerungen zu Erinnerungen" (Nr. 2), beginnt mit einigen allgemeinen Betrachtungen, in denen der Verfasser zunächst zugesteht, daß der Inhalt des Friesen'schen Buchs für ihn (den Grafen Beust) „kein besonders angenehmer" sei. Alsdann gibt er seinem frühern Collegen das Zeugniß, daß er „ein ausgezeichneter Minister des Innern sowol als der Finanzen" gewesen sei und „seinen Untergebenen ein leuchtendes Vorbild von Arbeitskraft und Arbeitslust war". Andererseits vermag er sich aber nicht recht zu erklären, warum Herr von Friesen es für nöthig erachtete, „sich nicht mit der Hervorhebung seiner eigenen, allgemein anerkannten Verdienste zu begnügen, sondern Angriffe gegen andere, die seine langjährigen Collegen waren, damit zu verbinden". Diese von dem Grafen Beust vergeblich gesuchte Erklärung scheint uns indeß sehr nahe zu liegen. Herr von Friesen wollte durch seine „Erinnerungen" der künftigen Geschichtschreibung wesentlich vorarbeiten, und da ist es denn sehr erklärlich, daß er die Handlungen von Personen, die bei der Entwickelung der Dinge in Sachsen und Deutschland während des in Rede stehenden Zeitraums eine hervorragende Rolle spielten, einer Kritik, und zuweilen, wo es ihm sachlich geboten erschien, einer eingehenden und scharfen Kritik unterzog. Daß Herr von Beust hierbei nicht immer hohes Lob und warme Anerkennung erhielt, mag ihm persönlich allerdings nicht besonders angenehm sein; aber der unparteiische Geschichtschreiber und Vaterlandsfreund wird sich in diesem Falle doch mehr auf die Seite des Herrn von Friesen als auf die des Grafen Beust stellen, wenn man auch der etwas malicriösen Bemerkung des letztern beistimmt, daß es „eine Politik oder eine Aera Friesen" niemals gegeben habe. Auch der folgende Satz, den Graf Beust an Herrn von Friesen richtet, hat eine gewisse Berechtigung:

Ein guter Freund, welcher das Manuscript (der „Erinnerungen") vor dem Druck eingesehen hätte, würde dem Verfasser vielleicht zur Beherzigung empfohlen haben, daß ein wenig Selbstkritik das Salz ist, welches das Eigenlob schmackhaft macht, während der beigemischte Tadel anderer dem Pfeffer gleicht, welcher den Gaumen reizt, aber trocken läßt.

Selbstverständlich ist es uns nicht möglich, alle die einzelnen „Berichtigungen", welche Beust dem Friesen'schen Werke angedeihen läßt, näher zu beleuchten oder auch nur einzeln anzuführen. Manche dieser Correcturen scheinen begründet zu sein, andere weniger; so ist es namentlich Herrn von Beust nicht gelungen, seine Politik in der Zollvereinsfrage genügend zu rechtfertigen; dieselbe erscheint uns nach wie vor mindestens als eine zweideutige. Ob die von Herrn von Friesen beliebte Methode einer ziemlich rückhaltlosen Erwähnung und freien Ausbeutung von Privatgesprächen überall zu billigen ist, lassen wir dahingestellt sein, doch dürfte diese Weise, Memoiren zu schreiben, kaum, wie es seitens des Herrn von Beust geschieht, als „ein Vertrauensbruch" bezeichnet werden können. Wenn aber nicht alles trügt, so hat Graf Beust in einzelnen Fällen dem Freiherrn von Friesen chronologische Irrthümer nachgewiesen, die jedoch nicht immer von wesentlicher Bedeutung sind. Dies gilt vorzugsweise von der Amtsentlassung des Herrn von Beust im August 1866, deren Darstellung durch Herrn von Friesen nach Beust's eigenen Worten die hauptsächlichste Veranlassung zur Publication seiner „Erinnerungen zu Erinnerungen" war.

In dem Friesen'schen Werke kommt nämlich eine Stelle

vor, wonach Beust nur zögernd und ungern auf seinen sächsischen Ministerposten verzichtete; der betreffende Passus lautet:

Dieses Schwanken Beust's dauerte auch während meines ganzen Aufenthalts in Wien fort; erst am letzten Tage, nachdem ich deshalb eine längere eingehende Unterredung mit Sr. Majestät dem König gehabt und dieser infolge derselben Beust gegenüber auch seine Ueberzeugung dahin ausgesprochen hatte, daß dessen Abgang im Interesse des Landes nothwendig sei, entschloß sich Beust, sich dem Entlassungsgesuche der übrigen Minister anzuschließen. Sein Entlassungsgesuch erhielt auch sofort die Genehmigung des Königs, wogegen derselbe die Gesuche von Falkenstein, Dr. Schneider und mir ablehnte, weil bei uns die für die Entlassung Beust's sprechenden Motive nicht maßgebend seien. Als Beust in meinem Beisein dem Könige versprach, noch an demselben Tage sein Entlassungsgesuch einzureichen, bat er denselben zugleich, ihm bei der Gewährung desselben noch eine schriftliche Anerkennung seiner bisherigen Leistungen und ein Zeichen davon zu geben, daß er ihn nicht in Ungnade entlasse, was ihm der König auch sofort versprach.

Diese Geschichtserzählung Friesen's sucht nun Beust in seiner Schrift zu seinen Gunsten zu berichtigen, was ihm auch bis zu einem gewissen Grade gelingt.

Eine unparteiische Kritik kann in dem Friesen'schen Buche nur einen werthvollen Beitrag zur Zeitgeschichte erblicken, zugleich aber muß sie auch zugestehen, daß die Beust'sche Entgegnung, deren Form über allen Tadel erhaben ist, einige gegründete Berichtigungen enthält, die sich jedoch mehr auf persönliche als sachliche Umstände beziehen.

Rudolf Doehn.

Julius Mosen.

II. *)

Julius Mosen's sämmtliche Werke. Neue vermehrte und durch eine Biographie des Dichters von dem Sohne desselben bereicherte Auflage. Sechs Bände. Mit Mosen's Porträt. Leipzig, Friedrich. 1880. 8. 12 M.

Mosen's Dramen, denen wir noch eine würdigende Betrachtung zu widmen haben, füllen einen Theil des zweiten und den ganzen dritten Band seiner sämmtlichen Werke; außer dem wenig umfangreichen Fragment „Cromwell" sind acht vollendete und abgeschlossene dramatische Dichtungen in die vorliegende Ausgabe aufgenommen worden. Eins dieser Stücke, das Jugendwerk „Wendelin und Helene", ist eine Familientragödie auf historischem Hintergrunde; die demselben zu Grunde liegenden Voraussetzungen sind ziemlich unerquicklicher Art, die dramatischen Schwächen müssen jedem sofort in die Augen fallen, Mosen selbst hat für das Stück die Nachsicht des Lesers erbeten, und wir können somit über dasselbe kurz hinweggehen. Die übrigbleibenden sieben Stücke sind sämmtlich historische Tragödien; wir werden dieselben nach den Principien und Ideen zu beurtheilen haben, welche Mosen selbst für sein dramatisches Dichten in dem Aufsatz „Ueber die Tragödie" aufgestellt hat. Im Gegensatz zu Goethe und Schiller, welche, wie Mosen sagt, „ihre tragischen Helden von der Weltgeschichte losgebunden und zu Trägern ihrer individuellen idealen Gedanken gemacht haben", erscheint es ihm selbst als die erste und hauptsächlichste Aufgabe des Tragödiendichters, „diejenigen Momente der Geschichte zu ergreifen, wo der ewig lebende Gedanke der Menschheit potenzirt zur That hervorspringt. Wo sich dieser Gedanke durch die gegebenen Conflicte zur That drängt, muß von selbst ein solcher tragischer Moment in der Geschichte entstehen". Es ist das eine Anschauung vom Tragischen, welche in neuester Zeit auch Hans Herrig's dramatischen Dichtungen zu Grunde liegt und welche zusammentrifft mit dem in Georg Büchner's „Danton" ausgesprochenen Worte: „Wir sind nur die Schwerter, mit denen Geister fechten." Natürlich wird es einer derartigen Dichtweise vor allem um die Hervorhebung der großen historischen Gesichtspunkte und deren Aufeinanderplatzen zu thun sein; hingegen wird die Gefahr nahe liegen, die Handlung als solche und die individuelle Charakteristik der auftretenden Persönlichkeiten als erst in zweiter Linie in Betracht kommend anzusehen, wie denn auch die gewöhnliche Auffassung von Verschuldung (welche hier eigentlich der Weltgeist und nicht die einzelne Person auf sich zu nehmen hat) und dadurch nothwendig werdender Sühne auf diesem Standpunkte ganz von selbst in Wegfall kommen muß.

Die ebenangeführten Vorzüge dieser Richtung einerseits wie ihre mehr bedenklichen Consequenzen andererseits bilden denn in der That die Signatur der Mosen'schen Dramatik. Um von diesen Consequenzen zuerst zu reden, so behält die Handlung vielfach etwas Dünnes; es fehlt die eigentlich reiche und kräftige Ausgestaltung (womit natürlich keineswegs ein Ueberwuchern des Stoffs gemeint ist), und was die Charaktere angeht, so sind sie nur selten scharf umrissene, fest gezeichnete und markante Erscheinungen, vielmehr haben dieselben etwas Schablonenhaftes, und wenn man auf Handlung und Charakteristik das Hauptgewicht legt, so können die von Mosen gewählten Stoffe nicht als erschöpft gelten, wie ja auch die meisten derselben noch nach ihm verschiedentlich wieder aufs neue bearbeitet worden sind. Ob und inwieweit Mosen, wenn er gewollt hätte, auch nach seiten der Handlung und Charakteristik die ganze specifische Wirkungsweise des Dramatikers hätte bewähren können, das dürfen wir hier ununtersucht lassen. Es genügt, die in Rede stehenden Schwächen als eine fast selbstverständliche Folge seiner Anschauung vom Tragischen

*) S. I in Nr. 5 d. Bl. f. 1881.

hinzustellen, und der Vorwurf des Nichtbesserkönnens soll hierin durchaus nicht ohne weiteres eingeschlossen sein. Hingegen kommen auch die Vorzüge der besagten Richtung und Anschauung in Mosen's Stücken auf das erfreulichste zur Geltung. Schon die Stoffe an sich imponiren immer durch ihre Großheit, da ja Mosen durch die kleinen Evolutionen und sozusagen Putsche des Weltgeistes nicht gereizt wird. Er zeigt uns das historische Leben immer an bedeutsamen Wendepunkten, bei interessanten Uebergängen; die umfassenden Gesichtspunkte und Ideen ergeben sich damit von selbst, und er weiß dieselben durch den Mund seiner Helden mit schöner Rhetorik und echt dichterischem Schwunge überall auf das eindrucksvollste zur Geltung zu bringen. Seine Stücke sind also auf alle Fälle gleichsam dramatische Geschichtsfresken von edler Haltung und mit einem unverkennbaren Zuge nach dem Bedeutenden; es pulsirt in denselben überall echtes Dichterblut und warmes Leben; sie sind nirgends langweilig, und ich habe die ganze Reihe der Stücke aufs neue wieder mit dem größten Vergnügen durchgelesen. Es wäre aber unrecht, hiernach anzunehmen, daß Mosen's Tragödien lediglich Lesestücke seien. Ein Stück wie „Heinrich der Finkler" fällt allerdings durchaus unter den Begriff der Historie und dürfte für die Bühne weder berechnet noch geeignet sein. Die andern Stücke dagegen sind für die Bühne gedacht und wegen ihrer prägnanten Haltung auch für sie passend; die meisten derselben sind in Dresden oder Oldenburg früher auf die Bühne gekommen, und mögen sie auch von andern Stücken an specifisch dramatischer Wirkung übertroffen werden, so dürften sie doch wegen ihrer anderweiten poetischen Vorzüge eines erfreulichen Eindrucks auf ein fein empfindendes Publikum nirgends verlustig gehen, und es wäre eine Pflicht der Theaterdirectionen gegen ein so schönes Talent und eine so edle Natur wie Mosen, hin und wieder eins dieser Stücke aus der Theaterbibliothek hervorzuholen und vor das Lampenlicht zu bringen. Daß in einer Zeit, wo namhafte Dramatiker ernster Richtung nach Einreichung eines Stücks oft lange Monate vergeblich auf Antwort warten müssen, während die Directionen den Schwank- und Possenfabrikanten nachlaufen, daß in einer solchen Zeit, sage ich, hierzu wenig Aussicht vorhanden ist, versteht sich ziemlich von selbst, und Mosen's Dramen werden fortan wol dazu verurtheilt sein, lediglich als Lese- und Buchdramen empfängliche Leser zu erbauen.

Hiermit wäre unsere Uebersicht über Mosen's epische, lyrische und dramatische Schöpfungen beendet. Was die sechs Bände sonst noch enthalten, wie z. B. dramaturgische Betrachtungen und längere Ausführungen über Gemälde der dresdener Galerie, das kann hier füglich mit Stillschweigen übergangen werden. Daß auch diese Aufsätze sehr feinsinnig und inhaltsvoll sind, braucht kaum ausdrücklich hervorgehoben zu werden; für die Schätzung Mosen's als eines der Nationalliteratur angehörenden Dichters sind sie jedoch irrelevant.

Die vom Sohne hinzugefügte Biographie ist natürlich unbedingt zuverlässig und in jedem Sinne dankbar entgegenzunehmen. Doch bietet sie eigentlich nicht viel, was nicht schon sonst bekannt gewesen wäre, und nach meiner Anschauung hätte sie etwas ausführlicher sein können.*)

Albert Moeser.

*) Der Herausgeber ist leider, wie er uns mittheilt, verhindert gewesen, bei der neuen, in sehr rascher Folge der Lieferungen erscheinenden Auflage die vollständige Correctur zu lesen, was erst von S. 85 des sechsten Bandes an möglich war; doch konnten die Druckfehler der neuen Auflage, wie unser geehrter Referent im ersten Artikel meint, nicht auf falscher Lesung des Manuscripts beruhen, da dem Drucker die vom Dichter selbst besorgte Gesammtausgabe von 1863 vorgelegen hat. D. Red.

Der Schlußband der Biographie des Prinzen Albert.

Das Leben des Prinzen Albert, Prinz-Gemahls der Königin von England, von Theodore Martin. Mit Genehmigung Ihrer Majestät der Königin Victoria übersetzt von Emil Lehmann. Fünfter Band. Gotha, F. A. Perthes. 1881. Gr. 8. 11 M.

Genau ein Jahr nach Vollendung des fünften und letzten Bandes der englischen Ausgabe vom „Leben des Prinzen Albert" hat endlich die deutsche Uebersetzung davon das Licht der Welt erblickt. Erwägt man, daß die Vollendung jenes fünften Bandes nicht abgewartet zu werden brauchte, um mit der Uebersetzung zu beginnen, so findet der Umstand nicht genügende Erklärung, daß ein in England längst vollendetes Werk nun erst in Deutschland eingeführt wird. Die Schwierigkeiten der Uebertragung können diese Verzögerung nicht verschuldet haben; denn Theodore Martin's Schreibweise ist einfach und klar, wenn er auch durch seine Sucht zu interpoliren oft weitschweifig wird. Wir haben sie wol nur darin zu suchen, daß Correctur wie Revision in erlauchten Händen ruhten, was bekanntlich eben kein Förderungsmittel ist. So kommt das deutsche Werk in mancher Hinsicht etwas spät, und es wird die Folge davon sein, daß viele, welchen das Leben und Wirken des Prinzen Albert in staatlicher wie in Familienbeziehung am Herzen liegt, das Werk im Englischen bereits gelesen haben. Dann auch gleicht Emil Lehmann's Uebersetzung, wie ja überhaupt fast jede Uebertragung, den heutigen Erzeugnissen der Photographie: sei die Aehnlichkeit noch so groß, es fehlt ihnen, von einer gewissen unvermeidlichen Gezwungenheit der Haltung ganz abgesehen, die Farbenfrische des Originals.

Während der sechs Jahre, in welchen Theodore Martin das „Leben des Prinzen Albert" schrieb, gewöhnten sich viele Leser an seinen Stil, und nicht wenige empfanden ein schadenfrohes Vergnügen an der bis ins Einzelne gehenden Schilderung trivialer Vorgänge am Hofe der Königin sowol wie der wichtigsten Staatsereignisse, wobei Trieb-

federn und Einflüsse zur Darstellung kamen, über welche bis dahin die Biographen eines königlichen Hauses vorsichtig zu schweigen pflegten. Mit dem Tode des Prinz-Gemahls schließen diese Enthüllungen, und es ist kaum Aussicht vorhanden, daß das spätere Leben der Königin Victoria und ihrer Familie sich in seinem Privatcharakter jemals wieder so offen darstellen werde — daher bedauerten die meisten, mehr als Martin selbst, daß sein Werk mit diesem Bande zu Ende war.

Ein Schriftsteller, der im Auftrage und unter den Augen einer Königin von England über deren Gemahl schreibt, noch dazu über einen Mann wie den Prinzen Albert, den so hohe Eigenschaften schmückten, muß entschuldigt werden, wenn er sich zuweilen in huldigender Weise ergeht, vorausgesetzt, das erlaubte Maß werde nicht überschritten. Das letztere wurde jedoch Theodore Martin vielfach zum Vorwurf gemacht, weshalb er es in seiner Ansprache an die Königin Victoria zu Beginn des fünften Bandes für angezeigt hält, sich dagegen zu verwahren. Er sagt:

Die Welt ist mit Recht ungehalten, wenn ein Biograph nur Lobpreisungen gibt. Wenn die Handlungen und Gedanken eines Mannes nicht von selbst seinen Werth hinlänglich begründen, so liegt die Schuld entweder an seinem Biographen oder an dem Manne selbst. Bei dem Prinz-Gemahl vereinigte sich alles, was von ihm gesagt werden konnte, dazu, die Erzählung zu einer „Chronik von Thaten glänzend und gerecht" zu machen, und wenn ich zu zeiten unbewußt überflüssige Worte des Lobes hinzugefügt habe, so kann ich zu meiner Entschuldigung nur auf die Schwierigkeit hinweisen, da zu schweigen, wo der Geschichtschreiber Gelegenheit hatte, einen Charakter von vielen und höchst verschiedenartigen Seiten her so genau zu erforschen, wie es mir in Bezug auf den Charakter des Prinzen oblag, und wo er bei jedem Schritt neue Veranlassung fand, seine Reinheit, Selbstlosigkeit, Consequenz und edle Selbstbeherrschung zu bewundern.

Nur die Vorgänge zweier Jahre, 1860 und 1861, bilden den Inhalt des letzten Bandes, und diese betreffen hauptsächlich Englands Beziehungen zur auswärtigen Politik und sein Mitwirken an derselben. Da greift plötzlich die Hand des Schicksals in das Lebensrad des Prinz-Gemahls, und mit der schmerzlichen Erzählung von seiner Krankheit und seinem Tode schließt das Werk wie eine Tragödie ab.

Es wäre überflüssig, an dieser Stelle die während jenes Zeitabschnitts in die Annalen der Geschichte eingetragenen politischen Ereignisse zu recapituliren oder auch nur die Theilnahme des Prinz-Gemahls an denselben eingehender zu behandeln: dies hätte nur für diejenigen Interesse, welche sich mit hoher Politik befassen. Für uns steht der Prinz als deutscher Mann höher als alle Fragen über Handelsverträge, Annexion Savoyens und Nizzas, Parlamentsdebatten, Freiwilligenrevuen u. s. w.; und obgleich eine Schilderung der kriegerischen Vorgänge des Jahres 1861 in Italien, wo Garibaldi in Neapel einzog und Gaëta schließlich capitulirte, sowie in Amerika, wo die ersten Zuckungen des Bürgerkriegs den freiheitlichen Boden erschütterten, anziehend genug wäre, so sehen wir doch gern davon ab, um uns ganz dem Hauptobject des Werks widmen zu können.

Gott im Herzen, vorwärts schauend,
Stets sich opfernd, auf ihn bauend,
Aufwärts strebend,
Mit sich hebend
Geist und Wissen seiner Zeit,
Diente er der Ewigkeit.

So lauten die Verse Ihrer königlichen Hoheit der Kronprinzessin von Preußen, welche unter der Aufschrift „Zum Andenken" diesem fünften Bande der deutschen Uebersetzung voranstehen, und Besseres hat wol noch nie eine Tochter über ihren Vater ausgesprochen. Prinz Albert verdiente nicht nur eine solche Aufschrift auf dem Monument, das er sich selbst durch seine Tugenden gesetzt; er hatte auch das seltene Glück, in seinem Wirken und Schaffen, seinem Denken und Fühlen Anerkennung zu finden, und das nicht allein innerhalb des Kreises seiner Familie, sondern in der ganzen gebildeten Welt.

Wie in einem Spiegel reflectiren dies die Worte des Barons Stockmar, des „leidenden Einsiedlers in Koburg", der in einem Schreiben vom 17. Januar 1860 — er starb am 9. Juli 1863 im Alter von 76 Jahren — nach einigen auf Napoleon III. und seine Politik in Italien bezüglichen Bemerkungen unter anderm Folgendes äußert:

Mein langes Leben gibt mir hinreichend Zeit, mich von der Wahrheit der Anschauung überzeugt zu halten, daß der Einzelne die ihm gewordene Lebensaufgabe nur dann richtig, würdig und also glücklich lösen können werde, wenn er sich unausgesetzt einer redlichen und ernstlichen Gesinnung befleißigt. Kann er das nicht, so verfällt er, ohne es zu wollen, der Frivolität und mit ihr der Nichtswürdigkeit.

Gegen Ende des Jahres 1860 erhielt der Prinz aus Berlin von seiner Tochter, der Kronprinzessin von Preußen, eine von ihr verfaßte Denkschrift über ein Ministerverantwortlichkeitsgesetz, dessen Zweck dahin ging, die in hohen Kreisen am preußischen Hofe genährten Besorgnisse hinsichtlich der Zweckmäßigkeit einer in Aussicht genommenen Maßregel dieser Art zu beseitigen. Diese Arbeit würde selbst einem erfahrenen Staatsmann Ehre gemacht haben, und die Argumente der Denkschrift waren so erschöpfend, daß dem Prinzen nur wenig zu berühren übrig blieb; in seiner überströmenden Freude darüber machte er der Verfasserin jedoch sehr charakteristische Bemerkungen, von denen einige hier folgen mögen:

Die Idee, daß die Verantwortlichkeit der Räthe die Würde des Monarchen kränkt, ist ganz irrig. Hier haben wir kein Verantwortlichkeitsgesetz, weil wir überhaupt keine geschriebene Constitution haben, aber die Verantwortlichkeit fließt als logische Nothwendigkeit aus der Würde der Krone und des Monarchen. „The king can do no wrong" heißt der Rechtssatz, und daraus folgt, daß jemand für seine Schritte verantwortlich sei, wenn diese dem Gesetze oder der Wohlfahrt des Landes zuwider sind. Die Minister sind nicht hier als Minister, d. h. als Beamte, verantwortlich (als solche sind sie es der Krone), sondern dem Parlament und Volke oder Lande als „Räthe der Krone". Irgendjemand kann die Krone berathen, und wer sie nur berät,

ist für den Rath, den er gegeben, dem Lande verantwortlich. Die sogenannte accountability der Minister dem Parlament gegenüber erwächst nicht aus dem Princip ihrer Verantwortlichkeit, sondern aus der praktischen Nothwendigkeit, dem Parlament seine Zustimmung zur Legislation und seine Steuerbewilligung zu erhalten und (um diese sich sichern zu können) das Vertrauen desselben sich zu erwerben. Die Minister werden praktisch zur Verantwortung gezogen, über die Art und Weise, wie sie die Gesetze, die sie mit dem Parlament zusammen gemacht, gehandhabt, wie sie die Gelder, die zu gewissen Zwecken votirt wurden, verwendet haben; sie müssen Auskunft geben, sich rechtfertigen, überzeugen, und die Antwort: wir haben als gehorsame Diener dem Herrn gehorcht, wird nicht acceptirt. Haben sie nach Ueberzeugung gehandelt oder nicht? ist die Frage „wenn nicht, so seid ihr schlechte Diener der Krone, die das rathen, das thun, was ihr für nachtheilig oder unrecht haltet, um euch gute Pfründen und die Gunst des Herrn zu erhalten" — und das Parlament entzieht ihnen nothwendig sein Vertrauen. Hierin liegt auch die von den Monarchen so sehr gefürchtete Macht der Minister. Sie können sagen: wir wollen dies und das nicht thun, was der Herr wünscht, weil wir es nicht verantworten können. Warum sollte sich aber der Herr hiervor fürchten? Dies bietet ihm ja die größte Sicherheit; ein wahrhaft treuer Diener sollte nichts thun, was er nicht verantworten kann, auch wenn es der Herr wünscht! Diese praktische Verantwortlichkeit sichert dem Monarchen das höchste Gut, independente Diener statt Wohldiener, nöthigt den Minister zur Freiheit der Seele dem Monarchen gegenüber, adelt seinen Rath und macht ihn sicher und patriotisch, während der des Wohldieners und gehorsamen Executors der höchsten Wünsche und Befehle den Monarchen in den Abgrund führen kann und oft geführt hat. ... Was das Selbstregieren des absoluten Monarchen anbetrifft, so ist dies eine reine Illusion. Nirgends zeigt die Geschichte so vollkommene Minister- und Günstlingsregierungen als in den absoluten Monarchien, weil nirgends der Minister ein so sicheres Spiel hat. Eine Hofcabale ist das einzige, das er zu fürchten hat, und gegen diese weiß er die nöthigen Mittel zu ergreifen. Die Geschichte ist so voll von Beispielen, daß ich mich schämen würde, deren anzuführen. Selbst in den letzten Jahrzehnten haben wir Fälle erlebt, wo die persönliche Discreditirung des Monarchen fast die Erhaltung der Monarchie nicht als Regierungsform, sondern als Staat unmöglich machte. Wenn das wie bei dem Könige von Neapel stattfindet, so sagen nun die Vertheidiger: „Er war schlecht umgeben, schlecht berathen, wußte nicht, wie es mit dem Lande stand." Wozu aber dann das Selbstregieren, wenn man selbst nichts weiß und nichts erfährt? Der Monarch sollte sich nicht um Detail bekümmern und den großen Ueberblick behalten, die Principien niederlegen, nach denen gehandelt werden soll. Das kann er, ja muß er bei verantwortlichen Ministern, die genöthigt sind, seine Sanction zu dem System einzuholen, das sie befolgen und dem Parlament gegenüber vertheidigen wollen. Das kann der selbstregierende absolute Monarch nicht, weil er im Detail erstickt, den Wald vor Bäumen nicht sieht und keine Veranlassung hat, mit seinen Ministern über Principien und Systeme zu paetiren, die beiden Theilen nur als eine große Last und unnöthige Beeinträchtigung erscheinen können.

Als ein Studium und eine Darlegung des scharfen und umfassenden Interesses des Prinzen an allem, was um ihn her vorging, und seines eifrigen Bestrebens, alles so ausgeführt zu sehen, wie es nach seiner Ansicht ausgeführt werden sollte, ist Theodore Martin's Werk höchst lehrreich. Als der Prinz-Regent Wilhelm von Preußen, der Schwiegervater seiner Tochter, den preußischen Königsthron bestieg, war er ebenso besorgt, ihn über seine neuerlangten Pflichten zu belehren, als er seine Tochter über die Ausübung ihrer wiederkehrenden Mutterpflichten belehrte. Nichts war ihm in auswärtigen Angelegenheiten fremd, und in den häuslichen, ob es die ganze englische Nation oder nur seine eigene Familie betraf, blieb ihm nichts unbekannt, nahm er an allem den lebhaftesten Antheil. Daher auch darf es nicht verwundern, wenn er, der noch in der Blüte der Mannesjahre stand, seine Lebenskraft so frühzeitig erschöpfte.

Schon während des ganzen Verlaufs der in dem vorliegenden Bande aufgezeichneten Ereignisse war des Prinzen Gesundheit eine schwächliche, und obgleich er vorschriftsmäßig auf die Jagd ging und andere körperliche Uebungen vornahm, um sich für die zahlreichen und widersprechenden Pflichten, zu deren Erfüllung er sich berufen fühlte, soweit er es vermochte, zu kräftigen, so scheint es doch, als habe sich bei ihm die Rücksichtnahme auf seine Gesundheit stets nicht weiter erstreckt, als es das vorliegende Geschäft oder die ihn erwartende Arbeit gebieterisch forderte. Zu Beginn des überaus pathetischen letzten Kapitels des Werks sagt der Verfasser Folgendes:

Es war charakteristisch für den Prinz-Gemahl, daß er dem Tode mit einem Gleichmuth entgegensah, der bei Männern seines Alters keineswegs gewöhnlich ist. Das rührte nicht von Gleichgültigkeit oder Lebensüberdruß her. Er genoß das Leben, war glücklich und heiter in seiner Arbeit, in seinem Familienkreise, in der liebenden Fürsorge für andere und in der süßen Erwiderung der Liebe, welche sie ihm eintrug. Aber er hatte nichts von dem starken Verlangen nach Leben und hohem Alter, welches diejenigen empfinden, die davor zurückschrecken, über „die warmen Schranken des heitern Tags" hinauszublicken in eine unbekannte und ungewisse Zukunft. Er hatte nicht den Wunsch, zu sterben; aber es lag ihm nichts daran, zu leben. Nicht lange vor seiner verhängnißvollen Krankheit sagte er zur Königin: „Ich hänge nicht am Leben. Du thust es, aber ich lege keinen Werth darauf. Wenn ich wüßte, daß für alle meine Lieben gut gesorgt ist, wäre ich ganz bereit, morgen zu sterben." Und weiter sagte er: „Ich bin überzeugt, daß ich, wenn ich eine schwere Krankheit bekäme, mich sofort ergeben und nicht mit dem Leben ringen würde. Ich besitze kein zähes Leben." Das sagte er ohne eine Spur von Traurigkeit; er war bereit, zu leben, wenn es Gottes Wille wäre; er war aber ebenso bereit, dahinzugehen, wenn der göttliche Wille es anders bestimmt haben sollte. Nach seiner Ansicht war der Tod nur die Pforte zu einem fernern Leben, in welchem er unter glücklichern Bedingungen auf eine Fortdauer alles Besten in ihm und in denen, die er liebte, hoffen dürfe, frei von den Schwächen und ungetrübt durch die Miserfolge, die Misverständnisse, die Sündhaftigkeit und die Bekümmernisse des irdischen Lebens. „Diese Stimmung", schreibt die Königin in einem Mémoire von 1862, „diese schöne heitere Stimmung war es, welche ihn immer glücklich, immer zufrieden machte, obgleich er so tief und lebhaft empfand, wenn andere Unrecht thaten, und wenn die Menschen ihre Pflicht nicht erfüllten. Diese Fähigkeit, an allem Interesse zu nehmen, für alles ein aufmerksames Auge zu haben, war es, welche ihn der Ewigkeit mit so schönen Empfindungen entgegensehen ließ. Er war bereit zu leben, bereit zu sterben, nicht, wie er zu sagen pflegte, um glücklicher zu sein, sondern weil er ganz bereit war, davonzugehen.

Er that das, was recht war, nicht um der Belohnung in einem andern Leben willen, sondern, wie er immer sagte, weil es recht ist."

Diese Lebensanschauung verließ ihn bis zum letzten Augenblick nicht, und er wirkte fort in seiner freiwillig auferlegten übergroßen Thätigkeit, die für ihn tödlich werden sollte, ohne daß seine Umgebung und die ihm am nächsten standen es früher gewahr wurden, als bis die Hülfe zu spät kam. Die unmittelbare Veranlassung des Fiebers, welchem er erlag, ist niemals wirklich festgestellt worden; aber man hat die Entstehung desselben mit einiger Genauigkeit bis zum 22. November zurückverfolgt, an welchem Tage er in Sandhurst bei „entsetzlichem Regen" die im Bau begriffene Generalstabsschule und Militärakademie inspicirte. Schon am 10. November hatte sich bei ihm Schlaflosigkeit eingestellt, die ihn schwach und müde machte; trotzdem ging er noch am 23. November für einige Stunden mit dem Fürsten Ernst Leiningen auf die Jagd, und am 25. November schrieb er, nachdem er tags vorher mit demselben und der königlichen Familie das Mausoleum der Herzogin von Kent in Frogmore besucht hatte, in sein Tagebuch: „Bin recht elend, und Schmerzen in Rücken und Beinen plagen mich sehr." So verzehrte ihn ein schleichendes Fieber mit schlaflosen Nächten und Tagen, wo er nur wenig genießen konnte und jede Bewegung ihm schmerzhaft war, wenigstens drei Wochen lang, bevor seine Familie oder die Aerzte einige Besorgniß um ihn hegten. Dabei vollzog er, so gut er konnte, alle seine übernommenen Geschäfte, und noch vierzehn Tage vor seinem Tode entwarf er ein Memorandum über die Trent-Angelegenheit, welche nach dem Ausspruch Lord Palmerston's „zur befriedigenden Lösung dieser Streitfrage wesentlich beitrug". Es war dies am 30. November 1861.

Dieses Memorandum, von des Prinzen eigener Hand in englischer Sprache niedergeschrieben und von der Hand der Königin hier und da corrigirt, ist dem Werke als Facsimile beigegeben; dasselbe hat insofern einen besondern Werth, als es die letzte politische Denkschrift von ihm ist und an Wichtigkeit ihrer Ergebnisse keiner seiner vielen Denkschriften nachsteht.

Am 2. December besuchte ihn Lord Palmerston; von den Symptomen des Unwohlseins des Prinzen beunruhigt, sprach der Lord den Wunsch aus, es möge noch ein anderer Arzt hinzugerufen werden; allein sein Rath wurde erst am 9. December befolgt, und selbst dann nicht in dem Grade, wie er es gewünscht hatte. „Es ist dies eine Angelegenheit von der höchsten nationalen Wichtigkeit", schrieb er am 10. December, „und alle Rücksichten auf persönliche Gefühle und Empfindlichkeiten müssen hinter dem öffentlichen Interesse zurückstehen." Aber es geschah nichts Entschiedenes darin, denn „die Aerzte glaubten, daß alles soweit befriedigend sei". Und schon am 14. December vor Mitternacht erklangen die Glocken, welche verkündeten, daß diese große Seele entflohen war nach der verschleierten Welt, die er so oft ersehnt, und wo es Ruhe gibt für den Müden — „zu den Geistern der vollkommenen Gerechten".

Die uns vorliegende deutsche Ausgabe des fünften Bandes enthält außer einigen geist- und gemüthvollen Schlußbemerkungen von Theodore Martin und einem kurzen Anhange auch ein ausführliches Inhaltsverzeichniß für das ganze Werk; aber sie entbehrt die im Originalbande enthaltenen drei künstlerisch ausgeführten Bildnisse: des Prinz-Gemahls in seinem letzten Lebensjahre, der Prinzeß Royal vom Jahre 1856, und der Prinzeß Alice vom Jahre 1860.

Trotz dieser Ausstellungen verdient die von einem namhaften deutschen Schriftsteller übertragene Biographie des Prinzen Albert als das Lebensbild eines wahrhaft edeln Fürsten in hohem Maße die Theilnahme des Publikums.

Ferdinand Moesch.

Culturgeschichtliches.

1. Illustrirte Culturgeschichte. Für Leser aller Stände. Von Karl Faulmann. Mit 14 Tafeln in Farbendruck, mehreren Facsimilebeilagen und circa 300 in den Text gedruckten Illustrationen. Sechste bis zwanzigste Lieferung. Wien, Hartleben. 1881. Gr. 8. Jede Lieferung 60 Pf.

Nachdem wir in Nr. 12 d. Bl. f. 1881 die fünf ersten Lieferungen obigen Werks besprochen haben, welche den allgemeinen Theil desselben enthalten, treten wir, nach nunmehriger Vollendung der zwanzigsten und letzten Lieferung, dem besondern Theile näher, welcher die Culturgeschichte der einzelnen Länder umfaßt. Unter den verschiedenen Gesichtspunkten, nach welchen die Culturgeschichte angeordnet werden kann, hat Faulmann für die Darstellung ihrer einzelnen Entwickelungsphasen den geographischen gewählt. Wir können diese Wahl für keine glückliche halten. Sie ist allerdings nicht zu umgehen, solange und soweit die Culturgeschichte Länder und Völker behandelt, die für sich abgeschlossen sind und keinen Verkehr miteinander pflegen. Sobald aber die Völker aufeinander einzuwirken und einander Momente der Cultur mitzutheilen beginnen, ist jene Methode ohne mannichfache Verwirrung nicht anzuwenden, indem sie den Schriftsteller öfter dazu nöthigt, Thatsachen, welche die Folgen anderer Thatsachen sind, vor den letztern zu erzählen, und indem sie außerdem wichtige Ver-

hältnisse, welche zwischen Völkern verschiedener Culturkreise angeknüpft wurden, nur in zerrissener oder wenigstens unzusammenhängender Weise darzustellen gestattet. Faulmann gruppirt seinen Stoff genau nach Erdtheilen und beginnt mit Amerika; warum? sagt er nicht —, wahrscheinlich weil in diesem Erdtheil die Culturstaaten eine geringere Höhe der Leistungen erstiegen haben als in den Theilen der sogenannten Alten Welt. Wir müssen bei diesem Uebergange zu den culturgeschichtlichen Details zugestehen, daß Faulmann unserer früher ausgesprochenen Erwartung, im besondern Theil einen Fortschritt von unnützem Wortkram zu fruchtbaren und lichten Darstellungen zu finden, in vieler Hinsicht gerecht ward; die etymologischen Schrullen des allgemeinen Theils nehmen wirklich ab, und die Darstellung nähert sich in der That mehr und mehr dem Verständniß von „Lesern aller Stände". Einen empfindlichen Rückschritt haben wir dagegen hinsichtlich der in den Text gedruckten Illustrationen zu rügen; dieselben werden von Bogen zu Bogen undeutlicher und genügen zuletzt in keiner Hinsicht den Ansprüchen, welche die moderne Welt an illustrirte Werke und besonders an ein mit so schönen Farbendrucktafeln versehenes und typographisch so trefflich ausgestattetes Buch zu erheben berechtigt ist.

Faulmann bespricht in der von Amerika handelnden Abtheilung zuerst die Naturvölker dieses Erdtheils, die Jäger- und Fischervölker, und geht dann zu den Mexicanern und Peruanern über. Ist es auch sehr gewagt und führt schlechterdings zu keinem Ziele, Bilder dieser Völker mit solchen Aegyptens zusammenzustellen, so bilden doch diese Darstellungen im ganzen einen wohlthätigen Contrast gegenüber den unklaren Phantasien des allgemeinen Theils. Die Knotenschrift der Peruaner, Quipus, als eine Umkehrung des Namens der ältesten chinesischen Zeichen Pakwa zu bezeichnen, dürfte doch, ohne Nachweisung des Ursprungs dieser Worte, mindestens sehr bedenklich sein. Führt aber Faulmann sein geographisches System so weit, die europäischen Einwanderungen in Amerika, welche doch eine Kenntniß der europäischen Culturgeschichte zur unausweichlichen Voraussetzung haben, gleich nach den einheimischen Völkern zu behandeln, so verstößt er stark gegen das genetische Princip, ohne welches die Culturgeschichte keinen Werth hat, d. h. gegen das Princip, alle Erscheinungen aus ihren Ursachen zu entwickeln. Noch mehr muß es stutzen machen, daß der Verfasser, wenn er diesen Gegenstand einmal behandelt, die Schicksale der europäischen Colonien in Amerika mit wenigen Worten abfertigt und dagegen sich ausführlich über einen an sich so unwesentlichen und selbstverständlichen Punkt verbreitet, wie es die Verderbniß der deutschen Sprache in Amerika ist, die er durch eine eine ganze Seite einnehmende Zeitungsannonce illustrirt.

Von dem modernen Amerika werden wir nun geradewegs nach dem alten Nillande hinübergeworfen; denn jetzt kommt Afrika an die Reihe. Faulmann leitet die Culturgeschichte Aegyptens (des einzigen Landes übrigens, das er vom „dunkeln Erdtheil" behandelt) mit einer Abhandlung über die vier Rassen ein, welche die ägyptischen Denkmäler abbilden; er läßt sich jedoch durch die bloße Hautfarbe, welche der neuesten ethnologischen Forschung zufolge ein ganz unzuverlässiges und schwankendes Kennzeichen der Völkerverwandtschaft bildet, zu allzu weitgehenden Folgerungen verleiten. Auf die Culturgeschichte Aegyptens, die uns keinen Anlaß zu besondern Bemerkungen bietet, folgt China, den Reigen der Völker Asiens eröffnend, dann Japan, hierauf Indien. Hier scheint uns Faulmann das Verhältniß zwischen den eingewanderten und siegreichen Ariern und den dravidischen Urbewohnern ziemlich zu verwirren. Die Cerebrallaute der indischen Sprachen, welche den übrigen Ariern fehlen, sind ihm ein Beweis, daß die Arier schon vor Abfassung der Vedas mit den Dravidas vermischt waren. Auch nimmt Faulmann zweierlei Urbewohner Indiens an, nämlich außer den Dravidas auch die Malaien. Er sucht ferner bei dem dravidischen Volke der Todas den Ursprung des Brahmanenthums und damit auch der Vedas: und warum? weil die letztern „fast nur vom Rindvieh handeln"! Wenn das „folgern" heißt, so kann eben schlechterdings alles gefolgert werden und ist nichts zu beweisen mehr unmöglich! Faulmann legt ferner viel Gewicht darauf, Krischna und Wischnu für „schwarze Götter" zu erklären, obschon die Bilder, die sein Werk von ihnen bringt, alle weiß sind; er sucht aus der Aehnlichkeit des saugenden Krischna mit dem Jesuskinde die schwarze Farbe des letztern und seiner Mutter an manchen Wallfahrtsorten Europas herzuleiten; er hält es für eine Thatsache, daß Krischna schon den Griechen als indischer Gott bekannt gewesen, führt jedoch keine Belegstelle dafür an. Er leitet dann geradezu Krischna aus — Babylonien (!) ab und erklärt den Mann für „jedenfalls" identisch mit den chinesischen Min (!), den Turkmenen (!), Germanen (!?) u. s. w., alles und noch mehreres ohne Quellennachweise. Die christlich-apokalyptische Idee vom „tausendjährigen Reiche" nennt er eine germanische! Levirathsehe (sic) S. 330 und Phryxos S. 331 werden hoffentlich Druckfehler sein. Siwa soll, weil unbärtig, ein Weib sein! (Und Apollo, Balder, Johannes?) Und so nimmt die Verwirrung bei Indien kein Ende. Dagegen vermissen wir jede Erwähnung des unsterblichen Dichters Kalidasa und der übrigen Meisterwerke indischer Poesie! Es folgen dann Babylonien und Assyrien, merkwürdigerweise getrennt und in gläubiger Anlehnung an Lenormant's überschwengliche Phantasien. Wir übergehen das sich nun anreihende Persien, bei dessen Schilderung er sich lediglich an Thatsachen hält, das er indeß für die geringe Bedeutung dieses Landes in der Culturgeschichte viel zu breit behandelt hat. Als eine ganz unverantwortliche Verirrung müssen wir es bezeichnen, daß sodann Arabien mit Mohammed und dem ganzen Khalifenreich, ja sogar mit dessen angeblicher Fortsetzung durch die Türken vorgenommen wird, bevor mit einem Worte des Juden- und

Christenthums gedacht ist, die doch des Islam schlechterdings unentbehrliche Grundlagen sind. Damit ist das genetische Princip geradezu auf den Kopf gestellt und zwar ohne allen Grund; denn Faulmann hätte an seinem System gar nichts zu ändern gebraucht, wenn er die Araber nach den Juden (wie er schon die alten Hebräer ganz unrichtig nennt) in Behandlung genommen hätte. Bei den letztern vertuscht Faulmann sorgfältig den oft wiederholten Abfall vom Mosaismus zum Götzendienst (Baal, Moloch und Astarte) bis auf Jerobeam's Sterndienst, der aber mehr ein Jahvedienst war, und sucht auch eine ältere Entstehung der biblischen Bücher, als jetzt meistens angenommen wird, zu constatiren. Bei der Besprechung der „Phönikier" (richtig ist nur: Phöniker) erfahren wir, die Khetiter, mit welchen ägyptische Pharaonen und später die Hebräer kämpften, seien „offenbar" nicht von semitischem Stamme gewesen; „eher" seien sie den Griechen verwandt, und es wäre „nicht unwahrscheinlich", daß die deutschen Katten und die Gothen Theile jenes Volks waren! Es ist wirklich erstaunlich, welche großen Resultate Faulmann mit den einfachen Worten „jedenfalls", „offenbar" und „nicht unwahrscheinlich" erreicht. Die „Leser aller Stände" aber werden sich sicherlich sehr freuen, nun doch einmal zu erfahren, wer denn eigentlich die Khetiter waren, was sie gewiß schon längst zu wissen verlangte!

Endlich kommen wir zu Europa. In einer von den Ureinwohnern dieses Erdtheils handelnden Einleitung erfahren wir, daß „die Nachkommen der Kelten in England noch jetzt Priester, Druiden genannt, besitzen". Ob Faulmann damit den der Freimaurerei ähnlichen Geheimbund der Druiden oder die walisischen Barden meint, ist uns unklar: beide aber sind keine Priester! Nach der nämlichen Theorie wären die Normannen und die Etrusker Zeitgenossen gewesen, was bisher jedenfalls noch niemand gewußt hat. Auf den Unterschied der Zeiten zwischen Dingen, die ihm ähnlich scheinen, nimmt Faulmann überhaupt keine Rücksicht. Nun treten die Griechen auf, leider wieder in einer Flut von Hypothesen, welche nur die Köpfe zu verwirren geeignet ist, statt sie mit dem ewig Schönen und Herrlichen von Hellas bekannt zu machen und dafür zu begeistern. Freilich, wenn sich Faulmann auf den alten seligen Creuzer beruft, der in den Antiquariaten sanft schlummert und von seinen Phantasien ausruht, dann wird vieles begreiflich, womit er die „Leser aller Stände" unterhalten zu sollen glaubt. Die nordischen Germanen sollen die zwölf Asen den Griechengöttern nachgebildet haben (während wol beide aus einer gemeinsamen arischen Quelle schöpften) und hätten diesen dafür — die Orakel geschenkt, welche Ausflüsse der „nordischen Sudkunst" sein sollen! Der Name „Pelasger", erfahren wir, besteht aus dem Gotte Bel und dem nordischen askr (Mann), „Pelops" aus Bel und ops (Sonnenauge). Tyndareus sei der alte Name von Babylon (wo steht das?) und identisch mit dem ägyptischen Deuderah. Abgebildete nackte Schmiede (denen es eben einfach beim Feuer zu heiß ist, um Kleider zu tragen) werden mit Noah, Cham und allem Möglichen in Verbindung gebracht. Hellen hängt mit der nordischen Hel zusammen, Doros mit Thor u. s. w.! Warum Faulmann die griechischen Namen in lateinischer Weise auf -us enden läßt, statt auf -os, ist uns unerfindlich, da er doch sonst oft griechische Schreibweise anwendet (k statt c). Im übrigen ist die griechische Culturgeschichte recht anziehend geschrieben, wenn auch, wie die übrigen Theile des Buchs, nicht nach einem durchdachten Plan; ebenso die darauf folgende der Römer, hinsichtlich deren es aber Faulmann nicht bekannt zu sein scheint, daß die ganze Königsgeschichte schon seit Niebuhr als Mythe nachgewiesen ist.

Die römische Geschichte bei Faulmann zeichnet sich indessen durch die Vermeidung von mytho- und etymologischen Thorheiten vortheilhaft aus. Auf sie folgt die Cultur des christlichen Europa, welche sehr summarisch abgehandelt wird, aber das Ganze in großen Zügen recht lebendig vorführt. Und dies könnte von dem ganzen Buche gesagt werden, wenn jene fatalen Liebhabereien des Verfassers, die ihrer ganzen Art und Weise nach das Publikum kalt lassen und die Gelehrten in Harnisch bringen, gebildeten Unbefangenen aber ein mitleidiges Lächeln oder unwilliges Kopfschütteln ablocken müssen, die vielfach verdienstliche Arbeit nicht beeinträchtigten. Dieselbe ist überdies in sehr ungleichartiger Weise ausgeführt. Dem Orient sind etwa 300, dem classischen Alterthum aber nur etwa 70, dem Mittelalter nicht viel über 50, und der neuern Zeit vollends nur etwa 30 Seiten gewidmet! Es fehlt dem Ganzen, und das ist eine Hauptsache, am genetischen Zusammenhange; es ist eine Sammlung von culturgeschichtlichen, mytho- und etymologischen Aufsätzen über einzelne Länder und Völker, die voneinander völlig unabhängig sind. Die den gesammten Fortschritt des Menschengeistes gleich einem rothen Faden durchziehende Kette von Ursachen und Wirkungen ist nirgends sichtbar; man findet keine Vergleichung zwischen verschiedenen Perioden der Cultur, zwischen den Leistungen verschiedener Völker, sondern nur zwischen ihren Götter- und Heroennamen, zwischen unwesentlichen Abbildungen, Schriftzeichen, Gebräuchen u. s. w. Hätte Faulmann dieses Fehlende an die Stelle der überflüssigen etymologischen Schrullen gesetzt und das Ganze genetisch verbunden, auch gleichmäßig behandelt, so hätte er ein sehr schönes Werk liefern können. Aber auch in illustrativer Beziehung ist dasselbe nicht, was es sein sollte und könnte. Die prächtigen Farbendrucke und die oft schauderhaften Textbilder (man sehe z. B. den entsetzlichen Zeustempel von Olympia) sind zu arge Contraste, und zu einem illustrirten Werke gehört, namentlich wenn man an die Bilder Folgerungen knüpfen will, nothwendig Rechenschaft über deren Herkunft; sonst verliert alles Beweisen oder Beweisenwollen seine Kraft. Was wir hier getadelt haben, geschieht einzig um der Sache willen und ist sine ira et studio geschrieben; so wünschen wir es auch allseitig aufgefaßt zu sehen.

2. Opfersteine Deutschlands. Eine geologisch-ethnographische Untersuchung von H. Grenner. Mit eingedruckten Holzschnitten und vier Steintafeln. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1880. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Im Fichtelgebirge wird der Wanderer auf in Stein ausgehöhlte Gebilde aufmerksam, die man ihrer Form entsprechend Felsentische oder Felsenbecken nennen könnte und die vielfach für heidnische Opferaltäre und Schüsseln zum Auffangen des vergossenen Blutes gehalten werden. Der Verfasser untersucht diesen Umstand in der vorliegenden kleinen Schrift gründlich und kommt zu dem Ergebniß, daß jene Steingebilde durchweg Werke der Natur und nicht der Cultur, daß jene Höhlungen einfach vom Wasser bewirkt sind. Auf diese einleuchtende Weise dürften sich auch leicht anderswo abenteuerliche „Druidensteine" und andere angebliche Alterthümer in Naturproducte auflösen lassen.

3. Deutsche Handwerker-Bibliothek von Schmidt-Weißenfels. Erstes bis sechstes Bändchen (Zwölf Schneider. Zwölf Schuhmacher. Zwölf Buchdrucker. Zwölf Bäcker. Zwölf Metzger. Zwölf Goldarbeiter.) Stuttgart, Abenheim. 1880. 8. à 50 Pf.

Die sehr hübsch ausgestatteten Büchlein enthalten jedes zwölf populäre Biographien von Männern aller Zeitalter und aller civilisirten Nationen, welche einem der oben genannten Handwerke angehörten, wenn sie sich auch theilweise von demselben lossagten und durch ihre Schicksale irgendeine Bedeutung erlangt haben. Wir finden unter denselben nicht nur solche, die in ihrem Handwerke selbst sich auszeichneten, sondern auch einerseits berüchtigte Verbrecher, andererseits große Künstler, Dichter, Gelehrte, Staatsmänner, Kriegsleute und andere Berühmtheiten. Die Bändchen sind für Gewerbsgenossen eine höchst anziehende Lektüre.

Otto Henne-Am Rhyn.

Ein nationales Prachtwerk.

Die Hohenzollern und das deutsche Vaterland. Von R. Graf Stillfried d'Alcántara und Bernhard Kugler. Illustrirt von den ersten Künstlern Deutschlands. Erste Lieferung. München, Bruckmann. 1881. Folio. 2 M.

Um durch die Erkenntniß ihrer Vergangenheit ein neues Einigungsband der Hohenzollern mit dem deutschen Volke zu knüpfen, haben der königlich preußische Oberceremonienmeister, weithin bekannt als gründlicher Erforscher der hohenzollernschen Geschichte, und der als würtembergischer Historiker ausgezeichnete Professor Kugler sich zu einem Werke vereinigt, welches eine illustrirte Geschichte der Hohenzollern und ihrer Stellung im und zum deutschen Vaterlande, ein nationales Ehrenbuch bilden soll. Und um das geschriebene Wort noch lebendiger zu machen, sind die hervorragendsten Künstler von der Verlagshandlung gewonnen worden, um durch Voll- und Textbilder die merkwürdigsten Ereignisse und Persönlichkeiten der reichen Geschichte des glorwürdigen Hauses der Nation zu veranschaulichen. Das Buch ist mit aller Meisterschaft der Druckerkunst ausgestattet und soll bis Weihnachten in 25 Lieferungen zu je 2 Mark vollendet sein. Die in der ersten Lieferung gegebenen Vollbilder von H. Kaulbach, G. Bleibtreu, J. Schrader und H. Kretzschmer wie die 19 Textbilder sind vorzüglich gelungen.

Je mehr die Darstellung sich der Neuzeit nähert und unsere Tage berührt, um so breiter und ausführlicher soll sie sich ergehen; die ältere Geschichte der Dynastie wird nur ganz übersichtlich dargelegt, wie dies bei dem Hinblick auf weite nationale Kreise völlig gerechtfertigt ist. Durch die vorliegende Lieferung zieht sich ein belebender Hauch vaterländischer Begeisterung und inniger Bewunderung des erhabenen Geschlechts, dem unser greiser Kaiserheld entsproß und das den Weg vom Felsen Hohenzollern bis zum Baltischen Meere fand. Nur dürfte etwas zu sehr betont sein, daß die bedeutendern Fürsten des Hauses in Nürnberg wie in Berlin stets die besten, umsichtigsten und weisesten Rathgeber der deutschen Kaiser gewesen seien, die zu eigenem Schaden nicht genügend ihre Rathschläge befolgten, und daß ihre Politik hauptsächlich das Interesse des gesammten Reichs habe fördern wollen; gewiß lag ihnen wie allen Reichsfürsten zuerst der Gedanke an die Hausmacht nahe. Die große Ehrsucht des ersten Kurfürsten von Brandenburg aus dem Zollernhause, Friedrich I., ist der Ansicht der beiden Historiker gemäß ziemlich milde behandelt, auch wird nicht erwähnt, daß er (1438) nach der Kaiserkrone strebte. Nicht übergehen möchte ich einige Angaben, die den bisher gültigen Quellen widersprechen, voraussichtlich aber neuen Forschungen zu verdanken sind. Als Stammvater der fränkischen burggräflichen Linie in Nürnberg gilt überall Konrad I., er stirbt 1230 und ihm folgt sein Sohn Konrad II. (gest. 1260 oder 1261). In vorliegendem Werke erscheint aber nur Konrad I., der erst 1261 stirbt; als sein Sohn wird entgegen der Erwähnung eines Konrad III. (gest. 1314) neben Friedrich III. nur letzterer genannt. Während Schwabach gewöhnlich als von Friedrich III. unter König Adolf erkaufter Besitz genannt wird, soll es erst unter Friedrich V. erworben worden sein, dessen 1397 erfolgte Abdankung zu Gunsten seiner Söhne unberührt bleibt. Auch glaubte ich, Friedrich der Schöne von Oesterreich sei bei Mühldorf 1322 von einem Lehnsmanne Friedrich's IV. von Zollern, nicht aber von ihm selbst gefangen worden, wie es der Text und Bleibtreu's Künstlerhand darstellen. Die Schilderung der Charaktere ist sehr anmuthend, ebenso die kurze und markige Betrachtung der Reichslage in den verschiedenen Jahrhunderten, durch die wir eilenden Fußes wanderten. Wir wünschen dem verdienstvollen Werke den Einzug in die Häuser des deutschen Volks, zu dem es sich festlich geschmückt hat.

Arthur Kleinschmidt.

Feuilleton.

Aus der Schriftstellerwelt.

Die deutsche Literatur und das deutsche Theater haben einen tiefschmerzlichen Verlust zu beklagen. Franz Dingelstedt ist am 15. Mai in Wien gestorben, einer der begabtesten Dichter und genialsten Köpfe der neuern Literatur. Geboren am 30. Juni 1814 zu Halsdorf, hatte er 1831—34 in Marburg Theologie und Philologie studirt; er hatte dann eine Anstellung am Gymnasium zu Kassel erhalten und wurde wegen liberaler Gedichte zur Strafe nach Fulda versetzt. Hier veröffentlichte er im Jahre 1841 seine „Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters", wodurch er genöthigt wurde, seinen Abschied zu nehmen. Es war die Epoche der politischen Lyrik: Herwegh zog wie ein Triumphator durch Deutschland. Dingelstedt dichtete nicht im Herwegh'schen Stil; er war kein politischer Dogmatiker, verherrlichte nicht die Republik, ließ nicht den Ruf zu den Waffen ertönen, sondern er war nur der Anwalt einer liberalen Gesinnung, wie Anastasius Grün, und ließ dann gelegentlich der Satire und Ironie freien Spielraum im heinisirenden Stil. Nachdem er seine philologische Carrière aufgegeben hatte, hielt er sich eine Zeit lang, journalistisch thätig, in Augsburg und Wien auf, vermählte sich hier mit der berühmten Kammersängerin Jenny Lutzer, wurde dann in Stuttgart Hofrath und Bibliothekar und im Jahre 1850 als Intendant nach München berufen. In diese seine erste literarische Epoche fallen außer den Nachtwächterliedern die „Gedichte" (1845) und „Nacht und Morgen" (1851). Erstere enthalten einige Sonettenkränze von großer Schönheit, vor allem aber das Intermezzo „Ein Roman", eine Dichtung von leidenschaftlicher Glut, theilweise exotischem Colorit, von ausnehmend melodischen Versen, dazwischen die Färbung jungdeutscher Weltmüdigkeit und Blasirtheit: es ist einer der originellsten und lange nicht genug gekannten neuern Gedichtcyklen. Die Sammlung „Nacht und Morgen" trug zu sehr das Gepräge nachrevolutionärer Ernüchterung. Gleichzeitig hatte sich Dingelstedt als Novellist einen Namen gemacht. Seine erste größere Novelle „Unter der Erde" (2 Bde.) erschien 1840. Darauf folgten „Heptameron" (2 Bde., 1841), „Sieben friedliche Erzählungen" (2 Bde., 1844), das „Novellenbuch" (1856) und die werthvollste Nachblüte dieser novellistischen Production: „Die Amazone" (2 Bde., 1868), die zwölf Jahre später erschien. Alle diese Novellen haben Eleganz der Darstellung, besonders in der Schilderung des Salonlebens; bisweilen ist die Erfindung gewagt und paradox; doch das lebhafte und geistreiche Colorit, die feine Satire in der Darstellung fashionabler Zustände der Künstlerwelt, der Diplomatie, der Haute-Finance verleihen vielen dieser Erzählungen, besonders der „Amazone", hervorragenden Werth.

Seitdem Dingelstedt in München Intendant geworden war, ruhte der Schwerpunkt seines Wirkens auf seinen Bühnenleitungen; die Geschichte derselben wäre ein wichtiger Beitrag zur deutschen Theatergeschichte. Zu seiner Berufung nach München hatte sein einziges Drama: „Das Haus des Barneveldt", den ersten Anlaß gegeben: leider ist der erste Act des Stücks bei weitem der wirksamste, in den spätern überragt zu sehr das Genrebildliche. Die Mustervorstellungen des Jahres 1854, die er am münchener Hoftheater arrangirte und die ein Ensemble von lauter Kunstkräften ersten Ranges boten, stehen in ihrer Art einzig da. Im Jahre 1857 übernahm Dingelstedt die Intendanz in Weimar, wo er 1864 zur Säcularfeier Shakspeare's den ganzen Cyklus der Historien des großen Dichters in Scene gehen ließ, in einer geschmackvollen Einrichtung, welche auch dichterische Einlagen nicht verschmähte; auch am wiener Burgtheater bewährten sich später diese Shakspeare-Dingelstedt'schen Historien in vorzüglicher, glänzender Inscenirung. Am 1. October 1867 übernahm Dingelstedt die Direction der wiener Hofoper, 1870 diejenige des wiener Burgtheaters. Als Bühnenleiter zeigte er Gewandtheit und Takt und pflegte besonders die stimmungsvolle Poesie der Bühne selbst. Außer Shakspeare's Historien hat er auch mehrere Stücke von Molière und Beaumarchais für das deutsche Theater eingerichtet. Vom Könige von Baiern wurde er in den erblichen Adelstand, vom Kaiser von Oesterreich in den Freiherrnstand erhoben. Die erste Gesammtausgabe seiner Werke erschien in zwölf Bänden 1877. Der Herausgeber dieser Zeitschrift knüpfte an dieselbe einen eingehenden Essay über den genialen Autor in „Unsere Zeit" (1878, I, 721 fg.).

Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Die „Rivista Europea" vom 1. December 1880 empfiehlt ihren Lesern das „Künstlerleben" von Ferdinand Hiller aufs wärmste.

Ueber „Memphis in Leipzig" von H. Steinhausen sagt sie: „Unterdessen sollte das Publikum dem Verfasser dafür Dank wissen, daß er mit dieser geistvollen Schrift zwar etwas streng, aber mit vollem Rechte die Erzeugnisse der nach der Mode des Tags zugeschnittenen Unterhaltungsliteratur bekämpft."

„Novellen" von G. Glogau werden sehr gerühmt: „Die österreichische Schriftstellerin zeichnet sich vor vielen ihrer Mitbewerberinnen durch scharfes philosophisches Denken und feine Dialektik aus, während sie zugleich weibliches Gefühl und einen Scharfsinn entfaltet, welche diesen Novellen einen besondern Reiz verleihen. Das Phantastische und Abenteuerliche übrigens haben wenig Antheil daran."

Von Spielhagen's „Quisisana" heißt es: „Die Schönheit dieses Romans besteht nicht in der Verwickelung der Handlung, sondern in der feinen Atmosphäre des deutschen Lebens, in dem durchaus modernen und lebhaften Geiste und in dem treuen Gemälde der Gesellschaft, welche der Verfasser zu schildern unternommen hat."

— Ueber die „Weltgeschichte" von Leopold von Ranke sagt die „Saturday Review", Nr. 1316: „Das Unternehmen des greisen Ranke, im Alter von 80 Jahren eine Weltgeschichte zu beginnen, muß selbst diejenigen in Erstaunen setzen, welche die wunderbare Schwungkraft seines Geistes am besten kennen. . . . Bei einem nähern Hinblick indessen vermindert sich die scheinbare Schwierigkeit der Aufgabe einigermaßen. Ranke's Werk ist streng genommen nicht sowol eine Weltgeschichte, als vielmehr eine Abhandlung über Weltgeschichte, die sich zur eigentlichen Geschichte etwa so verhält, wie Voltaire's glänzende Einleitung zu seinem «Age de Louis XIV» zu den ernstern Werken, die ihm den Stoff dazu lieferten. Dessenungeachtet ist die Behandlung durchaus objectiv: der Verfasser erreicht nämlich sein Ziel, dem Leser seine eigenen Ansichten über die geschichtliche Entwickelung der Menschheit beizubringen, nicht durch seine Auseinandersetzungen, sondern durch die geschickte Auswahl und passende Gruppirung der Thatsachen. So ist das Buch das künstlerischste, das Ranke je verfaßt hat, und zeigt ihn in einem gänzlich neuen Lichte. Seine frühern Werke sind mit Hülfe von Archiven mühsam ausgearbeitet worden und verdanken ihren Werth der peinlich gewissenhaften Auslegung dieser Schriftstücke. Im vorliegenden ist nun zwar die Gabe des Historikers, ein überwältigendes Material zu beherrschen, von neuem erwiesen; doch strebt er darin nicht nach Selbständigkeit der Forschung. Er nimmt die

Ereignisse, wie er sie findet, ordnet sie in ihrer Reihenfolge und weist jeder Gruppe derselben ihren richtigen Platz in der Geschichte der Menschheit an.... Das Wissen gutunterrichteter Leser wird hierdurch um wenig oder nichts vermehrt; dem Neuling bietet das Werk keinen genügenden Ersatz für die gewöhnlichen Geschichtsbücher; es zeigt aber, wie dies Werke von enger gesteckten Grenzen nicht können, den gegenseitigen Zusammenhang und die Zusammengehörigkeit der Geschichten aller civilisirten Völker."

Rühmliche Erwähnung finden in derselben Nummer des englischen Blattes, außer andern streng wissenschaftlichen Werken, Karl Fulda's „Chamisso und seine Zeit" und August Reißmann's „Johann Sebastian Bach, sein Leben und seine Werke".

Von „Goethe's Faust, erster und zweiter Theil, erklärt von Oswald Marbach", heißt es, der Commentar zeige Gedanken und Gelehrsamkeit, leide aber an dem gewöhnlichen Fehler tiefer Kritik, nämlich abwechselnd überflüssig und dunkel zu sein. Auch Schröer's Commentar zum ersten Theil derselben Dichtung wird ähnlich beurtheilt.

Ueber G. Ebers' „Der Kaiser" sagt das Blatt: „Die Schilderungen lassen des Verfassers gewohnte Meisterschaft erblicken, doch mache der vorherrschende Mangel an Handlung und Leidenschaft diesen Roman zu den am wenigsten allgemein anziehenden seiner Dichtungen."

Von G. Freytag's „Aus einer kleinen Stadt" heißt es: es falle dieser letzte Band noch sichtlicher von den frühern ab als der obengenannte von Ebers. Er sei durchaus uninteressant und scheine den innern Beweis an sich zu tragen, daß er mit Schwierigkeit und Widerstreben verfaßt sei, blos aus der vermeinten Nothwendigkeit, das Prosa-Epos „Die Ahnen" bis auf fast unsere eigene Zeit fortzuführen.

Günstiger als die beiden vorhergehenden Dichterwerke sind Paul Heyse's „Frau von F. und römische Novellen" besprochen. Namentlich wird die Novelle „Die talentvolle Mutter" hervorgehoben und als die beste darunter gerühmt.

— Ebenso wie die „Saturday Review" verurtheilt das „Athenaeum" G. Freytag's letzten Roman. Es sagt (Nr. 2778): „Der Augenblick ist nicht glücklich gewählt, um eine Lobrede auf die überlegene Aufklärung, Bildung und den Fortschritt des deutschen Vaterlandes zu veröffentlichen. Der Verfasser hat das vielleicht selbst einigermaßen empfunden, denn der Ton seines letzten Bandes ist etwas herabgestimmt. Er enthält auch weniger von dem lautstimmigen Schwulst, welcher die frühern Bände kennzeichnete. Mit einem Worte, der neue Band der «Ahnen» ist schwerfällig und langweilig und mit so wenig Kunst geschrieben, daß man darin unmöglich den Schriftsteller wieder zu erkennen vermag, der zuweilen solche heitere und humoristische Scenen, wie sie in «Soll und Haben» und «Die verlorene Handschrift» vorkommen, geschrieben hat. Freytag's Begabung hat mit der Vergrößerung Deutschlands nicht Schritt gehalten oder hat es vielmehr in umgekehrtem Verhältniß.... Der Band enthält viel Ballast und wenig Handlung, und der Kunstgriff, mittels dessen er mit den vorhergehenden verbunden wird, ist ungeschickt. In einer Hinsicht jedoch ist das Buch lesbarer als dessen Vorgänger: Freytag hat hier endlich die schwerfällige alterthümliche Sprache fallen lassen, die er bei einer frühern Periode der Geschichte anwenden zu müssen geglaubt hat."

Bibliographie.

Berblinger, W., Gerhard der Große von Holstein und seine Residenz Rendsburg. Mit einem autographischen Abdruck der Schenkungsurkunde vom 6. December 1339. Rendsburg, Ehlers. 4. 2 M.

Botkin, M., Alexander Andrejewitsch Iwanoff. 1806—1858. Biographische Skizze. Berlin, Asher u. Comp. 1880. Fol. 10 M.

Brockhaus, H. E., Friedrich Arnold Brockhaus. Sein Leben und Wirken nach Briefen und andern Aufzeichnungen geschildert. 3ter Thl. Leipzig, Brockhaus. 8. 4 M.

Caron, A., Die Berechnung der Beiträge bei der obligatorischen Arbeiterversicherung. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht. Gr. 8. 1 M.

Collection Spemann. Deutsche Haus- und Hausbibliothek. Jahrg. 1881. 1ster Bd.: Phosphorus Hollunder. Zu Füßen des Monarchen von Louise von François. Stuttgart, Spemann. 8. 1 M.

Dittmann, A. v., Die Weltgeschichte, eine zusammenhängende Erzählung in 12 Büchern. 4ter Bd.: Die neue Geschichte. Leipzig, Siegismund u. Volkening. Gr. 8. 6 M.

Engel, G., Das mathematische Harmonium. Ein Hülfsmittel zur Veranschaulichung der reinen Ton-Verhältnisse. Berlin, Habel. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Fischer, J. G., Der glückliche Knecht. Ein Idyll in 9 Gesängen. Stuttgart, Bonz u. Comp. 8. 2 M.

Freimuth, W., Streitfragen. Zeitgemäße sociale und literarische Betrachtungen in zwanglosen Heften. 2tes Heft: Natur und Kultur. Minden, Köhler. Gr. 8. 1 M.

Das Garde-Füsilier-Regiment von seinem Ursprung bis zur Gegenwart. Eine kurze Darstellung von dessen Geschichte zur Erinnerung für alle Garde-Füsiliere. Berlin, H. J. Meidinger. Gr. 8. 1 M.

Geschichte des 3. Westfälischen Infanterie-Regiments Nr. 16. Bearbeitet von Offizieren des Regiments. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 9 M.

Herbst, W., Goethe in Wetzlar. 1772. Vier Monate aus des Dichters Jugendleben. Mit den Bildnissen von Kestner und Lotte Buff. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 5 M.

Herrmann, B., Der Kampf um Erfurt 1636—1638. Halle, Niemeyer. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Hohnstein, O., Heinrich der Löwe. Sein Leben, seine Thaten und seine Verdienste um Braunschweig. Ein vaterländisches Gedenkbuch. Braunschweig, Wreden. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Schweizerisches Idiotikon. Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache. Gesammelt auf Veranstaltung der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich unter Beihülfe aus allen Kreisen des Schweizervolkes. Herausgegeben mit Unterstützung des Bundes und der Kantone. 1stes Heft. Bearbeitet von F. Staub und L. Tobler. Frauenfeld, Huber. 4. 2 M.

Körner, F., Geschichte des deutschen Volkes in seinen staats- und kulturgeschichtlichen Thaten und Schöpfungen. 1stes Heft. Berlin, Ißleib. Gr. 8. 50 Pf.

Kotzebue, W. v., August von Kotzebue. Urtheile der Zeitgenossen und der Gegenwart. Dresden, Baensch. Gr. 8. 3 M. 50 Pf.

Landsberg, J., Volksthümliche Philosophie. Vorlesungen zur Belehrung und Unterhaltung. 2te Vorlesung: Der Urgeist. Berlin, Ißleib. Gr. 8. 50 Pf.

Laube, H., Louison. Novelle. Braunschweig, Westermann. 8. 5 M.

Leibnizens und Huygen's Briefwechsel mit Papin, nebst der Biographie Papin's und einigen zugehörigen Briefen und Actenstücken. Bearbeitet und auf Kosten der königlich preussischen Akademie der Wissenschaften herausgegeben von E. Gerland. Berlin, Dümmler. Lex.-8. 13 M. 50 Pf.

Lindemann, R., Herder und die Realschule unserer Zeit. Löbau, Oliva. 4. 1 M. 25 Pf.

Manassewitsch, B., Russicismen. Russische Redensarten und Sprichwörter mit gegenüberstehender deutscher Uebersetzung. Leipzig, Gerhard. 8. 1 M.

Meissner, F., Studien über die französische Revolution. Basel, Schneider. 4. 1 M. 60 Pf.

Mohl, M., Ueber die deutschen Reichs- und Staats-Desizite und das einzige geeignete Mittel zur Abhülfe. Mit besonderer Nachweisung aus Württemberg. Stuttgart, Grüninger. Gr. 8. 75 Pf.

Mönch, H. H., Feierabendklänge aus dem Tagebuche eines Lehrers. Trier, Groppe. 12. 2 M.

Müller, O., Schatten auf Höhen. Roman. 2 Bde. Stuttgart, Bonz u. Comp. 8. 5 M.

Müller, W., Politische Geschichte der Gegenwart. XIV. Das Jahr 1880. Nebst einer Chronik der Ereignisse des Jahres 1880 und einem alphabetischen Verzeichnisse der hervorragenden Personen. Berlin, Springer. Gr. 8. 4 M.

Neuwirth, J., Der Kampf um die Währung. Jena, Fischer. Gr. 8. 2 M.

Palmé, H., Marietta Tonelli. Berlin, Burmester u. Stempell. Gr. 8. 4 M.

Peard, F. M., Cartouche. Autorisirte Uebersetzung von E. Remy. Berlin, C. Duncker. 8. 5 M.

Roman, G., Aus dem Strome des Lebens. Geschichten und Gedichte. Thun, Christen. Gr. 8. 1 M. 35 Pf.

Sammlung gemeinverständlicher Vorträge und Abhandlungen wissenschaftlichen Inhalts in zwangloser Folge. Nr. 3: Jean Paul und seine Anschauung von Welt und Leben. Ein Vortrag von O. Sievers. Dessau, Barth. Gr. 8. 50 Pf.

Sammlung musikalischer Vorträge. Herausgeber: P. Graf Waldersee. Nr. 26. 27: Josefine Lang. (Lebensskizze.) Von H. A. Köstlin. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 2 M.

Die Schöpfungsgeschichte der „Gräfin Lea". Ein deutscher Fastnachtsschwank von S. Lindauer. Berlin, Lorentz. 8. 50 Pf.

Schröder, H., As't de Garv givt. Plattdütsche Dichtes vor Lütt un Grot. Güstrow, Opitz u. Comp. 1880. 8. 2 M.

Sell, K., Rafael und Dürer als religiöse Maler. Vortrag. Darmstadt, Würtz. Gr. 8. 80 Pf.

Stenerwald, W., Lyrisches im Shakspere. München, Th. Ackermann. Gr. 8. 3 M.

Stichlberger, M., Zwischen Inn und Etsch. Tiroler Novellen. Stuttgart, Bonz u. Comp. 8. 2 M.

Ueber causalmechanische Entstehung der Organismen. Von Pilgermann. Stuttgart, Metzler. 8. 1 M. 50 Pf.

Zellfelder, T., Groß ist die Diana der Epheser! Dramatisches Gemälde aus der Apostelzeit. Nürnberg, Löhe. 8. 40 Pf.

Zwölf Worte eines Vaters an seinen Sohn über Zufall und Materialismus von Jacob. Düsseldorf, Lafaire. 16. 20 Pf.

Anzeigen.

Zur Calderonfeier (25. Mai)

erscheint in der Unterzeichneten und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Baumgartner, A., S. J., Calderon.

Festspiel zum 25. Mai 1881.

Mit einer Einleitung über Calderons Leben und Werke. Mit dem Bildniß Calderons in Lichtdruck. Zweite, vermehrte und verbesserte Ausgabe. 12. (LII u. 68 S.) 1 M. 60 Pf.

Freiburg (Baden). **Herder'sche Verlagshandlung.**

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Nordpolarreisen Adolf Erik Nordenskjöld's

1858 bis 1879.

Aus dem Englischen.

Mit 44 Holzschnitten und 4 lithographirten Karten.

8. Geh. 10 M. Geb. 11 M. 50 Pf.

Die epochemachenden Erfolge, welche durch die letzte schwedische Nordpolarexpedition erzielt wurden, haben auch bei uns die Blicke aller Gebildeten auf Nordenskjöld, den verdienstvollen Leiter dieses großen Unternehmens, gelenkt. Vorliegende deutsche Bearbeitung des vor kurzem in England erschienenen Werks, das sämmtliche Polarreisen Nordenskjöld's darstellt und ein autobiographisches Lebensbild des Gefeierten vorausschickt, wird daher gewiß hochwillkommen sein, zumal sie auch die ersten zusammenhängenden Berichte über die letzte Expedition enthält und reichlich mit Abbildungen und Karten ausgestattet ist.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das System der erworbenen Rechte.

Eine Versöhnung des positiven Rechts und der Rechtsphilosophie

von

Ferdinand Lassalle.

Zweite Auflage, herausgegeben von

Lothar Bucher.

Zwei Theile. 8. Geh. 15 M. Geb. 18 M.

Lassalle's Hauptwerk „Das System der erworbenen Rechte" hat bei seinem ersten Erscheinen in juristischen, philosophischen, politischen und administrativen Kreisen Aufsehen erregt und liegt jetzt in zweiter Auflage vor. Dieselbe ist von dem Wirkl. Geh. Legationsrath Lothar Bucher in Berlin, welchem Lassalle das literarische Eigenthum seiner Schriften vermachte, herausgegeben und mit einem Vorwort begleitet, in welchem derselbe unter anderm sagt, selbstverständlich finde das Werk Eingang in die Bibliothek der Gelehrten, aber auch keinem Praktiker mit wissenschaftlichem Sinne werde es mehr fremd und entbehrlich sein.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig und E. Plon & Comp. in Paris.

Soeben erschien:

Talleyrand's Briefwechsel mit König Ludwig XVIII.

während des Wiener Congresses.

Nach den im Archiv des Ministeriums des Auswärtigen zu Paris aufbewahrten Handschriften herausgegeben von

G. Pallain.

Autorisirte deutsche Ausgabe besorgt von **Paul Baillen.**

8. Geh. 8 M. Geb. in Halbleder 10 M.

Zum ersten male werden hier die Briefe veröffentlicht, in welchen der Abgesandte Frankreichs beim Wiener Congreß, Fürst Talleyrand, über den Gang der Verhandlungen sowie über die am Congreß betheiligten Persönlichkeiten seinem König direct Bericht erstattete. Sie sind eine äußerst werthvolle Quelle geschichtlicher Kunde und insbesondere für Deutschland von der größten Wichtigkeit. Die deutsche Ausgabe hat durch das orientirende Vorwort und die sachkundigen Anmerkungen des Bearbeiters noch erhöhten Werth erhalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Premiers éléments

de

Littérature française

comprenant la composition et la poétique.

Par

Louis Grangier.

Seconde édition, revue et augmentée.

In-8. Geh. 1 M. 60 Pf.

Ein Leitfaden zur Einführung in das Wesen und die Eigenthümlichkeiten der französischen Literatur, der seine Brauchbarkeit für Schulen wie zum Selbstunterricht hinlänglich bewährt hat und hier in zweiter, verbesserter, durch eine Reihe von Musterstücken in Poesie und Prosa vermehrter Auflage vorliegt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

FAUST.

A TRAGEDY

By JOHANN WOLFGANG VON GOETHE.

TWO PARTS.

TRANSLATED, IN THE ORIGINAL METRES, BY

BAYARD TAYLOR.

The First Part. Second edition. Geh. 3 M. Geb. 4 M.
The Second Part. Geh. 4 M. Geb. 5 M.

Bayard Taylor's englische Uebersetzung des „Faust" ist die einzige, welche sich streng an die Versmaasse des Originals anschliesst und mit den Gedanken auch die Form der Dichtung in möglichster Treue wiedergibt. Der Erste Theil liegt bereits in zweiter Auflage vor.

(Mit einer Beilage: **Literarischer Anzeiger,** Nr. 6.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 22. — 2. Juni 1881.

Inhalt: Der funfzigste Jahrgang des „Historischen Taschenbuch". Von Ferdinand Brockerhoff. — Neue Dramen. Von Heinrich Bulthaupt. — Neuere philosophische Literatur. Von Konrad Hermann. — Vermischte Schriften. — Feuilleton. (Deutsche Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Der funfzigste Jahrgang des „Historischen Taschenbuch".

Historisches Taschenbuch. Begründet von Friedrich von Raumer. Herausgegeben von W. H. Riehl. Fünfte Folge. Zehnter Jahrgang. Leipzig, Brockhaus. 1880. 8. 6 M.

Das „Historische Taschenbuch" begeht mit dem vorliegenden Jahrgange sein goldenes Jubiläum. Eine so lange Lebensdauer ist ohne Zweifel der beste Beweis für die Gesundheit des Unternehmens wie für das Geschick seiner bisherigen Leiter. Wir ersehen deshalb mit Bedauern aus dem Vorwort, daß der gegenwärtige Herausgeber, Professor Riehl in München, sich infolge gehäufter Arbeiten entschlossen hat, „von der ihm lieb gewordenen Aufgabe zurückzutreten". Hoffentlich wird es an einem geeigneten Nachfolger nicht fehlen. Was aber den letzten unter seiner Aegide erschienenen Band betrifft, so schließt sich derselbe bei dem mannichfaltigen und durchweg interessanten Inhalt der acht in ihm vereinigten Artikel den frühern würdig an.

In dem ersten Aufsatze: „Isaak Casaubon", entwirft Fridolin Hoffmann, gestützt auf ältere und neuere Biographen und mit Benutzung der Briefe und Tagebücher des Mannes, in gewandter Darstellung ein anziehendes Lebensbild dieses berühmten Gelehrten, in welchem übrigens weniger der große Philologe und seine Schriften, die nur gelegentlich und theilweise zur Sprache kommen, als der Mensch und seine Schicksale hervortreten und nicht sowol der verdienstvolle Förderer humanistischer Studien als der kenntnißreiche Theologe und treue Bekenner seines protestantischen Glaubens geschildert wird. Isaak Casaubon, geboren 1559 zu Genf, wohin sein Vater, ein hugenottischer Prediger, vor den drohenden Scheiterhaufen seiner französischen Heimat geflohen war, erhielt schon im dreiundzwanzigsten Lebensjahre den Lehrstuhl des Griechischen an der Akademie dieser Stadt. In der Hoffnung, seine bedrängte materielle Lage zu verbessern — er hatte inzwischen eine Tochter des bekannten Philologen und Buchdruckers H. Stephanus geheirathet, aus welcher Ehe im Laufe der Zeit achtzehn Kinder entsprossen —, und um mehr Muße und Hülfsmittel für seine literarischen Arbeiten zu gewinnen, folgte er 1596 einem Rufe an die protestantische Universität von Montpellier. Er sah sich indeß in seinen Erwartungen getäuscht. Die Verhältnisse lagen in Montpellier nicht günstiger als in Genf; diese evangelischen Akademien befanden sich, wie das der Verfasser in seinen an interessantem Detail reichen Ausführungen genauer nachweist, namentlich in materieller Beziehung, in einer höchst precären Lage. Es war daher für Casaubon sehr erwünscht, daß ihm König Heinrich IV., dem er bei einem Besuch in der Hauptstadt persönlich bekannt geworden, die Aufforderung zugehen ließ, nach Paris zu kommen, um demnächst den Lehrstuhl der classischen Literatur an der Universität zu übernehmen (1599). Er folgte der Einladung, erfuhr aber bald, daß das Versprechen an eine Bedingung geknüpft sei, die er nicht erfüllen konnte, an den Uebertritt zur alten Kirche:

> Die Abtrünnigen wieder zu gewinnen, war damals der Sport der katholischen Adelskreise, und ein Mann von so aufrichtiger Religiosität und so hervorragender Gelehrsamkeit wie Casaubon erschien wol einer Treibjagd werth; auch war diese nicht aussichtslos: wußte man doch, daß er auf Grund seiner tiefen Kenntnisse des patristischen Alterthums sich mit einzelnen Auffassungen der schweizer Reformatoren im Widerspruch fühlte. Die Damen vom Hofe, Jesuiten und Diplomaten arbeiteten sich bei den Bekehrungen gegenseitig in die Hände, und so gelang mancherlei.

Die Bekehrung des seinem Glauben treu ergebenen Genfers gelang indeß nicht. Die Folge war, daß ihm die in Aussicht gestellte Professur versagt blieb. Er mußte sich mit der Pension, die ihm Heinrich IV. gleich anfangs ausgesetzt hatte, und mit der Stelle eines Custos der königlichen Bibliothek begnügen. Unter diesen Umständen konnte ihn der Aufenthalt in Paris um so weniger befriedigen, als

ihm die Ausführung von kirchenhistorischen Arbeiten, die ihm vorzugsweise am Herzen lagen, unmöglich gemacht wurde. Dennoch hielt er aus, so lange sein königlicher Beschützer lebte. Nach dessen gewaltsamem Tode aber (1610) siedelte er nach London über, wo ihn Jakob I. sehr freundlich empfing und in die Zahl seiner Pensionäre aufnahm. Nun hatte er zwar volle Freiheit, seine religiösen und wissenschaftlichen Ueberzeugungen zur Geltung zu bringen; doch ließ seine Lage immer noch viel zu wünschen. Es fehlte vor wie nach nicht nur an Geld, sondern auch an der ersehnten Muße. Sein Umgang in dem fremden Lande, dessen Sprache er nicht verstand, war sehr beschränkt. Er hatte wenige Freunde, aber zahlreiche Feinde: seine Kritik des Baronius brachte die Jesuiten und ihren Anhang gegen ihn auf; die strengen Calvinisten verfolgten in ihm den unduldsamen Vorkämpfer der bischöflichen Hochkirche. Uebrigens starb er schon vier Jahre nach seiner Ankunft in England (im Juli 1614).

Ein zweiter Artikel: „Der Reichstag von Augsburg (1530)" von Henri Tollin, beschäftigt sich vorzugsweise mit der nicht eben glänzenden Rolle, welche die Freunde und Anhänger Zwingli's auf dieser denkwürdigen Reichsversammlung gespielt haben. Den Stoff zu ihm lieferte, neben den von Schirrmacher 1876 veröffentlichten Acten und Briefen, besonders das „Corpus Baumianum", eine handschriftliche Sammlung von straßburger Urkunden zur Reformationsgeschichte. Der Verfasser hat dieses „überreiche" Material zu einer interessanten Skizze verarbeitet, die, abgesehen vom Inhalt, auch durch seine bekannte originelle, freilich auch etwas barocke und nicht immer leicht verständliche Darstellungs- und Ausdrucksweise einen eigenthümlichen Reiz erhält. Vorab schildert er das bunte Treiben in der prächtigen Reichsstadt wie folgt:

> Am Hofe gab es Tag für Tag „Gejagden mit dem Frawenzimmer", nicht selten bei diesem oder jenem Fürsten einen „fast ehrlichen Tanz" und Nachtgelage mit „tapferm deutschen Pokuliren". Für das Volk auf dem Fronhofe Sanct-Johannisfeuer, auf dem Weinmarkte große Gerüste mit Schaustellungen, auch Possenspiel aus alten Historien, unter anderm wie man einen lebendig geschunden und ihm die Haut abgezogen. Dazwischen die unendlichen kirchlichen Machtausstellungen, jene Processionen, wo stolze Fürsten die Kerzen tragen, stolzere Bischöfe und Aebte stundenlang mit Cardinälen um den Vortritt zanken. Auf der Stechbahn Festturniere, wo die Grafen und Ritter gepanzert einander vom Pferde rennen, sodaß der Fallende in seiner Rüstung prasselnd zusammenkracht und unter dem großen Jubel der Zuschauer schweigend erstickt. Auf der Straße Volksauflauf mit obligatem Schwertertanz und Knüppelschlag bald aus keiner Ursache, bald weil der eine Fürst ankommt und der andere abzieht, bald weil die spanischen Granden zu Ehren ihres heiligen Franciscus in dieser oder jener gewaltsam erbrochenen protestantischen Kirche ihre Messe feiern. Und mitten durch die Haufen tummeln, prachtvoll glitzernd, des Kaisers Trabanten auf ihren wilden, reich geschmückten Pferden Straße auf, Straße ab. Dazwischen in ruhiger Würde trabt, von Reisigen geleitet, die fast unabsehbar lange Kette kostbarer Fugger'scher Säumer. Und, den Trompeter voran, von der andern Seite schreit der kaiserliche Herold, das Gewirr des Markts übertönend, seine Befehle aus.

Indem sich der Verfasser dann zu den Geschäften des Reichstags wendet, hebt er zunächst hervor, daß es dem Kaiser vor allem um politische Zwecke, um schnelle Hülfe gegen die Türken, um die allseitige Anerkennung seiner neuen peinlichen Halsgerichtsordnung u. s. w. zu thun und die Herstellung der Glaubenseinheit für ihn nur ein Mittel zur Erreichung jener Zwecke gewesen sei. Persönlich ohne Verständniß und Interesse für die schwebenden religiösen Fragen, habe er in den Protestanten lediglich Rebellen gesehen, deren trotziger Eigenwille gebrochen werden müsse, und sich bemüht, sie voneinander zu trennen, um so mit den einzelnen leichter fertig zu werden. Dabei sei ihm denn die Parteiung unter den Bekennern des neuen Glaubens, ihr gegenseitiges Mistrauen und ihre matte, zaghafte Haltung sehr zu statten gekommen. Der Verfasser berichtet ausführlich über die wiederholten Versuche, welche von den anwesenden Vertretern der Zwingli'schen Richtung, von Bucer und Capito, gemacht wurden, um sich mit Melanchthon ins Einvernehmen zu setzen. Die Lutheraner wiesen jede Gemeinschaft mit „den Buben, welche das Sakrament mit Füßen treten und Christus gar hinausthun wollen", von sich und waren gern erbötig, ihre eigene Anerkennung mit der Preisgebung der „rechten hohen Erzteufel", wie Luther die Schweizer nannte, zu erkaufen. Kein Wunder, daß bei diesem so feindseligen Verhältniß der verschiedenen Parteien sie alle gleich wenig oder nichts erreichten.

In die Zeit der Reformation gehört auch der vierte, sehr gut geschriebene Essay von Heinrich Welzhöfer: „Die Anfänge Wilhelm's von Oranien", die hier bis zu dem Zeitpunkt herabreichen, in welchem Wilhelm vor der Ankunft Alba's die Niederlande verläßt. Der Verfasser hält dafür, daß weder die enthusiastischen Bewunderer noch die gehässigen Verkleinerer des Oraniers im Rechte sind, die Wahrheit vielmehr in der Mitte liege. Diese richtige Mitte sucht er denn auch in seiner Abhandlung zu gewinnen und einzuhalten. Ihm zufolge war der Prinz keineswegs „das Prototyp eines uneigennützigen Vorkämpfers der politischen und religiösen Freiheit", als welchen seine Verehrer ihn preisen; wenn er für dieselbe eintrat, so hatten persönliche und Standesinteressen daran wesentlichen Antheil. Andererseits ist er auch nicht, wie von den Gegnern behauptet wird, der Verräther gewesen, der, lediglich von selbstsüchtigen Motiven geleitet, von Anfang an das Vertrauen des Fürsten, in dessen Diensten er stand, damit vergalt, daß er im geheimen gegen ihn und seine Autorität conspirirte. Im Gegentheil war er geraume Zeit ein ergebener Anhänger des Hauses Habsburg, dem er ohne Zweifel auch treu geblieben sein würde, wenn König Philipp es besser verstanden hätte, getreue Diener zu gewinnen und festzuhalten. Erst später, als die absolutistische und intolerante Politik dieses Fürsten im Lande eine stetig wachsende Unzufriedenheit hervorrief, welche dem einheimischen hohen Adel gefährlich werden mochte, trat er seinem Regiment entgegen. Es war aber zunächst eine ebenso

gemäßigte wie offene und ehrliche Opposition, zu welcher er sich um so mehr berechtigt glaubte, da er sich, wenngleich im Dienste der Krone stehend, ihr gegenüber doch vor allem als Vasallen im mittelalterlichen Sinne fühlte und deshalb keineswegs zu unbedingtem Gehorsam verpflichtet hielt. Illoyal, wenigstens nach unserer heutigen Auffassung, wurde seine Haltung erst dann, als er, obgleich von der Fruchtlosigkeit seiner Bestrebungen überzeugt, in seiner amtlichen Stellung verharrte und trotz derselben den nun hervortretenden revolutionären Elementen seine geheime Unterstützung lieh. Denn an dem Compromiß des niedern Adels, der jetzt mit hitzigem Eifer in die Action eintrat, hatte er, so sehr er dies auch in der Folge in Abrede gestellt hat, hervorragenden Antheil. Doch weit mehr mäßigend und zurückhaltend suchte er auf den Feuereifer dieser kühnen und im Sturm vorgehenden Männer einzuwirken, als daß er zum offenen Aufstande, der ihm selbst gefährlich werden konnte, geschürt hätte. Nach seinem Plane sollte das Compromiß nur als Schreckmittel gegen die Regierung dienen, um dieselbe zum Eingehen auf die von ihm und vom ganzen Lande geforderten Concessionen zu bestimmen.

Von zwei weitern Aufsätzen, die ihren Inhalt der Geschichte im engern Sinne entnehmen, erwähnen wir zunächst „Peter's des Großen Briefwechsel mit Katharina“ von A. Brückner. Die höchst interessante Correspondenz, in welche der Verfasser uns hier, freilich auf einem etwas weiten Umwege, einführt, bildet den ersten Theil der Sammlung „Briefe russischer Herrscher und anderer Personen der zarischen Familie, herausgegeben von der Commission für die Edition von Staatspapieren und Verträgen“, und ist bereits 1861 zu Moskau veröffentlicht worden. Sie enthält im ganzen 223 Briefe, unter ihnen 162, die Peter an seine Gemahlin, 11 andere, die er gemeinsam an sie und ihre Freundin Kirillowna Tolstoi, endlich 50, welche Katharina an ihn gerichtet hat. Die Briefe Peter's, meist ganz kurz, umfassen den Zeitraum 1707—24, diejenigen Katharina's, fast alle weit länger und ausführlicher, fallen in die Jahre 1713—24. Die einen wie die andern wurden somit zum weitaus größten Theil während des Nordischen Kriegs geschrieben, aus welchem denn auch manche Vorgänge in ihnen zur Sprache kommen. Der Verfasser hat deshalb wol nicht unrecht, wenn er meint und zu zeigen sucht, daß sie in gewissem Sinne als eine Quelle zur Geschichte dieses Kriegs angesehen werden können. Von größerm Interesse ist indeß, was er aus ihnen zur Charakteristik der beiden Correspondenten und ihrer gegenseitigen Beziehungen mittheilt. Peter zeigt sich hier von einer Seite, die anderswo selten oder nie an ihm hervortritt; es überrascht, in dem rohen, halbwilden Barbaren einem liebevollen Gatten und Vater zu begegnen, der für die Seinigen eine warme Zuneigung empfindet, stets um ihr Wohlbefinden besorgt und bemüht ist, sie durch mannichfache, von zarter Rücksicht zeugende Aufmerksamkeiten erfreut und in harmloser, gemüthlicher Weise mit ihnen verkehrt. Was Katharina angeht, so erscheint sie als die würdige Genossin ihres Mannes, an dessen Sorgen und Mühen sie theilnimmt, dessen Gedanken und Interessen sie versteht und sich aneignet. Sie ist die geistesverwandte Freundin und Mitarbeiterin Peter's „im Gegensatz zu den frühern Zarinnen, welche, fern vom Geräusch der Welt, in der Stille der Frauengemächer, ohne Bildung und Erfahrung, als die ersten Sklavinnen eher wie als die Ehefrauen der russischen Herrscher dahinvegetirten“.

Ganz zeitgemäß ist der Beitrag von A. Forstenheim: „Ein neues Fürstenthum in alter Zeit.“ Gemeint ist das durch den Berliner Frieden neu gegründete Fürstenthum Bulgarien, in welchem das alte gleichnamige Zarenreich nach einem fast fünfhundertjährigen Todesschlafe, allerdings in erheblich engern Grenzen, wiedererstanden ist. Der Verfasser erzählt die Geschichte dieses ältern Reichs, welches, um die Mitte des 5. Jahrhunderts entstanden, bis zum Jahre 1014 fortbesteht, um diese Zeit von den Oströmern unterworfen wird, dann aber 1186 seine Unabhängigkeit wiedergewinnt und eine zweite Periode der Blüte erlebt, bis es 1393 in die Gewalt der Türken fällt, in gedrängter, nicht selten poetisch angehauchter Darstellung, die einzelne Personen und Ereignisse von größerer Bedeutung gebührend hervortreten läßt. Voraus geht eine Erörterung des Ursprungs der gegenwärtigen Bewohner Bulgariens, die bekanntlich ein Mischvolk mit slawischer Sprache und Sitte bilden. Man nimmt gewöhnlich der Ueberlieferung gemäß an, daß die Bulgaren nach der Besitznahme ihrer spätern Heimat schon sehr bald die Eigenthümlichkeiten ihres Stammes abgelegt, ihre eigene Sprache vergessen und sich die der unterworfenen Slawen angeeignet haben. Der Verfasser aber hält einen solchen Hergang für undenkbar. Er hebt hervor, daß „zwischen den Nationen orientalischer Herkunft, wie Magyaren, Kumanen u. s. w., und den Slawen aller Schattirungen ein unversöhnlicher Rassenhaß lodert, der bis zum heutigen Tage ein Aufgehen derselben ineinander ganz unmöglich macht“. Auch behauptet er, daß „immer und überall der Sieger dem Ueberwundenen das Gepräge seines Geistes und seine Sprache aufzwang“. Es muß daher seiner Ansicht nach zur Erklärung der in Rede stehenden Thatsache „ein Zustand vorausgesetzt werden, in welchem die zwei von Natur einander widerstrebenden Völkerschaften durch äußern gemeinsamen Druck von einer dritten gebietenden Macht zur Verschmelzung gezwungen wurden“. Diese Macht findet er in den Avaren, welche im 6. Jahrhundert Bulgaren und Slawen gleichmäßig beherrschten und „einer grausam berechnenden, despotischen Staatskunst folgend, wahrscheinlich um das Nationalgefühl zu schwächen, die unterworfenen Rassen mit Gewalt zu kreuzen suchten“. Die Bildung des slawobulgarischen Mischvolks wäre somit nicht nach, sondern vor dem Einzuge in seine spätern Wohnsitze erfolgt: eine Hypothese, zu deren Begründung uns die beigebrachten Beweise doch nicht auszureichen scheinen und die wir deshalb nicht als glaubwürdig ansehen können.

In „Gustav Wappers" bietet uns Hermann Bilung das anziehende, mit liebevollem Verständniß gezeichnete Bild eines bedeutenden, an Leistungen und Erfolgen reichen Künstlerlebens. Wappers, geboren 1803 in Antwerpen, gestorben zu Paris im Jahre 1874, ist oder war das Haupt der neuern belgischen Malerschule, die vornehmlich von ihm, „dem warmherzigen Patrioten, welcher zuerst auf die Nothwendigkeit einer nationalen belgischen Kunst zur würdigen Ergänzung der politischen Unabhängigkeit seines Landes hinwies", begründet und in ihrer raschen, glänzenden Entwickelung durch seine eigenen bahnbrechenden Schöpfungen wie durch seine Thätigkeit als Director der antwerpener Akademie wesentlich gefördert wurde. Der Verfasser schildert den Lebens- und Bildungsgang des genialen Künstlers recht eingehend. Wir vermissen nur eine genauere Darlegung der Vorgänge und Verhältnisse, durch welche der bis dahin hochgefeierte, mit Ehren und Auszeichnungen überhäufte Mann, tief gekränkt und verstimmt, bewogen wurde, Stellung und Heimat aufzugeben und in freiwilliger Verbannung nach Paris überzusiedeln. Was in Bezug hierauf über die unablässigen Kämpfe und Wühlereien im Innern des akademischen Lehrkörpers, über die täglich wachsende religiöse und politische Zwietracht und die Intriguen der feindlichen Nebenbuhler kurz bemerkt wird, gibt uns keine genügende Aufklärung. Neben und mit der Person des Meisters kommen dann auch seine zahlreichen Werke, namentlich die Historienbilder und Porträts, mehr oder weniger ausführlich zur Sprache. Schade, daß der kundige Verfasser der Besprechung des Einzelnen nicht eine zusammenfassende Charakteristik der künstlerischen Eigenthümlichkeit seines Helden hinzugefügt hat.

Die gehaltvolle Abhandlung von Adolf Stern: „Der Dichter der «Insel Felsenburg»", enthält mehr, als die Ueberschrift verspricht. Sie beschäftigt sich nicht nur mit dem Verfasser des genannten Romans, sondern auch und zwar recht eingehend mit diesem selbst. Die „Insel Felsenburg", eine der zahlreichen Nachbildungen des Defoe'schen „Robinson", erschien in den Jahren 1731—43. Sie fesselte gleich anfangs das Interesse der deutschen Lesewelt in höchstem Grade, spannte dasselbe, da sie in zeitlich weit auseinanderliegenden Fortsetzungen veröffentlicht wurde, aufs äußerste und befriedigte es auch nach ihrer Vollendung viele Jahre hindurch. Es liegt nahe, nach dem Grunde dieser großen Beliebtheit und zähen Lebenskraft zu fragen. Der Verfasser findet ihn, abgesehen von dem poetischen Gehalt der Dichtung, welcher selbst Männer wie Tieck, Achim von Arnim und Adam Oehlenschläger vermochte, sie neu zu bearbeiten, darin, daß sie der Stimmung und einem innern Bedürfniß weiter Volkskreise entsprach. Er sagt unter anderm:

> Die größte Bedeutung unsers Romans beruht darauf, daß der Verfasser das tief Unbefriedigende, Bedrohliche, Unwahre der Zustände, in welchen er lebt, mit vollem Bewußtsein erkannt und geschildert hat, und daß er andererseits mit einer rührenden Treuherzigkeit und einer fast kindlichen Hingabe an seine bescheidene Erfindung ein irdisches Paradies für möglich hielt und nach seiner Weise ausmalte.

Sehr auffallend aber ist, daß der Autor eines so populären Buchs seinen Zeitgenossen persönlich fremd und in literarischen Kreisen ganz unbekannt bleiben konnte. Erst im Jahre 1812 wurde sein Name und Wohnort — Johann Gottlieb Schnabel in Stolberg am Harz — im gothaischen „Allgemeinen Anzeiger der Deutschen" genannt. Der Verfasser hat sich nun bemüht, diese dürftige Notiz zu ergänzen, und wenigstens so viel festgestellt, daß der Dichter zur Zeit der Veröffentlichung seines Romans in der genannten Residenz des gräflichen Hauses Stolberg unter dem Titel Hofagent als Herausgeber einer politisch-literarischen Wochenzeitung in kümmerlichen Verhältnissen gelebt hat. Ueber sein früheres und späteres Leben vermochte auch er nicht mehr beizubringen, als sich durch scharfsinnige Combination ermitteln ließ.

Schließlich gedenken wir noch kurz des gedankenreichen Beitrags, welchen der Herausgeber W. H. Riehl geliefert hat. Derselbe trägt die Aufschrift: „Zur innern Geschichte des Socialismus", und zerfällt in zwei Abschnitte. In dem ersten wird ausgeführt, daß „der Socialismus in den idealen Sphären der Wissenschaft begann, um im langsamsten Vorschreiten ins Volksbewußtsein herabzusteigen, daß er erstaunlich lange Zeit theoretisch, literarisch, poetisch, also eine gefahrlose Utopie blieb, bis bestimmte Prämissen im Volksleben eintraten, welche die ungelehrten Volksschichten empfänglich machten, jene Theorien halbverstanden, misverstanden aufzunehmen und mit Leidenschaft deren Umsetzung in die Praxis zu versuchen". Der zweite Abschnitt bestimmt und erläutert dann an der Hand der Geschichte die historischen Vorbedingungen, unter welchen der theoretische wie der praktische Socialismus allein zur Blüte kommen kann. Es sind die folgenden: 1) große wirthschaftliche Krisen und Katastrophen, deren Grund und Nothwendigkeit die Betroffenen nicht verstehen; 2) eine sociale Neugestaltung, die sich noch in ihrem ersten, gärenden Stadium befindet; 3) Erschütterung des öffentlichen Rechtsbewußtseins und des Glaubens an den Fortbestand der staatlichen Einrichtungen; 4) Erschütterung des religiösen Glaubens; 5) eine starke Concentration, ja Uebermacht der staatlichen Gewalt.

Ferdinand Brockerhoff.

Neue Dramen.

1. Raven Barnekow. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Heinrich Kruse. Leipzig, Hirzel. 1880. 8. 2 M.
2. Behram. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Karl Oberleitner. Wien, Hölder. 1881. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.
3. Konradin. Drama von Hans Herrig. Berlin, F. Luckhardt. 1881. 12. 2 M.

Heinrich Kruse bringt seit der „Gräfin" alljährlich sein Drama auf den literarischen Markt — leider nur auf den literarischen, nicht auch auf den des Theaters. Ist dies in einer Hinsicht zu beklagen, da diese Misachtung des Autors seitens der Bühnenvorstände auf eine Geringschätzung des ernsten Dramas überhaupt, sofern es nicht sensationelle Nebenwirkungen verfolgt oder erreicht, hinausläuft, so ist es doch andererseits wieder begreiflich. Wenigstens sein neuestes Werk „Raven Barnekow" (Nr. 1) hat kein Theaterblut. So hat es vielleicht höhere Vorzüge? Es ist dramatisch? Es besitzt poetische Qualitäten, die alle andern Mängel vergessen lassen? Ja und Nein. Eine große Fähigkeit zur Herausarbeitung starker Contraste verräth „Raven Barnekow", wie seine neun ihm vorangegangenen dramatischen Geschwister. Die Charakteristik zeigt wieder ein mannhaftes Gesicht: es sind die Kruse'schen Helden, allezeit bereit dreinzuschlagen, vierschrötige Gestalten, aber doch Männer, vor denen man den Hut ziehen muß. Kruse ist nicht der Mann der Phrase. Wie seine Geschöpfe, so geht auch er mit seinen künstlerischen Absichten gerade aufs Ziel, und was er mit diesen seinen Mitteln bislang geleistet, das ist wiederholt und jedenfalls nicht zu wenig gewürdigt. Wären diese unleugbaren Vorzüge aber nur auch ausreichend, um einen wahrhaft poetischen Eindruck zu erzielen! Wenn man jedem Dichter seine eigene Muse geben und nach der Heinrich Kruse's Umschau halten wollte — ich fürchte, sie würde verzweifelt stiernackig aussehen und die Arme in die Seite stemmen. Frisia non cantat — und die Kruse'sche Muse singt auch nicht. Sie führt, wie die Gräfin Theda, eine heldenhafte, entschlossene Sprache; aber ihre Lippe fließt nicht über von zaubervollen Weisen, die Sinn und Herz bestricken, und kein prophetischer Sang strömt wie willenlos von ihnen aus. Man staunt sie an, man zollt ihr Achtung, aber man verehrt und liebt sie nicht: sie trifft den sympathischen Nerv des Hörers und Zuschauers nicht. Jedes Werk ist aber für die Bühne verloren, in dem das Publikum nicht im Bann des Helden liegt und, so wie er ist, mit all seinen Fehlern für ihn Partei ergreift. Diese bezwingende Gewalt übte weder die vortreffliche „Gräfin", noch thun es die beiden Helden der neuesten Schöpfung des fleißigen Dichters, Otto Voge und Raven Barnekow.

Das Stück spielt in der Mitte des 15. Jahrhunderts in Stralsund und der Umgegend. Herzog Barnim von Pommern ist gestorben, Herzog Wartislav an seine Stelle getreten. Sofort entspinnt sich zwischen ihm und Stralsunds ältestem Bürgermeister Otto Voge Streit. Dessen erster Punkt betrifft die Vermählung der pommerschen Prinzessin Katharina, Voge's Pflegebefohlenen, mit dem mecklenburger Herzog Ulrich und die von dem verstorbenen Barnim dafür ausgesetzte Aussteuer von 20000 Goldgulden, die Wartislav zu zahlen sich weigert. Als er gar mit dem Gedanken umgeht, die Braut in seine Verwahrung zu bringen, kommt Voge ihm schleunigst zuvor: schon mit dem Schluß des ersten Acts ist Katharina auf und davon zu ihrem Verlobten, und der Herzog hat das Nachsehen. Der zweite und für die Folge wichtige Streitpunkt betrifft das Verhältniß der Stadt und ihrer Privilegien zur pommerschen Krone. Im Grunde ist es nur eine Frage der Macht und des guten Willens. Wartislav fordert Stralsund zur Heerfolge in dem Kriege auf, der zwischen ihm und dem Herzog von Mecklenburg wegen Katharina's Morgengabe ausgebrochen ist. Rath und Bürgerschaft sind in der Mehrzahl zwar nicht geradezu freudig bereit, der Forderung nachzukommen, doch auch nicht willens, sie abzuschlagen; Wartislav's Rath, der Landvogt Raven Barnekow, hat sogar eine Partei der Städter für den Anschlag, Stralsund bei Nacht den Herzoglichen in die Hände zu spielen, zu gewinnen gewußt, und schon scheint der Plan gelingen zu sollen, als Voge, der von dem Verrath Kunde erlangt, mit seinem Anhang den Feind und seine Verbündeten in die Flucht treibt. Es kommt zum Waffenstillstand und durch Barnekow in Ribnitz zum Friedensschluß. Zur Zeit dieser Verhandlungen, während deren selbstverständlich und nach ausdrücklicher Vereinbarung die Waffen ruhen sollten, hat aber Herzog Wartislav auf irgendein unbestimmtes Gerücht hin den Kampf gegen Mecklenburg aufs neue eröffnet, „aus Misverständniß", wie er selbst sagt, und sich dabei zum zweiten male in die Flucht schlagen lassen. Dies Misverständniß soll aber für den unschuldigen Unterhändler die übelsten Folgen haben. Von seinem Fürsten in den Sund geschickt, um die Bürger darüber aufzuklären, wird Raven von Otto Voge auf dem Landtage trotz des Protestes aller Stände auf offenbaren Verrath hin, weil — ein neues Misverständniß des thörichten Herzogs! — dieser mit Roß und Mann vor Stralsunds Thoren steht, festgenommen, dem Gericht überantwortet und gerädert. Daß dieser unglaubliche Misgriff des Herzogs, dem es inzwischen in den Sinn gekommen war, das „Misverständniß" selbst aufzuklären, seinem treuen Rath das Leben kosten könne, hat dessen fürstliche Einsicht außer Acht gelassen. Als er die Schreckensnachricht hört, ist er ganz außer sich und verheert zur Strafe Otto Voge's Güter. Ein noch gefährlicherer Feind ersteht gegen diesen in der eigenen Stadt. Die Anhänger des Herzogs wollen ihn ausliefern; schon ist er verloren — da bringt der Mecklenburger mit seiner jungen Frau Succurs, und es gelingt dem hartnäckigen Mann zu flüchten. Damit wäre

das Drama im Grunde zu Ende. Aber es kommt noch ein fünfter Act, eine Art Epilog, ein Urtheil der Geschichte. Wartislav ist todt, sein Sohn Erich Regent geworden. Schon im Begriffe, Barnekow's Geschlecht an Stralsund zu rächen, besinnt er sich eines andern, erwägt pro und contra wie ein gerechter Richter und — läßt es beim alten. Otto Voge, der als ein alternder Mann aus seinem Elend zurückkehrt, trifft mit dem Zug zusammen, der Barnekow's Leiche im Gepränge nach Greifswald überführt. Noch glaubt man an eine tragische Wendung. Aber Herzogin Katharina vermag den Pflegevater mit Schmeichelworten dazu, in der Heimat, in der Stadt seiner Herrschaft und seiner Triumphe zu bleiben — und der Vorhang fällt.

In den meisten Fällen gibt für den Werth oder Unwerth eines Kunstwerks weniger der Stoff als seine Behandlung den Maßstab an die Hand. In diesem Falle spricht aber die Mittheilung des Stoffs schon deutlich genug. Krieg, Mord und Brand, ein brutaler Act der Criminaljustiz — alles aus Misverständniß, und kein genialer Hauch, der wie in Otto Ludwig's „Erbförster" das Peinliche einer solchen Motivirung vergessen machte. Zwar ist die Landtagsscene von großer dramatischer, fast unheimlicher Kraft — aber gerade hier ist Held Otto Voge (nach dem das Drama richtiger genannt wäre) mit seinen unnatürlich glänzenden Augen mehr Bestie als Mensch. Die Landstände charakterisiren ihn selber:

Ihr geht umher
Gleich einem wilden Thier in seinem Käfig,
Wie die Hyäne, deren Borsten starren,
Indeß sie lustentbrannt nach Leichen giert.

Eine ganz zutreffende Bezeichnung! Aber wer wird sich für einen solchen Menschen erwärmen? Man erschrickt vor ihm, und anstatt an seine Seite zu treten und Glück und Unglück mit ihm zu theilen, weicht man geängstigt von ihm zurück. Viel anmuthender wirkt der in zweiter Reihe stehende feine und doch gemüthvolle Politiker Barnekow, frisch und kernig die holde Katharina und Voge's heldenmüthiges Weib Elsbeth; aber alle übrigen: Pommerns Herzog und sein Sohn, der herzoglich gesinnte Rathsherr Mathias Darne, der Volksredner Vansen-Buntmacher, sind ohne sonderliches Interesse. Manche vortreffliche dramatische Einzelheit erfreut und packt den Leser, aber zu rechtem Behagen läßt es die unsympathische Gestalt des Helden nicht kommen. Wäre das, dann müßte die Scene mit Barnekow's gewaltsamer Verurtheilung hinreißend wirken. Wie glücklich ist an und für sich der Gedanke, daß dem leidenschaftlich erregten Voge die Fällung des Richterspruchs zu lange auf sich warten läßt und er mitten in der bewegten, dann zum Tode erschrockenen Versammlung ungeduldig, stumm auf- und abgeht!

Landstände.
Und wär' er schuldig,
So lasset Gnade doch für Recht ergehn.
Erbarmt Euch!

Otto Voge.
Ich erbarme mich der Stadt!
Noch ist sie nicht errettet, aber gleich.
Wo bleiben denn die Richter? Noch kein Urtheil?
Der Feind ist draußen, und der Feind ist drinnen,
Am Rand des Abgrunds steht schon unsre Stadt —
Was ficht die rechtsgelehrten Herrn das an?
Sie leiern alle ihre Formeln ab,
Und fehlte wo ein Tüttel auf dem J,
So wär's ein ewiges Versehen.
(Horchend.) Noch nicht?
Ein kleinlich Volk sind diese Rechtserfahrnen
Und in den Weltgeschäften nicht zu brauchen.
„Gerechtigkeit geschehe", sagen sie,
„Wenn auch die Welt vergehe!" Narretei!
Das ist nicht mehr Gerechtigkeit, wobei
Die Welt vergehen muß. Lauf einer hin:
Sie möchten mit dem Urtheil fertig werden.
(Ein Rathsherr geht.)
Wird Protokoll beim jüngsten Tag geführt,
So kommt die Welt gar nicht zum Untergang!
(Er geht stumm auf und ab.)
Da, endlich!
(Die Richter kommen zurück mit Raven Barnekow.)
Richter, kündet euern Spruch!

Es soll einem auf jeden Fall Achtung gebietenden Dichter wie Kruse kein Unrecht zugefügt werden, wenn die Tragödie „Behram" von Karl Oberleitner (Nr. 2) mit seiner neuesten Arbeit in einem Athem genannt wird. Doch einen verwandten Zug tragen beide Dramen: die poesielose Sachlichkeit der Sprache. Wenn aber bei Kruse die Diction seiner kräftigen Art zu charakterisiren wenigstens überwiegend entspricht, so ist bei Karl Oberleitner alles ausnahmslos geradlinige Correctheit und Nüchternheit. Weder Erfindung noch dramatischer Aufbau verrathen eine Spur von Talent. Wie gern würde man einem wilden genialen Uebergriff in die ästhetischen Gesetze begegnen, wäre nur diese ertödtende Langeweile nicht! In der Mitte der Handlung steht der oberste Feldherr des gegen Ende des 6. Jahrhunderts regierenden persischen Königs Hormisdas IV., Behram Cobin. Es ist das alte und immer neue tragische Problem der Herrscherseele, der der Herrscherplatz versagt blieb. Behram unternimmt es mit Glück, den von ihm beherrschten König mit dem Kronprinzen zu entzweien, um selbst im Trüben zu fischen und sich den goldenen Reif aufs Haupt zu setzen. Seine Pläne scheitern. Von aller Welt, auch von der eigenen Tochter, des Prinzen Braut, die seinem unersättlichen Ehrgeiz zum Opfer fallen sollte, verlassen, stirbt er unter den Händen eines entschlossenen Alten, seines Schwiegervaters Menon. Also ein im Kerne glücklicher Stoff und orientalische Scenerie. Aber alles bleibt wüst und leer, nicht einmal das Trugbild einer Oase inmitten der riesigen Sandflächen dieser Dichtung. Man höre, wie Behram im Monolog den größten Entschluß seines Lebens im Worte faßt:

Mein Glaube an den treuen Sinn des Königs
Schwand längst dahin. Er heuchelt mir nur Freundschaft
Und lauert auf den günst'gen Augenblick,

Den lästigen Beschützer zu entfernen.
Er will mein Schwert in andre Hände legen.
Zerfallen muß das alte große Reich,
Wenn ich es nicht mit meinem Heer beschütze.
Kein fremder Fürst soll Persien zertrümmern. —
Ich setze mir die Krone auf das Haupt.
Wer kann daran mich hindern, hat die Macht,
Den Diamantenreif mir zu entreißen?
Wol niemand! Nicht der Adel — nicht das Volk!
Die stolzen Edeln sind entzweit, nicht fähig,
Das Schwert, das siegreich ihre Ahnen schwangen,
Zur eigenen Vertheidigung zu führen.
Der fleiß'ge Bürger, schwankend im Gehorsam,
Da sich kein mächt'ger Herrscher für sein Wohl
Begeistert, wird sich in mein Schwert nicht stürzen,
Wenn ich es ziehe, um sein Eigenthum,
Sein Weib und Kind und um ihn selbst zu schützen.
Nur Einer könnte mir den Reif entwinden:
Der einz'ge Erbe dieses Thrones! — Khosrav? —
Wenn für die Freiheit er zur Waffe griffe,
Dann könnte sich das Volk für ihn erklären
Und sich bewaffnen, seiner Fahne folgen.
Doch Khosvar ist kein Schwärmer — ist kein Held!

In dieser Weise redet Oberleitner im ganzen Stück. Gewiß läßt sich gegen die gediegene Deutlichkeit einer solchen Ausdrucksweise nichts einwenden — aber ist denn das noch Poesie? Hier findet sich nun leider der dem „Behram" mit Kruse's „Raven Barnekow" gemeinsame Berührungspunkt. Auch ihm bleibt es im Grunde versagt, das Begriffliche zu sinnlicher Anschauung zu entfalten und damit das kalte Wort zu beleben. Im Orangenkern träumt verborgen der grünende Baum, schwer von goldenen Früchten. Das greifbar Anzuschauende in ihm weckt neue Vorstellungen: italienischen Himmel, den Golf von Neapel, Abendstimmung und Mandolinenklänge. So gewiß wir aber den Pedanten verlachen werden, der uns mit der Darreichung des Orangenkerns für den Baum, seine Früchte und alle ihn umgebende Poesie mit dem trockenen Hinweis, daß er ja alles in nuce enthalte, abspeisen will: so gewiß dürfen wir den Dichter ablehnen, dessen Sprache das Begriffliche und schlechthin Sachliche über das Anschaubare und Sinnliche setzt. Vielleicht nennt man eine solche Diction schlicht und kernhaft. Verfolgt sie aber nicht besondere Zwecke der Charakteristik, so ist sie eben nicht poetisch. Denn die Poesie *will* nicht den Kern, sondern seine Entfaltung zu Blüte und Frucht.

In diesem Sinne, und nicht allein in diesem, steht Hans Herrig's „Konradin" (Nr. 3) weit über Oberleitner's „Behram" und Kruse's „Barnekow". Herrig, ein Dichter, dem sich, wie er es verdiente, eine allgemeinere Beachtung noch immer nicht zugewandt, setzt seiner jüngsten Dichtung einen Satz aus der Vorrede zu einem seiner ältern Dramen, „Alexander", als Motto voran: „Die Poesie ist nicht dazu da, das Theater zu bedienen, vielmehr soll das Theater die Poesie sich aneignen, sich zu ihr erheben." Das ist gewiß richtig, und Herrig hat ein volles Recht, sich zu beklagen, daß seinen Werken diese Erhebung bisher hartnäckig versagt blieb. Ganz ohne Schuld ist übrigens auch er nicht. Seine Entfernung von dem, was sich als dramatische und theatralische Regel festgesetzt hat, war oft Willkür und Eigensinn; bewies er aber schon mit seinem letzten Drama: „Der Kurprinz", wie gut er auch diesen Forderungen Rechnung zu tragen versteht, so bekundet auch der „Konradin" die trefflichste Technik im Bunde mit dem echtesten poetischen Können. Der allbekannte Stoff birgt viel Gefahren, und der junge Hohenstaufe, der das große Geschlecht zu Grabe trug, kann niemals ein tragischer Held im landläufigen Sinne werden. Desto ergreifender hat Herrig das Aufleuchten der patriotischen und Stammesidee in dem weicherzogenen Jüngling und seine Manneswerdung unter dem über ihn hereinbrechenden Verhängniß zu verkörpern verstanden. Wie in ihm die uralte Sehnsucht des Nordens nach dem Süden, so schwelgt in den originellen Gestalten eines alten Dichters und seiner Tochter Violanta das Verlangen der dunkeln Augen und schwarzen Haare nach dem blondlockigen, lichthellen Germanenthum in schwärmerischen Phantasien. Einfach und sprunglos vollzieht sich die Haupthandlung: Konradin's Abberufung aus Deutschland, seine Ankunft bei Tagliacozzo, die Gefangennahme, die Urtheilsfällung. Ein außerordentlich poetischer Einfall ist es, die italischen Scenen durch ein kurzes Intermezzo auf dem Schlosse Görtz unterbrechen zu lassen: Konradin's Braut sieht bei mondheller Nacht jagende Wolken; „ein lauer Abendwind wogt durch die Fenster" — sie hört im ahnungsvollen Geist den Sturm pfeifen, den Donner rollen und den unglücklichen Fürstensohn, geschlagen, flüchtig, seine Seufzer in die Nacht schicken. Wie sie ihre Klagen mit dem lauten Ruf: „Du wilder Sturm, hab' Mitleid, tobe weiter!" endet, verwandelt sich die Scene wieder; das Meer braust, ein furchtbares Wetter hat sich entladen, und der flüchtende Konradin jammert: „Hab' Mitleid, tobe weiter, wilder Sturm." Hier und da wird der Dichter mehr Lyriker als Dramatiker, ab und an stört auch eine bei Herrig nicht seltene absichtsvolle prosaische Wendung, ein misglückter ungelenker Vers. Der überwiegende Eindruck des dramatischen Baues, der Charakteristik, der Sprache ist aber ein durchweg poetischer. Der geschichtliche Vorgang hat sich unter den Händen des Autors dichterisch verklärt, und nicht der leiseste Schatten von nationaler Tendenzelei stört die reine Antheilnahme des Lesers — hoffentlich kann man bald sagen: des Zuschauers. Denn daß das Drama auch glänzender Theaterwirkungen sicher ist, beweist die Scene, in welcher die italienische Gesandtschaft dem jungen Konrad die Staufenkrone bringt, schon zur Genüge. Galvano Lancia hat ihm Manfred's Tod gemeldet und sich entfernt, um seine Begleiter zu rufen. Den anfangs erschreckten Sohn findet die Mutter, wie er sich mit jeder Minute mit dem Gedanken an seine Sendung vertrauter macht.

Elisabeth.

Nun, Konrad?

Konrad.

Meine Mutter!

Elisabeth.

Bliebst du noch?
Wer war der Freunde, der dich aufgehalten?
Was hast du? Deine Wangen glühen. Sprich!

Konrad.

Auch du sahst Kaiser Friedrich, Mutter?

Elisabeth.

Oft.

Konrad.

Bin ich ihm ähnlich? Ist mein Aug' wie seines?

Elisabeth.

Wie Aare von der Berge Höhn, so schauten
Hinunter auf die Menschen seine Augen.

Konrad.

Und ich?

Elisabeth.

Was hast du? Wie blickst du mich an?

Konrad.

Und ich?

Elisabeth.

Die echten Staufenaugen sind's,
Die Friedrich's selbst, von neuem aufgethan.

Konrad.

Manfred ist todt!

Elisabeth.

Manfred —

Konrad.

Er fiel im Kampfe.
Galvano Lancia mit noch andern kam,
Die treu sind unserm Haus, die sich erinnern,
Daß noch ein Staufe lebt.

Elisabeth.

O meines lieben Knaben lockig Haupt,
Hat es auf dich das Schicksal abgesehn?
Mein Kind, mein Sohn, mein Einz'ges — o mein Konrad!
Wie deine Schläfe pochen!

Konrad.

Mutter, Mutter!
Ich sticke!

Elisabeth.

Bin ich's? Mutter! Nicht, ich bin's?

(Galvano Lancia, Guido von Acerra und italienische Ritter kommen.)

Lancia.

Mein König!

Elisabeth.

Zurück, sag' ich, von meinem Sohn zurück!

Lancia.

Gegrüßt sei, herrliche Elisabeth,
Einst Kaiser Konrad's heißgeliebte Frau!

Elisabeth.

Grüß mich und geh dann. Habe nicht Gemeinschaft
Mit diesem Knaben, der mein eigen ist!

Konrad (sich langsam aus ihren Armen windend).

Sie also sind's, die mit dir ausgezogen?

Lancia.

Und Manfred's ganze Erbschaft bringen sie:
Die Krone, die zuletzt sein Haupt geschmückt.

Konrad.

Laßt sie mich schaun.

Lancia.

Graf von Acerra, kommt!

Acerra.

Nimm hin Neapels Krone, Hohenstaufe.

Elisabeth.

Sie ringelt sich wie eine goldne Schlange.

Konrad.

Sagt an, was würd' es heißen —
Setzt' ich sie auf?

Lancia.

Es hieße: Karl von Anjou,
Besitz nehm' ich von dem, was du geraubt,
Gib mir mein Königreich zurück!

Elisabeth.

Es hieße:
Ihr Blitze, die ihr durch das Dunkel stürzt,
Hier gleißt ein Schmuck, daß ihr ihn treffen könnt.

Acerra.

Es hieße: treues Volk, schau deinen Herrn
Und zücke fürs ererbte Recht dein Schwert.

Elisabeth.

Ja, blinde Waffe, zücke nun, o Schwert,
Hast je nach Recht du, blödes Ding, gefragt?

Lancia.

O sag's uns, daß du Friedrich's Enkel bist;
Sei denn ein Staufe!

Elisabeth.

Hab' am Fluche theil,
Am Haß des Schicksals, das dem Staufen folgt!

Acerra.

An Lieb' und Treu, die nimmer von ihm läßt.

Lancia.

Hab' theil am Ruhm, der ewig ihn umstrahlt!

Konrad.

Wie leicht ich sie in meinen Händen trage —
Nur ein Gedanke —
Machtvoller Talisman,
Wilde Magie strömt von dir auf mich ein!
Ein Liebeszauber steckt in dir, du Arge!
Von deinem Schimmer kehr' ich nicht mein Auge,
Mein Herz will sich von deinem Glanz nicht wenden!
Mir ist's, als müßtest du, auf meinem Haupt,
Umwandeln mich — als würd' ich alt und grau!
War es denn eine Lust nicht, jung zu sein?
Die löscht' ich aus mit einem einz'gen Griff?

(Maria tritt aus dem Thore.)

Elisabeth.

Blick' um dich, Konrad! — Mädchen, komm herbei,
Weck' ihn aus seinem Traum. O, liebes Mädchen,
Wenn du ihn lieb hast, thu's!

Maria.

Aus einem Traum?

Elisabeth.

Merkst du noch nicht den Zauber?

Maria.

Was geschah?

Konrad

(der auf nichts achtet, setzt sich mit einem plötzlichen Entschlusse die Krone auf).

Ha, Karl von Anjou, feiger Kronenräuber,
Nun sieh, ob du sie mir vom Haupte nimmst.
Noch steh' ich fest. Des Unheils Blitze drän'n;
Die ihr mir treu wart, bleibt es nur fortan,
Dann weiß das Schwert auch, wen es treffen muß.
Mit Haß bezahlt wird jeder Ruhm auf Erden,
Steig' auf mich nieder, Glanz des Staufennamens.

Die Italiener.

Heil, Heil Neapels Herrscher, König Konrad!

Mit einem rührenden Abschied des neuerwählten Königs von der Geliebten und der Mutter endet die schöne Scene bedeutend, wie sie begonnen.

Heinrich Bulthaupt.

Neuere philosophische Literatur.

1. Die Welt als Wahrnehmung und Begriff. Eine Erkenntnißtheorie von Johannes Rehmke. Berlin, G. Reimer. 1880. Gr. 8. 5 M.

Erkenntnißtheorie und kein Ende, so möchte man fast angesichts des ganzen gegenwärtigen Zustandes unserer philosophischen Literatur ausrufen! Das Wort Erkenntnißtheorie selbst ist erst seit nicht allzu geraumer Zeit in den allgemeinen Gebrauch der Philosophie übergegangen, und es ist jetzt bereits zu dem herrschenden Mode- und Schlagwort in derselben geworden. Die ersten Vorgänger in dem, was jetzt wesentlich Erkenntnißtheorie genannt wird, sind die Engländer gewesen. Zur Zeit der in Deutschland herrschenden sogenannten Identitätsphilosophie oder des logischen Idealismus der Lehren von Schelling und Hegel aber wurde diese ganze erkenntnißtheoretische Frage einfach niedergeschlagen oder todtgeschwiegen. Es verstand sich von selbst, daß das innere Erkennen dem äußern Sein adäquat war, oder daß dieses letztere sich in jenem erstern inhaltlich eingeschlossen finden mußte. Man ist aber seitdem wieder vorsichtiger geworden. Die neuere englische Philosophie hat auch wieder in Deutschland Anhänger und Nachklang gefunden. Wie das Subject als solches dazu komme, die Welt zu erkennen, oder wie sich sein inneres Leben und Vorstellen zu den äußern Sachen verhalte: dieses ist im allgemeinen dasjenige, was als Inhalt und Ziel der gegenwärtigen Erkenntnißtheorie angesehen werden darf. Man könnte alles dieses auch wol die Subjectivitätsphilosophie nennen. Es mag das an sich ganz gut sein, aber wozu soll denn zuletzt alle Untersuchung über das Erkennen, wenn nicht am Ende wiederum einmal etwas Bestimmtes und Wirkliches in der Welt hiermit von uns erkannt werden kann? Man sehnt sich wahrhaftig zurück nach einem frischen, freien, fröhlichen Erkennen der Welt und ihrer Erscheinungen, was ja doch immer der eigentliche und letzte Zweck aller echten Bestrebungen der Philosophie sein muß. Daß das Subject oder der Mensch selbst für uns und unsere ganze Auffassung der Welt das Höhere und Entscheidendere sei gegenüber der Natur oder der äußern Objectivität, ist ein schon von Sokrates, Kant und andern großen Denkern festgestellter Satz. Aber das Subject ist eben da, um dasjenige zu erkennen, was außer ihm liegt, und alle Gesundheit seines Erkennens beruht überall auf einer innigen Berührung mit dem wirklichen Inhalte der Welt. Es ist jetzt gleichsam eine ungesunde Stubenluft in der Philosophie, indem man vor allem ängstlichen Forschen nach dem Princip des Erkennens nicht zum offenen und unbefangenen Erkennen der Sachen selbst gelangt. So werthvoll an sich der empiristische Subjectivismus der Engländer für die allgemeine Entwickelung der neuern Philosophie gewesen sein mag: für sich allein ist diese ganze Richtung immer ein zu einseitiger, nüchterner und unfruchtbarer Ausdruck des ganzen Princips und der Aufgaben der Philosophie. Wir haben es auch in dem gegenwärtigen Falle nicht mit einer eigentlich neuen Theorie des Erkennens zu thun, wenngleich der Verfasser in dem Ausdrucke des Monismus eine allerdings nicht vollkommen verständliche Bezeichnung des von ihm eingenommenen Standpunkts festzustellen versucht. Wir können in seinem Werke immer eine fleißige und eingehende Erörterung vieler hierhin einschlagender Fragen und Gesichtspunkte erblicken. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß es sich bei philosophischen Streitfragen häufig um nichts handelt als um ein Wort und um die demselben mehr oder weniger willkürlich zugeschriebene Bedeutung. So ist das berühmte Kant'sche „Ding an sich" nichts als ein Wort, welches nur die Bedeutung oder den Werth eines handfesten Ausdrucks für dasjenige hat, was möglicherweise hinter der uns zugekehrten Welt der Erscheinungen steht. Man glaubt in einem solchen Wort oder eingebildeten Begriffsschema gleichsam immer eine Art von Realität zu besitzen, welche man näher zu erkennen oder in ihrer Eigenschaft und Begrenzung festzustellen sich bestrebt. Auch das jetzige berühmte „Unbewußte" ist von gleichartiger Natur. Ein derartiges Wort hat oft geradezu etwas Berauschendes oder die Phantasie mit irgendeinem unklaren und mystischen Vorstellungsinhalt Erfüllendes an sich. Man darf überhaupt nie vergessen, daß es bei allem philosophischen Denken doch zunächst immer nur Worte sind, in denen man sich bewegt und denen nicht ohne weiteres eine ganz bestimmte und unzweifelhafte Realität zugeschrieben werden darf. Alle Unvollkommenheit und alle Misver-

ständnisse im Denken der Philosophie rühren wesentlich immer von diesem unklaren und schwankenden Gebrauch der Worte her.

Auch hier haben wir es wesentlich nur mit kritischen Untersuchungen und Bearbeitungen allgemeiner Begriffe, wie Wahrnehmung, Empfindung, Begriff u. s. w., zu thun. Ein jeder versteht darunter doch mehr oder weniger etwas anderes, und es ist alles dieses zuletzt nichts anderes als das Ringen oder die Auseinandersetzung der einen philosophischen Schulsprache und Terminologie mit der andern. Das ist auch der Grund des Unerquicklichen und eigentlich Resultatlosen aller derartigen Untersuchungen. Ein jeder Philosoph strebt immer nur danach, den Inhalt der Dinge in das von ihm festgestellte System von Begriffen und Auffassungsformen einzuführen. Der Verfasser nennt sein Buch eine Erkenntnißtheorie, während es eigentlich doch nur eine kritische Bearbeitung der sich auf das Erkennen beziehenden Worte oder Begriffe ist. Wir sind hier in der Philosophie ungleich ungünstiger daran als in andern Wissenschaften, wie etwa in der Mathematik, wo über die Bedeutung oder den sachlichen Inhalt der Begriffe Dreieck, Quadrat u. s. w. niemals ein Zweifel oder Streit entstehen wird. Die Erscheinungen des Erkennens bleiben als solche ja immer dieselben, aber sie können durch Begriffe überall anders geordnet, gegliedert und eingetheilt werden. Wir können uns daher auch nicht zu der Ansicht bekennen, daß der Verfasser in seiner „Welt als Wahrnehmung und Begriff" etwas sachlich Neues festgestellt oder aufgehellt habe. In einer richtigen Kritik der Begriffe würden wir allerdings immer ein Verdienst sehen müssen, wenn dieselbe eine streng objective und einen bestimmten Kreis von Begriffen systematisch erschöpfende wäre. Bei aller Anerkennung des Strebens des Verfassers nach Klarheit und Bestimmtheit des Denkens glauben wir nicht, daß dieses Ziel wirklich von ihm erreicht worden sei. Immerhin aber ist sein Buch ein nicht unwürdiges Denkmal zur Erinnerung an das vor 100 Jahren erfolgte Erscheinen der Kant'schen „Kritik der reinen Vernunft".

2. Das Wesen des Denkens nach Platon. Von Karl Uphues. Landsberg a. W., Schönrock. 1881. Gr. 8. 3 M.

Das Wesen des Denkens ist nach der Ansicht des Verfassers identisch und untrennbar gebunden an die Form der Sprache. Es ist dieses eine Auffassung, zu der sich auch der Unterzeichnete in seinen sprachwissenschaftlichen Schriften: „Philosophische Grammatik" (1858), „Die Sprachwissenschaft nach ihrem Zusammenhang mit Logik, menschlicher Geistesbildung und Philosophie" (1875), unter anderm bekannt hat. Von einem sogenannten Denken der Seele an sich kann nur im Sinne einer unentwickelten Anlage oder Möglichkeit gesprochen werden, während alle actuelle Gliederung und Gestalt des Denkens durchaus eins ist mit den Formen und Bedingungen der Sprache. Wir stimmen auch darin mit dem Verfasser überein, daß die gegebene Gestalt der Sprache durchaus entscheidend ist für die Art und die Bewegung unsers innern Denkens und nicht, wie es oberflächlich betrachtet den Anschein haben kann, umgekehrt. Der Verfasser will namentlich einer gedankenmäßigen Bearbeitung der Sprache, im Gegensatz zu der neuern historisch-naturwissenschaftlichen Auffassung derselben und weiter der ganzen Einseitigkeit des Standpunkts der Naturwissenschaft überhaupt, die Bahn zu brechen versuchen. Auch dieses ist an sich ganz unsere Ansicht oder unser Programm von der weitern Aufgabe der Sprachwissenschaft. Weniger aber sind wir in der Lage, den nähern Durchführungen dieser an sich richtigen Gedanken des Verfassers beipflichten zu können. Derselbe sieht im Substantiv und Verbum mit Recht die beiden wichtigsten Theile oder Kategorien im Organismus der Sprache und wirft die Frage auf nach dem „realen Gegenstück", d. h. nach der objectivsachlichen Berechtigung oder Basis dieses Unterschieds: „Das bewußte Ich und die vorstellbare Natur sind das reale Gegenstück von Verbum und Substantiv." Hiermit soll gesagt sein, daß im Substantiv an sich überall eine äußere Sache oder gleichsam etwas Dingliches in der Natur enthalten sei und von uns gedacht werde, während das Verbum durch das sich mit ihm verbindende persönliche Pronomen als der Vertreter des Subjects oder des bewußten Ich in der Rede erscheine. Dieses kann nicht das doppelte sogenannte reale Gegenstück beider Theile der Sprache sein. Als etwas Persönliches wird auch der Substantivbegriff gedacht durch die sich mit ihm verbindende Bezeichnungsangabe eines bestimmten Geschlechts. Der Verbalbegriff aber hat als solcher auch immer einen objectiven oder äußerlich realen Inhalt an irgendeiner zeitlichen Bewegung oder sonstigen Erscheinung, die aus einem Substantiv oder realen Dinge entspringt. Die Dinge in der Welt als solche und die an ihnen hervortretenden Phänomene des Lebens oder der Bewegung, die räumlich feststehenden Subsistenzen und die zeitlich vorübergehenden Inhärenzen: das sind an sich die beiden realen Kategorien oder Abtheilungsunterschiede dieser doppelten Wortklasse der Sprache. Jeder dingliche Begriff aber oder jedes Substantiv wird in der Sprache durch den Hinzutritt des Geschlechtscharakters sogleich zu einer menschlichen (männlichen oder weiblichen) Person; denn das Neutrum ist an sich überall nur eine spätere ergänzende und aushelfende Nebenkategorie; jedes Zeitwort oder jede verbale Inhärenz aber, die von einem Substantiv ausgesagt wird, empfängt im Personalpronomen (er, sie, es u. s. w.) einen allgemeinen persönlichen Vertreter des vorausgegangenen einzelnen oder bestimmten Substantivs. Der Verbalbegriff vereinigt insofern beide allgemeine Kategorien, die des Subjects und des Prädicats, zugleich in sich und bildet hierdurch überhaupt den Mittelpunkt und Haupttheil der Sprache. Die ganze Ordnung der Sprache beruht darauf, den sachlichen Inhalt der Begriffe persönlich zu decken, oder ihn durch Geschlechtscharakter und Personalpronomen mit den wirklichen Personen der Rede in eine unmittel-

bare Verbindung zu bringen. Es erscheint ferner als durchaus ungehörig, allgemeine Begriffsgegensätze, wie Materialismus und Spiritualismus, in diese Sprachkategorien einmischen zu wollen. Dasselbe gilt auch von der Erklärung des intransitiven und des transitiven Satzes durch die Principien der Identität und der Causalität. Ebenso wird die einseitige Verehrung und übertriebene Werthschätzung der Ansichten Plato's von der Sprache nicht gebilligt werden können. Der Verfasser schiebt mit seiner lebhaften Phantasie Plato manches unter, was diesem gewiß noch nicht klar und deutlich gewesen ist, wie namentlich, gegenüber von Deuschle u. a., die bestimmte Erkenntniß des Verbums als syntaktischen Prädicats. Plato tappte über alle diese Dinge noch sehr im Dunkeln, und es tritt erst mit Aristoteles eine bestimmte und klare Unterscheidung der grammatischen Kategorien hervor. Wir sind am gegenwärtigen Orte nicht im Stande, dem Verfasser weiter durch die Reihe seiner einzelnen Abhandlungen, welche in grundlegende und in ergänzende zerfallen, zu folgen, können aber im allgemeinen in der Anwendung metaphysischer Auffassungen und Begriffe kein geeignetes Verfahren zu einer geordneten wissenschaftlichen und gedankenmäßigen Erkenntniß der Sprache erblicken.

3. Recht und Unrecht. Eine Erörterung der Principien. Von A. Spir. Leipzig, Findel. 1879. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Schwieriger noch als die Probleme der Sprachphilosophie sind zur Zeit wol diejenigen der Philosophie des Rechts, auf welche sich die vorliegende Schrift bezieht. Wir haben auf beiden Gebieten eine historische Richtung oder Schule, die sich im Besitze der alleinigen Weisheitsformel zur Erledigung aller hierher gehörigen Fragen zu befinden vermeint. Auch diese Schrift ist gegen die Einseitigkeit des blos historischen Standpunkts in der Auffassung des Rechts gerichtet und strebt so wie die vorige in Bezug auf die Sprache höhere und reinere ideale Gesichtspunkte für dieselbe zu gewinnen. Sprache und Recht aber sind an sich gleichmäßig etwas historisch Entstandenes. Es fragt sich, ob beides überall noch in einer andern als der rein historischen Weise aufgefaßt und erkannt werden könne.

Bei der Rechtsphilosophie aber handelt es sich überall noch um andere, wesentlich praktische Interessen, Ziele und Aufgaben als bei derjenigen der Sprache. Die Sprache ist für uns in ihrer geistigen Ordnung etwas Gegebenes oder Vorhandenes, während das Recht, wie es scheint, erst noch im Streben oder in der Annäherung an seine wahre ideale Vollkommenheit begriffen ist. Es wird wenigstens jederzeit gefragt werden dürfen, ob das bestehende, wirkliche oder empirische Recht mit der durch die Vernunft geforderten reinen oder idealen Norm desselben einstimmig sei oder nicht. Das Streben nach dieser Einstimmigkeit ist jedenfalls auch ein wichtiger, wenngleich nicht der einzig entscheidende Factor in der historischen Entwickelung des Rechtsinstituts gewesen. Auch der strengste historische Empiriker muß doch zugeben, daß es an sich wenigstens ideale Normen des Rechts gebe, wenn auch über deren Feststellung und Anwendung Streit entstehen mag. Es war eine schon im Alterthum aufgeworfene Frage, ob der Inhalt der beiden Begriffe Recht und Unrecht ein blos conventioneller, schwankender und willkürlich festgestellter, oder ein natürlich gegebener, an sich feststehender und unwandelbarer sei. Unmittelbar genommen ist oder gilt als Recht dasjenige, was der Staat als solches feststellt oder vorschreibt. Die historische Schule kommt über den bloßen Wechsel des Inhalts im Rechtsbegriffe nicht hinaus. Wesentlich aber kann das Recht doch immer nur dazu da sein, die an sich schon bestehenden Werthe oder natürlichen realen Berechtigungen im Leben zu schützen, anzuerkennen und gegeneinander zu begrenzen. Das Recht soll an sich den Streit oder Conflict der Mächte im Leben, wie er im Naturzustande stattfindet, aufheben und verhüten. Dieses kann nur dadurch geschehen, daß es sich in seinen positiven Bestimmungen möglichst genau an den natürlichen Werth aller dieser Mächte anschließt, sonst ist die Gesellschaft überall mit der Gefahr der Auflösung oder des Rückfalls in den Naturzustand bedroht. Je reicher aber das Leben an mannichfaltigen, sich kreuzenden Interessen und Bestrebungen der einzelnen Elemente und Mächte desselben wird, um so schwieriger und complicirter wird auch die ganze Aufgabe und die Frage nach der idealen Vollkommenheit des Rechts werden. Es hat aber nicht blos der Jurist von Fach, sondern auch die Gesellschaft überhaupt ein Interesse an der weitern Vervollkommnung des Rechts; jener ist wesentlich nur dazu da, das bestehende Recht zu handhaben und zu wahren, während auf dem Boden des socialen Lebens die weitern Aufgaben und Probleme für dasselbe erwachsen.

Daß auch unsere Zeit von solchen Gefahren bedroht ist, kann nicht geleugnet werden. Es handelt sich aber nicht etwa blos um die Auffindung irgendeiner allgemeinen idealen Norm für die Verbesserung und Vervollkommnung des rechtlichen und socialen Lebens, sondern es muß dieselbe auch die Eigenschaft eines praktisch möglichen und erreichbaren Ziels für das letztere an sich tragen. Jeder rechtsphilosophische Idealist ist immer in Gefahr, sich irgendein sociales Utopien zu construiren und die nothwendigen Bedingungen für die Verwirklichung seines eingebildeten Begriffsschemas zu ignoriren. Dieser Vorwurf kann auch dem Verfasser der vorliegenden Schrift nicht erspart werden. Es gibt z. B. kein Mittel, um den Krieg wirklich abzuschaffen, wenn nicht von selbst einmal die natürlichen Ursachen und Bedingungen desselben im Leben aufhören. Auch sieht unser Verfasser wie jeder andere Idealist mit Unrecht das Wirkliche oft geradezu als abnorm an, weil es nicht ohne weiteres einer bestimmten höchsten Norm zu entsprechen scheint, sowie sich überhaupt sein Denken in zu einseitigen und scharf gespannten Begriffsgegensätzen bewegt. Die Ordnung der Gesellschaft verlangt überall eine gewisse Beschränkung des Egoismus

und der persönlichen Freiheit; andererseits aber müssen auch die Triebfedern des Egoismus und der besondern Individualität einen freien Spielraum haben, um die für das Bestehen der Gesellschaft nothwendigen und heilsamen Werthe zu erschaffen. Man kann also nicht das individuelle Streben und die Norm oder das Interesse des Allgemeinen einander so schroff gegenüberstellen, als es hier geschieht. Es mag sein, daß die Hand des Staats oder der Gesellschaft späterhin in gewisse Kreise des Privatlebens in einer noch schärfern und mehr organisatorischen Weise eingreifen wird als bisher. Ob aber die der Gesellschaft durch den Egoismus der einzelnen drohenden Gefahren durch Beschränkung des Erbrechts und ähnliche an Communismus streifende Mittel beseitigt werden können, ist wol höchst fraglich. Das führt zuletzt zu einem antiken Staatsdespotismus, der den allgemeinen Grundanschauungen und Voraussetzungen des neuern Lebens widerspricht. Mit bloßer abstracter Begriffsdialektik aber werden die rechtlichen und socialen Probleme der Gegenwart nicht gelöst. Das wahre Ideal kann überall nur aus den wirklichen und concreten Bedingungen des Lebens heraus abzuleiten und festzustellen versucht werden.

4. Das Princip des Weltganzen und der Polarismus. Von D. E. Mielke. Mit Abbildungen. Berlin, Grieben. 1880. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Es ist kein neuer Gedanke, die Polarität zum allgemeinen Grundprincipe der Gliederung alles Wirklichen zu erheben. Das lag schon im Geiste Schelling's und seiner Schule. Der Verfasser gehört, wie es scheint, in die Kategorie der jungen Dilettanten, die mit einer bestimmten Lehrformel einfach alles erklären und aufhellen zu können meinen. Die Sprache des Verfassers kann ebenso wenig schön wie sein Denken klar und verständlich genannt werden. Zur Charakteristik des Standpunktes diene der Satz der Vorrede:

Die Mechanik der Himmelskörper, wie solche bisher gangbar gelehrt wurde, ebenso die von Kant und Pezholdt herrührende Hypothese der Entstehung des Planetensystems erscheinen so ungenügend und einbeinig, daß der überall nur unbeholfen den Himmelskörpern angebundene dualistische Motor, bestehend aus Centrifugal- und Centripetalkraft, in vielen gelehrten Köpfen Besorgniß erregte, die Planeten namentlich würden infolge gänzlicher Abkühlung an zu großer Dichte und Bahnverkürzung zu Grunde gehen können.

Der Verfasser hat sich in der Durchführung seines dualistischen Princips offenbar Mühe gegeben; nicht blos in der Natur, sondern auch im menschlichen Wollen, Denken u. s. w. wird dasselbe nachzuweisen versucht. Die unbestreitbare Originalität seiner Auffassungen aber kann schwerlich entschädigen für das vielfach Gesuchte, Unwahre und Erkünstelte in seinen Bestrebungen der Ableitung und Erklärung des Wirklichen.

5. Populäre Darstellung von Immanuel Kant's „Kritik der reinen Vernunft". Zu ihrem hundertjährigen Jubiläum verfaßt von Albrecht Krause. Lahr, Schauenburg. 1881. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Auch dieses ist eine Jubelschrift zur Feier des hundertjährigen Erscheinens des entschieden wichtigsten und bedeutungsvollsten Werks in der Geschichte der neuern philosophischen Literatur. Es darf unbedenklich ausgesprochen werden, daß kein philosophisches Werk in der ganzen neuern Zeitgeschichte seit dem Mittelalter an durchgreifendem und epochemachendem Erfolg mit diesem in Vergleichung gestellt werden dürfe. Die Kant'sche „Kritik der reinen Vernunft" bezeichnet den Beginn eines vollkommen neuen und entschieden höhern Abschnitts in der ganzen Geschichte der neuern Philosophie, der auch als ein in ganz besonderm und specifischem Sinne dem deutschen Nationalleben angehörender angesehen werden muß. Dieses Werk ist durchaus diejenige Grundlage, auf welcher unser ganzes jetziges philosophisches Denken beruht. Es ist dasselbe insofern zugleich eine Denksäule, welche einen der wichtigsten Wendepunkte auf dem Wege unserer nationalen Lebensentwickelung bezeichnet. Warum sollen philosophische Denker wie Kant oder Fichte dem Herzen der Nation nicht ebenso theuer und dem allgemeinen oder öffentlichen Verständniß nicht ebenso nahe gerückt sein als classische Dichter wie Schiller oder Goethe? Wir haben jenen an geistigem Bildungsstoff und an allgemeiner Veredlung des nationalen Denkens, Empfindens und Wollens gerade ebenso viel zu verdanken als diesen. Namentlich Kant und Fichte sind auch sittliche Heroen im Leben der Nation gewesen, deren Lehren und Gedanken als bewegende Mächte mit im Hintergrunde der gewaltigen Zeit der Befreiungskriege gestanden haben. So vielfach und unmittelbar allerdings wie das Werk eines Dichters wird dasjenige eines Philosophen niemals von den Gebildeten der Nation in sich aufgenommen, verstanden und gewürdigt werden können. Deswegen mag der Gedanke einer Popularisirung desselben vielleicht als naheliegend, natürlich und berechtigt erscheinen, und hier wol um so mehr, als alles, was nach Kant gefolgt ist, ja zur zeit mehr oder weniger bankrott geworden zu sein scheint und die „Kritik der reinen Vernunft" gleichsam eine Art von Bibel für uns ist, ein Hafen, in welchem das Schiff unserer Philosophie in der einzig sichern und allgemein anerkannten Weise verankert liegt. Auch geben wir gern zu, daß sich der Verfasser der von ihm gestellten Aufgabe mit Fleiß, Hingebung und Verständniß unterzogen hat, indem er die Kant'sche Schulsprache möglichst in gemeinverständliches Deutsch zu übertragen und ein sich an den Standpunkt und die Voraussetzungen des natürlichen Menschenverstandes anschließendes Résumé der Kant'schen Gedanken zu geben versucht hat.

Nichtsdestoweniger müssen wir den ganzen Gedanken einer solchen Popularisirung als einen eigentlich unmöglichen, ziellosen und im Princip verfehlten betrachten. Man suche sich doch klar zu werden darüber, was die Nation im allgemeinen oder doch die Gebildeten derselben wirklich an einem solchen Werke hat und welches ihre Stellung zu ihm sei. Ein Werk wie die „Kritik der reinen Vernunft" ist überall nur eine streng gelehrte und specifisch

wissenschaftliche Leistung oder eine nur den Fachgenossen wahrhaft zugängliche und verständliche Welt von Gedanken. Dasselbe hat blos mittelbar durch die Kreise der Wissenschaft in das weitere Leben eingegriffen und uns hierdurch auf einen andern und höhern Standpunkt des Denkens oder der Weltbetrachtung gestellt als vorher. Es hat allerdings auch der Gebildete überhaupt immer ein Interesse und ein Verlangen danach, zu wissen, worin denn eigentlich der Kern und die wahrhafte Bedeutung eines solchen Werks bestehe. Die darin behandelten Fragen aber sind solche, die überall mit der ganzen frühern Geschichte der Philosophie genau zusammenhängen und die für sich allein genommen in ihrem ganzen Werth und in ihrer weiterreichenden Bedeutung nie wahrhaft gewürdigt und verstanden werden können. Es ist überhaupt für den Dilettanten nichts gefährlicher und verwirrender, als sich mit einem einzigen philosophischen System allein bekannt zu machen, da der Werth eines solchen Systems doch immer nur in seiner Einordnung in die ganze Reihe oder Entwickelungsfolge der philosophischen Gedanken in der Geschichte besteht. Nicht der unmittelbare Inhalt, sondern die ganze Zeitstellung und die Wirkungen eines philosophischen Systems sind das wahrhaft Entscheidende, Wichtige und Wissenswürdige an demselben. Es ist auch die Frage nach dem an sich Wahren in einem philosophischen System immer eine ganz andere als die nach seiner historischen Wichtigkeit oder Bedeutung. Auf Kant einfach zurückfallen und in seiner Lehre ohne weiteres eine auch noch für uns gültige Wahrheit erblicken zu wollen, ist durchaus eine Unmöglichkeit. Man muß sich darüber klar werden, daß in jedem großen philosophischen System ein bestimmter Kern des an sich Wahren und bleibend Berechtigten enthalten ist, der aber zugleich in einer gewissen Schale des Vergänglichen und durch die Zeitverhältnisse Beschränkten eingeschlossen liegt. Der Unterzeichnete hat in seiner „Geschichte der Philosophie in pragmatischer Behandlung" (1867) diesen entscheidenden Kern in den Grundgedanken der philosophischen Systeme nach ihrer historischen Reihenfolge darzustellen versucht.

Wahrhaft populärisirt kann ein System wie das Kant'sche nur insofern werden, als die historische Wichtigkeit und Bedeutsamkeit seiner Lehren, sowol nach ihren Voraussetzungen als nach ihren Consequenzen, in Gestalt eines sich um das persönliche Denken eines Mannes gruppirenden und von diesem bestimmten Zeitbildes in einer allgemein faßlichen und leicht verständlichen Sprache dargelegt wird. Wir bestreiten nicht, daß der Verfasser auch nach dieser Richtung hin anzuerkennende Versuche macht und bezeichnende Winke gibt. Als die geeignetste Form einer solchen Populärisirung möchten wir eine wissenschaftliche Biographie, etwa annähernd in dem Stile wie Heym's Werk „Hegel und seine Zeit", empfehlen. Das Streben des Verfassers nach Popularität geht sogar oft etwas weit und erscheint insofern selbst als gesucht. Wenn wir auch nicht annehmen oder zugeben können, daß das Ziel einer eigentlichen Populärisirung der Lehre Kant's hiermit erreicht worden sei, so kann doch dem Streben des Verfassers, zu einer gewissen weitern Klärung der Auffassungen über Kant beizutragen, die gebührende dankbare Anerkennung nicht versagt werden. Konrad Hermann.

Vermischte Schriften.

1. Die Bevölkerungsfrage in ihrer Beziehung zu den socialen Nothständen der Gegenwart. Von Otto Zacharias. Dritte vermehrte Auflage. Hirschberg, Heilig. 1880. Gr. 8. 60 Pf.

Es sind sehr viele richtige Bemerkungen in dieser kleinen Broschüre enthalten. Anknüpfend daran, daß man in unserer Zeit alles von der Staatshülfe erwarte, aber doch unmöglich der Staat alle socialen Uebelstände mit seinen Mitteln heben könne, weist der Verfasser nach, daß der Uebervölkerung, besonders in gewissen Gegenden, vorgebeugt werden müsse. Als wirksames Gegenmittel empfiehlt er, daß das allzu frühe Heirathen und die ungezügelte Kinderzeugung in den untern Schichten der Gesellschaft eingeschränkt werde. Daß dies ein Mittel und gewiß nicht das schlechteste sei, um dem Elend des Proletariats und theilweise auch des Bürgerstandes vorzubeugen, ist gewiß zuzugeben. Vom Standpunkte der strengsten christlichen Moral aus ließe sich die Forderung des Verfassers gleichfalls aufstellen, aber freilich mit geringer Aussicht auf Erfolg. Zacharias führt nicht aus, auf welchem Wege sein Programm durchzuführen sei. Daß in den höhern Ständen die spätern Heirathen und die geringere Kinderzahl nicht auf größerer Enthaltsamkeit beruhen, weiß jeder einigermaßen in die Verhältnisse Eingeweihte; ebenso ist offenbar, daß sich solche berechtigte Wünsche vom Staate nicht erzwingen lassen. Leider hängen gerade die untern Stände furchtbar zäh an gewissen leidigen Gewohnheiten; insbesondere erheben sie sich in Bezug auf Eheschließung und geschlechtliches Leben selten auf einen höhern Standpunkt. Durch bloße Belehrung aber ist hier gar nichts zu erreichen, abgesehen davon, daß die Art gerade dieser Belehrung sehr schwer zu treffen sein dürfte. Darum glauben wir, daß der berechtigte Wunsch des Verfassers leider nur ein frommer Wunsch bleiben wird. Es ist sehr richtig, daß nicht jeder, welcher nothdürftig das physische Zeugungsvermögen besitzt, ein sittliches Recht hat, beliebig viel Kinder in die Welt zu setzen, ohne sie zu ihrem und des Gemeinwesens Heil erziehen zu können. Was gehört aber für ein Grad von sittlicher Bildung dazu, damit der Einzelne sich dies stets gegenwärtig hält! Und so vermögen wir kaum abzusehen, woher die Hülfe kommen soll.

2. Christenthum, Katholicismus und Cultur. Studie von Raffaele Mariano. Aus dem Italienischen. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1880. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Die italienische Literatur auch der neuesten Zeit ist besser, reichhaltiger und in einzelnen Erscheinungen genialer, als man im Auslande gewöhnlich weiß. Die wissenschaftliche und publicistische Prosa der Italiener weist in ihren bedeutendern Erscheinungen oft eine Gediegenheit auf, von welcher wir lernen könnten. Sie sind oft trefflich geschrieben, stechen durch tiefe Gründlichkeit und ebenso klare wie ungesucht geistreiche Darstellung hervor. Es gilt dies im vollsten Maße von dem vorliegenden Buche, welches wir geradezu staunend gelesen haben. Dieses Werk ist ein beredtes Zeugniß jenes großartigen Geistes, welcher einst in Dante gelebt hat. Während man bei Hunderten und Tausenden von Schriften den Inhalt auf wenige Seiten zusammendrängen kann, mag man hier hingreifen, wohin man will: man wird stets die überzeugendste Probe finden, daß eine eminente Gelehrsamkeit hier verarbeitet ist zu einer harmonischen, großartig freien, sittlich-religiösen Weltanschauung. Wir wissen nicht, sollen wir mehr die Tiefe des Denkens oder die Bescheidenheit eines wahrhaft edeln Charakters bewundern, wie sie sich fast auf jeder Seite dieses Werks spiegelt. Der Verfasser lebt von seinem Vermögen, nur dem Dienste der Wissenschaft ergeben, in Rom; sein Werk ist in vortreffliches Deutsch übersetzt von seiner Frau, einer kurländischen Deutschen. Es ist eingeführt in den deutschen Buchhandel durch den geistvollen Nestor unserer Kirchenhistoriker, Karl Hase in Jena, welcher auf seinen alljährlichen Romfahrten den im besten Mannesalter stehenden Verfasser dort kennen gelernt hat. Es ist uns ganz unmöglich, aus dem Buche irgendeine Partie als besonders werthvoll und lesenswerth herauszugreifen; sie sind alle gleich bedeutend. Wir müssen uns begnügen, das Werk auf das wärmste zu empfehlen und unser Urtheil zusammenzufassen in das Wort: es ist eines Reformators würdig. Die Studien Mariano's sind abgetheilt in sieben Kapitel. Dieselben handeln nach einer geistvollen Einleitung: von der Religion und dem Naturalismus; von Christenthum, Cultur und Socialismus; vom Katholicismus in der modernen Cultur; von Religion und Staat; vom Katholicismus und Italien; von Deutschland und dem Christenthum; von Minghetti und Curci.

3. Jugenderinnerungen von Ernst Rietschel. Separatabdruck aus der Biographie Rietschel's von Andreas Oppermann. Leipzig, Brockhaus. 1881. 8. 1 M. 60 Pf.

In sehr ansprechender Ausstattung werden uns hier die von Rietschel selbst niedergeschriebenen „Jugenderinnerungen" des großen Künstlers geboten, welcher, seinem Lehrer Rauch mindestens ebenbürtig, dem deutschen Volke die Lessing-Statue in Braunschweig, das Goethe- und Schiller-Standbild in Weimar, das Luther-Denkmal in Worms, die Pietà in der Friedenskirche zu Potsdam u. s. w. geschenkt hat. Es hat selten Künstler gegeben, welche als Menschen so hoch standen wie Rietschel, so furchtbar bitter mit der Noth des Lebens kämpfen mußten wie er. Des Meisters „Jugenderinnerungen" sind ein sprechender Beweis dafür, wie unerschütterlicher Fleiß, Demuth und Ehrenhaftigkeit zuletzt auch die größten Hindernisse überwinden. Nicht blos für Künstler, sondern für die strebenden Glieder eines jeden deutschen Hauses ist dieses Büchlein dringend zu empfehlen, denn es muß wirken mit der zwingenden Gewalt der Naturwahrheit, mit der zündenden Kraft, welche von dem Bilde eines der edelsten Menschen ausgeht.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Daß der große königsberger Philosoph Kant in jüngster Zeit wieder Mode geworden ist, beweisen nicht nur die volksthümlichen Ausgaben seiner Hauptwerke in der Reclam'schen „Universal-Bibliothek", sondern auch die zahlreichen, mehr oder weniger kritischen Ausgaben seiner Werke. In dem Jubiläumsjahre steht natürlich die Kant-Literatur in Blüte. Die Ausgabe von Immanuel Kant's „Kritik der reinen Vernunft", welche J. H. von Kirchmann herausgegeben, erläutert und mit einer Lebensbeschreibung versehen hat (Leipzig, Koschny), liegt in fünfter Auflage vor.

— Die Verlagsbuchhandlung des „Deutschen Familienblattes", J. H. Schorer in Berlin, hat im Auftrage der Deutschen Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger ein „Selbstschriftenalbum des Deutschen Reichs" unter dem Titel „Aus Sturm und Noth" herausgegeben, welches durch Autographen des Kaisers und der Kaiserin eröffnet wird, diejenigen deutscher Fürsten und Fürstinnen, Prinzen und Prinzessinnen fehlen nicht. Unter den Künstlern, welche Zeichnungen, unter den Dichtern und Schriftstellern, die Verse und Sentenzen beigesteuert haben, fehlt kaum einer der Namen, welche der Kunst und Literatur zur Zierde gereichen. So ist die Sammlung, abgesehen von dem guten Zweck der Herausgabe, zugleich ein Album, welches sinniger Anschauung und Betrachtung willkommenen Genuß gewährt; denn auch in der Skizze, in Vers und Wort, so kleinen Raum sie einnehmen mögen, verleugnet sich die Eigenart des Talents und Charakters nicht; es heißt auch hier: ex ungue leonem.

— Das reich illustrirte Prachtwerk „Nordland-Fahrten" (Leipzig, Ferdinand Hirt u. Sohn) hat mit der kürzlich erschienenen siebenten Lieferung den ersten Band seiner malerischen Wanderungen beendet. Von Norwegens grandioser Naturscenerie ausgehend, führt derselbe den Leser von da nach Schweden, wo in Stockholm länger verweilt und dem Volkscharakter besondere Aufmerksamkeit gewidmet wird, setzt dann übers Meer zu den Gestaden der britischen Inseln, schildert Irland mit seinen landschaftlichen Reizen und läßt endlich mannichfaltige Bilder aus der Natur wie aus der Geschichte, Sage und Dichtung des romantischen Schottland an unserm innern und äußern Auge vorüberziehen. In die Abfassung dieses Bandes theilten sich Hans Hoffmann, Francis Broemel, Richard Oberländer; 110 große, meist ganzseitige Illustrationen, nach künstlerischen Originalaufnahmen vorzüglich in Holzschnitt ausgeführt, begleiten den ge-

diegenen Text. Die zwei folgenden Bände sollen in gleicher Weise England und Wales durchwandern und auf der Heimfahrt auch den interessanten Kanalinseln einen Besuch abstatten.

— In einer kleinen bei Wagner in Bregenz erschienenen Broschüre plaidirt Oswald Stein für „Erbauung von österreichisch-deutschen Alpenbahnen und eines Bodenseetrajects Bregenz-Friedrichshafen-Constanz". Der Aufsatz ist sehr geschickt geschrieben und mag allen für jene Frage Interessirten empfohlen sein.

— Im dritten Heft des fünften Bandes der „Zeitfragen des christlichen Volkslebens" bespricht Rudolf Buddensieg „Die assyrischen Ausgrabungen und das Alte Testament". Aus der mit vollständiger Beherrschung des Materials und nüchterner Kritik geschriebenen Abhandlung entnehmen wir, daß der uralte assyrische Schöpfungsbericht zu dem viel später fixirten hebräischen Berichte in auffällige Parallele tritt. Die beiderseitigen Schöpfungsideen aber sind auf eine Urtradition zurückzuführen, welche sich in reinster Gestalt bei Moses findet. Dem höchsten babylonischen Alterthume gehören die Izdubar-Legenden an, die Denkmäler einer weitverbreiteten babylonischen Volkssage. Die urkundliche Urgeschichte Israels und die babylonischen Traditionen stimmen nicht nur im allgemeinen, sondern auch bis auf die speciellsten Einzelheiten überein (große Flut, Weltschöpfung durch göttlichen Willen, Urchaos der Wasser, Schöpfung des Sternenhimmels, Sündenfall der Menschheit, Thurmbau u. s. w.); beide Sagengebiete bezeugen den gemeinsamen Ursitz der Menschheit.

— Der hamburger Hauptpastor zu Sanct-Nicolai, Karl Hirsche, veröffentlicht eine kunstkritische Zeitstudie: „Das projectirte Lessing-Denkmal auf dem hamburger Gänsemarkt" (Hamburg, Hoffmann u. Campe). Sehr ausführlich und mit schlagenden Gründen bekämpft der Verfasser die Idee Schaper's, Lessing sitzend darzustellen, und verlangt, daß die Bedeutung des großen Dichters durch ein monumentales Standbild zu erhebender Anschauung gebracht werde. Es ist traurig, daß so viel Worte verschwendet werden mußten, um einer selbstverständlichen Auffassung zur Geltung zu verhelfen. Die Broschüre ist auch insofern werthvoll, als sie auf die Denkmalswuth und die Nachtheile der Concurrenzausschreibungen unserer Zeit grelle Schlaglichter wirft.

— Den „Versuch eines politischen Idealcodex im Bruchstücke" glaubt Max Wellner veröffentlichen zu müssen (Prag, Gregr u. Dattel). Er hat große Erkenntniß und viel guten Willen dazu mitgebracht. Ob aber dem Lande der politischen Experimente mit einer Abstraction, einer Schablone, wie sie hier geboten wird, gedient sei, lassen wir dahingestellt. Unbegreiflich ist uns, wie ein Deutscher die Magyaren immer in erster Linie marschiren lassen kann.

— Einen Aufsatz „Die Sixtinische Madonna in ihrer sittlichen Wirkung", welchen vor 18 Jahren H. E. Heucking bei Schmitzdorff in Petersburg herausgegeben, hat eine zu Halle a. S. lebende Dame, S. P., in der Metzler'schen Buchhandlung zu Stuttgart erscheinen lassen. Die verehrte Gönnerin will damit eine an dem Verfasser begangene Schuld sühnen, ahnt aber leider nicht, daß sie damit eine neue gegen den Buchhandel auf sich geladen. Sie hat dem Buche viele genußreiche Stunden zu verdanken, was aber mag sie sich bei zahllosen Stellen wie die folgenden gedacht haben: „Der Beschauung der Sixtinischen Madonna hingegeben, sind wir in Bezug auf die von uns zu unternehmende näher bewußt werdendliche Deutungsaufgabe selbigens, seinen einzelbegründungslichen Bestandtheilen nach, zu gleicher Zeit eigentlich schon zu Anfange und am Ende unserer Aufgabe." . . . „Schönheit und Häßlichkeit sind nur zufällige Attribute des Fleisches, und bilden sich nach selbständigen Gesetzen der organischen Krystallisation." . . . „An dem Christkinde sehen wir, daß der Wille eine entschiedene Herrschaft über die willkürlichen Muskeln führt." . . . „Dieses Kind entwickelt schon an der Brust der Mutter die Selbständigkeit eines Charakters." . . . „Das emporgerichtete flatternde Haar sollte das geistige Zueilen des Gotteskindes zu seinem Object ausdrücken." . . . „Das vorgetriebene Auge sieht dränend in die Zukunft hinaus."

— In einem Separatabdruck aus den Berichten der philologisch-historischen Klasse der königlich sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig (Sitzung vom 14. November 1879) hat der Archivar Theodor Distel die im königlich sächsischen Hauptstaatsarchive befindlichen „Leibniz-Correspondenzen" herausgegeben. In der Hauptsache sind es einundzwanzig eigenhändige Schreiben von Leibniz an vier hervorragende Persönlichkeiten aus den Jahren 1703—15 und einige bezügliche Antworten, welche in Betracht kommen. Formell sind die Briefe größtentheils nachlässig im Stil, fürstlichen Persönlichkeiten gegenüber im devoten Schwulst der damaligen Zeit geschrieben, materiell ohne alle Bedeutung für die Geschichte der Philosophie. Das Interessanteste aus diesem Briefwechsel ist die Thatsache, daß Leibniz „die weißen Maulbeerbäume in Teutschland einführen sucht, von deren Laub die Seydenwürm in Menge zu speisen sind".

Bibliographie.

Andrejanoff, V. v., Julian der Abtrünnige. Gesänge. Riga, Helms. 12. 1 M. 50 Pf.

— — Dem Zar-Befreier! Ein Requiem. Riga, Helms. 16. 80 Pf.

Cassel, P., Die Antisemiten und die evangelische Kirche. Sendschreiben an einen evangelischen Geistlichen. Berlin, Wohlgemuth. Gr. 8. 75 Pf.

Darwin, C., Das Bewegungsvermögen der Pflanzen, mit Unterstützung von F. Darwin. Aus dem Englischen übersetzt von J. V. Carus. Mit 196 Holzschnitten. Stuttgart, Schweizerbart. Gr. 8. 10 M.

Diefenbach, L., Der Zögling der Ursulinerinnen. Novelle. Darmstadt, Brill. 8. 3 M.

Döllen, N. E., Perpetuum mobile oder Welt, Erde und Mensch. Entwurf einer kosmologischen Stabilitäts-Theorie. Riga, Kymmel. Gr. 8. 2 M.

Edler, K. E., Baldine. Novelle. Wien, Seidel u. Sohn. 8. 1 M. 60 Pf.

Ermisch, H., Studien zur Geschichte der sächsisch-böhmischen Beziehungen in den Jahren 1464 bis 1471. Mit urkundlichen Beilagen. Dresden, Baensch. Gr. 8. 3 M.

Eye, A. v., Beatrice Cenci. Trauerspiel. Berlin, F. Luckhardt. 8. 2 M.

— — Johanna Gray. Trauerspiel. Berlin, F. Luckhardt. 8. 2 M.

Grünhagen, C., Geschichte des ersten schlesischen Krieges, nach archivalischen Quellen dargestellt. 1ster Bd.: Bis zum Abkommen von Klein-Schnellendorf. Mit einem Plane der Umgegend von Mollwitz. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 10 M.

Jensen, W., Aus stiller Zeit. Novellen. Berlin, Paetel. 8. 4 M.

Münchenberg, A., Kaleidoskop III. Theil. Miscellanea. Königsberg, Hartung. 8. 5 M.

Pfleiderer, E., Kantischer Kritizismus und englische Philosophie. Eine Beleuchtung des deutsch-englischen Neu-Empirismus der Gegenwart als Beitrag zum Centenarium der Kritik der reinen Vernunft. Halle, Pfeffer. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Pfundheller, J., Der Blumenkaiser. Oesterreichisches Zeit- und Culturbild. Mit Holzschnitt-Bildern nach Original-Zeichnungen von Th. Breitwieser. Wien, Manz. Gr. 8. 6 M.

Pollhammer, J., Neue Gedichte. Wien, Manz. 12. 3 M.

Raabe, W., Das Horn von Wanza. Eine Erzählung. Braunschweig, Westermann. 8. 5 M.

Spieß, E., Erhard Weigel, weiland Professor der Mathematik und Astronomie zu Jena, der Lehrer von Leibnitz und Pufendorf. Ein Lebensbild aus der Universitäts- und Gelehrtengeschichte des 17. Jahrhunderts, gleichzeitig ein Beitrag zur Geschichte der Erfindungen, sowie zur Geschichte der Pädagogik. Nach gedruckten und ungedruckten Quellen gezeichnet. Leipzig, Klinkhardt. Gr. 8. 2 M.

Sternfeld, R., Das Verhältniss der Arelats zu Kaiser und Reich vom Tode Friedrichs I. bis zum Interregnum. Ein Beitrag zur Geschichte Kaiser Friedrichs II. Berlin, Hertz. Gr. 8. 3 M.

Strodl, M. A., Der Kölner Kirchenstreit und die preußische Kirchenpolitik in der Beleuchtung eines „modernen" Historikers. Augsburg, Literarisches Institut von Dr. M. Huttler. Gr. 8. 50 Pf.

Werner, K., Kant in Italien. Wien, Gerold's Sohn. Imp.-4. 4 M.

Winterfeld, A. v., Neue humoristische Soldatengeschichten. 1ster u. 2ter Bd. Jena, Costenoble. 12. à 1 M.

Witt, N. M., Unsere Zustände. Berlin, Simion. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Wolf's, F. A., Briefe an Johann Gurlitt. Herausgegeben von R. Hoche. Hamburg, Nolte. 4. 1 M.

Anzeigen.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Lessing's Nathan der Weise.

Historisch und philosophisch erläutert
von
Dr. Julius Fürst.
8. Preis eleg. brosch. 1 M.

„Nathan der Weise", eins der herrlichsten Werke unserer Literatur, wird hier auf seinen geistigen Ursprung zurückgeführt, den Deismus, welcher die Idee der Humanität und deren Anwendung mit Nachdruck aufstellte. Die Geschichte der Entstehung, Entwickelung und Verbreitung des Deismus wird kurz und anschaulich dargestellt, die Hauptcharaktere der Dichtung klar entwickelt. Es kann nicht fehlen, daß der milde, humane und patriotische Geist des Schriftchens allseitig erläuternd und erhebend wirke.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Das Polarlicht.

Von
Hermann Fritz.
Mit 2 Abbildungen, 1 Karte und 4 Tafeln.
8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.
(Internationale wissenschaftliche Bibliothek 49. Band.)

Im vorliegenden Werke hat der Verfasser, Professor am Eidgenössischen Polytechnikum in Zürich, klar und fasslich dargestellt, was über das Wesen, die Eigenschaften und die Entstehungsursachen des Polar- oder Nordlichts sowie über die periodische Wiederkehr dieser zum Theil noch räthselhaften Erscheinung und ihren Zusammenhang mit andern kosmischen und tellurischen Erscheinungen bisjetzt erforscht worden ist.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Areigenthum.

Von
Emile de Laveleye.
Autorisirte deutsche Ausgabe,
herausgegeben und vervollständigt
von
Dr. **Karl Bücher.**
8. Geh. 10 M.

Das epochemachende Laveleye'sche Werk „De la propriété et de ses formes primitives" ist in dieser deutschen Ausgabe von dem Bearbeiter derselben unter Mitwirkung des Verfassers zu einer umfassenden Geschichte der primitiven Grundeigenthumsformen erweitert worden. Namentlich hat Dr. Bücher mehrere für Deutschland wichtige Abschnitte, wie den über die Allmenden, ganz neu hinzugefügt. Für die Beurtheilung unserer heutigen agrarischen, wirthschaftlichen und socialpolitischen Fragen sind dadurch eine Menge neuer Gesichtspunkte gewonnen, welche dem Werke ein weit über die unmittelbaren Fachkreise hinausreichendes Interesse verleihen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Friedrich Arnold Brockhaus.

Sein Leben und Wirken
nach Briefen und andern Aufzeichnungen geschildert
von seinem Enkel
Heinrich Eduard Brockhaus.
Drei Theile.
8. Geh. 10 M. Geb. 13 M.

Mit dem soeben erschienenen dritten Theile liegt dieses Werk vollständig vor. Dasselbe bietet in der Biographie des Geschilderten zugleich mannichfache Beiträge zur deutschen Literar- und Zeitgeschichte.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Torquato Tasso

und
Italienisches Leben im 16. Jahrhundert.
Von
Pier Leopold Cecchi.
Aus dem Italienischen übersetzt von
H. Freiherrn von Lebzeltern.
Autorisirte Ausgabe.
8. Geh. 5 M. Geb. 6 M. 20 Pf.

Das Werk über Tasso und seine Zeit von Professor Cecchi zu Palermo ist in Italien mit lebhaftestem Beifall aufgenommen worden, und wird sicher auch in Deutschland, durch die vorliegende Uebersetzung zugänglich gemacht, bei allen Literaturfreunden Beachtung finden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Biblische Erzählungen für die israelitische Jugend.

Bearbeitet von Dr. **Jakob Auerbach.**

Erstes Bändchen. Mit einer Karte von Palästina. Vierte Auflage. Cart. 1 M.

Zweites Bändchen. Mit einer Zeittafel. Zweite Auflage. Cart. 1 M. 50 Pf.

Auerbach's „Biblische Erzählungen" sind bereits vielfach in israelitischen Schulen eingeführt, eignen sich aber wegen der ansprechenden Form, die ihnen der Bearbeiter gegeben, besonders auch zur Lektüre im häuslichen Kreise. Sie stehen, wie der „Pädagogische Jahresbericht" hervorhebt, weit über dem Niveau der gebräuchlichen Bearbeitungen der biblischen Geschichte, und auch der christliche Lehrer wird sie mit gutem Erfolge benutzen können. Vom ersten Bändchen ist bereits eine vierte Auflage nöthig geworden, vom zweiten eine zweite Auflage.

Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage:

Kleine Schul- und Hausbibel. Geschichten und erbauliche Lesestücke aus den heiligen Schriften der Israeliten. Nebst einer Auswahl der Apokryphen und der Spruchweisheit der nachbiblischen Zeit. In zwei Abtheilungen. Erste Abtheilung, sechste Auflage. Zweite Abtheilung, vierte Auflage. Jede Abtheilung geh. 2 M., geb. 2 M. 50 Pf. Beide Abtheilungen in einen Band gebunden 5 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 23. — 9. Juni 1881.

Inhalt: Literarische Unterhaltungen. Die Säcularfeste der Dichter. Von Rudolf von Gottschall. — Gedichte. Von Konrad von Prittwitz-Gaffron. — Geschichtliche Schriften. — Zur Geschichte der Medicin. Von Eduard Reich. — Religiöse Schriften. — Feuilleton. (Deutsche Literatur; Aus der Schriftstellerwelt.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Literarische Unterhaltungen.

Die Säcularfeste der Dichter.

Gewiß gehört es zu den schönsten Zügen einer Nation, wenn sie Pietät hat gegen ihre großen Männer, und ihrer geistigen Entwickelung kann es nur förderlich sein, wenn sie nie den Faden verliert, der die Vergangenheit mit der Gegenwart verknüpft; auch die Verherrlichung hervorragender Männer durch Monumente und Gedenktafeln jeder Art gehört einem berechtigten Cultus des Genies und Talents an, und so sehr dieser Cultus in Deutschland neuerdings in Schwung gekommen ist, so stehen die Deutschen doch hierin noch immer gegen andere Völker zurück; wir haben weder ein Santa-Croce wie die Italiener, noch eine Westminsterabtei wie die Engländer, und sind noch weit davon entfernt, unsere Promenaden mit kleinen Assemblées von steinernen Unsterblichen zu schmücken, wie dies z. B. in Padua der Fall ist.

Dennoch ist dort für solchen Cultus eine nicht zu übersehende Grenze, wo die Todtenfeste das gute Recht der Lebenden zu verdunkeln drohen. Wir sind immer ein literarhistorisches Volk; unser Lesepublikum findet ein besonderes Behagen daran, die Blätter der Literaturgeschichten umzuwenden, sich mit der Porträtgalerie der Poeten, von denen sie berichten, vertraut zu machen: ein Behagen, welches größer ist als dasjenige, das ihm der unmittelbare Genuß der poetischen Schöpfungen gewährt, sodaß die Poesie ihm gleichsam nur aus zweiter Hand erebenzt wird. Eine poetische Rolle, die noch nicht im literaturgeschichtlichen Futteral steckt, hat bei weitem geringern Anspruch auf Beachtung.

Neuerdings ist nun der Cultus der literaturgeschichtlichen Daten Mode geworden: die Geburts- und Sterbetage der großen und minder großen Dichter werden sorgfältig im literarischen Kalender notirt, und wenn die Wiederkehr derselben nach funfzig oder hundert Jahren eintritt, so findet eine Jubiläumsfeier statt, die bei großen Dichtern wie bei Schiller mit Recht eine nationale Bedeutung in Anspruch nehmen darf, bei andern in kleinern literarischen Kreisen und Vereinen festlich begangen wird, vor allem aber den Literaturmarkt, in erster Linie die Revuen, Journale und Feuilletons mit Werken, Broschüren, Essays, Porträts, Charakterköpfen überschwemmt. Jeder Säcularlag öffnet einer literarhistorischen Ueberflutung die Schleußen: man würde gegen diese unbedingte Hingebung an die Vergangenheit, gegen diese Opferungen auf den Altären des nationalen Ruhms gewiß nicht die geringsten Einwendungen machen dürfen, wenn nicht das Recht der Gegenwart dabei gefährdet und unserer Epoche allzu sehr der Stempel des Epigonenthums aufgedrückt würde. Es wird schon dem heranwachsenden Geschlecht die Neigung anerzogen, die Literatur bis zu einer gewissen Zeitgrenze als etwas Abgeschlossenes zu betrachten, das zu studiren und zu feiern des Schweißes der Edeln werth ist, während alles, was später kommt, gleichsam im Tohuwabohu der durcheinanderschwirrenden Meinungen des Tageslärms verhallt. Hierzu kommt, daß die Notiz, das Datum in all seiner Trockenheit doch immer eine Bedeutung für das todte Wissen gewinnt, eine Sache der literaturgeschichtlichen Gelehrsamkeit ist, welche viele besitzen und mit welcher viele zu kokettiren lieben. So werden aber selbst Poeten, die bei Lebzeiten, als kometarische Existenzen misachtet, außerhalb der wissenschaftlichen Sphäre umherschweiften, jetzt als würdige Objecte der gelehrten Forschung betrachtet. Ein Geburtstag und ein Geburtsjahr, ein Todestag und ein Todesjahr: das sind doch solide Zahlen, und die solide Zahl flößt Respect

ein: selbst dem Hexen-Einmaleins lauschen ja andächtig die Meerkater, die um den Brei herumstehen.

Wir meinen, daß das Uebermaß gelehrter Vermittelung in Bezug auf dichterische Schöpfungen zu sehr den unmittelbaren Genuß derselben in den Schatten drängt, und daß die Säcularfeste nur die Commentare vermehren, ohne in gleicher Weise die Dichtungen der Gefeierten dem Publikum in die Hände zu spielen. Wir haben vor kurzem eine Lessing-Feier gehabt; sie ist nicht blos in Braunschweig, sondern auch in vielen andern deutschen Städten würdig begangen worden: ein Schriftsteller von Lessing's nationaler Bedeutung verdient ein Säcularfest. Hierzu kommt, daß Lessing vorzugsweise als Dramatiker den weitesten Kreisen zugänglich ist; eine Dichterfeier auf der Bühne hat aber vor allen blos literarischen Glossirungen den Vorzug, daß sie die Schöpfungen des Poeten selbst wieder vor einem andächtigen Publikum ins Leben ruft. Auch trug die Lessing-Feier diesmal einen tendenziösen Charakter: in der Zeit der neuauftauchenden Judenverfolgungen wollte man einen Hohenpriester der Toleranz feiern, um so mehr, als ihn auch einige namhafte Gelehrte von seinem Triumphwagen herunterzerren wollten. Ob die Verherrlichung Lessing's immer das rechte Maß gehalten hat, oder vielmehr ob sie stets das rechte Licht von der rechten Seite auf den gefeierten Mann fallen ließ, ist freilich eine andere Frage; wir meinen, daß er als scharfer Kritiker über sich selbst als Dichter das richtigste Urtheil gefällt hat.

Der Lessing-Feier voraus ging die Säcularfeier Chamisso's: sie knüpfte an den Geburtstag des Dichters an. Der nächste Candidat ist Freiherr von Eichendorff (geb. 1783), dann folgt Ludwig Uhland (geb. 1787), dann Friedrich Rückert (geb. 1789), und so kann es der literarhistorischen Huldigung auf lange Zeit hinaus nicht an Stoff fehlen, um so weniger, als der Cyklus der Geburtstage der auf die Classiker folgenden Dichtergeneration durch die Todestage der großen Dichter selbst wieder unterbrochen wird, sodaß sich die eine Serie in die andere verschlingt.

Eine gesunde, auch nachhaltige Würdigung literarischen Verdienstes gereicht jeder Nation zur Ehre; doch in Deutschland haben wir eine literarhistorische Hyperproduction, und die frische schöpferische Kraft, die in der Nation lebendig ist, muß sich gegen ein überwucherndes Alexandrinerthum zur Wehr setzen, das eben aus diesen rothen Festtagen eines Säcularkalenders in bedenklicher Weise immer von neuem Nahrung ziehen und so doch mit der Zeit den Boden aussaugen könnte, welcher den neuen Schöpfungen jugendfrischer Talente Kraft und Saft zuführen sollte. Ohne Frage gehen über dieser rückwärts gewandten Begeisterung die Dichter der Gegenwart mancher verdienten Huldigung verlustig: wir sprechen nicht einmal von denen, deren Schöpfungen in aller Stille, nur von engern Gemeinden anerkannt, an die Zukunft appelliren; wir sprechen von den Lieblingen des Tags und der Mode, von den vielgekauften, vielgelesenen Autoren; wie selten werden auch sie persönlich durch entgegenkommende Huldigungen erfreut, wie müssen sie meist ihren Ruhm nur in Gestalt von Zeitungslob und glänzenden Honorarraten einkassiren.

Doch die Deutschen sind ebenso zu Hause in der Literatur der andern Völker: sie sind eben ein internationales Literaturvolk. Die Säcularfeier Shakspeare's hat die Dingelstedt'sche Einrichtung der Shakspeare-Historien zuerst auf die Bühne gebracht und das Shakspeare-Jahrbuch ins Leben gerufen, das seitdem eine lange Serie von Jahrgängen aufzuweisen hat und von dem Ameisenfleiß der deutschen Gelehrsamkeit und ihrer einen Dichter gleichsam mit Haut und Haar überspinnenden, seinen ganzen Lebenssaft aus allen Poren einsaugenden Aneignungsfähigkeit deutscher Forschung ein Zeugniß gibt, das selbst alle Notes und Queries der im Detailkram pedantischen Söhne John Bull's beschämt. Die Camoëns-Feier ist im ganzen ohne zu viel Staub in der literarischen Arena aufzuwühlen vorübergegangen. Wichtiger natürlich ist die Calderon-Feier; denn dieser große Dichter hat namhafte deutsche Dichter und Denker zu angelegentlich beschäftigt, als daß sein Jubelfest in Deutschland spurlos vorübergehen konnte. Da auch eine deutsche Jubelhymne von dem Festcomité in Aussicht genommen wurde, so war die deutsche Poesie bei dieser Feier in ganz directe Mitleidenschaft gezogen. Es stimmten auch viele Dichter ihre Leier; den Preis erhielt Edmund Dorer, der sich bereits durch geschmackvolle Aneignungen aus dem Spanischen einen Namen gemacht hat. Als Curiosität erwähnen wir indeß, daß zu den deutschen Preisrichtern Berthold Auerbach und Paul Lindau gehörten. Nicht als ob wir die ästhetische Bildung dieser Herren und das Gewicht ihres Urtheils irgendwie in Frage ziehen wollten: aber wir trauen ihnen nicht hinreichende Sympathie für den allerchristlichsten Dichter zu; wir meinen, daß in ein solches Preiscomité Graf Adolf von Schack in München hätte in erster Linie aufgenommen werden müssen.

Die Säculartage der Dichter ersten Ranges mögen in den Festkalender der Nationen mit Recht aufgenommen werden; den andern möge an solchen Tagen ein besonderes Gedenken nicht versagt sein. Den Deutschen aber muß man immer zurufen, daß sie den Heiligen ihres Literaturkalenders nicht eine allzu große legendarische Thätigkeit zuwenden mögen; denn sonst könnte die schöpferische Kraft zu solchen Werken versiechen, die eine künftige Kanonisation in Aussicht stellen.

Rudolf von Gottschall.

Gedichte.

1. Novellen und Gedichte von K. G. Ritter von Leitner. Wien, Hartleben. 1880. 8. 2 M. 70 Pf.

Ein Blumenstrauß aus der Hand eines Achtzigjährigen! Karl Gottfried Ritter von Leitner, im Jahre 1800 zu Gratz geboren, veröffentlichte seine erste Gedichtsammlung 1825; 55 Jahre liegen zwischen jenen ersten Versuchen und dem uns heute gebotenen Werke; in der Zwischenzeit erschienen dramatische Productionen und 1870 unter dem Titel „Herbstblumen" ein zweiter Band Lieder.

Es spricht gleicherweise für den Menschen wie für den Dichter, daß eine so lange, so wandelbare Zeit an der Liebe der Steiermärker und sonstigen Deutsch-Oesterreicher zu dem liebenswürdigen Sänger nichts zu wandeln vermochte.

Kaiser und Volk haben anerkennend und auszeichnend schon seines siebzigsten Geburtstags gedacht, und der achtzigste ist nicht minder unter allseitiger Theilnahme festlich begangen worden.

Die uns heute vorliegenden „Novellen" — so der „Asternkranz" mit dem Motto:

Wenn die Veilchen verblüht,
Wenn die Rosen verglüht,
Nur warten! nur warten!
Oft blümen noch Astern den Garten —

„Das Hausaltärchen", „Die Gedächtnißtafel auf dem Traumstein" u. s. w. — sind von zarter Empfindung eingegeben. Von nicht geringer Gestaltungskraft zeugt die Erzählung „Der stumme Reiter", die einen erschütternden Eindruck macht und ein Nachtbild des Lebens in markigen, eigenartigen Pinselstrichen — ohne jede moderne Effecthascherei — vor uns entfaltet.

Ueber einzelne der uns im ganzen sehr sympathisch berührenden Gedichte möchten wir dasselbe Urtheil fällen, das Rudolf von Gottschall über die 1870 erschienenen, schon oben erwähnten „Herbstblumen" des Verfassers ausspricht. Er sagt, nachdem er „die einfache, kernhafte Sangesweise" hervorgehoben, „es fehle diesen Liedern der melodische, einschmeichelnde Reiz". Im Einzelfalle gilt dieser Tadel allerdings auch für die von uns zu besprechende Sammlung.

Die den Erzherzog Karl feiernde historische Scene, „Die Heerschau bei Aspern", ist von warmem Patriotismus dictirt. Die letzten Verse:

Du brachst zuerst des Gewaltigen Glück,
Der Ruhm, o Karl, bleibt dein —

fassen das nie genug zu würdigende Verdienst des österreichischen fürstlichen Helden in prägnanter Weise zusammen.

Wahrhaft deutschen Sinn und dabei rückhaltslose treue Liebe zu Oesterreich und dem Kaiserhause der Habsburger athmet das schöne Lied „Der deutsche Oesterreicher 1870".

Nachdem der Dichter — hier als poëta vates — unsern Waffen gegen Frankreich den Sieg und danach einen ruhmvollen, „den deutschen Wappenstein wieder auf den Vogesen aufpflanzenden" Frieden erfleht hat, schließt er mit den folgenden, Gott sei Dank auch heute zur Wahrheit gewordenen edeln Worten:

Will's Gott, steht an den Marken
Euch Oestreich dann zur Seit',
Den Arm, den wieder starken,
Zu Schutz und Trutz bereit.

Dann wollen fest wir, Rücken
Gestemmt an Rücken, stehn
Und einer Welt von Tücken
Furchtlos ins Auge sehn.

Am wenigsten gefallen hat uns, offen gestanden, das Schlußlied „Bei der Feier meines siebzigsten Geburtstags".

Einen wohlthuenden Eindruck hinterlassen nachstehende, wenn auch am Schluß in formaler Hinsicht nicht ganz tadellose Verse, mit denen wir von dem Sänger für heute Abschied nehmen wollen:

Das Menschenherz.

Am Menschen ist auf Erden
Das Herz das schwächste Theil,
Kann leicht geschädigt werden,
Wird schwer dann wieder heil;
Zwar seine tiefsten Wunden
Verharschen allgemach,
Allein es kommen Stunden,
Da bluten doch sie nach.

Sie schmerzen, wenn sich ändert
Der Wetterstand und, dicht
Von Sturmgewölk umrändert,
Sich ringsum trübt die Sicht;
Zumal wenn rauhe Kühle
Den Wärmemesser drückt,
Wo jüngst noch Hochgefühle
Der Freundschaft uns beglückt.

Und überfällt im Leben
Ein neues Leid uns jäh,
So meldet bald daneben
Sich auch das alte Weh.
Zur Pflege wär' itzt nöthig
Uns eine Hand, die zart;
Da liegt wol, die erbötig
Zur treusten — schon verscharrt.

2. Waldblumen. Dichtungen von Franz Alfred Muth. Zweite reich vermehrte Auflage. Frankfurt a. M., Foesser. 1880. Gr. 16. 3 M.

Der uns bereits durch den Liederstrauß „Heideröslein", seine „Novellen und Wanderbilder", sowie das Werk über Oberammergau bekannte Autor bietet hier die zweite vermehrte Auflage seiner unter dem Titel „Waldblumen" schon im Jahre 1872 erschienenen Dichtungen. In einem längern Vorworte charakterisirt sich der Dichter selbst als Romantiker und begründet diese Selbstbeurtheilung noch durch die Reproduction einer Kritik in der „Augsburger Postzeitung".

Am Schlusse der Vorrede verwahrt er sich gegen den etwaigen Verdacht, „Tendenzpoesie" zu treiben, und spricht sein Bedauern darüber aus, „daß Dichter wie Hoffmann von Fallersleben und gar Emanuel Geibel in ihren alten Tagen hämische, ja gallenbittere Tendenzdichter würden". Wenn wir zugeben, daß die in den Jahren 1840—44 und noch 1867 erschienenen, auch uns durchaus nicht sympathischen politischen Gedichte des Erstgenannten tendenziöse sein wollen und sind, so müssen wir unsere größte Verwunderung darüber aussprechen, auch über Emanuel Geibel's Schöpfungen dies Urtheil gefällt zu sehen. Der Beweis, daß dieser hervorragende Lyriker, dieser warmherzige, echt deutsche Patriot jemals, sei es in seinen jungen oder in seinen alten Tagen, ein hämischer oder gallenbitterer „Tendenzdichter" gewesen sei, dürfte schwer zu erbringen sein. Wir möchten F. A. Muth rathen, sich mit der Geibel'schen Dichtweise genauer bekannt zu machen, ehe er ein so abfälliges Urtheil über einen Liebling unsers Volks ausspricht. Daß wir Hoffmann übrigens Lieder wie „Deutschland, Deutschland über alles" und „Treue Liebe bis zum Grabe schwör' ich dir mit Herz und Hand" u. s. w. verdanken, sei nur beiläufig erwähnt.

Wenn wir mit dem Verfasser uns hierüber auseinanderzusetzen hatten, so sind wir andererseits gern bereit, ihm über seine eigenen Dichtungen unsere aufrichtige Anerkennung auszusprechen. Sein Sinn ist ein frischer, edler und dabei von christlicher Lebensanschauung wohlthuend getragener. Die Form weist manche Vorzüge, aber auch öfters die allzu großen oder sagen wir romantischen Licenzen auf, welche Eichendorff's Lieder kennzeichnen. Der Eigenart dieses Sängers können wir dergleichen Verstöße nachsehen — bei seinen Jüngern sind sie zu rügen. Ist von Eichendorff's volksthümlicher Lyrik mit Recht zu sagen, daß sie melodiös sei, manches Lied von ihm fast ohne Composition sangbar scheine, so dürfen wir einem Theil der Gedichte Muth's ebenfalls naturwüchsigen, musikalischen Wohllaut nachrühmen.

In den „Naturstimmen" begegnen wir vielem Ansprechenden; so „Frühlingsregen":

Ein warmer Frühlingsregen
Gefallen ist zur Nacht,
Mit weißem Blütensegen
Ist jeder Baum erwacht.

Die warmen Thränen fließen —
Laß sie nur fließen, Kind!
Der Frühling wird dich grüßen,
Wenn sie geflossen sind.

Oder:

Wildröslein.

Röslein, blühend an laubiger Halde,
Mild umhauchet vom Sommerwind,
Dich wol grüßet der Schlag vom Walde,
Lieblich erblühetes Dornenkind!

Ich dich brechen? Nein, wonnig glühe,
Rosigroth aus dem dunkeln Laub.
Ich dich brechen? Nein, duftig blühe,
Ach, zu bald nur des Windes Raub!

Röslein, blühend im tiefen Herzen,
Selige Liebe, dich bricht kein Wind;
Blühe, glühe aus Erdenschmerzen,
Lieblich knospendes Dornenkind!

Die Naturbeseelung unsers Dichters hat, wie die Eichendorff's, etwas Wohlthuendes. Wenn er harmlos in den Spiegel der äußern Erscheinungswelt hineinblickt, so lacht ihm das Abbild seines eigenen Innern fröhlich entgegen. Für disharmonische Klagelaute der Schöpfung hat er kein Ohr; Dichter und Natur rufen sich vielmehr wechselseitig zu: Friede sei mit dir!

Auch die „Herzensklänge und Lebensstimmen" enthalten, trotz oft allzu großer Weichheit der in ihnen angeschlagenen Töne und nicht gerade hervorragender Originalität der Intuition, manches, was uns freundlich anmuthet. So das Gedicht:

Eiche, o strebe hoch hinaus,
Dehnet euch weich, ihr Moose,
Schlag', Nachtigall, im grünen Haus,
Blüh' duftig nur, o Rose!

Wer du auch bist, o sei es recht,
Dem Herrn zum Preis und Willen;
Ob du nun Herr, ob du nun Knecht,
Die Pflicht such' zu erfüllen.

Die Biene klein, der Aar voll Macht,
Jedes hat seine Stelle,
Zusammen fügt es sich voll Pracht;
Das Meer ist Well' an Welle!

Wenn im dritten Buch: „Gottesminne", selbstverständlich die confessionelle Stellung des Dichters — Muth ist Katholik — mehr als bisher in den Vordergrund tritt, so enthalten doch gerade diese Lieder viel Tiefempfundenes und geben einen freien Einblick in das fromme und innige Gemüthsleben des Sängers. Gedichte wie „Sehnsucht", „Osternacht", „Osterklang in allen Thalen", „Christi Himmelfahrtstag" erinnern an Gerok. Hiermit spenden wir ihnen ein hohes, aber nicht unverdientes Lob.

In dem Liede „Christi Himmelfahrtstag" heißt es unter anderm:

Schau' auf vom Oelberg der Verklärung,
Der Oelberg ist's ja auch vom Leid:
Dem einzig wird des Heils Gewährung,
Der treu gerungen in der Zeit.
Erst kam das Kreuz und dann die Krone,
Die nun vom Haupt des Siegers blinkt.
Willst du nur Rosen, da zum Hohne
Der Dornenkranz sein Haupt umschlingt?

Den Legenden Muth's ziehen wir die Balladen bei weitem vor. In dem Romanzencyklus „König Trojan" (sechstes Buch: „Sage und Geschichte") begegnen wir wahrer Poesie. Die Wechselgesänge Trojan's und des Pagen sind von großer Schönheit; so Trojan's Minnelied: „Du bist die stille Sommernacht" — und:

Horch, wie der Schlag der Nachtigall
Tönt aus dem Busch, dem dunkeln;
Schau', wie am Himmel die Sterne all'
Wie der Liebsten Augen funkeln.

Und habe ich nur die wonnige Nacht —
Ein Thor, der weiter strebet!
Ich gönne dir des Tages Pracht,
Ich habe geliebt und gelebet.

Und die Antwort des Pagen:

Und wird die Sehnsucht dir gestillt,
Die dunkel in der Seele quillt,
Die Sehnsucht, die aus tausend Brunnen
Nur Sehnsucht schlürft und bittre Wonnen?
Die Sehnsucht ist des Herzens Kern,
Die Sehnsucht ist des Lebens Stern,
Doch Sehnsucht ist's nach Ewigkeit,
Nach voller Wonne ohne Leid;
Was ewig nicht das Herz kann stillen,
Kann auch auf Erden es nicht füllen;
Was selig macht in Ewigkeit,
Macht selig auch in dieser Zeit.
Wer nur des Mondes Licht mag lieben,
Der muß im Sonnenglanz verstieben.

Auch die Ballade „Volker's Schwanenlied" — obwol gegen „Volker's Nachtgesang" von Geibel zurückstehend — ist wirkungsvoll. Der „Tod des Drusus", „Walther's von der Vogelweide Begräbniß" sind ebenfalls besonders erwähnenswerth. Den Schluß des umfangreichen Bandes bilden Schwänke und Sprüche.

Wenn der Dichter bei der Auswahl die Beschränkung, von der es heißt, daß sie erst den Meister zeige, in ausgedehnterm Maße hätte walten lassen, so würde die duftige Gabe, die wir ihm verdanken, ein noch freudigeres Willkommen bei uns finden. Immerhin haben wir alle Ursache, die uns in zweiter Auflage dargebotenen Dichtungen von Franz Alfred Muth mit herzlichem Danke hinzunehmen.

3. Dichtungen von Robert Schellwien. Magdeburg, Faber. 1880. 8. 3 M. 50 Pf.

In ansprechender Ausstattung liegt uns hier ein ziemlich umfangreicher Band von dichterischen Productionen verschiedener Gattung vor. Eine längere Ballade: „Hans Heiling", eröffnet nach einer kurzen „Widmung" den Reigen. Dann folgen „Lieder", „Epigramme" und endlich die Tragödie „Der entfesselte Prometheus".

Die zahlreichen Lieder zeichnen sich durch anerkennenswerthe Formgewandtheit aus und sind oft von wohlthuender Gefühlswärme. So z. B.:

Ruhelos.

An allen Gütern reich seh' ich dein Leben,
An Geistesgaben und an äußerm Glück:
Warum kann alles das nicht Ruhe geben,
Warum beklagst du immer dein Geschick? —
Ach, alles, was du preist, füllt nicht ein Herz.
Ich bin allein — du fragst noch, was mir fehle?
Weit in der Ferne weilt, das ist mein Schmerz,
Die mich versteht, die liebe Menschenseele.

Auch „Auf dem Meere", „Nächtliche Dampfschifffahrt" und „Befreiung" möchten wir hervorheben. Nicht minder sind die Uebersetzungen aus dem Englischen — so des Longfellow'schen „Endymion" — zum Theil recht gelungen. Die eine satirische Färbung tragenden, unsere Zeitgebrechen geiselnden Gedichte treffen öfters den Nagel auf den Kopf; so ist z. B. die Schilderung des „Redetigers" eine recht ergötzliche, während wir andern uns dargebotenen Liedern dieser Kategorie fremder gegenüberstehen.

Ueber das in der Tragödie „Der entfesselte Prometheus" angestrebte Ziel sagt der Dichter selbst, nachdem er sich dagegen verwahrt hat, daß seine Dichtung in die Lücke treten solle, welche der Verlust des gleichnamigen Trauerspiels des Aeschylus verursacht habe:

Kein höheres Ziel aber kann die Poesie sich stecken, als eine vergangene Gestaltung des Geistes nicht nur wieder zu beleben, wie sie war, sondern zugleich mit dem Gehalte einer vorgeschrittenen Entwickelungsstufe zu erfüllen, sodaß sie mehr noch, als in der eigenen Zeit ihr möglich war, in ihrer Wahrheit sich darstellt.

Die alte Prometheus-Sage klingt auch in Schellwien's Tragödie versöhnend aus. Der durch Herakles von seinem Peiniger, dem Adler, befreite Uranos-Enkel, der trotzige Uebermensch, unterwirft sich, von Themis und ihren Töchtern Irene, Dike und Eunomia belehrt und bekehrt, dem allwaltenden Göttervater.

Der große Skeptiker, der einst in seiner Ueberhebung an der Allwissenheit des Olympiers zweifelte, lernt plötzlich die sokratisch-christliche Wahrheit, daß er nichts weiß, sein Wissen mindestens Stückwerk sei, beschämt erkennen. Nach den Worten der drei Schwestern:

Ruhmvoll hast du, Prometheus, gestritten,
Standhaft in unendlichem Schmerz,
Unsagbares hast du gelitten,
Tapferes Herz,
Aber das Größte nun auch vollbringend,
Selbst das starke Herz dir bezwingend,
Siegender Held,
Zögere länger nicht, uns zu berathen,
Weigere nicht beglückende Thaten,
Grollend der Welt.
Herrliche Zukunft mit hehren Schritten
Nahet, nun laß,
Laß vor unsern, der Schwestern, Bitten
Schmelzen den Haß! —

ruft der überwundene Titanide aus:

Es ist vollbracht. Vernehmet denn: ich will,
Ich will, vergessend alles, gehn mit Zeus.

Für den noch immer am Kaukasus Festgeschmiedeten jedenfalls ein löblicher Entschluß; denn er gibt ihm, nachdem er selbst durch einen freien Willensact seine geistigen Fesseln gesprengt hat, auch die leibliche Freiheit wieder. Der versöhnte Zeus erscheint, zerbricht die von Vulkan geschmiedeten Bande und überträgt ihm — vielleicht etwas voreilig — eine neue große Mission zum eigenen, wie zum Heile der Menschheit, indem er ihm zuruft:

Prometheus, ich vernahm dein Wort, Heil bringt
Es dir und mir, durch uns den Sterblichen.
. . . . . .
Schicksalbestimmt war dieses Leiden dir,
Und auch ein Gott vermocht' es nicht zu wenden.
Beherrschung der Natur gabst du den Menschen,
Doch Selbstbeherrschung lehrtest du sie nicht;
Du mußtest weichen und in Fesseln stehn,
Damit sie deiner Unterweisung Früchte,

Die guten wie die bösen, selbst erzielten
Durch eignes Thun, und nicht gelenkt von dir.
. . . . . .
Du hast das Werk begonnen an dir selbst,
Durch Selbstbezwingung bist du frei geworden;
Menschwerdend wirst du nun die Menschen lehren,
Nicht andres nur, sich selber zu beherrschen
Und, frei durch Maß, das Gute und das Schöne
Zum edeln Ziel des Lebens sich zu wählen.
Dir ist dies Thun, wie frühres, urbestimmt,
Dein Mittleramt allein kann es vollbringen.
. . . . . .
Erhebe dich, des Wirkens Zeit ist da!
Ich löse deine Fesseln: du bist frei!

Daß auch wir in der Selbstbezwingung die wahre Freiheit sehen, braucht nicht erst erwähnt zu werden, und von diesem Gesichtspunkte aus berührt uns die Apostrophe des Zeus nicht unsympathisch. Warum aber die praktischen Resultate dieser durch Selbstbezwingung errungenen Freiheit, wie es später die Jünglinge prophetisch verkünden, darin bestehen müssen, daß „Könige stürzen und Paläste fallen", ist uns unerfindlich.

Der Autor selbst sagt, daß er in seiner Dichtung versucht habe, den Gedanken der freien geschichtlichen Entwickelung zu verwenden. Wir müssen daher das Recht für den Leser in Anspruch nehmen, die Prophezeiung der bewußten Jünglinge als für alle Zeiten, also auch die nach-Prometheischen, gemeint zu betrachten und sie infolge dessen für ein bedenkliches Zukunftsprogramm zu erklären. Für die jetzige Jugend, deren Augen offen sind für die Lehren der Vergangenheit und die sich den ewigen Gesetzen wahrer Ethik wieder mehr zuzuwenden beginnt, ist der Standpunkt jener Epheben ein nahezu überwundener.

Um gerecht zu sein, wollen wir indeß nicht verschweigen, daß der Verfasser in dem Epigramm „Republikaner" im Gegensatze zu den mehrerwähnten jungen Propheten sagt:

Glaubt uns, im Herzen sind wir die besten Republikaner,
Nur vor der Republik gnädig behüte uns Gott.

Die Frage scheint also noch keine brennende zu sein. Jedenfalls ist der Sinn des Dichters ein ernster und sein Talent beachtenswerth.

Konrad von Prittwitz-Gaffron.

Geschichtliche Schriften.

1. Markſteine in der Geſchichte der Völker, 1492—1880. Gymnasial- und öffentliche Vorträge von Ch. F. Maurer. Leipzig, Kummer. 1881. Gr. 8. 12 M.
2. Zeitgenössische Berichte zur Geschichte Rußlands. Herausgegeben von Ernst Herrmann. Band 2: Peter der Große und der Zarewitsch Alexei. Vornehmlich nach und aus der gesandtschaftlichen Correspondenz Friedrich Christian Weber's herausgegeben von Ernst Herrmann. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1880. Gr. 8. 6 M. 40 Pf.
3. Encyklopädie der neuern Geschichte. In Verbindung mit namhaften deutschen und außerdeutschen Historikern herausgegeben von Wilhelm Herbst. Erste und zweite Lieferung. Gotha, F. A. Perthes. 1880. Gr. 8. 2 M.
4. Entstehungsgeschichte und Charakteristik des Methodismus. Von William Edward Hartpole Lecky. Aus dem Englischen von Ferdinand Löwe. Leipzig, C. F. Winter. 1880. Gr. 8. 2 M.
5. Albertino Mussato. Ein Beitrag zur italienischen Geschichte des 14. Jahrhunderts von J. Wychgram. Leipzig, Veit u. Comp. 1880. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.
6. Historische Bilder von J. Pervanoglu. Band 1: Andronik Comnenus. Leipzig, Friedrich. 1879. 8. 2 M. 50 Pf.
7. Richard von Cornwallis und sein Verhältniß zur Krönungsstadt Aachen. Ein Beitrag zur deutschen Kaisergeschichte. Urkundlich und quellengemäß dargestellt von Arnim di Miranda. Mit Benutzung von bisher nicht veröffentlichten Documenten. Bonn, Georgi. 1880. Gr. 8. 2 M. 70 Pf.
8. Deutsche Volksschriften, Band 6 und 7: Die Habsburger und die Hohenzollern in ihrer deutschen Reichspolitik. Von Franz Heyer. Breslau, Köbner. 1879. 12. 1 M.
9. Zur Geschichte der Hohenzollern. Eine historische Studie von Mathias Warnatz. Koburg, Sendelbach. 1880. 8. 1 M.

In markigen, farbenreichen und geschickt ausgeführten Bildern gibt uns Ch. F. Maurer (Nr. 1) die Quintessenz der neuern Geschichte. Das sehr umfassende Werk ist für weitere Kreise berechnet und soll historische Kenntniß in denselben verbreiten, patriotische Begeisterung entflammen und allen Nationen gerecht werden. Indem es Nebensächliches übergeht, das besonders Wichtige und Hervorragende hingegen ausführlich und gründlich behandelt, verdient es sich in vollstem Maße seinen Titel: „Markſteine in der Geschichte der Völker". Oesterreich findet, im Gegensatze zu andern Darstellungen seiner neuern Geschichte, stets eine warme und gerechte Würdigung auch nach dem Jahre 1866, da der Kaiserstaat aus Deutschland scheiden mußte. Die ganze Haltung des Werks ist vorzüglich. Bei Beginn der einzelnen Abschnitte finden sich jedesmal einige der epochemachenden Arbeiten darüber angegeben, und in den Text sind ganze Seiten daraus verwebt. Nach einem übersichtlichen anregenden Gange durch die Geschichte des Mittelalters tritt der Leser an Maximilian I. heran und begleitet von 1492—1880 den Gang der Weltereignisse. Die Darstellung der Charaktere, welche entscheidend in die Speichen des Geschicks eingriffen, ist würdig und echt historisch; bisweilen dürfte aber dies und jenes mehr beleuchtet sein; so vermisse ich bei der Darstellung der Elisabethanischen Zeit eine nähere Charakteristik Lord Burleigh's, dem doch Elisabeth gewiß den weitaus größten Theil ihres Ruhms zu verdanken hat, des Schöpfers des neuen protestantischen England und Großbritanniens; auch bei Oliver Cromwell könnte der so interessante und so verschiedene Auffassungen hervorrufende Charakter mehr in den Vordergrund treten. Die gewaltigen Gebiete der humanistischen Bewegung, der Reformation und Gegenreformation, das Auftreten des

Jesuitenordens, der Abfall der Niederlande von Spanien, die ganze spanische Geschichte, die Entdeckung Amerikas mit ihren Folgen werden ebenso eingehend und unparteiisch geschildert wie die Tage der Tudors, Stuarts und Hannover in England, die an Interesse überreiche französische Geschichte, das Zeitalter eines Ludwig XIV., Peter's des Großen und Friedrich's des Einzigen; die Türkenkriege umrahmen die erhabenen Gestalten eines Karl XII., eines Peter, einer Katharina II., die uns bei Polens Untergang von neuem entgegentritt. Die preußische und österreichische Geschichte, geschmückt durch Gestalten wie der Große Kurfürst, Karl V., Friedrich Wilhelm I. und III., Friedrich II., Maria Theresia, Joseph II., Prinz Eugen von Savoyen, bildet den Uebergang zu den zwei großen Umwälzungen des vorigen Jahrhunderts, der Losreißung der nordamerikanischen Colonien von England und der dadurch wesentlich beeinflußten Französischen Revolution. Auf den Trümmern der letztern erhebt sich die eherne Gestalt des Zwingherrn einer Welt, Napoleon's, dessen Wirken bis zu seinem Sturze durch die glorreichen Freiheitskriege der wieder erwachenden Völker geschildert wird. Die europäische Geschichte seit der Restauration der Bourbons beschließt das gediegene Werk; in ihr vollzogen sich in erster Linie die Wiedererstehung eines deutschen Kaiserthums, das freilich weit entfernt ist, ein „römisches deutscher Nation" sein zu wollen, und die Einigung Italiens, die aus der Pentarchie der Großmächte eine Hexarchie machte; diese Thatsachen werden beherrscht von zwei glänzenden Gestirnen der Einigung, Cavour und Bismarck. Vor ihnen erblich jener Stern, zu dem lange Zeit bebend und hoffend die Menschheit emporschaute, der Stern Napoleon's III. Der orientalische Krieg unserer Tage bildet den letzten der „Marksteine".

Der gründlichste Kenner russischer Geschichte in Deutschland, Professor Ernst Herrmann in Marburg, bietet uns (Nr. 2) einen neuen werthvollen Beitrag zur Charakteristik Peter's des Großen, des Vaters des neuen Rußland, seines unglücklichen Sohnes Alexei Petrowitsch und der unter Peter und seinen nächsten Nachfolgern am meisten hervorragenden Personen. Derselbe beruht zum größten Theil auf den Correspondenzen des in Rußland accreditirten hannoverischen Geschäftsträgers Friedrich Christian Weber, eines der besten Forscher in russischer Geschichte während des 18. Jahrhunderts; hierzu kommen verschiedene Correspondenzen an Weber, deren Zuverlässigkeit außer Frage steht, und einige erläuternde Beiträge aus Ustrialow, Ssolowjew und dem marburger Staatsarchiv, besonders wichtig für die 1716—18 dauernden Sonderfriedensverhandlungen Peter's mit Karl XII. von Schweden, bei denen Hessen-Kassel zeitweilig den Vermittler spielte, sodann für die Hoffnungen, welche die Jakobiten in Großbritannien auf Peter und Karl setzten, für die Geschichte des Zarewitsch und die innern Wirren in Rußland. Ein Bericht des sächsischen Envoyé von Loß an den mächtigen Generalfeldmarschall Grafen Flemming über den russischen Hof im Jahre 1715 und anonyme Relationen aus Rußland über die Verstoßung und Haft des Zarewitsch vollenden das düstere Bild. Wir erblicken einen wahren Augiasstall, zu dessen Reinigung eben nur der eiserne Besen eines so rücksichtslosen Reformators wie Peter I. tauglich sein konnte; wir sehen, wie die innern Zustände des Reichs im Argen lagen und an welchen Klippen stets Peter's geniale Reformen zu scheitern drohten; wir begreifen seinen Abscheu vor einem Sohne, in dem er seinen gefährlichsten Feind sehen mußte, und trotz aller zarischen Brutalität bewundern wir sein Streben nach europäischer Civilisation. Herrmann hat sich mit diesem Buche ein abermaliges Verdienst um Rußland und unsere Kenntniß von Peter's Leben erworben.

Wilhelm Herbst, allgemein bekannt als Literarhistoriker und Pädagog, hat im Verein mit bedeutenden Gelehrten des In- und Auslandes das verdienstvolle Werk „Encyklopädie der neuern Geschichte" (Nr. 3) ins Leben gerufen. Da es bisher gänzlich an einem praktischen und durchweg zuverlässigen Nachschlagebuch über neuere Geschichte fehlte, da man sich nirgends ohne lange Zeiteinbuße und doch mit voller Sicherheit über die Erlebnisse der Culturvölker der Welt in den letzten drei Jahrhunderten orientiren konnte, so war das hier vorliegende Unternehmen längst der Wunsch aller Gebildeten; alle, die sich für Geschichte und Politik interessiren, finden in der „Encyklopädie der neuern Geschichte", die sich weit über Compendien und Conversationslexika erhebt, einen untrüglichen und bei aller Gründlichkeit bündigen Rathgeber. Das Werk ist auf zwanzig Lieferungen zu 1 M. berechnet und darum leicht anzuschaffen. Die vorzüglichsten Historiker sind Mitarbeiter. Den ersten Lieferungen geht eine spannende und durchsichtige Besprechung des Gangs der neuern Geschichte aus Herbst's Feder voraus, lichtvoll wie seine sämmtlichen Arbeiten. Die Anordnung des Stoffs ist alphabetisch. Von den bisher erschienenen Artikeln des echt nationalen Werks verdienen ganz besondere rühmliche Erwähnung die über türkische Geschichte von Gustav Hertzberg, über deutsche, französische, englische, russische und die Geschichte verschiedener anderer Länder von Arthur Kleinschmidt, über russische von Ernst Herrmann, über französische von Karl Hillebrand, über päpstliche von Beurath, über schwedische von Emil Hildebrand, über Geschichte der Reformation von Wagenmann, über Oesterreich-Ungarn von Franz Xaver Krones und F. H. Schwicker, über die Niederlande von Theodor Wenzelburger.

Wichtiger noch als die glänzenden Siege des Ministeriums Pitt's des Vaters und somit die bedeutsamste Episode Georg's II. scheint William Edward Hartpole Lecky (Nr. 4) die religiöse Revolution des Methodismus zu sein. Der gefeierte Autor entwickelt die Ursachen der Entstehung desselben und seine ganze Entwickelung in mustergültiger Form und zeigt eine erstaunliche Belesenheit über alles, was sein interessantes Thema anlangt. Die Indifferenz in Sachen von Glauben und Religion war mit dem Skepticismus um die Wette gewachsen; die sonst so streng gehaltene Sonntagsfeier wurde vernachlässigt, die Universi-

täten gingen dem Verfall entgegen; andererseits brach aber auch mancher Aberglaube, manches überlebte Vorurtheil, den Boden verlierend, in sich zusammen, Wahrheitsliebe und lebendige Dialektik zeichnete die bessern unter den Theologen aus. Von hohem Einfluß auf die Wiederbelebung des religiösen Lebens war der 1761 verstorbene William Law, dessen überall gelesenes Buch „Serious Call" ein Weckruf für den Methodismus geworden ist. Dafür, daß die methodistische Bewegung rein religiöser Natur war und nicht aus Ehrgeiz der Führer entsprang, bürgt das Leben ihrer edelsten Lenker John und Charles Wesley und George Whitefield. Zuerst in enger Verbindung mit den Mährischen Brüdern, dann seit 1740 wegen Uebertreibungen derselben von ihnen gelöst und selbständig, ohne aber der Kirche von England irgendetwas anhaben zu wollen, erstrebten die Methodisten eine Kirche in der Kirche, ein Centrum strengerer Zucht und energischerer Propaganda, als man in den großen Religionsgemeinschaften antraf, und forderten eine völlige Wiedergeburt des Menschen; natürlich wurden sie dadurch ein Dorn im Auge der amtirenden Geistlichkeit. Im Gegensatz zu deren Predigten, die stets abgelesen wurden, redeten sie aus dem Stegreif; im Gegensatz zum Decorum und zur Ordnung, auf welche die englische Kirche den höchsten Werth legte, predigten sie auf freiem Felde, im Angesicht des Himmels, vor den zusammengeströmten Massen, und ihr lebendiges Wort wurde mächtig über den todten Buchstaben der Geistlichen der Staatskirche; ihre Macht lag in ihrer leidenschaftlichen Rhetorik, wofür Lecky zahlreiche Beispiele anführt. Wäre die Organisation der englischen Kirche freier und dehnbarer gewesen, so hätte die methodistische Bewegung gar kein Schisma herbeizuführen brauchen, da sie jener absolut nicht feindlich war, während sie von ihr die herbsten Verfolgungen erleiden mußte. Wahrhaft glänzend ist die Charakteristik Whitefield's und der Gebrüder Wesley, ihres Wirkens, Lebens und Leidens von Lecky's Meisterhand. Seit Whitefield für die calvinistische Lehre von der Verdammniß und der Gnadenwahl eintrat, schied sich Wesley's Bahn von der seinigen; Wesley's Anhang wurde bei weitem der mächtigere. Der Methodisten warteten die schwersten Prüfungen, denn Pöbelhaufen mishandelten die Prediger in scheußlichster Art. Dennoch gelang es diesen, sich zahlreiche Anhänger zu gewinnen; ihres Auditoriums bemächtigte sich eine beispiellose Exaltation, eine erdrückende Seelenangst, die viele sogar dem Wahnsinn zuführte. Neben unleugbaren Vorzügen und guten Wirkungen traten gar manche üble Erscheinungen auf; der Wunderglaube, die Neigung, übernatürliche Gewalten eingreifen zu sehen, die Furcht vor Hexen, vor einem sichtbaren Gotte und einem sichtbaren Satan griff um sich, moralische Verirrungen stellten sich unter den Frommen selbst ein, und wilde Fehden zerrissen das Band unter den Methodisten, zumal seit nach Whitefield's Tod (1770) Wesley dessen Anhänger unter der Gräfin Huntingdon bekämpfte. Die methodistische Bewegung war wesentlich volksthümlich, wirkte weniger eingreifend unter den höhern und gebildetern Klassen, rang sich nur allmählich bei ihnen durch und galt dann als Modesache der vornehmen Leute, ohne ein rechtes Herzenseigenthum zu werden. Mit den Jahren wurde die „evangelische Partei" eine sehr bedeutsame Abtheilung der Kirche von England. John Wesley organisirte als vollkommener Meister die methodistische Lehre, und für einige Zeit gestaltete der Einfluß der Bewegung auch den Geist der Staatskirche um; dann erst löste sich der Methodismus von ihr ab, als sie die Anhänger desselben zu den Dissenters zu zählen begann. Dem durch den Methodismus geweckten Geiste religiöser Wiedergeburt schreibt es Lecky zu, daß England im großen Ganzen vor der Ansteckung durch die antichristlichen Tendenzen, welche die Französische Revolution begleiteten, bewahrt blieb, und daß die Gefahren gemildert wurden, welche das enorme Wachsthum der Manufacturindustrie und Manufacturbevölkerung im Gefolge hatte. Der Methodismus ist ausschließlich die Religion der mittlern und untern Klassen; an höherer Intelligenz wird er immer unfruchtbarer. In Amerika gedieh er zur höchsten Blüte, was, wie die massenhafte Negerbekehrung, das Verdienst Whitefield's ist. Nach langen Kämpfen errang die neue Lehre die volle Herrschaft im Fürstenthum Wales, wo sie bis zur überspannten Sekte der Jumpers (Springer) ausartete; während sie in Schottland im ganzen keine große Wirksamkeit erlangte, kam sie in Irland zu sehr bedeutender Geltung. Gegenwärtig zählt der Methodismus an 12 Millionen Bekenner.

J. Wychgram gibt eine gründliche Biographie Albertino Mussato's (Nr. 5), der einige ungedruckte Urkunden aus dem Museo Civico seiner Vaterstadt Padua beigefügt sind. Mussato erscheint uns ebenso groß als Diplomat und Staatsmann wie als Historiker und Dichter, dabei als ein begabter Feldherr. Er ist neben Petrarca einer der größten Vorläufer der literarischen Renaissance, in der Politik ein Gesinnungsgenosse Dante's, hegt ein tiefes, idealistisch gefärbtes Interesse an den ihm untrennbar scheinenden universellen Beziehungen und Tendenzen von Kaiserthum und Papstthum, während er rastlos alle Bestrebungen nach Errichtung einer Tyrannis in Padua bekämpft, und fällt schließlich dem Streben für eine freie Republik und den Intriguen der Familie Carrara zum Opfer. Auch als Redner hervorleuchtend, war Mussato einer jener Italiener des Mittelalters, deren großartige Vielseitigkeit Bewunderung erzwingt, und er wird hierin vom Autor völlig gewürdigt. Er war ein Mann voll Selbstbewußtsein, stolz auf sein Ich und seine Fähigkeiten wohl kennend.

Ganz anders muthet uns die Schrift des Griechen J. Pervanoglu (Nr. 6) über den byzantinischen Kaiser Andronikos Comnenos, ein berüchtigtes Scheusal, an. Bei jedem Schritt fürchten wir in dem Blut auszugleiten, welches sich von dem Thron über Volk und Land ergießt. Der Charakter des heuchlerischen Kaisers ist verzeichnet, und mir däucht, bei einem so hartgesottenen Sünder könne von „Gefühlen, die edlern Naturen eigen sind", nicht die Rede sein. Die Sprache des Autors ist über die maßen

blühend, viel Phantasterei läuft mit unter, seine Bilder und Vergleiche sind unverständlich und äußerst gewagt, z. B. „die augenlosen, zähnefletschenden Gespenster", die „durch den lippenlosen Mund ihre weißen Zähne zeigen". Stil und Satzbildung sind gleich mangelhaft, vielfach finden sich zwecklose Wiederholungen. Ueberall verräth sich Mangel an Beherrschung des Stoffs und der Sprache.

Von Bedeutung für das Verhältniß des deutschen Königs Richard von Cornwallis zur Krönungsstadt Aachen ist die kleine Abhandlung Arnim di Miranda's (Nr. 7), in der manches bisher unbekannte Document benutzt wurde. Gewiß war Richard einer der für Aachen am besten gesinnten Könige. Für die Localgeschichte sind die Bemerkungen des Autors zur Geschichte des alten Rathhauses und zu den von Richard geschenkten Krönungsinsignien von Belang; die Bemerkungen über die Siebenzahl der Kurfürsten bei den Kaiserwahlen sind der Beachtung werth.

Als populär-wissenschaftliche Unterhaltung für das deutsche Volk empfiehlt sich Franz Heyer's Schrift „Die Habsburger und die Hohenzollern" (Nr. 8) durch wohlthuende, behagliche Wärme und frische Schilderung. Der Stil freilich hat manche Härte. Gewiß sind die Verdienste der Hohenzollern um Deutschland erhaben und unvergeßlich, aber auch mancher Habsburger hat Großes in und für Deutschland gethan und erstrebt; der Autor hingegen überhebt augenscheinlich die Verdienste des Zollernhauses und der preußischen Politik auf Unkosten der Habsburger und Oesterreichs. Sehr milde behandelt er dunkle Partien der preußischen Geschichte, wie die erbärmliche Rolle, die Graf Haugwitz als Vermittler bei Napoleon 1805 spielte, und findet selbst den Baseler Frieden von 1795 preiswürdig, der doch für einen Staat wie das durch Friedrich's des Großen Leben geweihte Preußen eine Schande war. Mancher Charakter ist nicht genügend gewürdigt, so der Vater des großen Königs, und doch war Friedrich Wilhelm I. ein administratives Genie, ohne dessen Leistungen die Thaten des Alten Fritz nicht geschehen konnten; auch scheint mir der Charakter Friedrich Wilhelm's II. mit den Worten: „Er galt allgemein als gleich ausgezeichnet durch imponirende Gestalt, Ebenmaß der Glieder und Schönheit des Gesichts", nicht hinlänglich bezeichnet zu sein, da dies doch Nebendinge sind gegenüber geistigen, sittlichen und staatsmännischen Fähigkeiten. Sonderbar berührte mich der Ausdruck „Monarch" für Fürsten im alten Reiche; ein Monarch von Sachsen oder Hessen existirte ebenso wenig wie einer von Wied-Runkel oder Salm-Kyrburg; man könnte nur etwa diejenigen Reichsfürsten Monarchen nennen, die neben ihrer Lehnskrone ein auswärtiges Königthum besaßen; dort, aber nicht im Reiche, waren sie Monarchen. Bismarck war kein Freiherr, sondern nur ein Adelicher. Der bairische Kurfürst, dessen Tod 1777 den bairischen Erbfolgekrieg entzündete, hieß nicht Max Emanuel, sondern Maximilian III. Joseph; Maximilian II. Maria Emanuel starb schon 1726.

Mathias Warnatz gibt (Nr. 9) in kurzem Abriß die Hauptmomente in der Geschichte der fränkischen und schwäbischen Hohenzollern. Die Schrift ist trotz mangelhafter stilistischer Einkleidung recht brauchbar. Hier und da begegneten uns jedoch falsche Zahlenangaben, z. B. bei den Burggrafen Friedrich IV. und V. von Nürnberg und bei dem Erlöschen des fürstlichen Hauses Hohenzollern-Hechingen, welches um ein Decennium zu früh angesetzt ist.

Zur Geschichte der Medicin.

Seitdem geglaubt wird, das Wesen der Wissenschaft bestehe in Ermittelung bloßer Thatsachen und das System der Wissenschaft sei lediglich ein Magazin derselben, vernachlässigt man die Anwendung des philosophischen Geistes in der Naturkunde und der Geschichte der Medicin und hält das Studium dieser letztern für durchaus überflüssig.

Die neuen Apparate, deren die Naturforschung sich bedient, und die Lärm machenden Erscheinungen, welche durch Experimente erzeugt werden, haben in Verbindung mit jener Selbstüberschätzung, die bei praktischer Thätigkeit so leicht sich entwickelt, wenn die Philosophie in den Hintergrund geschoben oder ganz über Bord geworfen wird, die Sinne der Forscher derart eingenommen und ein solches Maß von Hochmuth erweckt, daß Natur- und Heilkundige nur sich allein etwas zutrauten, nur die Gegenwart für bedeutungsvoll hielten und auf die Vergangenheit mit Geringschätzung herabsahen. Sie vermochten in ihrer großartigen Verblendung nicht zu begreifen, daß alle Thatsachen bedeutungslos sind ohne den Einfluß des philosophischen Geistes, und daß die Wurzeln des Gegenwärtigen in der Vergangenheit liegen.

Wer so manche von den Thatsachen, die als gestern oder heute erst entdeckt ausposaunt werden, des Genauern studirt und dabei sich bemüht, deren Wurzeln zu suchen, bemerkt ohne Schwierigkeit, daß letztere bis in das griechische, ägyptische, indische Alterthum hinein verfolgt werden können, daß die Mauren in Spanien und die Mönche in den Klöstern der Christenheit schon damit bekannt waren. Nur der Name ist ein anderer, das Wesen ist überall das gleiche.

Hätten jene hochmüthigen, philosophisch ungebildeten Experimentatoren, die in ihren Arbeitsschürzen und Laboratorien nicht selten an die Meister und Gesellen des Schlächter- und Gerberhandwerks erinnern, mit der Geschichte ihrer eigenen Wissenschaft und Kunst sich beschäf-

tigt, es wäre ihr Dünkel nicht so üppig in das Kraut geschossen; sie hätten das Bewußtsein bekommen von einem Organismus der Wissenschaft und hätten diesen jederzeit erfaßt als untrennbar verknüpft und nothwendig verwachsen mit dem großen Baume der Cultur, der aus dem Boden der Menschheit emporwächst und in seiner ganzen Entwickelung derjenigen unsers Geschlechts entspricht.

Dadurch wäre der atomistischen Zersplitterung in der Wissenschaft vorgebeugt und jener Thurmbau von Babel verhindert worden, der als nackter Materialismus so lange die Kluft bildete zwischen Weltweisheit und Wissenschaft, und so viel dazu beitrug, daß das Leben der Völker der religiösen Grundlage beraubt und auf die sandige Fläche des Nihilismus gestellt wurde.

Mit dem Gehirn, mit der Seele zugleich haben Kunst, Wissenschaft und Erkenntniß sich entwickelt; jede Einzelheit, die gestern oder heute gefunden wurde, wurzelt tief; sie kann nur richtig und als Theil des großen Ganzen erfaßt werden, wenn man ihre Entwickelung mit den Handhaben und Werkzeugen der Geschichte verfolgt. Ohne dieses Verfahren bleibt das Factum ein Schilfrohr im Winde, ein Chamäleon, eine Bruchstück des Bruchstücks, todt, bedeutungslos. Kennen wir die Vergangenheit und die Gegenwart, so haben wir in dieser Kenntniß den Leitfaden, an welchem wir in das Reich der Zukunft wandern, die Laterne, welche den dunkeln Pfad der Forschung uns erhellt und es uns möglich macht, jene hohe Warte zu erklimmen, von deren Söller aus wir alles überblicken können, zu dessen Wahrnehmung die Organisation unsers Wesens uns befähigt.

In keiner Facultät wird heutzutage so wenig Werth auf das historische Wissen bezüglich des eigenen Fachs gelegt als in der medicinischen. Und doch hat kein Fach eine so große und mannichfaltige Geschichte als die Medicin, keins eine so alte und mit dem gesammten leiblichen und geistigen, sittlichen und gesellschaftlichen Leben verwachsene Geschichte. Daß die praktischen Aerzte nicht viel um das Vergangene der heilenden Kunst und Wissenschaft sich bekümmern, wundert mich nicht: dieselben erübrigen meistens nicht so viel Zeit, um nur zu sich selbst zu kommen und mit Ruhe zu essen, sie sind auf den Erwerb angewiesen und vom Staate den Handwerkern gleich geachtet. Stellte der Staat eine genügende Zahl von Aerzten fest und auskömmlich an, so behielte der einzelne Praktiker so viel Zeit und Lust, um die Geschichte seines Fachs zu eigenem Nutzen und zum Nutzen für die Menschheit zu studiren, wie andererseits mit dem Nonplusultra alles Unentbehrlichen und Segenbringenden, mit der Gesundheitspflege, sich zu beschäftigen, die gegenwärtig noch den meisten Aerzten ein gänzlich unbekanntes Land ist, zum größten Schaden für die Medicin und das Volk.

Daß die Professoren der Medicin sich so wenig um die Geschichte der Heilkunde und um die Hygieine als Ganzes bekümmern, hierüber auch nur ein Wort zu verlieren, halte ich aus dem Grunde für überflüssig, weil darüber der beste medicinische Geschichtsforscher des gegenwärtigen Deutschland in den folgenden zwei Werken in der vortrefflichsten Art mit den überzeugendsten, nicht genug zu beherzigenden Worten sich ausgesprochen hat.

1. Geschichte der deutschen Medicin. Die medicinischen Classiker Deutschlands. Von Heinrich Rohlfs. Zwei Abtheilungen. Stuttgart, Enke. 1875—80. Lex.-8. 28 M.
2. Deutsches Archiv für Geschichte der Medicin und medicinischen Geographie. Unter Mitwirkung von Albert, Arnd, Avé-Lallemant u. a. Redigirt und herausgegeben von Heinrich Rohlfs und Gerhard Rohlfs. Erster bis dritter Band. Leipzig, Hirschfeld. 1878—80. Gr. 8. Jeder Band 12 M.

Wenn jemals ein Autor Anspruch darauf erheben durfte, die Geschichte der Medicin in gründlicher und vielseitiger Art aufgefaßt, die Geschichte der Aerzte wohl verstanden und den Begriff des Classischen deutlich gemacht und festgestellt zu haben, so ist es Heinrich Rohlfs. Ich betrachte denselben darum als einen der am meisten berufenen Geschichtsforscher der Medicin, weil er nicht nur durch das größte Maß umfassender Gelehrsamkeit auf mehr als einem Gebiet sich auszeichnet, sondern auch eine heutzutage nur ausnahmsweise vorkommende Gerechtigkeits- und Wahrheitsliebe besitzt und ein vorzüglicher Kritiker ist. Und soll ich noch eines Punktes gedenken, den Rohlfs vor den allermeisten Genossen seines engern Fachs in Deutschland voraushat, so sage ich: er gehört nicht zu den gelehrten Philistern und glaubt nicht, sein Feld ausschließlich gepachtet zu haben. Daß dieser freie Geist außerordentlich viel Gutes stiftet, ist für die Geschichte der Medicin und die wahre Entwickelung der Heilkunst ebenso bedeutungsvoll und erfreulich, wie es den deutschen Universitäten zum Tadel gereicht, eine solche seltene Kraft noch nicht zum Lehramt berufen zu haben.

Rohlfs' „Geschichte der deutschen Medicin" beschäftigt sich in den ersten Bänden mit den medicinischen Classikern Deutschlands, beginnt aber mit einer vortrefflichen allgemeinen Charakteristik der Classiker überhaupt. Von dieser Abhandlung, welche zwei Druckbogen füllt, sollte eine Separatausgabe, durch Zusätze und Noten vermehrt, herausgegeben werden. Aber wenn ich auch fast alles, was diese Einleitung ausspricht, gern unterschreibe, so doch nicht die Gesammtheit der Bemerkungen, welche auf Frankreich und die Franzosen sich beziehen und die darin gipfeln, daß die französische Nation in Entartung und Verfall begriffen sei. Ich bin gerade der entgegengesetzten Ansicht und freue mich außerordentlich, daß Rohlfs selbst in seinen neuesten Arbeiten die Leistungen der Franzosen immer mehr und mehr anerkennt und die Entartung dieses vortrefflichen Volks immer weniger bestimmt behauptet. Von diesem Punkte abgesehen, ist die allgemeine Charakteristik der Classiker wahrhaft classisch und verdient, von allen Medicinern und Nichtmedicinern auf das eifrigste studirt zu werden.

Der eigentliche Text der beiden ersten Bände ist einer vortrefflichen, lehr- und anwendungsreichen, vielseitigen und kritischen Darlegung des Lebenslaufs und der Wirksamkeit

folgender Männer gewidmet: Werlhof, Zimmermann, Wichmann, Heusler, Stieglitz, Marx, Heim, Lentini, Vogel, Johann Peter Frank, Kurt Sprengel, Roederer, Boër, Wigand, Naegele.

Diese umfassenden und doch kurz gehaltenen, biographischen Skizzen haben nicht nur außerordentliche Bedeutung für jeden Arzt und Geschichtsforscher, sondern müssen, weil sie hervorragende Menschen auch nach Herz und Gemüth schildern, auf jeden Gebildeten den günstigsten Eindruck machen.

Seit dreißig Jahren gab es in Deutschland keine Zeitschrift mehr, welche der Geschichte der Medicin ausschließlich gewidmet war. Nirgends fanden historisch-medicinische Untersuchungen einen sichern Hafen und geschützten Ausgangspunkt. Da gelang es denn dem unermüdlichen Heinrich Rohlfs, unter den größten Opfern ein solches Organ zu schaffen und bei kräftigem, bei blühendem Leben zu erhalten. Und es gelang ihm auch deshalb, weil er die Kunst versteht, dem behandelten Gegenstande ein über den Kreis der Fachgelehrten hinausgehendes Interesse zu verleihen. Wenn ich das „Deutsche Archiv für Geschichte der Medicin" demnach nicht nur den Berufsgenossen der Heilkunst dringend empfehle, sondern auch allen Geschichtsforschern, Staatsmännern und höher Gebildeten, so geschieht dies theils wegen des fachlichen und allgemein culturgeschichtlichen Werthes der einzelnen Aufsätze, theils weil sehr viele derselben unmittelbar in das tägliche Leben eingreifen, das innerste Wesen der Staats- und Regierungskunst, der Wohlfahrts- und Sicherheitspflege angehen. Die besten Artikel sind die von Heinrich Rohlfs selbst.

In derselben segensreichen Richtung wie Rohlfs geht ein Schüler des vortrefflichen Geschichtsforschers der Medicin, ein wackerer Nachfolger desselben, Johann Hermann Baas, der bereits durch mehrere gediegene Arbeiten sich sehr vortheilhaft bekannt machte. Von ihm erschien eine ebenso anziehende wie gelungene Schrift:

3. William Harvey, der Entdecker des Blutkreislaufs und dessen anatomisch-experimentelle Studie über die Herz- und Blutbewegung bei den Thieren. Culturhistorisch-medicinische Abhandlung zur Feier des dreihundertjährigen Gedenktags der Geburt Harvey's (1. April 1578) von Johann Hermann Baas. Mit Harvey's Bildniß, Facsimile und den Abbildungen des Originals in Lithographie. Stuttgart, Enke. Gr. 8. 5 M. 20 Pf.

Baas, der talentvolle, fleißige und gewandte Historiker, verstand es, durch gewissenhaft genaue Uebersetzung von Harvey's Schrift über dessen Entdeckung des Blutumlaufs und vortreffliche Commentirung derselben, durch gelungene Darstellung des Lebens und Wirkens dieses großen britischen Arztes und durch Auseinandersetzung der unermeßlichen Wirkungen, welche die Kenntniß der Thatsache des Blutkreislaufs auf Wissenschaft und Kunst der Medicin übte, die Aufmerksamkeit der Mitlebenden auf ein Object zu lenken, dessen Ganzes und dessen Einzelheiten nicht nur jedem Arzte, sondern auch jedem höher gebildeten Nichtarzte geläufig sein sollten. Der Ton des Buchs ist ein angemessener und ermöglicht es dem Nichtfachmanne, erfolgreich mit der Lektüre sich zu beschäftigen.

Hiermit hat Baas ein nicht kleines Verdienst sich erworben, denn die Schrift Harvey's über den Kreislauf des Blutes und die Geschichte der Entdeckung dieses letztern war nicht einmal allen denen, welche professionell mit der Historie der Medicin sich beschäftigen, geläufig, ja in mehr als einem Stücke ziemlich dunkel. Die Förderer der besondern Naturlehre des Menschen, welche man Physiologen nennt, und manche andere -logen kannten Harvey's Werk nur vom Hörensagen, und die allergelehrtesten derselben (so selten wie Haifische in der Ostsee!) wußten über den Gegenstand höchstens etwas von dem, was in Kurt Sprengel's „Pragmatischer Geschichte der Arzneikunde" darüber steht.

Naturforscher und Aerzte gehen heutzutage nur in Bibliotheken, um die letzten Jahrgänge der neuesten Zeitschriften oder irgendein neues Buch dort zu suchen, welches anzuschaffen ihnen aus diesem oder jenem Grunde nicht beliebt. Höchst ausnahmsweise kommt es vor, ja ein Ereigniß kann es genannt werden, wenn einer von den Experimentatoren den Bibliothekar fragt, ob das medicinische Geschichtswerk eines gewissen Sprengel, Isensee, Haeser, in der Bibliothek vorhanden.

Die treffliche Arbeit von Baas erspart diesen den lästigen Schritt zur Bibliothek und legt ihnen das Gesuchte nicht blos in die Hand, sondern auch in den Mund; aber glücklicherweise applicirt es denselben eine nicht geringe Portion Schnupftabacks von Schneeberg, dessen Wirkung zuweilen eine ganz gesundheitsgemäße sein soll.

Nachdem der Autor in der Einleitung über die unermeßliche Tragweite der von Harvey gemachten Entdeckung in der reinen und angewandten Wissenschaft gesprochen, wendet er sich zu interessanten Auseinandersetzungen culturgeschichtlicher Art über die Richtung des Denkens und die Forschungsmethode auf dem Gebiete der Heilkunde im 17. und 19. Jahrhundert, wobei er Auszüge aus dem „Novum organum" des Baco von Verulam gibt. Bei dieser Gelegenheit darf ich nicht unterlassen, zu bemerken, daß für einen aufstrebenden und so befähigten Geist wie Baas Bechtheim in Rheinhessen nicht der passende Aufenthaltsort ist. Der Autor müßte entschieden, schon um den Apparat einer größern Bibliothek immer sofort zur Hand zu haben, an einer der Universitäten des nördlichen Deutschland leben. Es befinden sich an jeder dieser Hochschulen mehrere erleuchtete Köpfe, mit denen der freie Mann gut zu verkehren im Stande ist; da fände denn Baas auch jene directen und indirecten Anstöße, welche so wesentlich zu Klärung allgemeiner Auffassungen und Gedankengänge beitragen. Ich spreche dies aus, weil ich wünsche, daß Baas nicht in dem Berufe eines Landarztes zu ewigem Kampf auf Leben und Tod um die Wissenschaft gezwungen sei, sondern daß seine volle Kraft erhalten werde und der Wissenschaft zu gute

komme. Mögen doch minder befähigte, minder aufstrebende, minder auserlesene Naturen auf dem Lande als Aerzte wirken!

Die Lebensgeschichte Harvey's wird trefflich und genau skizzirt. Sodann folgt eine getreue Uebersetzung des Buchs von Harvey über den Kreislauf des Blutes, nach der Originalausgabe vom Jahre 1628. Dieser Theil der Arbeit war gewiß der schwierigste, weil Baas mit dem Sinne es genau nahm und zugleich den Ausdruck des Originals respectirte; darum gereicht auch das ganze Unternehmen dem Autor ebenso zum Ruhme, wie es den Dank der Nachstrebenden ihm sichert.

Die Arbeiten von Rohlfs und Baas sind von einem guten Geiste durchdrungen, von einem Geiste, welcher dem der Zunft- und Zopfgelehrten gerade entgegengesetzt und dazu berufen ist, bessernd, reinigend, umgestaltend auf dem Gebiete der medicinischen Gelehrsamkeit zu wirken, auf dem ganzen Boden medicinischer Forschung und Thätigkeit. Bestrebungen solcher Art stellen das feste Band wieder her, welches die Medicin mit der allgemeinen Culturgeschichte und mit dem Humanismus verbindet, welches alle einzelnen Organe des großen Organismus der Heilkunde und Heilkunst zusammenhält und deren fruchtbringende Action ermöglicht.

Solcher Thätigkeit verschließen sich viele den Ton angebende Kreise der Universitäten Deutschlands und insbesondere der medicinischen Facultäten. Und dies ist höchst bedauerlich, höchst nachtheilig für die gesunde Entwickelung und vielseitige Gestaltung der Medicin als Wissenschaft und als Kunst. Hoffen wir, daß es in Zukunft besser werde, und wünschen wir, daß das Volk der Pionniere künftig nicht mehr zu Leiden und Elend ohne Grenzen werde verurtheilt sein von dem Hochmuth derer, die den alten Zopf vertheidigen. Eduard Reich.

Religiöse Schriften.

1. Grundlinien der sittlichen Weltordnung. Ein Wegweiser zum höchsten Gute für Laien und Theologen. Von Bernhard Lohmann. Wiesbaden, Niedner. 1880. Gr. 8. 5 M.
2. C. P. Tiele's Compendium der Religionsgeschichte. Ein Handbuch zur Orientirung und zum Selbststudium, übersetzt und herausgegeben von F. W. T. Weber. Potsdam, Schleiermacher. 1880. 12. 3 M. 60 Pf.
3. Die evangelische Kirche im neuen deutschen Reiche von O. Aurbach. Berlin, Schleiermacher. 1880. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.
4. Das Selbstcommuniciren des evangelischen Geistlichen aus Geschichte, heiliger Schrift und Bedürfniß gerechtfertigt von Eugen Baumann. Berlin, Schleiermacher. 1880. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Mit dem „höchsten Gut", zu dem das Buch: „Grundlinien der sittlichen Weltordnung" von Bernhard Lohmann (Nr. 1) ein Wegweiser sein möchte, ist dasjenige gemeint, was die Theologen das Reich Gottes nennen. Ein Gut nennt es der Verfasser, weil Güter erworben werden müssen. Er will damit sagen, daß das Reich Gottes oder die vollendete Schöpfung nicht zu Stande kommt ohne die Mitwirkung der Menschen; es ist weder eine überkommene Erbschaft noch eine künftige Schenkung: es ist das Product der sittlichen Arbeit der gesammten Menschheit; seine Vollendung oder Verleiblichung aber findet dieses Gut erst in einer zukünftigen Welt. Von seinem Ursprung anhebend, zeigt nun der Verfasser in einer geistvollen Wanderung durch die Menschengeschichte, wie der Gedanke des höchsten Gutes jedem Menschenherzen eingeboren sei, wie es von den Griechen gesucht, im Alten Testament verkündigt wurde, mit dem Christenthum aber seinen Anbruch feierte; die einzelnen Organismen der sittlichen Weltordnung in Staat, Familie, Gesellschaft und Kirche lassen seine Gestalt und Entwickelung immer deutlicher erkennen. Es ist ein schöner theologischer Gedanke, der hier seine Darstellung findet; der Gang des Menschengeschlechts geht, wenn man es so ausdrücken will, vom Paradies zum Paradiese. Auf vielen Wissensgebieten wohlbewandert, beleuchtet der Verfasser im Vorübergehen auch schwierige Zeitfragen, z. B. das Verhältniß von Staat und Kirche. Die Form seiner Darstellung ist ästhetisch gewählt, der Ausdruck versagt ihm nie, die Diction, im Inhalt gedankenvoll, ist von Empfindung belebt; dem epischen Gang durch die Gebiete der Ethik fehlt es nicht an lyrischen Episoden, so z. B. in jener Stelle, wo er das Glück der Heimat und die Stätte der eigenen Kindheit feiert.

Ein wissenschaftlich wie praktisch sehr brauchbares Buch tritt uns in C. P. Tiele's „Compendium der Religionsgeschichte" (Nr. 2) entgegen. Das Studium der Religionsgeschichte wirkt für den Anfänger nicht selten verwirrend; er findet eine Fülle von Religionen vor sich, die unter sich wenig Zusammenhang zu haben scheinen. Das vorliegende Werk, aus dem Holländischen übersetzt (eine englische Uebersetzung ist bereits 1877 erschienen), gruppirt die außerchristlichen Religionen nach leitenden Gesichtspunkten, die zugleich die Entwickelung der religiösen Idee erkennen lassen. Die Forschung darin ist eine so gründliche, die Betrachtung eine so rein geschichtlich-objective und von aller speculativen Tendenz freie, daß auch derjenige, der nicht mit dem Herausgeber den dogmatischen Standpunkt des Verfassers in Bezug auf das Christenthum theilen kann, den Resultaten ohne Bedenken vertrauen darf. Die Absicht, von welcher der Herausgeber bei der Uebersetzung sich leiten ließ, ging dahin, in erster Linie den Studirenden eine wissenschaft-

liche und zugleich kurzgefaßte Anleitung zum Studium der Religionsgeschichte zu bieten, dann aber auch den Missionszöglingen einen Einblick in ihr künftiges Arbeitsfeld zu gewähren. Von großem Werthe für das Selbststudium sind die ausführlichen Literaturangaben, die es einem jeden ermöglichen, sich auf das genaueste über solche Einzelheiten zu orientiren, welche sich dem Betrachtungskreis eines Compendiums entziehen. Was den Gegenstand aber selbst betrifft, so darf man mit Max Müller sagen: „Von all den großen Vortheilen, die uns das Studium fremder Religionen gewährt, ist der größeste gewiß der, daß wir unsere eigene nur um so mehr würdigen lernen."

Aus der Weltweite der Religionsgeschichte führt uns die Schrift: „Die evangelische Kirche im neuen deutschen Reiche", von O. Anrbach (Nr. 3) in die engern Grenzen heimischer Verhältnisse. Sie verdankt ihre Entstehung den Verhandlungen der ersten ordentlichen Generalsynode in Preußen, die im Herbst des Jahres 1879 in Berlin tagte. Der Verfasser begrüßt dieses Ereigniß als eine neue Epoche in der Entwickelung der evangelischen Kirche und möchte durch seine Studie dazu beitragen, das Ziel klar zu stellen, nach dem die Entwickelung sich zu bewegen habe. Das durch den französischen Krieg von 1870 geeinte Deutsche Reich scheint ihm nun auch eine geeinte evangelische deutsche Kirche zu fordern, und zwar denkt er dieselbe durch eben die Factoren zu erreichen, durch welche die Einigung des Deutschen Reiches gelang. Der große Krieg gegen Frankreich war ihm zugleich ein Kampf des germanischen Protestantismus gegen den romanischen Katholicismus, in dem der erstere einen so entscheidenden Sieg über den letztern davontrug, weil er das schon mit der Reformation gegebene Princip der freien Persönlichkeit in immer reicherm Maße zur Geltung gebracht hatte. Dieser tiefste Zug unserer Zeit und unsers Volks, nämlich das Hervortreten und Geltendmachen der Persönlichkeit, treffe mit dem Princip der evangelischen Kirche in einer Weise zusammen, daß aus der Vermählung beider Geistesmächte eine einheitliche deutsch-evangelische Kirche hervorwachsen müsse. Sein Buch sei, wie der Verfasser im Vorwort versichert, von keinem formulirten Parteistandpunkt aus geschrieben; Protestantenvereinler und Orthodoxe würden in gleicher Weise ihre Rechnung dabei finden; er wolle auch nicht vermitteln, sondern einfach die Consequenzen aus den Principien ziehen, keiner Partei zu Liebe oder zu Leide. Wenn er dann im Verlauf seiner Darlegungen zur Erreichung des angegebenen Zwecks fordert, daß an die Stelle der „reinen Lehre", deren Losung von den Reformatoren des 16. Jahrhunderts ausgegeben worden, jetzt die Devise „gemeinsames Handeln" zu treten habe, so hat er damit gewiß ein ebenso einfaches als vortreffliches Mittel genannt. Sicher würde die Einheit der evangelischen Kirche am schnellsten erreicht werden, wenn die Glieder der verschiedenen Kirchengemeinschaften in dem Ernst eines thätigen Christenthums und in praktischer Theilnahme an allen Angelegenheiten der Kirche die trennenden Lehrunterschiede vergessen oder doch in den Hintergrund stellen könnten; ob aber zu einer Zeit, wo die Doctrin die Geister noch stark beherrscht, der wohlgemeinte Vorschlag überall bereitwillige Anerkennung finden werde, das ist eine andere Frage. Gleichwol hat der Verfasser, der sich selber als einen einfachen praktischen Landgeistlichen bezeichnet, in frischer Darstellung und eingehender Behandlung eine Arbeit geliefert, die seinem Kopf und Herzen gleichviel Ehre macht.

Gleichfalls eine Frucht der preußischen Generalsynode, beschäftigt sich die letzte der verzeichneten Schriften: „Das Selbstcommunicireu des evangelischen Geistlichen", von Eugen Baumann (Nr. 4), mit einem Nothstand der Kirche, der weniger die Laien als den Geistlichen trifft. Dem Missionar, der als Pionnier des Evangeliums in einer vorgeschobenen Stellung lebt, ist es gestattet, sich selbst das Abendmahl zu reichen, wenn ein inneres Bedürfniß den Genuß desselben fordert. Das Gleiche gilt von den Pastoren der Diaspora; aber auch in gesicherten Kirchenverhältnissen kann derselbe Nothfall z. B. bei dem Landgeistlichen eintreten, der in einem entfernten Landbezirk wohnt. Da fragt es sich, ob das, was im außergewöhnlichen Falle dem Missionar gestattet ist, als allgemeine Berechtigung nicht auch da einzuführen sei, wo weder Nothstand noch Nothfall vorhanden. In den verschiedenen Landeskirchen und Kirchengemeinschaften hatte hierin eine sehr verschiedene Praxis platzgegriffen. Während in der lutherischen würtembergischen Kirche, in den Brüdergemeinden, in der Episkopalkirche Englands u. a. das Selbstcommunicireu des Geistlichen gebräuchlich ist, war es in Preußen für einzelne Gebiete der Landeskirche verboten. Ein Antrag, der in der Generalsynode gestellt wurde, forderte die Aufhebung des Verbots. Die vorliegende Schrift lehnt sich an den erwähnten Antrag an, und sie hat das Verdienst, in den Grenzen einer Monographie das bezügliche Material vollständig zusammengestellt und die geforderte Einrichtung aus der Geschichte, der Heiligen Schrift und dem Bedürfniß gerechtfertigt zu haben. Inzwischen ward in Preußen die Angelegenheit dahin erledigt, daß infolge der gepflogenen Verhandlungen dem evangelischen Geistlichen die Selbstcommunion unter gewissen Einschränkungen gestattet ist.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Im Verlage von Albert Goldschmidt in Berlin erscheint eine „Classische Novellen-Bibliothek" aus der Literaturperiode von 1750—1850. Es liegen uns die sechs Bändchen der ersten Serie vor; sie enthalten: Tromlitz: „Die Vierhundert von Pforzheim"; van der Velde: „Das Liebhabertheater"; Franz von Gaudy: „Schülerliebe", „Der Deutsche in Trastevere"; Blumenhagen: „Schloß Leuenrode"; Ernst von Houwald: „Die Schlacht bei Malplaquet", „Die Todtenhand"; E. T. A. Hoffmann: „Signor Formica". Der Prospect nennt noch eine große Zahl von Autoren, die in der Bibliothek Berücksichtigung finden sollen. Der Ausdruck „classisch" ist allerdings cum grano salis zu verstehen; denn die Tromlitz, Blumenhagen, Laun, Vulpius, Langbein u. s. f. sind nicht in die Zahl der Classiker aufgenommen worden. Es handelt sich daher nur um ältere Autoren, die in früherer Zeit einmal Mode waren und von denen manche Schriften auch dem Lesepublikum der Gegenwart noch Unterhaltung und Genuß bieten können.

— Max Schneidewin hat „Lichtstrahlen aus E. von Hartmann's sämmtlichen Werken" herausgegeben (Berlin, C. Duncker). Die Sammlung hat eine geistvolle Einleitung, gibt eine Biographie des Philosophen, eine kurze Charakteristik seiner Werke und spricht sich über die Eigenart des Autors und die Berechtigung einer Sammlung von Lichtstrahlen in folgender Weise aus: „Mir persönlich aufgedrängt hat sich oft die Beobachtung, daß Hartmann's Stil — wol nicht ohne innern Zusammenhang mit seiner ehemaligen Wahl des Berufs — etwas Strategisches hat. Nicht allein daß ihm Metaphern aus dem Kriegswesen sehr geläufig sind, sondern es beruht das in Folgendem: er recognoscirt das Object, dessen geistige Bewältigung mit einer Entscheidung des Urtheils das jedesmalige Ziel ist, mit scharfem Blick, übersieht die Streitermassen der verschiedenen möglichen Auffassungen, ordnet sie in gegliederte Colonnen, eröffnet das Geplänkel, nimmt dann den Ernstkampf der Hauptmassen auf, bis zuletzt die Sache «zu den Triariern kommt», — bis zuletzt die überwältigende Entscheidung durch die siegeskräftigsten Argumente herbeigeführt wird. «Lichtstrahlen» von E. von Hartmann's Werken zusammenzustellen, hat deshalb seine besondere Schwierigkeit; die geschlossene, zusammenhängende, argumentirende Darstellung, nicht geistreiche, mit packender Gewalt dem guten Glauben hingeworfene Aphorismen sind seine Stärke. Nichtsdestoweniger wird hoffentlich die folgende Sammlung durch ihren innern Werth das Unternehmen rechtfertigen, die bereits bestehenden und gern gelesenen ähnlichen durch diese aus einem neuen Classiker zu vermehren. Die so gesammelten einzelnen Stellen erfüllen den Leser freilich meist nicht mit einer in sich abgeschlossenen Befriedigung, sondern regen kräftig an, drängen mächtig, den gesammten Zusammenhang, aus dem sie entnommen sind, und überhaupt den Schriftsteller, der so etwas sagt, kennen zu lernen. Wie einmal die Bücher «ihre Schicksale haben», so haben die E. von Hartmann's ihr ganz besonderes Schicksal gehabt: sein erstes Hauptwerk ist im Anfange verschlungen, oder wenigstens durchnascht von einem ungeordnet großen Leserkreise, auch Nichtberufenen, und nachmals haben seine sogar noch reifern Schriften bei weitem nicht dasjenige ernste Studium der Gebildetsten der Nation gefunden, welches sie verdienen, welches billigerweise dem vielleicht ersten Prosaiker hohen Stils, welchen unsere Tage aufzuweisen haben, zuzuwenden ist. Das ist ein «Atopon», eine Ungehörigkeit des Zufalls, ein unvernünftiges Schwanken der öffentlichen Laune; ein gründliches Studium der Schriften eines so hervorragenden Zeitgenossen ist eine Ehrenpflicht der wirklich Gebildeten unserer Zeit; und ein solches Studium zu befördern, möge auch diese Sammlung von «Lichtstrahlen» aus seinen Werken beitragen!"

— Konrad von Prittwitz-Gaffron, der vor kurzem eine geschmackvolle und schwunghafte Charakteristik Geibel's veröffentlicht hat, läßt jetzt einen „Vortrag über Joseph Freiherrn von Eichendorff" erscheinen (Reichenbach, Hoefer), den er zu Reichenbach in Schlesien gehalten hat. Der Vortrag ist von warmer Empfindung für den Dichter beseelt, aber keineswegs unkritisch. „Wir lassen", sagt Konrad von Prittwitz, ein Schüler Platen's, „wo uns ein Mangel der Reinheit der Form, des Reims, des Metrums, eine bewußte oder unbewußte Negirung der Gesetze des Rhythmus entgegentritt, nicht gern mit uns paetiren und stellen in dieser Beziehung an den Dichter hohe Anforderungen. Auch mit Eichendorff hätten wir wegen dergleichen Verstößen zu rechten — aber der melodiöse Fall seiner fast ohne Composition sangbaren Verse schließt uns halb widerwillig den Mund. Er ist, wie er ist — und wir möchten ihn nicht anders haben." Auch seine allzu parteiische Verherrlichung der mittelalterlichen, kirchlichen und politischen Institutionen, die tendenziöse Mißachtung der Classicität, wie sie den Romantikern eigen war, bleibt nicht unerwähnt. Doch wird hervorgehoben, daß sie bei Eichendorff stets maßvoll auftritt. Der Vortrag, der auch ein kurzes Lebensbild des Dichters gibt und einige ausgewählte charakteristische Gedichte mittheilt, ist lebendig und anregend.

— Karl Peters entwirft eine Skizze über „Arthur Schopenhauer als Philosoph und Schriftsteller" (Berlin, Hentze). Er verlangt, daß man die realistischen und ästhetischen Elemente der Schopenhauer'schen Philosophie bewahre als probehaltig, dagegen den Pessimismus fallen lasse. Die Grundgedanken des frankfurter Philosophen werden so kurz wie möglich vorgeführt, und schließlich wird Schopenhauer über E. von Hartmann gestellt.

— „Ueber die Entwickelung der Erkenntniß" redet der Professor Karl von Voit in München beim Antritt des Rectorats daselbst (23. November 1878) überaus klar, maßvoll, warm, wirklich auf der Höhe der Wissenschaft stehend. Es liegt in der Natur der Sache, daß er bei so beschränktem Raum nur Resultate, nicht Untersuchungen bieten konnte; trotzdem behandelt er sein Thema als ein Meister der Wissenschaft, und wir wünschen deshalb seinen Worten den Zugang zu einem zahlreichen Leserkreis.

— „Erkenne dich selbst! Beiträge zu einer einheitlichen Welt- und Lebensanschauung" von Hermann Opitz (Leipzig, Mutze). Auf 93 Octavseiten werden Aussprüche hervorragender Denker und Schriftsteller über 48 Themen gegeben. Diese Sätze sind nicht ohne Geschick gewählt, als momentane Erfrischung können sie einem anspruchslosen Leser recht wohl dienen.

— „Ueber die moralischen und praktischen Elemente der Thierschutzbestrebung" (Wien, Hölder) gibt Ferdinand Laban eine eingehende, fast von allzu großem sittlichen Pathos erfüllte Abhandlung. Im Wesentlichen zerlegt er seinen Stoff in folgende drei Theile: 1) „Weshalb sind die Menschen im allgemeinen so herzlos gegen die Thiere?" 2) „Haben die Thiere einen begründeten Anspruch auf Gerechtigkeit?" 3) „Wie ist der Thierquälerei unter den heutigen Verhältnissen Einhalt zu thun?" Er fordert die Gründung von Vereinen, die Einwirkung auf die Kinder durch die Schule und polizeiliche Schutzmaßregeln. Alle die, welche sich für das angegebene Thema interessiren, werden das Laban'sche Schriftchen mit Befriedigung lesen.

— In der „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge", herausgegeben von R. Virchow und F. von Holtzendorff, behandelt Max Schasler in den Heften 332 und 333

„Das Reich der Ironie in culturgeschichtlicher und ästhetischer Beziehung". Der Verfasser will nur das Gebiet der „objectiven Ironie" zum Gegenstand seiner Betrachtung machen, redet von einer Ironie des Schicksals und der Geschichte, worunter er den Widerspruch zwischen Ideal und Wirklichkeit versteht, construirt die Geschichte nach der Hegel'schen Methode, bespricht die Ironie bei Sokrates und den Humor des Mittelalters und erörtert sodann die ästhetische Bedeutung der Ironie. Er weist Erscheinungen der Ironie in allen Künsten nach und erklärt endlich die humoristische Weltanschauung für die höchste und sittlich wie ästhetisch berechtigtste Form der Ironie.

— Als Antrittsrede zur Eröffnung seiner Vorlesungen über Physiologie an der Sapienza in Rom, gehalten am 11. Januar 1879, gibt Jakob Moleschott eine Betrachtung über „Die Einheit der Wissenschaft aus dem Gesichtspunkte der Lehre vom Leben". Die Ausführung bleibt weit hinter dem volltönenden Titel zurück. Was nützt es, eine Reihe von hervorragenden Naturforschern aufzuführen und kurz anzudeuten, was sie geleistet haben? Wer mag es sich gefallen lassen, daß alle Wissenschaft auf die Physiologie reducirt wird? Nicht einen einzigen auch nur entfernt originalen Gedanken bringt Moleschott, und von der Nothwendigkeit, diese Rede drucken zu lassen, hat er uns auch nicht eine Secunde lang zu überzeugen vermocht.

— Einen sehr kleinen „Beitrag zur Charakterisirung der Philosophie K. F. E. Trahndorff's" gibt Joseph von Billewicz in Riga. Der genannte Philosoph habe auf psychologischem Wege demonstrirt, daß wir gar nichts von Gott wissen würden, wenn nicht ursprünglich Gott selbst sich als Object des Bewußtseins dem Menschen gegeben hätte. Der Mensch sei ein vernünftiges Wesen durch das Gottesbewußtsein, nicht ein von Gott Wissender durch die Vernunft.

Aus der Schriftstellerwelt.

Am 26. Mai starb in Königsberg Konstantin Rösler, der unter dem Namen Julius Mühlfeld sich als Romanschriftsteller bekannt gemacht hatte. Er war schon seit längerer Zeit leidend. Auch als Publicist war er thätig gewesen und hatte mehrere Jahre die „Mitteldeutsche Zeitung" in Leipzig und später die „Königsberger Zeitung" redigirt. Seine Romane sind theils socialen, theils zeithistorischen Inhalts; sie enthalten gutgezeichnete Charakterbilder und werden vom Pathos einer tüchtigen Gesinnung getragen. Sehr lebendig ist der Roman „Aus dem tollen Jahr" (1873); wir erwähnen noch: „Freie Bahnen" (3 Bde., 1869), „Im Bann der Schuld" (3 Bde., 1870), „Ehre" (4 Bde., 1861), „Unterm Verhängniß" (2 Bde., 1864), „1866" (1868).

— Am 21. April starb in Leipzig der Dichter Müller von der Werra, der sich durch seine besonders für den Männergesang geschaffenen Lieder in weitesten Kreisen eingebürgert hat, auch Commersbücher und ähnliche Sammelwerke herausgab. Er war Correspondent der „Neuyorker Staatszeitung", der er allwöchentlich über die Vorgänge im deutschen Culturleben und die neuesten literarischen Erzeugnisse Bericht erstattete. Müller war am 11. November 1823 zu Ummerstadt im Herzogthum Hildburghausen geboren, hatte sich einige Zeit in der Schweiz aufgehalten und lebte seit langen Jahren in Leipzig. Die umfangreichste Sammlung seiner Gedichte erschien 1866 unter dem Titel „Das Buch der Lieder".

Bibliographie.

Böhrlingk, A., König Konrad. Ein historisches Trauerspiel. Jena, E. Frommann. 8. 1 M. 20 Pf.

— — Franz von Sickingen. Ein historisches Trauerspiel. Jena, E. Frommann. 8. 1 M. 20 Pf.

Frankfurter zeitgemäße Broschüren. Neue Folge, herausgegeben von P. Haffner. 2ter Bd. 6tes Heft: Der Todtentanz. Studie von W. Bäumker. Frankfurt a. M., Foesser. Gr. 8. 40 Pf.

Fabre, F., Felice. Ländliches Drama. Nach der „Hospitalière" übersetzt und für die deutsche Bühne eingerichtet von A. v. Gilsa. Kassel, Kay. 8. 2 M.

Der nächste Feldzug. Antwortschreiben an Herrn L. Seguin. Berlin, Baensch. Gr. 8. 1 M.

Freimann, H., Johannes. Eine poetische Erzählung aus dem deutsch-französischen Kriege 1870—71. Kassel, Freyschmidt. 8. 1 M.

Frommann, E., Aufsätze zur Geschichte des Buchhandels im 16. Jahrhundert. 2tes Heft: Italien. Jena, E. Frommann. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Gampe, T., Wandersprüche. Ein Büchlein für alles fahrende Volk. Dresden, Bleyl u. Kaemmerer. 16. 1 M.

Geffcken, F. H., Zur Geschichte des orientalischen Krieges 1853—1856. Berlin, Paetel. Gr. 8. 9 M.

Geschichte der Communalstände von Neuvorpommern und Rügen. Mit einem Rückblicke auf die ständische Verfassung und Verwaltung der früheren Jahrhunderte. (Von R. Baier.) Stralsund, Meincke. 4. 3 M.

Glaser, A., Moderne Gegensätze. Roman. Leipzig, Friedrich. 8. 4 M.

Hagen, E. v., Kritische Betrachtung der wichtigsten Grundlehren des Christenthums. Hannover, Schüßler. Gr. 8. 4 M.

Hahn, R. E., Im Park zu Rodenstein. Roman. 2 Bde. Dresden, Pierson. 8. 8 M.

Hauschild, G. R., Die rationelle Psychologie und Erkenntnisstheorie Tertullian's. Leipzig, Zangenberg u. Himly. 1880. 4. 1 M. 50 Pf.

Heinzelmann, R., Dramatische Werke. 2ter Thl.: Studentenstreiche am 1. April. Posse. Berlin, Lassar. 8. 1 M. 50 Pf.

Holländer, A., Strassburg im Schmalkaldischen Kriege. Strassburg, Trübner. Gr. 8. 2 M.

Jellinek, A., Der jüdische Stamm in nichtjüdischen Sprichwörtern. 1ste Serie. Wien, D. Löwy. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Klose, M., Die Hohenzollern. Ein Volkslied. Warmbrunn. 12. 30 Pf.

Knecht, F. J., Die Lösung der Schulfrage und der Canisiusverein. Freiburg i. Br., Herder. Gr. 8. 80 Pf.

Lang, P., Auf schwäbischem Boden. Vier Erzählungen. Stuttgart, Bonz u. Comp. 8. 2 M. 50 Pf.

Lindenberg, P., Aus der Zeit — für die Zeit. Bunte Skizzen aus dem Leben bekannter und unbekannter Tagesgrößen. Stuttgart, Bonz u. Comp. 8. 1 M. 20 Pf.

Historische Meisterwerke der Griechen und Römer in vorzüglichen deutschen Übertragungen, übersetzt und herausgegeben von W. Denecke, E. Flemming, Lorentz, V. Pfannschmidt u. A. 1stes Hft. Leipzig, Kempe. 8. 50 Pf.

Nicolai, W. G., Der Diamanten-Herzog oder Jesuitenränke und Frauenliebe. Illustrirter Original-Roman aus der Zeit des französischen wie mexikanischen Kaiserreichs. 1stes Heft. Leipzig, Fischer. Gr. 8. 10 M.

Pohlmann, W., Beiträge zur Umgestaltung des höheren Schulwesens. 1stes Heft: Zur Umgestaltung des Gymnasiallehrplans. Berlin, Wohlgemuth. Gr. 8. 80 Pf.

Prittwitz-Gaffron, C. v., Joseph Freiherr von Eichendorff. Vortrag. Reichenbach i. Schl., Hoeser. Gr. 8. 1 M.

Rabenau, v., Das I. Bataillon königlich preußischen 1. Hanseatischen Infanterie-Regiments Nr. 75 im Kriege gegen Frankreich 1870/71. Feldzugserinnerungen. Bremen, Schünemann. 8. 1 M. 20 Pf.

Reichenbach, M. v., Die Eichhofs. Roman. Berlin, Janke. 8. 4 M.

Rieter, F., Wanderungen durch Afrika. Vortrag. Zürich, Orell, Füssli u. Comp. Gr. 8. 1 M.

Sammlung von Vorträgen. Herausgegeben von W. Frommel und F. Paff. 5ter Bd. 9tes u. 10tes Heft: Dante. Von M. Rieger. Heidelberg, C. Winter. 8. 1 M.

Schönaich-Carolath, Prinz Emil zu, Thanwasser. Stuttgart, Göschen. 16. 3 M. 20 Pf.

Schricker, A., Eduard von Moeller, Oberpräsident von Elsaß-Lothringen. Ein Lebensbild. Kassel, Kay. Gr. 8. 1 M.

Steen, A., Der Halbmond und das Kreuz. Frei nach dem Englischen. Bevorwortet von W. Vetter. Bremen. 8. 2 M. 50 Pf.

Steub, L., Gesammelte Novellen. Stuttgart, Bonz u. Comp. 8. 5 M.

Tesch, P., Ursprung und Entwickelung der Sprache. Vortrag. Neuwied, Heuser. Gr. 8. 60 Pf.

Toischer, W., Lotte Schiller. Vortrag. Wien, Braumüller. Gr. 8. 60 Pf.

Von Nicolaus I. zu Alexander III. St. Petersburger Beiträge zur neuesten russischen Geschichte. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 8 M.

Wieninger, A., Selbsthilfe gegen die fortschreitende Verjudung und Verarmung unseres Volkes. Wien, Ficht. Gr. 8. 1 M.

Deutsche Zeit- und Streit-Fragen. Flugschriften zur Kenntniß der Gegenwart. In Verbindung mit Kluckhohn, A. Lammers, J. B. Meyer und P. Schmidt herausgegeben von F. von Holtzendorff. 150stes u. 151stes Heft: Der Arbeiter-Versicherungszwang, seine Voraussetzungen und seine Folge. Von L. Brentano. Berlin, Habel. Gr. 8. 2 M.

Zippel, L., Friedrich Wilhelm Wendler. Eine Gedächtnißrede. Greiz, Teich. Gr. 8. 25 Pf.

Zöller, H., Rund um die Erde. Niederländisch-Indien. Die Südsee. Australien. Hinter-Indien. Sitten- und Culturschilderungen aus den hervorragendsten Colonialländern nach ihrem heutigen Standpunkt. 2 Bde. Köln, Du Mont-Schauberg. Gr. 8. 10 M.

Anzeigen.

Verlag von WILHELM FRIEDRICH in LEIPZIG.

DICHTUNGEN DES AUSLANDES
IN VORZÜGLICHEN ÜBERSETZUNGEN.

In 16° in splendidester Ausstattung.
Jeder Band ist in sich abgeschlossen und einzeln käuflich.

Band I.
Ausgewählte Dichtungen von Giosuè Carducci.
Metrisch übersetzt
von **B. Jacobson.**
Mit einer Einleitung von Karl Hillebrand.
Eleg. brosch. 3 M., eleg. geb. 4 M.

Band II.
Ausgewählte kleinere Dichtungen Chaucers.
Im Versmaasse des Originals in das Deutsche übertragen
und mit Erörterungen versehen
von **Dr. John Koch.**
Eleg. brosch. 2 M., eleg. geb. 3 M.

Band III.
IRIS.
Dichterstimmen aus Polen.
Auswahl und Uebersetzung
von **Heinrich Nitschmann.**
Eleg. brosch. 5 M., eleg. geb. 6 M. (Volksausgabe brosch. 3 M.)

Band IV.
Luther im Spiegel spanischer Poesie.
Bruder Martin's Vision.
Nach der 10. Auflage der Dichtung unseres Zeitgenossen
D. Gaspar Nuñez de Arce im Versmaass des Originals
übertragen von **Dr. Johann Fastenrath.**
Zweite Auflage.
Eleg. brosch. 1 M. 50 Pf., eleg. geb. 2 M. 50 Pf.

Band V.
ANDINA.
Eine Auswahl aus südamerikanischen Lyrikern spanischer Zunge.
Uebertragen von **L. Darapsky.**
Eleg. brosch. 2 M. 50 Pf., eleg. geb. 3 M. 50 Pf.

Band VI.
Lieder des hellenischen Mirza Schaffy
Athanasios Christópulos.
Nebst einer
Auswahl von Liedern und Gedichten hellenischer Zeitgenossen.
Im Versmaasse der Originale übertragen
von **August Boltz.**
Eleg. brosch. 2 M. 50 Pf., eleg. geb. 3 M. 50 Pf.

Band VII.
Ausgewählte Gedichte von Björnstjerne Björnson.
Carl XV., C. Hauch, Th. Kjerulf, A. Munch, Oscar II., Paludan Müller, Runeberg, Welhaven, Chr. Winther und anderen neueren nordischen Dichtern.
Deutsch
von **Edmund Lobedanz.**
Eleg. brosch. 4 M., eleg. geb. 5 M.

Band VIII.
Kosmische Lieder von Jan Neruda.
Aus dem Böhmischen übersetzt
von **Gustav Pawikovski.**
Eleg. brosch. 1 M. 20 Pf., eleg. geb. 2 M. 20 Pf.

Band IX.
Rumänische Dichtungen.
Deutsch
von **Carmen Sylva,**
Königin Elisabeth von Rumänien.
Herausgegeben und mit weiteren Beiträgen versehen
von **Mite Kremnitz.**
Eleg. brosch. 4 M., eleg. geb. 5 M.

Band X.
Aus beiden Hemisphären.
Englische Dichtungen des XIX. Jahrhunderts.
Uebertragen
von **Edm. Freiherr von Beaulieu-Marconnay.**
12. (X, 208 S.) Eleg. brosch. 3 M., eleg. geb. 4 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Geologische
Uebersichtskarte des Königreichs Sachsen
und angrenzender Landstriche.

Nach **Naumann** und **Cotta.**

Separatausgabe aus
Henry Lange's Atlas von Sachsen.

Revidirt 1881. Preis 1 M.

Diese Karte bezeichnet mittels 24 Farben die verschiedene geologische Beschaffenheit des Bodens und empfiehlt sich sowol zum Gebrauch beim Unterricht wie zur Orientirung für Touristen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Kosmographisches Skizzenbuch.
Die Forschungen unserer Zeit über die Einrichtung des Weltgebäudes.

Von
M. Wilhelm Meyer,
Dr. phil., Assistent der Sternwarte zu Genf.
8. Geh. 6 M. Geb. 7 M. 50 Pf.

Eine zusammenhängende Reihe von Aufsätzen über Gegenstände der neuesten Himmelsforschung, gleich weit entfernt von seichter Oberflächlichkeit wie von der Voraussetzung eingehender Specialkenntnisse, mithin populär-wissenschaftlich im besten Sinne des Worts. Allen Gebildeten bietet sich hier eine in hohem Grade fesselnde und zugleich reiche Belehrung gewährende Lektüre; auch die Astronomen von Fach dürften das Buch ihrer nähern Beachtung werth finden.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 24. — 16. Juni 1881.

Inhalt: Zur Geschichte des deutschen Buchhandels. Von Rudolf von Gottschall. — Aus dem republikanischen Paris. — Neue Novellen und Romane. Von Friedrich Karl Schubert. — Aus der Schweiz. — Feuilleton. (Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Zur Geschichte des deutschen Buchhandels.

Friedrich Arnold Brockhaus. Sein Leben und Wirken nach Briefen und andern Aufzeichnungen geschildert von seinem Enkel Heinrich Eduard Brockhaus. Dritter Theil. Leipzig, Brockhaus. 1881. 8. 4 M.

Mit dem vorliegenden Bande ist die Biographie eines der hervorragendsten deutschen Buchhändler zum Abschluß gekommen: die beiden ersten Bände des Werks haben wir bereits in Nr. 20 d. Bl. f. 1872 und Nr. 17 f. 1876 eingehend besprochen. Der Schlußband, der das Lebensbild des rastlos strebenden Mannes und seiner tüchtigen, die allgemeine Bildung fördernden Wirksamkeit vollendet, umfaßt nur die Jahre 1820—23, in denen sich, so rege auch seine Verlagsthätigkeit blieb, doch den großen Unternehmungen derselben keine neue angeschlossen hat. Aber diese Jahre sind in anderer Hinsicht von großem Interesse; sie zeigen uns den rüstigen Verleger auf der Bresche im unausgesetzten Kampf mit jenen Gespenstern der Restaurationsepoche, die jetzt glücklicherweise der Schattenwelt angehören, der Censur und der „Recensur", sowie mit dem Nachdruck, der damals nur von der öffentlichen Meinung verurtheilt, aber zum Theil noch von den Gesetzen geschützt war. Die Darstellung dieser Kämpfe ist sehr lehrreich für uns und auch tröstlich in vieler Hinsicht; denn wenn wir auch nicht darüber Loblieder anstimmen wollen, wie wir es jetzt „so herrlich weit gebracht", so ist doch gegen die Anarchie der damaligen Zustände in Deutschland in der jetzigen Lage des Buchhandels und der Production, sowie in der Freiheit der Gedanken- und Meinungsäußerungen ein gewaltiger Fortschritt unverkennbar.

Die Kämpfe von Friedrich Arnold Brockhaus gegen den Nachdruck fallen hauptsächlich in die Jahre 1816—20. Sein „Conversations-Lexikon" war ein viel zu erfolgreiches Unternehmen, als daß es nicht dem Nachdruck eine willkommene Beute gewesen wäre. Die mit unsern heutigen wie überhaupt mit allen Rechtsanschauungen unverträgliche Naivetät der damaligen Rechtsverhältnisse betreffs des Nachdrucks geht aus dem ersten Abschnitt dieses Bandes: „Kämpfe gegen den Nachdruck", mit überraschender Deutlichkeit hervor.

Die Firma A. F. Macklot in Stuttgart, deren Besitzer Karl Erhard hieß, hatte den Nachdruck des „Conversations-Lexikon" unternommen; die Ankündigung desselben erfolgte im Mai 1816.

In naivster Weise war darin das Brockhaus'sche „Conversations-Lexikon" außerordentlich gelobt: über den Werth desselben sei in ganz Deutschland nur eine Stimme; es bewähre sich in ihm, was deutscher Geist und deutscher Fleiß bei großen literarischen Unternehmungen zu leisten vermöchten; das durch den vereinten Fleiß vieler ausgezeichneter deutscher Gelehrter hervorgebrachte Werk mache eine ganze Bibliothek entbehrlich u. s. w. Daß durch den beabsichtigten Nachdruck gerade dieser „Fleiß deutscher Gelehrter" und die „große literarische Unternehmung" eines deutschen Buchhändlers misbraucht und empfindlich geschädigt werden sollte, war freilich nirgends gesagt und entschuldigt; es hieß darüber blos: um das so vortreffliche Werk besonders in dem südlichen Deutschland weiter zu verbreiten und durch Verringerung des Preises seinen Besitz auch unbemitteltern Lesern zu erleichtern, habe sich die Firma A. F. Macklot in Stuttgart „mit Allerhöchster Genehmigung" entschlossen, eine „neue Ausgabe" davon zu veranstalten. Die „Allerhöchste Genehmigung" war keine Unwahrheit, wie man wol hätte glauben können, denn auf dem Titel des Nachdrucks prangt die Bemerkung: „Mit Königl. Würtembergischer allergnädigster Genehmigung". In Würtemberg wie in mehrern deutschen Ländern war ja der Nachdruck selbst der deutschen Geisteserzeugnisse, wenn sie nicht in dem eigenen kleinen Territorium gedruckt waren, damals nicht nur erlaubt, sondern wurde sogar hohen Orts aus volkswirthschaftlichen Gründen begünstigt; fanden sich doch sogar deutsche Juristen, welche die Theorie des heiligen Crispin in Bezug auf den Nachdruck offen vertheidigten.

Brockhaus suchte nun zunächst für seine Originalausgabe den gleichen Schutz der würtembergischen Regierung zu erhalten, welcher dem Nachdruck zutheil geworden war.

Doch wurde dieser Schutz blos der vierten Auflage gewährt; die dritte konnte nach wie vor nachgedruckt werden; ja Brockhaus hatte der Regierung versprechen müssen, die noch nicht erschienenen Bände der dritten Auflage wirklich auszugeben und Macklot den Nachdruck derselben zu gestatten, ja sogar den von ihm früher in Aussicht gestellten Supplementband wirklich erscheinen zu lassen. Unter diesen Umständen hielt es Brockhaus für das Beste, mit Macklot einen Vertrag abzuschließen folgenden Inhalts:

Brockhaus gestattete die ungestörte Vollendung des Macklot'schen Nachdrucks in dessen bisheriger Stärke (4000 Exemplare) unter Benutzung seiner vierten Originalauflage und verpflichtete sich, jene Nachdrucksausgabe „in keiner Weise weiter herabzuwürdigen", ja dieselbe in einer ihrem vierten Bande vorzudruckenden Anzeige für eine von nun an mit seiner Bewilligung erscheinende zu erklären. Macklot (wie wir Karl Erhard der Kürze wegen öfter bezeichnen) dagegen versprach, nach Vollendung und Verkauf seiner Nachdrucksausgabe auf keinerlei Weise und unter keinem Vorwande einen neuen Druck oder Auszug aus derselben zu unternehmen, zu begünstigen oder, wenn bei einem Andern erschienen, zu verkaufen oder zu verbreiten, verzichtete auf weitere Anzeigen zur besondern Empfehlung seines Nachdrucks unter Zurücksetzung der Originalausgabe und verpflichtete sich außerdem, an Brockhaus 1500 Gulden Rheinisch als Schadenersatz und Mithonorar zu zahlen.

Dieser Vertrag führte indeß nur zu gegenseitigen Recriminationen und Processen, die noch durch Sprüche der Juristenfacultäten illustrirt wurden. Mit welcher Ausdauer Brockhaus sich gegen Macklot und einen zweiten würtembergischen Nachdruck wehrte, bei dem insgeheim wiederum diese Firma ihre Hand im Spiele hatte, möge man in dem Werke selbst nachlesen. Von allgemeinem Interesse ist besonders das Flugblatt, in welchem Brockhaus dem Nachdruck überhaupt den Fehdebrief hinwarf, mit einer Vehemenz und Schlagfertigkeit des Ausdrucks, durch welche er als ein Hauptvorkämpfer einer Reform der Gesetzgebung auf diesem Gebiete sich bewährte; er suchte dieselbe auch beim Bundestage durch Einsendung des Flugblattes an alle Bundestagsgesandten anzuregen. In welcher geharnischten Sprache das Flugblatt abgefaßt war, mag folgende Stelle beweisen:

Nein, liebes Publikum, so lange der Deutsche noch nicht auf dem Kopfe geht und mit den Füßen denkt, wird dir kein Mensch — und wäre dieser selbst ein königl. würtembergischer Geheimer- oder ein Regierungsrath — einreden, daß Verlagsrecht kein Recht, Buchhandel kein Handel sei. Wenn du dagegen alles das bedenkst, was seit Luther und Frobenius, 300 Jahre lang, verständige und rechtliche Leute, und darunter Männer wie Kant, Fichte, Pütter, Runde, Campe, Becker, Jean Paul u. a., gegen den Nachdruck gesagt haben, so wirst du wol begreifen, daß der Büchernachdruck nichts weiter sei als ein Polyp im Herzen des edelsten Eigenthumsrechts, das je eine Nation in Anspruch nehmen kann, im Herzen der Literatur. Zwar wird Herr Regierungsrath Krause für Herz lieber Magen setzen, weil er sich nun einmal des Magens des Herrn Macklot (in seinem Wirrknäuel von sophistischer Vertheidigung des Büchernachdrucks, Stuttgart, bei Macklot, 1817. 8.) ärztlich, oder — wie ein Advocatus Diaboli angenommen hat; allein lassen wir das. Der gesunde Umlauf des Blutes und des Nahrungssaftes wird allemal gestört, der Polyp sitze im Herzen oder im Magen. Das Lustigste bei der Sache ist nur das, daß ein Regierungsrath sich des Polypen annimmt und in dem von ihm dem Magen des Herrn Macklot verschriebenen Recept — der Titel seiner Schrift deutet auf Wermuthessenz — den Regierungen (eigentlich den Financiers) zuletzt wol gar einreden will: der rechtmäßige Verlag sei der Polyp (hohe Bücherpreise), der Nachdruckerraub hingegen die gesunde Blutwelle oder die rechte Pankreas der Literatur! Du wirst also einsehen, liebes Publikum, daß Gesetze, die den Nachdruck erlauben, nichts anderes bezielen, als Verleger und Schriftsteller — die nun einmal auch einen Magen haben, wie der Nachdrucker, nur keinen Straußenmagen, wie dieser — zu nöthigen, an ihrer eigenen Tafel zu fasten, an der sie Herrn Macklot u. Comp. bewirthen. Das wäre ja ärger, als es in der Fabel der Fuchs mit dem Storche, und der Storch mit dem Fuchse macht! Setzt der gutmüthige Verleger eine flache Schüssel mit guter Würzbrühe hin: flugs kommt ein hungriger Nachdrucker als Fuchs, und jener wird gesetzlich in einen Storch verwandelt, der dem ungebetenen schmausenden Gaste zusieht; oder setzt ein anderes mal ein kluger Verleger eine langhalsige (privilegirte) Flasche mit feinen Ragouts hin, flugs kommt Herr Macklot als Storch, und jener ist — der geprellte Fuchs, und das — von Rechts wegen! Bleiben ihm doch seine Krebse, davon mag er verspeisen, wie viel er Lust und Belieben hat; denn Summum jus summa injuria!

Diese Stilprobe zeigt zugleich, daß Brockhaus die Unerschrockenheit seiner Gesinnung mit einem oft drastischen Humor zur Geltung brachte, der an die Excurse Jean Paul's gegen den Nachdruck erinnert.

Freilich, die Zeitverhältnisse erlaubten nicht immer ein so durchgreifendes Auftreten, und gegenüber der preußischen Regierung mußte Brockhaus öfter in mehr diplomatischer Weise hin und her laviren, obgleich er gelegentlich auch ein kräftiges Wörtlein sprach. Diese „Kämpfe" sind in einem umfassenden Abschnitt von fünf Kapiteln besprochen und gewinnen für die Leser d. Bl. dadurch noch ein besonderes Interesse, daß unser Blatt selbst, welches damals noch den Titel „Literarisches Conversationsblatt" führte, mit in den Sündenfall des Brockhaus'schen Verlags verstrickt war. Am 4. August 1820 war das „Literarische Wochenblatt" vom Fürsten Hardenberg für Preußen verboten, allerdings im November unter dem neuen Titel: „Literarisches Conversationsblatt", wieder zugelassen worden. Doch als solches wurde es mit von der Recensur betroffen, welche über den Brockhaus'schen Verlag in Berlin verhängt wurde.

Brockhaus war keine persona grata bei der preußischen Regierung als Verleger der Massenbach'schen „Memoiren" und der „Handzeichnungen aus dem Kreise des höhern politischen und gesellschaftlichen Lebens", worin ein Abschnitt das frühere Leben des Fürsten Hardenberg behandelte. Die in seinem Verlage erschienene Uebersetzung des Werks von de Pradt: „De la révolution actuelle de l'Espagne et de ses suites", gab nun den Anlaß, daß die Feindlichkeit der Regierung in thatsächlichen Maßregeln zum Ausbruch kam. Die Schrift de Pradt's wurde mit Beschlag belegt, da sie, wie der preußische Gesandte in Dresden, von Jordan, dem sächsischen Cabinetsminister Grafen von Einsiedel schrieb, „ganz eigentlich gegen die

bestehende politische Ordnung gerichtet ist, ja den Meineid und die Empörungen der Völker und Armeen ohne Scheu predigt". Derselbe gab in einem andern Schreiben an den Minister ein vollständiges Sündenregister des Brockhaus'schen Verlags:

Letzterer hat seit Einführung der neuen Preßgesetze nicht aufgehört, den Bestimmungen derselben zu widerstreben, und von diesen Bemühungen durch das wieder herausgegebene, mit Noten versehene, ältere Schreiben des Fr. Gentz an Se. Majestät den König von Preußen, durch die Vorrede zum fünften Band des „Hermes", die neue Gestalt des „Literarischen Wochenblattes", die von ihm besorgten Nachdrucke und Uebersetzungen der de Pradt'schen gefährlichen Schriften u. m. dgl. unleugbar Beweise gegeben; — ganz besonders aber zeigt sich dieses Streben aufs neueste in einzelnen Artikeln, welche er als Anhang zum letzten Bande der fünften Auflage seines „Conversations-Lexikons" und zugleich in den Supplementbänden zu den ältern Ausgaben jenes Werks herausgegeben hat, und in dem 19. Hefte der von ihm redigirten und verlegten Zeitschrift „Zeitgenossen". Unter jenen sind außer den Artikeln: „Radical-Reformer" und „Sand" besonders die beiden: „Spanien" und „Demagogische Umtriebe" von höchst verwerflichem Inhalt und gefährlicher Richtung. Namentlich enthält der letztgenannte Artikel eine freche Verspottung nicht blos der damals genommenen Maßregeln, sondern auch der Karlsbader und Frankfurter Beschlüsse überhaupt. In dem genannten Hefte der „Zeitgenossen" aber steht eine Biographie des Görres, in deren Schlusse die schlechteste Gesinnung sich zeigt; zugleich offenbart sich in den Brockhausenschen Verlagsartikeln das unverhohlenste Bestreben, die preußische Regierung bei jeder Gelegenheit zu verunglimpfen, ja zu schmähen.

Das sächsische Ministerium theilte indeß durchaus nicht den Reactionseifer des preußischen, sondern unterwarf in einem eingehenden Vortrage an den König die Angelegenheit einer unparteiischen, echt staatsmännischen Erwägung und übernahm in vieler Hinsicht die Vertheidigung von Brockhaus. Dieser war inzwischen in Berlin gewesen und hatte von Herrn von Kamptz und Herrn von Schuckmann die Zusage erhalten, daß man der Fortsetzung des „Literarischen Wochenblattes" unter einem neuen Titel freie Circulation lassen werde:

Was meine Bemühungen sehr erleichterte, war, daß sowol Kamptz als Schuckmann das „Literarische Wochenblatt" von Anfang an genau kannten und mir beide offen gestanden, sie hielten es in seiner Art für das einzige Blatt in ganz Deutschland, dessen Aufhören sie als einen großen Verlust betrachten würden; dann kam mir die große Mäßigung zu gute, die ich wegen des Verbots beobachtet und daß ich darüber keinen Skandal in den öffentlichen Blättern oder im Blatte selbst erhoben hatte.

Doch er täuschte sich, wenn er sich sanguinischen Erwartungen betreffs einer größern Rücksichtnahme seitens der preußischen Regierung hingab. Bald erhielt er die Nachricht, sein ganzer Verlag sei in Preußen verboten worden — wie das in der That später Campe erging und wie es Heine verspottete in den witzigen Versen:

Es blüht der Lenz, es platzen die Schoten,
Wir athmen frei in der freien Natur.
Und wird uns der ganze Verlag verboten,
Verschwindet am Ende von selbst die Censur.

Doch bald erfuhr er, daß es sich nur um eine Recensur der von ihm verlegten Werke handle, und daß der Debit derjenigen, deren Inhalt unbedenklich befunden würde, gestattet werden solle. Den Anlaß zu dieser Maßregel gab merkwürdigerweise eine Lobschrift auf den König Friedrich Wilhelm III. von Professor Benzenberg, der schon früher durch eine ähnliche Schrift über den Staatskanzler Hardenberg Verwirrung in den maßgebenden Kreisen angerichtet hatte. Das Obercensurcollegium hatte sie verboten, der Kanzler dies Verbot wieder aufgehoben. Die Biographie des Königs selbst war wohlmeinend, in vieler Hinsicht schönfärbend: doch merkte man die günstige Vormeinung des Autors für das Repräsentativsystem heraus. Dies war indeß nicht der Anlaß zum Verbot derselben, sondern der Umstand, daß die Schrift gleich andern Neuigkeiten von einer berliner Sortimentsbuchhandlung in den dortigen Zeitungen angekündigt worden war. Darüber war der König ungehalten: „der König und sein Leben ausgeboten wie Heringe und Neunaugen und mitten unter solchen Objecten", wie Raumer an Brockhaus schreibt. Der Minister von Schuckmann wurde übel angelassen wegen schlechter Handhabung der Censur, wegen Mangel an Aufsicht u. s. w. bei Gelegenheit des „dummen Zeugs", das Benzenberg habe drucken lassen. Darauf verhängte Schuckmann die Recensur über den Brockhaus'schen Verlag.

Jetzt begann ein Sturmlaufen gegen diese Nacheensur, welches für die Ausdauer von Brockhaus und für seine Unermüdlichkeit das beste Zeugniß ausstellt. An Friedrich von Raumer, an Schöll, an den Staatskanzler wandte er sich, um die Aufhebung einer Maßregel zu bewirken, die ihm vor allen als eine lästige Plackerei erschien. Am meisten wurde wol das „Literarische Conversationsblatt" als ein periodisches Unternehmen davon betroffen, und gerade für dieses geht deshalb der Verleger am eifrigsten ins Zeug; er schreibt an Raumer:

Was mein „Literarisches Conversations-Blatt" betrifft, so habe ich Einsicht und Urtheil genug, um zu erkennen, — und ich sage es auch frei heraus, ohne zu glauben, deshalb unbescheiden zu sein —, daß es in seiner Art das erste Blatt nicht blos in Deutschland, sondern in Europa ist, und daß jede Regierung, die das Blatt verbietet, sich beschimpfen muß. Ihr Vorwurf, daß es nicht beide Theile höre, ist unwahr. Ich nehme jede anständig ausgedrückte Opposition gegen dasselbe im Blatte selbst auf. Sie selbst haben die Erfahrung gemacht. Selbst aber eine Opposition zu organisiren, wäre eine Lächerlichkeit und Charakterlosigkeit, deren ich nicht fähig bin. Wie wenig einseitig und parteiisch ich bin, davon liefert unter anderm Beweis der Aufsatz über Arndt in der Beilage Nr. 106, den ich Ihnen hier beilege. Auch habe ich nie versprochen, den Geist des Blattes zu ändern. Ich habe sogar dem Minister von Schuckmann und Herrn von Kamptz selbst gesagt, ich könne ihn nicht ändern, weil ich nicht wisse, was ich ändern solle; denn man hat mir keinen andern Tadel über dasselbe ausgesprochen, als daß ich eine Stelle aus der „Correspondance inédite" aufgenommen hatte, ein Vorwurf, der, um den Stab über ein Institut dieser Art zu brechen, ungereimt ist. Auch haben die Herren von Schuckmann, von Kamptz, ich sage auch Sie, mir die Versicherung ihres Beifalls über das Ganze des Instituts im reichsten Maße ertheilt.

Aehnlich spricht er sich in einer eingehenden Vorstellung an den Fürsten Hardenberg über das Blatt aus; er vertheidigt besonders die pariser Correspondenzen desselben, die als zu liberal vorzugsweise beanstandet wurden. Doch weder diese Vorstellung noch eine Eingabe an den König vermochte die Maßregel rückgängig zu machen; es gelang nur, für die Handhabung der Recensur alle erschwerenden Bestimmungen zu beseitigen und einen möglichst raschen und leichten Geschäftsgang einzuführen. Die Verweigerung des Postdebits für das „Literarische Conversationsblatt" war dem Verleger besonders lästig, doch wurde diese Maßregel bald zurückgenommen; auch die Recensur des Blattes unterblieb factisch längere Zeit und wurde erst am 17. Juli 1823 aufs neue eingeführt.

Die Verhandlungen zwischen Brockhaus und der preußischen Regierung in allen ihren Stadien zu verfolgen, die verschiedenen Hülfsmittel und Remeduren, durch die er mit Hülfe einiger berliner und anderer Buchhändler die Klippe der Recensur zu umschiffen suchte, näher zu beleuchten, ist hier nicht der Ort: das vorliegende Werk gibt aus den archivarischen Quellen durch Mittheilung der Correspondenz hierüber den eingehendsten Aufschluß. Einmal war sogar eine Spaltung in den Regierungskreisen die Folge dieser Verhandlungen. Fürst Hardenberg hatte am 9. Mai 1822 die Recensur suspendirt; Brockhaus hatte sich in einem Schreiben an den Staatskanzler erfolgreich gegen eine Denunciation in der „Allgemeinen Zeitung" gewehrt, indem er den Verfasser derselben, Dr. Klindworth, durch thatsächliche Mittheilungen um jeden Credit brachte. Doch der Minister von Schuckmann wußte es durchzusetzen, daß durch königliche Cabinetsordre diese Aufhebung der Recensur gleich darauf wieder rückgängig gemacht wurde. Ein humoristisch-satirisches Buch: „Taschenbuch ohne Titel", gab den äußern, wenn auch nur vorgeschobenen Anlaß dazu. Eine lange, energische Selbstvertheidigung von Brockhaus, die er dem Staatskanzler einsendete, sowie eine Eingabe an den König konnte nichts an der Sachlage ändern. Interessant ist ein Schreiben Schuckmann's vom 28. September 1822, in welchem besonders auf die Andeutung in jener Eingabe geantwortet wird, als könne Dr. Klindworth die Hand bei der Wiedereinführung der Recensur im Spiele haben. Der Ton dieses Schreibens ist sehr energisch; jene Andeutung und die Drohung mit der Publicität wird als „absichtliche Unwahrheit" bezeichnet, als „Phantom eingebildeter Wichtigkeit" und als „zu verächtlich, um eines Bescheides gewürdigt zu werden"! Sollte nun solche Unwahrheit durch den Druck veröffentlicht werden, so droht der Minister mit dem Verbot aller Brockhaus'schen Verlagsartikel ohne jede Ausnahme, dagegen solle der Nachdruck derselben unter diesseitiger Censur gestattet werden! Dieser Zusatz ist sehr charakteristisch für die damaligen Zustände.

Aufgehoben wurde die Recensur für den Brockhaus'schen Verlag erst kurz nach Brockhaus' Tode und zwar am 17. December 1823, diejenige für das „Conversationsblatt", die zunächst noch fortbestehen sollte, sogar erst anderthalb Jahre später. Am Schlusse dieses Abschnitts sagt der Verfasser der Biographie über seinen Großvater:

Niemand wird ihm das Zeugniß versagen, daß er sich in diesen Kämpfen mannhaft und energisch benahm und, wenn er auch nicht als Sieger aus denselben hervorging, doch mit Aufbietung seiner ganzen geistigen Kraft unerschrocken für das eintrat, was er als sein gutes Recht betrachtete.

In Wien, unter dem Régime von Metternich und Gentz, stand Brockhaus noch mehr in Miscredit als in Berlin: man confiscirte und verbot dort mehrere seiner Verlagswerke, darunter das Taschenbuch „Urania" wegen einer aus dem Französischen übersetzten Novelle und den neunten und zehnten Band des „Conversations-Lexikon"; doch machte man Ausnahmen zu Gunsten einiger hochgestellten oder verlaßlichen Personen. Die österreichische Censur hatte vier Urtheilsformeln für gedruckte Werke: Admittitur, Transeat, Erga schedam conceditur, Damnatur:

Admittitur ertheilt der Censor jener Schrift, welche öffentlich verkauft und auch in den Zeitungen angekündigt werden darf; Transeat Schriften, welche nicht ganz zum allgemeinen Umlauf, aber auch nicht zu einer strengern Beschränkung geeignet sind; sie können zwar öffentlich verkauft und in die Kataloge aufgenommen, aber nicht in den Zeitungen angekündigt werden. Erga schedam erhalten Werke, in welchen die Anstößigkeiten das Gute und Gemeinnützige überwiegen und welche ohne Gefahr nur Geschichtsmännern und den Wissenschaften geweihten Menschen gegen Reserve von der Polizeihofstelle bewilligt werden können. Damnatur ist als der höchste Grad des Verbots nur jenen Schriften vorbehalten, welche den Staat, die Religion oder die Sittlichkeit untergraben; die Erlaubniß, solche Schriften zu lesen, ertheilt ebenfalls die Polizeihofstelle und sie wird vierteljährlich Sr. Majestät ein Verzeichniß der Personen, welchen der Art Bücher und Schriften zugestanden wurden, vorlegen.

Gegenüber diesen geschmackvollen Varianten mußte die preußische, sich auf ein einfaches Verbot beschränkende Censur sehr dürftig und einseitig erscheinen.

Wie in Preußen, so machte auch in Oesterreich Brockhaus aus seinen Gesinnungen, die zur Zeit der Karlsbader Beschlüsse schon an und für sich bedenklich genug erscheinen mußten, kein Hehl. In einem Schreiben an den Polizeiminister Grafen Sedlnitzky gibt er zwar zu, daß er in seinem Verkehr stets zuerst auf die innere Tüchtigkeit der Werke sehe, die ihm angeboten werden, und auf den Rang, den die Verfasser in der Literatur einnehmen, die politische Farbe ihrer Meinungen sei ihm gleichgültig; gleichwol hat er den Muth, ein persönliches Glaubensbekenntniß abzulegen, das wenig geeignet war, sein Anliegen zu unterstützen:

Um hier ein Wort von meinem persönlichen Liberalismus zu sagen, so gestehe ich, der entschiedenste Feind aller und jeder Willkür und alles Despotismus zu sein. Ich habe diesem meinem Hasse unter der Napoleon'schen Epoche mein Eigenthum geopfert (indem ich deshalb Holland, wo ich bis zu seiner Occupation dieses Landes domicilirt war, verließ), wie ich mein Leben dafür hingegeben hätte. Diese meine Gesinnung erwarb mir im October 1813 auch den ehrenvollen Auftrag vom Feldmarschall Fürsten Schwarzenberg, ein Journal über die damaligen Begebenheiten herauszugeben, und unter dem Kanonendonner von Liebertwolkwitz wurden die ersten Nummern der „Deutschen Blätter"

gedruckt. Aber mein Liberalismus hat in der Idee keinen andern Zweck, als die Herrschaft guter und der bestmöglichsten Gesetze zu wünschen und, soweit mein Einfluß reicht, im rechtlichen Wege dies zu befördern. Ich habe nie zu einer geheimen Verbindung gehört, bin auch nie zu einer eingeladen worden, weshalb ich auch an keine glaube —; mein Leben ist das einfachste, indem ich außer meinen Geschäften nur für meine Familie existire. Demungeachtet leugne ich in der Offenheit meines Charakters nicht, in einzelnen Momenten tief von der politischen Lage Deutschlands ergriffen gewesen zu sein und in diesen Momenten mehr gethan zu haben, als sich vielleicht dem Buchstaben nach rechtfertigen ließ oder noch läßt. Sowie ich bis zum Jahre 1813 und wieder 1815 der glühendste Feind der Napoleon'schen Herrschaft war, so ergriff mich 1819 die preußische Denunciation Deutschlands in Beziehung auf die angeblichen demagogischen Umtriebe, an die ich so wenig damals glaubte, wie ich ihnen noch jetzt in dem Sinne der preußischen Denunciation keinen Glauben schenken kann; mich ergriff die Reaction, die ich in den Karlsbader Beschlüssen wahrzunehmen glaubte, und die mir die Ehre des deutschen Volks und der deutschen Regierungen anzugreifen schienen; in dieser Ansicht wurde ich bei meiner Durchreise durch Frankfurt in jenem Zeitpunkt von hohen diplomatischen Personen sogar bestärkt.

Dieser Freimuth gereicht dem tapfern Buchhändler zur Ehre, der nirgends durch schweifwedelnde Unterwürfigkeit seine Zwecke zu erreichen suchte. Die Ausdrücke, mit denen man Brockhaus dafür kennzeichnete, sind fast ganz dieselben, wie sie in vormärzlicher Zeit im Schwange waren. Er ward von Sedlnitzky ein „in politischer Beziehung übel berüchtigter Buchhändler" genannt, welcher der Partei dienen wolle, die alle bestehenden Ordnungen aufzulösen suche. Herr von Jordan nennt ihn „den zur Verbreitung alles Revolutionären jederzeit fertigen Buchhändler", spricht von verwerflichem Inhalt und gefährlicher Richtung einzelner Artikel, von schlechtester Gesinnung u. a.

Wenn diese Abschnitte die politische Restaurationsepoche illustriren, so ist der Abschnitt, welcher die „Streitigkeiten mit Müllner" behandelt, ein wichtiger Beitrag zur Literaturgeschichte. Der Advocat von Weißenfels erscheint darin in einem Lichte, welches das spätere Urtheil Platen's über ihn vollkommen rechtfertigt: ein rabbulistischer Jurispraktikus, der nur im persönlichsten Interesse die Presse zu beherrschen sucht und gleichzeitig seine genaue Kenntniß des Gerichtswesens zu Gunsten seiner persönlichen Klagen und Processe ausbeutet. Mit Brockhaus anfangs befreundet, wandte er auf einmal das schwere Geschütz seiner Polemik gegen ihn, als in der Zeitschrift „Hermes" sein „König Yngurd" eine tadelnde Beurtheilung erfahren hatte. Diese ungünstige Kritik gab den Anlaß zu fünfjährigen Streitigkeiten in den Blättern, zu geharnischten Broschüren, zu Injurienproceessen in Sachsen und Preußen; sie verbitterte dem unternehmenden Verlagsbuchhändler seine letzten Lebensjahre, ja sie beschleunigte durch den fortwährenden innerlich aufreibenden Aerger seinen Tod.

Wenn man die Stellung, welche dem weißenfelser Poeten von der Literaturgeschichte jetzt eingeräumt wird, in Betracht zieht, so muß man sich wundern, daß er damals eine Art von literarischer Großmacht war. Und doch — er war vor allem ein Modepoet und hatte glänzende buchhändlerische Erfolge. Darüber gibt das vorliegende Werk sehr interessante als verbürgt bezeichnete Notizen, welche überdies beweisen, daß die Lage der Dramatiker dem Publikum und den Buchhändlern gegenüber sich wesentlich verschlechtert hat:

Bei Göschen erschienen: 1815 „Die Schuld", erste Auflage 2000 Exemplare (Honorar 200 Thlr.), zweite Auflage 2000 Exemplare (Honorar 70 Friedrichd'or), dritte Auflage 2500 Exemplare (Honorar 100 Friedrichd'or), 1817 „Almanach für Privatbühnen", „König Yngurd", erste Auflage 4000 Exemplare (Honorar 1200 Thlr.), zweite Auflage 4000 Exemplare (Honorar 1200 Thlr.); bei Cotta: 1820 „Die Albaneserin", 10000 Exemplare (Honorar 3000 Thlr.), 1821 „Die Schuld", vierte Auflage (Honorar 100 Friedrichd'or), 1824—26 „Vermischte Schriften", 2 Bände; bei Vieweg: 1829 „Dramatische Werke", 7 Bändchen (Honorar für 5 Jahre 4000 Conv.-Gulden).

Ein Drama, das in einer Auflage von 10000 Exemplaren im Buchhandel erscheint, würde heute für ein Weltwunder gelten und eine derartige Notiz allgemein als eine gut ausgewachsene Seeschlange betrachtet werden! Man las also damals Dramen: das ist heutzutage eine Ausnahme; selbst die beliebtesten Bühnendramen der namhaftesten Autoren bleiben in ihrem Absatz weit hinter jener Ziffer zurück. Zugleich ist diese Notiz sehr lehrreich für alle diejenigen, welche in buchhändlerischen Erfolgen auch noch heutigentags die sichere Bürgschaft dauernden Nachruhms sehen. Müllner ist schon jetzt eine verschollene Größe: so ergeht es den Modepoeten und Tagesberühmtheiten.

Die Keule seiner Polemik schwang der weißenfelser Advocat zunächst gegen den Professor Clodius, in welchem er den Kritiker seines „Yngurd" zu treffen glaubte; als eine Erklärung im „Hermes" ihm bewies, daß er sich falsch adressirt hatte, wandte er sich gegen den Redacteur Krug und überhäufte diesen mit Schmähungen. Gegenüber der Grobheit in dieser Literaturfehde muß man einräumen, daß die literarische Polemik heutzutage mit Glacéhandschuhen geführt wird. Der Verleger Brockhaus, der bei Beginn des Streits in Paris war, wurde nach seiner Rückkehr mit hereingezogen, indem er sich seines Blattes und seines Redacteurs annahm. Müllner's Erwiderungen, brieflich und literarisch, wurden immer pöbelhafter. Brockhaus gab dann zwei Hefte „Müllneriana" heraus und lieferte zu dem Artikel „Müllner" im „Conversations-Lexikon" einen pikanten Nachtrag. Dies fachte den Streit zu erneuten Flammen an. Müllner antwortete in einem Pamphlet: „Die Macht des «Conversations-Lexikon» und ihr Gegengewicht", und empfahl sogar den Macklot'schen Nachdruck. Krug verspottete Müllner in einer Schrift: „Apollo der Leukopeträer" (1820). Alle Welt fürchtete sich vor dem weißenfelser Piraten; er beherrschte viele Blätter, auch die „Hallesche Literaturzeitung", redigirte das Cotta'sche „Morgenblatt" und brachte seine Invectiven auch in der „Leipziger Zeitung" an. Doch versagte ihm Cotta schließlich die Zustimmung zum Abdruck seiner Schimpfartikel, und auch die Censoren der „Leipziger Zeitung" erklärten sich gegen per-

sönliche Klopffechtereien. Auch des „Literarischen Wochenblattes" in Weimar hatte sich Müllner bemächtigt; es war das der Grund, daß Brockhaus unser Blatt ankaufte, um Müllner diese Waffe zu entziehen.

Dem Kampf in der Presse zur Seite gingen die Injurienprocesse hüben und drüben. Müllner wußte von den Unterschieden in der sächsischen und preußischen Gesetzgebung Nutzen zu ziehen. Erstere bestrafte die Injurien noch mit persönlicher Abbitte, und eine solche mußte Brockhaus vor dem leipziger Gericht leisten. Die genaue Schilderung der Gerichtshändel ist auch für Juristen von Interesse.

Der Abschnitt „Letzte Lebensjahre" schildert Brockhaus' äußeres und inneres Leben in den Jahren 1819—23; die Verhandlungen wegen eines Concurrenzunternehmens, das von befreundeter Firma ausging, des Pierer'schen „Universal-Lexikon", nehmen in diesem Abschnitt einen breiten Raum ein. Am 20. August 1823 starb der wackere Buchhändler, einer der tapfersten Vorkämpfer für die Freiheit der Presse und des geistigen Verkehrs.

Das mit diesem dritten Bande vollendete Werk von Eduard Brockhaus muß als ein sehr wichtiger Beitrag zur Geschichte nicht nur des deutschen Buchhandels, sondern auch der deutschen politischen und geistigen Zustände in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts erscheinen. Obschon dem Enkel von der Pietät gegen den Begründer der Firma in die Feder dictirt, ist es doch frei von jeder Schönfärberei, schlicht und maßvoll gehalten und mit einer auf briefliche und archivarische Quellen sich stützenden Objectivität abgefaßt. Rudolf von Gottschall.

Aus dem republikanischen Paris.

Phönix Paris! Wer sähe es nicht gleichsam verkörpert, in der Wirklichkeit vor sich, jenes Fabelwesen des Alterthums, das aus der eigenen Asche zu neuem Leben, in noch glänzenderer Erscheinung, als bevor es in Flammen unterging, emporwächst — wenn er Paris vor sich sieht, Paris von 1881, und sich in Gedanken nochmals ausmalt das Paris von 1871! Zehn Jahre genügten, um aus den Ruinen der einstigen Hauptstadt des Empire abermals die „Stadt der Städte" zu machen, die sie war und die — man darf es ohne kleinlichen Neid zugestehen — sie immer sein wird. Frankreich ist eben das „wahre Milliardenland", wie ein Autor, von dessen bezüglichem Werke wir sofort näher sprechen, es mit Hinblick auf die famose Tissot'sche „Reise ins Milliardenland" genannt hat.

Von jeher hat Paris in unserer deutschen touristischen und feuilletonistischen Literatur eine gewaltige Rolle gespielt, und so auch heute noch. Mit dem zweiten Kaiserreich ist wol das napoleonische Paris, doch nicht Paris selbst den Augen der staunenden Welt entschwunden, und wie unsere gewandtesten Publicisten früher ihre Studien über das Paris du second empire uns nicht vorenthielten, so finden dieselben oder ihnen nachgeartete Federn den gleichen reichen Stoff zu Schilderungen und Betrachtungen aller Art in dem Paris de la troisième république.

Als ein rechter Proteus unter den modernen Städten war und ist Paris immer neu, und das jetzt besonders interessante und wichtige Neue an ihm hat in Worten sehr präcis derselbe Autor wiedergegeben, dessen wir oben schon gedenken konnten. Bei einer Umschau auf unserm Büchertisch kamen uns sogleich nicht weniger als vier Novitäten der Literatur über die Circe Paris, das Babel an der Seine, vor Augen, und wenn wir zwei derselben hier auch nur mit einer kürzern Erwähnung zu erledigen im Stande sein werden, so möchten die beiden andern uns wol etwas länger beschäftigen. Lassen wir die letztern also den Anfang machen:

1. Paris unter der dritten Republik. Neue Bilder aus dem wahren Milliardenlande von Max Nordau. Leipzig, Schlicke. 1880. Gr. 8. 6 M.

Max Nordau, der dem unfreiwilligen Spaßmacher Tissot jene Phrase vom „pays des milliardes" zurückgab — sein bezügliches Buch erschien vor etwa dritthalb Jahren —, ist in den uns jetzt vorliegenden neuen Bildern aus dem wahren Milliardenlande auch derjenige, der die oben angeführte Betrachtung anstellt. Wir lesen nämlich im Vorwort:

> Es gibt wenige Schauspiele von solcher Großartigkeit wie das einer ursprünglich feudalen alten Gesellschaft, die im Begriff ist, sich zu demokratisiren. An der französischen Nation vollzieht sich augenblicklich dieser weltgeschichtliche Proceß sichtbarer und mächtiger als in irgendeinem Moment seit 1789. Sie ist daran, sich dem Buchstaben des Gleichheitsprineips gemäß von Grund auf neu zu gestalten, und jede Phase dieses Proeesses ist würdig, auch dem ernstesten Geiste lebhaftes Interesse einzuflößen.

Wenn dies gewiß historisch objectiv ist, so kommt freilich in der Folge viel Subjectivität in Nordau's Raisonnement, zu welcher wir hier keine Stellung nehmen wollen. Nordau ist Republikaner. Aus der Seele, den Phantasien eines solchen heraus sagt er von sich (in dritter Person):

> Er verfolgt den Umgestaltungsvorgang der französischen Gesellschaft mit der wärmsten Theilnahme, weil er darin einen großen menschheitlichen Zug spürt, weil er in den heutigen Zuständen Frankreichs ein Bild der nähern oder entferntern Zukunft aller übrigen Culturvölker ahnt, und weil er die Ueberzeugung hat, daß die Ideen, die hier allmählich zum Durchbruch gelangen, bestimmt sind, über kurz oder lang die Welt zu beherrschen.

Wenn der Verfasser in seinem früher erschienenen Buche die mitunter erfreulichen materiellen Seiten des pariser Lebens dargestellt hat, so bemüht er sich nun, das ungleich

anziehendere Bild des geistigen Lebens im heutigen Paris zu malen. Er will die Rückwirkung nachweisen, welche die republikanisch-demokratischen Ideen während einer nunmehr zehnjährigen legalen Herrschaft auf die geistige Verfassung der Franzosen und auf die verschiedenartigen Manifestationen ihres Nationalgenies, also auf ihre Literatur, ihre Kunst, ihr soziales Leben — soweit dasselbe in Paris der unmittelbaren Beobachtung des Verfassers zugänglich war — und auf ihre politischen Ideale geübt haben. Von seinem schon gekennzeichneten Parteistandpunkte aus kann der Verfasser nicht anders als mit einiger Voreingenommenheit urtheilen und erzählen, auch wenn er sich ausdrücklich gegen eine solche verwahrt. Doch merkt ein denkender Leser sehr leicht, wo die lebendige und treue Färbung des Buchs mehr oder minder zu sogenannter Schönfärberei wird. Das Gemälde des republikanischen Paris, welches Nordau entwirft, setzt sich aus den Charakterköpfen bestimmter Personen und den Schilderungen der allgemeinen Zustände und Erscheinungen zusammen. Die Personen, die er als die Typen der Zeit vorführt, sind: Grévy, Gambetta, V. Hugo, Zola und Daudet. Als Signatur der allgemeinen gesellschaftlichen Zustände des heutigen Paris dient die oben citirte Aeußerung des Verfassers, die dann noch eine nähere thatsächliche Deutung erhält: das Weltausstellungsjahr 1878 bewirkte eine Art Versöhnung zwischen der Republik und den Monarchisten, dem legitimistischen oder napoleonischen Adel. Die bisher die neuen „Emigranten" gewesen waren, kehrten zu jenem glänzenden Schauspiel und Völkerfest nach Paris zurück, öffneten wieder ihre prächtigen Hotels und wetteiferten mit den Männern der neuen Ordnung, die liebenswürdigen Wirthe der aus allen Erdtheilen herbeiströmenden Fremden zu machen.

Der Vertheidiger und Lobredner, ja Bewunderer der Republik kann dennoch nicht umhin, einen Mangel zu constatiren: la République manque de femmes. Die amnestirte Commune zwar hat ihre Luise Michel, die Petroleuse — aber die Republik hat keine Priesterinnen, keine Grazien. Woraus dann weiter folgt: wo der Einfluß und Nimbus der Frauen fehlt, da gedeiht auch nicht die eigenartige Blume der modernen Gesellschaft, die ohne die Sonne der Frauengunst verdorren muß, der Salon. Hier möge Nordau selbst der gewiß verlaßliche Gewährsmann sein:

> Gambetta ist unverheirathet und kann darum nur offizielle Diners und Soiréen für Herren oder vertrauliche kleine Junggesellenpartien geben, von denen die Frauen noch entschiedener ausgeschlossen sind als von jenen. Victor Hugo hat auch keine Hausfrau, was freilich enthusiastische Damen nicht hindert, zu ihm zu gehen; allein der Ton, der bei ihm herrscht, ist zu sehr der gottesdienstlicher Verehrung, als daß der leichte Fluß des Gesprächs und die Vertraulichkeit zwischen Hausherrn und Gästen aufkommen könnten, die die erste Voraussetzung eines richtigen Salons bilden, und man kann ohne Uebertreibung sagen, daß man bei Victor Hugo nicht in einen Salon, sondern in einen Tempel tritt. Emil de Girardin hat die Traditionen des französischen Salons wie kein anderer lebender Franzose; allein seit dem Tode seiner genialen Frau empfängt er nicht regelmäßig, öffnet sein Haus nur noch den Intimen und verzichtet darauf, ein gesellschaftlicher Mittelpunkt und Krystallisationskern zu sein, um nur durch seine Feder auf seine Landsleute zu wirken. Thiers war ein leidenschaftlicher Freund der Conversation; er war reich und hatte eine Hausfrau; dennoch hielt er weder während seiner Präsidentschaft noch nachher einen Salon, angeblich weil die wohlbekannte Oekonomie seiner Gemahlin sich den mit gesellschaftlicher Gastfreundlichkeit immerhin verbundenen Ausgaben widersetzte. Grévy öffnet die Festsäle des Elysée auch nur bei offiziellen Anlässen; dann drängen sich zweitausend Personen in den glänzenden Hallen und um die reich besetzten Buffets, die Unbekannten, ohne sich finden und miteinander plaudern zu können, alle von der Hitze und dem Gedränge leidend und froh, wieder wegzukommen; außer diesen offiziellen Empfängen aber macht der Präsident keinerlei gesellschaftliche Anstrengungen, und er führt in seinem Palast im ganzen ein sehr stilles, sehr zurückgezogenes Leben, ganz so wie früher in der Rue Saint-Arnaud (heute Rue Volney), wo er nur wenige alte Freunde und Verwandte zu empfangen pflegte. Seit der Gründung der dritten Republik hat es in Paris eigentlich nur zwei wirklich republikanische Salons gegeben, und von diesen ist der eine nach kurzer Blüte verödet und der andere im Begriff, seine politische Bedeutung zu verlieren. Der erste war der Salon der Fürstin Trubetzkoi. Große Dame, Besitzerin eines ihrem Range entsprechenden Vermögens, reich an Beziehungen, die die ganze pariser Gesellschaft umfaßten, dabei eine Freundin der Literatur und schönen Künste, eine gebildete Linguistin und geistreiche Conversationskünstlerin, war die interessante Russin prädestinirt, die Königin eines Salons zu sein. Sie hatte überdies zu ihren andern Eigenschaften auch einen lebhaften Geschmack für politische Intrigue, die sie ein wenig als Sport betrieb, und eine Sympathie für die Republik und ihre Stützen, die in der sozialen Schicht, der die Fürstin Trubetzkoi angehört, nicht häufig ist. Dies alles machte, daß ihr Hotel in den Champs Elysées der Sammelplatz aller republikanischen Notabilitäten wurde, welche hier zum ersten mal mit Elementen in Berührung kamen, denen sie bis dahin fremd geblieben waren. In den Salons der Fürstin sah man oft Thiers und Gambetta, die hier einander näher traten; die Botschafter der fremden Mächte verkehrten hier mit den Abgeordneten von der Linken; durchreisende ausländische Fürstlichkeiten und Aristokraten lernten hier die Menschen von Zukunft und Vergangenheit, die glänzenden Namen jeden Berufs kennen.

Schade nur, daß dieser vielverheißende gesellschaftliche Verkehr sein frühes Ende fand: es kamen Indiscretionen vor, sei es mit oder ohne Verschulden der Dame vom Hause. Besonders die Männer der Politik zogen sich infolge dessen zurück, und daß, wer den Schaden hat, für den Spott nicht zu sorgen braucht, erfuhr auch die Fürstin. Nordau erzählt weiter:

> Dazu kam, daß Sardou in seiner „Dora" den Trubetzkoi'schen Salon öffentlich carikirte, man kann direct sagen, an den Pranger stellte, was wieder einen wichtigen Theil der Gäste aus dem verleumdeten Hause vertrieb. Und da um diese Zeit die Fürstin auch in ihrem Familienleben allerlei Kümmernisse erfuhr, so schloß sie eines Tags ihren Salon und verließ Paris, in welchem sie von 1873 bis etwa 1877 eine erste Rolle gespielt hatte. Der zweite republikanische Salon, der die Erbschaft des Trubetzkoi'schen Hauses antrat und dessen Thüren noch heute gastlich offen stehen, ist der der Madame Adam, besser bekannt unter ihrem Mädchennamen Juliette Lamber, den sie mit reizenden Romanen und Reisebeschreibungen unsterblich gemacht hat. Obwol bereits Großmutter, ist Frau Adam noch immer eine prächtige Erscheinung mit leuchtenden, großen Schwarzaugen, wunderschönen schwarzen Haaren, einer jugendlichen Büste und

einem schelmischen, ewig beweglichen, ausdrucksvollen Gesichtchen, dem man höchstens dreißig Jahre geben würde. Mit ihren körperlichen Vorzügen verbindet Frau Adam eine bezaubernde Anmuth, eine Lebhaftigkeit, eine herzgewinnende Liebenswürdigkeit, die sie zu einer durchaus exceptionellen weiblichen Erscheinung machen. Diese merkwürdige Frau ist aber nicht blos schön, anmuthig und trotz ihrer Jahre, die man nicht ignoriren kann, unwahrscheinlich jung, sie ist auch von einer so sprudelnden Heiterkeit, einem so paradoxalen Witz und einer so blendenden Meisterschaft in der Plauderei, daß sie den berühmtesten Salonvirtuosen des 18. Jahrhunderts zahlreiche Points vorgeben könnte. Eine solche Individualität mußte Freunde erwerben, wohin sie immer kam. Alle Welt drängte sich um sie und war glücklich, ihre geniale Gegenwart in ihren Salons zu genießen. Gambetta verplauderte ganze Abende mit ihr, Victor Hugo küßte ihr die Hand, die Minister schmückten ihre officiellen Empfänge mit ihrer Anwesenheit. Man begann sie als Macht im Staate anzuerkennen. Streber schlichen sich bei ihr ein in der Hoffnung, durch ihre Protection Carrière zu machen. Die Indiscretion der Journalistik heftete ihr forschendes Auge auf diesen Salon, in welchem die Ueberlieferungen französischen Geistes und französischer Heiterkeit so glücklich cultivirt wurden; ungeschickte Schmeichler nannten Madame Adam die Tallien der dritten Republik. Das verscheuchte die hervorragendsten Politiker aus ihrem Hause, in das zu viel vom grellen Lichte der Oeffentlichkeit fiel. Die geistigen Häupter der dritten Republik sind in diesem Punkte sehr kitzelig: sie wollen nicht, daß man diese für ein Directorium halte, und vermeiden ängstlich jeden Anschein der Beeinflussung durch schöne Frauen. Diesem catonischen Skrupel verdankt es Frau Adam, daß sich die politischen Elemente aus ihrem Salon zurückzogen und nur die literarischen und künstlerischen zurückblieben, welche die „Nouvelle Revue", deren Directrice Frau Adam ist, um sie gruppirt. Und so kann man heute sagen, daß es in Paris keinen einzigen republikanischen Salon im historischen Sinne des Worts gibt und daß die reactionären Spötter recht zu haben scheinen, wenn sie triumphirend immer und immer wiederholen: „La République manque de femmes."

So weit Nordau. Wir können hier nur noch kurz erwähnen, daß derselbe um den Kern seines Buchs, der eben eine Schilderung des „republikanischen Paris" ist, noch verschiedene andere Kapitel unterhaltenden, novellistischen oder anekdotischen Inhalts krystallisirt. Wir nennen als besonders ansprechend: „Straßen-Industrien"; „Müßiggang in Paris"; „Mein Freund, der Musiker."

Wir gehen nun zu einem andern Autor über:

2. Pariser Leben. Bilder und Skizzen von Ludwig Kalisch. Mainz, von Zabern. 1880. 8. 5 M.

Kalisch verfolgt keine ausgesprochene politische und sociale Tendenz, er ist mehr nur ein amusanter Plauderer, der aber ebendeshalb — wie es in dem geflügelten Worte heißt — nicht verstimmt, weil man nicht die Absicht merkt. Kalisch ist auch der Aeltere; sein Ruf als pariser Correspondent und Feuilletonist ist seit Jahren ein festbegründeter und großer. So konnte er auch zurückgehen auf Berühmtheiten noch aus der Zeit Ludwig Philipp's, auf Béranger, Heine, Börne, Paul de Kock u. a. Die Skizzen sind sämmtlich schon zerstreut erschienen und hier nur gesammelt. Sie haben früher bereits das verdiente Glück gemacht, wovon der Verfasser z. B. Folgendes zu erzählen weiß:

Ich will hier nicht jede einzelne Skizze mit einem Empfehlungsschreiben an das Publikum versehen. Es sei mir jedoch gestattet zu bemerken, daß dem nun heimgegangenen Jakob Offenbach bei seiner Ankunft in Amerika mein ihm gewidmeter biographischer Abriß von seiner dort lebenden Schwester in englischer Uebersetzung, und zwar in einem der verbreitetsten amerikanischen Blätter, als Willkommgruß dargereicht wurde. Ich füge noch hinzu, daß Offenbach mir zu wiederholten malen seine Verwunderung über meine genaue Kenntniß seines Lebensganges ausdrückte. Diese genaue Kenntniß verdankte ich seinem Bruder, der ihm einige Tage später ins Grab folgte. Habe ich doch lange Zeit die kostbare Reliquie der Offenbach'schen Familie, den Theaterzettel, bewahrt, welcher die Operette seines Vaters: „Der Schreiner in der Werkstatt", anzeigte. So hat auch der Artikel über Madame Strauß das Verdienst, zum ersten mal dem Publikum in wahrer Gestalt die Frau vorzuführen, die unserm vortrefflichen Börne bis zu seinem Tode in aufopferungsvoller Freundschaft zur Seite stand, und ohne deren Ermunterung er vielleicht nicht die Schriftstellerfeder ergriffen hätte. Ich will auch ein Wort sagen über den Artikel „Der Wunderglaube in Paris". Demselben wurde eine Ehre zutheil, deren sich wahrscheinlich keiner der Millionen erschienener Artikel des In- und Auslandes zu rühmen vermag. Er wurde nämlich in dem hebräischen, in Odessa erscheinenden Blatte „Hammeliz" vorzüglich übersetzt und mit erklärenden Noten veröffentlicht. Meine Studie über den pariser Spiritismus und Somnambulismus ward also auch in der Sprache verbreitet, in welcher der große Prophet Moses zu den Kindern Israel geredet.

Was jene „vorfebruarlichen" pariser Größen anlangt, so wollen wir bei Börne einen kurzen Halt machen und zwar bei dem Kapitel, welches Kalisch der Freundin des Genannten, der Frau Strauß, gewidmet hat. Zunächst: wie ist Börne Schriftsteller geworden? Unser Autor erzählt:

Ich hatte gehört, daß sie es gewesen, die ihren Freund veranlaßt hatte, die Schriftstellerfeder zu ergreifen, und ich fragte sie, ob dem wirklich so sei? „Das ist wahr", erwiderte sie. „Börne hatte die Gewohnheit, mir bei seinen Besuchen von seiner Lektüre zu berichten; er war indessen mit derselben selten zufrieden. Die damalige Tagesliteratur war auch in der That nicht geeignet, seinen Geist zu befriedigen oder ihm eine besondere Achtung vor der Gesinnungstüchtigkeit der Schriftsteller einzuflößen. «Da habe ich wieder recht dummes Zeug gelesen», sagte er gewöhnlich, und indem er die Schrift nannte, schüttete er eine solch beißende satirische Lauge über dieselbe und ließ dabei so viel Witzfunken sprühen, daß ich nicht müde ward, ihm zuzuhören. Eines Tags nun — es war im Jahre 1817 — als er wieder seinen Unwillen über ein soeben erschienenes Buch in humoristischer Weise ausdrückte, diesmal aber noch geistvoller, noch witziger sprach, sagte ich ihm: «Männer von Talent und Ueberzeugung sollten der Talent- und Charakterlosigkeit nicht allein das Wort gönnen. Das Publikum liest eben das, was man ihm bietet, und es würde gewiß eine bessere Lektüre wählen, wenn begabte Männer ihm eine solche böten. Sie sollten schreiben.» «Das will ich auch thun», antwortete er, und bald darauf erschien seine «Wage», die so viel Aufsehen erregte und seinen Namen so schnell berühmt machte. Mich überraschte der glänzende Erfolg dieser Zeitschrift durchaus nicht; ich war vielmehr fest überzeugt, daß ein Mann, der so geistvoll sprach, auch geistvoll schreiben und sich bald einen weiten Leserkreis erwerben würde." „Börne's Unterhaltung", fuhr sie fort, „war ebenso reich an witzigen, humoristischen Wendungen wie seine Schriften. Er sprach ebenso geistvoll wie er schrieb, aber er entfaltete seinen

Geist im Gespräch nur vor denen, für die er ein besonderes Interesse hatte."

Kalisch hatte Frau Strauß 1849 in Auteuil bei Paris kennen gelernt, wohin sie sich nach dem Tode des Freundes zurückgezogen. Als die Familie Strauß von Frankfurt a. M. nach Paris übersiedelte, theilte Börne mit derselben die Wohnung. Er war schon sehr leidend und bedurfte der sorgfältigsten Pflege, die ihm natürlich auch zutheil wurde. Das stimmt ganz zu dem Bilde, welches Kalisch von Frau Strauß selber entwirft:

Unbegrenztes Wohlwollen war der Hauptzug ihres Charakters und bekundete sich in allem, was sie sprach. Man weiß, wie sehr Heine in seinem Buche über Börne sie mishandelte, wie grausam er ein reines, edles Verhältniß in den Schmutz zu treten und die Lacher auf seine Seite zu ziehen suchte. Nun, man hat oft von Heine bei Frau Strauß gesprochen, niemals aber habe ich von ihr ein hartes Wort gegen ihn äußern hören. Sie sprach im Gegentheil immer voll Bewunderung von seinem Talent und erzählte gern von seinem ersten Besuch bei ihr in Frankfurt, als er, mit Börne innig befreundet, ihr ein Exemplar seines „Buchs der Lieder" überreichte. Einmal, da man auf Heine's Schrift gegen Börne zu sprechen kam, sagte sie lächelnd, sie begreife nicht, warum Heine ihr ein blatternarbiges Gesicht angedichtet; ob denn ein Weib blos durch ein blatternarbiges Gesicht das Zwerchfell der Männer erschüttern könne? Sie wenigstens finde gar nichts Komisches daran, ein armes Wesen durch die Spuren einer fürchterlichen Krankheit entstellt zu sehen. Frau Strauß war nicht blatternarbig und hatte auch nicht die geringste Aehnlichkeit mit dem Zerrbilde, das Heine als ihr Porträt gegeben. Sie war, als ich sie kennen lernte, eine etwas untersetzte Matrone mit sanften, schwermüthigen Gesichtszügen, die sich nur selten belebten. Ihre Stimme hatte etwas Sympathisches. Man hörte gern zu, wenn sie sprach, und war überzeugt, daß ihr die Worte aus dem Herzen kamen. Frau Strauß war nicht nur sehr wohlwollend, sie war auch sehr wohlthätig. Die Reaction von 1849 hatte unzählige Deutsche ins Exil getrieben. Viele von ihnen kamen nach Paris und befanden sich in der traurigsten Lage. Die edle Frau half, wo sie helfen konnte, ohne es an die große Glocke zu hängen, ohne jemals der Opfer, die sie gebracht, auch nur mit einer Silbe zu erwähnen. Die Unglücklichen, denen sie das schwere Los zu erleichtern suchte, erfuhren nicht, woher ihnen die Wohlthat kam. Frau Strauß ließ ihre Spenden den Hülfsbedürftigen durch vermittelnde Personen zufließen, auf deren Verschwiegenheit und Zartgefühl sie rechnen konnte, und erst nach ihrem Tode hat man erfahren, wie freigebig sie gewesen. Im Juli 1850 ging ich nach England. Ich verabschiedete mich von ihr mit der Ahnung, sie nicht wieder zu sehen. Die siegreiche Reaction versenkte sie in düstere Schwermuth, die mit jedem Tage bedenklicher wurde. Sie fürchtete beständig, von den Häschern des Despotismus überwacht zu sein, und als die Nachricht von dem Staatsstreich zu ihr gelangte, hüllte sich ihr Geist in ewige Nacht. Noch mehrere Jahre siechte sie hin, bis endlich ein milder Tod ihr Auge schloß. Das größere Publikum kennt die Freundin Börne's kaum dem Namen nach; sie verdient es aber gewiß, zu Deutschlands edelsten Frauen gezählt zu werden.

Das Paris der Gegenwart spiegelt sich bei Kalisch in Bildern von Gattungsrepräsentanten, von Typen ganzer Species, nicht — wie bei Nordau vorwiegend — in Porträts bestimmter einzelner Individuen ab. Wir lernen die „Tyrannen von Paris", die auch die herrschende Republik nicht besiegen konnte, nämlich die Hausmeister, die concierges, kennen; ferner die „kleinen Rentiers", die Parvenus, das Künstlervölkchen sammt den männlichen und weiblichen Modellen, neben diesen „Bohémiens" auch die wirklichen Zigeuner, deren in Paris zur Winterszeit wol funfzig Familien in einer eigenen „Colonie" wohnen, sodann noch die Bouquinisten auf den Quais und endlich — ohne Vergleich — sogar die Thiere in Paris. Was insonderheit die Bouquinisten, diese ganz eigenthümlichen Kleinkrämer und Trödler des (hier in eminentem Sinne internationalen) Büchermarkts, anlangt, so glauben wir, es werde gerade unsern Lesern angenehm sein, zu erfahren, was von diesen seltsamen „Literatoren" Kalisch berichtet:

Jeder Stadttheil in Paris hat seine eigene Physiognomie, sein eigenthümliches Gepräge. Dies fällt selbst dem Fremden auf, der die Weltstadt zum ersten mal sieht. Wer aber Paris genau kennt, der weiß recht gut, daß auch die Bewohner der verschiedenen Stadttheile ihre Eigenthümlichkeiten haben, die sie mehr oder minder voneinander unterscheiden. So ist nicht nur die pariser Bevölkerung am rechten Ufer der Seine von der des linken verschieden, sondern die Boulevards selbst, obgleich sie von der Madelaine bis zum Bastillenplatz nur eine einzige ununterbrochene Straße bilden, zeichnen sich durch gewisse Schattirungen aus, die man alle tausend Schritte, sowol an den Gebäuden wie an den Manieren der Bewohner wahrnimmt. Wie verschieden ist z. B. der Stadttheil, der sich rechts vom Faubourg Poissonière nach der Porte St.-Martin hinzieht, von demjenigen, der sich links bis zum Quartier Breda erstreckt! Hier nähert man sich immer mehr dem Mittelpunkt der Künstlerwerkstätten und der nichtsthuenden Halbwelt, dort der thätigen, nimmer rastenden Geschäftswelt. Das elegante und gewerbtreibende Paris hat man nur auf dem rechten Seineufer; hier sucht man das Vergnügen und den Luxus, oder schafft aufs emsigste, um den Luxus und die Vergnügungssucht zu befriedigen; auf dem linken sprudelt still und geräuschlos der Quell der Wissenschaft. Dort sind die Theater, die Concert- und Tanzsäle, die üppigen Restaurants, die prachtvollen Magazine; hier die Bibliotheken und die Hörsäle. Wenn man die Boulevards verläßt, die geräuschvolle Rue Richelieu durchschreitet, dann den prachtvollen Hof des Louvre zurücklegt und über den Pont des Arts geht, so befindet man sich auf dem Quai de L'Ecole, dicht vor der Façade des Instituts. Dies Gebäude enthält nicht weniger als zwei große Bibliotheken, die Bibliothek des Instituts und die Bibliothek Mazarin; aber auf den Straßen selbst und unter freiem Himmel sieht man, so weit das Auge reicht, eine lange Reihe von Bücherkasten, in welchen abgenutzte, halbverschlissene Bücher ihre Käufer erwarten. Diese Bücherkästen liegen auf den Rampen der Quaibrüstungen und ziehen sich vom Quai d'Orsay bis über den Quai St.-Michel hinaus. Jeder Kasten enthält ungefähr 80 Bände, und man hat berechnet, daß die Antiquare oder, wie man sie hier nennt, Bouquinisten täglich 12—1500 Bände, ungefähr für 1000 Frs., verkaufen, daß sie also jedes Jahr etwa für 400000 Frs. Waare absetzen. Jeder dieser Kasten ist in mehrere Fächer getheilt, von denen über jedem der Preis für die in demselben befindlichen Bände angegeben ist; dieser Preis beginnt mit 3 Sous per Band, erreicht selten die Höhe von 3 Frs., und übersteigt diese Höhe fast niemals. Was sich für eine Gesellschaft in den Drei-Sous-Fächern befindet, kann man sich leicht denken; es sind meistens zerknitterte, zerrissene und mit allerlei Federzeichnungen besudelte Schulbücher, Cornelius Nepos, Julius Cäsar, Entropius, mit Menschen- und Hunde- und Affengesichtern und besonders mit den Carieaturen der Lehrer illustrirt. Indessen habe

ich doch einst bei einem dieser Bouquinisten aus dem Drei-Sous-Fach ein Buch herausgezogen, das vor ungefähr sieben Lustren die deutsche Tagespresse, die deutsche Jurisprudenz und die deutschen Gefängnißwärter beschäftigte und dem jungen Verfasser schnell einen Namen machte, nämlich „Wally, die Zweiflerin", von Karl Gutzkow. ... Es kann dem Bouquinisten widerfahren, daß er unter einem Wust alter Bücher, die er für einige Francs gekauft, Werke findet, die er für mehrere hundert Francs wieder losschlägt. Viele dieser Bouquinisten sind indessen sehr arm, und es ist unbegreiflich, wie sie ihr Leben zu fristen im Stande sind, da ihr ganzer Büchervorrath kaum 10 Frs. werth ist. Sie gehören eben zu der großen Anzahl derjenigen Pariser, die am Ende des Jahres selbst nicht begreifen, durch welche Mittel sie sich seit dem Anfange des Jahres haben durchschlagen können. Ihre Existenz ist jedenfalls eine sehr traurige.

Kürzer können und müssen wir uns über die folgenden zwei Erscheinungen fassen:

3. Französische Charakterköpfe. Zweite Serie. Studien nach der Natur von M. G. Conrad. Leipzig, Reißner. 1881. 8. 1 M. 50 Pf.
4. Französische Skizzen und Bilder. Von L. Herwarth von Bittenfeld. Berlin, Levit. 1881.

Beide Titel sprechen also von Frankreich, nicht speciell von Paris — indessen Paris ist ja Frankreich, wir können das nur wiederholen. Nehmen wir gleich das erstere Buch: es dürfte ebenso gut „Pariser Charakterköpfe" heißen. Der in dieser besondern Domäne unserer Literatur und Journalistik längst, wie Kalisch, hochgeschätzte, geistreiche Verfasser zeichnet hier die Porträts von V. Hugo, Flaubert, Crémieux, Naquet, Floquet, Lockroy, Barodet, Vaucerbeil, Delibas, Leeoq, Duvernoy und Sarah Bernhardt. Gewiß sind alle Verehrer und Freunde der Conrad'schen Auffassungs- und Darstellungsweise ihm dankbar, daß er der ersten Serie seiner „Charakterköpfe" diese zweite folgen ließ, welche nicht ausschließlich Helden der Feder und des Wortes, sondern auch interessante Figuren aus andern geistigen Waffengattungen der streitbaren französischen Republik berücksichtigt. Das kurze Vorwort schließt mit einem jovialen Wunsche: „Ich hoffe", heißt es da, „mit dieser bunten Reihe von allerlei Größen aus der Literatur, der Politik und den schönen Künsten einigen Millionen Lesern viel Vergnügen und Belehrung zu bieten", worauf der Verfasser sich „in geziemender Bescheidenheit" empfiehlt.

Die Herwarth'schen Skizzen, aus der Feder eines hochgebildeten preußischen Offiziers, erschienen zuerst in „Daheim" und in der „Vossischen Zeitung". Sie gehören durchaus nicht, wie man vielleicht denken möchte, in die Kategorie der Lagereorrespondenzen und vermehren auch nicht die militärischen Schriften über die gewaltigen Kämpfe von 1870/71. Der Verfasser hat Culturbilder gezeichnet, in denen Freund und Feind sich abspiegeln, Beobachtungen über Land und Leute ihren Platz fanden. Die hellen Schlaglichter, welche der Krieg zuweilen auf das menschliche Herz wirft, gewährten ihm psychologische Einblicke, die er für seine lebensvolle Zeichnung sorgsam verwerthete, und da wo es sich darum handelte, den französischen Nationalcharakter zu schildern, versäumte er nicht, seine Meinungen an der Hand der Geschichte zu begründen. Der Inhalt des Büchleins kann auch jetzt noch, nachdem seit seiner Abfassung zehn Jahre vergingen, jeden Leser fesseln.

Neue Novellen und Romane.

1. Lebensführungen. Novellen von Victor von Strauß. Zwei Bände. Heidelberg, C. Winter. 1881. Gr. 8. 8 M.

Die in die Novellen eingestreuten Betrachtungen und Bemerkungen bekunden die Bildung und Lebenserfahrung des Erzählers. Sein Hang zur Reflexion überwiegt die Phantasiethätigkeit; er leistet in der Darstellung mehr als in der Erfindung, zumal in den Novellen des ersten Bandes; da fußt die Handlung manchmal auf unwahrscheinlichen Voraussetzungen und Vorgängen. Viel glücklicher in der Wahl des Stoffs sind die Novellen des zweiten Bandes; die Charaktere werden tiefer erfaßt, eine originellere Handlung gestaltet sich logisch, und die sichere Urtheilskraft des Autors gewinnt den Leser. Besonders den beiden letzten Novellen: „Geschichte eines Knaben" und „Das weiße Kind", gebührt volles Lob. In der Novelle „Die Ehe" reden und handeln die Eheleute, deren Zerwürfniß und Versöhnung wir miterleben, zuweilen gegen die Natur ihres Geschlechts, weil der Dichter dem Gatten zu viele weibliche Eigenschaften, der Gattin eine zu männliche Denkart beilegt. Diese Anomalie geht so weit, daß die Frau, welche mit der Erfüllung ihrer heiligsten Pflichten es sich selbst äußerst bequem macht, ihren Mann in einem Tone abkanzelt, den sich etwa eine übelgelaunte Gouvernante gegen einen unmündigen Knaben erlaubt. Von einer Vergnügungsreise zurückkommend, bemerkt diese strenge Gebieterin des Hauses, daß ihr Eheherr seine Berufsgeschäfte über dilettantenhafte poetische Versuche vernachlässigt habe, und ihr Willkomm lautet:

> Das also ist deine Liebe! Das sind deine Versprechungen! Mit diesen Tändeleien vergeudest du die Zeit und die Kraft, die du gelobt hast deinem Vaterlande, deinem Amte, deiner eigenen Würde zu weihen.

Diese und ähnliche Stellen wirken unabsichtlich komisch. Dieselbe Frau, welche ihren Mann, den der Autor wiederholt „geistig bedeutend" nennt, auf so energische Weise bemuttern will, verliebt sich schwärmerisch in einen Maler. Dieser aber schätzt den Gatten der in ihrer Ehe unbefriedigten und sich ihm an den Hals werfenden Frau zu hoch, um sein Lebensglück zu zerstören, und ermahnt die verirrte Gattin, ihren am Altar geleisteten Schwüren treu zu bleiben. Reuig kehrt sie nun zu dem Gatten zurück, der froh ist, sie wieder die Seine zu nennen; hier

wird die psychologische Motivirung schief und verkehrt, denn das eingebildete Weib, das den Mann leiten und bevormunden möchte, bedürfte offenbar einer sorgfältigen Ueberwachung und strengen Erziehung von Seite ihres Gatten.

2. Die Macht der Verhältnisse. Roman von Erich Norden. Freiburg i. Br., Kiepert. 1881. 8. 2 M.

Eine lange Vorgeschichte erzählt uns die unglückliche Liebe Elisabeth Werner's, einer armen, aber geistig und körperlich reizenden Dame, zu einem Grafen, der mit ihrer besten Freundin verlobt ist. Elisabeth muß entsagen! Noch trauert sie über den Tod des Grafen und ihrer Freundin, als sich Herr von Siegen, ein Weiberverächter und Pessimist, ihr huldigend nähert. Anfangs weicht sie ihm aus; sobald sie aber erfährt, daß der Treubruch seiner Jugendgeliebten Betty von Wallroden, jetzigen verwitweten Baronin Grumpach, ihn so verbitterte, fühlt sie sich zu ihm hingezogen. Der Gram hatte den damals mittellosen jungen Mann über das Weltmeer getrieben; jetzt, als Millionär zurückgekehrt, haßt er die einst geliebte Betty, welche alles aufbietet, ihn in ihre Netze zurückzulocken. Um sie recht tief zu demüthigen und zu verwunden, läßt er ihr eine Weile die Hoffnung auf seine Hand und verheirathet sich dann plötzlich mit Elisabeth Werner. Bald erkennt die so Bevorzugte, aus welch niedrigem Grunde Herr von Siegen sie zu seiner Gattin erhob. Im Stolz ihrer beleidigten Ehre gewinnt sie die Kraft, dem geliebten Manne eisige Kälte zu zeigen; hierdurch gelangt Herr von Siegen zur Selbsterkenntniß; seine Weiberverachtung erweist sich gegenüber dem herrlichen Charakter Elisabeth's als ungerecht und unhaltbar, und seine Ehrfurcht vor seiner Frau geht nach und nach in leidenschaftliche Liebe über; er erwirbt ihre Vergebung, und die Ehe aus Rache wird eine glückliche. Dieser gute Ausgang, den Herr von Siegen gewiß nicht verdiente, ist für ihn und Elisabeth wol sehr erfreulich, den Leser läßt er ziemlich gleichgültig. Eine Frau, die im Schmerz gekränkter Eitelkeit oder aus Haß gegen einen kaltsinnigen Geliebten sich ohne Neigung mit dem Nächstbesten verheirathet, mag man vielleicht bemitleiden; ein Mann, der aus solchem Motiv sich vermählt, verliert jeden Anspruch auf Sympathie.

3. Novellen von M. A. Enders. Magdeburg, Faber. 1881. 8. 4 M. 80 Pf.

Die etwas überladene Handlung der Novellen würde für große Romane ausreichen; sie verläuft meist mit geringen Variationen nach einer Schablone; die Spannung wird nicht durch die innern Erlebnisse der Helden hervorgerufen, sondern durch geheimnißvolle Vorgänge, die der Vergangenheit angehören, und allzu häufig wird der ziemlich verbrauchte Kunstgriff angewendet, Personen, die für todt gelten, wieder erscheinen zu lassen. Da überdies die Exposition oder hier die Aufklärung des Räthselhaften etwas schwerfällig behandelt ist, so gewinnt die Darstellung, trotz der Glätte und Gewandtheit der Sprache, kein warmes Colorit.

In der ersten Novelle: „Trautenheim", beauftragt der sein baldiges Ende fühlende Baron Riebach — dessen Schwester Veronika durch ihre Ehe mit einem Bürgerlichen sich von dem stolzen Bruder lossagte — seinen Freund Baron Rohden in England nach der Verschollenen zu suchen. Rohden kommt mit den amtlichen Todtenscheinen Veronika's und ihres Töchterchens zurück und wird nun von dem sterbenden Riebach zum Universalerben eingesetzt. Der Neffe und Erbe dieses Rohden, Baron Erich, entdeckt, daß sein verstorbener Onkel die Todtenscheine gefälscht hat, und zeigt sich bereit, das Vermögen an Veronika zurückzuerstatten; diese weigert sich, es anzunehmen. Die Heirath Erich's mit Veronika's Tochter löst den Conflict.

In der Novelle „Die Thurmschwalbe" wächst Lora, die Tochter einer Baronesse Steinach und eines bürgerlichen Försters, ohne ihre vornehme Abstammung zu ahnen, als Pflegekind eines Thürmers auf und verlobt sich mit Rudolf, dem Sohne des Küsters. Nach Beendigung seiner Studien geht Rudolf nach Griechenland, um sich an der Ausgrabung antiker Kunstschätze zu betheiligen. Der Zufall führt Lora, in ihrer Stellung als Gouvernante des Töchterchens der Frau von Eiseneck, einer geborenen Steinach, in das Schloß ihrer Ahnen, wo die bigote Freifrau von Götz durch Intriguen aller Art danach strebt, das Steinach'sche Vermögen einem frommen Stifte zuzuwenden. Diese Erbschleicherin wußte dem verstorbenen alten Baron Steinach glauben zu machen, seine Enkelin Lora sei todt. Der letzte Steinach, der junge Baron Erich, ist unheilbar lungenkrank; die Umtriebe der Frau von Götz scheinen von Erfolg gekrönt. Da entdeckt Erich die Herkunft Lora's und verhilft ihr zu ihrem Vermögen; Lora aber kann sich der günstigen Wendung ihres Schicksals nicht freuen, weil die Zeitungen den Tod ihres geliebten Rudolf, gelegentlich eines Erdrutsches bei den Ausgrabungen, melden. Die Trauerkunde erweist sich jedoch als falsch; Rudolf erscheint lebend und wird Lora's Gatte.

In der Erzählung „Steevenbord" — der besten des Buchs, weil die Natur- und Stimmungsbilder wärmer empfunden und ausgeführt sind — wird Tina, ein junges, hübsches Fischermädchen, das Weib des schon ziemlich bejahrten Claas Bernik. Obwol sie ihren braven Mann achtet, wäre ihm Tina doch nie zum Altare gefolgt, läge nicht ihr Jugendgespiele, ihr heißgeliebter Roderik Steeven, todt im Grunde des Meeres. Doch Roderik befand sich gar nicht auf dem Schiffe, das in der Nähe der Nordsee-Insel, dem Wohnsitz Tina's, scheiterte — er taucht plötzlich in voller Lebenskraft auf, hat Tina seine Liebe und Treue bewahrt und muß sie nun als das Weib eines andern finden. Der arme Claas Bernik sieht deutlich, was im Herzen Tina's vorgeht; er fühlt, daß er gänzlich überflüssig ist, und sucht in stürmischer Nacht den Tod in den Wellen. Doch die Liebenden denken zu groß, um sich über Claas' Leiche hinweg zu vereinen. Roderik nimmt

wieder Dienste auf einem Schiff; die verlassene Tina wandert zur Zeit der Ebbe über das Watt nach einem halbversunkenen kleinen Eiland, auf welchem sie geboren wurde und als Kind mit Roderik die schönsten Stunden ihres Lebens genoß. Die rückkehrende Flut begräbt die Unglückliche.

Die letzte Novelle: „Das Drachenhaus", steht an Werth bedeutend unter den übrigen. Der in Westindien reich gewordene John Brixen kann sich nicht mehr in die Verhältnisse seines kleinen Heimatstädtchens einleben. Nachdem er mit grausamer Härte seiner Tochter Agnes die Einwilligung zu der Heirath mit dem Seilerssohn und Violinvirtuosen Georg Lehnhardt versagt, siedelt er wieder nach St.-Domingo über, vermählt sich dort mit einem verworfenen Weibe, das ihn bestiehlt und Angela mishandelt. Auf dem Sterbebette bereut John Brixen die Lieblosigkeit gegen seine Tochter, und nach dem Tode des Vaters reist Angela mit der todt geglaubten, jetzt wieder lebend erscheinenden einstigen Haushälterin Sabine nach Europa zurück und wird die glückliche Gattin des nunmehr wohlbestallten und berühmten Musikdirectors Georg Lehnhardt.

4. Zur Weihnachtszeit. Märchen und Geschichten für große Kinder von Julius Weil. Leipzig, Reißner. 1881. 8. 2 M.

Manche dieser Skizzen sind im Verhältniß zu dem Inhalt zu breit, manche zu abgerissen; bei dreien: „Der Chopinspieler", „Die Patti", „Die Meininger", wiederholt sich ein und dieselbe Pointe; jedoch die meisten, darunter besonders „Prinz Clamor", „Diana", „Der Talisman", erfreuen durch die Harmonie zwischen Stoff und Form. In der Erzählung „Der Ton" weht poetischer, märchenhafter Duft. Im ganzen machen die Plaudereien, mehr oder minder lose an das Weihnachtsfest anknüpfend, einen liebenswürdigen Eindruck, und der Feuilletonstil paßt recht gut zu den schalkhaften Arabesken des Witzes und Humors, hinter welchem ein tiefes Gemüth und ein edler Sinn hervorblicken.

5. Antinous. Historischer Roman aus der römischen Kaiserzeit von George Taylor. Mit dem Bildniß des Antinous. Leipzig, Hirzel. 1880. 8. 6 M.

Die Geschichte überliefert uns von Kaiser Hadrian (76—138) in Kürze Folgendes: Hadrian kämpfte an Trajan's Seite mit Auszeichnung in Dacien, wirkte segensreich als Statthalter in Pannonien und Syrien, bereiste als Regent alle Provinzen des Weltreichs, verpflanzte griechische und ägyptische Cultur nach Rom und erwarb sich durch manche überflüssige, aber auch durch viele dem öffentlichen Wohle dienende Bauten den Beinamen „Wohlthäter" und „Wiederhersteller". Ohne religiöse Vorurtheile, behandelte er die Christen mit Milde. Sein ruheloser Sinn, sein eitler Ehrgeiz, sein argwöhnisches Gemüth rissen ihn zur Grausamkeit, zu Verbrechen hin. Daß er mit blutiger Strenge alle an der Verschwörung gegen sein Leben betheiligten vornehmen Römer hinrichten ließ, mag eher zu entschuldigen sein als die Falschheit, womit er hinterher behauptete, die Urtheile seien ohne seinen Willen vollstreckt worden. Hadrian schreckte vor keinem Mittel zurück, sich die Herrschaft zu sichern. Während er mit großem Geschick und Erfolg um die Volksgunst buhlte, ließ er seinen Schwager Servianus und dessen Enkel Lucius und mehrere Verwandte ermorden.

Der vorliegende Roman schildert uns nicht diesen Hadrian, der ungeachtet vieler Schattenseiten doch kein unbedeutender Mensch war, sondern den durch Krankheit gebrochenen, durch Sinnengenuß und widernatürliche Ausschweifung erschöpften Greis, welcher im Wahnsinn der Selbstanbetung sich göttliche Ehren erzeigen läßt. Völlig blasirt, will er das werthlos gewordene, ja verhaßte Dasein fliehen, aber der in Verzweiflung versuchte Selbstmord mislingt; erst nach langen, qualvollen Leiden befreit ihn der Tod von dem verfehlten Leben.

Ebenso sorgfältig ausgeführt, durch die psychologische Wahrheit und die Plastik der Darstellung ausgezeichnet, tritt uns die Gestalt des Titelhelden, Antinous, des Lieblingsknaben Hadrian's, entgegen. Die Seelenkämpfe des schönen bithynischen Jünglings, der das Unwürdige seiner Stellung als kaiserlicher Geliebter schwer empfindet, sind glaubhaft enthüllt. Nach Wahrheit, nach einem Ideale dürstend, sucht der Knabe, dessen ursprünglich gesunde frische Natur an der verdorbenen des Kaisers zu Grunde geht, nach Rettung; er verirrt sich in die ägyptischen Mysterien, wird ein Spielball der Priester, die ihm in einem Orakel vorlügen, Hadrian's Leben würde verlängert, wenn einer seiner Freunde für ihn freiwillig den Opfertod sterbe. Antinous ergreift diesen Ausweg, mit dem Anschein der Ehre aus der Welt zu gehen, und ertränkt sich im Nil.

Ohne den hier unpassenden Maßstab der modernen Moral anzulegen, ohne Prüderie, darf doch nicht verschwiegen werden: die Anatomie der Psyche des Antinous, so treffliche Eigenschaften sie ans Licht fördert, kann das Gefühl des Abscheus, das uns der traurige Beruf des kaiserlichen Geliebten einflößt, nicht beseitigen. Ebenso wenig wie Hadrian vermag Antinous die Rolle eines Romanhelden auszufüllen. Weit mehr als in den am Kaiserhofe sich abspielenden Vorgängen wird der Verfasser im Aufbau und in der Lösung der in der Familie des Staatssecretärs und kaiserlichen Günstlings Phlegon sich abwickelnden, oft hochdramatischen Scenen den Gesetzen des Romans gerecht. Hier entstehen alle Ereignisse consequent aus den gegebenen Charakteren und den Verhältnissen der Zeit und Gesellschaft. Aber auch hier macht sich der Mangel einer bedeutenden, achtungswerthen Persönlichkeit geltend, die, im Brennpunkte der Handlung stehend, den Leser zu leidenschaftlicher menschlicher Theilnahme zwänge.

Phlegon, der griechische Freigelassene, der die schöne Emnia, die Tochter der häßlichen Grächna aus dem alten Aristokratengeschlecht der Plautier, heirathet, überläßt, da ihn seine Geschäfte am Kaiserhofe von Rom fern halten, der Schwiegermutter die Erziehung seiner Kinder. Mit

äußerst klarer Anschaulichkeit liefert der Verfasser in ausführlicher Detailmalerei im Porträt der Grácina eine Charakterstudie von ungewöhnlichem Kunstwerthe. Wie die eigensinnige, misgestaltete Greisin dazu kommt, eifrige Christin zu werden, wie sie den alten Familienbesitz, die Villa ad pinum verwahrlost, eigennützige Nachbarn und betrügerische Sklaven schalten und walten läßt und, den Sinn der christlichen Barmherzigkeit misverstehend, ihr Eigenthum thöricht verschwendet: das alles ist mit meisterhaft sicherm Griffel gezeichnet. Vergebens sucht der heimgekehrte Phlegon die Schwiegermutter zur Raison zu bringen: sie weigert sich, seine Autorität anzuerkennen. Um seinen Kindern das in Frage stehende Erbe zu erhalten, entschließt sich Phlegon, nachdem alle andern Mittel nichts fruchteten, zum Aeußersten und denuncirt Grácina als Christin. Soldaten erscheinen in der Villa, um die Greisin zu verhaften. Nun bekennen sich Phlegon's Gattin, seine Söhne und Töchter zum Christenthum und werden mit Grácina ins Gefängniß abgeführt. Phlegon's Söhne sollen im Circus mit Löwen und Tigern kämpfen, doch der Kaiser mildert für sie und ihre Mutter den Spruch in Verbannung. Einsam sitzt der in Ungnade gefallene Phlegon auf der Villa; er lernt seine begangenen Fehler einsehen und wird schließlich Christ, nachdem der Kaiser sich mit ihm versöhnt hat.

Der Verfasser dieser, trotz der gemachten Ausstellungen, von ungewöhnlicher Begabung zeugenden Arbeit besitzt eine wohlthuende Objectivität, dabei einen großen Scharfblick für die verborgensten Regungen der Menschenseele. Seine kritische Sonde bringt die wahren Motive des menschlichen Thuns an die Oberfläche; man sieht seinen Personen ins innerste Herz. Vielleicht ist diese Zergliederung für poetische Zwecke sogar zu weitgehend, — für den vorliegenden Roman, soweit es sich um den culturhistorischen Theil desselben handelt, wird sie ein Vorzug. Ohne den Vertretern des Christenthums zu schmeicheln, ohne Tendenz oder Voreingenommenheit, beweist der Verfasser nicht durch Worte, sondern durch die Handlung, wie mit Naturnothwendigkeit die christliche Lehre über die hinfällig gewordene heidnische Weltanschauung siegen mußte.

6. Artemisia. Historische Novelle aus der römischen Kaiserzeit von A. von Adolphi. Kempten, Kösel. 1881. 8. 2 M. 50 Pf.

Aus dieser christlichen Erbauungsschrift kann sich die lesende Jugend nebenbei mühelos einige Kenntniß römischer Sitte und Lebensweise aneignen. Die Ueberlegenheit des Christenthums über die griechisch-römischen und ägyptischen Culte geht nicht aus dem Buche hervor, sondern dient ihm als fertige Grundlage. Den Christen wird die schimmernde Märtyrerkrone um das Haupt gewunden; gegen ihre Lichtgestalten erscheinen die Römer mit wenigen Ausnahmen als schwarze Bösewichter. Die Darstellung strebt nach Großartigkeit, nach starken drastischen Effecten; der pathetische Stil übernimmt sich manchmal im Ton und wird dann gespreizt oder sehr trivial. Die Vestalin Camilla sagt: „Ich habe Didymus die Ehe versprochen und nun, nachdem ich Christin bin, meine Bedingung ewiger Jungfrauschaft hinzugesetzt.“ Didymus antwortet hierauf: „O gütige Fügung Gottes, es war auch mein Vorsatz, solch ein Leben der Vollkommenheit zu führen.“ An einer andern Stelle äußert sich der römische Kaiser Aurelian: „Wenn ich die Vestalin Camilla sehe, so kommt mir meine Frau, die ich bisher für schön hielt, wie eine Nachteule vor; wahrlich gegen die (gegen die Nachteule?) ist Aphrodite verschwenderisch gewesen; aus ihrer einzigen Schönheit ließen sich zehn andere machen.“ Eine Römerin, die ihren Mann im Schlafe erstochen hat, wird wahnsinnig. Ihre Sklavin läßt sich wie folgt vernehmen: „Sie ist wahnsinnig geworden, der Spaß ist ihr schlecht bekommen.“

Friedrich Karl Schubert.

Aus der Schweiz.

1. Das alte Zürich. Historisch und antiquarisch dargestellt von Salomon Vögelin. Zweite durchaus umgearbeitete und vermehrte Auflage. Erste bis sechste Lieferung. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 1878—80. Gr. 8. Jede Lieferung 1 M. 50 Pf.

Das vorliegende Werk erschien vor nun 50 Jahren in erster Auflage; die zweite ist von dem gleichnamigen Enkel des Verfassers (Professor der Kunstgeschichte in Zürich) herausgegeben. Es liefert ein Bild der Stadt Zürich im Jahre 1504 im Gewande einer Erzählung. Die neue Auflage ist auf zwei Bände berechnet, deren erster vorzugsweise die Gebäude, der zweite die Sitten und Gebräuche schildert. Die Illustrationen, theils Tonbilder, theils Holzschnitte, sind recht gelungen und anschaulich. Der Text aber bleibt leider weit hinter den Anforderungen der Zeit zurück, denn er muß in seiner sprachlichen Form als durchaus verfehlt bezeichnet werden. Der Verfasser der ersten Auflage, in einer Zeit lebend, welche in sprachgeschichtlicher Beziehung noch in den Kinderschuhen stak, glaubte, er bediene sich der Sprache und des Stils der Zeit, welcher seine Darstellung gilt. Dies war jedoch ein schwerer Irrthum, und es ist nicht genug zu beklagen, daß der Herausgeber der neuen Auflage denselben nicht beseitigte. Die Sprache des Werks gehört nämlich ungefähr der Mitte des 18. Jahrhunderts an und ist nur mit einzelnen Ausdrücken aus früherer Zeit vermengt. Den Forderungen, welche die Wissenschaft auch an ein populäres Buch stellen darf, wäre nur entweder mit Anwendung der wirklichen und ganz genauen Sprache des Jahres 1504, oder dann, wenn man dies nicht wollte oder konnte, mit dem jetzigen Deutsch

ein Genüge gethan worden. Was aber hat die Sprache des 18. Jahrhunderts mit einer im 19. erschienenen Schilderung des 16. zu schaffen?

2. Dr. Titus Tobler, der Palästinafahrer. Ein appenzellisches Lebensbild. Nach handschriftlichen Quellen bearbeitet von Heinrich Jakob Heim. Zürich, Schultheß. 1879. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Wir sehen ihn noch vor uns, den stämmigen Mann mit dem grauen wallenden Haar und Vollbart, den treuherzigen Augen und dem schlichten Wesen. Jetzt ist in ihm eine originelle und geniale Kraftnatur dahingegangen. Titus Tobler, 1806 in Stein (Appenzell-Außerrhoden) geboren, studirte Medicin in Zürich, Wien, Würzburg und Paris, prakticirte seit 1827 in seiner Heimat und betheiligte sich seit 1830 an den politischen Kämpfen derselben. Auch wirkte er als Schriftsteller für das Volk, namentlich auch im Gebiete des heimischen Dialektes. Sein „Appenzellischer Sprachschatz" (1837) war ein Riesenwerk zehnjährigen Fleißes. Im Jahre 1835 unternahm er seine erste Reise nach Palästina; ihr folgte, nachdem er seit 1840 als Badearzt in Horn am Bodensee sich niedergelassen, um dem appenzellischen Aemterzwang zu entgehen, 1845 die zweite, als deren Frucht ein Buch über Bethlehem, eins über Golgatha, eins über die Siloahquelle und den Oelberg und die Denkblätter aus Jerusalem und die Topographie von Jerusalem erschienen. Die dritte Reise ins Gelobte Land machte er 1857; 1859 reiste er nach Algier, 1861 nach London, 1862 nach Italien und Spanien. Nach Herausgabe einer weitern Reihe tiefgelehrter Palästina-Schriften machte er 1865 die vierte und letzte Reise nach seinem Lieblingsziele und veröffentlichte nach derselben noch mehrere bezügliche Arbeiten. Er trug namentlich dazu bei, daß der Charfreitag in der evangelischen Schweiz als hoher Feiertag erklärt wurde. Seinen Wohnsitz verlegte er 1871 nach München, wo er am 21. Januar 1877 starb. Er war ein warmer Freund Deutschlands. Verheirathet war er nie. Die Ausführung seiner Lebensbeschreibung ist klar und umfassend, in bündigster Weise und edler Sprache.

3. Sänger aus Helvetiens Gauen. Album deutsch-französischer Dichtungen der Gegenwart. Aus Originalbeiträgen zusammengestellt und herausgegeben von Ernst Heller. Bern, Wyß. 1880. Lex.-8. 16 M.

Ein reich ausgestattetes Prachtwerk! Der Herausgeber erkennt unumwunden an, daß die deutsche Schweiz der Sprache nach zur deutschen Literatur gehört, von welcher sie sich nicht losreißen darf, in welcher sie aber einen Rang einnehmen solle, der einem so poesiereichen Lande gebühre. Leider fehlen in dem Buche einige der hervorragendsten Dichter der deutschen Schweiz und leider — infolge ihrer eigenen Unfreundlichkeit dem Herausgeber gegenüber, der mit großer Mühe und redlichem Streben eine Sammlung geschaffen hat, die zwar, wie eine jede solche, manches weniger Bedeutende, aber auch eine hübsche Zahl von Perlen der Dichtkunst umfaßt. Einer Beurtheilung der im Buche enthaltenen Gedichte wollen wir uns nicht unterziehen; es wäre dies für 149 poetische Gaben von 49 Dichtern auf 279 Quartseiten eine ausgedehnte Arbeit, die auch keinen Zweck hat, da die einzelnen Mitarbeiter nicht beabsichtigten, sich zu verewigen, sondern aus zugleich patriotischem und kunstbegeistertem Sinne ein Werk zu unterstützen, das die Leistungen einer bestimmten Gruppe von Musenjüngern in einem harmonischen Bilde vereinigen wollte. Wir erwähnen nur, daß die Sammlung in geschmackvoller Mannichfaltigkeit lyrische und lyrisch-epische Dichtungen und zuletzt noch eine tragische Oper, „Dido" von August Corrodi, umfaßt und daß sich unter den lyrischen Gedichten neben hochdeutschen auch mehrere in verschiedenen Schweizerdialekten befinden, zu denen der Anhang eine Art Glossar bringt. Das schöne Buch verdient die Aufmunterung nicht nur von seiten der deutschen Schweizer, sondern auch aller Freunde und Gönner des Gesanges.

Feuilleton.

Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Ueber „Bilder aus dem Leben in England" von Ludwig Freiherrn von Ompteda sagt die „Saturday Review", Nr. 1321 d. J., es scheine Hauptzweck des Verfassers beim Besuche Englands gewesen zu sein, die Parks und Gärten zu studiren. . . . „Er hat jedoch seine Forschungen auf den Charakter und die Sitten des Volks ausgedehnt, er zeigt dabei so viel Kenntniß der starken Seiten des erstern, wie die nationale Eitelkeit nur verlangen kann, und ist vielleicht zu nachsichtig gegen unsere Schwächen. . . . Er bemüht sich mit viel Freundlichkeit und richtigem Verstande, geläufige deutsche Vorurtheile gegen England zu beseitigen, und man darf hoffen, daß sein Buch dazu beitragen werde, das gegenseitige gute Einvernehmen zwischen den zwei Ländern zu befestigen, welches thörichte Personen in beiden zu stören sich bemüht haben."

„«Schiller's Leben» von H. Düntzer", heißt es ebendaselbst, „ist ein überaus nützliches und in der That von nun an unentbehrliches Buch, mit keinem Anspruch auf literarisches Verdienst außer dem einer einsichtsvollen und geschickten Compilation. Selten sind die höhern Functionen des Berufs des Biographen so durchweg ignorirt und ist die Aufmerksamkeit des Compilators entschlossener der Kunst, die Schere und den Kleister zu benutzen, ohne Mangel an Zusammenhang, gewidmet worden. Ein solcher Erfolg war nur für einen Mann erreichbar, der mit jedem Zoll des Bodens gründlich vertraut ist. Seine vollkommene Beherrschung des Materials hat Düntzer in den Stand gesetzt, die enorme Masse Schiller-Literatur, welche das verflossene halbe Jahrhundert hervorgebracht, zu einer klaren und zusammenhängenden Erzählung zu verschmelzen. Sie enthält einen Bericht über fast jeden Tag des Lebens seines Helden und ist daher unschätzbar zum Nachschlagen, wenngleich zu trocken und zu sehr mit Kleinigkeiten überladen, um den größern Leserkreis anzuziehen."

Auch der zweite Band von Adolf Ebert's „Allgemeiner

Geschichte der Literatur des Mittelalters im Abendlande" ist, wie früher der erste, in der gedachten Nummer des Blattes rühmlichst erwähnt.

Ueber „Gedichte Walther's von der Vogelweide. Nachgedichtet von A. Schroeter" sagt die „Review": es sei eine verdienstliche Arbeit, und man könne dem Uebersetzer keinen Vorwurf daraus machen, daß es ihm nicht gelungen sei, die nicht mittheilbare Lebendigkeit des Urtextes zu reproduciren; dennoch müsse eine solche Leistung, wie vorzüglich sie auch sein möge, stets den Anstrich eines réchauffé haben.

Ferner heißt es daselbst: „J. L. Klein starb, als seine riesige «Geschichte des Dramas» erst halb vollendet war, und der Umfang selbst dieser Hälfte macht sie außer als Nachschlagebuch unbrauchbar. Es ist fraglich, ob sein Nachfolger Robert Prölß in seiner «Geschichte des neuern Dramas» nicht in den entgegengesetzten Fehler verfallen sei, und ob sein vorliegender Band, so umfangreich er auch schon ist, zu der vollständigen Geschichte des Nationaldramas Spaniens und Italiens nebst einem Rückblick auf das mittelalterliche Mirakelspiel ausreichen werde. Schon die Idee einer allgemeinen Geschichte der Bühne schließt ein Dilemma in sich: ist der Maßstab, nach dem sie unternommen wird, ein ausreichender, so ist das Werk unerträglich bändereich; wird ein beschränkterer Plan adoptirt, so steht die Ausführung derjenigen von Büchern, die einen besondern Zweig behandeln, nach. So kann z. B. Prölß' Geschichte des spanischen Dramas, obschon sehr gut, nicht mit der von Schack's verglichen werden. Dessenungeachtet hat er allen Erfolg erreicht, der bei seinem Plane zu erreichen war."

„Es ist merkwürdig, daß zwei Romandichter gleichzeitig sich an dem heikeln Thema von Hadrian und Antinous versucht haben. Die Behandlung des Gegenstandes ist in George Taylor's «Antinous, historischer Roman aus der römischen Kaiserzeit» weniger zurückhaltend als in «Der Kaiser» von G. Ebers, und vielleicht ist die Wirkung deshalb entschiedener antik als in diesem, trotz Ebers' Fülle und Genauigkeit des alterthümlichen Detail. Dennoch darf «Antinous» keinen Augenblick zu den skandalösen Romanen gezählt werden; seine Tendenz ist vielmehr im ganzen eher erbaulich. . . . Als Roman ist das Buch über den Durchschnitt erhaben, voller Leben und Mannichfaltigkeit, ein geschickter und ehrenvoller, wenngleich deutlich nachgeahmter Versuch im Stil von «The Last Days of Pompeii». Seine Hauptschwäche ist das unzulängliche Porträt Hadrian's; doch hat selbst Sir Walter Scott keinen bessern Erfolg gehabt, als er es versuchte, außerordentliche Vielseitigkeit in der Person Buckingham's zu schildern."

— Aus Nr. 1325 der „Saturday Review" heben wir die Anzeigen dreier Bücher hervor: des von A. Petzholdt herausgegebenen „Aus dem Nachlasse des Königs Johann von Sachsen", der „Neuen Judengeschichten" von Sacher-Masoch und der „Shakspeare-Literatur in Deutschland" von L. Unflad.

Von erstern Werke sagt das Blatt: „Der verstorbene König Johann von Sachsen hat sich durch seine Uebertragung Dante's einen ehrenvollen Ruf unter schriftstellernden Herrschern erworben. Dieser «Nachlaß» liefert ein ferneres Zeugniß für seine Liebenswürdigkeit und Bildung, ohne jedoch etwas ans Licht zu bringen, das ohne das Prestige des hohen Ranges besondere Aufmerksamkeit auf sich gezogen hätte."

Von Sacher-Masoch's „Judengeschichten" heißt es, sie bildeten einen Gegensatz zu den meisten seiner frühern Werke, außer daß sie ebenso lebendig und in hervorragender Weise lesbar sind. Sie seien in keiner Hinsicht sensationell, berührten keine sittlichen Probleme und unterlägen durchaus nicht der Beschuldigung der Lüsternheit.

Das Urtheil über die Unslad'sche Leistung ist, mit dem von uns in d. Bl. ausgesprochenen übereinstimmend, wie man nur erwarten konnte, ein ungünstiges.

— Die „Rivista Europea" vom 16. Januar d. J. schließt ihre Besprechung der „Geschichte der Kreuzzüge" von B. Kugler mit folgenden Worten: „Es ist ein gutes und interessantes Werk, besonders weil darin alles vereinigt ist, was man über den Gegenstand weiß. Die Specialisten werden zwar nichts Neues daraus erfahren; es wird aber denen als Führer dienen, welche mit Hülfe der Autoren, die Kugler Sorge getragen hat genau zu citiren, gründlichere Studien zu machen wünschen."

Das Februarheft desselben Blattes sagt über „Das Werkzeug und seine Bedeutung für die Entwickelungsgeschichte der Menschheit" von Ludwig Noiré: es sei ohne Zweifel von großem literarischen (letterario) Werth; überdies sei der Verfasser bereits als vortrefflicher Stilist sowie als Schriftsteller von klarem und nicht gewöhnlichem Geiste bekannt; gewiß werde dieses Buch nicht minder geschätzt werden als seine frühern Schriften, unter denen das über den Ursprung der Sprache das bemerkenswertheste sei.

Ueber „Tannhäuser" von Julius Wolff heißt es ebendaselbst: „Der Inhalt des Bandes ist sehr mannichfaltig; die anmuthige Dichtung bewegt sich in einer fortwährenden Abwechselung der Abenteuer mit historischen und literarischen Schilderungen. Der Dichter, der wirklich zur Zeit der Hohenstaufen gelebt zu haben scheint, versetzt den Leser in so überraschender Weise in jene, daß er selbst darin zu leben glaubt und dieselben Empfindungen an sich erfährt. Im allgemeinen waltet der Ernst vor, ohne jedoch die heitersten Episoden auszuschließen. . . . Die Hauptfiguren Tannhäuser, Pareival und Irmgard sind mit viel Gewandtheit gezeichnet. Auch durchzieht die Dichtung eine feine Lyrik. . . . Zum größten Theile belebt die Phantasie des Dichters diesen kostbaren Schatz von Harmonie. Davon erwähnen wir: das Lied Tannhäuser's vor den Mönchen im Kloster, das Schlummerlied des Zwergkönigs Laurin, die Nibelungenstrophen in dem Wettkampf der Sänger und die Schlußverse, in denen der moderne Dichter von seinen Lesern sich verabschiedet. Wir verheißen diesem von Leidenschaft und Phantasie erfüllten Werke eine ebenso warme Aufnahme und Bewunderung im Auslande, wie es in seinem Vaterlande erlangt hat."

Als meisterhaft ausgeführtes Idyll wird in demselben Hefte „Grete Minde" von Theodor Fontane bezeichnet.

Bibliographie.

Anders, J. Freih. v., Beiträge zur Lehre vom literarischen und artistischen Urheberrechte. Eine civilistische Studie mit besonderer Beziehung auf das deutsche und österreichische Recht. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 6 M. 40 Pf.

Bahnsen, J., Aphorismen zur Sprachphilosophie. Vom Standpunkt der Willensmetaphysik. Berlin, Grieben. Gr. 8. 1 M.

Kärntner Lieder. Klagenfurt, Leon sen. 16. 2 M.

Kaufmann, L., Albrecht Dürer. Köln, Bachem. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Lichtstrahlen aus E. von Hartmann's sämmtlichen Werken. Herausgegeben und mit einer Einleitung versehen von M. Schneidewin. Berlin, C. Duncker. 8. 5 M.

Loeffler, E. v., Geschichte der Festung Ulm. Ulm, Wohler. Gr. 8. 8 M.

May, A., Heimkehr. Schauspiel. München, Th. Ackermann. 8. 1 M. 60 Pf.

— — Das Stammschloß. Schauspiel. München, Th. Ackermann. 8. 1 M.

Meding, O. (Gregor Samarow), Memoiren zur Zeitgeschichte. 2te Abtheilung: Das Jahr 1866. Leipzig, Brockhaus. 8. 6 M.

Mittheilungen der Deutschen Gesellschaft zur Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer in Leipzig. 7ter Bd. Leipzig, T. O. Weigel. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Rodenberg, J., Belgien und die Belgier. Studien und Erlebnisse während der Unabhängigkeitsfeier im Sommer 1880. Berlin, Paetel. Gr. 8. 9 M.

Rosegger, P. K., Tannenharz und Fichtennadeln. Ein Geschichtenbuch in steirischer Mundart. 2te sehr verm. u. verb. Aufl. Mit einem Anhang von Erklärungen und Wörter-Verzeichniß. Graz, Leykam-Josefsthal. 8. 4 M. 40 Pf.

Schwicker, J. H., Die ungarischen Gymnasien. Geschichte, System, Statistik. Nach amtlichen Quellen dargestellt. Budapest, Kilian. Lex.-8. 3 M. 50 Pf.

Anzeigen.

Im Verlag von **A. G. Liebeskind** in **Leipzig** erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Baumbach, R., Sommermärchen. Kl. 8. 18 Bogen. Mit Bild des Verfassers in Lichtdruck. 5 M. 40 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Friedrich Arnold Brockhaus.

Sein Leben und Wirken

nach Briefen und andern Aufzeichnungen geschildert

von seinem Enkel

Heinrich Eduard Brockhaus.

Drei Theile.

8. Geh. 10 M. Geb. 13 M.

Mit dem soeben erschienenen dritten Theile liegt dieses Werk vollständig vor. Dasselbe bietet in der Biographie des Geschilderten zugleich mannichfache Beiträge zur deutschen Literar- und Zeitgeschichte.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ein verschlossenes Land.

Reisen nach Corea.

Von

Ernst Oppert.

Deutsche Originalausgabe.

Mit 38 Abbildungen in Holzschnitt und 2 Karten.

8. Geh. 8 M. Geb. 9 M. 50 Pf.

Durch das vorliegende, gleichzeitig in englischer Sprache erschienene Werk werden über die ostasiatische Halbinsel Corea, dieses in strengster Abgeschlossenheit verharrende Land, zum ersten mal eingehende Nachrichten veröffentlicht. Dreimalige Reisen dorthin haben den Verfasser in den Stand gesetzt, eine Darstellung der Geographie und Geschichte, der Productions- und Handelsverhältnisse des Königreichs Corea sowie der Sprache und Sitten seiner Bewohner zu geben, welche unsere geographische Kenntniss vielfach bereichert und zugleich ein eigenthümliches politisches Interesse darbietet.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig und E. Plon & Comp. in Paris.

Soeben erschien:

Talleyrand's Briefwechsel mit König Ludwig XVIII.

während des Wiener Congresses.

Nach den im Archiv des Ministeriums des Auswärtigen zu Paris aufbewahrten Handschriften herausgegeben von

G. Pallain.

Autorisirte deutsche Ausgabe besorgt von **Paul Bailleu.**

8. Geh. 8 M. Geb. in Halbleder 10 M.

Zum ersten male werden hier die Briefe veröffentlicht, in welchen der Abgesandte Frankreichs beim Wiener Congreß, Fürst Talleyrand, über den Gang der Verhandlungen sowie über die am Congreß betheiligten Persönlichkeiten seinem König direct Bericht erstattete. Sie sind eine äußerst werthvolle Quelle geschichtlicher Kunde und insbesondere für Deutschland von der größten Wichtigkeit. Die deutsche Ausgabe hat durch das orientirende Vorwort und die sachkundigen Anmerkungen des Bearbeiters noch erhöhten Werth erhalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lehrbuch der Finanzwissenschaft

für Staats- und Selbstverwaltung.

Mit Vergleichung der Literatur und der Finanzgesetzgebung von England, Frankreich, Deutschland, Oesterreich, Rußland und Italien.

Von

Lorenz von Stein.

Vierte, neubearbeitete Auflage.

Zwei Bände. 8. Geh. 18 M. Geb. 21 M.

Für die vorliegende vierte Auflage hat der Verfasser dem rühmlichst bekannten Werke wieder eine gründliche Umarbeitung und vielfache Erweiterungen zutheil werden lassen. So wird unter andern das Finanzrecht, speciell das Steuerrecht als ein selbständiger Theil des verfassungsmäßigen Verwaltungsrechts hier zuerst in die Finanzwissenschaft aufgenommen, dem Finanzwesen der verschiedenen europäischen Staaten dasjenige des Königreichs Italien hinzugefügt, und das Papiergeldwesen von ganz neuen, bahnbrechenden Gesichtspunkten aus dargestellt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Wilhelm von Humboldt.

Lichtstrahlen aus seinen Briefen

an eine Freundin, an Frau von Wolzogen, Schiller, G. Forster und F. A. Wolf.

Mit einer Biographie Humboldt's.

Von **Elisa Maier.**

Sechste Auflage. 8. Geh. 3 M. Geb. 4 M.

Arthur Schopenhauer.

Lichtstrahlen aus seinen Werken.

Mit einer Biographie und Charakteristik Schopenhauer's.

Von **Julius Frauenstädt.**

Vierte Auflage. 8. Geh. 3 M. Geb. 4 M.

Von diesen beiden Sammlungen der schönsten und interessantesten Stellen aus W. von Humboldt's und Schopenhauer's Schriften, jede mit einer biographischen Einleitung versehen, sind abermals neue Auflagen, von der ersten bereits die sechste, von der zweiten die vierte Auflage, nöthig geworden: ein Beweis der allgemeinen und dauernden Beliebtheit, deren dieselben mit Recht sich erfreuen.

(Mit einer Beilage: Mittheilungen von F. A. Brockhaus in Leipzig, 1881 Nr. 3.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 25. — 23. Juni 1881.

Inhalt: Literarische Unterhaltungen. Sittlichkeit und Sinnlichkeit im Roman. Von Rudolf von Gottschall. — Zur geschichtlichen und publicistischen Literatur. — Neue Dichtungen und Erzählungen. Von Alfred Friedmann. — Aufgabe und Methode der Culturgeschichte. Von Otto Henne-Am Rhyn. — Feuilleton. (Aus der Schriftstellerwelt.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Literarische Unterhaltungen.

Sittlichkeit und Sinnlichkeit im Roman.

Vor kurzem ging durch die Zeitungen die Nachricht, daß eine Stelle in Spielhagen's neuestem Roman „Angela" vom Staatsanwalt beanstandet und die Nummer des „Berliner Tageblatt", in welchem sie zum Abdruck gekommen, confiscirt worden sei. Uns ist der Inhalt der Stelle, welche Anstoß erregte, nicht näher bekannt: wir erfahren nur, daß es sich um einen Verstoß gegen die Sittlichkeitsparagraphen des Reichsstrafgesetzbuchs handle. Im ganzen gehört ein derartiges Einschreiten gegenüber den Schriften namhafter Autoren in Deutschland zu den Seltenheiten: wir besinnen uns nur noch auf Gutzkow's „Wally", welche wegen einer ähnlichen Anklage vor Gericht gezogen worden, allerdings zugleich wegen einiger gegen den kirchlichen Glauben sich richtender allzu kühner Ausdrücke, und um derentwillen der Dichter eine längere Strafhaft in Mannheim absitzen mußte. Jene Nudität in der „Wally" ist uns stets sehr harmlos erschienen gegenüber vielen hundert Schilderungen in den Romanen berühmter und unberühmter deutscher Autoren, von den Franzosen nicht einmal zu sprechen. Und was unsere Classiker betrifft, so würden die meisten Werke Wieland's und sehr viele Bände von Goethe's Schriften — wir erinnern nur an die „Briefe aus der Schweiz" — dem Strafgericht verfallen.

Es sind dies Fälle, welche sich blos juristisch, ohne Anlegung ästhetischer Maßstäbe nicht beurtheilen lassen. Der Roman hat zu allen Zeiten vorzugsweise geschlechtliche Verhältnisse in den Vordergrund gestellt, und unter den verschiedenen Varietäten der Liebe, die er schildert, ist die platonische nur eine und zwar mehr die Ausnahme als die Regel. Max und Thekla sind im Drama möglich, aber kaum im Roman; denn hier haftet zu viel Erdreich an den Wurzeln der Handlung, als daß sich ihr Wipfel nur im reinen Aether wiegen könnte; er nimmt zu viel von der Breite der Existenz in sich auf, als daß die Gestalten auf jener schmalen Höhe wandern könnten, auf der die Lyrik und das Drama sie zu halten vermag.

Freilich, es gibt Autoren, in deren Werken „die schöne Zeit der jungen Liebe" ewig grünt und die auch Romane für den Familientisch schreiben; sie sind geboren für die editio castigata; sie rechnen auf das große und größte Publikum aller Kreise, auch auf die Töchter und Confirmandinnen, denen sie ein willkommenes Christgeschenk bieten; sie meiden nicht nur die Censur des Staats, sondern auch die Acht der Familie, das Verbot, das die Väter über unzulässige Unterhaltungslektüre verhängen. Es ist selbstverständlich, daß Familienblätter, die für die Lektüre am häuslichen Herd bestimmt sind, eine solche Haltung bewahren. Die „Gartenlaube" beobachtete in Bezug hierauf die größte Strenge; Ernst Keil war ein unerbittlicher Tugendwächter, und es begegnete ihm sehr selten, daß ihm eine Stelle durchschlüpfte, welche für höhere Töchter und die Abiturientinnen derartiger Schulen nicht ganz geeignet war. Auch seine Nachfolger in der Redaction wie alle Herausgeber ähnlicher Blätter sind hierin auf möglichst strenge Hausordnung angewiesen. Von namhaften Schriftstellern erwähnen wir Walter Scott, der darin ein Puritaner war, Gustav Freytag und Georg Ebers, welche ihren ausnehmend großen buchhändlerischen Erfolg auch der anerkannten Unverfänglichkeit ihrer Schilderungen verdanken. Es ist nur eine flüchtige Laune des erstern Dichters und stets sans conséquence, wenn einmal ein sinnliches Streiflicht auf seine Helden und Heldinnen fällt, wie wenn Hildegard mit dem Wappenmantel ihren Joseph einzufangen sucht. Bei Dichtern von

reicherer Phantasie, selbst bei dem edeln und reinen Jean Paul, fehlt es nicht an Dithyramben der Sinnlichkeit und an Situationen voll leidenschaftlicher Glut: wir erinnern nur an die Grottenscene im „Titan", in welcher Linda sich Roquairol hingibt, im Wahn, es sei Albano.

In der That meinen wir, daß die Familiencontrole, wenn sie auch für die Romanlektüre fortbestehen mag, für die Romandichtung nicht den Ausschlag geben darf. Der Roman soll uns ganze, volle Menschen schildern, das Leben nach allen seinen Beziehungen: es wäre eine thörichte Prüderie, gerade sein eigentliches Thema, die Liebe, auf die einzige Variante der schwärmerisch unsinnlichen beschränken zu wollen, welche sich für die romanhafte Darstellung als besonders steril erweisen muß; denn der Roman drängt nach Anschaulichkeit, und das Weben der selbstgenügsamen Empfindung kann in ihm nie ausschließlich den Ton angeben. Soll der Dichter hinter dem Maler und Bildhauer zurückstehen und es ihm versagt sein, das Colorit und die Plastik schöner Formen zu schildern? Soll er niemals dem innigen Verschmelzen der Seelen und Leiber einen Dithyrambus weihen können, wie ihn selbst Schleiermacher in seinen „Briefen über Schlegel's Lucinde" angestimmt hat? Ja, es zeigen die Muster aller Zeiten, daß die Erfindung des Romans ganz verarmen würde, wenn sie sich nur auf dem Gebiete hausbackener Moral bewegen dürfte, wenn die Schranke des Familienglücks am häuslichen Herde auch ihre Schranke wäre, wenn für ihn die Ehen unantastbar bleiben müßten und alle außerehelichen Verhältnisse eine nicht zu schildernde Freibeuterei der Leidenschaft. Nein, gerade die romanhaften Verwickelungen der Descendenz, wie sie auch die ersten Romane des griechischen Renaissancezeitalters liebten, die von Tatius Diogenes und den andern, ganz nach dem Vorbild der attischen Komödie, haben bis zur Gegenwart hin das Hauptferment der Spannung in der Romanliteratur gebildet; wo bliebe Boccaccio, der größte Novellist Italiens, mit allen seinen Nachfolgern, wenn nicht das verbotene Liebesabenteuer, der Ehebruch in den verschiedensten Beleuchtungen von der feinkomischen bis zur hochtragischen, in der Novelle wie in Romanen berechtigt wäre? Und auf welchen Scheiterhaufen müßte man Goethe's „Wilhelm Meister" mit seinen Mariannen und Philinen und seine „Wahlverwandtschaften" werfen, wenn das unerlaubte Verhältniß und die eheliche Untreue aus den Schilderungen des Romans verbannt werden sollte? Und ob diese Schilderungen selbst mehr oder weniger farbenreich und glühend sind: das ist ebenfalls kein Unterschied, welcher die moralische Würdigung herausfordert; das liegt nur in der verschiedenartigen Begabung der Autoren, in ihrer Darstellungsweise, die leidenschaftlich bewegt oder discret und apathisch, plastisch anschaulich oder gestaltlos verschwimmend ist, und es ist ohne Frage ein ästhetischer Vorzug, was am leichtesten als sittlicher Makel der Familiencensur anstößig erscheinen konnte. Eine Feuerversicherung gegen poetische Brandstiftung kann die Romandichtung nicht gewähren: derartige Schilder fehlen oft den dichterischen Palästen und finden sich angebracht an den Hütten des bananisischen Handwerks, wo der Unterhaltungsstoff für die reifere Jugend geschmiedet wird.

Allerdings gibt es indeß eine Unsittlichkeit, welche auch aus dem Roman verbannt sein muß: hier hat die Aesthetik des Häßlichen ihre feinen Grenzlinien zu ziehen. Es gibt einen Cancan der pandemischen Muse, welche mit ihren Fußspitzen auch den Staub und Schmuz dem Publikum ins Gesicht schlendert: das Gemeine, das Priapeische muß aus dem Roman verbannt sein. Die cynische Zote ist eine unter Umständen zulässige Dissonanz; wir finden sie bei Shakspeare oft genug und ebenso in Goethe's „Faust"; es ist gleichsam der Funken, den der Teufelsfuß stiebt; aber die cynische Schilderung, die sich in das körperliche Detail des geschlechtlichen Lebens verliert, ist unbedingt verwerflich. Hier hört auch das Recht des Humors auf. In seinen „Braunen Märchen" hat Freiherr von Sternberg oft genug hiergegen gesündigt.

Dann ist ein Roman zu verwerfen, dem die Erregung der Sinnlichkeit einziger Zweck ist, mag dieser Zweck nun eingestanden sein oder nicht. Emile Zola spielt sich als Physiologe der Gesellschaft auf, als Vorkämpfer des mit dem Secirmesser ausgerüsteten Naturalismus; er gibt vor, die Corruption der Gesellschaft zu geiseln. Gleichwol ist sein Roman „Nana" von Hause aus nur auf den Skandal berechnet, der ihm ja auch einen so großen Erfolg gesichert hat. Lebenswahrheit à tout prix als höchstes Gesetz der Kunst, je crasser, desto künstlerischer: das ist ein unhaltbares Princip, das zur nothwendigen Folge die ausgiebige Schilderung des Gemeinen und unästhetisch Häßlichen hat. Die Nudität, splitter- und fasernackt, nicht mit den Augen eines Tizian, sondern mit denen eines Vivisectors betrachtet und so geschildert, daß sie das beifällige Kopfnicken eines Satyrs erregen muß, hat jeden ästhetischen Zauber verloren. Sie steht im Mittelpunkte des Zola'schen Romans; doch das ist noch nicht das Schlimmste, das ist das liebevolle Verweilen beim Schmuze, der aus allen Winkeln des Lebens und der Bühne zusammengefegt wird; es ist die Vorliebe für das Anwidernde und die detaillirte Schilderung desselben; es ist die Gemeinheit der Gesinnung, die sich durch den ganzen Roman hinzieht; es sind die Liebesscenen Nana's mit Knaben und Greisen, die in so unerquicklicher Breite dargestellt werden.

Gerade Zola's „Nana" bietet uns auch Beispiele für einen andern Verstoß, den der Roman gegen *sein* Sittlichkeitsgesetz, das ästhetische nämlich, begehen kann; wir meinen die problematischen, die unnatürlichen Geschlechtsverhältnisse, die nicht nur Zola gelegentlich, sondern auch Belot in seinem Roman: „Mademoiselle Giraud, ma femme", geschildert hat. Hier würde man vergeblich irgendeine anstößige Scene suchen; es ist alles feinste Filigranarbeit; und doch ist das Grundverhältniß, über welches so durchsichtige Schleier geworfen werden, höchst anstößig und verletzend. Der Romandichter hat ja

das Recht, auch die Verirrungen der Leidenschaft zu schildern; aber wo sie gegen die Natur gehen, werden sie widerwärtig. Ueberhaupt ist alles Anomale nur für Feinschmecker, für deren haut-goût der Romandichter nicht seine Werke schafft. Das Widerwärtige ist unsittlich, weil es unästhetisch ist. Die weibliche Prostitution, das Lieblingsthema der neuern französischen Romane, und auch auf dem Theater heimisch, wie „Die Camelíendame" beweist, streift oft an die Grenze, wo die Grazien reißaus nehmen; besonders muß die Vereinigung von Liederlichkeit und Schwindsucht, von Bordell und Spital Ekel erregen. Weit schlimmer aber ist die Darstellung einer Anomalie auf diesem Gebiete, der männlichen Prostitution, wie sie ein deutscher Romanschriftsteller, Emerentius Scävola, in seiner Novelle „Adolar der Weiberverächter" gewagt hat; der blinde Held ist eine Zeit lang in den Händen eines Agenten, der mit ihm Geschäfte macht, wie mit andern, indem er ihn vornehmen Frauen zuführt.

Niemand hat das Recht, aus dem Roman gesunde Sinnlichkeit, wilde Leidenschaft, die rückhaltlose Schilderung der Frauenschönheit zu verbannen; wohl aber ist die ausschließliche Speculation auf sinnliche Erregung, die Schilderung des Gemeinen, Widerwärtigen, Priapeischen und die Raffinirtheit, welche durch das Unnatürliche reizen und kitzeln will, als unästhetisch zu verwerfen.

Rudolf von Gottschall.

Zur geschichtlichen und publicistischen Literatur.

1. Funfzig Jahre. Se. Majestät der Kaiser Wilhelm und Ihre Majestät die Kaiserin Augusta in ihrer funfzigjährigen Ehe. Eine Festschrift zum 11. Juni 1879 von Otto von Seemen. Berlin, Militaria. Gr. 8. 1 M.
2. Das Leben des Staatsraths Kunth. Von Friedrich und Paul Goldschmidt. Mit dem Bildniß Kunth's. Berlin, Springer. 1881. 8. 5 M.
3. Ludwig Kossuth. Meine Schriften aus der Emigration. Erster Band: Die Periode des 1859er italienischen Kriegs. Autorisirte deutsche Ausgabe. Zweite Lieferung. Preßburg, Stampfel. 1880. Gr. 8. 80 Pf.
4. Illustrirte Weltgeschichte für das Volk. Begründet von O. von Corvin und F. W. Held. Prachtausgabe. Zweite bis zur Gegenwart fortgeführte Auflage. Mit zahlreichen Textabbildungen, Tontafeln u. s. w. Lief. 1—52. Leipzig, Spamer. 1879—80. Gr. 8. Jede Lieferung 50 Pf.
5. Deutschlands Culturgeschichte. In ihren Grundzügen für Schule und Haus von Hermann Hoffmeister. Berlin, H. W. Müller. 1880. 8. 3 M.
6. Lichtstrahlen aus Fr. von Hellwald's Culturgeschichte in ihrer natürlichen Entwickelung. Augsburg, Lampart u. Comp. 1881. 8. 2 M.
7. Die Staatsbürgerin. Von Mathilde Reichardt-Stromberg. Leipzig, O. Wigand. 1880. 8. 1 M.
8. Die Zukunft der prager Universität von Max Breitenstein. Wien, Verlag der Alma Mater. 1879. Gr. 8. 80 Pf.
9. Adel und Demokratie. Ein Beitrag zur Geschichte des Feudalismus. Von Richard Rudel. Erster Band. Berlin, Münchhoff. 1880. Gr. 8. 9 M.
10. Meyer's Deutsches Jahrbuch für die politische Geschichte und die Culturfortschritte der Gegenwart. 1879—80. Mit 16 Abbildungen und Plänen. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1880. 8. 6 M.
11. Zum kirchlichen Frieden. Eine wissenschaftliche Behandlung der gegenwärtigen kirchlichen Streitfragen. Von Chr. Ed. Baumstark. Straßburg, Schultz u. Comp. 1880. Gr. 8. 2 M.
12. Die Reden des Abgeordneten von Bismarck-Schönhausen in den Parlamenten 1847—51. Herausgegeben, mit Einleitungen und Anmerkungen versehen von Th. Riedel. Berlin, C. Heymann. 1881. Gr. 8. 3 M.

Die „Biographischen Blätter aus deutscher Geschichte", die, von G. von Glasenapp herausgegeben, sich zum Zweck setzten, von denjenigen Männern, welche für die Größe des Vaterlandes gearbeitet und ihre Nation auf einen höhern sittlichen Standpunkt gehoben haben, eine Lebensskizze in volksthümlicher Darstellung zu bringen, haben zur Feier der goldenen Hochzeit des deutschen Kaiserpaares ihr erstes Heft dem Publikum übergeben. Otto von Seemen (Nr. 1) hat es unternommen, das Leben des Prinzen Wilhelm von Preußen (des jetzigen Kaisers) und der Prinzessin Augusta von Weimar in elf Bogen zu beschreiben. Das Buch ist anziehend und mit Wärme geschrieben und gibt ein treffliches Bild von den beiden Persönlichkeiten, welche durch die Ereignisse der zwei letzten Jahrzehnte in den Vordergrund der europäischen Geschichte getreten sind. Der Verfasser will von Kaiser Wilhelm keine vollständige Biographie geben; er behandelt daher die zwei großen Kriege, in welchen der Kaiser das Obercommando übernommen hat, so knapp als möglich; weit mehr ist es ihm darum zu thun, die politische und Charakterentwickelung des Kaisers richtig zu beleuchten und durch interessante Belege sein Urtheil festzustellen. Nur bei der Darstellung des 18. und 19. März 1848 hätten wir gewünscht, daß er zur Charakteristik seines Helden speciell hervorgehoben hätte, wie der Prinz die Ehre der Armee für befleckt hielt, weil sie angesichts der Barrikadenmänner den Rückzug antrat, daher er sich dem Rückzugsbefehl widersetzte. Anknüpfend an die Märztage, spricht der Verfasser von den Besuchen, welche der Prinz 1848 und 1851 in England machte, und von den guten Folgen derselben für seine fernere politische Stellung im Vaterlande. Der Prinz gewann hier eine entschiedene Hinneigung für die constitutionelle Staatsform und fing an, mit dem in Berlin seit dem Tage von Olmütz herrschenden System sehr unzufrieden zu werden. Galt er früher als Vertreter des monarchischen Princips und der Ordnung, als ein Feind der Revolution, so erschien er jetzt bei seiner constitutionellen Gesinnung, in welcher er in seiner Gemahlin eine lebhafte Unterstützung fand, und bei

seinem Festhalten an den gegebenen Versprechungen als ein Hemmniß für die Reaction. Die Gegensätze, welche zwischen den beiden königlichen Brüdern Friedrich Wilhelm IV. und dem Prinzen Wilhelm hinsichtlich ihres Charakters bestanden, beurtheilt der Verfasser im ganzen richtig. Wenn er von ersterm sagt, daß der von dem besten Willen und dem edelsten Streben beseelte Fürst auf dem Gebiete der Kirche und des Staatslebens statt lohnender Erfolge Enttäuschungen und Kämpfe erlebt habe, die ihn zu dem unglücklichsten Monarchen auf dem Hohenzollernthron machten, und als Grund hierfür anführt, daß die Ideen des Königs nicht auf dem Boden der Zeit und innerhalb des praktisch Möglichen blieben, vielmehr, von geistreichem, romantischem Hauch getragen, der Zeit vorauseilten, so wäre, was die letzten Worte betrifft, eher zu sagen gewesen, daß die Ideen des Königs großentheils einen sehr mittelalterlichen Beigeschmack hatten und mit dem Geist der Neuzeit sich schlechterdings nicht mehr vereinbaren ließen.

Richtiger charakterisirt der Verfasser den zum Prinz-Regenten ernannten Bruder, wenn er von ihm sagt, selten sei ein Fürst zum Thron berufen worden, der in gleichem Maße wie jener unmittelbar in dem praktischen Leben durch unermüdliches Arbeiten und schwere Erfahrungen für seinen Herrscherberuf vorbereitet gewesen, der in gleichem Maße zu einer völlig klaren und sichern Lebensanschauung und Lebensrichtung gekommen war und dem genau gesteckten Ziel mit unerschütterlicher Festigkeit zustrebte, der in seinem unbegrenzten Pflichtgefühl durch eine gesunde, starke Körperconstitution, durch ein ruhiges Wesen und eine fast unerschöpflich scheinende Arbeitskraft unterstützt wird. Als Beweis für die Richtigkeit dieser Beurtheilung führt der Verfasser jene Ansprache an, welche der Prinz-Regent in der ersten Sitzung des neuen Ministeriums am 8. November 1858 an dieses richtete, und welche in klarer, bestimmter Weise die Grundzüge für sein ganzes späteres Regierungssystem enthielt.

Zugleich schildert der Verfasser die Thätigkeit der Kaiserin Augusta, welche, mit Bildung reich ausgestattet, für Kunst und Wissenschaft sich interessirt und ganz besonders auf dem Felde der Wohlthätigkeit ihre Lorbern sucht. Wie sie nach dem Kriege von 1866 die Weiterentwickelung der humanitären Bestrebungen unter dem Rothen Kreuz mit frischer Schaffungskraft in Angriff nahm und dabei nicht nur die Organisation für die Hülfsthätigkeit im Frieden, sondern auch die Vorbereitung für den Fall eines Kriegs als maßgebenden Gesichtspunkt ins Auge faßte; wie sie den Vaterländischen Frauenverein stiftete, die Vereinigung der sämmtlichen unter dem Rothen Kreuz thätigen deutschen Landesvereine zu einem Verbande unter dem gemeinsamen Centralcomité zu Berlin förderte und viele andere höchst zweckmäßige und wohlthätige Einrichtungen traf, überall sich an die Spitze stellend, wo für die Thätigkeit der Frauen sich eine Pforte öffnete: das alles hat der Verfasser im einzelnen genau dargestellt. Gern lesen wir in der Schrift wieder jene Telegramme und Briefe „An die Königin Augusta" aus den Jahren 1870 und 1871 und die verschiedenen Ansprachen, welche Kaiser Wilhelm in dem Unglücksjahr 1878 bei seiner Heimkehr nach Berlin an die glückwünschenden Deputationen hielt. Wir finden, daß er auch hier wieder, wie immer, in schlichter Sprache und mit wenigen Worten das Richtige zu treffen weiß.

Das Buch über „Das Leben des Staatsraths Kunth" von Friedrich und Paul Goldschmidt (Nr. 2) gehört gleichfalls zur preußischen Geschichte. Es bringt wol vielen Lesern etwas Neues, da nicht anzunehmen ist, daß von der Wirksamkeit, ja auch nur von der Existenz Kunth's die gesammte gebildete Welt unserer Tage Notiz genommen hat. Dies erklärt sich hauptsächlich daraus, daß er weniger mit der Politik als mit dem Gewerbe- und Handelswesen und mit den hierfür zweckmäßigen Einrichtungen sich beschäftigt hat, daher er mehr den Gewerbetreibenden, Fabrikanten und Realschulmännern als dem Geschichtschreiber bekannt wurde. Seine beiden Enkel haben es unternommen, ein Lebensbild von dem trefflichen Manne zu entwerfen, von der Ansicht ausgehend, daß nicht allein die leitenden Staatsmänner, die in großen Epochen an der Spitze der Völker stehen und die Entwickelung derselben oft auf lange Zeit bestimmen, Anspruch auf den Dank und die Erinnerung der Nachwelt haben, sondern daß auch unter ihren Mitstreitern und Genossen viele sind, die, zum Theil in bescheidener Stellung, bedeutenden Einfluß ausgeübt und Antheil an den Erfolgen gehabt haben. Ein solcher Mann war unstreitig Kunth. Durch finanzielle Verhältnisse gehindert, seine juristischen Studien zu beendigen und das Staatsexamen zu machen, trat Kunth, der im Jahre 1757 geboren war, als Erzieher der beiden Brüder Humboldt im Jahre 1777 in deren älterliches Haus ein, wo er sich aber bald mehr mit den wirthschaftlichen Geschäften dieser Familie als mit seinem Lehramt beschäftigte, und wurde 1789 als Assessor bei dem Manufactur- und Handelscollegium angestellt. Dies war entscheidend für sein ganzes Leben; denn während seiner vierzigjährigen amtlichen Laufbahn, von Stufe zu Stufe emporsteigend, blieb er bei der Verwaltung der Fabrik- und Handelssachen. In dieser Stellung suchte er zuerst die Nachtheile des damaligen Prohibitivsystems zu mildern, die Industrie anderer Länder, besonders Frankreichs und Englands, in Preußen einzuführen, verfiel aber nicht in die doctrinäre Ansicht, daß das Freihandelssystem für alle Phasen der gewerblichen Entwickelung eines Landes das vortheilhafteste sei und ohne alle Vermittelung plötzlich und vollständig in einem Lande eingeführt werden müsse. Im Jahre 1815 zum General-Handelscommissarius ernannt, übte er auf die Entwickelung des Handels und der Gewerbe, auf die Zollgesetzgebung und auf die Einrichtung des gewerblichen Bildungswesens großen Einfluß aus. Er war von da an fortwährend auf Reisen, trat in die engsten Beziehungen zu den Gewerbetreibenden und Fabrikanten, lernte die Hindernisse, die ihrem Emporkommen

entgegenstanden, kennen, und überzeugte sich bald, daß eine gänzliche Umgestaltung des preußischen Zollsystems das Ziel der Gesetzgebung sein müsse, und daß die Gewerbetreibenden mit dem Auslande nicht concurriren könnten, wenn nicht speciell für dieselben niedere und höhere Unterrichtsanstalten (Real- und Gewerbeschulen) gegründet würden. In seinen Berichten an die Regierung und an die Magistrate der großen Städte war er beständig für diese Ziele thätig. In einer Zeit, wo die einzelnen Provinzen durch Binnenzölle voneinander geschieden waren und viele Gewerbetreibende nicht einmal schreiben konnten, war die Thätigkeit des erfahrenen und kenntnißreichen, verständigen und unermüdlichen Mannes ein Segen für das Land. Die neue Zollordnung vom 26. Mai 1818 und die Errichtung technischer Schulen in Preußen war zu großem Theil den Bemühungen Kunth's zu danken. Hatte er auch mit den ausführenden Behörden, welche mit seinen Vorschlägen nicht immer einverstanden waren, fortwährende Kämpfe, so sah er doch andererseits in den Kreisen der Fabrikanten und Gewerbetreibenden und in dem Aufblühen der neugegründeten Gewerbeschulen manch herrlichen Erfolg. Im Jahre 1825 in den Staatsrath berufen, war er bis an sein Ende, welches 1829 erfolgte, rastlos thätig in seinem Berufe. Mit den bedeutenden Männern, mit welchen er in Verkehr getreten war, mit den Humboldt, mit Stein u. a., blieb er sein ganzes Leben hindurch in Verbindung, von ihnen wegen seines Charakters geschätzt und wegen seiner vielseitigen Kenntnisse aufgesucht und befragt. Die Verfasser haben viele seiner Briefe an Stein in den Text eingeschaltet und in einem Anhang viele von ihm abgefaßte Berichte wörtlich mitgetheilt, aus welchen sich für den Leser in noch höherm Grade die Bedeutung des Mannes ergibt.

Die erste Lieferung der Kossuth'schen „Schriften aus der Emigration" (Nr. 3) ist in Nr. 40 d. Bl. f. 1880 besprochen worden. Die vorliegende zweite Lieferung bespricht diejenigen Ereignisse von 1854—59, welche wir als die Vorbereitungen zum italienischen Kriege bezeichnen können. Der Verfasser führt zunächst an, daß die Westmächte für den Fall, daß Oesterreich mit ihnen gegen Rußland zu Felde ziehe, sich bereit erklärten, dessen italienischen Besitz zu garantiren und gegen jeden Angriff zu vertheidigen. Als Oesterreich mit Ausreden und Einwänden antwortete, wandten sie sich an die turiner Regierung. Diese wollte anfangs nur unter ziemlich hohen Bedingungen in die Allianz eintreten, ließ aber, als die Westmächte aus Rücksicht für Oesterreich dieselben nicht annahmen, alle Bedingungen fallen und unterschrieb den Allianzvertrag vom 25. Januar 1855, in dem sie sich verpflichtete, mit einem 15000 Mann starken Heere auf eigene Kosten an dem Kriege theilzunehmen, und die Integrität des sardinischen Staats sich garantiren ließ. Cavour ging von dem Gedanken aus, daß Piemont bald, obschon keine solche Bedingung festgesetzt sei, wenn seine Truppen an der Seite der französischen und englischen Heere kämpften, seinen Platz im europäischen Concert einnehmen werde. Der Erfolg gab ihm recht. Napoleon setzte es durch, daß auf dem Pariser Congreß die sardinischen Bevollmächtigten direct und persönlich an allen Berathungen theilnehmen durften, in denen die particularistischen Interessen Sardiniens berührt wurden. Der Verfasser gibt uns einen Ueberblick über den Verlauf der Sitzung vom 8. April 1856, in welcher die italienische Frage besprochen wurde und Cavour, von Clarendon unterstützt, die Sache Italiens gegen Buol-Schauenstein und Hübner aufs entschiedenste vertheidigte, und erzählt, Napoleon habe nach dieser Sitzung zu Cavour gesagt: „Ich ahne, der Friede wird nicht von Dauer sein", und Graf Hatzfeld habe letzterm erklärt, Preußens politisches Verhältniß zu Oesterreich sei identisch mit dem Piemonts, und beide hätten gemeinsamen Grund, sich über Oesterreich zu beklagen.

Die Abmachungen von Plombières, bei denen nach des Verfassers Angabe für die savoyische Dynastie die Bildung eines oberitalienischen Königreichs mit 12 Millionen Einwohnern und für Frankreich die Abtretung Savoyens als Compensation für die Waffenhülfe festgesetzt war, wurden durch den Allianzvertrag vom Januar ergänzt, der in einigen Bestimmungen über den von Plombières hinausging, in andern nachtheiliger war. Es wurde in demselben dem Königreich Sardinien nicht blos die Lombardei und Venedig, sondern auch Modena, Parma, die Romagna und die Legationen zugesprochen, die weltliche Macht des Papstes zwar aufrecht erhalten, aber auf Rom und die römische Provinz beschränkt und Mittelitalien als ein selbständiger Staat (unter dem Prinzen Jérôme Napoleon) organisirt. Die englische Diplomatie entwickelte an den großen und kleinen Höfen eine fieberhafte Thätigkeit, um den Ausbruch des Kriegs zu verhindern. Die Antwort des Grafen Buol, von welchem verlangt wurde, Oesterreich solle auf die bewaffnete Intervention in Italien verzichten und Reformen einführen, ist charakteristisch: „Frankreich spielt sich auf die Rolle eines Protectors der Nationen hinaus; wir sind und bleiben die Protectoren des dynastischen Rechts." Interessant ist auch das Gespräch des Marchese Villamarina mit dem Grafen Walewsky, welcher letztere den Ansprüchen Piemonts nicht günstig war, und der Brief Cavour's vom 9. Februar 1858 an Villamarina. Letzterer drohte dem französischen Minister, welcher Sardinien den Kampf allein bestehen lassen wollte, mit Entfesselung der Revolution: „Wir werden ohne Rücksicht auf irgendjemand Europa an allen vier Ecken in Brand stecken", und Cavour ermunterte seinen Bevollmächtigten, sich durch keine Drohungen einschüchtern zu lassen: „Sollten Sie alle Hoffnung verlieren, so werden Sie nach Hause kommen, um Ihre Oberstenuniform anzuziehen, auf daß sie im Gefolge Ihres Königs die Würde und die Ehre des Vaterlandes wahren können." Diese diplomatischen Actenstücke und Aeußerungen bilden eine schätzbare Ergänzung des bereits bekannten Materials, und gerade hierin finden wir die Bedeutung der Kossuth'schen Schrift. Der Uebersetzung

wäre zu wünschen, daß sie sich nicht undeutscher Wendungen bediente, wie: „Er brachte die Sache über directen Auftrag des Kaisers Napoleon zur Sprache", und: „Ueber Aufforderung seines Präsidenten willigte der Congreß darein, daß u. s. w."

An eine „Weltgeschichte für das Volk" und vollends an eine „illustrirte" treten wir immer mit einigem Bedenken. Nachdem wir die vorliegende, begründet von O. von Corvin und F. W. Held (Nr. 4), gelesen haben, finden wir diese Bedenken nicht gemindert. Wir erkennen vollkommen an, daß das Buch anziehend geschrieben, daß das große Material wohlgeordnet und gruppirt aufgebaut ist, daß die Culturgeschichte so ziemlich alles enthält, was man zu wissen braucht, hätten aber gewünscht, daß mit Rücksicht auf „das Volk" mit mehr Auswahl zu Werke gegangen wäre, daß manche Partien, wie die Entwickelung des Islam, welche mehr als zwei Lieferungen in Anspruch nimmt, weit kürzer gefaßt worden wären und daß bei der politischen Geschichte des Mittelalters die Resultate der neuern Forschungen mehr Aufmerksamkeit und Berücksichtigung gefunden hätten. Die Art und Weise, wie der Verfasser die Geburt Christi darstellt, können wir nicht billigen. Während Georg Weber in seiner anerkannt trefflichen „Weltgeschichte" die Entstehung des Christenthums im engen Anschluß an die neutestamentliche Erzählung darstellt, auf diese Weise dem religiösen Bedürfniß seiner Leser gerecht wird und denen, welche eine negative Auffassung vorziehen, es überläßt, bei irgendeinem modernen Häretiker sich Rath zu holen, hält der Verfasser, von der Ansicht ausgehend, „daß der Geschichtschreiber als solcher keiner positiven Religion anhängen dürfe", es für seine Pflicht, „nicht zu verschweigen, in welchem Lichte die Gegner der biblischen Offenbarung und des Glaubens an die Gottheit das Erscheinen und das Auftreten Jesu Christi darstellen und geheimnißvolle Vorgänge zu erklären suchen". Die biblische Geschichte Jesu führt er gar nicht an, setzt sie als bekannt voraus und theilt mit aller Weitläufigkeit und mit sichtbarem Behagen die Erzählung der Essäer mit, worin ein junger Essäer, Namens Euphanias, eine wichtige Rolle spielt und Jesus seiner göttlichen Würde vollständig entkleidet wird. Der Verfasser, welcher dieser essäischen Erzählung gegen sechs Seiten widmet, fordert seine Leser selbst auf, die Glaubwürdigkeit derselben zu prüfen. Wie aber das Volk, für welches ja diese „Weltgeschichte" geschrieben ist, im Stande sein soll, zu prüfen, ob die biblische oder die essäische Darstellung mehr Glaubwürdigkeit verdient, ist völlig unklar. Einer solchen Aufgabe sind kaum wissenschaftliche Männer gewachsen, geschweige das Volk. Der Verfasser hätte besser daran gethan, bei der Darstellung des Lebens des Apostels Paulus selbst etwas kritischer zu verfahren und nicht von einem zweiten Aufenthalt in Rom, von einer Bekehrung des Obermundschenken des Kaisers Nero, ja von der Bekehrung einer bevorzugten Geliebten des Kaisers in einer Weise zu sprechen, daß jeder Leser diese Traditionen als baare Münze annehmen muß. Auch sonst fehlt es nicht an Ungenauigkeiten. Daß die von Chlodwig gewonnene Alemannenschlacht gerade bei „Zülpig" stattfand, wird schon längst sehr bezweifelt. Papst Gregor VII. war nicht der Sohn eines Zimmermanns, sondern eines Landmanns in Toscana. Daß eine nachmalige Entführung des Kaisers Heinrich IV. (im Jahre 1063) und zwar durch den Erzbischof Adalbert von Bremen stattgefunden habe, davon weiß die Geschichte nichts; vielmehr zog Anno selbst seinen Collegen von Bremen zur Theilnahme an der vormundschaftlichen Regierung, um die königliche Partei für sich zu gewinnen. Auch wurde der Sachsenherzog Magnus nicht vor, sondern nach Heinrich's Flucht von der Harzburg aus der Gefangenschaft befreit. Bei Angabe der Bestimmungen des Vertrags von Tribur (oder Oppenheim) vermissen wir die Erwähnung des projectirten Fürstentags zu Augsburg, bei welchem Gregor sein entscheidendes Urtheil aussprechen sollte. Daß Heinrich ohne alle Begleitung nach Canossa kam, ist nicht richtig. Bis zur Burg begleiteten ihn seine Schwiegermutter, sein Schwager Amadeus, der Markgraf Azzo von Este und einige andere Herren, und nicht allein stand er in der Winterkälte vor dem Burgthor, sondern mehrere andere Gebannte, Bischöfe und Räthe des Kaisers, waren in seiner Gesellschaft. So ganz „ohne Bedenken", wie der Verfasser sagt, gab Kaiser Heinrich V. nicht seine Zustimmung zu dem Vorschlage des Papstes Paschalis II. hinsichtlich des Investiturstreits. Vielmehr machte er den Vorbehalt, daß seine Zustimmung nur dann gültig sei, wenn alle Fürsten und Bischöfe des Reichs den Vertrag anerkennen würden. Damit zeigte der Kaiser, daß er seine Leute besser kannte als der Papst. Auch einige demokratische Seufzer, welche eher in die von dem äußersten Flügel der Liberalen gelesenen Blätter passen als in eine Weltgeschichte, sind uns bei der Lektüre aufgefallen. Z. B.: „Es brach über die (römische) Republik die Last der stehenden Heere herein, die von den Bürgern besoldet werden und häufig nur den Privatinteressen der Monarchen zu dienen haben, bisweilen sogar gegen die besoldenden Bürger" u. s. w.

Diese Schatten neben manchen Lichtseiten des Buchs werden in den Augen und in dem Urtheil des Volks gemildert werden durch die schöne Ausstattung, durch die vielen Illustrationen, welche historische Scenen veranschaulichen und culturelle Einrichtungen verdeutlichen. Die Verlagsbuchhandlung hat alles gethan, um dem Buche einen empfehlenden Begleitschein mit auf den Weg zu geben.

In einem engern Rahmen als Corvin's „Weltgeschichte" bewegt sich „Deutschlands Culturgeschichte" von Hermann Hoffmeister (Nr. 5). Derselbe faßt die gesammte Entwickelung der deutschen Cultur unter die fünf Rubriken: „Urcultur", „Religion", „Kunst", „Wissenschaft", „Sociales Leben", zusammen. In der ersten beschreibt er die deutsche Vorgeschichte oder Prähistorie, welche mit der Prähistorie anderer Länder fast zusammenfällt, daher sie auch als allgemeine Vorgeschichte bezeichnet werden kann. Auch in

dem zweiten Abschnitt finden wir zuerst eine Darstellung der Entwickelung des Religionswesens überhaupt, darauf eine Beschreibung der deutschen Götter und Halbgötter. Bei dem Herantreten des Christenthums an die germanische Welt werden sowol diejenigen Momente angeführt, welche ein Hinderniß für die Annahme desselben waren, als auch die zwischen Christenthum und altgermanischem Glauben bestehenden Anknüpfungspunkte. Die Entwickelung der katholischen Lehre wird von der Unterwerfung des deutschen Klerus unter Rom bis zu der Verkündigung des Unfehlbarkeitsdogmas und der Maigesetzgebung fortgeführt. Als die zwei größten Thaten Luther's bezeichnet er seine Bibelübersetzung, welche die deutsche Sprache ganz umgestaltete, und seine theoretische und praktische Verneinung der von Gregor VII. gleichsam zum hierarchischen Hauptpanier der katholischen Kirche erhobenen Ehelosigkeit der Priester. In der Rubrik „Kunst" verweilt der Verfasser am längsten bei den verschiedenen Baustilen, erwähnt auch die übrigen Künste und beschreibt die mannichfachen Trachten. Bei dem Abschnitt „Wissenschaft" spricht er zuerst von dem Klosterschulwesen, dann von den Dom- und Stiftsschulen des 11. bis 14. Jahrhunderts und zuletzt von den Universitäten und deren Einfluß auf das ganze wissenschaftliche Leben der Nation. Die Darstellung des „Socialen Lebens" ist, wenn auch nicht die weitläufigste, doch die reichste. Hier wird die altgermanische Ehe besprochen, das Verhältniß des Einzelnen zur Gemeinde und zum ganzen Volksstamm, das von den Franken ausgehende Lehnswesen, die Gründung des Feudalstaats, das Ritterthum, die Städte mit ihrem Handel und ihrer Industrie, die das ganze Mittelalter umgestaltenden großen Erfindungen, der Einfluß des französischen, mitunter auch des spanischen und italienischen Wesens auf die deutsche Cultur, das Aufkommen des Constitutionalismus. Allein gerade bei diesem Abschnitt tritt am meisten die Folge eines durch die vier ersten Rubriken sich hindurchziehenden Misgriffs des Verfassers hervor: er zeigt sich in der Weise deutscher Gelehrter als ein Freund langer, weitausholender Einleitungen, welche ihm, schon aus räumlichen Gründen, nicht erlauben, den Erscheinungen der Neuzeit die nämliche Aufmerksamkeit wie denen des Mittelalters oder vollends der Prähistorie zu schenken. Auf den letzten zwei Seiten wird zwar die Socialdemokratie angeführt, aber das wenige, was über sie gesagt wird, ist für das Verständniß desjenigen Lesers, der nicht schon alles weiß, sondern erst lernen will, nicht genügend. Die nämliche Ausstellung ist auch bei den andern Rubriken zu machen. Im übrigen liest sich das Buch recht gut, ist verständlich geschrieben und gibt uns manche sehr anschauliche Culturbilder.

Nicht eine Culturgeschichte, sondern „Lichtstrahlen aus Fr. von Hellwald's Culturgeschichte in ihrer natürlichen Entwickelung" (Nr. 6) bringt uns ein ungenannter Verfasser. In einer Blumenlese, welche nach ihrem Inhalt in verschiedene Abtheilungen zusammengestellt ist, werden uns Hellwald'sche Urtheile über Natur und Naturforschung, über den Menschen und die menschliche Gesellschaft, über Wissenschaft und Kunst, über Idealismus und Religion und über Cultur mitgetheilt. Wir begegnen hier manchen treffenden Urtheilen neben andern, welche der sichern Grundlage entbehren. Zu den letztern rechnen wir: „Das Volk hat stets die Regierung, die es verdient"; dann die Vergleichung des Katholicismus mit dem Protestantismus und dessen zwei „widerwärtigen Auswüchsen, Pietismus und Muckerthum"; das Urtheil über den Kaiser Joseph II., daß ihn das eigene Volk gar nicht verstand, noch gar nicht von der Priesterherrschaft befreit sein wollte, wobei sehr viel darauf ankommt, was man unter Volk versteht. Andererseits finden wir trefflich, was über den Militarismus gesagt ist: daß „die stehenden Heere den physiologischen Werth des Menschen erhöhen". Auch der Jesuitismus ist trefflich charakterisirt. Das kleine Buch ist voll geistreicher Reflexionen über die verschiedensten Momente der Culturgeschichte.

Mathilde Reichardt-Stromberg, die Verfasserin der „Staatsbürgerin" (Nr. 7), behandelt ein wesentliches Stück der modernen Culturgeschichte. Sie spricht von der Stellung der Frauen, von dem Ultramontanismus und der Socialdemokratie. In der Einleitung bezeichnet sie als Ursache der drei Krankheitserscheinungen des modernen Staats (Ueberschuß an ledigen Frauen, Ultramontanismus, Socialdemokratie) das Nichtvorhandensein einer Staatsbürgerin neben dem Bürger. Daraus glaubt man schließen zu dürfen, die Verfasserin sei eine Verfechterin der Frauenemancipation. Dies ist nicht der Fall; sie hat vielmehr in einer andern Schrift: „Frauenrecht und Frauenpflicht", gegen die Emancipation polemisirt. Sie eifert sehr dagegen, daß aus den Frauen Männer gemacht und jene ganz aus ihrer eigensten Sphäre gerissen werden sollen, und will in dieser Schrift nach einem Wege suchen, der den Frauen zu ihrem Recht verhilft, ohne ihrer Natur entgegenzustreben. Was der Staat bisher zur Lösung der Frauenfrage gethan hat, sofern er den obligatorischen Handarbeitunterricht in den öffentlichen Mädchenschulen einführte, hält sie für besser als nichts, aber für viel zu wenig, wie überhaupt der Staat seine weiblichen Angehörigen von jeher stiefmütterlich behandelt habe. Ausgehend von dem Satze, daß die Schule die Aufgabe habe, dem Mädchen nicht blos wissenschaftliche Kenntnisse beizubringen, sondern dasselbe auf seinen zukünftigen Beruf als Hausfrau und Mutter praktisch vorzubereiten, verlangt sie vom Staat, daß er, wie er zur Heranbildung von Gelehrten, Künstlern, Beamten, Offizieren besondere Lehranstalten hat, so auch solche Schulen und Hochschulen einrichte, in welchen seine Hausfrauen, seine Mütter, seine Erzieherinnen, mit einem Worte seine Staatsbürgerinnen, wie der Staat sie wünschen muß, ihre Bildung vollenden können. Bei der Besprechung der Organisation dieser für Ausbildung der Staatsbürgerinnen bestimmten Schule stellt sie den Satz auf, daß dieselbe obligatorisch und mindestens bis zum zwölften Lebensjahre der Schülerinnen für alle Stände

gemeinsam sein müsse, da durch die Spaltung in Volksschule und höhere Töchterschule weit mehr als durch Armuth und Noth der Klassenhaß hervorgerufen werde. Nach dem Plane der Verfasserin sollen vom fünften bis achten Lebensjahre beide Geschlechter, Knaben und Mädchen, gemeinschaftlichen Unterricht genießen, und zwar nur von Lehrern; vom achten Jahre sollten die Mädchen, getrennt von den Knaben, sechs Stunden täglich die Schule besuchen, und von da an müsse auch gleich die künftige Bestimmung des Mädchens beim Unterricht ins Auge gefaßt, daher die Handarbeit zu einem Hauptgegenstand des Unterrichts gemacht werden. Hier würden die Lehrerinnen eintreten, und zwar nicht in untergeordneter Stellung an der Schule stehen, sondern einen hervorragenden Platz an derselben einnehmen. Diese Schule müßte unentgeltlich sein. Nach Entlassung aus derselben sollten die Mädchen noch zwei weitere Jahre in ebenfalls obligatorischen, aber bezahlten Schulen unterrichtet werden, welche sich in den größern Städten nach dem Bedürfniß der verschiedenen Stände in höhere und niedere gliedern könnten. Dabei müßte der Grundsatz aufgestellt werden, daß jedes Mädchen, welches mit vierzehn oder funfzehn Jahren diese Schule verläßt, in keinem einer Hausfrau und Mutter nützlichen Wissen und Können ganz unerfahren und ungeübt sein dürfe. Daran würden sich nichtobligatorische weibliche Real- und Hochschulen reihen, in welchen einerseits den Töchtern der wohlhabenden Stände Gelegenheit geboten würde, sich eine vielseitige hohe und umfassende, aber echt weibliche Bildung anzueignen, andererseits den Töchtern der unbegüterten Mittelstände es nach Möglichkeit erleichtert würde, sich für einen Broterwerbszweig, der ihre Existenz außer der Ehe sichern könnte, vorzubereiten und tüchtig zu machen. Für solche tüchtig geschulte ledige Frauen müßte der Staat die entsprechenden Beschäftigungen, Anstellungen und Aemter reserviren und nöthigenfalls ins Leben rufen; zugleich aber auch hätte er dahin zu wirken, daß die Zahl solcher ledigen Frauen in Zukunft stetig sich vermindere. Dies solle dadurch ermöglicht werden, daß der Staat, welcher durch eine hohe Erbschaftssteuer, durch strenge Maßregeln gegen das Ueberhandnehmen des Vermögens der Todten Hand und durch Einführung von nur indirecten Steuern viel zur Verminderung der Armuth thun könnte, den Gemeinden die Verpflichtung auferlegte, jeder Mutter für jedes Kind, von dessen Geburt bis zu seinem funfzehnten Jahre etwa, ein jährliches Kost-, Pflege- und Erziehungsgeld zu zahlen. Die hierfür nöthigen Gelder würden dadurch aufgebracht, daß jeder Staatsbürger ohne Ausnahme von seinem fünfundzwanzigsten bis zu seinem fünfundfunfzigsten Jahre jährlich diesen Beitrag für die Unterhaltung eines Kindes als Steuer, vielleicht unter dem Namen Manns- oder Kindersteuer, zu bezahlen hätte. Bei einer solchen Einrichtung würde jede Frau sich als Staatsbürgerin fühlen, an den für sie sorgenden Staat sich mit Begeisterung anschließen, der auf ihr lastenden Priesterherrschaft sich gern entziehen; die socialdemokratischen Ideen fänden dann keinen Boden mehr beim Volke, und die Hagestolzen, welche für die Kinder ihrer Mitbürger eine Kindersteuer zahlen müßten, würden beim Anblick der für Ehe und Familie so trefflich ausgebildeten ledigen Frauen sich weit eher zum Heirathen entschließen.

Die Verfasserin hat unstreitig eine wunde Stelle unsers socialen Lebens berührt; sie hat genau da angesetzt, wo geholfen werden soll; fraglich ist nur, ob auch die Mittel, welche sie zur Abhülfe vorschlägt, als praktisch und als durchführbar sich erweisen. Es ist zu bezweifeln, daß Mädchen von zwölf bis vierzehn oder funfzehn Jahren körperlich schon so gekräftigt sind, daß sie neben dem Unterricht in den wissenschaftlichen Fächern und in verschiedenen Handarbeiten noch kochen, waschen, bügeln u. s. w. lernen können. Wenigstens sind uns Fälle bekannt, in denen eine so vielseitige, theilweise härtere Arbeit der Gesundheit der Mädchen entschieden geschadet hat. Der originelle Vorschlag, eine Kindersteuer einzuführen, möchte schwer durchzuführen sein; denn diese läge thatsächlich fast ausschließlich auf den bemittelten Ständen; von den ärmern würden sehr viele keine Steuer zahlen, sondern dem Gelde, welches sie verdienen, eine andere Verwendung geben; auch möchte der allzu starken Zunahme der Bevölkerung, und zwar besonders in den untern Ständen, dadurch ein bedeutender und nicht wünschenswerther Vorschub geleistet werden. Ob es nicht besser wäre, jedem Hagestolzen, von einem bestimmten Lebensjahre und von einer bestimmten Höhe des Einkommens an, eine und zwar nicht geringe Steuer aufzulegen, deren Ertrag zur Unterstützung unbemittelter lediger Frauen zu verwenden wäre?

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Neue Dichtungen und Erzählungen.

1. Im Bann der Venus. Eine Liebesmär von Hermann Eduard Jahn. Rostock, Mayer. 1880. 8. 2 M. 50 Pf.

Wenn ein Kind über Makart's Malkasten käme und damit zwei bis drei Bogen feinen Papiers bemalte, wenn es über eine Sammlung bunt durcheinander gewürfelter, architektonischer Glieder eines Gebäudes geriethe und damit einen kindischen Bau aufführte, so könnten diese Versuche nicht anders ausfallen als vorliegende „Liebesmär". Fünffüßige Jamben, von beliebiger Länge und Kürze, sind das Gewand, in das sich H. E. Jahn nicht gescheut hat, die tiefsinnige Tanhäusermär zu kleiden, die soeben Wolff, Lipiner, Grisebach und früher Heinrich Heine neu bearbeiteten; was immer Philosophen und Germanisten, Kunstrichter und Geschichtsforscher an diesen vier Dich-

tungen auszusetzen hatten, die tadellose, blendende Form konnten sie nicht wegleugnen. Man urtheile aber aus nachfolgenden, dem Jahn'schen Gedicht wörtlich entnommenen Stellen, ob ich gegen dasselbe streng und ungerecht bin:

Dort aus dem Bett der See steigt träg die Nacht,
Die reichen Glieder feucht von Wollustschauern....
Das leere Nest,
In dem der Winter einsam frierend hauste,
Füllt sich mit kleinen schreinden Schnäbeln.
Stolz wirft das Schloß die weißen Marmorglieder
Zum Himmel auf. Ein breiter Blumengürtel
Umrankt sein Haupt, das in den Wolken ankert!

Nun kommt Frau Venus und klagt, daß sie schwach geworden:

Der bleiche Mann (Tanhäuser) dort sieht das alles nicht.
Vor seinem Blick da öffnen sich die Gräber.

Er träumt vom Heimathäuschen, „das von Riesenbergen bewacht wurde“:

Das, Mann, ist deine Mutter! Weißt du, Mann,
Was das bedeutet? Seinem Auge,
Entringt sich eine Thräne...
Und versteckt sich geschwind in seines Bartes Wald.

Tanhäuser singt, wenn er nicht träumt, und träumt, wenn er nicht singt. Er träumt nur von Venus:

Und gläubig bricht vor ihr er seine Knie!
Da zuckt ein Strahl genügter Eitelkeit durch ihre Züge!
Doch ist er taub für ihre Kupplerworte,
Die sich zu Tugenddienern heucheln!

Sie sagt aber:

Jehovah selbst, der Herr der Heeresscharen,
Soll dich mir nicht entreißen. Könnt' ich
Dich ganz besitzen, ganz allein, daß niemand
Als ich dich seh', dich fühlt, dich hört, nur ich!

Er:

Heut ist es Sonntag draußen in der Welt,
Dort hinter jenen Mauern, die im Himmel
Die Wurzeln schlagen,
Da gehen die geputzten Menschen
Zum Dome hin, das schwarz gebundne Buch
Im Arme, um Jehovah's Wort zu hören.
(Ein Donnerschlag.)
Der Garten welkt, es schollert um mich her.
(Tanhäuser entflieht.)
Seines Busens Blüten
Sind längst verdorrt und machten Unkraut Platz.
Da langt er nach der treuen Leier
Sie, seine Mutter und Geliebte, sie,
Sein einz'ger Freund!

Er singt:

Was ist das Glück?
Ein Schatten, dem das Leben stets gebricht,
Den dennoch du erjagest flügg. (?)

Er singt ein sehr mattes und nennt es ein fürchterliches Lied. „Er schweigt entsetzt!“ Er träumt wieder, nennt die Schlange des Paradieses einen Pfaffen. Dann:

Das ist der Tod! Er kann es kaum noch denken!
Dann ist er da!

Nun träumt er einen Fiebertraum:

Ruht' ich in eines üpp'gen Weibes Arm
Und ihre Zähne preßten lüstern sich
In meine Wangen, ihre Silberbusen
Umbrandeten gleich Wogen meine Brust...
Und in den Ohren trommelt unser Blut.
Es flüstert dann aus längst verwesten Kiefern....
Die Ente Ekel schreckt jach empor.

Hierauf heißt es:

Fast alles Elend
In dieser Welt, fast alle Sünden
Entsprangen einer kleinen Weiberschürze.
Wie viele machte sie schon elend,
Wie manche wird sie noch!

Der neue Gesang hebt an:

Als er erwachte, lag er nicht mehr dort
Am Wegesrand!

Blondhilda Behrend, genannt Armentrost, hat den Fiebernden aufgelesen und in trüben Nächten gepflegt. Auf S. 29 singt sie ihm ein hübsches Lied: „Dort ruht die See im düstern Nachtgewand.“ Dann läßt sie wieder „Bäche sich flutgeätzt heben“! (?) Nach einer Zeit will er

Hinaus, im frischen Lebensstrom
Die Wunde seines Herzens waschen.

Er schüttelt dem alten Grafen die biedere Hand zum Abschied. Er kann aber nicht fort:

Und Well' auf Well'
Zerrannen!
Zwei Geister herrschen in des Busens Reich: (Goethe?)
Der eine will zur Lust mich höhnend peitschen
In die Polypenarme hin der Venus,
Der andre will die Tugend mir entriegeln,
Um dort zu büßen in zerknirschter Reue.

Armentrost fragt geistreich:

Sie wollen fort — schon morgen — fort für immer? —

aber sie heirathen sich. Zwar fragt er sich:

Was soll ich leben,
Ein ew'ger Fremdling in der Tugend Reich,
Ich passe nicht für es! Mein Reich ist Wollust!

Armentrost erzählt ihm, daß die Rosen ihren Ursprung aus der Dornenkrone Jesu herleiten. Wie steht es aber mit den Rosen des Alten Testaments? Dem Röslein von Saron? Der Rose des Hohen Liedes? „Sie kosten lang noch, bis daß sie aufsprang. Was soll mir Reue“, fährt er düster fort, „sie hört (!) den Weibern nur!“

Auf S. 41 tritt ihm der Erlöser als schönes Weib entgegen. Nun habe ich schon vier „blonde Lockenkatarakte gezählt“.

Die Trauung ist vorüber; Präsens und Perfectum in einem Satze — das ist bei Jahn die Regel:

Der Minister löscht aus sein Weihrauchfäßchen
Und stellt es hin zu anderem Gerümpel; (!)
Der feiste Pfaffe auch hängt sein Ornat
Zu seiner Köchin Schürze in den Schrank
Und saß, vergnügt die Hände reibend, da
Am harrenden Tisch und musterte die Reihen....
Da trat ein gelbes tiefgebücktes Weib
Am Bettelstab des Elends in den Saal.

Sie singt ein Lied, wird Frau Venus und zieht Tanhäuser von der Neuvermählten fort. Naturschilderung:

Die Bäume nicken kokettirend mit den Wipfeln,
Der Abend bringt Schlaf — doch nicht dem Menschenherz!!
Die müden Knie raffen
Den Leib empor und schleppen ihn von hinnen!

Tanhäuser ist in Rom. Er singt:

Du blinder Pfaffe, der die Hände
Konntst heben gegen ihren Leib,
Der lachen konntst bei ihrem Ende.

Oder:

Dann sah ich durch die ros'gen Wangen
Den gelben Todtenschädel schon,
Zu dem gar bald sie sind vergangen!

„Es lacht der Sturm, daß die Erde knackt", erscheint als ein ebenso neues als geschmackvolles Bild. S. 56 heißt ein völlig abgeschlossener Satz:

Die Nacht über alles sich reckt,
Es deckt!
Einst werden unbeacht wir sinken
In ew'ge Nacht des Grabesschlunds.
Der weißen Säulen Klippen
Sie recken sich, den Himmel von Marmor
Zu tragen!...
Die Luft ist eisig, die die Wände athmen.

Nun drängt sich die Menge
Zu dem Papst,
Der betend hust am Altarsteine kniet.

Tanhäuser:

Ich war sieben Jahre lang im Venusberg. *)
„Im Venusberg!?" schreit Urban gellend auf —
Und bricht dann los: „Du bist verflucht auf ewig!
Verflucht zur Höllenqual! Eh' soll der Stab,
Den ich hier trage, grünen, eh' der Himmel
Dein Schuldenconto streicht!"...
Er aber schwankte blaß wie eine Leiche,
Die ekelnd ausgespien der schwarze Sarg,
Hinaus....

Er sagt:

Und kein Gewand gibt's, wär' es auch von Gold,
Das diese Blöße kann verstecken!

Armentrost, die verlassene Ehegattin, bekam ein Nervenfieber, ist wie geistestodt:

Und einst kam dann ein Morgen, da sie länger
Wie sonst auf ihrem Zimmer blieb.

Das heißt, Armentrost verschwindet — sie geht auch nach Rom.

Just einen Tag nach der Begebenheit,
Die ich im vorigen Gesang berichtet.

Sie fleht um Vergebung für Tanhäuser:

Für jenen Menschen, der sieben lange Jahre **)
Im Venusberg geschwelgt!...

Der Papst verneint, der Stab grünt! —
Rüstig wandert sie
Durch alle Länder!...
Die Schuhe fressen Kiesel,
Sie acht' es nicht!

Indessen, sie sinkt, hat eine Vision und sieht Tanhäuser und Venus in blendendem Aufzuge:

Eng Leib an Leib gepreßt, so trabt das Paar!

*) Fünffüßiger Jambus. **) Fünffüßiger Jambus.

Erde und Hölle speien sich Wesen zu und wieder zu... Die Erde donnert, hui, huhu, huhu —

Da schwingt sich von der Leiche Armentrost's
Hell jubelnd eine flücht'ge Lerche auf
Und taucht, dem Blick entschwindend, in den Aether!

Diese drei besten Verse bilden den Schluß.

Ich sehe in Hermann Eduard Jahn einen gärenden Most, der sich absurd und toll geberdet. Dieser Sturm- und Drangmost kann einmal einen geklärten und reinen Wein geben; der Wirth aber, der Gärmost für Rheinwein verzapft, verfällt strengem Urtheil. Neue und alte Dichter mögen das Sagengewand des Tanhäuser wenden und drehen wie sie wollen, Tanhäuser bleibt uns das Symbol, der ewige Jude des sinnlichen Liebesgenusses. Als solcher scheint er uns aus seinem Charakter zu fallen, wenn er überhaupt eine Ehe eingeht; hat er sich aber einmal fesseln lassen, so wird er nicht vor der Hochzeitsnacht von seiner geliebten Blondhilde Behrend Armentrost in die Arme des ihm schon sattsam bekannten „gelben, tiefgebückten Weibes", alias Frau Venus, eilen. Tanhänser, der an allen Blüten nippt, der unbeweibte Don Juan, der ewige Jude der Liebe, ist der Verzeihung vielleicht noch werth — aber Tanhäuser, der Gatte, der gar keinen plausibeln Grund hat, Blondhilde zu verlassen, ist der Fürbitte seiner Frau beim Papst und des grünenden dürren Stabes nicht würdig. Will man gar von einer Moral — und die begehre ich nicht absolut vom Kunstwerk — sprechen, wo steckt sie? Brich die Ehe, vernachlässige deine jungfräuliche Brautfrau, lauf der alten wollüstigen Minne nach — der Stab grünt doch!

Jahn kann keinerlei Absicht und Gehässigkeit darin sehen, wenn mein Urtheil den Stab über ihn bricht. Begegne ich ihm nächstes Jahr und er hält mir eine Dichtung von der Formvollendung Julius Wolff's, vom Wohlklang und der Gedankentiefe Siegfried Lipiner's entgegen — wenn sie auch etwas von Grieſebach'scher Sinnlichkeit, ja gar von Heine'schem Sarkasmus besäße —, so wollte ich der erste sein, der seinen Ruhm verkündet. Heute vermisse ich bei ihm Composition, Form und Plastik, Charakteristik, vor allem guten Geschmack, ein Ingrediens, das auch die schalste Suppe genießbar machen kann!

Von der Formlosigkeit zur Formvollendung ist nur ein Schritt — wenn wir uns nämlich mit folgendem Buche beschäftigen:

2. Stille Geschichten von Karl Emil Franzos. Dresden, Minden. 1881. 12. 5 M. 50 Pf.

Franzos ist neben Ebers einer der wenigen neuern Autoren, die sich innerhalb des letzten Jahrzehnts einen durchaus verdienten Ruf erworben. Die vorliegenden Erzählungen haben sich in „Nord und Süd", in der „Neuen Freien Presse", in der in Oesterreich sehr beliebten „Heimat" einen treuen Freundeskreis zu verschaffen gewußt, und auch in vorliegender, eleganter Ausstattung werden sie denselben nur erweitern. Franzos ist zunächst brillanter Stilist und sodann ein gemüthstiefer und warmer

Seelenschilderer. Es kommt ihm, wie in seinen Bildern „Aus Halbasien", in seinen „Juden von Barnow", weniger auf die heute so beliebten spannenden und großen Vorgänge, die aufregende Begebenheit, als auf die Ergründung und Bloßlegung des Innenlebens an, und man muß ihm hierin willig und neidlos die Meisterschaft zuerkennen. Von den sechs vorliegenden, Johannes Scherr gewidmeten Skizzen würde uns die „Locke der heiligen Agathe" am besten gefallen, wäre nicht der „Hiob von Unterach" eine Novelle, in der sich Naturschilderung und einfach-rührend-menschlicher Vorgang künstlerisch ablösen. Das Büchlein wird gewiß Freunde in großer Zahl finden.

Ich komme nun zu einer Serie von Bänden, denen ich nur als Gesammtheit das Wort reden kann, während ich die einzelnen Autoren um Absolution bitten muß, wenn ich nicht allzu peinlich auf ihre separaten Leistungen eingehe. Karl Reißner in Leipzig heißt der unternehmende Verleger, der ähnlich wie Ph. Reclam („Universal-Bibliothek") und Otto Lenz („Salon-Bibliothek") eine Reihe gleichmäßig ausgestatteter Bände liefern will, welche dem deutschen Mittelstande eine Anzahl verdienstvoller moderner Schriftsteller vorführen sollen, deren Werke den Grundstock einer Hausbibliothek zu bilden hätten. Diese Bände kosten 1 M. 50 Pf., elegant gebunden 2 M. Der berliner Allgemeine Verein für deutsche Literatur hat bereits eine stattliche Truppe solcher gleichmäßig ausgerüsteter Geistessoldaten geliefert. Karl Reißner richtet sich an ein weniger gut situirtes Publikum. Unterstützt die deutsche Lesewelt seinen Versuch, d. h. kauft sie die Bücher, die sie bisher aus den Bibliotheken bezogen oder untereinander herumgeborgt, so wird die Verlagshandlung bald im Stande sein, größern, auch den größten Anforderungen zu entsprechen. Bisjetzt erschienen folgende Werke (Nr. 3—9):

3. Französische Charakterköpfe. Studien nach der Natur. Von M. G. Conrad. Leipzig, Reißner. 1880. 8. 1 M. 50 Pf.

Conrad ist ein origineller Autor, ein ehrlicher Charakter, dem Lobhudelei, Schönthun mit den Franzosen auf Kosten seines geliebten Deutschland gänzlich fremd ist. Die Schriftsteller, Musiker, Librettisten, Politiker, die er uns in engstem Rahmen vorführt, stehen alsbald als fertiges Bild vor uns. Er schminkt nicht und schmückt nicht; er hat sich eine eigene, kernige Sprache geschaffen, der kein Wort zu schwer fällt. Sein langer Aufenthalt in der französischen Hauptstadt verbürgt uns die Wahrheit und Treue seiner Mittheilungen. Besonders launig ist sein Aufsatz über die berühmte Sarah Bernhardt.

4. Frau Musica. Vier Erzählungen von Ernst Pasqué. Leipzig, Reißner. 1880. 8. 1 M. 50 Pf.

Geschickte, findige Librettisten würden hier Stoffe zu Operetten entdecken. Die Sprache ist gewählt, die Novellen sind spannend und belehrend zugleich.

5. Rauschen. Ein Strand-Idyll von Ernst Wichert. Leipzig, Reißner. 1881. 8. 1 M. 50 Pf.

Rauschen ist ein samländisches Seebad, dessen Scenerie der beliebte Lustspieldichter — der sich soeben auch mit einem dreibändigen Roman: „Heinrich von Plauen", auf das große historische Gebiet eines Freytag, Ebers, Gutzkow u. a. gewagt — mit poetischem Feingefühl sinnig um ein interessantes psychologisches Problem gewoben. Eine Tochter will der Mutter die zweite Heirath verwehren — kann sie aber auf ihrem Verbot bestehen, wenn sie selbst Liebe fühlt?

6. Doctor Sackauer. Neue Bilder aus der deutschen Kleinstaaterei. Von Karl Braun-Wiesbaden. Leipzig, Reißner. 1881. 8. 1 M. 50 Pf.
7. Culturgeschichtliche Novellen von Karl Braun-Wiesbaden. Leipzig, Reißner. 1881. 8. 1 M. 50 Pf.

Biographische Notizen, Erzählungen aus einer erlebnißreichen Laufbahn, die den Eindruck des Wahren, Natürlichen und Ungekünstelten machen, theilweise auch vielen Lesern schon aus der Zeitschrift „Nord und Süd" bekannt sind.

8. Der Weg zum Herzen. Erzählung von Robert Byr. Leipzig, Reißner. 1881. 8. 1 M. 50 Pf.

Sehr flott erzählt. Eine verheirathete Dame findet erst nach langen, innern und äußern Kämpfen den Weg zum Herzen ihres verkannten, edelmüthigen Gatten.

9. Im Hörselberge. Novelle von Gerhard von Amyntor. Leipzig, Reißner. 1881. 8. 1 M. 50 Pf.

Diese Novelle kann nicht mit gutem Gewissen deutschen Jungfrauen als Weihnachtsgeschenk geboten werden. Der Autor glaubt, „die Novelle werde einigen afterkritischen Staub aufwirbeln", und er setzt seinem Bande eine auch von E. Grisebach citirte Stelle aus Schopenhauer voran, nach welcher der Dichter eigentlich sagen, schreiben und denken dürfte, was ihm durch den Kopf fährt. Gerhard von Amyntor durfte vor allen Dingen das Dichter-Priestergewand nicht ausziehen, will er allerlei lüsterne Scenen — ohne innere, künstlerische Nöthigung — wagen. Sein Held wird kaum eine deutsche Frau veranlassen, sich hinter einer spanischen Wand in seinem Beisein zu entkleiden, sich dann ins Bett zu legen und mit ihm weiter zu plaudern, comme si rien n'était. Und warum? Um den unschuldigen Gesellen von deutschem Assessor in Feuer zu setzen!

In prächtigen Ottave rime à la Ernst Eckstein besungen, in einem südlichen, farbenglühenden Klima lebend, hätte uns Frau Mathilde vielleicht zu bezaubern vermocht, das Bild der deutschen Frau scheint uns mislungen.

Soweit ist bisjetzt die Reißner'sche Sammlung gediehen, der wir nur freundliche Aufnahme seitens des apathischen germanischen Lesepublikums wünschen können.

Zuletzt sei noch ein Band Gedichte erwähnt, damit der Schlußaccord dem Anfange harmonievoll entspreche:

10. Lieder und Gedichte von Wilhelm Ludwig Rosenberg. Frankfurt a. M., Morgenstern u. Comp.

Wir sehen hier einen Geist, der Schönes und Edles will, noch in schwerem Kampf mit der Form, dem Aus-

druck. Rosenberg hat ein Herz, das mit dem Volke, den Kämpfern für Recht und Freiheit schlägt und sich empört gegen Despotismus und Finsterniß. So sind ihm die Gedichte „Der Held von Bristol" und „Der erste Priester" gelungen. Es seien hier einige mitgetheilt, die den Leser besser als jede kritische Beleuchtung in den Stand setzen, selbst zu urtheilen:

Befriedigter Wunsch.

Was dich erschreckt hier:
Ist das Endliche,
Was unbegreifbar dir:
Das Unendliche.

Die Seele sehnt sich:
Nach dem Unendlichen,
Der Pulsschlag rastlos
Nur: nach dem Endlichen.

So quälst du so lang' dich,
Bis daß das Endliche
Zerstäubt in Atome
Dich ins Unendliche.

Vernunft und Wahnsinn.

Auf Eins folgt Zwei,
Auf Zwei die Drei,
Und so folgt eine Zahl der andern,
Läßt du die Eins verbindend wandern.
Begreifst du, Menschenereatur,
Darin die Satzung der Natur,
Daß nichts von Eins auf Drei kann kommen,
Das nicht den Weg bei Zwei genommen?
Daß nichts im Weltall sich gestaltet,
Das progressiv sich nicht entfaltet
Nach diesem Spruch, so alt wie neu:
Auf Eins die Zwei, und Eins und Zwei
Die geben Drei?

Einem Dichterling.

Die größte Kunst siehst du darin,
Zu Worten gut ein Wort zu reimen,
Gleich denen, die mit Handwerkssinn
Verstehen Holz auf Holz zu leimen.

O Thor! Der wahre Künstler ist
Verlegen nicht an (?) tausend Reimen,
Gedanke, Bild und Schönheit ist
Ihm erstes, und das letzte: Leimen.

Alfred Friedmann.

Aufgabe und Methode der Culturgeschichte.

Die Culturgeschichtschreibung, ihre Entwickelung und ihr Problem. Von Friedrich Jodl. Halle, Pfeffer. 1878. Gr. 8. 2 M.

„Culturgeschichte" ist die Losung der historischen Wissenschaft unserer Zeit geworden. Unsere Zeit strebt nach Demokratisirung auf allen Gebieten, nach Nutzbarmachung der Früchte alles Seins und Werdens für immer größere Kreise, daher auch nach Popularisirung und Verallgemeinerung des wissenschaftlichen Schaffens und Wirkens. An die Stelle der Geschichte von Fürsten und Dynastien, von Kriegen um Macht und Gewalt und von Friedensschlüssen, durch welche der Besitz der Erde vertheilt wird, von Thronwechseln und Revolutionen, bei denen es sich wieder um den Besitz von Macht und Gewalt handelt u. s. w., tritt die Geschichte der Völker und ihres Gesammtlebens auf materiellem und geistigem Gebiete und endlich die der ganzen Menschheit, welche die Völker zusammenfaßt und unter einem höhern Gesichtspunkte betrachtet. Was wir jetzt Culturgeschichte nennen, ist nicht ein Gegensatz zur politischen Geschichte, mit der zusammen sie etwa die eigentliche Weltgeschichte ausmacht, wie früher wol geglaubt wurde und noch jetzt angenommen wird; es ist jetzt vielmehr ein größeres Thema geworden als nur eine Zusammenfassung der Entwickelung auf allen Culturgebieten, es ist eine Geschichte der Menschheit, welchen Titel man der Culturgeschichte früher gab, den man aber wieder fallen ließ. Die politische Geschichte ist lediglich die ausführlichere und selbständige Darstellung eines Zweigs der jetzt sogenannten Culturgeschichte, eine Ausführung der Entwickelung der Staatsidee, wie es die Kunst-, Literatur-, Rechts-, Religionsgeschichte, die Geschichte der Wissenschaften, Gewerbe, Erfindungen u. s. w. mit Bezug auf die Thätigkeiten sind, deren Namen sie tragen. Durch welche Ereignisse die Staaten gebildet, vergrößert, verkleinert und zerstört werden, ist ebenso sehr eine Specialisirung der allgemeinen großen Züge, in welchen die wahre Culturgeschichte das Werden und die Wandelungen des Staats, als eines Gebildes des Menschengeistes, zu zeichnen hat, wie es die geschichtliche Aufzählung der einzelnen bedeutenden Dichter, Gelehrten, Künstler, Entdecker, Erfinder u. s. w. in Bezug auf die der Culturgeschichte angehörende allgemeine Darstellung des künstlerischen, wissenschaftlichen, gewerblichen und andern Forschens und Schaffens ist. Die Culturgeschichte ist ein mächtiger Stamm, dessen einzelne Zweige die Staaten-, Kunst-, Literatur-, Religions- und andere Geschichten sind. Ihr Name ist nicht etwa zu eng, wie man glauben könnte; denn Cultur (von colere, hegen, pflegen, üben) umfaßt alles vom Menschen, wie natura alles ohne dessen Betheiligung ins Dasein Gerufene; Cultur umfaßt also die „sämmtlichen Werke" des Menschen.

Der Verfasser des angezeigten kleinen Buchs erblickt den Anfang einer „erweiterten Tendenz der Geschichtsforschung", den Anfang der Versuche, „die Ergebnisse der Einzelforschung zu verallgemeinern und einheitlich zusammenzufassen, die Quintessenz des zeitweiligen Gesammtwissens auf geschichtlichem Gebiete in übersichtlicher Form

zur Darstellung zu bringen", in Voltaire's „Essai sur l'histoire générale et sur les moeurs et l'esprit des nations" (1756), dem ersten Muster einer culturgeschichtlichen Behandlung. Die spätern Versuche, die Schilderung der Zustände und des geistigen Lebens mit der Geschichtserzählung zu verbinden, lassen sich, sagt der Verfasser, „in zwei allerdings nicht ganz scharf gegeneinander abzugrenzende Gruppen theilen oder wenigstens unter zwei verschiedenen Gesichtspunkten betrachten, je nachdem bei ihnen das philosophisch-speculative oder das culturhistorisch schildernde Moment mehr in den Vordergrund tritt". Von einer nähern Besprechung der Werke ersterer Art sieht der Verfasser ab; er weist nur darauf hin, wie Herder diesen Zweig zuerst bearbeitete — allerdings nicht ohne in seinen „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" zwischen den beiden erwähnten Gesichtspunkten zu schwanken, wie auch die Unvollkommenheit des ihm zu Gebote stehenden Materials die Ausführung seines Plans verkümmerte —, wie sodann Görres und Schlegel weitere Versuche machten, die aber in der überwuchernden Phantasie der Romantik sich verloren, wie Hegel am eingehendsten unter allen deutschen Philosophen die Philosophie der Geschichte pflegte, indem er die Gabe besaß, „die wesentlichen Eigenthümlichkeiten eines Volks oder einer Periode in eine begreifliche Formel zu fassen", dies Abstracte dann doch wieder in festen markigen Umrissen und lebendigen Farben zu einer Art sinnlicher Anschaulichkeit zu bringen, worauf noch die geschichtsphilosophischen Arbeiten von Lotze (1864) und Hermann (1870) einer kurzen Betrachtung unterzogen werden. Für unsere Zeit, welche in entschiedenster Weise das Concrete bevorzugt und deren Geschmack an Abstractionen zusehends abnimmt, dürfte die Philosophie der Geschichte gleich der Naturphilosophie bald zu den überwundenen Standpunkten gehören.

Zu den Arbeiten übergehend, welche die menschliche Cultur vom Standpunkte der Thatsächlichkeit darstellen, will sich Jodl darauf beschränken, „die frühern Stadien der allgemeinen Culturgeschichtschreibung nur in flüchtigsten Umrissen anzudeuten, um Raum zu gewinnen für die eingehendere Erörterung der neuern Entwickelung und für die kritische Zergliederung derjenigen Bestrebungen, an welche die Aufgaben und Forderungen der Gegenwart unmittelbar anzuknüpfen sind". Als den in dieser Beziehung maßgebenden Abschnitt betrachtet er das Ende des vierten Jahrzehnts in unserm Jahrhundert; er zieht in den Kreis seiner Betrachtungen aus der Zeit vor diesem Abschnitt nur ein Werk und zwar dasjenige eines Verfassers, der in dem spätern Zeitraume wieder auftritt. Als das erste Unternehmen der Zusammenfassung der Resultate geschichtlicher Forschung sieht Jodl die „Europäische Sittengeschichte von Wilhelm Wachsmuth" an (1831—39). Dieses Werk und Klemm's ethnographisch geordnete „Allgemeine Culturgeschichte der Menschheit" (1843—52) bilden nach Jodl die beiden Gegenpole, zwischen denen sich nachher die Behandlung der Culturgeschichte bewegte. Näher dem jetzt vorherrschenden Begriffe der Culturgeschichte steht Wachsmuth's zweites Werk: „Allgemeine Culturgeschichte" (1850—52).

Es kann nicht Zweck dieser Zeilen sein, die Urtheile Jodl's über alle von ihm berücksichtigten Culturhistoriker anzuführen, da wir uns nur mit seinem eigenen Standpunkte zu beschäftigen haben. Dieser letztere erschließt sich uns in dem zweiten Abschnitte seiner Schrift, in welchem er untersucht, wie sich die Culturgeschichtschreibung gestalten müsse, um ihre Aufgabe im System der Wissenschaft gehörig zu erfüllen. Der Verfasser unterscheidet drei Arten der geschichtlichen Auffassung: erzählende Universalgeschichte, schildernde Culturgeschichte und reflectirende Geschichtsphilosophie. Bei der ersten überwiegt das Interesse am Geschehenen, bei der zweiten das am Zuständlichen; die dritte kommt nicht weiter in Betracht. Die zweite Behandlungsweise, um die es sich hier handelt, soll, meint Jodl, auf die Erreichung höherer künstlerischer Absichten von vorn herein verzichten, dafür aber auf möglichste Vollständigkeit des Stofflichen bedacht sein. Es geschieht dies erstens durch geschickte Eintheilung des Gebiets der Cultur, und zweitens durch möglichst vollständige und kritische Literaturangaben. In speciellе Discussionen soll der Verfasser nicht eintreten, auch jedes Heranziehen der Quellen principiell unterlassen. Die letztere Forderung ist unklar. Sind die Quellen leicht zugänglich, so sehen wir nicht ein, warum sie nicht herangezogen werden sollen, wenn auch die Abfassung eines größern culturgeschichtlichen Werks rein nach den Quellen unmöglich ist, indem sie, wie Jodl richtig sagt, die Grenzen jeder menschenmöglichen Arbeitskraft um das Hundertfache übersteigen würde. Was aber die Literaturangaben betrifft, so können wir Jodl nicht beistimmen, daß der Culturhistoriker mehr als jeder andere Forscher verpflichtet sei, vollständige Quellenverzeichnisse anzufertigen, namentlich da niemand alle Quellen selbst kennen lernen kann, was wieder die Kraft jedes einzelnen übersteigt, und demgemäß auch niemand zuzumuthen ist, daß er Quellen citire, deren Zuverlässigkeit ihm zweifelhaft ist.

Als wesentliche Aufgabe der Culturgeschichtschreibung bezeichnet Jodl eine wissenschaftliche Erkenntniß des Wesens der Cultur als einer mit dem Dasein der Menschheit unzertrennlich verknüpften Erscheinung, ihrer Formen und Typen, der Gesetze und Factoren ihrer Entwickelung. Es ist dabei nothwendig, sowol der fortschreitenden Bewegung der Cultur im ganzen und großen zu folgen, als auch die einzelnen Elemente in ihrem Wesen, in ihrem Werden und ihren Wechselverhältnissen zu studiren. Die Summe der an eine vollkommene Culturgeschichte zu stellenden Anforderungen zählt Jodl besonders auf; die Quintessenz davon ist, daß die einzelnen Culturvölker und Culturepochen sowol, als die einzelnen Gebiete der Cultur unter sich zu vergleichen und ihre gegenseitigen Wechselwirkungen aufzuzeigen sind. Eine Arbeit, welche diese Forderungen erfüllt, ist noch nicht vorhanden und dürfte

so bald nicht gelingen, da es in vieler Hinsicht noch an Vorarbeiten fehlt.

Jodl versucht es nun zum Schlusse, ein Schema künftiger Culturgeschichtschreibung zu entwerfen. Er verfolgt dabei die Tendenz, an Stelle der bisher vorherrschenden chronologischen und ethnographischen Eintheilung des Stoffs der Culturgeschichte eine systematische Anordnung der einzelnen Culturgebiete zur vorwiegenden Geltung zu bringen. Er ordnet diese Culturgebiete in vier Gruppen, nämlich 1) die den Kampf des Menschen mit der Natur, 2) die das Streben des Menschen nach Organisation des Zusammenlebens mit seinesgleichen, 3) die den Verkehr und die Kämpfe der organischen Menschengruppen unter sich und 4) die das Streben nach dem Ideal betreffenden Verhältnisse. Wir halten die dritte Abtheilung für überflüssig. Sie enthält nach Jodl den Krieg, den Handel, die Wanderungen und Colonien und das Völkerrecht. Den Handel aber reiht Jodl selbst schon seiner ersten Abtheilung ein; in diese gehören denn auch die theils schon den Urzuständen der Menschheit angehörenden Wanderungen und die aus ihnen hervorgehenden Colonien. Krieg und Völkerrecht aber lassen sich, namentlich da es auch innere Kriege gibt und das Völkerrecht sich aus dem Staatsrecht entwickelt, leicht der zweiten Abtheilung, der socialen und politischen Organisation anschließen; denn zwischen nationalen und internationalen Beziehungen ist keine scharfe Grenze zu ziehen, da letztere nur eine Erweiterung der erstern sind und mit ihnen auf derselben Grundlage ruhen.

Es bleiben somit drei Hauptgebiete der Cultur: das materielle, das sociale und das ideale, welche bisher schon als solche unterschieden werden. Als neu ist dagegen bei Jodl anzuerkennen das Streben, die Wechselwirkungen zwischen den verschiedenen Culturgebieten aufzusuchen, z. B. bei der Religion ihr Verhältniß zum Kampfe mit der Natur, zur Familie, zu den Ständen, zum Staate, zur Erziehung, zum Krieg, zum Völkerrecht u. s. w. Seine Forderung der Berücksichtigung dieser Verhältnisse ist sehr anregend und kann zu den schönsten Untersuchungen und Darstellungen Anstoß geben.

Jodl anerkennt schließlich die Berechtigung der Frage, ob und inwieweit in seine systematische Gliederung des Inhalts der Cultur chronologische und ethnographische Scheidelinien eingeführt werden sollen, oder vielmehr: ob das angegebene Schema auf die gesammte Culturgeschichte als ein einheitliches Ganzes anzuwenden sei, oder ob man erst in die herkömmliche Eintheilung der Culturgeschichte nach Perioden und Völkern jenes Schema einfügen solle. Jodl will dies von individuellen Bedürfnissen und Neigungen abhängig machen. Wir möchten die aufgeworfene Frage präciser dahin beantworten, daß bei einer kurzgefaßten Bearbeitung der Cultnrgeschichte es sich empfehlen würde, ein die einzelnen Culturgebiete enthaltendes Schema gleich auf die ganze Culturgeschichte anzuwenden, bei einer ausführlichen (mehrbändigen) Culturgeschichte aber ein solches Schema bei jedem Culturvolk, und wo, wie im Mittelalter und in der Neuzeit, mehrere Cultnrvölker zusammenwirken, bei jeder Gruppe von solchen wiederholt durchzuarbeiten. Eine kurze Culturgeschichte würde z. B. mit einer Uebersicht der alten Culturvölker und der neuern Völkersysteme nach ihren sprechenden Merkmalen beginnen und dann die verschiedenen Cultnrgebiete, geordnet nach dem aufsteigenden Werthe derselben, also etwa von der Nahrung bis zur Philosophie, je von der ältesten bis auf die neueste Culturstufe durchnehmen. Eine ausführliche Culturgeschichte dagegen würde, gewissermaßen umgekehrt, zuerst die einzelnen Culturgebiete nach ihren hauptsächlichen Erscheinungen schildern, und sodann an die Bearbeitung der einzelnen Culturvölker und Völkergruppen gehen und jede dieser Einheiten wieder von den einfachsten materiellen bis zu den höchsten geistigen Thätigkeiten verfolgen.

Jedenfalls hat sich Jodl, so viel sich gegen seine Bearbeitung einzelner Culturhistoriker einwenden lassen mag, durch seine Winke zu künftiger rationellerer Bearbeitung der Culturgeschichte ein wirkliches Verdienst erworben.

Otto Henne-Am Rhyn.

Feuilleton.

Aus der Schriftstellerwelt.

Am 2. Juni d. J. starb in Paris Emil Littré, einer der namhaftesten Gelehrten, der mit Renan und Taine zusammen das Kleeblatt der wissenschaftlichen Freigeister des modernen Frankreich bildete. Er war hochbejahrt, hatte das achtzigste Jahr erreicht; am 1. Februar 1801 war er in Paris geboren; er hat Medicin, historische und philosophische Wissenschaften studirt und in allen diesen Fächern Werke veröffentlicht. Außerdem war er Publicist und von 1831—51 als Mitarbeiter und Redacteur des „National" thätig. An dem politischen Leben hat er sich nur zweimal betheiligt: nach der Februarrevolution war er Municipalrath von Paris, ein Amt, das er bald niederlegte, als die bonapartistische Partei in den Vordergrund trat, und im Jahre 1871 war er Mitglied der Nationalversammlung, in welcher er sich zur republikanischen Linken hielt; im Jahre 1875 wurde er Senator und gehörte hier ebenfalls der republikanischen Minorität an. Mitglied der Académie Française wurde er im December 1871. In den politischen Versammlungen war er ein Stummer und hat nie das Wort ergriffen, nicht einmal als ihn der Bischof Dupanloup in einer fulminanten Philippika herunterkanzelte.

Als Medicaner war Littré eifriger Mitarbeiter und Redacteur fachwissenschaftlicher Blätter; auch gab er die Werke des Hippokrates heraus und veröffentlichte eine interessante Schrift „La Médecine et les Médecins". Auf dem Gebiete der Philosophie war er ein eifriger Schüler des Positivismus und hat eine Zahl von Schriften über den Gründer desselben, Jules Comte, den er in einem Werk mit Stuart Mill parallelisirte, und über das System der positiven Philosophie selbst herausgegeben. Für uns Deutsche ist es besonders von Interesse, daß er „Das Leben Jesu" von David Strauß ins Französische übersetzt hat (4 Bde.,

1839—40; 2. Aufl. 1855); seitdem wurde er in Frankreich und auch in Deutschland stets mit Ernest Renan zusammen genannt.

Das Hauptwerk seines Lebens ist das große „Dictionnaire de la langue française" (1863—72), an welchem er seit 1841 mit seiner Frau und Tochter in Gemeinschaft arbeitete. Ueber seinen unermüdlichen Ameisenfleiß berichtete er selbst Näheres in seinen „Études et Glanures" (1880). Sein Manuscript umfaßte 415636 Blätter. Wäre das Ganze auf Eine Spalte gedruckt, so hätte dieselbe eine Länge von 37525 Metern, ungefähr fünf Meilen. Ein guter Fußgänger würde den Weg von A bis Z erst in sieben bis acht Stunden zurücklegen können. In der Regel arbeitete der Philosoph bis 3 Uhr in der Nacht an seinem Werke, legte dann die Feder fort, die er schon 9 Uhr vormittags wieder ergriff. „Meine Nachtwachen", schreibt er selbst, „boten mir indeß manche Entschädigung. Eine Nachtigall hatte in der kleinen Lindenallee, die meinen Garten durchschneidet, ihre Wohnung aufgeschlagen und erfüllte das Schweigen der Nacht mit ihrer krystallenen Stimme. O Virgil, Mann der Georgiken, diese sangreichen Töne mit einem Trauerlied, einem miserabile carmen vergleichen!" Hachette, der Verleger des „Dictionnaire", hatte ihm für seine Arbeit jährlich 2400 Frs. zur Verfügung gestellt, die er mit seiner Frau und Tochter theilte.

Außer dem „Leben Jesu" von Strauß hat Littré übrigens auch des Plinius „Naturgeschichte" und Dante's „Inferno" ins Französische übersetzt.

Ueber die Persönlichkeit dieses ausgezeichneten Gelehrten berichtet H. Wittmann in einem interessanten Feuilleton der „Neuen Freien Presse": „Wir erinnern uns noch, wie wir vor langen Jahren Littré zum ersten mal gegenüberstanden. Es war bei einem seiner Freunde, einem sehr reichen Manne, der trotz seiner Millionen ein Republikaner war und trotz seines republikanischen Sinnes im Faubourg St.-Germain sein Palais hatte. Die Frau des Hauses war eine Weltdame feinsten Schlags, ihr Salon ein Prachtrahmen für eine seltsam zusammengesetzte Gesellschaft. Neben den schönsten Toiletten sah man Fräcke zweifelhaften Schnitts, neben weltmännischer Ueberlegenheit kleinstädtische Schüchternheit und linkisches Wesen, neben dem Paris des Glanzes und Genusses das gelehrte Paris. Indeß, die Gegensätze vermittelten sich leidlich. Nur das Männchen dort am Kamin, dem alles so ehrfurchtsvoll begegnete, wollte schlechterdings nicht in das Bild passen. Klein und eckig und so entsetzlich mager, daß Frack und Hose um dünne Stecken zu schlottern schienen, hatte es eigentlich gar keinen Leib, sondern nur einen Kopf, einen großen, merkwürdigen, ausdrucksvollen, wunderbar häßlichen Kopf, der aus einem mächtigen Vatermörder anfragte. Das schlecht gepflegte, bereits ergrauende Haar fiel ihm in langen, eigenwilligen Strähnen auf die Schultern; das Gesicht war gelb wie hundertjähriges Schweineleder; zwei graue Augen glänzten hinter einer ungeheuern Hornbrille; die Unterlippe hing tief am Munde herab, und das Ganze war so zerrunzelt, daß man an den Furchen und Falten die vielen Bücher, die der Gelehrte geschrieben, hätte abzählen können. Die Häßlichkeit hatte jedoch ihren eigenen Reiz; ein träumerischer Ernst lag auf ihr, vielsagend, vielbedeutend, und der Mann hatte nicht nöthig, den Mund zu öffnen, um zu beweisen, daß er zum Salz der Erde gehörte. Der Deutsche aber dachte unwillkürlich: «Brille, Vatermörder, gelbes Pergament . . . ei, das ist ja ein deutscher Professor!»"

Bibliographie.

Bach, O., Elfriede. Roman aus der vollen Gegenwart. Berlin, Le Coutre. 8. 5 M.

Baltzer, F., Geharnischte Sonette gegen Papst und Pfaffenthum. Chemnitz, Friese. 12. 1 M.

Baumann, F. L., Geschichte des Allgäus von den ältesten Zeiten bis zum Beginne des 19. Jahrhunderts. 1stes Hft. Kempten, Kösel. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Baumgartner, A., S. J., Calderon. Festspiel. Mit einer Einleitung über Calderons Leben und Werke. Mit dem Bildniß Calderons in Lichtdruck. Freiburg i. Br., Herder. 8. 1 M. 60 Pf.

Beisler, K. R., Eine Rheinfahrt. Ueber Mainz nach Düsseldorf. Wiesbaden, Niedner. 12. 2 M.

Berghaus, A., Max Maria Freiherr von Weber. Ein Lebensbild. Berlin, Polytechnische Buchhandlung. Gr. 8. 60 Pf.

Bergmann, J., Kleine Leute. Gedichte. Prag, Kytka. 12. 80 Pf.

Betrachtungen über unser classisches Schulwesen. Leipzig, Abel. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Böcker, E., Burggraf Friedrich. Schauspiel. Nebst einem Nachwort und zwei Prologen. Frankfurt a. M., Koenitzer. 8. 2 M.

Brenthel, F., André Chénier als Dichter und Politiker. Döbeln, Schmidt. 4. 2 M. 50 Pf.

Cappilleri, W., Thauperlen. Gedichte. Bruck a. d. Mur. 12. 3 M. 60 Pf.

Creiznach, W., Die Bühnengeschichte des Goethe'schen Faust. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Dove, A., Die Forsters und die Humboldts. Zwei Paar bunter Lebensläufe, zur allgemeinen deutschen Biographie beigetragen. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 2 M.

Duboc, J., Der Optimismus als Weltanschauung und seine religiös-ethische Bedeutung für die Gegenwart. Bonn, Strauß. Gr. 8. 7 M.

Elben, K., Zur Lehre von der Waarenfälschung hauptsächlich in geschichtlicher Hinsicht. Freiburg i. Br., Mohr. Gr. 8. 2 M.

Geiler's von Kaisersberg ausgewählte Schriften, nebst einer Abhandlung über Geilers Leben und echte Schriften von P. de Lorenzi. 1ster Bd. Trier, Groppe. 8. 5 M.

Geißler, F. C. A., Gebirgs-Poesien. Eigenes und Gesammeltes. Oschatz, Oldecop's Erben. 12. 1 M. 50 Pf.

Allgemeine Geschichte in Einzeldarstellungen. Unter Mitwirkung von Felix Bamberg, Alexander Brückner, Felix Dahn 2c. herausgegeben von W. Oncken. 32ste Abth.: Geschichte des römischen Kaiserreichs. Von G. F. Hertzberg. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 3 M.

Gitschmann, W., Die Pädagogik des John Locke. Historisch und psychologisch beleuchtet. Köthen, Schettler. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Hänisch, v., August von Goeben, königlich preußischer General der Infanterie und kommandirender General des VIII. Armeekorps. Eine Lebensskizze. Mit dem Bildniß des Generals von Goeben. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Heiberg, H., Plaudereien mit der Herzogin von Seeland. Hamburg, Grädener. 8. 3 M. 60 Pf.

Heppe, H., Geschichte des Pietismus und der Mystik in der reformirten Kirche, namentlich der Niederlande. Leiden, Brill. 1879. Gr. 8. 9 M.

Hugo, V., Ruy Blas. Trauerspiel. Metrisch übersetzt von H. v. Löhner. Leipzig, Mutze. 8. 1 M.

Jellinek, A., Im Vaterhause Lord Beaconsfield's. Wien, Bermann u. Altmann. Gr. 8. 1 M.

Murad Efendi, Dramatische Werke. 3 Bde. Leipzig, T. O. Weigel. 8. 15 M.

Nathan, J., Kant's logische Ansichten und Leistungen. Abhandlung. Jena. 1879. Gr. 8. 2 M. 25 Pf.

Neudecker, G., Das Grundproblem der Erkenntnisstheorie. Eine philosophische Studie. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 1 M. 40 Pf.

Niedner, F., Das deutsche Turnier im XII. und XIII. Jahrhundert. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 2 M.

Skandinavisches Novellenbuch. Uebersetzungen aus dem Norwegischen, Schwedischen und Dänischen von W. Lange. Berlin, Auerbach. 8. 3 M. 60 Pf.

Oekonomides, P. A., An Victor Hugo, den achtzigjährigen Jubilar. Eine poetische Gratulation. Wien, Gerold's Sohn. 8. 1 M. 20 Pf.

Polen und die Grossmächte. Leipzig, Friedrich. Gr. 8. 3 M.

Prölß, R., Geschichte des neueren Dramas. 2ter Bd. 1ste Hälfte: Das neuere Drama in Frankreich. Leipzig, Schlicke. Lex.-8. 13 M. 50 Pf.

Die Publicistik der Gegenwart. Die Pressverhältnisse im Königreich Preussen. Würzburg, Woerl. 12. 5 M.

Riughoffer, C., Die Flugschriften-Literatur zu Beginn des spanischen Erbfolgekriegs. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Samosch, S., Pietro Aretino und italienische Charakterköpfe. Berlin, Behr. 8. 3 M.

Schlossar, A., Deutsche Volkslieder aus Steiermark. Zugleich Beiträge zur Kenntniß der Mundart und der Volkspoesie auf bairisch-österreichischem Sprachgebiete, mit Einleitung, Anmerkungen und ausgewählten Melodien herausgegeben. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 10 M.

Schrotzenberger, R., Francofurtensia. Aufzeichnungen zur Geschichte von Frankfurt a. M. Frankfurt a. M., Diesterweg. Gr. 8. 1 M.

Schultzky, G. M., Das Quadrat der Bildung. Mathematisch-philosophische Erwägungen. Mit einer lithographirten Tafel. Berlin, Grieben. Gr. 8. 5 M.

Sigwart, C., Kleine Schriften. 1ste u. 2te Reihe. Freiburg i. Br., Mohr. Gr. 8. à 4 M. 50 Pf.

Spir und die Bedeutung seiner Philosophie für die Gegenwart. Vortrag. (Von J. G. Findel.) Leipzig, Findel. Gr. 8. 40 Pf.

Steinthal, H., Einleitung in die Psychologie und Sprachwissenschaft. Zusätze zur 1. Auflage. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 50 Pf.

Wichodil, A., Fräulein Doctor. Eine Novelle. Klagenfurt, Bertschinger u. Heyn. 8. 2 M. 40 Pf.

Wolzogen, H. v., Unsere Zeit und unsere Kunst. Zwei Bücher im Anschlusse an ein Buch. Leipzig, Gebr. Senf. Gr. 8. 3 M. 75 Pf.

Zaddach, G., Adolph Eduard Grube. Gedächtnissrede. Königsberg. Gr. 8. 60 Pf.

Anzeigen.

Soeben erschien in meinem Verlage:

Commentar zu Kants Kritik der reinen Vernunft.

Herausgegeben von **Dr. H. Vaihinger.**

Erster Band. Erste Hälfte. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Die zweite Hälfte dieses Bandes gelangt im October d. J. zur Ausgabe. Das ganze Werk wird vier Bände von je circa 25 Bogen umfassen.

Stuttgart, Juni 1881. **W. Spemann.**

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Geologische

Uebersichtskarte des Königreichs Sachsen

und angrenzender Landstriche.

Nach **Naumann** und **Cotta.**

Separatausgabe aus

Henry Lange's Atlas von Sachsen.

Revidirt 1881. Preis 1 M.

Diese Karte bezeichnet mittels 24 Farben die verschiedene geologische Beschaffenheit des Bodens und empfiehlt sich sowol zum Gebrauch beim Unterricht wie zur Orientirung für Touristen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Krebs.

Eine Einleitung in das Studium der Zoologie.

Von

T. H. Huxley.

Mit 82 Abbildungen. 8. Geh. 5 M. Geb. 6 M.

(Internationale wissenschaftliche Bibliothek 48. Band.)

Nicht blos eine Naturgeschichte des Krebses will der berühmte englische Gelehrte mit dem vorliegenden Werke liefern, sondern er erörtert in demselben auch weittragende allgemeine Aufgaben der Zoologie wie der biologischen Wissenschaft überhaupt, sodass es mit Recht als „eine Einleitung in das Studium der Zoologie" bezeichnet ist.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Das Jahr 1866.

Memoiren zur Zeitgeschichte. Zweite Abtheilung.

Von

Oskar Meding. (Gregor Samarow.)

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Unter dem Titel „Das Jahr 1866" veröffentlicht der frühere Regierungsrath und Vertraute des Königs Georg V., Oskar Meding, als Romanschriftsteller bekannt unter dem Pseudonym Gregor Samarow, die zweite Abtheilung seiner „Memoiren zur Zeitgeschichte", deren erste Abtheilung: „Vor dem Sturm", die Aufmerksamkeit der weitesten Kreise auf sich gezogen hat. Der vorliegende Band, in welchem der Verfasser die für Deutschlands Neugestaltung so wichtigen Ereignisse des Jahres 1866 auf Grund zahlreicher bisher ungedruckter Documente und zum großen Theil als Augenzeuge darstellt, wird sicher das allgemeine Interesse in noch weit höherm Grade erregen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Shakespeare's Dramatische Werke.

Uebersetzt von

Friedrich Bodenstedt, Nicolaus Delius, Otto Gildemeister, Georg Herwegh, Paul Heyse, Hermann Kurz, Adolf Wilbrandt.

Mit Einleitungen und Anmerkungen.

Herausgegeben von Friedrich Bodenstedt.

Vierte Auflage.

9 Bände. 8. Geh. 19 M. Gebunden in 9 Bände 27 M.

Die Vorzüge der von Bodenstedt im Verein mit den namhaftesten Vertretern der poetischen Uebersetzungskunst herausgegebenen Uebertragung von Shakespeare's dramatischen Werken finden immer allgemeinere Anerkennung, wie das Erscheinen der vorliegenden vierten Auflage bezeugt. Jedes Drama ist von einer literargeschichtlichen Einleitung und erklärenden Anmerkungen begleitet, und die Schlußlieferung enthält einen „Rückblick auf Shakespeare's Leben und Schaffen" vom Herausgeber. Ein **Prospect** über die Ausgabe ist in allen Buchhandlungen gratis zu haben.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

VOCABULAIRE TECHNIQUE

FRANÇAIS-ALLEMAND.

Technisches Vocabular

für Technische Lehranstalten, sowie zum Selbststudium für Techniker, Studirende und Industrielle.

Von

F. J. WERSHOVEN.

8. Gch. 1 M. 80 Pf. Cart. 2 M.

TECHNICAL VOCABULARY

ENGLISH AND GERMAN.

Technisches Vocabular

für Technische Lehranstalten, sowie zum Selbststudium für Techniker, Studirende und Industrielle.

Von

F. J. WERSHOVEN.

8. Geh. 2 M. 50 Pf. Cart. 2 M. 70 Pf.

Zwei höchst praktische Hülfs- und Nachschlagebücher, in welchen für alle Gegenstände der Physik, Chemie, Mechanik, des Maschinen-, Eisenbahn- und Ingenieurwesens die gebräuchlichen technischen Ausdrücke in deutscher, französischer und englischer Sprache leicht auffindbar zusammengestellt sind, die mithin ein nothwendiges Supplement bilden zu jedem deutsch-französischen und deutsch-englischen Wörterbuche.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Breslau

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. Nr. 26. 30. Juni 1881.

Inhalt: Hygieine als Wissenschaft und Volkspanacee. Von Eduard Reich. — Neue deutsche Dramen und Lustspiele. Von Karl Nissel. — Zur geschichtlichen und publicistischen Literatur. (Beschluß.) — Lieder aus dem Norden. Von Rudolf Kulemann. — Feuilleton. (Ausländische Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Hygieine als Wissenschaft und Volkspanacee.

Bei den Indiern, Aegyptern, Griechen finden wir die Gesundheitslehre und Gesundheitspflege bereits in hoher Blüte. Mit dem Rückschreiten der Cultur des Geistes und der Sitten geht auch die Hygieine rückwärts. Ein aus der Barbarei zu wirklicher Civilisation sich emporarbeitendes Volk gelangt stets zur Hygieine, sowie die Nebel der Geistesnacht, der Vorurtheile und des dicksten Aberglaubens schwinden. Das Maß von physischer und moralischer Hygieine gehört zu den bedeutendsten Werthmessern der physischen und moralischen Gesittung; je weniger Hygieine, desto weniger von wahrer Gesittung in einem bürgerlichen Gemeinwesen.

Was ist Hygieine? Etwa eine modificirte physiologische Chemie? O nein, Hygieine ist Philosophie, Wissenschaft und Kunst des normalen Lebens, Tugend in ihrer Ausübung, eine Schwester der aller Theologie fremden, der wahren Religion in ihrem eigentlichsten Wesen. Was die Experimentatoren und Zunftleute der Gegenwart Hygieine nennen, ist nur der Bruchtheil eines kleinen Bruchtheils der Gesundheitspflege als Wissenschaft, nicht die ganze Wissenschaft, nicht die Kunst, nicht die Philosophie des normalen Lebens, sondern einseitig und nach Einseitigkeit strebend.

Von dieser geist- und herzlosen fragmentarischen Gesundheitslehre der Physiologen und Chemiker können nur einzelne Thatsachen, einzelne Bausteine genommen werden, die häufig genug ohne Zweifel höchst werthvoll sind, aber unter keiner Bedingung es vermögen, das große Ganze zu repräsentiren, für den Organismus der bürgerlichen Gemeinschaft die wahre Panacee zu sein, das große Hülfsmittel der allgemeinen Gesundheit, Tugend und Glückseligkeit.

Aber dessenungeachtet ist die mit den Hülfsmitteln der exacten Wissenschaften unternommene Forschung für die Gesundheitslehre und Gesundheitspflege äußerst wichtig, und dieselbe nicht anerkennen, hieße beschränkt sein und ohne Verständniß für Fortschritt und Erkenntniß, für Nutzen und Anwendung. Nur möge niemand es unterlassen, über die Grenzen zu blicken, welche von den specifischen Naturforschern und Statistikern auf dem Grunde der Hygieine gezogen werden, und die Resultate des Fleißes derselben mit den Sätzen der Lebenserfahrung, der Geschichte, der politisch-moralischen Wissenschaften und der Krankheitslehre zu combiniren. Auf diese Weise erst wird es möglich, die wahre Bedeutung der Hygieine zu erfassen und den Umfang der letztern richtig zu bestimmen.

Selten nur begegnet man einer correcten Auffassung der Hygieine. Die modernen Professoren der Medicin sehen nur den Theil des Bodens als das Gebiet der Hygieine an, dessen Schollen durch die heutigen Hülfsmittel der exacten Forschung zu bearbeiten sind. Die modernen Praktiker von der formellen Fertigkeit und dem Schlendrian sehen in der Gesundheitslehre eigentlich gar nichts und in der Gesundheitspflege blos ein Sammelsurium diätetischer Recepte, deren energische Anwendung den Milchstrom und Honigfluß der pharmaceutisch-therapeutischen Recepte spärlicher fließen macht. Die vornehmen und gemeinen Plebejer glauben, die Hygieine als eine Art von gerathener oder misrathener Naturheilkunst betrachten zu sollen, deren Vorschriften fast ausschließlich um die Achse des Magens sich drehen und nebenbei um Vermeidung des Kaltwerdens der Füße, um Verhütung von rheumatischen Schmerzen, Frostbeulen und Sommersprossen.

Wie selten ist Verständniß aller höhern und selbst aller gewöhnlichen Beziehungen der Gesundheitslehre und Gesundheitspflege anzutreffen! Wie klein ist die Zahl der

Gelehrten, wie verschwindend die der Gebildeten, welche etwas von dem Verhältniß der Hygieine zu Staat, Gesellschaft, Erziehung und Religion ahnen! Wie viel der körperlichen und seelischen, der privaten und gesellschaftlichen Hygieine Zuwiderlaufendes begegnet uns in der als der eigentliche Rahm alles Guten gepriesenen Gesetzgebung, Unterrichts- und Erziehungspflege und gebildeten Lebensweise! Ueberall Sünden oder wenigstens arge Verstöße gegen die einfachsten Grundsätze der Gesundheitspflege.

Die Schriften über Gesundheitspflege hatten bisher einen wenig beträchtlichen Wirkungskreis, vermochten der Hygieine nur ein geringes Maß von Anerkennung gerade bei den am meisten in Betracht kommenden Klassen der Gesellschaft zu erobern. Dies ist zu kleinerm Theile die Schuld der Schriften, zum größern Theile die Schuld der Gesellschaft, das heißt, ihrer weit mehr eingebildeten als wirklichen Interessen, die fast ausschließlich der Hygieine zuwiderlaufen.

Es sind mir in den letzten Monaten mehrere Beiträge zur Hygieine als Wissenschaft und Volkspanacee in die Hände gekommen, über die kurz zu berichten ich im Interesse der Wissenschaft und der Wohlfahrtspflege mich verpflichtet halte. Zunächst verdient die größte Aufmerksamkeit die Schrift:

1. Constitution und constitutionelles Kranksein des Menschen. Von Friedrich Wilhelm Beneke. Mit 12 chromolithographirten Tafeln. Marburg, Elwert. 1881. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Beneke hat durch eine Reihe vorzüglicher und zu nicht geringem Theile auch classischer Arbeiten, die nicht dem engern Gebiete der Hygieine angehören, zahlreiche Grundlagen der solidesten Art für die Hygieine als Wissenschaft und Kunst geschaffen. Dieser Arzt und Naturforscher hatte vor einer Reihe von Jahren den glücklichen Gedanken, die Ergebnisse der Messungen und Wägungen des ganzen Körpers und seiner einzelnen Organe zu Bestimmung und Erkenntniß der individuellen Besonderheiten im gesunden und kranken Zustande anzuwenden. Demgemäß machte er sich daran, bei menschlichen Leichnamen aller Art die sämmtlichen Organe zu messen und zu wägen, die Länge und den Umfang des Körpers aufzuzeichnen, und alle die so erhaltenen Zahlen mit dem Lebensalter und andern persönlichen Verhältnissen zu vergleichen. Das Endresultat dieser Bemühungen war unter anderm die Feststellung des Begriffs und die Erkenntniß der Schwankungen der Leibesconstitution im gesunden und kranken Zustande: ein Moment, welches ohne Frage einen der wichtigsten Ausgangspunkte bildet für die wissenschaftliche und praktische Hygieine.

Es sei gestattet, mehrere Einzelheiten, zu denen die Forschungen Beneke's führten, hier ganz kurz wiederzugeben:

Die Körperlänge des Menschen nimmt von der Geburt bis zum vollendeten Wachsthum beim männlichen Geschlecht um das 3,5-fache, beim weiblichen Geschlecht um das 3,2-fache zu, das Körpergewicht bei dem männlichen Geschlecht um das 20- bis 21-fache, beim weiblichen um das 18,4-fache.... Es finden von Jahr zu Jahr Wandlungen in den relativen Größenverhältnissen der einzelnen Organe sowol, als in der letztern Verhältniß zu dem Gewicht des ganzen Körpers statt, und darin liegen zweifellos die Bedingungen für die verschiedenen physiologischen Lebenserscheinungen verschiedener Altersperioden sowol, als für die sogenannte Altersdisposition zu verschiedenen Erkrankungen.... Das Kind wird mit einem beziehungsweise zur Körperlänge längern Darmkanal, besonders Dünndarm, geboren, als beim Erwachsenen anzutreffen, und dieses Verhältniß dauert bis in die Zeit der Pubertät hinein.... Der Dünndarm des Kindes vermag relativ mehr Inhalt zu fassen als der Dünndarm des Erwachsenen.... Die Leber ist beim neugeborenen Kinde beträchtlich voluminöser als beide Lungen zusammengenommen; dies dauert bis in die Periode der Pubertät hinein. Erst gegen das neunzehnte Lebensjahr hin erreichen Leber und Lungen gleiche Volumina, und im spätern Leben sind die gesunden Lungen zusammengenommen beim männlichen Geschlecht zweifellos größer als die gesunde Leber. Die Lungen der Frauen sind kleiner als die der Männer, auch relativ zur Körperlänge u. s. f.

Diese Proportionen weisen auf das regere Bildungsleben im Organismus des jugendlichen Menschen hin und deuten der Hygieine die Punkte an, auf welche dieselbe ihr Augenmerk in jeder Altersperiode und Leibesverfassung des Menschen zu richten hat.

Aus allen Untersuchungen Beneke's geht hervor, daß die Constitution des Menschen genau mit den Proportionen der innern Organe zusammenhängt und in ihren Einzelheiten mit dem Lebensalter und andern Verhältnissen schwankt, und daß den Abweichungen der Constitution vom normalen Zustande auch Abweichungen in den Maß- und Gewichtsverhältnissen der innern Organe und des ganzen Körpers zu Grunde liegen:

Die relativen Größenverhältnisse der anatomischen Apparate bilden den Grund und Boden der Constitution; der Gesammteffect der Arbeit der so oder so zusammengesetzten Maschine hängt aber ab von diesen relativen Größenverhältnissen der anatomischen Apparate einerseits, und von dem Nahrungsmaterial, welches denselben dargeboten wird, andererseits.

Es ist sehr zu wünschen, daß Beneke mit Hülfe eines größern anatomischen Materials, als ihm sein Lehrstuhl an der kleinen Universität Marburg bietet, seine segensreichen, vorzüglichen und der Hygieine im höchsten Grade nützlichen Untersuchungen fortsetze.

Hygieine als Theil der Forschung und als Kunst bedarf auch der Thätigkeit im Laboratorium, bedarf manueller Fertigkeiten im Umgang mit Vorrichtungen zu Beobachtungen und Versuchen. Hierzu wurde bisher noch keine rechte Anleitung durch besondere Bücher gegeben; die Technik mußte mühsam im Laboratorium erlernt werden auf Grund des Suchens und Findens allerhand verborgener Quellen auf allerhand erhellten und nichterhellten Erdschollen.

Das ist nunmehr leichter. Wir verdanken einem Hygieiniker der Pettenkofer'schen Schule ganz vorzügliche Anleitungen zur hygieinischen Technik:

2. Lehrbuch der hygienischen Untersuchungsmethoden. Eine Anleitung zur Anstellung hygienischer Untersuchungen und zur Begutachtung hygienischer Fragen für Aerzte und Chemiker, Sanitäts- und Verwaltungsbeamte, sowie Studirende. Von C. Flügge. Mit 88 Abbildungen im Text, 17 Tabellen und 4 lithographirten Tafeln. Leipzig, Veit u. Comp. 1881. Gr. 8. 16 M.

Ein unentbehrliches und höchst dankenswerthes Unternehmen, enthält dieses Werk von Flügge die Gesammtheit dessen, was zu hygieinischen Untersuchungen gehört: Anleitung zur Untersuchung der atmosphärischen Luft (Temperatur, Luftdruck, Richtung und Stärke des Windes, Feuchtigkeit, Niederschläge, Ozon, chemische und mikroskopische Analyse der Luft), des Erdbodens (mechanische, physikalische, chemische Analyse, Bodenluft, Bodenwasser), des Wassers, der Nahrungs- und Genußmittel, der Kleidung, der Wohnung (Bauangelegenheiten, Feuchtigkeit der Wände, Ventilation, Beheizung, Beleuchtung, Abfallstoffe, Wasserversorgung), der Einflüsse von Beruf und Beschäftigung, der Beziehungen seuchenartiger Krankheiten, und zu statistischen Untersuchungen. Eine große Zahl von Tabellen und Abbildungen, sowie ein höchst vollständiger Apparat der Literatur tragen wesentlich dazu bei, das Buch zu der ersten und besten, completesten und brauchbarsten Leistung auf seinem Gebiete zu machen. Dasselbe wird von nun an der unentbehrliche Rathgeber jedes mit der Technik der Hygieine Beschäftigten sein, und jeder wird dem Verfasser zu dem größten Danke verpflichtet bleiben für die vortreffliche Anleitung, für die Mühe und Sorgfalt, womit alle Einzelheiten erwogen und ausgearbeitet wurden.

Nur in einem Punkte, der allerdings mit dem eigentlichen Gegenstande nichts zu thun hat, täuscht sich der Verfasser: wenn er die Hygieine „eine so junge Wissenschaft" nennt. Der Hygieine Alter zählt nach Jahrtausenden! Hat Flügge sich niemals mit der Geschichte der Medicin, der Cultur, der Wohlfahrtspflege beschäftigt? Oder glaubt er im Ernste, die Hygieine sei in Pettenkofer's Laboratorium zur Welt gekommen? Möchten doch die experimentirenden Hygieiniker sich ihrer gefährlichen Einseitigkeit entschlagen!

Ein anderes treffliches Werk desselben Autors ist:

3. Beiträge zur Hygiene. Von C. Flügge. Mit zwei Holzschnitten im Text und fünf Tafeln. Leipzig, Veit u. Comp. 1879. Gr. 8. 5 M.

Diese Schrift beschäftigt sich mit Studien über Wohnung, Erdboden, Verunreinigung des Bodens und über die Kost in öffentlichen Anstalten. Die Ergebnisse der vom Verfasser angestellten Untersuchungen sind höchst belangreich. In erster Reihe beziehen sie sich auf das Klima der Wohnungen, ein Moment, welches für Gesundheits- und Krankheitslehre, für das tägliche Leben von der größten Bedeutung ist. Flügge zeigt, wie die beengten Wohnungen der armen und arbeitenden Klassen in der heißen Jahreszeit als Schädlichkeiten hohen Ranges sich verhalten, indem sie des Nachts die während der Tageszeit von den Wänden aufgenommene Wärme nach dem Wohn- und Schlafraume hin ausstrahlen und so die zu gesundem Bestehen nothwendige Wärmeabgabe des Organismus hemmen; außerdem bildet die beträchtliche Anhäufung von Athmungsproducten und andern gas- und dampfförmigen Ausscheidungen der Menschen in dem engen Raume ein Hemmniß der bezeichneten Art, und diese Momente tragen wesentlich bei zur Entwickelung vieler und gefährlicher Krankheiten bei den Bewohnern enger Räume, vorzüglich während der heißesten Periode des Sommers, und setzen für die meisten Fälle die Leistungsfähigkeit des Organismus herab.

Daß aus dem Walten solcher Verhältnisse nicht allein physische, sondern auch moralische Störungen sich entwickeln müssen, ist jedem begreiflich, der mit den Wechselwirkungen der Physik und Moral nur einigermaßen sich bekannt machte.

Flügge weist mit Nachdruck darauf hin, daß zwischen den die Wärmeausstrahlung hindernden engen und sonst ungünstigen Wohnungen der Armen und Arbeitenden einerseits und der großen Sterblichkeit der Kinder im ersten Lebensjahre andererseits der innigste Zusammenhang besteht.

Von hoher praktischer Bedeutung sind die Ergebnisse der Forschungen von Flügge über die Verunreinigung des Bodens der Städte und über die Nahrungspflege in öffentlichen Anstalten. Zunächst freut es mich, den Verfasser mit den Waffen strenger Kritik vorgehen und Ueberlieferungen abwehren zu sehen.

Verdauliches Eiweiß und Fett sind für Flügge die Bestandtheile der Nahrungsmittel, welche bei Bestimmung des Werthes den Ausschlag geben, des physiologischen Werthes ebenso wie des ökonomischen. (Man möge die andern Bestandtheile nur ja nicht unterschätzen!) Nach den Berechnungen Karl Voit's erhält man für 100 Pfennige:

Nahrung			und darin verdauliches Eiweiß	
1000	Gramm	Ochsenfleisch . . .	212	Gramm
1000	„	Eier	137	„
10000	„	Milch	380	„
1613	„	Käse	666	„
4545	„	Erbsen	614	„
3847	„	Bohnen	565	„
2778	„	Mehl	244	„
4545	„	Roggenbrot . . .	255	„
2778	„	Weißbrot	208	„
2778	„	Reis	155	„
20000	„	Kartoffeln	280	„
20000	„	Rüben	180	„
1786	„	Nudeln	162	„
3333	„	Graupen	267	„

Für mich geht hieraus deutlich hervor, daß nicht Fleisch, sondern Hülsen- und Mehlfrüchte sowie Käse allen Anforderungen bestens entsprechen und als Volksnahrungsmittel zu empfehlen sind. Ist Flügge anderer Meinung, so irrt er. Sein abfälliges Urtheil über den ausschließlichen Nahrungsgebrauch der Vegetabilien gründet sich auf falsche Berechnungen und vorgefaßte Meinungen, nicht auf eigene Prüfung. Hiervon abgesehen, sind die Auseinandersetzungen Flügge's durchaus belangreich.

Bei keiner andern Wissenschaft und Kunst kommt es so auf allgemeine Verbreitung, auf Popularisirung an wie bei der Hygieine; denn die Wohlfahrt der Völker ist hiervon in sehr beträchtlichem Maße abhängig. Ein ganz außerordentliches Verdienst hat sich in diesem Punkte ein Gelehrter erworben, dem die Wissenschaft mehrere vortreffliche Arbeiten verdankt, ein Arzt, der, wenn er den aus augenblicklichen leidenschaftlichen Impulsen entspringenden allzu großen Eifer überwunden und für die Dauer den Standpunkt harmonischer Ruhe eingenommen haben wird, den Namen eines Wohlthäters der Menschheit erwerben dürfte. Ich meine den Verfasser von:

4. Aerztliche Sprechstunden. Gesundheitslehre für Jedermann. Von Paul Niemeyer. Jena, Costenoble. 1877—80. 8. In Heften zu 50 Pf.

Es ist dies eins der besten populär-hygieinischen periodischen Werke, die jemals im Lande Germanien erschienen sind. Dieses Buch, oder vielmehr diese Zeitschrift, konnte und durfte von keinem andern herausgegeben werden als von Niemeyer; denn keiner hätte es vermocht, in einer solchen Weise zu allen in den Kreis der Bildung gerechneten Menschen zu sprechen, mit so genauem Verständniß des Zeitgeistes, der starken und schwachen Seiten des Publikums, wie eben der genannte Arzt.

Auch für den Fachmann bieten die „Aerztlichen Sprechstunden" mancherlei Anziehendes, und selbst die experimentirenden Hygieiniker dürften aus deren oft ergötzlicher Lektüre Nutzen ziehen; denn es kann doch kein Forscher, der sieben Stunden schläft, die übrigen siebzehn Stunden im Laboratorium zubringen; er muß jedenfalls auch etwas lesen und sich erheitern. Da möge er denn das Niemeyer'sche Buch zur Hand nehmen und daraus lernen, daß die Grenzen der Hygieine nicht mit Luft, Wasser, Erdboden, Nahrung, Kleidung, Wohnung und Desinfection abgeschlossen sind —, wenn er gerade nicht aufgelegt ist, dies anderwärts zu studiren, in gelehrter Weise.

Niemeyer hat den sogenannten Plauderton angenommen. Das Plaudern ist heutzutage allgemein beliebt. Die Gebildeten der Gegenwart hassen und fliehen alles, was Denken fordert; darum verlangen die Buchhändler von den Autoren, welche für die polirten Zweihänder schreiben sollen oder wollen, Plauderei, Plauderton. Dergleichen ist aber nicht jedes Autors Sache; denn nicht jeder bleibt von der schlimmen Wirkung frei, welche das Plaudern auf die Wissenschaft ausübt. Niemeyer ist in diesem Punkte eine glückliche Natur; denn diese Volksschreiberei beeinträchtigt sein wissenschaftliches Leben und Streben nicht im Geringsten, ja scheint dasselbe noch zu fördern.

Ueber die Nothwendigkeit, Gesundheitspflege und vorbauende Medicin zu populariſiren, kann kein Zweifel obwalten, und der gelindeste Zweifel, der irgendwo noch besteht, wird durch die Lektüre der Niemeyer'schen „Sprechstunden" vollkommen beseitigt. Jeder Menschenfreund muß dem Autor für diese seine populariſirende Thätigkeit im höchsten Grade dankbar sein, weil dieselbe in der That eine heilbringende ist. Nur die Stock- und Zunftgelehrten hegen diese Ansicht nicht, wie die Schicksale des Verfassers und mancher von seinen Vorgängern lehren. Niemeyer hat nicht verfehlt, hierüber in den „Sprechstunden" sich zu verbreiten.

In hohem Grade darf der Autor das Verdienst in Anspruch nehmen, schädliche Ueberlieferungen sowie veraltete Vorurtheile, betreffend Gesundheit und Gesundheitspflege, Krankheit und Heilkunst, im großen Publikum zu bekämpfen und der Gesundheitspflege die ihr gebührende Achtung und Herrschaft in der Volksmedicin zu sichern. Aus diesem Grunde ist die größte Verbreitung der „Sprechstunden" dringlichst zu wünschen; dieselben werden überall als wahre Volkspanaeee sich bewähren und ohne Zweifel hundertmal mehr nützen als die Schriften von Bock, welche trotz ihrer Grobheit und Schärfe doch manche Vorurtheile conservirten, manche neu einimpften.

Die „Sprechstunden" belehren und unterhalten zugleich. Auf den Leib des deutschen Michels exact zugeschnitten, können sie als der beste Pionier volksthümlicher Gesundheitspflege in Deutschland gelten. Was mich an diesem Werke besonders freut, ist, daß dasselbe nicht in Art der nichtssagenden, süßlichen, oberflächlichen Zeitungsschreibereien vorgeht, sondern in moderner Form bessere und höhere Ziele verfolgt und ungeschminkt die Wahrheit sagt.

Niemeyer greift überall in das Leben hinein und macht überall Propaganda für die ganze Gesundheitspflege, wo nur irgend die Gelegenheit sich bietet. Wegen dieser fruchtbaren Vielseitigkeit sind die „Sprechstunden" allen, die nur etwas Sinn für private und öffentliche Wohlfahrt haben, geradezu unentbehrlich. Namentlich wäre zu wünschen, daß das Werk seine Freunde und Verehrer fände unter den Erziehern, Predigern, Staatsmännern, Aerzten, und in allen Familienbibliotheken einen Ehrenplatz einnähme.

Familienbibliotheken! In Deutschland sind dergleichen Einrichtungen allerdings etwas höchst Seltenes, weil der Deutsche Bücher immer noch als Luxusartikel betrachtet und selbe im günstigsten Falle leiht. Also sagen wir Leihbibliotheken! In keiner Leihbibliothek des armen deutschen Volks sollten die „Sprechstunden" Niemeyer's fehlen. Andererseits sollte dasselbe den Gegenstand von Weihnachts- und Hochzeitsgaben ausmachen; denn unter diesem Titel kauft der Deutsche doch zuweilen noch Bücher, besonders wenn sie handgreiflichen Nutzen bringen.

Schließlich hebe ich noch ein Verdienst der „Sprechstunden" hervor, welches nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Es ist dies die Bekämpfung der Thorheiten und gesundheitsschädlichen Misbräuche, welche in das Leben der gebildeten Gesellschaft sich einschlichen und daselbst zu einer tyrannischen Macht wurden. Hiergegen mit den Kampfmitteln der Vernunft, Humanität, Wissenschaft und Heilkunst aufzutreten, ist im höchsten Grade geboten und verdienstlich; denn alles, was in der obern Gesellschaft

geschieht, geschieht auch bei dem Abklatsch derselben in der niedern, und alles, was heute dort bekämpft wird, muß morgen auch hier bekämpft werden.

In systematischer Weise tritt ein anderer Arzt vor das Publikum, mit einem Buche, welches mit Ernst und Fleiß gelesen und treu beherzigt zu werden verdient:

5. Lehrbuch der Pflege des menschlichen Körpers in gesunden und kranken Tagen. Ein Wegweiser zur Erreichung eines rüstigen Alters unter Vermeidung aller Krankheiten. Für Gebildete aller Stände von Joseph Lauterer. Freiburg i. Br., Herder. 1879. 8. 3 M. 60 Pf.

Der Verfasser dieses Werks stützt sich theils auf eigene Erfahrung, theils auf das Studium der besten Arbeiten auf dem Gebiete der Hygieine und verwandter Wissenschaften, und behandelt die Gesundheitslehre und Gesundheitspflege in ihrem ganzen Umfang und völlig populär. Auch der moralischen und socialen Hygieine ist genügend Aufmerksamkeit geschenkt, und dadurch unterscheidet das Buch von Joseph Lauterer sich vortheilhaft von Werken ähnlicher Art.

Wenn der Autor, der sein Buch mit Geist, Muth, Kraft, Ueberzeugung, Witz und Satire schrieb, mit weniger Offenheit aufgetreten wäre, so hätte er weniger Halben und Süßlichen auf die Fußzehen getreten, hätte aber auch weit weniger genützt. Für einen Hygieiniker, der größere und edlere Ziele verfolgt als Ermittelung des Fettverbrauchs und der Normen der Ventilation, gehört Offenheit, und ebenso Vielseitigkeit zu den Haupttugenden. Verbinden sich dieselben mit Frische, gesunder Darstellung und guter Kritik, so machen sie das Werk eines solchen Autors zu einem vortrefflichen, originellen und gemeinnützigen.

Ich möchte den Verfasser des „Lehrbuch" bitten, seine Ansichten in Betreff der Wollenkleidung und des Vegetarianismus zu modificiren. Uebrigens wünsche ich seinem Werke den größten Kreis von Lesern und Freunden. Wenn der verstorbene Bock mehr in der Art unsers Autors geschrieben hätte, hätte er den Deutschen weit mehr genützt. Lauterer und Niemeyer sind Volksgesundheitslehrer, wie sie sein sollen.

Der Seelenriecher und Professor der Thiermedicin Jäger zu Stuttgart hat ein merkwürdiges Buch von Stapel gelassen:

6. Die Normalkleidung als Gesundheitsschutz. Von Gustav Jäger. Gesammelte Aufsätze aus dem „Neuen deutschen Familienblatt". Stuttgart, Kohlhammer. 1880. 8. 1 M. 80 Pf.

Ich bin der auf zahlreiche Versuche an mir selbst und Beobachtungen an andern gestützten Ansicht, daß unmittelbar auf der Haut nicht Wolle zu tragen sei, sondern Leinwand, und zwar reine, gröbere Leinwand. Jäger behauptet und empfiehlt das Gegentheil. Dessenungeachtet empfehle ich das Jäger'sche Buch der Beachtung von seiten der Aerzte und der Gebildeten, weil dasselbe mancherlei Gutes und Treffliches enthält. Auf Seite 177 des Buchs ist Jäger in der von ihm erfundenen Normaluniform abgebildet.

Von dem großen hygieinischen Nationalheiligen Skandinaviens erschienen kürzlich in deutscher Uebersetzung die gesammelten Abhandlungen:

7. Hygieinische Abhandlungen. Beiträge zur praktischen Gesundheitspflege von E. Hornemann. Autorisirte deutsche Uebersetzung von Eugen Liebich. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 1881. Gr. 8. 8 M.

Dieses Buch ist gut übersetzt, ja für den, welchem Deutsch und Dänisch gleich geläufig und gleich angenehm sind, in deutscher Uebersetzung besser zu lesen als im dänischen Original. Hornemann verpflichtet sich den Hygieiniker und jeden Gebildeten sehr zum Dank; wenn seine Darstellung auch eine umständliche, weitschweifige, ja zuweilen recht langweilige ist, so enthält sein Buch doch viele Goldkörner und verdient darum einen Platz in jeder öffentlichen und privaten Bibliothek. Was Hornemann zu Gunsten der eisernen Oefen sagt, billige ich nicht; ich betrachte vielmehr diese Oefen geradezu als ein Verhängniß der nördlichen Länder.

Eine Schrift, deren Lektüre auf das wärmste empfohlen werden muß und das in keinem Hause fehlen sollte, ist:

8. Fünf Bücher vom wahren Menschenthume. Ein Hausfreund von E. Baltzer. Leipzig, Eigendorf. 1880. Gr. 8. 3 M.

Dasselbe ist die trefflichste Gesundheits-, Tugend- und Glückseligkeitslehre, die jemals für das Volk überhaupt, für die Familie insbesondere geschrieben wurde: eine wahre Volkspanacee!

Eduard Reich.

Neue deutsche Dramen und Lustspiele.

Obgleich die Mehrzahl der deutschen dramatischen Dichter der Gegenwart den Stein des Sisyphus wälzen, so finden sich dennoch immer wieder neue, die sich der fruchtlosen Arbeit unterziehen. Sie bringen ihr Bestes dar, und manche werthvolle echte Perle rollt verloren in den Sand und wird zertreten und vergessen.

Wir folgen diesmal dem üblichen Bühnengebrauch, indem wir die mehr oder weniger ernsten Werke vorausschicken.

Eine zwar wohlgemeinte, aber doch nur dilettantische Arbeit von ziemlich bedeutendem Umfange wollen wir an die Spitze des bunten Zuges stellen:

1. Napoleon. Dramatisches Gedicht in Vorspiel und fünf Acten. Von Otto Harnack. Dorpat, Karow. 1879. 8. 3 M. 60 Pf.

Es ist ein gewagtes Unternehmen, das thatenreiche Leben des ersten Napoleon dramatisch verwerthen zu wollen, trotzdem es selbst eine wunderbare großartige Tragödie bildet. Der gewaltige überreiche Stoff ist nur episch zu bewältigen, denn ein langer Dramencyklus würde denselben nicht erschöpfen; auch gehört ein Dichtertalent ersten Ranges dazu, uns den Mann, der mit ehernem Fußtritt Europa durchschritt und die Völker aus langem Schlaf aufrüttelte, in dem engen Bühnenrahmen verkörpert vorzuführen, um uns in dem flüchtigen Zeitraum einiger Stunden eine Ahnung seiner Größe aufdämmern zu lassen. Grabbe hat dies in seinen „Hundert Tagen" annähernd erreicht; sein Napoleon besitzt die lapidare Schlagkraft, die energische Willensstärke, die seine Großthaten möglich erscheinen läßt. Harnack's Napoleon ist ein docirender Schulmeister, philosophisch aufgeschminkt, der sich in nüchternen, langathmigen und oft sogar unbeholfenen Reden ergeht. Diesem dramatischen Gedicht fehlt in erster Reihe Poesie, obgleich Napoleon stellenweise in wohlgereimten Versen und General York sogar in Terzinen spricht. Die Unbeholfenheit der Diction erstreckt sich auch auf die dramatische Composition, der die straffe Concentration der Handlung gänzlich mangelt. So spielt beispielsweise die erste Hälfte des Vorspiels in den Tuilerien vor der Scheidung Napoleon's von Josephinen, während die zweite Hälfte schon auf dem Feste spielt, das Fürst Schwarzenberg zu Ehren der Kaiserin Marie Luise gab und das für die Familie des Festgebers einen so tragischen Ausgang nahm. Dergleichen seltsame Ueberraschungen mehr bietet dies dramatische Gedicht, in welchem sich auch einzelne festausgeprägte historische Charakterbilder eine sie bis zur Unkenntlichkeit entstellende Retouche haben gefallen lassen müssen. Dazu kommt eine solche Fülle bedeutender historischer Persönlichkeiten, daß selbst für größere Bühnen eine Aufführung kaum zu ermöglichen sein würde, ganz abgesehen von der geradezu ermüdenden Breite des ganzen Werks, das allerdings auch gelungene Einzelheiten enthält. Wir können nur den guten Willen und die Ausdauer des Verfassers lobend anerkennen, der es wahrlich weder an Fleiß noch Mühe hat fehlen lassen.

Ein Erstlingswerk in jeder Beziehung erscheint uns:

2. Hermannfried, der letzte König der Thüringer. Eine Tragödie in fünf Acten von Reinhold Bleichrodt. Berlin, Haack. 1879. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Ein aus dunkler Vorzeit hervorgeholtes interesseloses Stück aus der Geschichte Thüringens voll Blut und Grenel. Die Composition verräth eine noch sehr unsichere Hand, ist unklar und verworren, und auch die Sprache ringt noch mit dem Ausdruck. Hermannfried, ein ehrgeiziger, selbst vor dem Brudermorde nicht zurückbebender Wütherich, ist eine verunglückte Macbeth-Copie, die eine freilich nur sehr entfernte Schattenrißähnlichkeit mit ihrem stolzen Vorbilde hat. Auch Amalberga möchte sich gern als eine zweite Lady Macbeth aufspielen, aber sie bleibt noch weiter hinter ihrem Vorbilde zurück als ihr Gemahl hinter dem seinen. Sie spornt zwar Hermannfried zur Verübung aller seiner Greuelthaten an, um die ungetheilte Königswürde Thüringens zu erringen, doch ist in beider Thun keine Spur jener Größe zu entdecken, die auch das Verbrechen in poetischem Lichte zeigt, und Amalberga verschwindet mit ihrem Kinde im Augenblick der Gefahr, ohne daß uns ein Blick in beider Zukunft eröffnet wird. Das ganze Trauerspiel trieft von Blut, und doch leuchten uns daraus Spuren von Talent entgegen, die der Pflege würdig sind. Den weltbedeutenden Bretern wird es zwar fremd bleiben und kaum gelegentlich einmal irgendeinen Theil des deutschen Publikums mit Entsetzen erfüllen, aber als Versuchsstudie wollen wir es immerhin gelten lassen und nur dem Verfasser rathen: alle derartigen unreifen Versuche in einem Geheimfache zur Nachreife aufzubewahren.

Ein gänzlich verunglücktes Machwerk ist:

3. Verlorene Jugendliebe. Trauerspiel in vier Acten von Ernst Rethwisch. Bremen, Kühtmann u. Comp.

Verlorene Jugendliebe! Das hat etwas Anlockendes für schwärmerische Jünglinge und sentimentale Jungfrauen; aber verschwommene und unklare Jugendempfindungen überspanntester Art zu einem Trauerspiel aufzubauschen, um damit die Theilnahme des Publikums wachzurufen, ist unerlaubt. In diesem Trauerspiel ist eine seltsame Logik und die begriffslose Phrase vorherrschend; von einer Charakterzeichnung oder gar Charaktervertiefung kaum die Rede. Daß jemand irgendwelches Interesse an dem, was in diesem Trauerspiel geschieht, nehmen könnte, glauben wir kaum, ebenso wenig, daß eine Bühne den Versuch der Aufführung wagen würde. Die Kritik kann darüber nur den Mantel des Schweigens breiten.

Eine neue, doch keineswegs originelle Variation des stolzen schönen Themas, welches unser herrliches deutsches Nationalepos schon manchem geliefert, der die Harfe der Dichtkunst zu meistern glaubte, ist:

4. Die Nibelunge. Dramencyklus von Irmin von Veihel-Müller. Erster Theil: Brünhilt, Schauspiel in fünf Aufzügen. Pfungstadt, Götz.

Wie viele haben schon versucht, die Nibelungen dramatisch zu bewältigen, und wie wenigen ist es damit auch nur annähernd geglückt. Es gehört dazu dichterische Schöpferkraft, Begeisterung und Schwung der Phantasie, und gerade diese Eigenschaften suchen wir bei dieser „Brünhilt" vergebens. Ein kleines Talent mit viel gutem Willen vereint ist alles, was wir finden, kein bescheidener Anlauf zur Größe, keine wenn auch regellose Kühnheit des Ausdrucks. Die Diction fließt zwar ziemlich glatt, aber springt an keiner Stelle über das Maß der Gewöhnlichkeit hinaus, und weder der Sturm der Leidenschaft wühlt darin, noch spiegelt sich die Sonne der Schönheit in ihrer Woge;

auch die Composition ist unsicher und verräth keine bühnenkundige Hand, wenn auch die Sceuerie stellenweise reich ist. Das Ganze macht den Eindruck eines guten Operntextes und hätte als solcher auch seine Berechtigung. Wir erlauben uns deshalb, librettobedürftige Componisten darauf hinzuweisen.

Ein zwar mit Meisterschaft ausgeführtes, aber blutiges, erschütterndes Drama bietet uns:

5. Luigia Sanfelice. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Richard Voß. Leipzig, Mutze. 1880. 8. 1 M.

Die hochtragische Geschichte der unglücklichen Luigia Sanfeliee, wie sie uns Coletta in der „Geschichte des Königreichs Neapel" in seiner schlichten lapidaren Schreibweise erzählt, ist wol angethan, die Phantasie eines Dichters zu erregen und ihn zur That anzufeuern; aber zum Drama ist der Stoff nicht geeignet, wie sehr er dies auch scheinen mag. Der Zustand der Schwangerschaft, in welchen die Heldin des Trauerspiels im Verlauf der Handlung tritt, und der ihr tragisches Geschick nur momentan verzögert, ist für die Bühne vom ästhetischen Gesichtspunkt aus verwerflich. Dadurch wird bei dem Publikum nicht Mitleid erregt. Der Dichter hat die Erzählung aus dem Rahmen der Geschichte mit kundiger Hand gelöst, jedenfalls um den großen, schwerfälligen historischen Apparat zu vermeiden. Er führt uns keine der leitenden Persönlichkeiten jener blutigen, entsetzensvollen Periode vor Augen, obgleich doch die Königsfamilie von Neapel in das Schicksal der armen Luigia Sanfeliee thatsächlich eingriff. Das Drama hat als solches dadurch nicht verloren, sondern die Handlung ist nur einheitlicher und einfacher geworden; auch ist das, was darin geschieht, trotzdem so treu historisch, als ob es ein Ausschnitt aus Coletta wäre, aber die grausenhaften Effecte sind zu sehr gehäuft. Die dramatische Composition ist dabei vortrefflich, die Handlung schreitet fest zusammengeschlossen rasch vorwärts; aber sie wird von keinem milden, freundlichen, erquickenden Lichtstrahl erhellt, sondern eine grelle Beleuchtung zuckt blitzartig darüber hin, betäubend und den Athem verhaltend. Inmitten der düstern Handlung steht die Gestalt der Luigia Sanfelice, von allem Glanz und Zauber der Poesie umflossen, in ihrer jungfräulichen Unschuldreine wie eine blendende Lichtgestalt da; doch gerade das vertieft nur die Schatten umher, und es würden geradezu eiserne Nerven dazu gehören, dies Trauerspiel bis zum Ende anzuschauen, dessen Schlußscene das Aeußerste bietet, was Effect zu leisten vermag. Die Charakterzeichnung ist durchweg eine wohlgelungene, frisch und wahr, das ganze Trauerspiel von Poesie durchdrungen; dennoch müssen wir den Fleiß und die Mühe bedauern, die der Dichter darauf verwendet hat, der zu Besserm und Edlerm berufen ist, als die Abwege zu beschreiten, welche von den Effectdramendichtern Frankreichs in so verlockender Weise eröffnet worden sind.

Beruf und Talent für das Drama bekundet:

6. Maria von Schottland. Schauspiel in fünf Acten von Fritz Dannemann. Bremen, Hollmann. 1880. Gr. 16. 2 M.

Das ist nicht der erste Versuch, aus dem reichbewegten Leben der schönen unglücklichen Königin von Schottland Kapital für die Bühne schlagen zu wollen, aber das tragische Schicksal derselben wirft seine dunkeln Schatten schon auf die Zeit ihrer Herrschaft als Königin und verschleiert uns die Freude des Genusses auch an harmlos scheinendern Episoden ihres Lebens. Selbst Björnstjerne Bjornson's meisterhaftes und hochpoetisches Drama gleichen Titels vermag sich aus diesem Grunde die Anerkennung nicht zu erringen, die es wol verdient, und Dannemann's Schauspiel vermag mit dem Björnson's keinen Vergleich auszuhalten. Die Motive sind zu sehr gehäuft und nicht klar verarbeitet; die Chatelard-Episode konnte füglich wegbleiben, da sie Maria Stuart nur sittlich belastet. Die Diction ist zwar nicht undramatisch, aber stellenweise noch zu ungelenk, und die Composition des Ganzen verwirrt und unklar. Die allzu gehäufte Handlung erdrückt das eigentliche Drama, das fast nur aus lose aneinanderhängenden Episoden besteht, denen ein Kern und Mittelpunkt fehlt, der die sprungweise Handlung zusammenfaßte. Das Schauspiel bietet eben nur Scenen aus dem Leben der Maria Stuart, und fast jede dieser Seenen führt uns einen neuen Helden vor. Jedoch besitzt der Verfasser ein unleugbar schönes Talent, und bei sorgfältiger Pflege desselben und scharfer Selbstkritik vermag er ohne Zweifel der deutschen Bühne Gutes zu bieten.

7. Enttäuschungen. Schauspiel in vier Acten von Julius Werther. Stuttgart, Werther. 1880. 8. 3 M.

Warum der Dichter sein Werk Schauspiel genannt hat, dürfte fraglich sein, da es ein Schauspiel im eigentlichen Sinne des Worts nicht ist. Allerdings springt es aus dem flotten Lustspielton im Verlauf des dritten Acts momentan in einen etwas ernstern Ton über, aber eben nur momentan; auch die Motive deuten nur auf das Lustspiel hin, während der zweite Act sogar Elemente enthält, welche die Posse streifen. Alle Personen dieses Schauspiels, etwa mit Ausnahme des Fräuleins von Raukweil, kranken an Charakterlosigkeit, auch Herr von Kirchberg ist nur ein Phrasenheld und fällt am Schluß kläglich ab. Der Idealismus hat sich bei dem Dichter durchaus nicht zu bedanken für die Zeichnung seines Vertreters, so wenig wie der Liberalismus und die Presse. Die Handlung des Schauspiels ist lebhaft bewegt; es ist modern und pessimistisch angehaucht, aber von jener Modernität, der Herz und Seele fehlt; unserm deutschen modernen Gesellschaftsleben mangelt es durchaus nicht an einer Fülle tragischer Motive zu Schau- und Trauerspielen. Die Diction ist elegant und witzig, die rasch fortschreitende Handlung erlahmt nur am Schluß und wird monoton und gedehnt. Immerhin mag das Schauspiel als Bereicherung für die Bühne zu verzeichnen sein, da es doch Geist in schöner Form enthält und gut inscenirt auch Wirkung erzielen muß.

Eine Komödie im besten Sinne des Worts ist:

8. Ein lustig Spiel vom Gott Humor oder die zum Frohsinn bekehrten Pedanten. Ein Schwank im Stil des Hans Sachs von Johannes Proelß. Erfurt, Bartholomäus. 1880. Gr. 8. 75 Pf.

Frische Naivetät, aus dem Herzen quellender Humor, Lust und Witz vereinigen sich in diesem hochpoetisch ausgeführten Schwanke, an dem man einzig bedauert, daß er so schnell zu Ende geht. Das kleine geistsprühende und anregende Werkchen ist ein ganz vortrefflicher Lückenbüßer für die Bühne und ebensowol als Vorspiel wie als Nachspiel zu verwenden.

Ein inhaltloses Machwerk dagegen ist:

9. Der überzählige Rittmeister. Lustspiel in einem Act von Eduard Thun. Berlin, Lassar. 1880. 8. 2 M.

Dieses Lustspiel ist zwar nicht ohne Spuren von Talent, und auch sein Dialog ist nicht ungewandt, ja stellenweise sogar geistreich schimmernd, aber sonst mangelt ihm das meiste, was die gewählte Bezeichnung Lustspiel rechtfertigte. Was der überzählige Rittmeister eigentlich will und soll, ist wol dem Verfasser selbst nicht recht klar gewesen. Jedenfalls bildet er eine gänzlich überflüssige Figur dieses Lustspiels, das wol nur als Versuchsarbeit zu betrachten ist.

Ein ebenso interessantes als seinem Inhalte nach originelles Werk finden wir in:

10. Die Erbtheilung. Lustspiel in einem Act von Iwan Turgenjew. Autorisirte Bühnenbearbeitung von J. G. Salomon. Berlin, Lassar. 1880. 8. 2 M.

Das kleine Stück enthält eine Anzahl höchst origineller Charaktere, naturfrisch und naturwahr, ist witzig und pointenreich, besitzt dabei den Reiz der Neuheit, vermeidet in dem raschen Fortgange seiner Handlung die breite Heerstraße der gewöhnlichen Mache mit ihren gesuchten Situationseffecten und ist zweifellos auf der Bühne sehr wirkungsvoll.

Zwar geistreich, aber ein wenig leer erscheint:

11. Hänschen. Lustspiel in einem Act von Julius Riffert. Berlin, Lassar. 1881. 8. 2 M.

Wir haben dasselbe Motiv schon interessanter verarbeitet gefunden als in diesem „Hänschen", dem es an witzigen Pointen, an komischen Figuren und vor allen Dingen an Handlung fehlt. Der Dialog ist zwar fließend, aber er allein vermag dem Lustspiel nicht dramatisches Leben und Bühnenwirksamkeit zu verleihen. Jedoch besitzt der Verfasser offenbar Talent für das leichtere dramatische Genre, poetische Schöpferkraft für das Lustspiel, um der Bühne in Zukunft Besseres zu bieten, als dies „Hänschen" ist, das immerhin noch mit Stolz sich unter die Fahne stellen kann, die jetzt auf der deutschen Bühne siegreich flattert.

12. Uns' ole Moderspraak. Schwank in drei Acten von Johann Meyer. Hamburg, J. F. Richter. 1880. 8. 1 M.

Dialektkomödien haben allerdings nur einen eng eingegrenzten Wirkungskreis, ihr ästhetischer Werth ist sehr fraglich und schließlich hängt ihre Wirkung auf das Publikum von dem mehr oder weniger virtuosen Sprachtalent der Darsteller ab; aber da ein Schwank überhaupt keine Bildungsansprüche erhebt, sondern nur einen flüchtigen Moment erheitern will, so wird es auch diesem Schwank nicht an Gönnern und Freunden mangeln, die sich an seiner harmlosen Art und Weise ergötzen.

Ein feinfühliger Autor von bewährtem Ruf ist der Verfasser der folgenden Sammlung:

13. Lustspiele (Neue Folge). Von Gisbert Freiherr von Vincke. Freiburg i. Br., Wagner. 1881. Gr. 8. 3 M.

Diese Neue Folge enthält folgende Lustspiele: „Die erste Prüfung" (ein Act), „Wer sucht der findet — nicht" (vier Acte), „Von Mund zu Mund" (ein Act), „Die Lästerschule" (fünf Acte). Geistvoll erfunden und sauber und sorgfältig ausgeführt, mit ebenso elegantem als witzigem Dialog ausgestattet, sind nur die Motive zu „Wer sucht der findet — nicht" nicht gerade neu und originell, und viele Wortspiele zu gesucht und deshalb wirkungslos. Doch erheben sich sämmtliche Lustspiele weit über das geistige Niveau derjenigen, welche die deutsche Bühne momentan beherrschen, deren flimmerndes Nichts mit Gold aufgewogen wird. Ganz besonders ist die Bearbeitung der „Lästerschule", ein vortreffliches Lustspiel nach Form und Inhalt, sehr wohl berechtigt, eine gute Bereicherung unsers Bühnenrepertoires zu bilden.

Ende gut, alles gut. Eine hochpoetische kleine Arbeit ist:

14. Festspiel zur Eröffnung des neuen Theaters in Frankfurt a. M. Von Wilhelm Jordan. Frankfurt a. M., Jordan. 1880. 8. 50 Pf.

Wilhelm Jordan gegenüber legen wir die kritische Feder bei Seite und nehmen dankend hin, was uns ein wahrhafter deutscher Dichter bietet. Wir können unsern Besprechungen keinen bessern Abschluß geben, als ihn die Verse bieten, die Jordan die Muse zur Germania sprechen läßt und die ebenso wahr als schön sind:

Doch fragst du mich, was dies Jahrzehnt vermocht mir zu erfüllen,
So muß ich schweigend und beschämt mein Angesicht verhüllen.
Ach, völlig in Vergessenheit in dieser Zeit der Thaten
Ist meines Amtes höchste Kunst und edelste gerathen:
Wie Seelenkampf und Leidenschaft Entschluß und That gebären
Zu zeigen und zum Weltgesetz das Schicksal zu verklären.

Karl Nissel.

Zur geschichtlichen und publicistischen Literatur.

(Beschluß aus Nr. 25.)

1. Funfzig Jahre. Se. Majestät der Kaiser Wilhelm und Ihre Majestät die Kaiserin Augusta in ihrer funfzigjährigen Ehe. Eine Festschrift zum 11. Juni 1879 von Otto von Seemen. Berlin, Militaria. Gr. 8. 1 M.
2. Das Leben des Staatsraths Kunth. Von Friedrich und Paul Goldschmidt. Mit dem Bildniß Kunth's. Berlin, Springer. 1881. 8. 5 M.
3. Ludwig Kossuth. Meine Schriften aus der Emigration. Erster Band: Die Periode des 1859er italienischen Kriegs. Autorisirte deutsche Ausgabe. Zweite Lieferung. Preßburg, Stampfel. 1880. Gr. 8. 80 Pf.
4. Illustrirte Weltgeschichte für das Volk. Begründet von O. von Corvin und F. W. Held. Prachtausgabe. Zweite bis zur Gegenwart fortgeführte Auflage. Mit zahlreichen Textabbildungen, Tontafeln u. s. w. Lief. 1—52. Leipzig, Spamer. 1879—80. Gr. 8. Jede Lieferung 50 Pf.
5. Deutschlands Culturgeschichte. In ihren Grundzügen für Schule und Haus von Hermann Hoffmeister. Berlin, H. W. Müller. 1880. 8. 3 M.
6. Lichtstrahlen aus Fr. von Hellwald's Culturgeschichte in ihrer natürlichen Entwickelung. Augsburg, Lampart u. Comp. 1881. 8. 2 M.
7. Die Staatsbürgerin. Von Mathilde Reichardt-Stromberg. Leipzig, O. Wigand. 1880. 8. 1 M.
8. Die Zukunft der prager Universität von Max Breitenstein. Wien, Verlag der Alma Mater. 1879. Gr. 8. 80 Pf.
9. Adel und Demokratie. Ein Beitrag zur Geschichte des Feudalismus. Von Richard Rudel. Erster Band. Berlin, Münchhoff. 1880. Gr. 8. 9 M.
10. Meyer's Deutsches Jahrbuch für die politische Geschichte und die Culturfortschritte der Gegenwart. 1879—80. Mit 16 Abbildungen und Plänen. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1880. 8. 6 M.
11. Zum kirchlichen Frieden. Eine wissenschaftliche Behandlung der gegenwärtigen kirchlichen Streitfragen. Von Chr. Ed. Baumstark. Straßburg, Schultz u. Comp. 1880. Gr. 8. 2 M.
12. Die Reden des Abgeordneten von Bismarck-Schönhausen in den Parlamenten 1847—51. Herausgegeben, mit Einleitungen und Anmerkungen versehen von Th. Riedel. Berlin, C. Heymann. 1881. Gr. 8. 3 M.

In dem österreichischen Nationalitätenstreit nimmt die Frage der prager Universität eine wichtige Stelle ein. Max Breitenstein sagt in seiner Schrift „Die Zukunft der prager Universität" (Nr. 8), zwei Gesichtspunkte seien in dieser Frage entscheidend: einerseits handle es sich darum, daß die prager Universität ihrer Aufgabe als Stätte der Wissenschaft und als Berufsbildungsanstalt vollkommen genüge, andererseits habe man zu fragen, wie weit den einmal entstandenen und nicht mehr zu beseitigenden Ansprüchen der Czechen entsprochen werden solle, damit diese Universität endlich aufhöre, den Zankapfel zwischen den beiden Nationen Böhmens zu bilden. Die erste Frage sei eine mehr fachliche, die zweite eine nationale. Jene wird dahin beantwortet, daß, wenn die Universität ihren deutschen Charakter verlöre, sie auch ihren Zusammenhang mit der deutschen Cultur verlieren und zur Mittelmäßigkeit herabsinken würde. Thatsache ist, daß diese älteste deutsche Hochschule volle fünf Jahrhunderte hindurch eben als deutsche Lehrstätte ihre Aufgabe ruhmvoll erfüllt hat; daß vor dem Jahre 1849 keine einzige czechische Vorlesung gehalten wurde; daß jetzt an der theologischen, juristischen und philosophischen Facultät zusammen funfzig Vorlesungen in czechischer Sprache gehalten werden. Als deutsch-sprachliche Hochschule stand Prag bisher mit den Universitäten Deutschlands in engen Beziehungen; die Freizügigkeit der Professoren und der Studenten, die größtmögliche Benutzung der eigenen und der auswärtigen Bibliotheken und Anstalten waren nicht hoch genug anzuschlagende Vortheile. Ein wichtiger Umstand ist, daß der prager deutschen Universität eine großartige gediegene Bibliothek zur Verfügung steht, während für eine czechische eine solche erst ins Leben gerufen werden müßte. Die Forderungen der Czechen sind freilich nur die Consequenz der den andern Nationalitäten in Oesterreich-Ungarn gewährten Vorrechte. Es ist ja nur daran zu erinnern, daß in Galizien drei polnische Hochschulen sind, keine einzige deutsche. Der Verfasser meint, den czechischen Forderungen könnte auf dreifache Weise Genüge gethan werden: entweder durch Vermehrung der gegenwärtigen czechischen Lehrkanzeln unter gleichzeitiger Feststellung eines Maximums ihrer Anzahl, oder durch Theilung des Professoren-Collegiums in ein deutsches und ein czechisches, während die Universität noch immer ein Ganzes bildete, oder durch Errichtung einer selbständigen czechischen Universität. Nachdem er die Nachtheile und Vortheile dieser drei Möglichkeiten besprochen hat, erklärt er es für die einzige und beste Lösung dieser so schwierigen Frage, wenn man das Universitätsstatut in dem Sinne änderte, daß die Zahl der Lehrkanzeln der ordentlichen und außerordentlichen Professoren mit deutscher und derjenigen mit czechischer Vortragssprache ein für allemal festgestellt würde. Bei dieser Lösung hätten die Czechen keinen Grund mehr zum Mistrauen und zu Klagen über Vergewaltigung, und die Deutschen hätten nicht mehr zu fürchten, daß die Professoren mit czechischer Vortragssprache sich allzu sehr vermehren, was bei einem Ministerium Hohenwart oder ähnlichen Eventualitäten in hohem Grade zu besorgen wäre.

Richard Rudel, der Verfasser der Schrift: „Adel und Demokratie" (Nr. 9), gibt in dem ersten Bande einen Ueberblick über die deutsche Geschichte des Mittelalters, wobei er sich zum Zweck setzt, bei den verschiedenen Phasen dieser Geschichtsperiode im einzelnen nachzuweisen, durch welche Mittel und in welchem Grade der Adel das Uebergewicht hatte, die Demokratie aber meist vollständig unterdrückt war oder nur in einzelnen Oasen ihre Principien zur

Geltung bringen konnte. Zurückweisend bis in jenes graue Alterthum, in welchem die Arier Centralasien bewohnten, geht er dann zu den Germanen über, deren Gefolgswesen, sobald die Völkerschaften feste Wohnsitze hatten, das Verhältniß der Vasallität annahm, aus dem und mit dem das Lehnswesen sich bildete. Aus der Periode staatlicher Neubildung, welche der zerstörenden Thätigkeit der Völkerwanderung folgte, gingen die Gesellschaftsklassen in veränderter Gestalt hervor. Das Feudalsystem bemächtigte sich des Staats und der ganzen Gesellschaft, erlangte im Frankenreiche seine erste Ausbildung und verbreitete sich von da über Burgundien, Alemannien, Ostfranken und Sachsen. Nur wer zur Feudalaristokratie gehörte, war voller Staatsbürger; der Grundsatz: Gleiches Recht für alle! hörte auf; der Masse des Volks, welche in immer größere Abhängigkeit, Armuth und Unwissenheit versank, wurde ihr ursprüngliches Recht genommen. Um die Herrschaft im Staate kämpfte mit der Feudalaristokratie der Klerus; in dem Interesse beider lag es, das deutsche Kaiserthum nicht zu einer Erbmonarchie sich gestalten zu lassen und dasselbe möglichst abhängig von sich zu machen. Adel und Klerus beherrschten das ganze Mittelalter; das Volk befreite sich in der Reformation zuerst vom geistigen Druck und unternahm dann den Kampf um staatsbürgerliche Rechte, wobei die Städte vorangingen und einen Stützpunkt bildeten. Der Verfasser findet, daß der Feudalismus auch jetzt noch im Deutschen Reiche viele Macht besitze, und belegt seine Behauptung mit den Verfassungszuständen in Mecklenburg und mit der Besetzung fast aller höhern Aemter im Civil und Militär mit Männern aus den bevorrechteten Ständen. Sein Ziel ist der Parlamentarismus, die Souveränetät des Volkswillens, unter welchen jede Regierung sich beugen müsse. Sei dieses Ziel erreicht, sei Krieg und Frieden abhängig von der Abstimmung der Volksvertretung, dann, glaubt er, würden Kriege seltener werden. Diesen Satz finden wir durch die Kriege der Französischen Revolution und durch die Eroberungen, welche England in fernen Welttheilen macht, durchaus nicht bestätigt. Nachdem der Verfasser an der vierzehnhundertjährigen deutschen Geschichte die Nachtheile und traurigen Resultate des Feudalregiments aufgedeckt hat, wirft er die Frage auf, ob nicht angesichts dieser Thatsachen die Erkenntniß sich Bahn brechen werde, daß die von dem Feudalismus überkommenen Institutionen vor allem gefahrdrohend seien, und daß der Staat nur durch Zugeständnisse an die berechtigten Forderungen der Neuzeit seine segenspendende Mission erfüllen könne. Wir sind der Meinung, das deutsche Volk im ganzen und großen kann sich im Jahre 1881 über Feudalismus und Feudalregiment nicht beklagen, es müßte denn, wovor uns ein gütiges Geschick behüten möge, die demokratische Republik erstreben. Aber auch eine solche ist keine Panacee; blicken wir nach Frankreich, so müssen wir uns fragen, ob nicht der Madame Louise Michel in Paris der „Dauphin von Frankreich" als ein ebenso gewichtiges wie verabscheuungswürdiges Stück Feudalismus vorkomme.

Das von dem Bibliographischen Institut herausgegebene „Deutsche Jahrbuch für die politische Geschichte und die Culturfortschritte der Gegenwart" (Nr. 10), an welchem vierundfunfzig namhafte Fachgelehrte gearbeitet haben, macht uns in einem Bande von 62 Bogen mit allem bekannt, was in dem Jahre 1879 und in den zwei ersten Monaten des folgenden Jahres in den verschiedensten Zweigen des Staatslebens als interessante Erscheinung hervorgetreten ist. Wir finden in dem Buche zuerst eine politische Umschau, welche sich über sämmtliche Staaten Europas und über die andern Erdtheile erstreckt, sodann längere Aufsätze über Staatsfinanzen und Heerwesen, Erdkunde und Forschungsreisen, Literatur, bildende Künste, Kunstindustrie, Alterthumskunde und Ausgrabungen, Theater und Musik, Unterrichtswesen, Rechtspflege, Volkswirthschaft, Handel und Verkehr, Land- und Forstwirthschaft, Heilkunde und Gesundheitspflege, Naturwissenschaften. Abbildungen und Pläne zu manchen Artikeln erleichtern das Verständniß. Der politische Theil des Buchs ist in wünschenswerther Kürze abgefaßt, theilt mehr die Resultate als die Genesis der Ereignisse mit und behandelt, wie billig, nur die deutsche Geschichte etwas weitläufiger. Auffallend war uns in dieser die Behauptung, daß anläßlich der Zoll- und Steuerverhandlungen des Reichstags vom Jahre 1879 Bismarck mit den Nationalliberalen entschieden gebrochen habe. Von einem solchen Bruch ist uns nichts bekannt. Daß Bismarck den Antrag Frankenstein, nicht den Antrag Bennigsen angenommen hat, kann man nicht für einen Bruch mit Bennigsen und dessen Partei ausgeben, und zwar um so weniger, da ja ein namhafter Bruchtheil der nationalliberalen Partei schließlich gleichfalls für den Frankenstein'schen Antrag stimmte. Mit dem nämlichen Recht hätte schon bei mehrern Gelegenheiten gesagt werden können, daß die Nationalliberalen mit Bismarck gebrochen haben. Daß Bismarck, um seinen neuen Verbündeten, den Deutschconservativen und Ultramontanen, ein Zugeständniß zu machen, dem Unterrichtsminister Falk zugemuthet habe, eine Revision der Schulverfassung und der Schulgesetzgebung vorzunehmen, ist offenbar ein berliner Märchen. Der Rücktritt Falk's war, nach seinem eigenen Ausspruch, die Folge der mit Rom angeknüpften Verhandlungen, sofern Falk, als der im Culturkampf bestgehaßte Mann, welcher jahrelang siegreich den Krieg geführt hatte, zur Anknüpfung und Führung der Friedensverhandlungen nicht taugte.

Die von Chr. Ed. Baumstark herausgegebene Schrift „Zum kirchlichen Frieden" (Nr. 11) hat, zumal unter seinen katholischen Glaubensgenossen, großes Aufsehen gemacht. Weil er den Gregorianischen Satz, daß unser Planet sammt allen Fürsten und Völkern bis zum Ende der Dinge sich um den päpstlichen Stuhl zu drehen habe, nicht unterschreibt, wird er von den Klerikalen als ein Abtrünniger angesehen. Der Verfasser gibt zuerst einen historischen Ueberblick und erörtert dann den Begriff des Staats. Der Associationstrieb und das moralische Bewußtsein, sagt

er, sind die geistigen Mächte, auf welchen der Staat beruht jenem verdankt er seine Entstehung als Culturstaat, diesem als Rechtsstaat; so lange er an dem Princip festhält, beides, Rechts- und Culturstaat, zu sein, und dasselbe zu entwickeln strebt, so lange besteht er als solcher, nicht weil er die Gewalt hat, sondern vermöge innern Rechts. Der große Differenzpunkt zwischen der katholischen Kirche und dem Staat bestand nun bekanntlich darin, daß die Frage, ob das Verhältniß der Kirche zum Staate durch freie Vereinbarung beider zu regeln sei, oder ob der Staat allein darüber zu bestimmen habe, in verschiedener Weise beantwortet wurde. Wer die erste der beiden Fragen bejaht, erklärt ebendamit die Kirche für eine dem Staat gleichgeordnete Macht und verlangt demgemäß, daß beide durch Concordate über ihr gegenseitiges Verhältniß sich einigen sollen. Diese Ansicht hält der Verfasser für eine dem Wesen des Staats vollständig widersprechende; denn da dieser als Rechtsstaat die höchste Gewalt, die Souveränetät hat, so kann er nicht eine zweite Souveränetät in sich aufnehmen und neben sich dulden; zwei Souveränetäten in einem und demselben Staat heben sich gegenseitig auf. Vielmehr hat der Staat als Rechtsstaat sämmtliche Verhältnisse ohne Ausnahme, also auch die kirchlichen, von sich aus zu ordnen, hat also auch zu bestimmen, welche rechtliche Stellung die Kirchen in seinem Territorium einzunehmen haben. Der Abschluß von Concordaten steht im Widerspruch einestheils mit dem Princip des Rechtsstaats, anderntheils mit den Oberhoheitsansprüchen der katholischen Kirche. Letztere hat, wenn sie auch zuweilen so klug ist, nicht öffentlich davon zu sprechen, die hierokratische Tendenz, welche sie im Mittelalter mit Glück verfolgte, im Princip noch nie aufgegeben. Die von Bonifacius VIII. erlassene und von dem fünften Lateranconcil im Jahre 1516 bestätigte Bulle, worin dem Papst als Stellvertreter Christi die volle Herrschaft über die Fürsten und Könige zugesprochen wurde, ist noch nie förmlich außer Kraft gesetzt worden, und eine Note des Cardinals Antonelli an die kaiserliche Regierung in Frankreich vom Jahre 1870 spricht unverhüllt von der Unterordnung der bürgerlichen Gewalt unter die kirchliche. Daß die katholische Kirche die Autorität und Herrschaft, welche sie im Mittelalter besessen, je wieder erlange, hält der Verfasser für unmöglich; daß sie ohne weltliche Herrschaft nicht existiren könne, für unrichtig: daher er sich dahin ausspricht, sie müsse sich darauf beschränken, das zu sein, was sie ihrem Wesen nach sein solle, eine rein religiöse Anstalt. So gut die römische Curie mit einer Staatsregierung ein Concordat abschließt, das ja, um gültig zu sein, von den Volksvertretern als den gesetzgebenden Factoren erst genehmigt werden muß, ebenso gut kann sie auch, mit Aufgebung der Concordate, ihre Ansprüche auf dem von der Staatsordnung festgestellten Wege zur Geltung bringen. In beiden Fällen verletzt sie das hierokratische Princip, das übrigens kein Glaubensartikel ist. Diejenige Lösung der kirchlich-politischen Frage, welche in Deutschland „Trennung von Kirche und Staat" heißt, in Italien „freie Kirche im freien Staat" genannt wurde, verwirft der Verfasser, da sie weder im Interesse des Staats noch der Kirche ist, jenes nicht, weil der Staat als Rechtsstaat die Religion, mit welcher die Sittlichkeit des Volks im engsten Zusammenhange steht, zu pflegen hat, dieses nicht, weil die Kirche, wenn sie vom Staat völlig losgelöst wäre, nicht mehr als Volkskirche bestehen könnte.

Aus diesen Erörterungen ergibt sich für den Verfasser hinsichtlich der großen Streitfrage, welche Stellung der Staat der Kirche gegenüber einzunehmen habe, der Schluß, daß das Verhältniß weder das der Unterordnung des Staats unter die Kirche, noch das der Gleichordnung beider sein kann, sondern daß der Souveränetät des Staats nur der Modus entspreche, nach welchem in seiner Hand die oberste Leitung der Kirche liegt. Damit ist freilich nicht gesagt, daß er über Glauben und Ueberzeugung zu herrschen habe; vielmehr hat er als Rechtsstaat die religiöse Freiheit des Individuums, die eins der ersten natürlichen Menschenrechte ist, zu schützen. Diese dem Staat zugewiesene Stellung präcisirt der Verfasser näher dahin, daß der Staat der Kirche die Rechte einer öffentlichen Corporation zuzuerkennen und ihr als solcher seinen Schutz zu verleihen hat; daß er die Kirche durch Bestreitung der kirchlichen Bedürfnisse, wo jene keine ausreichenden Fonds und Stiftungen besitzt, zu erhalten hat; daß der Staat, welchem es nicht gleichgültig sein kann, was für kirchliche Lehren und Gebräuche eingeführt und was für Männer mit den kirchlichen Aemtern betraut werden, das Recht hat, mit dem Vorbehalt der Genehmigung von allen kirchlichen Gesetzen, Verordnungen, synodalen Verhandlungen Einsicht zu nehmen, den Nachweis der nothwendigen wissenschaftlichen Bildung von den Geistlichen zu fordern und das Bestätigungsrecht bei der Besetzung kirchlicher Stellen sich vorzubehalten; daß aber diese oberste Kirchenregierung nicht durch die Staatsbehörden, sondern durch eigene kirchliche Organe, wie sie in der Heiligen Schrift und in der Geschichte begründet sind, gehandhabt werden solle, sodaß die oberste Kirchenleitung des Staats nur in den Händen der obersten Staatsgewalt, also in Monarchien in den Händen des Fürsten, zu ruhen hätte. Staat und Kirche wären somit in der obersten Staatsgewalt geeinigt und gingen von hier aus ihre selbständigen Wege. Diese Leitung und dieser Schutz des Staats erstreckt sich auf jede Landeskirche, sei es protestantische oder katholische; er hat die von ihm als Landeskirche aufgenommene und anerkannte Kirche nach ihren Grundsätzen zu behandeln und nur dem entgegenzutreten, was dem Staat selbst als Rechts- und Culturstaat entgegensteht, also jeder Beeinträchtigung der Glaubens- und Gewissensfreiheit und jedem Eingriff in die ihm gebührenden Herrschaftsrechte. Zum Schluß berührt der Verfasser auch die Stellung der badischen Regierung zu der bekannten Examenfrage.

Th. Riedel, der Herausgeber der „Bismarck-Reden" aus den Jahren 1847—51 (Nr. 12), hat recht, wenn er

sagt, daß, wer den Charakter und die Politik des Fürsten Bismarck verstehen wolle, sich mit den Reden des Abgeordneten von Bismarck-Schönhausen vertraut machen müsse. Alle Reden und Aeußerungen Bismarck's, auch unbedeutendere Bemerkungen, sind hier nach den stenographischen Berichten wortgetreu wiedergegeben, das Verständniß der Reden ist durch Einleitungen und Anmerkungen erleichtert, die Persönlichkeiten, auf welche sich die einzelnen Aeußerungen beziehen, sind namhaft gemacht, die Reden chronologisch geordnet, und durch ein Namens- und Sachregister ist der Leser in den Stand gesetzt, bemerkenswerthe Aussprüche leichter aufzufinden. Ein Inhaltsverzeichniß, wie es Ludwig Hahn in seinem „Fürst Bismarck" hat, haben wir übrigens ungern vermißt. Durchaus nothwendig ist die Lektüre dieser Reden für den, welcher sich fragt, wie es denn komme, daß die Fortschrittspartei von 1862 den Ministerpräsidenten Bismarck mit solchem Mistrauen und solcher Feindschaft empfing, daß sie in der vierjährigen Conflictszeit ihm die schlimmsten Absichten unterschob, daß er auch heute noch nach den glanzvollsten Thaten von den Heißspornen dieser Partei mit systematischem Haß verfolgt wird, sodaß in ihren Preßorganen sogar der Ruf ertönen konnte: „Fort mit Bismarck!"

In diesen Reden zeigt sich Bismarck, welcher damals in seinem kräftigsten Mannesalter (zwischen dreißig und vierzig Jahren) stand, als ein Mann, welcher, von Begeisterung für sein preußisches Vaterland und sein preußisches Königshaus durchglüht, von sittlichem Ernst und christlichem Glauben erfüllt, von einem klaren, kühl berechnenden Verstande geleitet, die verschiedensten politischen, socialen und materiellen Interessen mit Sachkenntniß und mit weitem, vorausschendem Blick beherrscht, in anziehender, oft hinreißender Form bespricht und mit schneidiger Ironie die Behauptungen seiner Gegner widerlegt. Und nicht blos die Demokraten jener Zeit, auch die Doctrinäre, welche das Jahr 1848 verpfuschen halfen und auch heute noch die Erfolge von 1866 und 1871 in ein freiheitliches Chaos umzuwandeln im Stande wären, hatte der Abgeordnete Bismarck zu bekämpfen. „Mittelalterliche Tendenzen", „antediluvianische Anschauungen" werden ihm aus diesen Kreisen angedichtet, worauf er ihnen nachweist, daß ein Staat, der nach ihren Grundsätzen regiert werde, unmöglich bestehen könnte, daß durch ihre Politik Preußen und Deutschland zu Grunde gehen müßten. Schon damals zeigte sich Bismarck als einen Meister in der Politik, dem niemand Stand zu halten vermochte, gegen den die Gegner, welche voll von Illusionen und idealen Anschauungen waren, nicht aufkommen konnten. Nehmen wir dazu noch die unvergleichliche Unerschrockenheit und Tapferkeit, mit welcher er seinen entrüsteten Gegnern gegenübertritt, um ihr Murren und Rufen sich nicht kümmernd, und bei Erwähnung der Märztage von 1848 mit „Rebellen" um sich wirft, so haben wir eine genügende Erklärung dafür, daß Bismarck von 1847—81 von der demokratischen Partei mit entschiedenem Haß verfolgt wurde.

In manchen dieser Reden scheint Bismarck bereits nicht als Abgeordneter, sondern als Minister zu sprechen; so in der großen Frage vom 3. December 1850, als es sich darum handelte, ob die Kammer in ihrer Adresse den Olmützer Vertrag gutheißen oder sich dafür entscheiden solle, gegen Oesterreich und Rußland, das lauernde Frankreich im Hintergrund, das Schwert zu ziehen, und in der Debatte über den Militäretat am 11. März 1851, wo er denen, welche sich keine solche Discussion ohne Anträge auf bedeutende Abstriche denken konnten, die Frage entgegenhielt, ob eine Versammlung, bestehend aus Civil- und Justizbeamten, aus Landräthen, Bürgermeistern und Universitätslehrern, im Stande sei, ein competentes Urtheil zu fällen über die beste Organisation von Landwehreadres, über Geschützgießereien und über das Bohren von Geschützröhren, über Festungsbauten und über die Haltbarkeit Torgaus mit oder ohne Zinna, ob sie alles das mit mehr Sachkenntniß zu beurtheilen vermöge als das Kriegsministerium. Zugleich rechnet er mit einer Sicherheit und Genauigkeit, wie wir dies im Reichstage von Moltke gewohnt sind, der Kammer vor, wie viel Oesterreich, Frankreich, England für das Militärwesen ausgebe und wie wenig Preußen. Die beständigen Berufungen auf England, welche eine Zeitlang so sehr in der Mode waren, bezeichnete er als „unser Unglück" und entgegnete darauf, daß, wenn man den Deutschen englische Gottesfurcht und englische Achtung vor dem Gesetz, die gesammte englische Verfassung, aber auch die gesammten Verhältnisse des englischen Grundbesitzes, englischen Reichthum und englischen Gemeinsinn, besonders aber ein englisches Unterhaus, kurz und gut, alles, was wir nicht haben, gebe, dann auch er sagen werde, der Staat könne nach englischer Weise regiert werden. In andern Reden finden wir, daß der Abgeordnete Bismarck sich gerade so ausspricht wie der nachherige Minister: die Stellung, welche Preußen in der „Union" einnehmen soll, kritisirt er in der nämlichen Weise wie die Stellung Preußens im Deutschen Bunde, wo das Stimmengewicht der Mittel- und Kleinstaaten in keinem Verhältniß zu ihrer realen Macht stand; die Diäten der Kammer erscheinen ihm als ein Uebel. Andererseits spricht er sich gegen die directen Wahlen mit allgemeinem Stimmrecht und gegen die obligatorische Civilehe in einer Weise aus, daß man nicht hätte glauben sollen, er werde, freilich unter ganz andern Verhältnissen, zur Einführung beider später Gesetzentwürfe unterzeichnen. Daß er in seiner Rede vom 15. Juni 1847 den Juden „alle Rechte gönnte, nur nicht das, in einem christlichen Staate ein obrigkeitliches Amt zu bekleiden", ist gerade für unsere Zeit, in welcher die Bewegung gegen und für die Semiten so große Dimensionen angenommen hat, nicht wenig interessant.

Der Verfasser schließt sein Buch mit jener bekannten Aeußerung Bismarck's vom 8. April 1851: „Seien Sie versichert, wir werden den Namen des Junkerthums noch zu Ehren und Ansehen bringen." Mit diesem propheti-

schen Ausspruch beendigte Bismarck seine Abgeordnetenthätigkeit; wenige Tage darauf, im Mai 1851, ging er als Geheimer Legationsrath und erster Secretär der Bundestagsgesandtschaft nach Frankfurt, um volle elf Jahre lang an den preußischen Landtagsverhandlungen nicht mehr persönlich theilzunehmen.

Lieder aus dem Norden.

Gedichte von Andreas Ascharin. Riga, Deubner. 8. 2 M.

Unser Dichter will keine großen Ansprüche erheben, er sagt:

Nicht seht ihr Wunderblumen sprießen
In märchenhafter Farbenpracht;
Sucht dort sie, wo mit heißen Küssen
Ein ew'ger Frühling ihnen lacht.

Des Nordens Sonne hat geleuchtet
Ob meines Sanges grünem Sproß,
Des Nordens Wolke ihn befeuchtet,
Bis Blüt' auf Blüte sich erschloß.

Also Lieder aus dem Norden und zwar dem russischen. „Von der Censur erlaubt", steht ja auf der Rückseite des Titelblattes. Wir können also von vornherein annehmen, daß die Gedichte zu den wohlumfriedeten gehören, zumal in den russischen Ostseeprovinzen, an die wenigstens die Ueberschrift „Erinnerung an Dorpat" erinnert. Das über die alma mater Gesagte paßt jedoch auf alle almae matres. Ein Philosophengang ist auch da. Die Philosophen können sich da manches ausdenken, was sie auf dem Katheder nicht sagen dürfen. Jetzt aber — blos Liebchen bildet das Auditorium, wogegen die Censur nichts zu erinnern haben wird, zumal wenn Liebchen verliebt aussieht. Sie interpellirt in ähnlicher Weise wie vordem Gretchen mit den Worten: „Glaubst du an Unsterblichkeit?" Keine Frage!

An Unsterblichkeit zu glauben,
Bringt unzweifelhaft Gewinn,
Keinem will den Trost ich rauben,
Da ich selbst unsterblich bin.

Deine Augen geben Kunde
Von der Liebe Himmelreich,
Und ein Kuß von deinem Munde
Machet mich den Göttern gleich.

Wir finden fünfundachtzig meist kleinere Gedichte von verschiedener Güte, darunter auch Handwerksburschenlieder. Hier gleich eins:

Wir Handwerksburschen sein
Ein lustiges Blut!
Zum Städtel geht's nein
Mit abgezognem Hut,
Wie herrlich mund't der Wein
Für Fechterbatzen gut!
Wir Handwerksburschen sein
Ein lustiges Blut.

Ei, braunes Mädel du
Mit rothem Mohnenkranz,
Bind' fester dir die Schuh',
Juchhe, juchhe zum Tanz!

Mus'kanten fallet drein
Mit Geigen und Getut' —
Wir Handwerksburschen sein
Ein lustiges Blut!

Und geht's zum Kehraus dann,
Ihr Lumpen, laßt's Gezank!
Der eine greif' zur Kann',
Der andre nach der Bank.
Der Herr von Ziegenhain,
Wie flink der springen thut!
Wir Handwerksburschen sein
Ein lustiges Blut!

Das ist so übel nicht. Dagegen wird uns ein alter Küster blos vorgeführt, den man frühmorgens todt und — lehnend an dem Sarge seiner Frau findet. Daß es ein Küster war, ist uns sehr gleichgültig. Auf das Wie des Mannes kam es an. In ähnlicher geistig beziehungsloser Weise geht ein Schiff, also für uns blos ein Holzkasten, unter. Die „Amazone" sprengt in wildem Jagen dahin, Reiter und Wagen weit hinter sich lassend, sodaß ihr die blonden Locken feucht ums glühende Angesicht wehen. Warum? Sie will Amor's Pfeile entrinnen, der jedoch, wie es am Schluß heißt, schneller sein wird. Das ist aber kein Schluß.

„Ein armer bleicher Schächer" im alten Rom entreißt sich den Kriegern, die ihn zum Richtplatz führen wollen, und fällt vor einer Vestalin nieder, die ihn rettet, indem sie ihn liebreich aufhebt. Das ist wieder die ganze Geschichte, die sich farblos, weil ohne charakteristische Merkmale und ohne Vorgänge, welche Spannung vermitteln, in ein paar Versen abschließt. Der Dichter will zwar den Schächer genau kennen. Seltsamerweise aber „verschwamm dieser dem wachen (!) Sinn", sodaß denn die Vestalin allein und objectlos übrigblieb. Auch stelzenhaft rhetorische, die Natur überschreitende Ausmalerei: „Du bäumst dich, o Herz, wie das wilde Roß der Steppe; vergebens beißest du in die Zügel; nicht schüttelst du freudig wie einst die Mähnen im stolzen Bewußtsein der Freiheit." Als wenn das Herz ein haariges oder, ins Metaphorische übersetzt, ein widerhaariges Ding wäre. Aber die Censur machte doch keinen Strich; ohne Zweifel hielt sie die ganze Geschichte blos für einen poetischen Strich.

Was Besseres betrifft, da findet sich ein ziemlich langes Gedicht in Terzinen: „Der Eremit", und der hübsche Gedanke: nicht Buße und Gebet befreit von der Sündenlast, sondern die gute That, in welcher der zwar gute, aber doch immer noch schwankende Vorsatz erst wahrhaft Dauer und Festigkeit gewinnt. Und merkwürdig: diese nicht eben leicht zu

handhabenden Terzinen zeichnen sich vor andern Gedichten durch reinere Form aus. Es ist, als ob der Verfasser in einen Prunksalon träte, wo er sich zusammennehmen müsse, um nicht auszugleiten, d. h. nicht zu viele falsche Reime zu machen. Denn ohne drei kommen wir doch auch hier nicht ab. Wir heben noch folgende Gedichte hervor: „Des Verbannten Klage", „Klage", „Unvergleichlich", „Die Alraunen", „Entschuldigung", „Märzveilchen", „Der Winter", „Eisesblümchen", „Auf dem Anstand", „Mutterglück", die sich durch andere vermehren lassen. Stehe hier „Mutterglück":

Wie schreitet einher mit freudigem Sinn
Die junge, die blühende Schnitterin!
Wie beugt sie mit liebendem Blick sich zurück!
Ihr auf der Schulter ruht ja das Glück.

Des Kindes Jauchzen voll heller Lust
Beweget mit süßem Klang ihr die Brust.
Verschwunden ist Schwäche und Müdigkeit,
Es strahlt das Antlitz voll seliger Freud'.

Der müde, häufig strauchelnde Fuß
Im lustigen Takte sich regen muß.
Die Hand, die kaum noch die Sichel hielt,
Zum Jubel des Kindes tändelt und spielt.

Und horch! sie erhebt die Stimme und singt,
Aus rauher Kehle das Lied erklingt.
Hell jauchzet das Kind und jubelt darein —
Wann hörte ich süßere Melodein?

O eile der nahen Heimat zu,
Du stolze, du glückliche Mutter du!
Ich webe ums Haupt dir den Strahlenschein
Und segne dich mild im Herzen mein.

Schade daß das Gedicht in den beiden letzten Zeilen so matt ausklingt. Besser wäre vielleicht:

O eile der nahen Heimat zu,
Du stolze, du glückliche Mutter du! —
Ich aber ging und ersann dies Gedicht,
Das ein Kränzlein für dich und dein Kindlein flicht.

Rudolf Kulemann.

Feuilleton.

Ausländische Literatur.

Der Verfasser mehrerer bedeutender Artikel über Rußland in der „Revue des deux mondes", A. Leroy-Beaulieu, hat sie nun in beträchtlich erweiterter Gestalt in dem Werk „L'empire des Tsars et les Russes", wovon zunächst der erste Band erschien, veröffentlicht. Es dürfte dies eins der erschöpfendsten und zuverlässigsten Werke über das Zarenreich werden, da der Verfasser eine seltene und im Lande erlangte Kenntniß der dortigen Zustände besitzt, wie allseitig anerkannt ist.

— Von Th. Jung's „Bonaparte et son temps" ist eben der dritte Theil erschienen, womit das Werk beendet ist. Es behandelt namentlich die Jugend des ersten Napoleon und gibt einen werthvollen Beitrag zur Geschichte der erloschenen Dynastie. Im Vorwort und Schlußkapitel spricht sich der bittere Haß des Republikaners gegen dieselbe aus.

— Ein für die Gegner der Frauenemancipation interessanter Beitrag zur Frauenfrage ist „La question des femmes" von E. Legouvé, der den Frauen zwar nicht das logische, wol aber das praktische Recht abspricht, mit zu wählen und als Vertreterinnen in den Kammern zu sitzen, und sie in die Spitäler und Wohlthätigkeitsanstalten als ihren eigentlichen Wirkungskreis verweist.

— Wie nicht anders zu erwarten, enthält „Poètes et artistes de l'Italie" von E. Montégut höchst werthvolle Essays, namentlich den über Boccaccio. Die übrigen beschäftigen sich hauptsächlich mit italienischer Kunst.

— Eine neue Bearbeitung einer wichtigen Epoche der Geschichte nicht blos Spaniens und eines immerhin bedeutenden, wenngleich finstern und tyrannischen, viel Unheil stiftenden Herrschers bietet die „Histoire de Philippe II" von H. F. Forneron in zwei Bänden. Der Verfasser hat dazu natürlich das neue Material verwerthet, welches seit Prescott's Tod in Spanien und andern Ländern, besonders in Belgien entdeckt worden ist, und so die Geschichte mit einem gediegenen Werke bereichert.

— Der bekannte V. Tissot hat vereint mit C. Améro auch seinen Beitrag zur Schilderung russischer Zustände in „La vie en Sibérie: aventures de trois fugitifs" geliefert. Das londoner „Athenaeum" indessen schließt seine Besprechung des Buchs mit den auch für das literarische Treiben, wie man es nennen kann, in England bezeichnenden Worten: „Die ganze Geschichte ist so albern, daß sie wahrscheinlich übersetzt werden wird."

Hingegen rühmt dasselbe Blatt, wenn auch mit Einschränkung in Bezug auf die Form, den neuesten Roman von M. Cherbuliez: „Noire et Rouge".

— Ein zwar unvollständiges, doch sehr beachtenswerthes Werk ist Gustave Flaubert's „Bonvard et Pécuchet", das nach dem ebengenannten Blatte Aehnlichkeit mit Voltaire's „Candide" einerseits und mit des Verfassers eigenem „unvergleichlichen" „Tentation de St.-Antoine" andererseits hat. Die zwei Helden sind, was wir Spießbürger nennen würden, die über ihre Sphäre hinaus wollen und allerlei Experimente durchmachen, bis sie endlich enttäuscht wieder zu ihrem Stande zurückkehren. Die Schilderung ihrer Wandlungen ist äußerst cynisch und düster. Doch ist es nach dem Urtheile des genannten Blattes ein höchst eigenartiges Buch, das viel Treffendes, Treffliches und eine nützliche Lehre enthält.

— Trotz dem voluminösen Werke von Carlyle hat es ein englischer Schriftsteller, und zwar ein Mitglied der berühmten Verlagshandlung Longman unternommen, die Geschichte des Siebenjährigen Kriegs nochmals zu behandeln, und jetzt ist das Werk unter dem Titel: „Epochs of Modern History. Frederick the Great and the Seven Years' War, by F. W. Longman", erschienen. Das „Athenaeum" äußert sich sehr lobend über diese Leistung und sagt unter anderm, sie biete eine günstige Würdigung des Charakters Friedrich's des Großen, und die Ansicht des Verfassers scheine in der Hauptsache zutreffend zu sein.

— Während wir bisjetzt noch keine Biographie der im vorigen December verstorbenen George Eliot (Mrs. Croß) besitzen, sind bereits zwei über Carlyle erschienen und zwar: „Thomas Carlyle: the Man and his Books" von W. Howie Wylie, und „Thomas Carlyle" von Henry J. Nicoll.

— Geistvolle Betrachtungen über das Leben, in der Art wie Siegmund Schott's „Ansichten vom Leben", wiewol mit etwas trüberm Anstrich, enthält ein Band Essays, den Robert Louis Stevenson unter dem Titel „Virginibus Puerisque; and other Papers" veröffentlicht hat.

— A. Stevens hat es sich zur Aufgabe gestellt, durch sein Buch „Madame de Staël; a Study of her Life and Times;

the First Revolution and the First Empire" den Cultus „der größten Frau in der Literatur" neu zu beleben und zu verbreiten. Sicherlich hat er als ein wahrer und warmer Verehrer keine Mühe gescheut und es sich ernstlich angelegen sein lassen, das Leben der berühmten Frau bis ins kleinste Detail hinein zu erforschen und an den Tag zu fördern, und, treu seiner Eigenschaft als Verehrer und Anbeter, ist sein Buch eine Lobrede vom Beginn bis zum Ende.

— Eine sehr interessante Sammlung einer besondern Gattung der Dichtung hat der rühmlich bekannte Literarhistoriker E. W. Gosse in seinen „English Odes" veranstaltet. Natürlich hat er nur den besten Oden, welche die englische Literatur von Spenser bis Swinburne hervorgebracht hat, einen Platz darin eingeräumt, und diese Art Zusammenstellung kann man, als die beste Uebersicht gewährend, nur empfehlen.

— Ein werthvoller Beitrag zur englischen Geschichte und Literaturgeschichte sind „English Studies; or Essays in English History and Literature" von dem verstorbenen J. S. Brewer, mit einem einleitenden Memoir von Henry Wace edirt. Es ist dies eine Sammlung von bisher in verschiedenen Zeitschriften zerstreut gewesener Essays, unter denen z. B. der über Shakspeare vom „Athenaeum" besonders rühmend hervorgehoben wird. Der Verfasser habe darin alles vor ihm über den Dichter Geschriebene verwerthet und doch dem Ganzen das Gepräge seines eigenen feinfühlenden kritischen Geistes gegeben.

— Aus Chicago, von wo sonst ganz andere Waare herüberkommt, liegt uns ein kleines, in jeder Hinsicht recht eigenartiges anonymes Büchlein vor. Die Ausstattung ist nämlich von einer Eleganz, wie sie selbst in England nie vorkommt, da die Blätter durchweg — es sind deren 97 — nur auf einer Seite bedruckt sind; Papier und Typen sind entsprechend elegant, sodaß es dem Auge wohlthuend ist, darin zu lesen. Aber auch der Geist wird durch den Inhalt angeregt und befriedigt. Unter dem Titel „The Students' Dream" und dem auf der folgenden Seite näher angegebenen „A Horoscope of Mental Growth, containing a metaphysical Discovery" wird hier ein mit neuern deutschen Studien sich nahe berührender Versuch gemacht, auf Kant und Spencer fußend, die „Bewegung" als Princip einer neuen Weltanschauung aufzustellen und die Wissenschaft mit der Religion und den volksthümlichen Ansichten in Uebereinstimmung zu bringen. Freilich haben vor der neu-Kant'schen Schule des heutigen Tags schon Trendelenburg und Lazarus Geiger ihre Weltanschauung auf dasselbe Princip gestellt; allein wer hätte je etwas ganz Neues vorgebracht? Jedenfalls ist das Schriftchen sehr lesenswerth, und dürfte von dem Verfasser, der tüchtige Studien gemacht zu haben scheint und dem es Ernst um die Sache ist, später eine umfangreichere Leistung zu erwarten sein.

— Als Versuch, die Geschichte durch Begründung derselben auf die Naturgesetze zur strengen Wissenschaft zu erheben, worin Buckle vorangegangen ist, kündigt sich das neue Werk Gabriele Rosa's, des Verfassers der 1873 in zweiter Auflage erschienenen „Storia generale delle storie", unter dem Titel „Storia Naturale della civiltà" an. Statt einer Philosophie der Geschichte also, die sich in bloßen Speculationen ergeht, wird uns hier eine Naturgeschichte des Staats geboten, welche die Gesetzmäßigkeit des Verlaufs der Völkergeschichte alter und neuer Zeit, freilich nur in den dürftigsten Umrissen, nachzuweisen versucht.

Einen ähnlichen Zweck verfolgt die sehr gelehrte, früher als Vorwort zum siebenten Bande der „Biblioteca dell' Economista" veröffentlichte Abhandlung: „L'Animale e l'Uomo. Fondamenti dottrinali e melodici della moderna sociologia nelle sue relazioni con le scienze biologiche, economiche et statistiche" von Professor Gerolamo Boccardo (Turin 1881).

— Abermals liegt uns eine reizende Gedichtsammlung und zwar bereits in dritter Auflage unter dem Titel „Ricordanze versi" von Mario Rapisardi vor. Mit Ausnahme der einen dramatischen Phantasie „Francesca da Rimini" enthält der schön ausgestattete Band nur lyrische, sinnige und geistreiche Dichtungen, aus denen wir besonders das „Ad una madre" überschriebene hervorheben möchten.

Berichtigung.

Nr. 23 d. Bl. enthält eine sehr dankenswerthe Recension meines Werkchens über Harvey, worin sich aber leider zwei Irrthümer befinden, die ich der etwa daraus zu ziehenden Folgerungen wegen nicht unberichtigt lassen kann. Ich bemerke in dieser Beziehung, daß ich 1) nicht die Ehre habe, ein „Schüler" von H. Rohlfs und 2) ebenso wenig die, noch Landarzt zu sein. Letzteres halte ich zwar für mindestens ebenso ehrenvoll, weil schwieriger, als Stadt- u. dgl. Arzt zu sein, insofern dort der ganze Arzt und Mann eintreten muß, hier dagegen unter den Collegen immer einer sich findet, der nöthigenfalls leicht die eigenen Lücken ausfüllen kann. Es gibt Gott sei Dank in Deutschland sehr tüchtige Landärzte, wenn sie auch nie den „Ruhm" erlangen, wie etwa ein Professor oder ein glücklicher Stadtarzt.

Worms, 20. Juni 1881.

Dr. J. Hermann Baas.

Bibliographie.

Ambros, A. W., Geschichte der Musik. Mit zahlreichen Notenbeispielen und -Beilagen. Notenbeilagen zum dritten Bande, meist nach den hinterlassenen Vorlagen des Verfassers zusammengestellt, redigirt und mit Nachträgen versehen von O. Kade. 1ste Lfg. (Des ganzen Werkes 31ste Lfg.) Leipzig, Leuckart. Gr. 8. 1 M.

Beaulieu-Marconnay, E. Freih. v., Aus beiden Sphären. Englische Dichtungen des XIX. Jahrhunderts, übertragen. Leipzig, Friedrich. 12. 3 M.

Buchner, W., Ferdinand Freiligrath. Ein Dichterleben in Briefen. 1ste Lfg. Lahr, Schauenburg. Gr. 8. 1 M. 25 Pf.

Curtius, P., Der Weg zum Frieden. Denkschrift über die social-conservativen Bestrebungen. Berlin, F. Luckhardt. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Dorer, E., Die Calderon-Literatur in Deutschland. Bibliographische Uebersicht. Leipzig, Friedrich. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

— — Goethe und Calderon. Gedenkblätter zur Calderonfeier. Leipzig, Friedrich. 8. 1 M. 20 Pf.

Egler, L., Aus'm Zollerländle. Gedichte und Volksthümliches in schwäbischer Mundart. Sigmaringen, Tappen. 12. 2 M.

Fastenrath, J., Calderon de la Barca. Festgabe. Leipzig, Friedrich. 8. 1 M. 50 Pf.

Götzinger, E., Reallexikon der deutschen Alterthümer. Ein Hand- und Nachschlagebuch für Studierende und Laien. 1ste Lfg. Leipzig, Urban. Gr. 8. 1 M.

Hagemann, A., Was ist Charakter und wie kann er durch die Erziehung gebildet werden. Dorpat, Krüger. Gr. 8. 75 Pf.

Karlowitsch, W., Zar Alexander II. als Mensch und Herrscher. Nach eigenen Beobachtungen und Erfahrungen. Dresden, v. Grumbkow. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Mantegazza, P., Physiologie des Genusses. Autorisirte Uebersetzung. Nach der 9. Auflage aus dem Italienischen. 1ste u. 2te Lfg. Oberhausen, Spaarmann. Gr. 8. à 50 Pf.

Proelß, J., Emancipirte Novellen. Leipzig, Reißner. 8. 2 M. 50 Pf.

Schmitz-Dumont, O., Die Einheit der Naturkräfte und die Deutung ihrer gemeinsamen Formel. Mit 5 Figuren-Tafeln. Berlin, C. Duncker. Gr. 8. 4 M.

Schwarz, K., Ebbe und Fluth, deren Ursache experimentell nachgewiesen. Mit 1 Figuren-Tafel. München, Kellerer. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Schweichel, R., Die Falkner von St. Vigil. Roman aus der Zeit der bairischen Herrschaft in Tirol. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 15 M.

Schwerdfeger, O., König Johann, eine Lebensskizze für unsere Zeit. Vortrag. Dresden, Burdach. Gr. 8. 45 Pf.

Spielhagen, F., Skizzen, Geschichten und Gedichte. Leipzig, Staackmann. 8. 3 M. 50 Pf.

Stinde, J., Das Rauchen. Seine Nachtheile und deren Vermeidung. Eine naturwissenschaftlich-diätetische Skizze. Berlin, Stuhr. 8. 50 Pf.

Sutermeister, O., Welt und Geist. Alte und neue Tagebuchblätter in Spruchdichtungen. Bern, Dalp. 12. 2 M. 50 Pf.

Vischer, F. T., Altes und Neues. 2tes Heft. Stuttgart, Bonz u. Comp. Gr. 8. 5 M.

Voß, R., Die Patricierin. Trauerspiel. Frankfurt a. M., Koenitzer. 8. 2 M.

Wäckerle, H., Nägelastrauß. Neue Gedichte in schwäbischer Mundart. Augsburg, Lampart u. Comp. 16. 1 M. 20 Pf.

Anzeigen.

Das Verlagsgeschäft (H. 71227)

„Gegenseitigkeit" in Ulm a. D.

übernimmt die Drucklegung volksthümlicher, belletristischer und dramatischer Werke unter den günstigsten Bedingungen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

ILIOS

STADT UND LAND DER TROJANER

FORSCHUNGEN UND ENTDECKUNGEN IN DER TROAS UND BESONDERS AUF DER BAUSTELLE VON TROJA.

VON

DR. **HEINRICH SCHLIEMANN.**

Mit einer Selbstbiographie des Verfassers, einer Vorrede von Rudolf Virchow und Beiträgen von P. Ascherson, H. Brugsch-Bey, E. Burnouf, Frank Calvert, A. J. Duffield, J. P. Mahaffy, Max Müller, A. Postolaccas, A. H. Sayce und R. Virchow.

Mit circa 1800 Abbildungen, Karten und Plänen in Holzschnitt und Lithographie.

Gr. 8. (XXIV und 880 S.) Cartonnirt 42 M. Geb. 45 M.

In diesem umfassenden, reich ausgestatteten Werke gibt Schliemann eine vollständige Darstellung seiner Ausgrabungen in der Landschaft Troas sowie der staunenswerthen Funde, welche dadurch aus jahrtausendelanger Verborgenheit wieder ans Licht gezogen wurden. Von grösster Wichtigkeit für Archäologen und Philologen, wird das Werk, wie Professor Virchow in seiner Vorrede sagt, auch für jeden Gebildeten eine Quelle des Genusses und der Belehrung werden. Ein Prospect ist in allen Buchhandlungen gratis zu haben.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Sprichwörter-Lexikon.

Ein Hausschatz für das deutsche Volk.

Herausgegeben von **K. F. W. Wander.**

Fünf Bände.

4. Preis jedes Bandes geh. 30 M., geb. 32 M.

(Auch in 75 Lieferungen à 2 M. zu beziehen.)

Dieses nun vollständig vorliegende Werk wird mit Recht als ein ebenso für die deutsche Sprache wie für die deutsche Culturgeschichte überaus wichtiges Nationalwerk bezeichnet, das in jeder öffentlichen wie in jeder grössern Privatbibliothek seinen Platz zu beanspruchen habe. Ein Prospect ist in allen Buchhandlungen gratis zu erhalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ausgewählte Predigten

von

Clemens Friedrich Brockhaus,

weil. Pastor an der St.-Johanniskirche in Leipzig, Lic. th., Dr. phil. und außerordentlichem Professor an der Universität daselbst.

8. Geh. 3 M. 50 Pf. Geb. 4 M. 50 Pf.

Vorliegende Sammlung von Predigten kommt zunächst dem Wunsche zahlreicher Freunde des Verstorbenen entgegen, doch werden sich auch weitere Kreise, Theologen wie Laien, an denselben erbauen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dramatische Werke

von

Rudolf Gottschall.

Zwölf Bändchen. 8. Geh. 18 M. Geb. (5 Bände) 22 M.

Jedes Bändchen einzeln geh. 1 M. 50 Pf.

Die 12 Bändchen enthalten:

1. **Pitt und Fox.** Lustspiel in fünf Aufzügen.
2. **Mazeppa.** Geschichtliches Trauerspiel in fünf Aufzügen.
3. **Die Diplomaten.** Lustspiel in fünf Aufzügen.
4. **Der Nabob.** Trauerspiel in fünf Aufzügen.
5. **Katharina Howard.** Trauerspiel in fünf Aufzügen.
6. **König Karl XII.** Geschichtliches Trauerspiel in fünf Aufzügen.
7. **Herzog Bernhard von Weimar.** Geschichtliches Trauerspiel in fünf Aufzügen.
8. **Die Welt des Schwindels.** Geschichtliches Lustspiel in fünf Aufzügen.
9. **Amy Robsart.** Trauerspiel in fünf Aufzügen.
10. **Arabella Stuart.** Trauerspiel in fünf Aufzügen.
11. **Auf rother Erde.** Drama in fünf Aufzügen.
12. **Der Vermittler.** Lustspiel in vier Aufzügen.

Rudolf Gottschall's Dramen, die zum Theil beliebte Repertoirestücke der deutschen Bühnen geworden sind, liegen hier in einer gleichmäßigen, abgeschlossenen Gesammtausgabe vor, doch kann auch jedes Drama einzeln bezogen werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Syrisch-römisches Rechtsbuch

aus dem fünften Jahrhundert.

Mit Unterstützung der Akademie der Wissenschaften zu Berlin

aus den orientalischen Quellen herausgegeben, übersetzt und erläutert von

Karl Georg Bruns und **Eduard Sachau.**

4. Geh. 36 M.

Zwei der hervorragendsten berliner Gelehrten, Geh. Rath Dr. Bruns, Professor der Rechte und Mitglied der Akademie der Wissenschaften, und Dr. Sachau, Professor der Orientalischen Literatur, verbanden sich zur Herausgabe dieser syrischen, arabischen und armenischen Texte, denen sie die deutsche Uebersetzung nebst einem literargeschichtlichen und juristischen Commentar hinzufügten. Das Werk ist sowol für die Rechtswissenschaft wie für die vergleichende Sprachkunde von grosser Bedeutung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Mythus und Wissenschaft.

Eine Studie von **Tito Vignoli.**

8. Geh. 5 M. Geb. 6 M.

(Internationale wissenschaftliche Bibliothek 47. Band.)

Geistreiche Untersuchungen des italienischen Gelehrten Vignoli über die Sinneseindrücke beim Thiere und beim Menschen sowie über die Entwickelung des menschlichen Intellects zur Wissenschaft und Freiheit.

(Mit einer Beilage: **Literarischer Anzeiger,** Nr. 7.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 070035016